ZEITSCHRIFT FÜR ROMANISCHE PHILOLOGIE

Begründet von GUSTAV GRÖBER

Fortgeführt und herausgegeben von
ALFONS HILKA

1929
49. Band

Unveränderter Nachdruck
1970



JOHNSON REPRINT CORPORATION
NEW YORK LONDON

ZEITSCHRIFT
FÜR
ROMANISCHE PHILOLOGIE

Begründet von GUSTAV GRÖBER

Fortgeführt und herausgegeben von
ALFONS HILKA

1929

49. Band

Unveränderter Nachdruck
1970



JOHNSON REPRINT CORPORATION
NEW YORK LONDON

Reprinted jointly by Johnson Reprint Corporation, New York - London
and Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, Graz / Austria
by arrangement with Max Niemeyer, Tübingen
This edition is an exact photo-offset reproduction of the original edition
published by Max Niemeyer, Tübingen

Photomechanischer Nachdruck der
Akademischen Druck- u. Verlagsanstalt
Graz / Austria
Printed in Austria
202/69

INHALT.

TEXTE.

NEKROLOGE.

VERMISCHTES.

I. Zur Wortgeschichte.

II. Zur Literaturgeschichte.

BESPRECHUNGEN.

Über den verblümten Ausdruck im Spanischen.

In der 2. Reihe seiner „Vermischten Beiträge zur Französischen Grammatik" hat Tobler im Anhang einen Aufsatz „Verblümter Ausdruck und Wortspiel in altfranzösischer Rede" (2. Auflage, 1906, S. 211—263) abgedruckt, der hinsichtlich der Beurteilung der Erscheinungen als vorbildlich bezeichnet werden mufs. Er kommt darin auch gelegentlich auf spanische und portugiesische Fälle zu sprechen, aber nur nebenbei und um französische Beispiele durch Parallelen zu beleuchten. In der Einleitung sagt er mit Recht, dafs man erst dann, wenn eine reichliche Ernte auch aus anderen Sprachgebieten eingebracht sein wird, wird entscheiden können, „ob bei Deutschen oder bei Franzosen die besondere Art des Witzes und Humors, auf die es hier ankommt, mehr und mannigfaltigere Blüten getrieben, ob etwa die Eigentümlichkeit jeder Sprache die Pflege besonderer Arten des Wortspiels hier und dort begünstigt habe, ob dem verschiedenen Mafse unmittelbarer Verständlichkeit der meisten landesüblichen Personennamen ungleiches Mafs der Häufigkeit gewisser Species der verblümten Rede entspreche, und anderes mehr." (S. 211—2.) Dies gilt natürlich auch für andere Sprachen.

In der spanischen Literaturüberlieferung spielt seit den ältesten Zeiten das volkstümliche und regionale Element eine grofse Rolle. Der *popularismo* ist, wie Menéndez Pidal sagt „*uno de los caracteres propios de la literatura y de la lengua, savia que produce florecimientos maravillosos como el romancero, el teatro clásico, la prosa de Santa Teresa o del mismo Cervantes.*" [1] Und in Amerika gesellt sich dazu der Vulgärismus. „*La diferencia de matiz es evidente: lo popular supone la compenetración del elemento culto con el pueblo en general; lo vulgar supone la mayor iniciativa del pueblo inculto.*" (ib.) Das volkstümliche Element spielt also in der spanischen Sprache, in der Literatur und in noch höherem Grade in der Umgangssprache eine grofse Rolle. Eine so grofse, dafs man häufig bei der Lektüre der älteren wie der neueren spanischen Schriftwerke von den lexikalischen Hilfsquellen im Stiche gelassen wird, da die Wörterbücher mit diesem stets frisch zufliefsenden Strom vulgärer und regionaler Ausdrücke nicht gleichen Schritt halten konnten. Dafs hierbei die

---

[1] Menéndez Pidal, La lengua española, in „Hispania" (California) I (1918), S. 5.

gerade beim Volke beliebte Verblümung, die teils dem Spieltriebe, teils auch abergläubischen Vorstellungen oder moralischen Rücksichten, dem Streben nach Verschleierung entspricht, einen hervorragenden Platz einnimmt, ist von vornherein anzunehmen. Dazu kommt noch, dafs es in Spanien wie anderwärts, eine Zeit des gewollten Geistreichelns und Witzelns gegeben hat, die Periode des Kulteranismus, wo man sich absichtlich in Wortspielen und verblümten Anspielungen gefiel. Die Werke dieser Zeit sind voll von solchen Spielereien. So etwa, wenn Calderón in „La Vida es Sueño" (ed. Keil, p. 17) sagt:

Donde yo todos los dias
En el filósofo leo
Ni-comedes, y las noches
En el concilio Ni-ceno,

und ähnlich im „Hombre pobre todo es trazas", I, 467; Stellen, die F. W. V. Schmidt, Die Schauspiele Calderons, Elberfeld 1857, S. 354, und nach ihm Tobler, S. 323 anführt. Oder wenn Quevedo im Buscón II, 4 die Galeere (*remo*) als Bruder des Romulus bezeichnet: „*A este se llegaban otros cuatro hombres todos agrillados y condenados al hermano de Rómulo.*" Oder wenn derselbe Quevedo, ebenfalls im „Buscón" (I, 2) Pablos Schulfreund Diego zu einem *Don Diaguito* macht, um ihn verblümt als einen „*diablo*" hinzustellen: „*Sucedió pues uno de los primeros que hubo escuela por navidad, que viniendo por la calle un hombre, que se llamaba Poncio de Aguirre (el cual tenía fama de consejero), que el don Diaguito me dijo: „Hola, llámale Poncio Pilato", y hé a correr.*"

Häufig ist z. B. die Anspielung auf eine platte Nase (*nariz roma*) durch den Namen der ewigen Stadt:

un gato romano | tan agüileño de uñas | cuanto de narices chato." (Quevedo, Parnaso español, Musa VI, ed. Rivadeneyra LXIX, p. 208 a), und ähnlich im „Buscón" I, c. 3: „*Él era un clérigo cerbatana . . . Los ojos avecinados en el cogote, que parecía que miraba por cuévanos, tan hundidos y escuros, que era buen sitio el suyo para tiendas de mercaderes; la nariz entre Roma y Francia, porque se le había comido de unas buas de resfriado,*" wobei zugleich Francia auf das „mal gálico" anspielt.[1]

Bekannt ist die Stelle aus Cervantes' Rinconete y Cortadillo (Rodríguez-Marín, Ed. crít., p. 163):

— *No entendemos esta razón, señor galán — respondió Rincón.*
— *¿Qué nos entrevan, señores murcios? — respondió el otro.*
— *No somos de Teba ni de Murcia, dijo Cortado.*

---

[1] Vgl. engl. *French fever*, *French gout* (Baumann, Londinismen², s. v.); türk. *frenk illéti*, ngriech. *μαλαφϱάντσα*, auch *φϱάντσα* allein; alban. *malafrentsε*, alle aus ital. *mal francese* (G. Meyer, Neugriech. Studien IV, 47; Etym. Wörterb. d. alban. Sprache, S. 256); arab. *ḥabb frandschi*, etc. Weiteres bei Kr. Sandfeld Jensen, Nationalfølelsen og Sproget, Kopenhagen 1910, S. 45 f.

Entrevar bedeutet in der Gaunersprache ‚entender', und *murcio* ‚Dieb', und wenn Cortado, der diese Ausdrücke nicht zu verstehen vorgibt, sagt, sie seien weder aus Theben, noch aus Murcia, so macht er damit ein Wortspiel ganz in der Art der verblümten Ausdrücke, die durch einen Ortsnamen auf einen bestimmten Ausdruck anspielen.

In der II^a^ Parte de la Vida del Pícaro (ed. Rodríguez-Marín, Rev. de Arch., III^a^ ép., tm. 18 [1908], S. 63) lesen wir:

Mañana, quando Juan Rubio
assome por los texados
con su cara de rodela,
lampiño y abochornado,
Saldreis de Sevilla todos
por aqueste rio abaxo
a la conquista de Tunez,

d. h. „a la conquista de atunes", zum Thunfischfang. Und „*Juan Rubio*" ist die Sonne; s. darüber später.

Bekannt sind auch die zahlreichen Wortspiele, in denen sich die „Graciosos" des klassischen Theaters ergehen. Ein Beispiel genüge. In Moreto's „El Desdén con el desdén, I, 6; v. 705 ss. sagt der Gracioso Polillas:

Amor, señora, es congoja,
Traición, tiranía villana,
Y sólo el tiempo le sana,
Suplicaciones y aloja.
Amor es quita-razón,
Quita-sueño, quita-bien,
Quita-pelillos también,
Que hará calvo a un motilón,
Y las que el obliga a amar,
Todas acaban en quita,
Francisquita, Mariquita,
Por ser todas al quitar.

Es ist nicht meine Absicht, diese Mine auszuschöpfen, nicht nur weil das unmöglich ist, sondern auch weil mein Zweck nicht der ist, die individuell-stilischen Bildungen zu behandeln, sondern diejenigen, die in der gesprochenen Rede fortleben. Aber zusammenfassende Arbeiten über das Wortspiel und die verblümte Rede bei den Dramatikern der klassischen Zeit und den kulteranistischen Schriftstellern würden sehr erwünscht und ein wichtiger Beitrag zur Beurteilung der damaligen Zeitströmungen sein.[1]

Tobler bespricht zuerst die Verblümung durch Orts- und Ländernamen, und ich will zunächst seiner Einteilung folgen, da

[1] Etwa in der Art der schönen Arbeit von Leop. Wurth, Das Wortspiel bei Shakespeare. Wien und Leipzig 1895.

die Art der Verblümung durch Eigennamen zweifellos eine der häufigsten ist. Der lautliche Anklang an einen solchen genügt, um das scherzhafte Bild hervorzurufen oder es wird auf Grund anderer Vorbilder ein fiktiver Eigenname gebildet. Dabei spielen aber die verschiedensten Begleitgefühle mit.

Wenn z. B. für „schlafen gehen, ins Bett gehen" so ziemlich überall ein verblümter Ausdruck zu bestehen scheint, deutsch *nach Betlehem gehen*; engl. *to go down sheetlane into Bedfordshire* (Baumann, Londinismen[2], S. CX); port. *„Já está a contas com o João Pestana"* (Bessa, A giria portugueza, S. 174);[1] ostkatal. *me'n vaig cap a San Culgat*, von *colgar* (Barnils, Butll. Dial. Cat. II, 60) so kommt das wohl davon her, daſs man durch das Scherzwort den Kindern das ihnen wenig angenehme ins Bett gehen müssen schmackhafter machen will.[2]

In vielen Fällen hat der verblümte Ausdruck zugleich einen bewuſst verschleiernden Charakter, ist also oft zugleich ein Euphemismus; manchmal handelt es sich um Ausdrücke, die aus der Gaunersprache entnommen sind, die sich ja mit Vorliebe der Verblümung bedient, und auch hier beobachtet man wieder die nahe Verwandtschaft zwischen Argot und Umgangssprache; anderes verdankt einfach der scherzhaften Absicht seinen Ursprung, oder ist reine Spielerei.

Als ich 1913—14 in Mexiko weilte, bemerkte ich mit Staunen, einen wie häufigen Gebrauch die dortige Umgangssprache von Wendungen machte, die irgendwie mit Eigennamen in Zusammenhang gebracht wurden. Statt *eso no es para mí* sagte man: *eso no es para Miguelito*; für *venga por acá*: *venga por Acámbaro* (Ort im Staate Guanajuato); für *mi querido*: *mi Querétaro*; statt *sácate de aquí*: *Zacatecas*; statt *tampoco*: *Tampico*. *Cállate la boca* wird zu *Cayetano la botica* (so bei Zamacois, El Jarabe, México 1861, 460), oder *Cayetano la botella* (Ramos, Dicc. de mejicanismos, 119 und Rodríguez Beltrán, Pajarito, Vocab., s. v. vejarano). Statt *sin género de duda* hört man *sin Gerónimo de duda* (Rodríguez Beltrán, ib.), ebenso in Bogotá und in Lima (Cuervo, Apunt., § 652).

Von in Spanien gebräuchlichen Verblümungen nenne ich:

---

[1] Vgl. auch pg. *valle de lençoes* ‚cama' (Bessa, S. 297); — „E agora Deus lhes dê boas noites a todos, que eu vou quinar para valle de lençoes" (Eça de Queiroz, O Crime do P. Amaro, S. 208). Und ähnlich im französ. Argot *halle aux draps* für „Bett".

[2] In Mateo Alemáns Guzmán de Alfarache I, 57 lesen wir: „Así llegaron a la ciudad, yéndose cada uno a su casa y cama; salvo el juicio del buen contemplativo, si mi madre, que otra Melisendra, durmió con su consorte, el cuerpo preso en Sansueña y en París cautiva el alma". — *„Le v'là parti à Dormillon"* sagt man in Frankreich (Sainéan, L'argot ancien, S. 132). *Avere i pisani* ‚si dice ai bambini quando la sera dal sonno non possono tenere gli occhi aperti', *pisaggine*, *pisolo*, in Lucca (Nieri 150); *vengono i pisani* „viene il sonno", e si dice (Toscana) dei bimbi quando cominciano a sbadigliare e chiudere gli occhi per il sonno (Panzini, Diz. Mod.[4], 482), verblümt nach *appisolarsi*. Früher sprach man in Italien vom *Teatro Bianchini* und verstand darunter das Bett („dalle lenzuola bianche", Panzini, l. c., S. 482).

estar (vivir) en Babia ‚ser un babieca o bobalicón, estar distraído y ajeno a lo que se trata' (Peq. Larousse; José María Sbarbi, Monografía sobre los Refranes, Adagios y Proverbios Castellanos, Madrid 1891, S. 33)[1]. Zu *babieca*, *babazas*, etc. (Cf. auch Spitzer, Bibl. Arch. Rom. II, 2, S. 138.)

llevar a Capadocia = ‚a capar' (Sbarbi, l. c.), zugleich euphemistisch, um das Wort für ‚kastrieren' zu verschleiern,[2] das auch sonst gerne umschrieben wird: andal. *aviar*, Torso-Gisbert, Voces and. 349; chilen. *arreglar*, *componer* (Román); mex. *componer* (Icazbalceta 115); kat. *sanar* und ähnlich sonst im Romanischen, REW 7566; bras. *beneficiar um touro* ‚castral-o, (C. Teschauer, Apostillas, Petropolis 1912, S. 25; amer.-engl. *to alter* (H. L. Mencken, The American Language, New York 1926, S. 151).

estar en Gilena, andal. ‚estar en babia'. „Por analogía (con la voz *gilí*) se dice de los tontos que están gilando o que están en Gilena" (Rodríguez Marín, Cant. Pop. Esp. IV, 380; Toro-Gisbert, Voc. and. 462). — Gilena ist ein Ort in der Provinz Estepa (Sevilla). Über *gilí* und seine Herkunft aus dem Zigeunerischen s. Verf., Notes linguistiques sur l'argot barcelonais, Barcelona 1924, S. 63.

dar unto de Palermo ‚dar de palo' (Sbarbi, l. c.), cf. *San Benito (de) Palermo* ‚palos' (Múgica, Eco de Madrid, Wörterbuch, S. 39; Montoto, Personajes I, 105; Spitzer, Bibl. Arch. Rom. II, 2, S. 162).

el regimiento de Pavía ‚una manada de pavos' (Sbarbi, l. c.).

en Peñaranda, pop. ‚empeñado' (Pastor y Molina, Madrileñismos, Rev. Hisp. XVIII, 66).[3] Peñaranda (de Bracamonte) ist ein Ort in der Provinz Salamanca. Tobler erwähnt (S. 214) *mi ropa en Peñíscola* = ‚empeñada' aus Pérez Galdós, Angel Guerra I, 80; dieses ist ein Ort in der Provinz Castellón de la Plana.

estar entre Pinto y Valdemoro ‚medió borracho, a medios pelos' (Peq. Lar.). Beide Orte existieren und liegen im Bezirk Getafe in der Provinz Madrid; der Wein von Valdemoro genießt einen gewissen Ruf; aber bei *Pintó* liegt auch verblümte Anspielung auf *pinta*, das Weinmaß, vor.[4]

el Marqués de la Romana: *estos libros van a parar al Marqués de la Romana* ‚esto es, a ser vendidos al peso por papel viejo' (Sbarbi), verblümt für *romana* ‚Wage'.

ser el alcalde de Ronquillo ‚ser ronco' (Sbarbi).

ser de Tomares oder *de Tomillo* ‚tomada, no comprada' (Sbarbi, l. c.); *vecinos de Tomares* ‚Tomajones que facilitaban

---

1 — *Lástima que no esté mi hija, que es la enterada de cuanto ocurre, por estos andurriales, y les pondría, ciertamente, al tanto de lo que desean saber. Yo vivo en Babia, ignorante de todo* (Pérez de Ayala, Luna de Miel, S. 240). — *El Padre vicario, que es un alma de Dios, siempre en babia, me sirve tanto o más que Antoñona* (J. Valera, Pepita Jiménez, S. 207).

2 So auch im italienischen Furbesco: *il re di Capadocia* ‚der Kapaun'.

3 — *Digo que si empezamos con esas bromas, señora Doña Paca, pronto volveremos a Peñaranda* (Pérez Galdós, Misericordia, 361).

4 Vgl. im Judenspan. von Bordeaux: *un pintador* ‚un ivrogne' (Cirot, Bull. Hisp. XXIV [1922], 215).

dinero a los que perdían' (Hazañas y la Rúa, Los Rufianes de Cervantes, S. 41).

ser una cosa de Valdivias oder *de Valdivieso* ,ser de balde' (Sbarbi, l. c.).[1] Auch in Amerika bekannt: *obtener una cosa de Valdivieso* ,obtenerla de regalo' (Calcaño, El Castellano en Venezuela, Caracas 1897, S. 391).

el conde de Uñate ,por las uñas de los dedos con que se matan los insectos' (Montoto I, 177), der aus Avellanedas Don Quijote, cap. IV folgende Stelle anführt:

„*Pero si su merced habla de una batalla que habemos tenido allí debajo de aquellos árboles con cierto número de gentes*[2] *que nos daba fastidio en el cuello del jubón y pliegues de los calzones, ya hemos habido cumplida victoria de semejante gente; y si no es que alguno se nos haya escapado por entre los bosques de los remiendos, todos los demás han sido muertos por el conde de Uñate.*"

In Cuba ist noch der Ausdruck „*al uñate*" üblich: „Dícese a la forma de golpear una cosa con la uña del pulgar, aplicándole fuerza al rozarla contra la yema del índice, o la de éste contra aquél. Es voz muy usada por los muchachos en los juegos de *mates*" (Suárez, Voc. Cubano, S. 506).

Villavieja: In der *Pícara Justina* II, 2, 2 heifst es: „*Ojos que ven no envejecen, si no son los del águila, que cuanto más pico ven, van más a Villavieja*" (= envejecen). So noch heute: „— *Cállate, tonto, que el Sr. de Ponte no ha entrado en Villavieja, y lleva sus añitos mejor que nosotros.*" (Pérez Galdós, Misericordia, 317.)[3] Auch Sbarbi: *ir caminando hacia Villaviejo.*

Zu solchen wohl allgemein in Spanien geläufigen Ausdrücken kommen noch manche andere, von denen ich aber nicht weifs, ob sie gang und gäbe oder oder individuelle Einfälle sind, so wenn Rodríguez Marín, Krit. Ausg. von Rinconete y Cortadillo, S. 210, sagt: „[Juan Hidalgo] era hombre listo en las artes, artimañas y arterías que conducen a la riqueza . . ., pronto, mercadeando a diestro y a siniestro, parceciendo a toda buena pupila más bien

---

[1] „*No será suma crecida, porque la chica apenas come, pero de valdivia, no*" (Caballero, Lágrima 314, bei Toro-Gisbert, Voc. and., 625).

[2] *gentes* = „Ungeziefer"; vgl. dazu Verf., Notes ling. sur l'argot barcel., S. 62.

[3] Absichtlich lasse ich den Ausdruck *tomar las* (*calzas*) *de Villadiego* ,huirse' beiseite, da sein Ursprung nicht einwandfrei feststeht. Cejador, Ausg. der Celestina II, S. 85—86 sagt zwar, er komme von Diego: „en España es el ladino y socarrón, que afectando sencillez, procede con malicia". Und in den La Plata-Staaten sagt man in der Tat: *tomar las hebillas de Diego* im selben Sinne (C. Bayo, Voc. criollo-español, 224). Aber Luis Montoto y Rautenstrauch, Personajes, personas y personillas que corren por las tierras de ambas Castillas, III (Sevilla 1913), S. 106 ff., der ausführlich darüber spricht, führt Stellen an, die zu beweisen scheinen, dafs es sich um wirkliche Produkte des Ortes Villadiego handelt. Der Señor Vargas in Quevedos „Visita de los Chistes", der alles wufste und deshalb sprichwörtlich geworden ist („*¡Averígüelo Vargas!*"), konnte jedenfalls keine Auskunft darüber geben und gebraucht, darüber befragt, Ausflüchte.

de *Sonsaca* que de *Sonseca*." (*Sonseca* ist ein Ort im Bezirk Orgaz [Toledo]; *Sonsaca* ein fiktiver Ort mit Anspielung auf *sonsacar*.)

In den amerikanischen Ländern gibt es natürlich Verblümungen auf Grund dortiger Ortsnamen. Siehe das eingangs über Mexiko Gesagte. In Argentinien sagt man nach Garzón, S. 309: *pasar uno por Merlo* ‚pasar por tonto o simple o hacer papel de tal',[1] und er fügt hinzu: „*Merlo* es un pueblo de la prov. de Buenos Aires, próximo a la capital federal," und da man, um nach dem Orte Luján zu gelangen, über Merlo kommt, sagt man auch in demselben Sinne: *¿Has ido a Luján?* — Der chilenischen Coa gehört an: *ir a Colina, viaje a Colina* ‚ir a fornicar' für ‚*echar cola*' (Vicuña Cifuentes, Coa, Santiago 1910, S. 102, 144).

Als verblümte Ortsbezeichnung kann auch die volkstümliche Redensart *tener casas en la calle de Gorguera* ‚tener señales de escrófulas en el cuello' (Besses) angesehen werden.

Zu einem beliebten Wortspiel hat auch der Name von Guatemala Anlaſs gegeben. In Andalusien (Toro-Gisbert, Voc. and. 465), Mexiko (Icazbalceta 239), Cuba (Pichardo, unt. *salir*) und Perú (Palma, Tradic. peruanas I, 124, Barcelona 1893) gebraucht man die Redensart „*salir de Guatemala y entrar en Guatepeor*". Ricardo Palma führt in seinem „Los caballeros de la Capa" die volkstümliche Copla an:

> „*Salimos de Guatemala*
> *Y entramos en Guatepeor:*
> *Cambia el pandero de manos,*
> *Pero de sonidos no.*"[2]

Von Personennamen sind zuerst eine Reihe von sonderbaren Heiligen zu erwähnen; entweder werden sie in Anlehnung an einen wirklichen Heiligennamen gebildet, der an irgend eine Vorstellung anklingt, oder es wird scherzhaft ein fiktiver Heiligennamen gebildet, um die Vorstellung zu verblümen. Zu den ersteren gehört:

San Alejo(s), um die Idee des Herumstreunens (*andar lejos*) auszudrücken: „*Decía la otra: el santo que yo más visito, es San Alejos. A la verdad, esto de ser las mujeres amigas de andar, general herencia es de todas*" (La Pícara Justina, ed. Rivadeneyra, Bd. 19, S. 79). Und noch heute sagt man: *Como quien va a la romería de San Alejos* und wird angewandt „a las personas que, teniendo cerca de su casa lo que necesitan, van a buscarlo lejos, con el objeto de pasearse o entretener el tiempo" (Montoto, Personajes I, S. 40); auch Sbarbi, l. c.: *ir a la romería de San Alejo.*

Santo Tomé: „*Más vale Santo Tomé que San Donato*" ‚más vale tomar que dar', oder „*más vale rezar a Santo Tomé que a San Donato*" (Montoto III, 80).

---

[1] *merlo* bedeutet in Argentinien ‚zonzo, simple, tonto' (Garzón, ib.), wie im Ital. und wie frz. *merle*. Vgl. auch R. Riegler, Das Tier im Spiegel der Sprache, S. 139.

[2] Suárez, Voc. Cubano, S. 568 vergleicht den in Spanien üblichen Ausdruck: „*Salir de Málaga y entrar en Malagón*".

San Rústico und *San Urbano: pertenecer a la cofradía de San Rústico o de San Urbano* ‚usar de modales rústicos o urbanos' (Sbarbi, l. c.).

San Félix sagt man in Honduras „lance principal del juego del billar, que consiste en meter de un tiro las tres bolas en las troneras. El que hace San Félix, gana la partida" (Membreño, Hondureñismos, 148).

San Elpidio: parecerse al abad de San Elpidio ‚se dice de aquel que, no teniendo ningún destino u ocupación, está siempre esperando colocarse en puesto encumbrado y lucrativo, a que nunca llega' (Monner Sans, La religión y el idioma, Buenos Aires 1889; Montoto, Personajes I, 4); mit Anspielung an griech. ἐλπίς.

Hierzu gehört auch der schon erwähnte *San Benito (de) Palermo.*

Dazu kommen nun eine Anzahl von fiktiven Heiligennamen:

San Babilés: ser como San Babilés ‚aplícase a la persona boba o ensimismada, que no para mientes en lo que le rodea, ni atiende a lo que se le dice' (Montoto I, 85, der eine Stelle aus Juan Vélez, El Mancebón de los Palacios II, 3 anführt:

El Mancebón: *¡Racimo!*
Beltrán. (Ap.) *¡San Babilés!*

Cf. oben: *estar en Babia.*

San Cayas: Válate San Cayas, que es abogado de ojos quiebres oder *que es abogado de San Tente*, Redensarten ‚que se aplican cuando alguno por inadvertencia resbala y cae, o está a punto de caer' von *cayas* für *caigas* (Montoto I, 160).

San Chicote für *chicote* ‚Peitsche'. In Pío Baroja's Shanti Andía, S. 203 sagt der Kapitän eines Negerschiffes: Aquí ... el que cumple vive bien. Ahora, el que no cumple puede encomendarse a San Chicote.

San Junco: In den Schelmenromanen schwören die Helden oft bei San Junco: „*me dixo: picarona, si es que me auía de responder al vso de la mandilandinga, hablara yo para la mañana de San Junco*" (Pícara Justina, ed. Puyol y Alonso I, 177). In *Cervantes* „Los Alcaldes de Daganzo" sagt Panduro:

Por San Junco,
que como presumís de resabio,
os arrojáis a troche moche en todo.

Puyol y Alonso vermutet darin verblümte Anspielung auf *junciana* ‚jactancia sin fundamento para ello', wie in dem zweifellos verblümten *vender juncia* ‚jactarse, baladronear' (auch als familiär im Pequeño Larousse aufgenommen). Vielleicht ist es aber eher eine verblümte Drohung mit dem *junco*, dem Rohrstock.

San Acá y San Allá: ¿Qué día es hoy? Hoy es San Acá y San Allá. „Dícese la frase en días de mucho ir y venir de gentes, con ocasión de fiestas o disturbios" (Montoto, Personajes I, 10;

Rodríguez Marín, Mil trescientas comparaciones populares andaluzas, Sevilla 1899, S. 16).

San Vednos y San Veámonos: Vámonos a San Vednos y San Veámonos oder *Vámonos a San Vedme y a San Miradme, y a San Virotón* ‚de las que van a ver y ser vistas‘ (Correas, Vocab. de refranes; Montoto III, 99).[1]

Nicht vollständig personifiziert, doch auf dem Wege dazu[2] ist die Redensart *sanseacobó* für *se acabó: „El mismo día que me ordene, sanseacobó“* (Valdés, Idilio 55 nach Toro-Gisbert, Voc. and. 586). — *„¿Pero usted se ha vuelto loca? Para esta noche haré unas sopas de ajo con huevos, y san sacabó“* (Pérez Galdós, Misericordia, 225). Für Madrid: Pastor y Molina, Revue Hisp. XVIII, 68; für Argentinien: Garzón, Dicc. Argentino, S. 3.

Dazu kommen noch eine Reihe von fiktiven Heiligennamen, bei denen eine verblümte Anspielung vorliegen mag, die aber nicht immer klar genug ersichtlich ist: „*San Jinojo*, santo ridículo de invención popular, como el *Santo Pajares* o *de Pajares*, cuyo principal milagro hubo de consistir en que *el santo se quemó y la paja se calentó; la santa Pajares, que ni cría ni pare; san Ciruelo*, en cuyo día, que no es ninguno, se han de cobrar ciertas deudas [wohl verblümt für *zero*]; *san Juan Estopa* que, o mucho me engaño, o tomó su nombre de las estopas del clister con que pintan a S. Juan de Dios;[3] *san Porro; san Acá y san Allá*, que son santos que van y *vienen* [s. oben]; *el santo Macarro*, que jugaba al abejón; *el santo Leprisco*, sin duda, pariente de *santa Lebrada*, que primero fué cocida y después asada [*lebrada* ‚nombre de un guisado de liebre‘]; *san Pinilín* y *san Serení*, santos muchachescos, e tutti quanti“ (Rodríguez Marín, Mil trescientas comparaciones populares andaluzas).

Die Geheimsprachen liefern noch: *san Sivela* ‚¡chitón!‘ (für *se vela*), Salillas, El delincuente español, S. 322; in der chilenischen Coa: *Santa Clara* oder *Clarisa* für das Messer („das hellglänzende“), das auch, aus mir nicht klaren Gründen *Santa Rita* heiſst (Vicuña

---

[1] Tobler, S. 223 erwähnt nach Henry R. Lang, ZRPh. XIII, 309 die portugiesischen *são Comilão* und *São Nunca.* — Almeida Garrett, Viagens na minha terra, S. 88 sagt: *„Que votos, que novenas se não fazem a San' Barometro nas vésperas de um baile para lhe pedir uma atmosphera secca e benigna“*. Im Katalanischen bedeutet *ballar el ball de Sant Prim* „noch nüchtern sein“ (von *prim* „dünn, fein“, s. Spitzer, Bibl. Arch. Rom. II, 2, S. 90). Französische Beispiele bei Sainéan, L'argot ancien, S. 131.

[2] Substantiviert begegnet die Redensart in der Form *el acabóse* im Sinne von „der Gipfel, das Non plus ultra“: *„Y cuando se cree una que es el acabóse de la pobreza, resulta que hay otros más miserables“* (Pérez Galdós, Misericordia, 140). — *„— Antúnez, tu muchacho no anda bien. ¿Has visto lo que ha escrito en ‚La Democracia‘? El acabóse. Creo que quiere que se le dé dinero a los vagos, que los obreros vayan al teatro con cuello parado y levita cruzada y que se reparta la tierra entre los pobres“* (Luis Felipe Rodríguez (aus Cuba), La Copa Vacía, Madrid 1926, S. 121.

[3] Auch ohne *santo*: *Juan de Estopa* „la ayuda“ (das Klystier), s. Montōto, Personajes, S. 35.

Cifuentes, Coa, S. 134); etwas anders sind aufzufassen *San Pedro* für den Schlüssel und *San Roque* für den Hund im argentinischen Lunfardo (Dellepiane, El idioma del delito, Buenos Aires 1894, S. 94). Bei dem ersteren ist die Anspielung auf den Schlüssel des H. Petrus ohne weiteres ersichtlich, und *San Roque* als Benennung für den Hund erklärt sich aus der Legende vom pestkranken h. Rochus, den ein Hund in seinem Versteck entdeckte und rettete. Diese Benennungen sind nicht mehr im eigentlichen Sinne verblümt, sondern sind Übertragungen des Namens des Heiligen auf einen mit diesen legendär verbundenen Gegenstand.

Dagegen ist wieder ganz verblümt der Ausdruck *devoto de la virgen del puño* für einen Geizigen (Montoto, III, 112, in Katalonien).

Mit Recht sagt Spitzer in der Besprechung von Vossler's Sprache und Religion, Litbl. 1921, Sp. 88: „Man wird bemerkt haben, dafs gerade Spanien, das gläubige Land des Katholizismus, besonders üppig die scherzhafte Anwendung kirchlicher Wendungen auf den Alltag pflegt: die religiöse Durchdringung schafft eben eine besondere lexikalische Beeinflussung, genau wie etwa der Gedankenkreis einer bestimmten Beschäftigung, eines Berufes die Sprache der Berufsangehörigen mit deren Termini durchwirkt.“ Dafs diese Ausdrücke in scherzhafter und oft sogar frivoler Weise gebraucht werden, erklärt sich aus dem ganz ausgesprochen vertraulichen Verhältnis, in dem das südromanische Volk zu seinen Heiligen steht, auf die es in seiner naiven Auffassung alle menschlichen Tugenden, aber auch alle menschlichen Schwächen überträgt. Wenn der Heilige den Wunsch des zu ihm Betenden erfüllt, wird er in jeder Weise gelobt und belohnt; tut er das nicht, wird er beschimpft und bestraft. Der napoletanische verarmte Adelige in Matilde Seraos „Paese de Cuccagna“ wirft das zuerst hochverehrte Heiligenbild, als es ihm, wie er glaubt, die Gewinnummern des Lottos vorenthält, unter den wüstesten Verwünschungen in den Schacht eines Ziehbrunnens. Wie sehr man die Schwächen der Menschen auf die Heiligen überträgt, lehrt das spanische Sprichwort: *Entre santa y santo, pared de cal y canto.* Und in Murcia sagt man sogar: *Al santo que mea, arrímale tea.* (Alb. Sevilla, Sabiduría pop. murciana, Murcia 1926, S. 137.)[1]

---

[1] Der zufällige lautliche Anklang eines Heiligennamens kann geradezu zur „etymologischen Legendenbildung“ führen. S. darüber Nyrop-Vogt, Das Leben der Wörter, S. 222ff.; J. Vendryes, Le Langage S. 213f.; Vofsler, Sprache und Religion, in „Geist und Kultur in der Sprache“, Heidelberg 1925, S. 45f. So wird in Sardinien die *Sant' Agata* angerufen, wenn man etwas verloren hat und es wieder finden will, da *agatáre*, *agatāi* im Sardischen „finden“ bedeutet (vgl. Ferraro, Arch. per le trad. pop. XVII, 464). In Portugal hilft *Santo Ovidio* gegen Ohrenleiden: „Santo Ovidio livra de dores de ouvido, porque o povo, aqui mesmo no Porto, pronuncia *Santo Ouvido*. A isto se costuma chamar *nomen numen*“. (Leite de Vasconcellos, A Figa, Porto 1925, S. 13). S. über die „Schöpfung etymologischer Legenden“ jetzt auch W. v. Wartburg, Zur Frage der Volksetymologie, im Homenaje

Dieselbe Idee wie *devoto a la virgen del puño* drückt die Redensart *ser como Don Alejandro Empuño* (Montoto I, 40) aus oder *Don Juan Puño* (ib. II, 50). Der Geizige heiſst auch *Sancho Aprieta* (ib. III, 41) oder *Sancho Abarca* „dícese del avariento que todo lo quiere para sí“ (ib. III, 40). Los *Amantes de Durango* sind „los amantes que, por extrema pobreza de ambos o por ser alguno de ellos de natural tacaño y mezquino, viven en desavenencia continua ... Los amantes de Durango, los que tienen siempre cerrada la bolsa, los *duros* del bolsillo, más que de corazón, padecen las penas más atroces“ (ib. I, 50).[1]

Los hombres de Daroca sind dagegen die Freigiebigen und Verschwenderischen (Anspielung auf *dar*, vielleicht zugleich mit Anklang an *derrochar*). Die ersteren kommen nach Valdeinfierno, die letzteren nach Valparaiso: „No, amigo, todas las mujeres son de tomar, y en no siendo los Hombres de Daroca, no alcanzarán un gusto perfecto, aunque se vuelvan Adonis y se transformen en Narcisos. Los amantes de Durango son buenos para vivir en Valledeinfierno, pero los que asisten en Ciudad-Real continuamente gozarán de Valparaiso“ (El Siglo pitagórico y Vida de D. Gregorio Guadaña, por Antonio Henríquez Gómez, Rohán 1682, 2a ed., S. 98, bei Montoto I, 310).

So gibt es eine Reihe von scherzhaften Verschleierungen auf Grund von wirklichen und fiktiven Personennamen. Einiges hat Spitzer, Bibl. Arch. Rom. II, 2, S. 97 ff. zusammengestellt, was ich nicht wiederholen will. Ich erwähne als hierhergehörend:

Menéndez Pidal I, S. 24. Vergleichen kann man auch die Erfindung des Eigennamens *Arild* in Dänemark, wo man sagt *fra Arilds Tid* wie im Deutschen „zu Olims Zeiten“, von altnord. *âr alde* „früh in den Zeiten“ (Falk u. Torp, Norwegisch-dän. etym. Wörterb., S. 32) und bis zu einem gewissen Grade die heutige griechische Benennung des Hymettos als *Τρελλοβουνό* („verrückter Berg“), da die Venetianer im Mittelalter aus *Ὑμηττός* „Il Matto“ machten (Vendryes, Le Langage, S. 213). Doch handelt es sich in letzterem Falle um die Umdeutung eines fremden Namens auf Grund lautlicher Anklänge in der eigenen, wozu die sog. „Kriegsetymologien“ gehören, die immer entstehen, wenn Fremde ein Land mit anderer Sprache besetzen. So deuteten die spanischen Soldaten das mexikanische *Cuauhnáhuac* in *Cuernavaca* um; und bask. *Latzmuñakaitz* ‚colinas ásperas del arroyo‘ wurde zu *Las Muñecas* (Concejo de Sopuerta); s. Menéndez Pidal, Soc. de Estudios Vascos 1921, S. 26. Über andere solche „Verquatschungen“ s. Hochstetter, Der feldgraue Büchmann, Berlin 1916, Kap. X und Karl Bergmann, Neuere Sprachen XXV (1918), S. 238; auch Weise-Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache?, 3. Aufl. (1904), S. 85, Anm.

[1] Montoto erklärt die Redensart durch die „*duros del bolsillo*“; vielleicht spielt aber auch *duro* im Sinne von „geizig“ herein, so wie es im Sprichwort heiſst: *Más da el duro quel el desnudo* ‚más puede esperarse del avaro que del generoso que nada tiene‘ (Peq. Larousse). Im Judenspan. des Orients ist *duro* das gewöhnliche Wort für „geizig“, und auſser dem erwähnten Sprichwort, das auch unter den Spaniolen gang und gäbe ist, gibt es unter ihnen noch ein anderes: *La mujer dura mete al marido por escusas* (Foulché-Delbosc, Proverbes judéo-espagnols, no. 566).

Señorita de Bagrini ,señorita flaca y fea' in Argentinien (Garzón, 447),[1] von *bagre*, dem Namen eines Fisches, der in verschiedenen Ländern Amerikas auch für ,häfslich' gebraucht wird (ähnlich wie *bacalá*).[2]

El Tío Cerrojo (Montoto I, 162) für ,*cerrado (de mollera)*'; vgl.: „Hace días me presentó a su marido, el Conde de la Pita, capitán de caballería, hombrachón como un roble, hirsuto, de inteligencia de cerrojo, brutal, grosero, jinete insigne" (Clarín, El Señor y lo demás son cuentos, Col. Univ. no 74—75, S. 75).

Federico, -a auf Cuba: „Entre el populacho es sinónimo de ,feo'; *mujer muy federica*" (Suárez, Voc. cubano, Habana 1921, S. 223); ebenso

Feliciano, -a auf Cuba volkstümlich für ,feliz, dichoso' (ib. 223).

Galindo ,uno que padece venéreas' (Besses) in Anspielung auf das *mal gálico*, das in Venezuela auch als *galindo* bezeichnet wird (Rivodó 251).[3]

Julia Gil in der Redensart: „*¿Que haces, Julia Gil? Mato pulgas mil a mil*" ,reprende a la simple, a la boba que pasa el tiempo en nonadas' (Montoto II, 91), und *El tonto Gilito* ,lo sumo de la bobería', auch *San Gilando, San Gilí* (ib. I, 285); alle nach dem Personennamen *Gil*, verblümt für *gilí*, *gilé* zigeunerischen Ursprungs (s. Notes ling. sur l'argot barcel., S. 63).

María Leocadia in Spanien für ,loca' (Sbarbi 33, Montoto II, 136); in Mexiko: *¿Como está usted, Locadio?* (Ramos 337).[4]

Don Mateo in den Platastaaten für das dort beliebte *mate* (infusión de la yerba paraguaya) genannte Getränk (C. Bayo, Romancerillo del Río de la Plata, S. 145). Die Personifizierung eines Lieblingsgetränks begegnet häufig; im Französ. Argot: Paul Riquet „der Schnaps", bask. *katalin gorri*, eig. „braune Katharina", ds. (*Azkue*); vgl. auch in Mexiko *mariguana* oder *juaneta* für das Rauschgift der Cannabis indica, das geraucht wird (Verf., Mex. Rotwelsch, ZRPh 39, 539).[5] Durch die Personifizierung wird gewissermafsen eine intimere kameradschaftliche Beziehung zu dem Laster hergestellt und damit zugleich entschuldigt.

---

[1] Eine ähnliche Bildung ist in Italien *la famiglia Sporconi*. In den Schulen sagt man zu Kindern, die schmutzig sind oder beim Schreiben Kleckse machen: *Ma tu sei della famiglia Sporconi?*

[2] In den Platastaaten (Garzón 45), Perú (Peq. Lar.), Ecuador (Lemos, Semántica 27); in Costa Rica „Hure" (,ramera', Barberena, 81); in Mexiko bedeutet *bagre* auch ,tonto, mentecato' (Ramos², 550), also ähnlich wie in Spanien *atún*, *percebe*, *besugo*: „*Casi todos los escritores españoles eran atunes, besugos o percebes*" (Blasco-Ibáñez, La Horda, 62), in der Coa *bonito* ,tonto' (ebenfalls eine Fischart; Vicuña Cifuentes, Coa 62).

[3] Vgl. murc. *galipota* ,enfermedad venérea', *galipotazo*, ds. (Sevilla 96); gall. *galipòta* ,gálico, enfermedad venérea' (Valladares).

[4] In Murcia *locatis* ,ligero de cascos, que hace las cosas de cualquier manera' (Sevilla 118), auch verschleiert nach dem Muster anderer scherzhafter Bildungen, von denen ich einige Notes ling., S. 73 erwähnt habe.

[5] Cf. E. Gómez-Maillefert, La Marihuana en México, in Journal of American Folklore 33 (1920), 28—33.

Lorenzo = „die Sonne" in Álava, Palencia usw. (*ya se acuesta Lorenzo* ‚ya se pone el sol'), Baráibar, Voc. us. en Álava, S. 156; offenbar verblümt in Anlehnung an *el oro*; ähnlich heifst die Sonne *en Vermey* auf den Balearen (Alcover, Rondayes mallorq. I, 201) und *Juan Rubio* in der Germanía, *indio* in der kubanischen Briba nach der braunen Hautfarbe der Indianer (s. Verf., Mex. Rotw., ZRPh 39, 536 u. *güero*).

Los descendientes de la casa de Mosquera ‚los mosquitos' (Sbarbi).

Don Nadie ‚se dice de quien queremos mucho disminuir (Montoto II, 221), und

Juan Nemo ‚dícese del hombre que no es más que aparencias (Montoto II, 49, der eine Stelle aus Guzmán de Altfarache II, l. 3, cap. 9 anführt: „... que esa diferencia hay entre los hombres, que unos valen por sí solos, otros por lo que tienen, otros por lo que parecen, y siendo yo de los postreros, si me quitaba la apariencia, era hacerme descarte de Juan Nemo."

Juan Niega:

Mala siembra, mala siega,
Nada me va, nada sé,
Quien más mira, menos ve,
Y di la verdad, Juan Niega

sagt der alte Bandit in Esproncedas „Diablo Mundo", Canto IV (ed. Moreno Villa, Madrid, „La Lectura" 1923, S. 171); und vgl. das Sprichwort: *A Juan Niega no le cuelgan* (Montoto II, 48).

Don Juan de Noche ‚dícese del nocherniego, rondador y pendenciero" (Montoto II, 48).

Juan Paga (Montoto II, 49) „es el sólo hombre honrado y del linaje primero entre los dos únicos que existen" („el uno se llama el tener, y el otro, no tener") sagt der Verfasser der Pícara Justina.

Diese beliebte Persönlichkeit heifst in Cuba (Suárez, Voc. Cubano, Habana-Madrid 1921, S. 387), in Argentinien (Garzón 346) und Ecuador (Lemos, Suplemento 25, Barbarismos 119) mit eigentlicher Verblümung *Paganini*. „Con el nombre de este célebre pianista italiano designa nuestro pueblo al que paga lo que otros comen o beben. En el lenguaje familiar se oye frecuentemente locuciones como ésta: „*Yo he sido el paganini de la fiesta*" (Lemos, Supl. 25).[1] Und ähnlich verblümt sagt man in Spanien und Amerika *pagano*, was hier vorweggenommen sei, obwohl es sich in diesem Falle nicht um einen eigentlichen Eigennamen handelt (s. Peq. Lar., Garzón, l. c., Lemos, l. c., Suárez, l. c.).

„*Él, Sánchez Morueta, un hombre en pleno vigor, y que a tantos causaba miedo, ¡convertido en ese tipo grotesco del anciano verde,*

---

[1] In Italien ist *San Paganino* der 27. des Monats, der Tag, an dem der italienische Staat seine Beamten bezahlt (Panzini, Dizionario moderno[4], S. 671, unt. *Ventisette del mese*).

engañado y pagano, eterno personaje de todos los cuentos y las comedias parisienses!" (Blasco Ibáñez, El Intruso 283). — „*Adrián Belmonte, hasta pocos días su amante y pagano*" (Ant. de Hoyos, El Banquete de Minotauros, El Libro Popular, Año I, no 7, 1 de sept. de 1922, S. 7). Diese Ausdrücke entsprechen dem, was man auf gut Wienerisch eine „*Wurz'n*" nennt.

El Padre Quieto: estar o acomodarse con el P. Q. ‚del perezoso de espíritu y de cuerpo' (Montoto II, 248). — „*Era la tía Holofernes limpia como el agua, y hacendosa como una hormiga, y por lo tanto no tenía poca cruz con su hija Pámfila, la que a la contra era tan holgazana y tan amiga del Padre Quieto, que no la movía un terremoto*" (Fernán Caballero, La Suegra del Diablo, S. 54).

La tía Simona: *ha mediado la tía Simona* = la simonía (Sbarbi).

La Susana: arag. *subírsele a uno la susana a la cabeza* ‚para denotar que ha montado en cólera o que toma una resolución extrema' (Borao, Dicc. de voces aragon.).

Juan Zoquete: ¿Quién le mete a Juan Zoquete en si arremete o no arremete? ‚para reprender a las personas torpes de inteligencia, que gustan de dar en todo su parecer' (Montoto II, 65). *Zoquete* wird für einen „hombre tosco y rudo" gebraucht, einen „Hackstock" oder „Klotz" (franz. *souche*, *bûche*; it. *ceppo* und ähnliche Ausdrücke, s. Sainéan, Les Sources Indigènes de l'étymologie française I, 123 ff. u. vgl. García de Diego, RFE XI (1924), 347 u. Anm. 2).

Auch die Personifizierung für den Tod als *La Pelona* (Peq. Lar.; Montoto II, 285) gehört hierher, denn es liegt hier zweifellos eine Verblümung vor, die in *la pelada*, wie man in Argentinien (Garzón 366), Chile (Gagini 491), Cuba (Suárez 407), Ecuador (Lemos 154) dafür sagt, deutlicher ihren Ursprung verrät als „alusión a las calaveras, que son emblemas de aquella" (Gagini).

Im Argot sind solche Bildungen natürlich erst recht häufig. Ich erwähne aus der chilenischen Coa: *Don Cano* für den Revolver (*canuto*), *Don Gara* für den Karabiner (*garabina*), *Doña María Ibarra* für den Fufsstock für die Sträflinge (chil. *barra* = cepo), s. Vicuña Cifuentes, Coa, S. 85—86. Vgl. auch *Juan de Garona* für die „Laus" (zigeun. *gao*) in der Germanía (Notes ling. sur l'argot barc., S. 63); *Ruperto* „Dieb" von *rupar* im mex. Rotwelsch, ZRPh 39, 546.

Ein Wortwitz ist *Featriz* für eine häfsliche Frau (*una fea*) in Anlehnung an Beatriz (Sbarbi) und wohl auch *gabrieles* für *garbanzos* in Madrid (Pastor y Molina, Rev. Hisp. XVIII, 60).

Bis zu einem gewissen Grade mufs man hierzu auch die „sprechenden Namen" rechnen, die zu allen Zeiten die Schriftsteller für ihre Personen erfunden haben, um sie in scherzhafter Weise zu kennzeichnen. Darüber handelt Spitzer, Bibl. Arch. Rom. II, 2, S. 104 ff. Da es sich hier aber um individuelle Erfindungen handelt, die höchstens dann in die allgemeine Umgangssprache übergehen, wenn eine Person so gut gezeichnet ist wie Manzonis Don Abbondio, kann ich mich hier mit dieser Andeutung begnügen, und möchte

höchstens eine Stelle aus Coloma's Pequeñeces (S. 461) anführen, wo solche Namen bewufst verblümend gebraucht werden:

„— *Pues por dos razones . . . La segunda porque tu no querías ir . . .*

Y la primera, porque María Villasis no quería que yo fuese, — dijo la Mazacan echándose a reir con todo su desparpajo.

— Justo — replicó Currita . . . Lo mismo, lo mismo que D. Simplicio Bobadilla, Majaderano y cabeza de Buey: Puesto que Leonor renuncia a mi mano, renuncio a la mano de Leonor." [1]

Ich lasse nun eine Anzahl von verblümten Ausdrücken aller Art folgen, bei denen keine Eigennamen hereinspielen, sondern in denen beliebige Assoziationen auf Grund von Wortanklängen Anlafs zur Verblümung geben:

alabardero, pop. ‚persona cuyo oficio es aplaudir en los teatros, claqueur' (Peq. Lar.); *alabarda* ‚el conjunto de los alabarderos del teatro' (Berses), von *alabar*.

alférez in Honduras: „Entre personas de confianza, cuando se quiere llamar la atención hacia una de ellas sin mentar el nombre, se le designa con el de alférez, „*Oye lo que dice mi alférez*. A las claras, *alférez* es por *alma*" (Membreño[3], 11). Ähnliche Entstellungen sind astur. *miánicas*, *miániques* für *mi alma* (Munthe, Anteckningar 78), bei denen es sich allerdings wohl nicht um eigentliche Verblümung handelt, sondern um abergläubische Ablenkung, wie bei ähnlichen Beteuerungsformeln.

algodón für ‚algo' in México.

arpa, *tocar el arpa*, in Mexiko ‚robar, estofar' (Ramos[2] 581), wohl Gaunerausdruck und verblümt für *arpar* ‚arañar, rasguñar'; vgl. argent. *garrear* (Garzón 223), arg. barcel. *escarbar* (Notes ling., S. 56), bras. *unhar* (Teschauer, Apostilas 133), deutsch *klauen* etc.

alcamonías, fig. ‚alcahuete, encubridor' (Peq. Lar.); *alcamonías* sind eigentlich „semillas pequeñas usadas en condimentos, como

---

[1] In spafsiger Weise charakterisiert so Gogol in den „Toten Seelen" einige seiner Personen: „всѣ тѣ, комарые прекрамили давно уже всякня знакомства и знались молько, какъ выражнаются, съ помѣщиками Завалшинымъ да Полежаевымъ (знаменитые термины, произведенные отъ глаголовъ полежать и завалиться, которие въ большомъ ходу у насъ на Руси, все равно, какъ фраза: заѣхамъ къ Сонникову и Храновицкому, означанщая всякіе мертвецкіе сны на боку, на спинѣ и во всѣхъ иныхъ положеніяхъ, съ захранами, носовыми свистами и ирочими принадлежностями" (Мертвыя Души, Berlin, Ladyschnikof, 1920, S. 279), was der deutsche Übersetzer Eliasberg (Gogol, Die Toten Seelen, Weimar, Kiepenheuer, 1921, S. 203) folgendermafsen wiedergibt: „alle, die schon längst jeden Verkehr mit ihren Bekannten abgebrochen hatten und nur noch mit den Gutsbesitzern Lieginskij und Schlafinskij verkehrten (berühmte termini technici, die von den Verben „liegen" und „schlafen" stammen und in Rufsland ebenso verbreitet sind wie der Ausdruck „bei Schnarchikow und Schnaubitzkij einkehren", worunter das Schlafen auf der Seite, auf dem Rücken und jeder anderen Lage mit Schnarchen, Pfeifen durch die Nase und sonstigen Begleiterscheinungen verstanden wird).

anís, alcaravea, cominos etc.“; auch *alcarreña* für alcahueta (Mugica, Maraña, 40).

azotea; dar una azotea = ‚azotes‘ (Sbarbi).

biscoche in Mexiko (Yucatán, Campeche) für ‚*bizco, bisojo*‘ (Ramos 551), auch *bisconde* (ib.), das auch in Spanien gebräuchlich ist (*ser vizconde* = ‚bizco‘, Sbarbi); *biscoreto* in Honduras (Membreño[3] 24), *bizcuerno* in Aragón, *bizcorneta* in Kolumbien (Cuervo, Apunt. § 652) und Mexiko (Ramos 89); *biscorneto* in Honduras (Membreño[3] 24).[1] Die Verbindung mit *cuerno* etc. verstärkt die Idee der Verachtung, die man für den Schielenden hat, dessen Blick nach dem südromanischen Volksglauben Schaden bringt („Añade la idea de desprecio a la significación del nombre de que se deriva“, Membreño).

brutaña; vestir camisa de brutaña ‚por de bretaña‘ ‚ser un bruto‘ (Sbarbi).

bucólica, fam. ‚comida‘, in Kolumbien ‚hambre‘ (Peq. Lar.), von *boca* (lat. *bucca*); vgl. Cervantes, Don Quijote II, 7: „*se pusieron en camino del Toboso, don Quijote sobre su buen Rocinante, y Sancho sobre su antiguo rucio, proveídas las alforjas de cosas tocantes a la bucólica*“.[2]

camafeo; es un camafeo = ‚sujeto feo‘ (Sbarbi).[3]

candelejón ‚cándido, tonto‘ in Columbien (Cuervo, Apunt. § 652) und Perú (Peq. Lar.); ebenso und *candilejo* in Costa Rica (Gagini[2], 84).

casaca; querer casaca ‚casarse‘ (Sbarbi).

cardenales ‚mancha producida por un golpe en la piel‘:

Yo tengo ya mis azotes,
que aun se ven los cardenales,
sin que un hombre vaya a Roma.
(Lope de Vega, Fuente Ovejuna II, S. 89).

„*Por estas y otras niñerías estuvo preso; aunque, según a mí me han dicho después, salió de la cárcel con tanta honra, que le acompañaron docientos cardenales, sino que a ninguno llamaban señoría.* (Quevedo,

---

[1] Auf Cuba: *bizcorneado* ‚aplícase a la persona que, por defecto físico o de propósito, sea o finja ser bizca o bisoja‘; *bizcornear* ‚la acción de concentrar la visual de ambas pupilas en la nariz, remedando estar bizco‘ (Suárez, Vocabulario cubano, Habana 1921, S. 66).

[2] Ebenso in Italien: *la buccólica* ‚vale familiarmente come pappatoria, arte del mangiare‘:

Vediam di fare un corso di buccolica
Tutto di balla alla Chiesa cattolica
(Giusti, I brindisi),

s. Panzini, Diz. Mod.[4], S. 83; irpin. *voccòleca* ‚il mangiare‘ (von *vocca* = bocca; Nittoli, 247); im gergo von Sulzberg: *majòlica* ‚cibo‘, von *majàr* ‚mangiare‘ (C. Battisti, Voci gergali solandre, Atti della R. I. Acc. Roveretana degli Agiati, Ser. IV, vol. 1 [1913], S. 313).

[3] Auch ins Südsardische eingedrungen: *camaféu* ‚babbuino, persona contraffatta‘ (Porru, Spano).

Buscón I, 1; S. 13, ed. Castro.) Dieses Wort, dessen scherzhaft verblümter Ursprung, wie die Stellen zeigen, den Schriftstellern der klassischen Zeit noch bewufst war und das gewifs ursprünglich aus der Verbrechersprache stammt, gehört heute dem allgemeinen Wortschatz an und wird nicht mehr als verblümt empfunden. Es ist aber wohl ursprünglich Verblümung für *cárdeno* ,morado, violaceo' nach der Farbe der Striemen.

celosía; tener celosía = ,tener celos' (Sbarbi). In Andalusien: „*El que quiera azul celeste, que le cueste*" (Toro-Gisbert, Voc. andal. 350), wobei zugleich *azul* die Farbe der Eifersucht ist:

Días ha que lo verde
Me da inquietudes,
Porque mis esperanzas
Se han vuelto azules.
(Rodríguez Marín, Cantos pop. esp. III, 47.)[1]

comedia; ir a la comedia = „a la comida, a comer' (Sbarbi); in Madrid ähnlich *comercio* = ,la comida' (Pastor y Molina, Rev. Hisp. XVIII, 55).

costillas; pegarse algo a las costillas ,costarle a uno el dinero' (Sbarbi).

curiana für ,cura', verächtlich: „— *¡Abre, curiana miserable, que te ajogo . .!*" (Pérez Lugín, Currito de la Cruz I, 220). Sonst bedeutet *curiana* ,cucaracha, corredera'. Verächtlich für *cura* wird auch *curángano* gebraucht: „*Habrás tenido que dar un gran almuerzo. Ya me lo figuro. ¡Y que no serán cortos de tragaderos los curánganos de San Sebastián, compañeros y amigos de tu D. Romualdo!* (Pérez Galdós, Misericordia 60). Doch handelt es sich hier um die Despektivableitungen mit *-ngo* (s. Verf., Infancia de Jesu-Christo, S. 225).

gobernador für den Truthahn in Mexiko (Ramos 279) und Honduras (Membreño I, 86) habe ich ZRPh 39, 536 für bildlich gehalten, „weil er den Kopf so hochmütig trägt"; ich glaube aber heute, dafs der Ausdruck zugleich verblümt und durch *governar* ,deponer, defecar' (Ramos 279) veranlafst ist.

largueza: Yo viendo que la cuestión se enredaba, dije: *largueza* = ,me largo' (Sbarbi).

juncia, vender juncia, s. ob.

hebra, in der Montaña = ,hebreo, usurero': „*El berrugo es Don Baltasar ... Le dan ese mote por lo hebra que es*" (Pereda, La Puchera, cap. 21); s. Lomas, Estudio del dial. pop. montañés, 191.

---

[1] Über *azul* als Farbe der Eifersucht s. Herbert A. Kenyon, Color symbolism in early Spanish ballads, Rom. Review IV (1915), 327—40, und S. Griswold Morley, Color symbolism in Tirso de Molina, ib. IV (1917), 78—81, besonders S. 80. So war *pardo* die Farbe des Kummers, s. Kenyon, l. c. 327 ff. und deshalb heute noch portug. *estar (mettido) em calças pardas* ,sehr betrübt sein, in der Enge sein'; — „*Pois meninos, não ha que ver, estamos em calças pardas*" (Eça de Queiroz, O crime do P. Amaro, S. 201).

ironía = ,ira' in Maracaibo (Medrano[2] 63).

luterano für ,enlutado' in Ecuador (Tobar, s. Toro-Gisbert, Americanismos, S. 100).

malagüeña, ser una malagüeña = ,mala' (Sbarbi); ähnlich:

maleta bedeutete in der alten Sprache ,une putain' (Oudin); so wird in der Pícara Justina 102, 1a die *casa de las mujeres maletas* erwähnt. (Salillas, El delincuente español, S. 76). In der modernen Sprache ist *maleta* ein ,mal torero', dann überhaupt ,una persona torpe, o principiante' (Besses), im Verbrecherjargon ,un ladrón torpe' (Besses; Salillas S. 327); in Honduras und Guatemala: ,una persona despreciable' (Peq. Lar.); in Ecuador ,una persona torpe' (Lemos 125), in Puerto Rico ,travieso' (Malaret 161); in Mexiko ,malo, perverso' (Ramos 347).[1] Zweifellos eine Verblümung für *malo* (Membreño[3] 107).

mamífero in Mexiko = ,*mamado*', d. h. betrunken (Ramos 348).

mochales ,hombre que no enjuicia bien, del cual suele decirse que *está mochales*', in Murcia (Sevilla 132).

„— *A ella te la dejes aquí, y se la facturaremos a su padre.*

— *¿Aquí? Está usted mochales ¡Con lo bonita que es!*" (Pérez Lugín, Currito de la Cruz I, 223).

Offenbar verblümt für *mocho* ,sin punta, sin cuernos', also im Sinne von *obtuso*; vgl.: „*Los compañeros creyeron que se me había enjugado del todo el cerebro, que de mocho estaba parando en mochales*" (Samblancat, La Cuerda de Deportados, S. 36). Zur Bildung vgl. das ZRPh 1923, S. 124 erwähnte *frescales* für *fresco*.

Heute hat *mochales* zumeist die Bedeutung ,estar locamente enamorado, estar trastornado' (Besses). — „*Decididamente aquel pajarraco estaba mochales*" (José Más, Hampa y Miseria 128). — „*Mochales de mis entretelas*" (Hoyos y Vinent, El Remanso 21). Der Ausgangspunkt ist die obige Bedeutung „stumpf, dumm, urteilslos" — „urteilslos in der Liebe, ganz toll vor Liebe".

¡naranjas! oder *¡naranjas de la China!* pop. für *nada* ,no, de ningún modo' (Besses).[2] In Costa Rica: „*naranjas* o *naranjas chinas* es paronimia jocosa de *no* o de *nada*, y equivale al cast. *nones* en el sentido de negación burlesca' (Gagini[2], 186); ebenso in Honduras: „En vez de *nada*, decimos a las personas de la familia o de confianza *naranjas de Chinandega*, o simplemente *naranjas*' (Membreño[3] 107).

Neben der zweifellos vorliegenden Idee der Verblümung für *nada* haben wir es auch mit einer der scherzhaften Ablehnungen zu tun, wobei man mit einem Ausdruck antwortet, der irgend etwas Gutes zum Essen bedeutet, um den Widerpart mit der Ablehnung zu verhöhnen; so sagt man in diesem Sinne in Spanien *¡magras!* (eig. ,lonja de

---

[1] „*... el muchacho dió en maleta desde chico*" (Fernández de Lizardi, El Periquillo Sarniento I, 414).

[2] — „*Y tú, ¿que dices? — le preguntaba éste. — ¿Yo? ¡Qué naranjas de la China! Que se casen ellas si tién con quién.*" (P. Baroja, La Busca, 103.)

jamón')[1]; cub. *¡los frijoles!* (Suárez 563) oder *¡Y un jamón!* (ib. 564); portug. (Madeira) *chuletas* ,nada' (Canuto Soares, Rev. Lus. 17, 153); (Tras os montes) *cenórias* (Rev. Lus. 5, 37)[2]; franz. *des dattes!* (Bauche, Le langage pop. 217); deutsch *Kuchen!*, *Schnecken!*.

Eine andere Verblümung für *nada* ist *nadando*, worüber Verf., Mex. Rotwelsch, ZRPh 39, 541 und Spitzer, ZRPh 42, 208, A., der aufserdem eine Anlehnung an *andando* annimmt.

In Portugal: *nadantes*, neben *nanai*[3] und *nanja* (Bessa).

palomos für *palos* in Mexiko (ZRPh 39, 542), gall. *palèrma* ,paliza, riña a palos' (Valladares; vgl. Spitzer, Bibl. Arch. Rom. II, 2, S. 162) und vgl. oben unter *San Benito (de) Palermo*.

andar a picos pardos ,andar a la briba, picardeando': „*Al cabo de la vejez, te da por la disolución, y andas de picos pardos*" (Pérez Galdós, Misericordia 171).

a peón, a peonza ,a pie, andando' (Peq. Lar.).

hallar perdices ,perder':

Qué tienes muchos majos
Dicen que dices;
Mira cuando reclames
No halles perdices.
(Rodríguez Marín, Cantos pop. esp. III, 385.)

vgl. Toro-Gisbert, Voces and. 540; *ha habido perdices* ,se perdió' (Sbarbi). Im „Martín Fierro" von José Hernández I, 1861—2 heifst es:

Y le dije: ,Pa su agüela
Han de ser esas perdices'

und der Herausgeber, Eleuterio F. Tiscornia (Buenos Aires 1925, S. 101) fügt hinzu: „Toma aquí ,perdices' como gracioso derivado de perder y con el sentido de ,cosas perdidas'. Alguna vez la vena popular española dió en lo mismo como lo atestigua la frase ,*oler a perdices*' que el Diccionario de Autoridades registra (V, p. 217, s. v. *perdiz*) para decir que es natural perder en el juego o algún negocio. Pues estas cosas perdidas como los perdigones son efecto inexcusable del miedo." In der angeführten Stelle aus dem Martín Fierro wird in der Tat auf eine übel riechende Indianerin angespielt. *Perdigón* ist im volkstümlichen Spanisch ,el que pierde mucho en el juego', auch ,perdido, hombre de poco juicio', ,alumno que

---

[1] „*El ama de mi casa también quiere lo mismo . . . ¡Magras!* (Blasco Ibáñez, La Horda, 30). — „— *Calla, calla; tu sí que no puedes con la curda; yo te digo que si se descuida aquí — y el Besuguito señaló a Leandro — con los viajes que le ha tirado malamente, le moja. — ¡Magras!* (Pío Baroja, La Busca, 171). Vgl. auch Spitzer, ZRPh. XLIV (1924), S. 578, Anm.

[2] Allerdings bedeutet *cenórias* in Portugal übertragen auch „excremento", so dafs *é cenórias* ,não é tal' (Ang. C. Moreno, Rev. Lus. V, 37) auch deutsch „einen Dreck", frz. *merde* etc. als Abweisung entsprechen kann.

[3] *nanai* ist aber zigeunerisch, s. *Verf.*, Notes ling., S. 74.

pierde una o más asignaturas' (Peq. Lar.); in Ribera del Duero *perdíñes* ,perdido, calavera' (Lamano 571), und allgemein spanisch *perdis* ,perdido, calavera' (Peq. Lar.; Pastor y Molina, Rev. Hisp. XVIII, 66): „*Entonces aún podías justificarte, pues al fin amabas algo a aquel perdis*" (Blasco Ibáñez, Arroz y Tartana 317); „... *te quería serio, formal y trabajador, no un tarambana, un perdis*" (Pérez Lugín, La Casa de la Troya 232); „... *en Caracas, donde la pollería es caterva de perdis*" (Blanco Fombona).[1] „*Nuñez había salido un perdis*". (Palacio Valdés, El Maestrante 229.)

peseta auf Cuba ,fastidioso, impertinente': „*Fulano es un peseta inaguantable*". „*No seas peseta*" (Suárez, Voc. cubano, S. 412); für *pesado*.

primavera, pop. = *primo* ,tonto, incauto, víctima de un engaño' (Besses), vgl. ZRPh 39, 544.

de tomillo ,gratuitamente' (Lamano 644), von *tomar*.

hacer vaca ,die Schule schwänzen', *vaquero* ,el que falta a la escuela' (Perú, Arona, Dicc. de peruanismos 497), offenbar verblümt für *vacar*, *vacación*. Der Ausdruck war gewifs auch in Spanien gebräuchlich, denn das heute übliche *hacer novillos* ist offenbar nach diesem *hacer vaca* gebildet und zeigt die aus den Geheimsprachen bekannte Weiterentwicklung eines Bildes (s. Verf., Notes ling., S. 19).

¡de verano! ,expresión equivaliente a: No puedo atenderle a usted': „— *¿Quiere V. darme cinco duros?*" — „*¡Deverano!*" (Pastor y Molina, Rev. Hisp. XVIII, 57). Offenbar ein ironisches *¡de veras!* In Andalusien *verdura* für ,verdad' (Toro-Gisbert, Voces and. 630).

zumaque, *ser aficionado al zumaque* = ,al zumo de la uva' (Sbarbi).

Auch das scherzhafte *así o asado*[2] mufs hier angereiht werden, da *asado* verblümt für *asá* steht (*así o asá*[3]).

---

[1] Vgl. auch port. (Atalaia) *esperdigotar* ,apartar-se, desviar-se, sair, fugir' (Rev. Lus. XI, 155), also eigentlich ,perder-se'.

[2] Z. B. „... *¡Un marido no va a durar toda la vida! ... A lo que no hay derecho es a dar campanadas, a armar trapisondas, a irse con el primero que pasa nada más que porque tiene el palmito así o asado.*" (Ant. de Hoyos, El Banquete de Minotauro, 12.)

[3] Z. B. „... *¿Porqué se han de meter los del coro en si D. Sebastián vive así o asá?*" (Blasco Ibáñez, La Catedral, 147). Über das musikalische Ablautprinzip *i—a* in diesen Bildungen spricht sehr geistreich L. Spitzer, Singen und Sagen, in Zeitschr. f. vergleich. Sprachf. 54 (1926), bes. S. 220. Im Falle von *así o asado* als Weiterbildung von *así o asá* handelt es sich aber wohl zugleich um das Bestreben, durch eine Anreihung von etwas lautlich Anklingendem, aber dem Sinne nach ganz Verschiedenem, ja Absurdem, zu verblüffen. So sagt man italienisch gerne *volere o volare* für ,nolens volens' (*volere o non volere*): „*Ferruccio Tandi ... disse allo scopo di punzecchiare il preside: — Volere o volare la Grande Rivista publica in prima pagina, sul fascicolo di oggi, una poesia di Luca Falteri*" (Clarice Tartufari, Il Volo di Icaro, Torino 1908, S. 13). — Lautlich ähnlich Klingendes wird ja überhaupt gerne zu solcher Wirkung verbunden, besonders wenn noch Alliteration hinzukommt. Schriftsteller erzielen durch solche individuelle Erfindungen eine komische Wirkung. So sagt Eça de Queiroz, A Reliquia, 263: „*Os contos de G. Godinho eram meus: e libertado da ascorosa senhora, eu já não devia*

Am häufigsten wird von dieser Art von Verblümung, der Maskierung eines Wortes durch ein lautlich anklingendes von anderer Bedeutung, im Argot Gebrauch gemacht. Im argentinischen Lunfardo sagt man *testamento* für *testa* ‚cabeza‘ (Dellepiane 96), in der

---

aos seus santos nem rezas nem rosas“, oder J. Valera, Juanita la Larga, S. 163: „*Ella, sin duda, le diría primero que Antoñuelo era mi amigo y don Paco el de mamá, y después que yo me habla apoderado de los dos, del uno para el gusto, y del otro para el gasto*“. Vgl. auch: „*Si tinc de presumir, tant se val que ho fassi amb tots els ets i uts*“. (V. Catalá, Els Centaurs, 43.) Auch an die ständige Rubrik in der Kopenhagener Zeitung „Politiken“: „*Smæld og Smuld*“ kann man erinnern.

Was aber hier, wo wir von Verblümung sprechen, eher Erwähnung verdient, ist, dafs gelegentlich das durch einen verblümten Ausdruck zufällig entstandene Bild durch einen weiteren Zusatz weitergesponnen wird. In Spanien sagt man *echar ajos* im Sinne von ‚fluchen‘, d. h. die bekannten Flüche auf . . *ajo* gebrauchen. Man identifiziert nun dieses *ajo* mit *ajo* ‚Knoblauch‘, und so sagt Pereda in Peñas Arriba von dem fluchlustigen Don Celso (S. 63): „. . . *Y así; y todo ello entreverado de golpeteos sobre mi espalda, de gestos indescriptibles y de injurias contra la tos que le amagaba, de admiraciones estruendosas, de risotadas . . . y de ajos, porque las echaba por ristras el buen don Celso y como la cosa más natural y corriente*“, wobei die *ristra* deutlich auf die *ristra de ajos*, die Schnur mit Knoblauchzehen, hinweist. Daraus entwickelt sich nun das weitergesponnene Bild *echar ajos y cebollas*, das heute in Spanien und Amerika gebräuchlich ist. Eine Zeichnung in der humoristischen Zeitung „Buen Humor“ (Núm. 4, Madrid, 25 de diciembre de 1921) stellt zwei keifende und sich beschimpfende Weiber dar mit der Aufschrift: „*Mercado de Abastos para Navidad*: *Ajos y cebollas*“. — Ähnlich entstand in Portugal die Redensart *dizer cóbras e lagartos* ‚fazer referencias desagradaveis e injuriosas‘ (Bessa, A Giria portuguesa, s. v.); *cobras* bedeutete ursprünglich ‚coplas, cantigas de maldizer‘, wurde dann aber nicht mehr verstanden und mit *cóbra* ‚Schlange‘ identifiziert (V. Eug. Pacheco und Carolina Michaelis de Vasconcellos in Rev. Lusit. VII, 230—39; XIV, 184—95), was zur Folge hatte, dafs nun noch Eidechsen hinzukamen. — Solche Weiterspinnung eines Fadens findet sich des öfteren, ohne dafs es sich gerade um Verblümung handeln muſs. Häufig sagt man im Spanischen *la mar* im Sinne von ‚groſse Menge, viel‘: „*Por estos barrios se divierte uno la mar*“ (Pio Baroja, La Busca, 69), „*D. Carlos Trujillo la entretuvo la mar de tiempo*“ (Pérez Galdós, Misericordia, 170), „*Unas cosas la mar de raras*“ = muy raras (Benavente, Lo Cursi, 189). Ein andalusischer Stierfechter in Pérez Lugín's Currito de la Cruz I, 5 führt den Vergleich weiter aus und sagt: „*Lo digo yo . . . que chanelo poco de arrimarme, pero de afisionao, la mar y las Antillas*“. Die Redensart *de padre y* (*muy*) *señor mío* scheint eine Erweiterung von *de padre* zu sein und wurde zuerst auf einen strengen Tadel oder Verweis oder eine Züchtigung bezogen, wie sie ein Vater zu erteilen berechtigt ist: „*No fueron solamente dos palos de padre, fueron de padre y señor mío*“ (Salvador Rueda, La Reja 117, bei Toro-Gisbert, Voces andal. 523); „— *Entonces ya confesó sin ambajes ni remilgos que estuvo en Puerto Real tres años vendiendo vino y llevando garrotazos de padre y muy señor mío*“. (Pereda, Escenas Montañesas, 200 [El Jándalo]). Dann wurde die Redensart, die im Sinne von „muy importante“ empfunden wird (so übersetzt sie der Pequeño Larousse); auch auf andere Fälle, wie einen tüchtigen Rausch, eine starke Erkrankung usw. übertragen, z. B. „— *Una pulmonía de padre y señor mío — dijo el doctor arrojando la cerilla y saliendo del camastro*“ (Blasco Ibáñez, El Intruso, 36). In Honduras: „*bomba* = borrachera, especialmente la que es de padre y muy señor mío“ (Membreño, Hondureñismos[3], S. 25), ähnlich in Argentinien ‚de un golpe, un atracón, una borrachera‘ (Garzón, Dicc. argent., 345). Diese in solchen Verbindungen schon

chilenischen Coa *ternero* für *terno* ‚vestido‘. (Vicuña Cifuentes 137). Andere Beispiele gaben wir schon in den Notes Linguist. sur l'argot barc., S. 20 und im Texte selbst, ebenso wie im „Mexikanischen Rotwelsch‘. Ich will hier nicht darauf zurückkommen, da wir uns hier nur mit den der Umgangssprache angehörigen Verblümungen beschäftigen wollen.

Zu diesen mufs man auch die verblümten Ausdrücke für unanständige Wörter oder Redewendungen rechnen. Ich begnüge mich mit einigen Beispielen. Für *cagar* sagt man in Andalusien: *ir a ca García* ‚al excusado‘ (Toro-Gisbert, Voc. and. 366); in Mexiko *comunicarse* (Ramos[2] 553) zu *común* ‚nalga, asentadera‘.

Conejo (Besses 52) für „vulva“[1] ist zweifellos eine Verblümung; ebenso *concha* in Argentinien (Ciro Bayo, Voc. criollo 61, Garzón 119), Chile (Lenz, Brieflich), Ecuador (Lemos, Brieflich), Cuba (Órtiz, Dicc. de Afronegrismos 391), wobei auch der volkstümlich beliebte Vergleich des weiblichen Geschlechtsteils mit einer Muschel (span. *almeja*; cub. *porcelana*, *maco*,[2] Órtiz a. a. O. 391; schon lat. *concha* = vulva, cunnus. Plaut., Rud. 704[3]; französ. Benennungen bei Sainéan, Les Sources indigénes I, 188) mit in Betracht kommt.

Für *papo*, einen anderen volkstümlichen Ausdruck derselben Bedeutung, der in Spanien und Amerika üblich ist, wird in Cuba das Wort *papaya*, eig. die Frucht des Papayo-Baums, als Verblümung gebraucht, und dies hat zur Folge, dafs die papaya-Frucht schicklicher Weise nicht mehr mit ihrem eigentlichen Namen genannt werden kann, sondern dafs man dafür ‚*fruta bomba*‘ sagen mufs (Suárez 398, Órtiz 60), ähnlich, wie man in Argentinien *concha* vermeidet, auch wenn man von der Schale der Schildkröte sprechen will. In Venezuela wird aus dem gleichen Grunde *hablar de papo* durch das verblümte *hablar de paporreta* ersetzt (Rivodó 243).

Eine richtige Verblümung ist auch *la posteridad* für ‚el trasero‘ (*pasar a la posteridad* ‚servir para limpiar el trasero‘) in Madrid

---

von ihrem Ausgangspunkte ziemlich entfernte und daher nicht mehr ganz verstandene Redensart wandelt der galizische Schriftsteller Jaime Solá, da er von einem tiefen Schlafe sprechen will, in folgender Weise um: „*La primera noche aldeana del señor Reigosa y Losada de Quiñones habiá sido una noche de padre y sueño mío. En uno solo lo pasó el enfermo, sobre los tres colchones y un traspuntín por colofón de aquella cama abacial de la señora Generosa*“. (J. Solá, El Alma de la Aldea, Vigo 1918, S. 37.)

[1] In obszöner Anspielung bei José Más, Hampa y Miseria, S. 214: „. . . *En el último cubil vió a una mujer casi desnuda que gritaba sin descanso: — ¡¡Adentro, adentro, y probaréis los conejos ma sabrosos de la tierra!!*“ — Auch in der Briba von Cuba: *conejo* ‚partes genitales del sexo feminino‘ (Castellanos, Rev. Bimestre Cubana IX [1914], 100).

[2] „*Maco* dicen algunos a la vagina de la mujer, por analogía con la abertura del molusco *maco*“ (Suárez 332).

[3] Muscheln der Gattung *Cypraea* wurden im Altertum als Symbole der Vulva als Amulette verwendet und werden noch heute in Italien den Kindern als Schutz gegen den bösen Blick um den Hals gehängt, s. dar. Bellucci, Catalogo della collezione di amuleti inviata all' Esposizione di Milano, Perugia 1881, p. 312 und jetzt Leite de Vasconcellos, A Figa, Estudo de etnografia comparativa, Porto 1925, S. 92 mit Abbildungen solcher Amulette, S. 121.

(Pastor y Molina, Rev. Hisp. XVIII, 67); ähnlich in Ecuador: *el trasandino* ‚las posaderas' = *trasero* (Lemos 190) und in Spanien *el trascorral* und *el traspontín*[1] (Peq. Lar.). In Mexiko *culantro* = culo („La Guacamaya").[2]

Ebenso darf als verblümt angesehen werden das volkstümliche *seguidillas* ‚cámaras, flujo de vientre" (Peq. Lar.) von *seguir* mit Verschleierung durch die gleichnamige Liederform; *forastero* ‚pedo' in Honduras (Membreño 3, 83) von *fuera*.

Der betrogene Ehemann, dem die Frau die Hörner aufsetzt, ist dem Spott seiner Mitmenschen ausgesetzt, und alles was an *corno, cuerno* oder *corona* anklingt, dient diesem Zwecke.

In Spanien ist die Verblümung *coronel* beliebt:

„Si te casas en Osuna,
Mira primero con quién,
Mira no des con arguna
Que te jaga ç̣oroné
De los cuernos de la luna.

(Rodríguez Marín, Cantos pop. esp. IV, 469; Toro-Gisbert, Voces and. 307).[3] Ebenso in Cuba (Suárez 154). In Mexiko wird der Eigenname *Cornelio* so gebraucht:

— ¿Que puede ser que no sea?
Un . . . Cornelio el que lo lea.

(El Negrito, Poeta mexicano, ed. Nic. León, México 1912, S. 58).[4]

---

[1] *„. . . agarra a doña Inés, descorre el telón y ármale tal solfeo en el ‚nobilísimo traspontín', que se le pongas como un nobilísimo tomate"* (Juan Valera, Juanita la Larga, 222).

[2] Vgl. port. (trasmont.) *culandro* ‚anus' (Tavares Teixeira, Rev. Lus. XIII, 115).

[3] In Portugal: *tenente*, *tenente-coronel* oder *cornel* ‚homem cuja mulher lhe é infiel' (Gomes Pereira, Rev. Lus. XII, 127).

[4] Reinh. Köhler, Kleine Schriften III, 631 führt aus dem Buche „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier" 1738, S. 115, an: *„Der arme Cornelius* (= Hahnrei) *schlief bald ein"*. — Über die beliebten Wortspiele auf Grund der Ortsnamen *Corneto*, *Cornovaglia* etc. s. Tobler, V. B. II², 217, 222; Nyrop-Vogt, Das Leben der Wörter, S. 10; Meyer-Lübke, ZRPh 1918, S. 216; Spitzer, Liebessprache, S. 70. Von einem betrogenen Ehemann sagt Ariost, Orl. Fur. XXVIII, 24:

„Credeano che da lor si fosse tolto
Per gire a Roma, e gito era a Corneto".

Die Verblümung mittels *Corneto* ist in Italien so allgemein, daſs die Stadt gleichen Namens offiziell ihren Namen in *Tarquinia* umändern durfte; denn wie könnte ein biederer Bürger und Ehemann aus der alten Etruskerstadt auf die Frage, woher er stamme, zur Antwort geben „aus Corneto"? Ebensowenig können in Italien die Städte *Segovia* und *Chidvarí* genannt werden, ohne sofort zu Witzen Anlaſs zu geben, und es ist auch nicht ratsam zu sagen, man stamme oder komme aus *Francoforte sul Meno*, was man sofort mit *menarsi* (il c . . .) zusammenbringt, wie man ja überhaupt in den romanischen Ländern noch mehr als anderwärts dazu neigt, überall das Sexuelle hereinzuziehen. In Portugal vermeidet man möglichst das Wort *corno* (s. auch

In den La Plata-Ländern sind die *bolivianas* ‚las criadillas del toro', eine Verblümung für *bolas* (Bayo 34); und in Spanien ist *andar a la cordobana* ‚nackt gehen' Verblümung für *en cueros*. Das Wortspiel ist alt. Hidalgo erklärt in den Romances de Germanía: „*en cordobán* ‚*quando han robado a uno que lo dexan en cueros, dicen que va en cordoban*" (S. 170), und in Guevaras „Diablo Cojuelo" lesen wir (Ausg. Bonilla, S. 61): „*y quiso agarrarlos para dar con ellos en la trena y después sacudilles el polvo y vatanalles el cordován.*"

marinero in Cuba ‚dícese al maricón o sodomita' (Suárez 352) und *maricontento* in Guayaquil (Ecuador ‚individuo afeminado', Lemos, Brieflich) sind Verblümungen für *marica, maricón*.

Auch die zahlreichen Entstellungen von obszönen Wörtern und Fluchformeln sind häufig zugleich Verblümungen (z. B. *¡colchones!* = cojones; *cásome, cájome* usw. = *cágome; caramba, canastos, canario* etc.). Ich sehe aber davon ab, sie hier anzureihen, einerseits weil darüber erst jüngst zwei ausgezeichnete Arbeiten erschienen sind (Spitzer in ZRPh 44, 576—589 und Munthe, Några Anteckningar om en grupp spanska kraftuttryck, Uppsala 1924), andererseits weil diese Bildungen gewöhnlich noch mit anderen Erscheinungen verwandt sind, die bei den obszönen Ausdrücken eine Rolle spielen. Die Darstellung der geschlechtlichen Momente in einer Sprache, die bisher im Zusammenhang mit dem ganzen kulturellen Leben des betr. Volkes noch nicht versucht worden ist, erfordert eine viel breitere Grundlage, als sie hier gegeben werden kann. Wir behalten uns vor, darauf bei anderer Gelegenheit zurückzukommen.[1]

Portug. Sprachführer [Meyer], S. 169); auch mit *olho* in der Einzahl und auch mit *el ojo* in Spanien mufs man vorsichtig sein da es auf *el ojo del c* ... bezogen wird.

[1] Wir haben uns in diesem Aufsatz im wesentlichen nur mit der im linguistischen Sinne eigentlichen Verblümung, d. h. mit der Maskierung der Bedeutung eines Wortes durch ein lautlich anklingendes von anderer Bedeutung beschäftigt, obwohl schon hier die Grenzen nicht genau eingehalten werden konnten. Bei Namen wie *Juan Nemo* und *San Acá* etc. liegt schon keine eigentliche Verblümung in dieser Begrenzung vor, sondern die Personifizierung eines Wortes, die nun dadurch allerdings auch als Maskierung und deshalb verblümend wirkt. Natürlich kann man auch etwas durch die Blume sagen, ohne dafs die lautlichen Anklänge eine Rolle spielen müssen; es kann auch eine rein begriffliche Maskierung, z. B. durch einen Vergleich sein. Wenn man in Aragón *florecer la almendra* für ‚encanecer prematuramente' sagt (*Borao*) und die weifsen Blüten des Mandelbaums mit den weifsen Haaren vergleicht, so ist das zweifellos auch eine euphemistische Verblümung. In Florenz hörte ich des öfteren dafür richtig verblümt sagen: „*Qui si vede già un po' di biancheria*". Ähnlich wenn man in Spanien und Amerika (Malaret, Dicc. de provincialismos de Puerto Rico, 81) für ‚ser bizco', wofür oben richtige Verblümungeu auf lautlicher Grundlage angeführt wurden, sagt *mirar uno contra el gobierno*, oder volkstümlich spanisch von einer Frau, deren Leben nicht einwandfrei ist, *cojea esta mujer* (Besses). In diesen Fällen will man durch die Blume etwas sagen, was man nicht offen aussprechen will und deshalb durch einen Scherz andeutet.

Nachträge.

S. 3. Zu den beliebtesten, wenn auch nicht geschmackvollsten Wortwitzen der Graciosos gehört das Spiel mit dem Worte *estrella*, dem Verbum *estrellar* und dem Ausdruck *huevos estrellados* „Spiegeleier“, so:

Esos ojos regalados,
Tan estrellas de mi empleo
Que cuando ayuna el deseo,
Se los da amor estrellados

(Lope de Vega, El Acero de Madrid I, 10; ed. Ochoa, Tesoro II, 559); und in desselben Stück „La Estrella de Sevilla“ sagt der Gracioso Clarindo:

Por esta estrella hermosa
Morimos como huevos estrellados,
Mejor fuera en tortilla.

S. 4. Für *Cállate la boca* in Costa Rica: *Cayetano la bocina* (Gagini, Dicc. de Costarriqueñismos, 2ª ed., San José de Costa Rica, 1919, S. 89).

S. 5. Zu *en Peñaranda*, etc., vgl. den napoletanischen verblümten Ausdruck *magná(re) pignuole* ‚essere in pegno, pegnorare‘: „*Rellorgie no n'avite? pe disgrazia magnano pignuole?*“ (Trinchera, Finta Vedova I, 1; D'Ambra, Diz. nap., 291).

S. 7. Über sonderbare Heilige s. jetzt auch Bruno Migliorini, Dal nome proprio al nome comune, Genf 1927, S. 215.

S. 9. Zur scherzhaften Personifizierung *Juan de Estopa* ‚Klystier‘ vgl. diejenige des Nachttopfes, s. Notes ling. sur l'argot barcel., 81 und vgl. dazu volkstümlich ital. *Zi Peppe* ‚cantaro‘ (Panzini, 99, 692), nap. *don-peppe* ‚vaso fecale‘ (Mirabella, Mala Vita, 322) und in der russischen Gaunersprache Прасковья Фёдоровна ‚Unrateimer‘ (W. Christiani, Arch. f. slav. Phil. XXXIV (1913), S. 327).

S. 10. Über den hlg. Rochus: Migliorini, l. c., S. 135. — Zu der Szene aus Matilde Serao vgl. eine ähnliche in Pérez de Ayalas Roman „Troteras y Danzaderas“, S. 217, worin von einer Strafsendirne die Rede ist, die das von ihr sonst hochverehrte Bild des hlg. Antonius auf ihrer Kommode auf den Kopf stellt und beschimpft, weil ihr der Heilîge keine Kunden verschafft hat.

S. 14. *gabrieles*: „— *No, hombre, no; la literatura gracias que dé para echar unos cochinos gabrieles en el puchero*“ (Hoyos y Vinent, El Remanso, S. 121). Die Personifizierung rührt wohl davon her, dafs die *garbanzos* als Nationalgericht so beliebt sind.

S. 18. Dazu: *mandarín* = ‚mandón‘ auf Cuba (Ortiz, Un Catauro de Cubanismos, Habana 1923, S. 66).

S. 20, Anm. 2: „— *El público está mochales — acostumbraba decir. — Porque, vamos, que me digan a mí que si bailo así y asao, como los gipcios y las bañaderas*“ (Pérez de Ayala, Troteras y Danzaderas, S. 220, im Munde einer ungebildeten Tänzerin).

S. 21, Anm. Zu den weitergesponnenen Bildern vgl. die in Norddeutschland gebräuchliche Redensart „Es geht mir durch Mark und Pfennige für durch Mark und Bein, auf Grund der Doppeldeutigkeit von Mark. So legt Thomas Mann in seinem Zauberberg II, S. 409 sie einem aus dem Niedersächsischen stammenden etwas burschikos angehauchten Arzt in den Mund: „Sie werden sehen, die Leute werden sich um Peeperkorn versammeln, alle um ihn, und Naphta wird ganz allein dasitzen mit seiner Gescheitheit und seinem Gottesstaat, obgleich er sich dermaſsen deutlich ausdrückt, daſs es einem durch Mark und Pfennige geht, wie Behrens zu sagen pflegt."

Auch in Chile: *andar con una macaca* (= mona, borrachera) *de padre y señor mío* (Lenz, Dicc., 880, s. v. *macaco*).

M. L. Wagner.

Zur französischen Syntax.

(Vgl. Zeitschr. XLVIII, 53 ff.)

XXXIII.

Die Unterscheidung von „apperzeptiver“ und „präsentativer“ Rede in ihrer Bedeutung für die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen.[1]

Im Anschlufs an die Darlegung des Grundunterschiedes zwischen Imparfait und Passé défini, sowie zwischen Indikativ und Konjunktiv (vgl. Art. XXXI) ist in Artikel XXXII eine Scheidung zwischen „apperzeptiver“ und „prädikativer“ Rede vorgenommen worden in der Weise, dafs gesagt wurde, mit „apperzeptiv“ solle die Rede — sei es im ganzen oder in einzelnen Teilen — dann bezeichnet werden, wenn sich der Sprechende lediglich von seinen augenblicklichen Eindrücken leiten liefse, wenn er das momentane Apperzeptionsergebnis bei dem sich ihm zur Mitteilung darbietenden Bewufstseinsinhalt ohne jede Reflexion, ohne jede bewufste Rücksichtnahme auf seinen Hörer wiedergäbe,[2] „präsentativ“ dagegen bezeichne die Ausdrucksweise, bei der auch noch eine Bearbeitung, Zustutzung jener Apperzeptionsergebnisse unter dem Gesichtspunkte besserer Verdeutlichung oder beabsichtigter Einwirkung auf den Hörer stattgefunden habe. Man könnte diesen Unterschied also zur Not auch durch die Worte „absichtslos“ und „absichtlich“, „unbewufst“ und „bewufst“ wiedergeben, wenn diese Ausdrücke nicht schon eine zu scharf ausgeprägte Sonderbedeutung bekommen hätten; könnte ihn in gewissem Sinne auch in Parallele stellen mit der für die Dichtung durch Schiller gestempelten

[1] Alles hier Gesagte gilt zugleich für sämtliche romanische Sprachen, sowie für ihren Ausgangspunkt, das Lateinische. — Die Bezeichnung „apperzeptiv“ ist hier überall als Verkürzung von „rein apperzeptiv“ gebraucht, denn die Präsentation setzt natürlich auch Apperzeption voraus.

[2] Vgl. (in Goethes Mailied) „O Erd, o Sonne, o Glück, o Lust!“ oder Gretchens „Und ach! sein Kufs!“ Das ist Sprache der Seele. Schiller wirft voreilig die Flinte ins Korn, wenn er in seinem bekannten Distichon ausruft: „Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr“. Wie sollte auch die Sprache, die ihrer Entstehung nach das denkbar reinste Naturprodukt ist, verabsäumt haben, für adäquate Wiedergabe der ursprünglichsten und wichtigsten Seelenäufserungen, der Gefühle und Triebe, die Mittel bereitzustellen? Viel später erst ist die „Verstandessprache“ hinzugekommen.

Scheidung in „naive“ und „sentimentale“. Aber auch auf dem rein sprachlichen Gebiete finden sich längst Sonderungen, Gegenüberstellungen, die der unsrigen sehr nahe stehen. Ich erinnere nur an die von Wundt in seinen *Grundzügen der physiologischen Psychologie* S. 244 gemachte Unterscheidung zwischen passiver und aktiver Apperzeption mit der Erläuterung, daſs die erstere dann vorläge, wenn unter den entgegentretenden Vorstellungen eine so sehr durch ihre Intensität oder durch den ihr zukommenden Gefühlston bevorzugt sei, daſs die Apperzeption einer anderen Vorstellung gar nicht in Frage kommen könne, die letztere (die aktive) dagegen bei einem Wettstreit mehrerer Vorstellungen stattfände, „bei dem wir die Apperzeption einzelner derselben als eine Handlung empfinden, welche in letzter Instanz nicht durch die Vorstellungen, sondern durch die Tätigkeit der Apperzeption selbst bestimmt wird“. Und nicht weniger nahe steht unserer Scheidung von apperzeptiver und präsentativer Ausdrucksweise diejenige, die Sechehaye in den *Mélanges B. Bouvier* S. 218 (allerdings ausschlieſslich bezüglich der Satzform) zwischen *phrase-idée* (d. h. dem Satze ohne Subjekt, also demjenigen, der oft fälschlich als elliptischer bezeichnet wird) und *phrase-pensée* (d. h. dem wohlgerundeten, die „normale“ Form aufweisenden Satze) macht, indem er sagt: *Sans sujet* (d. h. also als *phrase-idée*) *la phrase est assimilable à une sorte de réflexe linguistique qui jaillit d'une impression soudaine*, während *avec un sujet* (also als *phrase-pensée*) *la phrase traduit la pensée entière, elle la formule de la façon la meilleure pour en assurer la compréhension. L'auteur d'une telle phrase pense à son interlocuteur et se conforme à ses légitimes exigences. Celui qui parle par «phrase-idée» agit avec plus de spontanéité et moins de calcul.* Wer erkennt hier nicht — zumal Sechehaye im weiteren Verlaufe der Darlegung zur Charakterisierung der beiden von ihm unterschiedenen Satzformen die Ausdrücke *type expressif* und *type communicatif* verwendet — in jedem Worte unsere Scheidung von apperzeptiver und präsentativer Redeweise wieder? Mit dem einzigen Unterschiede, daſs S. sie nur bezüglich der Satzform machen zu können glaubt, sie wenigstens ausdrücklich auf diese beschränkt, während sie sich nach unseren Darlegungen auch an einzelnen Teilen des Satzes, kurz an jedem Punkte sprachlicher Äuſserung zu bekunden vermag. Schlieſslich sei hier noch an E. Richters Unterscheidung von „gefühlsmäſsiger“ und „berichtender“ Redeweise (*Zs.* XL, 18) erinnert, die der unsrigen ebenfalls ganz nahe steht; während Jabergs *„Sprache als Äuſserung und Sprache als Mitteilung“* (*Archiv* 1917, S. 84—123) lediglich onomasiologische Fragen behandelt.

Unserer Scheidung gemäſs sagten wir *Art.* XXXI bezüglich des Bedeutungsunterschiedes zwischen den beiden realen Vergangenheitsformen des Verbs: Das Passé défini ist die „präsentative“ Darstellungsform, die dem Hörer ein klares, genaues und vollständiges, d. h. ein alle Phasen (Anfang, Mitte, Ende) erfassendes, also

gleichsam kinematographisches Verlaufsbild des betr. realen Seins oder Geschehens der Vergangenheit darbietet, bzw.: den Hörer auffordert, sich das letztere in der hier gekennzeichneten Form vorzustellen, es sich geistig zu vergegenwärtigen. Das Imparfait läſst sich demgegenüber als „apperzeptive“ Darstellungsform bezeichnen, insofern der Sprechende damit — ohne jede Berücksichtigung des Gesamtverlaufs — lediglich eine Momentvorstellung des ihm im Augenblick des Sprechens vor die Seele tretenden Vergangenheitszustandes oder -vorgangs gibt, ganz gleich, ob dieser in Wirklichkeit nur eine Sekunde oder Jahrtausende gedauert hat, ob er tatsächlich schon sein Ende gefunden hat oder zur Zeit der Mitteilung noch weiterdauert. Nannten wir das Passé défini die „kinematographische“ Vorführungsform, weil es stets den vollen Ablauf vergegenwärtigt — wobei zu beachten ist, daſs *être* nicht bloſs „sein“, sondern auch „werden“, *avoir* „haben“ und „bekommen“, *savoir* „wissen“ und „erfahren“, *se taire* „schweigen“ und „verstummen“ usw. usw. (und zwar schon im Infinitiv, nicht etwa bloſs im Passé défini) heiſst — so können wir das Imparfait als die „photographische“ Darstellungsform bezeichnen, als die Übermittelung eines Momentbildes, die, je nachdem, im Hörer ebensowohl den Eindruck erwecken kann, daſs es sich um — nur flüchtig angedeutete — Nebenumstände handelt, wie andrerseits — gerade durch ihre Unbestimmtheit und Unvollständigkeit — ihn zu phantasievoller (Lorck), lebhafter (Lerch) Ausmalung, zu einfühlendem Sichversenken (Winkler) anregen kann.

Und ähnlich stellten wir bei der Untersuchung des Grundunterschiedes zwischen Indikativ und Konjunktiv fest, daſs der Indikativ — gewissermaſsen der „Modus präsentativissimus“, so wie das Passé défini sich als das „Tempus präsentativissimum“ erwies — vom Sprechenden stets nur mit der Absicht verwandt wird, auf die Realität des betreffenden Seins oder Geschehens ausdrücklich und nachdrücklich hinzuweisen, daſs dagegen der Konjunktiv überall da eintritt, wo — ganz gleich, ob es sich um reale oder irreale Dinge handelt — der Sprechende (ohne eine solche bewuſste Absicht der Klarstellung des Realitätsverhältnisses) lediglich dem Augenblicksimpulse der Apperzeption folgend, eine ihm vorschwebende Gedankenverbindung zum Ausdruck bringt. Der Konjunktiv ist also nicht der Modus der Irrealität, wie ein (zu einem eben Angekommenen gesprochenes) *Je suis content que tu sois venu* zeigt, — ist es auch nie gewesen, selbst im Lateinischen nicht, wie das bekannte *sunt qui censeant* u. ä. beweist — sondern der Modus der Ignorierung, der Nichtberücksichtigung des Realitätsmoments, d. h. ein hinsichtlich der Realität des betr. Seins oder Geschehens völlig indifferenter Modus, genau so, wie es im Lateinischen Partizipien, Gerundia, Supina, Infinitive, im Französischen (das ein Participe présent nicht mehr kennt) Infinitiv und „Gérondif“ (auch ohne *en*) sind, die

gleichfalls ebensowohl mit Bezug auf Reales wie auf Irreales gebraucht werden können.[1]

Schon bei früherer Gelegenheit wurde darauf hingewiesen, dafs es unzutreffend wäre, die im Vorstehenden als rein apperzeptiv bezeichneten Tempus- und Modusformen (also das Imparfait einer-, den Konjunktiv andrerseits) den entsprechenden präsentativen, nämlich Passé défini und Indikativ, als koordinierte, als ranggleiche, ebenbürtige gegenüberzustellen. So wie sich „Präsentation“ durch ein gewisses Plus von der „Apperzeption“, auf der sie ja doch beruht, von der sie ihren Ausgang nimmt, unterscheidet, so auch die präsentativen Ausdrucksformen von den apperzeptiven. Sie stehen sich nicht konträr (schwarz : weifs), sondern kontradiktorisch (schwarz : nicht-schwarz, bzw. weifs : nicht-weifs) gegenüber, d. h. die präsentative birgt ein Moment in sich, das der apperzeptiven abgeht. Bei den vorstehend erläuterten Tempusformen war es das „Verlaufsmoment“. Bezeichne ich dies mit der Abkürzung VM und setze für Imparfait ein I ein, für Passé défini ein Pd, so erhalte ich die kurze Formel $Pd = I + VM$. Entsprechend, wenn ich das, was den Indikativ (I) vom Konjunktiv (K) unterscheidet, als Realitätsindex (RI) bezeichne: $I = K + RI$. — In dieser Bevorzugung kontradiktorischer Unterscheidungen vor konträren bekundet sich wieder der eminent praktische Sinn der Sprache, ihr Bestreben, mit einem Minimum von Anstrengung ein Maximum von Erfolg zu erzielen. Wenn es sich um eine Unterbringung verschiedener Farbenschattierungen unter zwei Gruppen handelt, erweist sich die Gegenüberstellung von schwarz und nicht-schwarz weitaus bequemer als die von schwarz und weifs. Unter welche der beiden letztgenannten sollte man denn blau, grün, gelb, rot, grau usw. setzen? Bei der kontradiktorischen Scheidung schwarz und nicht-schwarz dagegen fallen sie ohne weiteres unter die letztgenannte Gruppe. In der Sprachbetätigung bieten sich nun auch die verschiedensten Arten von Zuständen und Vorgängen dar. Da gibt es, um nur auf modalem Gebiete zu bleiben, Erzähltes, Gedachtes (bei beiden wieder Gleichgültiges und Gemüterregendes, Erfreuendes, Betrübendes usw.), bei letzterem wieder Gewolltes, Gescheutes, Erlaubtes, Verbotenes, Verhindertes, Bewirktes, Bezweifeltes usw. usw. Wer vermöchte da (wenn es sich nur um real und irreal handelte) in modaler Hinsicht das Rechte — nicht blofs überhaupt, sondern bei raschem mündlichem Verkehr sofort und auf der Stelle — zu treffen? Die Sprache erleichtert die Aufgabe wesentlich. Das Französische (wie auch das Lateinische

[1] Der einzige Unterschied zwischen Konjunktiv einerseits, Gérondif und Infinitiv andererseits ist der, dafs die beiden letzten aufserstande sind, die Person des „Subjekts“ (wie leider in der bisherigen Grammatik immer fälschlich statt „des Trägers“ — vgl. Neuaufbau der Grammatik — gesagt wird) zu kennzeichnen, während der Konjunktiv wenigstens über „die Person“ (d. h. ob 1. oder 2. oder 3.) desselben Klarheit zu geben vermag. Vgl. *Je vous prie de venir* und *je prie que vous veniez.*

und alle romanischen Sprachen) gibt dem Indikativ die Funktion, als real Erkanntes oder Vorgestelltes ausdrücklich als solches zu bezeichnen, dem Konjunktiv die, von einer solchen Kennzeichnung, sogar da, wo sie an sich gerechtfertigt wäre, ganz abzusehen, falls nicht besondere Gründe für dieselbe sprechen — woraus dann folgt, dafs überall, wo die Irrealität auf der Hand liegt, erst recht nur der Konjunktiv am Platze ist.

Aber nicht nur in den — manchem vielleicht schwierig erscheinenden — Tempus- und Modusfragen erleichtert die Sprache die Entscheidungen durch kontradiktorische Scheidung, wir stofsen vielmehr an den verschiedensten Stellen auf sie. Dafs, wie Karin Ringenson (*Neuphilol. Mitteil. Helsingf.* 1926 S. 89/90) erneut bestätigt, das Agens bei passivischen Satzformen nur dann, wenn es ausdrücklich als tätig bezeichnet werden soll, mit *par*, in allen anderen — innerlich recht verschiedenartigen — Fällen aber mit *de* eingeführt wird, wurde schon *Art.* XXXI, S. 61 erwähnt. Dazu liefse sich weiter stellen: Das „Gérondif" nimmt *en* vor sich nur in Fällen ausdrücklichen Ineinanderfallens (deutsch „während" und „dadurch dafs") der betr. Zustände oder Vorgänge, sonst bleibt *en* fort. Oder: Nach Verben der Bewegung tritt *pour* nur dann vor den sich anschliefsenden Infinitiv, wenn die durch diesen bezeichnete Tätigkeit ausdrücklich als beabsichtigte bezeichnet werden soll, sonst nicht. Oder: Es heifst *il (elle) est mon ami (amie)* nur, wenn ausdrücklich angezeigt werden soll, dafs bereits Subsumption des betr. Seienden unter einem männlichen (oder weiblichen) Begriff vorliegt; sonst heifst es *c'est mon ami(e)* usw.

In all diesen Fällen handelt es sich um den Ausdruck des Gegensatzes mittels einer Endung oder eines besonderen Wortes. Die Sprache verwendet aber auch die Wortstellung dazu; kaum eine so sehr wie das Französische. Immer den Träger einer Handlung bzw. eines Zustandes zuerst zu nennen, das ist es, was sie als Norm für die sachgemäfse, ruhige, präsentative Darstellung eingeführt hat. Und doch stöfst man alle Augenblicke auf Sätze wie: *Ce jour-là fut perdue l'autorité royale.* — *Loué soit le ciel.* — *Saint est celui qui a vaincu le mal* usw., von den zahllosen „eingeschobenen" Sätzen (*Oui, dit-il* ...) ganz zu schweigen. Man sieht, bei der Enunziation des Vorstellungsinhalts wird alles, was das Präsentationsprinzip an Regelung der Wortfolge geschaffen hat, sofort über den Haufen geworfen, sobald der Sprechende den mit der unmittelbaren Apperzeption verbundenen Impulsen folgt. Das ist's, was Schiller nicht, oder doch nicht hinlänglich, beachtet hat: In *Le ciel soit béni*, „spricht ach! die Seele nicht mehr". Wohl aber spricht sie noch, und eine sehr deutliche Sprache, in *Béni soit le ciel!*, ebenso deutlich wie in dem oben erwähnten Ausruf Gretchens „Und ach! sein Kufs!" — und wie, um nun auf unseren eigentlichen Gegenstand zu kommen, in: *Quelle longue chaise!* im Gegensatz zu dem „präsentativen" *C'est une chaise longue.*

Wir haben gesehen, dafs, wenn auch das sprachliche Individuum immer noch über ein gewisses Mafs von Freiheit verfügt, so doch im wesentlichen schon von der Sprache selbst die Scheidung zwischen apperzeptiver und präsentativer Ausdrucksweise vorgenommen und geregelt ist. Nennen wir also „präsentativ“ die von der Sprache für ruhige, besonnene, verstandesmäfsige, jeder Gefühlsbeimischung bare Äufserung geschaffene Redeform, und apperzeptiv diejenige, bei der der Sprechende, wenn auch nicht gleich einen Affekt — in diesem einen Punkte geht Gröbers ursprüngliche Formulierung „affektisch attribuierend“ zu weit, er hat sie in der zweiten Auflage des Grundrisses denn auch durch die vorsichtigere „subjektiv wertend“ ersetzt — so doch wenigstens eine gewisse innere Anteilnahme, oder, wenn auch nicht gleich eine „Gemütsbewegung“, so doch eine leise Schwingung, eine kaum merkliche Wellenbewegung der Seele bekundet, dann können wir sagen: Im Lateinischen — klassischen wie vulgären — und weiterhin in allen romanischen Sprachen gehört die Nachstellung des attributiven Adjektivs der präsentativen, die Voranstellung desselben der rein apperzeptiven Ausdrucksweise an, oder mit anderen Worten: Das der lateinischen und romanischen Psyche im Ruhezustande eigene normale Verfahren bei der Kennzeichnung eines Seienden besteht darin, zuerst den Substantivbegriff — als den inhalts- oder merkmalsreichen — und dann erst den merkmalsärmeren Adjektivbegriff zu nennen; nur, wenn im Moment der Apperzeption der Adjektivbegriff (der eben erwähnten normalen Präsentativregelung zum Trotz) sich plötzlich vordrängt, sei es, dafs der Sprechende in ihm das für das subsumierende Seiende wesentliche Merkmal zu erkennen glaubt oder dafs er durch eine mit ihm zugleich erwachte schwächere oder stärkere Empfindung für ihn eine besondere Bedeutung, Kraft oder gar Wucht erhält, nur dann nennt er zuerst das Adjektiv und zuzweit das Substantiv. Dafs es für die Voranstellung des Adjektivs eines besonderen Anlasses, Impulses bedarf, hat seinen Grund darin, dafs bei der Subsumierung eines Seienden der Substantivbegriff stets gleichzeitig mit dem oder den Adjektivbegriffen erfafst wird. „Das Adjektiv richtet sich nach seinem Substantiv im Genus, Numerus und Kasus“ lautet die alte Regel der alten Grammatik.[1] Der Sprechende kann also überhaupt kein

[1] Wie sehr diese der Erneuerung bedürftig ist, zeigt sich auch hier. Wer ein wenig schärfer und vor allem unbeeinflufst durch das rein äufserliche Verfahren der landläufigen Grammatik zusieht, entdeckt sofort, dafs, wie so mancher Terminus derselben, auch das Wort „Adjektiv“ auf ganz oberflächlicher Beurteilung des Sachverhalts beruht. Wenn ich sage „ein schönes Pferd“, so ist nicht etwa „schönes“ dem Substantiv Pferd „adjiziert“ („beigegeben“), sondern: ein dem Bewufstsein entgegengetretenes Seiende ist auf dreifache Art subsumiert worden, einmal unter den Begriff eines „einen“, zweitens unter den eines „schönen“ und drittens unter den eines „Pferdes“, alle drei Wörter sind also in gleicher Weise Bezeichnungen von drei Begriffsattributen, die in völlig koordinierter Weise dem betr. Seienden beigelegt werden, und, wenn man

Adjektiv setzen, ohne bereits das zugehörige Substantiv im Bewuſstsein zu haben — insofern hat Meyer-Lübke (III, 780) vollkommen recht, wenn er sagt, daſs das vorangestellte Adjektiv mit dem folgenden Substantiv eine begriffliche Einheit bildet — und da dieses als Bezeichnung des an Merkmalen reichsten Begriffs sozusagen im Vordergrunde des Bewuſstseins steht, ist es natürlich, daſs es auch zuerst genannt wird — wofern nicht im Moment der Apperzeption gewisse psychodynamische Faktoren diese naturgemäſse Ordnung dadurch stören, daſs sie den Adjektivbegriff in den Vordergrund des Bewuſstseins und den Substantivbegriff in den zweiten Rang drängen, gemäſs dem bekannten Spruche: „Wes das Herz voll ist, des flieſst der Mund über“ oder (mit einer kleinen Variation): „Wes das Herz am vollsten ist, des flieſst der Mund zuerst über.“ Eigentlich eine furchtbar einfache, ja selbstverständliche Sache, das „Ei des Kolumbus“! Aber gerade das Einfachste ist bekanntlich oft am schwersten zu finden. Und so war es in gewissem Sinne eine geniale Intuition, die Gröber nach vielen völlig abwegigen Versuchen anderer — hatte man doch sogar dem Längenverhältnis zwischen Substantiv und Adjektiv Einfluſs auf ihre Stellung zueinander zuschreiben wollen! — den wirklichen Sachverhalt in seinem Kerne erfassen lieſs, wenn er ihn auch in dem Streben nach Knappheit etwas zu schroff formulierte. Zugleich lag in dieser wertvollen Erkenntnis eine schöne Auswirkung seines Strebens nach Aufdeckung der „psychischen Radix“ der sprachlichen Ausdrucksformen. Denn was kann mehr psychische Radix sein als der Gemüts- und Seelenzustand des Sprechenden? Und kommt doch Gröbers Formel letzten Endes darauf hinaus, daſs, wo der Sprechende einen Adjektivbegriff mit einer gewissen seelischen Erregung konstatiert, er das ihn bezeichnende Wort zuerst ausspricht; wo ihn der Adjektivbegriff hingegen „kalt läſst“, er dem ihm an Merkmalen ja weit überlegenen Substantivbegriff den natürlichen Vorrang gibt. Unter dem Einfluſs der zahlreichen Proteste gegen sein „affektisch attribuiert“ hat er sich dann zu der Abschwächung „subjektiv wertend“ entschlossen, da in *un jeune homme*, *un petit(-)fils*, *la dernière semaine* und zahl-

durchaus das Wort „Adjektiv“ verwenden will, so müſste man „ein“ und „Pferd“ ebenso als „Adjektiva“ bezeichnen wie „schönes“; als Wörter nämlich, die dem hier subsumierten Tiere „adjiziert“ sind. (Genau so unsachlich ist natürlich auch die Bezeichnung „Adverb“, d. h. etwas „zum Verbum (!) Gefügtes“). Die drei genannten Begriffe unterscheiden sich lediglich nach ihrem Inhalt, der bekanntlich immer im umgekehrten Verhältnis zum Umfang steht. Die ersten beiden „ein“ und „schönes“ sind (als „Knappbegriffe“) so inhaltsarm, daſs sie zu einer Geschlechtsbestimmung des darunter Subsumierten nicht ausreichen. Ihnen wird das Geschlecht durch den „Vollbegriff“ Pferd gegeben, d. h. nachdem der Subsumierende sich für diesen männlichen Vollbegriff entschieden hat, wählt er auch für die Knappbegriffe (von den je dreien, ihm für sie zu Gebote stehenden Geschlechtsformen) die männliche aus. Ausführlichere und umfassendere Darlegunger sind im „Neuaufbau der Grammatik“ Teil II gegeben, wo auch darauf hingewiesen ist, daſs „Adjektiva“ nie Eigenschaften, sondern stets Träger solcher bezeichnen.

reichen anderen Fällen in der Tat keine Spur von „Affekt" vorhanden schien. Aber wäre es nicht richtiger gewesen, neben den Fällen fühlbarer und unzweifelhafter Affektvoranstellung, eine Anzahl solcher anzunehmen, bei denen nur ursprünglich ein gewisser Affekt — oder sagen wir vorsichtiger: eine sei es noch so kleine seelische Anteilnahme, Interessiertheit — im Spiele gewesen, allmählich aber durch häufigen Gebrauch des Ausdrucks abgenutzt, abgestreift worden wäre? Der Römer, der als erster *iuvenis homo* (statt, oder neben, *homo iuvenis*) sagte, hat sicher dabei in das Adjektiv *iuvenis* noch etwas hineingelegt, was bei dem heutigen *un jeune homme* nicht empfunden wird. Aber ob man mit feinsten Instrumenten nicht auch bei der Enunziation von *un jeune homme* in *jeune* eine gewisse Klang- und Toneigentümlichkeit feststellen könnte? Zweifellos ist mir wenigstens, daſs dieses Adjektiv in *un jeune homme* (auch abgesehen von der Verschiedenheit des „Drucks") nach Tonhöhe und -modulation anders klingt als in *un homme jeune*, um von krasseren Fällen wie *un pauvre homme* und *un homme pauvre* u. dgl. ganz zu schweigen. Man wird also sagen können, daſs das vorangestellte Adjektiv immer einen gewissen, wenn auch noch so kleinen, Gefühlston hat — oder doch, bei landläufigen, vielgebrauchten, formelhaft erstarrten Verbindungen, wenigstens zur Zeit ihres Aufkommens gehabt hat, daſs hingegen das nachgestellte Adjektiv, wenn auch — gemäſs der französischen Betonungsweise — mit einem kräftigeren, es der Beachtung des Hörers empfehlenden Druck gesprochen, so doch nur einen kühlen Begriffs- oder Verstandestonklang hat.[1]

So hätte denn Gröber das unbestreitbare Verdienst, in der so viel umstrittenen Frage nach dem Prinzip der Voran- und Nachstellung des attributiven Adjektivs, an den Kernpunkt oder — mit seinen Worten zu sprechen — an die psychische Radix des sprachlichen Verfahrens gerührt zu haben. Nur seine Formel bedarf einer kleinen Retouchierung. Sie muſs lauten: Das Adjektiv wird zuerst ausgesprochen, also „vorangestellt", wenn es sich „vordrängt", d. h. wenn der von ihm ausgedrückte Begriff, obgleich merkmalsärmer als der des Substantivs, sich dem Sprechenden im Augenblick der Apperzeption als der wesentlichere, bedeutsamere aufdrängt. Fehlt ihm hingegen diese Kraft des „apperzeptiven" Sichaufdrängens, dann erhält — „präsentativ", d. h. in Berücksichtigung der Bedürfnisse des Hörers — der merkmalreichere Substantivbegriff den Vorrang; das Adjektiv wird „nachgestellt".

---

[1] In zahlreichen alltäglichen Wendungen wie *table ronde*, *yeux noirs*, *armée française* usw. wird man ja, wie es in vielen Grammatiken geschieht, sagen dürfen, daſs hier die Adjektive Arten der durch das Substantiv bezeichneten Gattung ausdrücken, daſs jene Verbindungen also zu förmlichen Artbezeichnungen geworden sind. Läſst sich jedoch dasselbe nicht auch von formelhaften Voranstellungen, wie *petits-enfants*, *grands-parents*, *gentilshommes* u. ähnl. sagen? Immer gibt das erste Wort eine Gattung an, aus der das zweite eine Art ausscheidet.

Mit dieser Formulierung des Sachverhalts könnte die Wissenschaft ihre Aufgabe als abgeschlossen betrachten. Sie könnte die Forderung nach Aufzählung all der Fälle, in denen ein solches „apperzeptives Sich ordrängen“ der Adjektivvorstellung stattfindet, mit dem Hinweise ablehnen, dafs sie überall nur das Wesen der sprachlichen Erscheinungen zu ergründen habe — vgl. die obigen Feststellungen über den Unterschied zwischen Imparfait und Passé défini, sowie zwischen Indikativ und Konjunktiv — dafs die Einzelheiten, vorausgesetzt, dafs keine derselben mehr im Widerspruche zu der aufgestellten Formel stände, sie nichts mehr angingen. Hat z. B. die Phonetik festgestellt, dafs lautes Sprechen mit Stimmerhöhung („parler haut“), leises Sprechen mit Stimmvertiefung („parler bas“) verbunden ist, so hat sie nicht auch noch die Verpflichtung, sich darüber auszulassen, wann der Mensch laut und wann er leise spricht. Indessen ist das Bedürfnis der praktischen Sprachlehre nach Materialisierung der zunächst rein formellen Lösung des Problems, zum mindesten nach einer Erläuterung des Begriffs des „Sichvordrängens“, ein so unabweisbares, dafs hier in Kürze doch noch eine Andeutung über die in den einzelnen Fällen wirksamen psychodynamischen Faktoren gegeben werden soll. Doch ist in solcher gruppierenden Besprechung keine Durchbrechung des einheitlichen Prinzips („apperzeptives Sichvordrängen“ des Adjektivs) zu sehen.[1]

Als völlig abwegig ist zunächst abzuweisen nicht nur die Scheidung der Adjektiva nach ihrem äufseren, lautmaterialen Umfange in „kürzere“ und „längere“, sondern auch, wie sich ohne weiteres aus der oben aufgestellten Formulierung ergibt (wogegen aber viel gesündigt worden ist und noch gesündigt wird), eine Unterscheidung nach der Bedeutung, d. h. also die übliche Gruppierung in Adjektive, die Farben oder sonstige sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften, oder solche, die Religion, Konfession, Nationalität usw. usw. bezeichnen. In dieser Hinsicht ist vielmehr zu betonen, dafs es im Französischen, wie in allen romanischen Sprachen — und natürlich auch im Lateinischen — kein Adjektiv gibt, dafs prinzipiell von der Voranstellung oder von der Nachstellung ausgeschlossen wäre. Wir sagten oben: Vorangestellt wird das Adjektiv, das sich im Augenblick der Apperzeption dem Sprechenden als Bezeichnung eines ihm bedeutsam, wesentlich, wichtig dünkenden Merkmals des betr. Seienden aufdrängt. Damit ist gegeben, dafs die Stellung des Adjektivs nie von seinem absoluten Bedeutungsinhalt abhängig ist, sondern stets von dem Verhältnis, in dem dieser zu dem Bedeutungsinhalt des Sub-

[1] Ich betone das ausdrücklich, da mir ein Rezensent anläfslich des Artikels I, den ich zur raschen Kennzeichnung des Inhalts „Vom begriffbildenden Konjunktiv“ betitelt hatte, trotz der ausdrücklichen Definition: „Der Konjunktiv ist der Modus der „Ignorierung des Realitätsmoments“ den etwas billigen Vorwurf gemacht hat, ich unterschiede „mehrere Arten“ des Konjunktivs.

stantivs steht, und auch nicht etwa an und für sich, sondern davon, wie dieses Verhältnis sich dem Sprechenden im Augenblick der Apperzeption darstellt, woraus ohne weiteres folgt, dafs ein und dasselbe Adjektiv, je nach der jedesmaligen Situation, d. h. hier: nach der jedesmaligen inneren, seelischen Einstellung des Sprechenden zu seinem Mitteilungsgegenstand, und sogar innerhalb derselben Rede, bald vor-, bald nachgestellt werden kann. Dafür bedarf es ja kaum der Beispiele. Der Sprechende beginnt z. B. mit *un homme pauvre*, *une femme pauvre*, und eben dieselbe Person wird ihm, oder kann ihm doch schon im nächsten Satze seiner Rede zu *le pauvre homme*, *la pauvre femme* werden; oder: er spricht anfangs von einer *reine malheureuse* und endet mit (*Ainsi mourut*) *cette malheureuse reine* usw. usw.

Ein weiteres, was aus dem bisher Dargelegten folgt und was zum Schaden der Sache leider oft aus dem Auge verloren worden ist, ist dies, dafs in wissenschaftlicher Untersuchung der Frage strenggenommen mit isolierten Verbindungen von Adjektiven und Substantiven gar nicht operiert werden, sondern dafs die einzelnen Fälle immer nur im Zusammenhange der betr. Rede ins Auge gefafst werden dürften. Es ist also eigentlich sinnlos, Verwunderung über Ausdrücke wie *la bourgeoise démocratie*, *leurs portatives bibliothèques*, *la parisienne légèreté*, *l'américain dentiste*, *l'anglaise nurse*, *la grecque beauté* u. dgl., oder überhaupt sich über die Stellung in solchen Fällen (billigend oder mifsbilligend) zu äufsern, ohne den vollen Zusammenhang der Darstellung vor Augen zu haben. Nicht von einer „Kühnheit" oder „Feinheit" oder „Modernität" u. dgl. darf dabei die Rede sein, sondern nur von Lebhaftigkeit und Stärke des Apperzeptionseindrucks und von hemmungsloser Hingabe des Sprechenden an ihn. Solche Adjektivvoranstellungen sind in gewissen eigenartigen Zusammenhängen, die sich vielleicht unter tausend Fällen nur einmal finden, eben die einzig gegebenen, ja vielleicht die einzig möglichen. „Wenn sich das betr. Merkmal dem Sprechenden im Augenblick der Apperzeption als Wesentliches aufdrängt, sich vor allen anderen vordrängt, dann ..." Wo und wie will man da eine Grenze ziehen? Selbst ganze mit dem Adjektiv verbundene Wortpartien gehen glatt zwischen Artikel und Substantiv ein. „*La non mai fin allora cantata in Italia riminiscenza*" führt K. Arnholdt (*Roman. Museum* Heft IX, S. 145) an und, wer Glück hat, wird gleichartige Belege auch in jeder anderen romanischen Sprache finden. Nicht eine solche „Voranstellung an sich" ist „selten und ungewöhnlich", sondern die Fälle, Zusammenhänge, Situationen sind selten, in denen der Sprecher oder Schreiber den Impuls, den psychodynamischen Antrieb, die Wucht apperzeptiven Vordranges der adjektivischen Bestimmung vor der substantivischen so stark empfindet, wie es zu einer derartigen „Wortordnung" erforderlich ist. Angesichts einer solchen Sachlage wird man sich im ersten Augenblick nur schwer eines Lächelns erwehren können, wenn

nach „Regeln" für die Stellung des attributiven Adjektivs gefragt wird. Wenigstens im ersten Augenblick. Bei weiterer eingehender Erwägung aller in Betracht kommenden Verhältnisse freilich wird man einem solchen Verlangen nicht jede Berechtigung absprechen können. Der Mensch ist — naturwissenschaftlich — ein Herdengeschöpf. Und seit der Entstehung der Sprache, die wohl mit der Entstehung des Menschengeschlechts zeitlich zusammenfallen dürfte,[1] ist er zweifellos das herdenhafteste aller Geschöpfe; von einem so unwiderstehlichen Verlangen des Anschlusses an Seinesgleichen, solcher Bereitwilligkeit zur Annahme und Befolgung des ihm von der Gemeinschaft Dargebotenen beseelt, dafs etwa von hundert sich neunundneunzig ohne die leiseste Kritik — nicht nur den (selbstverständlich für alle verbindlichen) Staatsgesetzen und -einrichtungen, oder den zur gegenseitigen Verständigung unbedingt erforderlichen Sprachfestsetzungen — sondern auch auf den an sich völlig freigegebenen Gebieten der Kleidung, Lebensweise, Weltanschauung und Wahl der Ausdrücke, Wendungen, Wortverbindungen und -folgen dem einmal „Üblichen" rückhaltlos unterwerfen, nie einem eigenen Impulse, sofern er zur Abweichung davon führen würde, nachgeben. Die unausbleibliche Folge eines solchen „herdenhaften" Verhaltens der überwiegenden Mehrheit mufs dann das Aufkommen einer Anzahl stereotyper Verbindungen auch auf dem uns hier beschäftigenden Gebiete sprachlicher Betätigung, also der Bezeichnung Seiender durch Verbindung adjektivischer und substantivischer Wörter, sein; d. h.: In einer erheblichen Zahl von Fällen — und nicht blofs solchen, wo die festgewordene Verbindung zugleich eine neue Bedeutung angenommen hat, wie z. B. *petit-fils*, *beau-frère*, *grand-père*, *gentilhomme* usw. — sondern auch bei solchen, wo Adjektiv und Substantiv in der gewöhnlichen unmodifizierten Bedeutung gebraucht sind, wird der Sprechende rein auf Grund mechanischer Gewöhnung das Adjektiv auch dann vor das Substantiv stellen, wenn ihm kein wirklicher Apperzeptionsimpuls mehr zum Bewufstsein kommt. Immer ist ein solcher jedoch irgend einmal — sowohl in alten Entwicklungsstufen der Sprache selbst, also im Vulgärlatein, als auch bei jedem Individuum im frühesten Kindesalter — vorhanden gewesen und hat den Anlafs zur Voranstellung gegeben; wozu noch kommt, dafs sich immer wieder zahlreiche Fälle finden, in denen ein solcher Impuls sich erneuert. So etwa bei *un jeune homme*, *une petite maison*, *un haut arbre*, *une longue rue* usw., d. h. bei den in den Grammatiken meist vollständig aufgezählten Adjektiven *bon*, *mauvais*, *méchant*, *grand*, *petit*, *vaste*, *haut*, *long*, *gros*, *sot*, *beau*, *joli*, *vilain*, *jeune*, *vieux*

[1] Es ist wohl keine allzu kühne Hypothese, dafs der *homo sapiens* — natürlich in primitivster Form — in dem Augenblick ins Dasein trat, als sich in einer animalischen Gemeinschaft mit besonders hoher Intelligenz hinreichende Artikulationsfähigkeit verband, um durch Laute nicht nur Gefühle, sondern auch wichtige Gegenstände des Lebens zu bezeichnen; was ja an mehreren Orten gleichzeitig geschehen konnte.

u. ähnl., die ihre fast stereotype Voranstellung, ihre „Gewohnheitsvoranstellung", nicht (wie gelegentlich vorkommende Fälle der Nachstellung beweisen[1]) ihrer Kürze, sondern dem Umstande verdanken, dafs die von ihnen bezeichneten Merkmale eben in der überwiegenden Zahl der Fälle — vor allem im Kindesalter, d. h. in der Zeit der Erlernung der Sprache — sich als in die Augen springende, hervorstechende, „sich vórdrängende" (vgl. die obige Definition) darstellen. Bei *court*, *bas*, *étroit*, *mince*, die weniger eindrucksvolle Vorstellungen bezeichnen als ihre Gegenteile (*long*, *haut*, *vaste*, *gros*), sowie bei *large* ist es zu einer so ständigen Voranstellung nicht gekommen. Man achte nur auf den lebhaften Klang, mit dem Kinder Wörter wie „lang, hoch, weit, dick" beim Erzählen auszusprechen pflegen. Es liegt hier also der in der Sprache auch sonst so aufserordentlich wichtige und wirksame Faktor der Majorisierung (der selteneren durch die zahlreicheren Fälle) vor, und Gröber hätte um der zu dieser Kategorie gehörigen „unaffektischen" Voranstellungen willen kaum nötig gehabt, seine ursprüngliche Formel „affektisch attribuierend" aufzugeben, bzw. zu modifizieren. Die in ihnen zutage tretende Durchbrechung des Prinzips stellt eine in der Sprache so weitverbreitete landläufige Analogiewirkung dar, dafs sie zu irgend welchen Zweifeln an der Richtigkeit desselben eigentlich gar keinen Anlafs gibt. Die *cause première*, der Affekt, ist eben ersetzbar durch Gewöhnung, als *cause secondaire*.

Dazu kommt eine zweite Störung des normalen Sachverhalts. Redner und Schriftsteller, vor allem die erzählenden und schildernden, haben längst entdeckt, dafs ergreifende Geschehnisse und Situationen auf Hörer wie Leser tiefer und nachhaltiger wirken, wenn sie mit voller Ruhe und Fassung — die auch eine scheinbare sein kann — vorgetragen werden; genau so wie ja auch ein guter „Witz" einen stärkeren Heiterkeitserfolg erzielt, wenn er mit ernster Miene vorgebracht wird, als wenn der Erzähler sich dabei selbst des Lachens nicht erwehren kann. Diese nachgerade zum Allgemeingut aller Redner und Schriftsteller gewordene Erkenntnis hat zur Folge, dafs dieselben überall, wo sie besonders ergreifend oder erschütternd wirken wollen, statt der angesichts des tieftraurigen Gegenstandes zu erwartenden „apperzeptiven" Darstellungsweise, in der sich ihre eigene Ergriffenheit spiegeln würde, die „präsentative", unerschütterliche Ruhe und Fassung bekundende, wählen, d. h. Adjektive in der Nachstellung darbieten, bei denen es nicht zweifelhaft sein kann, dafs das von ihnen ausgedrückte Merkmal bei rein apperzeptiver Erfassung ein „sich vordrängendes" wäre, dafs es das Substantivmerkmal im Geiste des Sprechenden in den

---

[1] Während es sonst eines Apperzeptionsimpulses zur Voranstellung des Adjektives bedarf, ist bei den hier aufgeführten primitiven (elementaren, kindlichen) ein „präsentativer" Anlafs zur Nachstellung nötig. Vgl. *un homme jeune*, *une chaise longue* usw.

zweiten Rang zurückdrängen würde. So z. B. Bossuet, wenn er in der Leichenrede für die gestorbene Prinzessin ausruft: *O nuit désastreuse! nuit effroyable où retentit tout à coup cette étonnante nouvelle: Madame se meurt! Madame est morte!* So Daudet, wenn er sein *Le siège de Berlin* mit den Worten abschliefst: *Alors, dans le silence morne de la place, on entendit un cri, un cri terrible: «Aux armes! ... Aux armes! ... les Prussiens!» Et les quatre uhlans* usw. usw. In einem *O désastreuse nuit! o effroyable nuit!* hätte der Redner sich im Augenblicke selbst als tief erregt, als Spielball seiner Gefühle offenbart, was ihm als zu marktschreierisch, als mit seiner geistlichen Würde nicht vereinbar, erschienen sein mag; und ebenso wirkt an der zweiten Stelle das «*un cri terrible*» als Ausdruck einer scheinbar unerschütterlichen Ruhe des Erzählers zweifellos ergreifender auf den Leser, als es ein aufgeregt klingendes *un terrible cri* täte.

Sehen wir nun von diesen beiden, durch die Einwirkung von auch sonst in der Gestaltung der sprachlichen Ausdrucksweise als wirksam nachweisbaren Faktoren — Majorisierung und rhetorische bzw. Erzählungstechnik — leicht erklärlichen Beeinträchtigungen unseres Prinzips ab, so lassen sich die Fälle echt apperzeptiver Voranstellung des Adjektivs etwa in folgende vier Gruppen bringen.

Als erste und bekannteste sei die der „tautologischen“ Adjektiva erwähnt, gewöhnlich Epitheta ornantia genannt, weil ihre (an sich ganz überflüssige) Setzung als aus dem Bestreben, die Rede zu „schmücken“, hervorgehend aufgefafst wird. Psychologisch richtiger ist es, sie als Ausflufs rückhaltloser Hingabe an die unmittelbare Apperzeption des Bewufstseinsinhalts zu erklären. Dem, der in lebhafter Erinnerung oder (als Dichter) in lebhafter Phantasievorstellung von einer Schneefläche sprechen will, drängt sich die Eigenschaft der Weifse so kräftig und mächtig auf, dafs das sie ausdrückende Wort ihm als erstes entschlüpft: *la blanche neige*, und das inhaltreichere Vollwort (Substantiv) in den Nebenrang einer genaueren Bestimmung des im Geiste Geschauten gedrängt wird. Der Fall ist zu bekannt und jedermann zu geläufig als dafs er weiterer Veranschaulichung durch Beispiele bedürfte.

Als zweite Gruppe sei diejenige genannt, auf welche die von Gröber in seinem Grundrifs geprägte Formel der „affektischen Attribuierung“ wortwörtlich zutrifft, d. h. die Gruppe der Fälle, in denen durch die die Aussage begleitenden Gefühle ein Adjektiv apperzeptiv in die Vorrangstellung gedrängt wird, ohne dafs es — wie es in der ersten Gruppe der Fall war — ein Merkmal bezeichnete, das schon im Substantivbegriff enthalten wäre. Es ist die bei weitem zahlreichste Gruppe der Voranstellungsfälle, so zahlreich, numerisch so überwiegend, dafs es begreiflich ist, wie Gröber das in ihr wirksame „affektische Attribuierungsprinzip“ zum Allgemeinprinzip der Voranstellung erheben konnte, zumal bei Dehnung des Affektbegriffes — „Affekt“ im Sinne jeder, auch leisester Seelenschwingung, jeglicher Art innerer Anteilnahme gefafst — sich mühe-

los auch die Fälle der ersten und der weiterhin zu besprechenden dritten Gruppe unter dieses Prinzip bringen lassen. Dieser (zweiten) Gruppe gehört auch die überwiegende Mehrzahl der Fälle an, in denen ein Adjektiv in der Voranstellung eine andere Bedeutung aufweist als in der Nachstellung, nämlich immer so, dafs die Nachstellungsbedeutung entweder gar keine oder doch nur schwächere Begleitgefühle auslöst als die der Voranstellung. Das bedarf bei Adjektiven wie *cher*, *pauvre*, *méchant*, *galant*, *brave*, *honnête* u. ä. keines erläuternden Wortes, hier liegen die bei der Voranstellung wirksamen Empfindungen (Liebe, Mitgefühl, Ärger, Bewunderung oder doch freudige Anerkennung) ja auf der Hand. Bei *honnête* zeigt sich die interessante Erscheinung, dafs in der Epoche der Entstehung und Ausbildung feiner gesellschaftlicher Kultur die Bewunderung bzw. freudige Anerkennung sich auf das feine Benehmen, später aber, nachdem gesellschaftliche Bildung, zum Allgemeingut geworden, als nichts Besonderes mehr empfunden wurde, sich auf die moralische Qualität, auf die Ehrenhaftigkeit, die Anständigkeit der Gesinnung richtet. Seltener sind die — aber durchaus demselben, apperzeptiven, Gefühlsprinzip unterliegenden — Scheidungen wie *plaisant conte* albern, lächerlich (also Ärger) und *conte plaisant* spafshaft, drollig, wobei keine oder höchstens eine ganz geringe Empfindung mitschwingt, bei *un terrible enfant* (lebhafter Unwillen, Ärger) und *un enfant terrible* (Kind, das gelegentlich Verlegenheiten bereitet) ein meist nur konstatierend gebrauchter Ausdruck, *un cruel enfant* ein unausstehliches Kind (voll Ärger gesagt) und *un enfant cruel* ein grausames Kind (objektive, wenn auch von pädagogischer Sorge begleitete Beurteilung), bei *un savant homme* ein hochgelehrter Mann (Bewunderung!) und *homme savant* ein sich gelehrten Studien hingebender Mann (objektive, empfindungslose Charakterisierung) — wo Lafayes Definition: *Un savant homme l'est absolument, a de grandes connaissances en tout genre; l'homme savant ne l'est que relativement à une science dans laquelle il est versé* schon durch Molières Titel: *Les Femmes savantes* (Frauen, die sich mit gelehrten Studien befassen, die nach Gelehrtheit trachten) widerlegt wird. Es handelt sich dabei nicht um Universalität oder Spezialisierung, sondern um apperzeptiven Gefühlsimpuls oder ruhige Beurteilung, ähnlich wie aus *ses yeux noirs* („ihre schwarzen Augen", einfach konstatierend) ein *ses noirs yeux* wird, wenn es den Erzählenden dabei leicht durchzuckt, durchschauert, wo also der Deutsche sagen würde: „ihre tief- oder kohl- oder pechschwarzen Augen", also ein Intensitätsgrad, der einen momentanen Apperzeptionsimpuls in der Richtung der Voranstellung des Adjektivs hervorruft. Zur Veranschaulichung solcher „Vordrängung" des Adjektivbegriffes, durch die im Moment der Apperzeption hervorbrechende Gefühlsaufwallung seien hier einige Beispiele hergesetzt, die auch aufserhalb des Zusammenhanges in ihrer Wesensart sofort klar sind. Freude: *un heureux succès*; Heiterkeit: *une fameuse plaisanterie, un fou rire*; Bewunderung: *une ravissante toilette, une*

aristocratique intendante, un splendide manteau; Verwunderung: *une horrible grimace*, (*une ruine à*) *plates coutures*, *un étroit lit de soldat*, *de bien étranges choses*, *un volumineux dossier*; Verwerfung, Entrüstung: *un sacrilège attentat*; Bedauern, Mitgefühl: *une amère ironie*, *un fort douloureux regard*; Besorgnis, Kummer, Schmerz (ohne Zurückhaltung): *un terrible accident*; usw. usw.

Diesen — „Gröberschen" — Fällen seien nun als dritte Gruppe die „Toblerschen" angereiht, d. h. diejenigen, in denen A. Tobler einst (in der *Zeitschr. für Völkerpsychologie* VI, 167) die Voranstellung der Adjektiva darauf zurückführte und dahin charakterisierte, daſs „durch sie das Wesen des Gegenstandes, den das Substantiv bezeichnet, umgestaltend ergriffen und somit etwas Wesentliches an demselben geändert wird".[1] Setzen wir — wie in der Anmerkung näher motiviert — für „das Wesen des Gegenstandes, den ... usw.", die Worte: „die begriffliche Subsumption des Gegenstandes, den ... usw.", so werden wir in der Toblerschen Auffassung ein durchaus beachtenswertes und wertvolles Element finden. Sie trifft zweifellos auf eine nicht geringe Anzahl Fälle zu, auf all diejenigen nämlich, wo der betr. Substantivbegriff etwas bezeichnet, was verschiedener Abstufungen des Wertes oder des Grades fähig ist, wie z. B. Leistungen, Eigenschaften usw. Setzt man vor das Wort *discours* das Adjektiv *pauvre*, vor *musicien* ein *méchant*, vor *officier* ein *ancien*, vor *vertu* ein *fausse*, vor *gendre* ein *futur* usw. usw., so wird der Substantivbegriff — nicht der Gegenstand selbst — überall in „herabsetzendem" oder „einschränkendem" Sinne („schwache rhetorische Leistung", „stümperhafter Musiker", „ehemaliger Offizier", „Tugend, die keine ist"; „Schwiegersohn, der es erst werden soll" usw.), durch Vorsetzung von Adjektiven wie *vrai*, *véritable*, *réel* z. B. *une vraie bonté*, *le vrai remède*, *un véritable amour*, *une réelle valeur* usw. dagegen in „erhöhendem", anerkennendem Sinne modifiziert.[2] So

---

[1] Ich kann mich mit dieser Formulierung nicht ganz einverstanden erklären, ohne daſs es mir aber in den Sinn käme, dem hochverdienten Gelehrten daraus einen Vorwurf zu machen. Der Fall ist einer von den vielen, die zeigen, wie notwendig es ist, die sprachliche und besonders die grammatische Betrachtung auf eine wirklich solide, wissenschaftliche, zuverlässige Basis zu stellen, wie ich es im „Neuaufbau der Grammatik" mir zum Vorsatz gemacht habe. Tobler stand noch auf dem Standpunkt, daſs ein Satz eine Verbindung von Begriffen sei (vgl. Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte*) daher die Wendung von dem „umgestaltenden Ergreifen des Wesens des Gegenstandes" usw. (worin er eben nur einen Begriff sah) durch das vorangestellte Adjektiv. In Wirklichkeit aber ist der „Gegenstand" keineswegs immer ein Begriff, sondern in unzähligen Fällen ein Seiendes, das nicht „umgestaltet", das vielmehr nur unter einen „umzugestaltenden", oder sagen wir lieber „modifizierbaren" Begriff gebracht wird.

[2] In den Grammatiken werden gewöhnlich die Fälle mit den Partizipien *feint*, *supposé*, *prétendu* und der gerundialen (daher unveränderlichen) Form *soi-disant* besonders erwähnt. Nur kann hier die Frage auftauchen, ob das sich anschlieſsende Substantiv nicht eher als Prädikatsbestimmung aufzufassen ist. *La nommée Cléo* heiſst sicher nicht „die genannte Cleo" (was durch *ladite Cléo* wiedergegeben wird), sondern „die Cleo genannte Person". Auch *un soi-disant docteur* heiſst doch wohl „einer, der sich Doktor nennt", und

ist gegen Toblers Ausführungen nur dies eine geltend zu machen, dafs er seine Deutung — ähnlich wie Gröber sein Affektprinzip — zu sehr verallgemeinert, dafs er eine Reihe anders gearteter Fälle nicht genug berücksichtigt hat, wofür ein die Beurteilung mildernder Umstand darin liegt, dafs er seine Auffassung nicht in einer monographischen Behandlung der Adjektivstellung, sondern nur anläfslich einer Besprechung der Schmitzschen Grammatik, also sozusagen „nebenher", vorgetragen hat, unter Umständen, bei denen es ihm unmöglich war, sich gleich eine Übersicht über das gesamte in Betracht kommende Sprachmaterial zu verschaffen. — Wie auch hier apperzeptiver Impuls wirksam ist, bedarf keiner langatmigen Darlegungen. Wer einen Mann, der nicht mehr Offizier ist, seiner Stellung nach kennzeichnen will, dem drängt sich das „ehemalig" mit genau derselben Kraft als erstes und wichtigstes Vorstellungselement auf, wie das *non*, *ex*, *pseudo* in *non-fumeur*, *ex-empereur*, *pseudo-noble*. Das nachfolgende Substantiv sinkt auf den Rang einer näheren Bestimmung zu dem zuerst genannten negativ bzw. positiv orientierenden Hauptbestandteil des Apperzeptionsgegenstandes hinab.[1]

Standen die bisher besprochenen Gruppen einander innerlich nahe — so nahe, dafs manche Fälle ohne Schwierigkeit zweien unter ihnen, z. B. *sa froide raison* den Gruppen I und II, ja einzelne sogar allen dreien zugerechnet werden können (z. B. *ces solides vérités*, zu I, sofern es im Wesen der Wahrheit liegt, „*solide*" zu sein, zu II, sofern man diese Eigenschaft an irgendeiner Wahrheit stets mit Genugtuung konstatiert, zu III, insofern es eine „Erhöhung", eine Steigerung des Begriffes *vérité* ist, wenn man sie als „*solide*" ausdrücklich kennzeichnet), so weist die jetzt zu besprechende vierte und letzte eine spezifische Besonderheit, eine Eigenart auf, die sie mit keiner der anderen teilt, eine Besonderheit, die schon im ältesten Latein Wurzel geschlagen hatte und sich ununterbrochen bis in die neueste Zeit fortgepflanzt hat, die nämlich, dafs hier Adjektiv und Substantiv nicht zwei verschiedene Begriffe, einen

---

so ist denn *un feint* (*supposé*, *prétendu*) *prêtre* — wenigstens ursprünglich — wohl: ein als Priester Erheuchelter, Gemutmafster, Vorgegebener; wie *un Français né* vielleicht Verkürzung (ἀπὸ κοινοῦ) aus „*un Français, né Français*" ist. Übrigens findet man *feint* auch in der Nachstellung, z. B. *un étonnement feint*, *une vertu feinte*, d. i. etwas, was für die Anwesenden Staunen, Tugend ist, wovon aber der eingeweihte Erzähler weifs, dafs es auf Verstellung beruht. Ähnlich *Le Malade imaginaire*: der Kranke, von dem der Dichter seinem Publikum anvertraut, dafs er es nur in der Einbildung ist.

[1] Es sei zum Abschlufs der Besprechung dieser Gruppe noch vor dem — in mancher Grammatik anzutreffenden — Irrtum gewarnt, dafs die hier erörterten Adjektiva in der Voranstellung nur die vorgeführten Bedeutungen haben könnten. Die Sache liegt vielmehr so, dafs in den hier erwähnten Fällen — infolge der Lebendigkeit der Apperzeption — die Adjektiva immer vorantreten, nie nachfolgen; dafs sie aber in solcher Stellung auch gelegentlich eine andere Bedeutung haben können, z. B. *les anciens meubles provinciaux*, die alten (nicht die „ehemaligen") Möbel aus der Provinz; *de méchants musiciens* erbärmliche Musiker, aber *de méchantes gens* böse Menschen usw.

„Knappbegriff“ und einen „Vollbegriff“ (vgl. S. 33 Anm.) angeben, unter die der betr. Gegenstand gleichzeitig subsumiert wird, sondern dafs das Adjektiv — vermöge einer seltsamen Kontraktion des Ausdruckes — einen gewissen Teil des durch das Substantiv benannten Gegenstandes bezeichnet.

Statt zu sagen *summa pars montis* oder *summum montis*, setzte das Lateinische — schon seit undenklichen Zeiten — *summus mons*! Ebenso *medius mons* und *infimus mons*. Und niemals findet sich in dieser Bedeutung das begriffsvergewaltigte Adjektiv dem Substantiv nachgestellt. Genau dasselbe finden wir heute — zwar nicht mehr bei *la plus haute montagne*, wohl aber — bei *Haut-Rhin*, *Bas-Rhin*, *Haute-Saône*, *Basse-Saône*, *Hautes-Pyrénées*, *Basses-Pyrénées* usw. usw., wo wir im Deutschen ebenfalls „Oberrhein“, „Unterrhein“ sagen, zusammengezogen aus „oberer Rhein“ und „unterer Rhein“, was bei uns wohl Nachahmung des Lateinischen ist.[1] Nur von *medius* und *dimidius* haben sich auch andere Verbindungen als solche mit Eigennamen geographischer Art erhalten. Eine der wichtigsten ist *le moyen âge*, worin *âge* nicht die Bedeutung „(menschliches) Lebensalter“ hat — in welcher *âge* das *moyen* stets hinter sich nimmt, da es eines von drei verschiedenen bezeichnet, z. B. *homme d'un âge moyen* — sondern die Bedeutung „Weltalter“, so dafs *moyen âge* genau gleich lateinischem *medium aevum* „der mittlere Teil des Weltalters“ ist. Unter den anderen Verbindungen dieser Art sind die zahlreichsten die bekannten mit *mi* und *demi*, wie *mi-chemin*, *mi-corps*, *mi-côte*, *mi-jambe*, bei welchen beiden letzteren das weibliche *e* von *mie* ebenso aufgegeben ist, wie in *demi-heure* (wo es sich bekanntlich bei isoliertem Auftreten erhalten hat: *une heure et demie*); ferner in Verbindung mit allen Monatsnamen, *mi-janvier*, *mi-février* usw., wo die Analogie von *la* (*fête de*) *St.-Jean* u.ä. Tagesbezeichnungen — wie bei *la mi-carême* — auch zu einem *la mi-janvier* („der 15. Januar“) usw. geführt hat.

All diese Kontraktionen sind nur dadurch möglich geworden, dafs im Lateinischen wie in den romanischen Sprachen der den vorschwebenden Teil des Gegenstandes bezeichnende Adjektivbegriff sich dem Sprechenden im Moment der Apperzeption mit solcher Kraft aufdrängte, dafs, nachdem er — als erster — ausgesprochen war, der Substantivbegriff, wenngleich für die äufsere (Genus- und Numerus-) Form des ersteren mafsgebend, zu der bescheidenen Rolle eines nur noch wenig besagenden determinierenden Anhängsels herabsank.

---

[1] Der Fall ist nicht zu verwechseln mit „Obergeschofs“, „Mittelgeschofs“, „Untergeschofs“, „Hochland“, „Flachland“, „Tiefland“ usw., denn hier handelt es sich um — nach ihrer Lage unterschiedene — mehrfache Seiende, während „Oberrhein“, „Unterrhein“, „Oberdeutschland“, „Mitteldeutschland“, „Norddeutschland“, „Süddeutschland“ usw. Teile eines einzigen Ganzen bezeichnen. — Im Französischen wären auch noch Fälle wie *avant-bras* u. dergl. zu erwähnen, während es sich bei *avant-garde*, *arrière-garde* (wie bei „Vorderhaus“, „Hinterhaus“) um verschiedene Seiende handelt.

Das wären die vier Gruppen, in die sich die sämtlichen Fälle der Voranstellung des Adjektivs — immer als psychodynamisches Ergebnis eines Apperzeptionsimpulses — bringen liefsen. Wie aber steht es mit *rouge-gorge, bleu-manteau* usw.? Woher soll hier den Farbbegriffen bei der Apperzeption die Kraft gekommen sein, sich vor die Substantivbegriffe zu drängen, da sie sie doch in anderen analogen Fällen nicht zeigen, da z. B. die französische Sprache doch ruhig *bec jaune* (*béjaune*) oder *pivert* (< *pic vert*) oder *cravate verte* (= *colibri à cou vert*) oder *cravate dorée* (= *colibri topaze*) usw. sagt.[1] Ich möchte in all diesen Fällen wiederum eine Art Kontraktion, Ausdrucksverkürzung sehen, und zwar eine noch stärkere als in *summus mons* usw. (vgl. die vierte Gruppe). Ich möchte sie auf die gleiche Stufe stellen mit derjenigen in *premier janvier, cinq mai* usw., in denen das Adjektiv überhaupt nicht mehr „zu dem ihm folgenden Substantiv gehört" (wie leider die Grammatik sich ausdrückt, statt zu sagen: „in denen der durch das 'Adjektiv' ausgedrückte Knappbegriff einem ganz anderen Seienden attribuiert ist als der durch das 'Substantiv' bezeichnete Vollbegriff"; oder: „in denen das unter den Knappbegriff subsumierte Seiende ein ganz anderes ist als das unter den Vollbegriff gefafste" u. ä.) dem „*bec jaune*" usw. entsprechend, würde „die rote Kehle" doch wohl *la gorge rouge* heifsen und so scheint mir nur die Annahme möglich, dafs *le rouge-gorge* eine Zusammenziehung aus *l'(oiseau) rouge* (*de la*) *gorge*; *le bleu-manteau* aus *l'(oiseau) bleu* (*du*) *manteau* usw. ist, genau so wie *le premier janvier* eine Kontraktion aus *le premier* (*jour de*) *janvier* oder *gants paille, robe feuille morte* eine solche aus *gants* (*de couleur de*) *paille, robe* (*de couleur de*) *feuille morte* — um nicht noch auf *timbre-poste* und die ihm zugrunde liegenden *hôtel-Dieu* u. dgl. zurückzugreifen — darstellt. Und sollte etwa auch *un pur sang* eine solche Verkürzung von *un* (*cheval*) *pur* (*de*) *sang* sein? Doch wäre es hier vor der Entscheidung nötig, bei Pferdekennern und -freunden Erkundigungen darüber einzuziehen, ob nicht Enthusiasmus der Liebhaber in ähnlicher Weise zu der impulsiven Voranstellung des *pur* geführt haben kann, wie die bewundernde Freude des weiblichen Geschlechts an geschmackvoller Kleidung zu derjenigen von *ravissante* in dem oben, bei den Beispielen „affektischer" Voranstellung erwähnten „*une ravissante toilette*".

Zusammenfassung: Im Lateinischen, wie in seinen Ausläufern, den romanischen Sprachen, bedingt präsentative, d. h. ausschliefslich den Hörer berücksichtigende, unter Zurückstellung der eigenen Empfindungen erfolgende Darstellung die Nachstellung des attributiven Adjektivs. Seine Voranstellung erfolgt nur bei rein apperzeptiver Kundgebung, d. h. dann, wenn sich infolge eines

[1] Haas würde wohl sagen, die Voranstellung sei auch hier die Folge (und darum das Anzeichen) der Einheitlichkeit des Apperzeptionsaktes, durch welchen der Gegenstand und die Eigenschaft gleichzeitig erfafst worden seien. Dafs, und inwiefern mir seine ganze Lehre nicht haltbar erscheint, soll im folgenden Artikel dargelegt werden.

im Moment der Apperzeption wirksamen psychischen Impulses der Adjektivbegriff so vorandrängt, dafs die Rücksicht auf den Hörer dagegen nicht aufkommt. Der oben erörterte „kontradiktorische Gegensatz“ liefse sich auch hier leicht herstellen, und zwar von beiden Seiten aus. Entweder: „Nur bei — wirklicher oder erkünstelter — Ruhe der Kundgebung, also bei präsentativer, auf den Hörer Rücksicht nehmender Darstellung behält das Substantiv den ihm logisch zustehenden Vorrang, sonst steht das Adjektiv voran“. Oder: „Nur unter der — unmittelbaren oder in Gewohnheit umgesetzten — Auswirkung eines Apperzeptionsimpulses, also nur bei rein apperzeptiver Redeweise, tritt das Adjektiv vor das Substantiv; sonst steht das logisch überlegene, weil merkmalreichere Substantiv voran.

XXXIV.

Hängt der Unterschied zwischen Voran- und Nachstellung des attributiven Adjektivs mit Einheit und Zweiheit des Apperzeptionsaktes zusammen?

Als ich vor vielen Jahren, angeregt durch Gröbers geniale Scheidung zwischen affektisch-attribuierender und logisch-distinguierender Setzung des attributiven Adjektivs nach einer Formulierung suchte, die, unter Beibehaltung des wertvollen Prinzips, dem wiederholt ausgesprochenen Einwande gerecht würde, dafs sich zahlreiche Fälle von Voranstellung beibringen liefsen, in denen von der Einwirkung eines Affekts nicht — oder doch nicht mehr — die Rede sein könne, verfiel ich unter Einflufs der im vorigen Artikel in Gruppe I und II und IV aufgeführten Fälle, insbesondere solcher, in denen das vorangestellte Adjektiv mit dem nachfolgenden Substantiv — vielfach unter Modifikation der Bedeutung, z. B. *petits-enfants* und *petits enfants* — durch einen Bindestrich auch äufserlich als Einheit gekennzeichnet ist, vorübergehend auch auf den Gedanken, dafs die engere Zusammengehörigkeit des Adjektivs mit dem Substantiv, die sich in den Fällen der Voranstellung des ersteren schon in der Art der Enunziation, in der rascheren Sprech- und gelegentlich auch in der Schreibweise (*petits-enfants*, *gentilshommes*) bekundete, ihre eigentliche Ursache oder — mit Gröberschem Ausdruck: ihre psychische Radix — in der Gleichzeitigkeit der Erfassung der beiden Begriffe, oder, wie man auch sagt, in der Einheit (Einheitlichkeit) des Apperzeptionsaktes habe, wobei sich dann — als Gegensatz dazu — die Annahme getrennter Apperzeption im Falle der Nachstellung des Adjektivs ganz von selbst ergab. Doch bald stellten sich Bedenken ein. Dafs Setzung eines Bindestriches, ja sogar Zusammenschreibung der beiden Wörter, für die Beurteilung des Wesens der durch die verschiedene Stellung bedingten Verschiedenheit der Auffassungen gänzlich belanglos sind, ergab sich ohne weiteres daraus, dafs sie sich genau so wie bei

der Voranstellung auch bei der Nachstellung des Adjektivs finden, z. B. *garde-champêtre*, *chevau-léger* (aus *chevaux-légers* regelwidrig zurückkonstruierte Singularform, die unwiderleglich die absolute Einheitlichkeit von *chevaux-légers* beweist), *pivert*, *béjaune* usw. usw. Nachdem ich daher auf die Heranziehung der Frage der Einfachheit oder Zwiefachheit des Apperzeptionsaktes für die Formulierung des Unterschiedes von Vor- und Nachstellung des Adjektivs verzichtet und mich schliefslich dafür entschieden hatte zu sagen: „Das attributive Adjektiv tritt bei rein logischer Distinguierung, d. h. bei ausgesprochen verstandesmäfsiger Setzung stets hinter das Substantiv, sonst vor dasselbe", war es mir höchst interessant und — als Zeichen einer gewissen Kongenialität, Verwandtschaft des Denkens — sogar erfreulich, jenen Gedanken auch von Haas, sowohl in den *Romanischen Forschungen* XX, 538 ff., als auch in der *Neufranzös. Syntax* S. 469 ff. ausgesprochen und vertreten zu finden.

Da derselbe, wie ich ja an mir selbst erfahren, auf den ersten Blick etwas sehr Bestechendes hat und wahrscheinlich unter allen über die Adjektivstellung geäufserten Ansichten die meisten Anhänger gewonnen hat, lohnt es wohl der Mühe, ihn einmal eingehender auf seine Richtigkeit, sagen wir allgemeiner: auf seinen Wert hin zu prüfen. Denn, seine Richtigkeit angenommen, dürfte die Frage nicht unberechtigt sein, ob er als eine ausreichende, definitive Lösung des Problems angesehen werden kann.

Was wäre nämlich erreicht, wenn wir bewiesen sähen und als bewiesen anerkännten, dafs überall, wo Voranstellung des Adjektivs stattfindet, die durch dasselbe ausgedrückte „Merkmalsvorstellung" (wie H. sagt) gleichzeitig, gemeinsam, in einem einzigen Akte mit der „Gegenstandsvorstellung" apperzipiert worden ist, während im Falle der Nachstellung zwei selbständige, gesonderte Apperzeptionsakte stattgefunden haben? Dafs ein solcher Beweis, wenn er bindend, zwingend sein soll, aufserordentlich schwierig sein wird, liegt bei dem Fehlen aller Gedankenregistrier- und -kontrollapparate auf der Hand. Aber nehmen wir trotz allem an, dafs er geglückt sei, ist damit für die Erkenntnis des Unterschiedes oder seiner „psychischen Radix" etwas Wesentliches gewonnen? Mir will scheinen, eine solche Feststellung hätte eine gewisse Ähnlichkeit mit der (auf die Frage nach dem Unterschied zwischen Radler und Motorradfahrer erteilten) Antwort: „Der Radler bewegt seine Beine, der Motorradfahrer hält sie still". Die tatsächliche Richtigkeit einer solchen Antwort wäre unbestreitbar, und doch würde sie schwerlich als befriedigend empfunden oder anerkannt werden. Es würde sich sofort die weitere Frage anschliefsen: „Woher kommt eine solche Verschiedenheit des Verhaltens, des Verfahrens?" Und die einzig zufriedenstellende Auskunft wäre immer nur die: „Der Radler bewegt sein Rad durch Betätigung seiner Beinmuskeln, der Motorradfahrer mittels eines Motors". — Ähnlich läge die Sache, wenn jemand etwa auf die Frage nach dem Unterschiede zwischen einem gleichwinkeligen und einem rechtwinkeligen Dreieck antworten wollte:

„Im ersteren sind die drei Seiten gleich, im letzteren ungleich". Die Antwort ist tatsächlich richtig, sie geht aber doch wieder an dem wesentlichen Punkte vorbei und gibt lediglich einen Nebenumstand an. Und dieser Vorwurf wäre auch der H.'schen Definition zu machen — und zwar ihr allein von allen, selbst von den erweislich falschen, die bisher gegeben worden sind, z. B. der, daſs das Längenverhältnis von Adjektiv und Substantiv für deren Stellung entscheidend sei, oder der, daſs Adjektiva die „sinnlich wahrnehmbare" Eigenschaften bezeichen, in der eigentlichen Bedeutung nach-, in übertragener voranständen, und was dgl. mehr. So unrichtig derartige Feststellungen auch sind, sie gehen wenigstens auf den Kern der Sache, d. h. auf das, was sie für den Kern halten, ein. Bei H.'s Formel aber stellt sich sofort die Frage ein: „Wann werden denn nun Gegenstands- und Merkmalsvorstellung gemeinsam und wann werden sie gesondert apperzipiert?" Und eine Antwort darauf wird von H. nicht gegeben.

Wir haben für den bisherigen Teil unserer Betrachtung H.'s Aufstellung bezüglich Einfachheit und Zwiefachheit des Apperzeptionsvorganges als zutreffend unterstellt. Die Frage ist nun, ob diese Annahme auch der Wirklichkeit entspricht. Es wurde vorhin bereits gesagt, daſs eine strikte Beweisführung unmöglich ist. H. erkennt das selbst an. Aber ist seine Ansicht von der Sache auch nur eine wahrscheinliche? Man könnte sie als solche gelten lassen, wenn es sich überall nur um ein Adjektiv handelte. Aber auf Schritt und Tritt begegnen uns Fälle, in denen zwei oder gar mehr Adjektiva, sei es mit oder ohne *et*, dem Substantiv vorangehen. Mag die Sache noch für Verbindungen wie *le petit jeune homme*, *un bon petit dîner*, *la bonne vieille dame*, *le charmant petit roi*, auch allenfalls noch für *un autre petit jeune homme* (also drei voranstehende Adjektiva!) hingehen, da es sich beim zweiten, bzw. dritten, dem Substantiv zunächst stehenden Adjektiv hier immer um sehr häufige, sozusagen feststehende Verbindungen von Adjektiv und Substantiv handelt — wie denn auch die Schriftsteller, aus denen sie entlehnt sind, die Setzung eines trennenden Kommas zwischen den beiden Adjektiven nicht für nötig gehalten haben — bedenklicher ist die Sache schon in Fällen wie *les vraiment grands écrivains*, wo doch das *grands* durch *vraiment* verstärkt und verselbständigt ist, oder (*il le fit*) *de la plus française façon* oder *un aussi peu considérable ouvrage* (*qu'est la satire qu'on va voir*) oder *un de ces très rares grands hommes* (*qui* ...); ferner in folgenden, ein trennendes *et* aufweisenden: *un doux et triste regard*, *la violente et ridicule scène*, *son excentrique et prude cousine* (vgl. spanisch *el esteril y mal cultivado ingenio mio*); *une si juste et si sensible douleur; de la plus morose, de la plus désolante vertu*, (*ce couple formait*) *le meilleur, le plus heureux ménage;* (*elle sentit*) *un impérieux, un irrésistible besoin* (*d'étreindre quelqu'un*) usw. Sollte in all diesen Fällen die Voranstellung der Adjektiva wirklich auf einer einheitlichen, oder besser: auf einer einheitlicheren Apperzeption beruhen, als sie im Falle der Nachstellung auch nur

eines Adjektives statt hätte? Sollte bei *un aussi peu considérable ouvrage* wirklich „gemeinsame“, bei *un ouvrage considérable* dagegen „gesonderte“ Apperzeption vorliegen? Ich glaube, dafs sich nicht viele zu dieser Annahme bereit finden werden. Und wie ist es nun mit Fällen wie *un des* (*plus*) *grands rois que le monde ait connus*, wo, wie der Konjunktiv *ait* beweist, das *rois que le monde ait connus* — mit dem Sinne: „der Welt bekannt gewordene Könige“ — nicht eine Einheit mit (*plus*) *grands* bildet, sondern im Gegenteil die Gruppe von Seienden bezeichnet, aus denen die (*plus*) *grands* ausgesondert werden, wie es in die Augen springend deutlich wird, wenn man die ausführlichere Gedankenwiedergabe *un des* (*plus*) *grands des rois que le monde a connus* wählt? Und trotzdem soll hier ein einziger gemeinsamer Apperzeptionsakt vorliegen, dagegen in (*des*) *rois célèbres* zwei gesonderte?

Ich gestehe, dafs ich mich zu solcher Meinung nicht entschliefsen kann. Ja, mehr! Ich halte bei Ausdrücken, die doch Teile ein und desselben Satzes bilden, eine solche Scheidung in „einheitlich“ und „gesondert“ apperzipierte überhaupt für abwegig. Im *Neuaufbau der Grammatik*, in dem der Prozefs der Satzbildung psychologisch eingehend dargelegt wird, wird zugleich gezeigt, dafs die Analyse des Bewufstseinsinhalts und die Subsumption der dabei gewonnenen Vorstellungsglieder das Werk eines Momentes, ja, eines unendlich kleinen Bruchteils einer Sekunde ist. Ein Augenaufschlag, und ich sehe von dem fahrenden Zuge aus auf der Waldwiese eine Schar kleiner und grofser Mädchen in weifsen, roten, blauen usw. Kleidern spielen und habe sofort — mittels einer einzigen Apperzeption — ein klares, deutliches Bild des ganzen Vorganges: *petites et grandes fillettes en robes blanches, rouges, bleues* etc., ohne dafs der leiseste Unterschied in der Apperzeptionsweise von *petites* und *grandes* einer- und *blanches*, *rouges*, *bleues* andererseits dabei vorläge. Wenigstens kein Unterschied in der Zeit, in dem Tempo oder hinsichtlich der Frage, ob einheitliche oder gesonderte Apperzeption stattfindet, sondern lediglich in Bezug auf mein gefühlsmäfsiges, mein seelisches Verhalten zu den verschiedenen Apperzeptionselementen, insofern das *petites et grandes* (sei es individuell oder traditionell, „atavistisch“) mich anders berührt als das *blanches*, *rouges*, *bleues* usw. Nur weil bei jeder Wahrnehmung (oder Erinnerung, oder Einbildung, oder begrifflichen Konstruktion) das Ganze des Satzes mit einem Male, in einer einzigen (Komplex- und Einzel-) Apperzeption vor die Seele tritt, kann der Sprachgewandte es in raschestem Flusse aussprechen; wobei sich ihm, je nach seelischer Disposition und Einstellung, gewisse Teile mehr aufdrängen als andere, ihm also auch früher über die Lippen gleiten als jene, falls er sich ungehemmt seinen momentanen Apperzeptionsimpulsen überläfst, sich nicht mit Rücksicht auf seinen Hörer — also präsentativ — an das konventionelle Aufzählungsverfahren hält. Wie sehr im ersteren Falle, zumal in dichterischer, rhythmisch bewegter Sprache die Satzelemente durcheinander wirbeln können,

das haben wir ja alle beim Studium der Alten schon auf der Schule mit Be- oder Verwunderung gesehen: *In nova fert animus mutatas dicere formas Corpora* ... oder ... *πολλὰ δ'ὅ γ'ἐν πόντῳ πάθεν ἄλγεα* ... Milder in Prosa, z. B.: *Idque adeo haud scio mirandumne sit* usw. usw. Wäre so etwas möglich, wenn der Sprechende die Zerlegung und Verarbeitung seiner Bewufstseinselemente so fein säuberlich Schritt für Schritt, in teils gemeinsamen, teils gesonderten Apperzeptionsakten vornähme, wie es nach H.'s Auffassung der Fall sein müfste? Eine Art Gliederung ist freilich zuzugestehen; sie besteht in gelegentlich leisem Absetzen, Trennen der einzelnen Subsumptionsstücke, und sie bekundet sich in den Sprachen, deren Interpunktionsweise nicht — wie leider die des Deutschen und Schwedischen — das Opfer pedantischer Grammatikalisierung (Scheidung von „Haupt-" und „Nebensätzen"!) und dadurch sinnwidrig geworden ist, auf die handgreiflichste Weise von der Welt; z. B. im Französischen, Englischen usw., die eine natürliche und rationelle Interpunktion zu bewahren und trefflich auszubilden gewufst haben, nach dem Grundsatz: „Wo Innehalten im Satze, da Komma!" Damit bietet sich dem Hörer wie dem Leser ein wunderbar einfaches Mittel, zu erkennen, wo eine Sonderung der Apperzeption stattgefunden hat. Bei attributivem Adjektiv nun findet sich ein solches Innehalten (bzw. Komma) niemals, weder in der Vor- noch in der Nachstellung. Wo ein dem Substantiv folgendes Adjektiv von ihm durch ein Komma getrennt ist, liegt stets das besondere Verhältnis vor, das die Grammatik (bei Substantiven, wie Adjektiven) mit dem Terminus „Apposition" bezeichnet und bei dem allein das statthat, was Haas irrtümlich auch allen nachgestellten attributiven Adjektiven nachsagen zu können meint: ein „gesonderter Apperzeptionsakt".

THEODOR KALEPKY.

Matías de Aguirre und seine *Navidad de Zaragoza*.

(Ein Beitrag zur Unterhaltungsliteratur Spaniens im 17. Jahrhundert.)

Unterhaltungsbücher mit vermischtem Inhalt (obras misceláneas oder recreativas) erfreuten sich im 17. Jahrhundert in Spanien — und nicht nur dort — groſser Beliebtheit. Die an sich sehr verschiedenen Werke weisen in der Regel den gemeinsamen Zug auf, daſs ihr buntscheckiger Inhalt durch eine Rahmenerzählung zusammengefaſst wird, die meistens die Schilderung eines Festes ist.

Es war ja längst üblich, Novellensammlungen in einen solchen Rahmen einzukleiden (*Die sieben weisen Meister* und Boccaccios *Decameron*). Spanien selbst hatte frühzeitig Ähnliches aufzuweisen gehabt: die *Disciplina clericalis* des Petrus Alfonsi und den *Conde Lucanor* des Infanten Don Juan Manuel. In der Blütezeit der spanischen Novelle taucht diese Darstellungsweise, die Anwendung eines Rahmens, wieder auf. Das bekannteste Beispiel sind vielleicht die *Noches de invierno* von Antonio de Eslava (1609).[1]

Der erfolgreiche Novellist Alonso Jerónimo de Salas Barbadillo brachte nun insofern eine Neuerung und Bereicherung, als er in sein Buch *La casa del placer honesto* (Madrid 1620) neben sechs Novellen auch vier dramatische Dichtungen einfügte, zwar noch keine richtigen Comedias, sondern kleinere Stücke, deren Aufführung, wie er sagt, eine halbe Stunde beanspruchte, und Dialoge, teils in Prosa, teils in Versen. Dazu enthält das Buch noch Gedichte — Romanzen und Silvas —, die teils für sich vorgetragen werden, teils zu den Novellen gehören. Das Ganze ist gedacht als Beschreibung von Unterhaltungsabenden, welche des Lernens überdrüssige, aus Salamanca nach Madrid gezogene Studenten dort in einem gemieteten Palast veranstalten. In diesem Werk haben wir schon fast alle Merkmale der Unterhaltungsbücher vereinigt.[2] Einer

---

[1] Hier werden in einer Gesellschaft Novellen erzählt, worauf sich jedesmal unter den Teilnehmern eine Diskussion über das Gehörte anschlieſst. Näheres s. bei M. Menéndez y Pelayo, *Orígenes de la novela*, t. II. Madrid 1907.

[2] Salas verfaſste noch mehr ähnliche Bücher: *Fiestas de la boda de la incasable mal casada*, Madrid 1622 (darüber vgl. Ticknor, *Gesch. der schönen Lit. in Spanien*, Supplementband, bearb. von Ad. Wolf, S. 164) und gegen Ende seines Lebens: *Coronas del Parnaso y platos de las Musas* (Madrid 1635). Die einzelnen Platos sind hier sehr abwechslungsreich gestaltet. Sie bringen u. a. Novellen, Epiſtolas en proſa, variedad de poeſias como ſon Epitafios, Madrigales, y Epigramas, ferner vier Entremeses und zwei Comedias, darunter *Victoria de Eſpaña y Francia*, ein Zauberstück (s. u. S. 67).

der namhaftesten Dramatiker nahm dasselbe Verfahren auf: kein Geringerer als Tirso de Molina in seinem 1721[1] in Madrid erschienenen Buche *Los cigarrales de Toledo.* Hier sind in die Rahmenschilderung von ländlichen Vergnügungen Novellen, Geschichten, lyrische Gedichte, beschreibende Romanzen und vor allem drei Comedias eingeflochten. Das Buch fand Beifall, und damit war einer neuen literarischen Gattung der Weg geebnet.[2] Tirso folgte auf dem beschrittenen Pfade ein anderer Dramatiker, der Doktor Juan Pérez de Montalván, mit seinem Werke *Para Todos* (Madrid 1632), das er angeblich verfaſste, um sich von der Anstrengung seiner riesigen Dramenproduktion zu erholen.[3] Es fand ungeheuren Anklang und erlebte zahlreiche Auflagen.[4] Neu hinzugefügt hatte Montalván gelehrte und moralische Erörterungen, die fortan in diesen Büchern das Daseinsrecht behalten. Nunmehr war der Anstoſs gegeben zur Hervorbringung immer neuer ähnlicher Werke, die Gattung stirbt während des ganzen Jahrhunderts nicht aus. Der Einfluſs des *Para Todos* zeigt sich dabei schon in Titeln wie *Para Algunos* von Matías de los Reyes (Madrid 1640) und *Para Si* von Juan Fernández y Peralta (Zaragoza 1661). Von bekannteren Schriftstellern paſste sich Alonso de Castillo Solórzano der neuen Geschmacksrichtung an.[5] Abgesehen von Madrid scheinen besonders in Saragossa solche Unterhaltungsbücher gedruckt zu sein. Hier erschien 1650 *Cythara de Apolo i Parnaso en Aragon* von El Maestro Ambrosio Bondia[6] und bald darauf (1654) das Buch, von dem hier die Rede sein soll.

Sein genauer Titel lautet:

NAVIDAD
DE ZARAGOZA[7]
repartida
en quatro noches,
dedicadas

la primera, a Don Iayme | Iuan Viota, y Suelues. La ſegunda, a Don Antonio de | Vrries, ſeñor de Niſano.

---

[1] Vgl. E. Cotarelo y Mori in *Nueva Bibl. de Aut. Esp.*, t. 4 (*Comedias de Tirso*, t. 1, p. XXV), Madrid 1906.

[2] Tirso schrieb später noch ein ähnliches Buch: *Deleytar aprovechando*, gedruckt Madrid 1635, welches in der Anlage den *Cigarrales* ganz entspricht, nur daſs es geistlichen Inhalts ist und statt Dramen Autos sacramentales enthält.

[3] S. die Einleitung seines Werkes; cf. G. W. Bacon, *Life and dramatic works of Montalván* in *Revue hispanique*, t. 26 (1912), p. 15.

[4] Ib., p. 15.

[5] *Fiestas del jardin* (Valencia 1634), *Alivios de Casandra* (Barcelona 1640), *Sala de recreacion* (Zaragoza 1649).

[6] Die Göttinger Univ.-Bibl. besitzt eine spätere Ausgabe des Buches unter dem Titel 'Obras | varias, | y Parnaso en Aragon ... En Zaragoça: Por Diego Dormer, Año 1660'. Die Zensuren sind vom 24. und 26. Febr. 1650; auch am Ende steht: Año M·DC·L.

[7] Ähnliche Titel mit dem Namen eines Festes finden sich häufig. Wurde doch die Feier eines Festes gerne für die Rahmenerzählung verwandt. In einer

La tercera, a Don Fernando | Antonio de Sayas, Pedroſo, y Zapata, Cauallerizo de | ſu Mageſtad, y Comiſſario General en el Reino de Ara | gon. La quarta, a Don Antonio Perez de Pomar, Li- | ñan, Fernandez, y Heredia, Varon de Sigues, y | Mayorazgo del Condado de Contamina y | Señorio de Cetina.

Compuesta por Don
MATIAS DE AGVIRRE, DEL
POZO, Y FELIZES.
Con Licencia,
En Çaragoça: Por Iuan de Ybar; en
la Cuchilleria. Año 1654.

Das Werk ist vorhanden auf der Universitätsbibliothek in Göttingen (4⁰, *Fab. Rom.* II, 1344). Der Umfang beträgt 6 Bl. + 390 S.[1] Der Druck ist nicht besonders sorgfältig, er weist viele Unregelmäſsigkeiten auf, und selbst nach Berücksichtigung des groſsen Verzeichnisses der Errata bleiben noch zahllose Druckfehler. Die Approbationen sind vom 4. und 6. Mai 1654. Die erste, das Gutachten der Kirchenbehörde, ist ausgestellt von dem Doctor Vicente Antonio Ybañez de Aoyz,[2] Catedratico de Filoſofia, y Cura de San Gil, im Auftrage des Generalvikars des Erzbischofs Fr. Iuan Cebrian; die zweite ist von Iuan Lorenzo Ybañez de Aoyz[3] im Auftrage des Gouverneurs des Königsreiches Aragonien geschrieben.

Die *Navidad de Zaragoza* scheint keine groſse Verbreitung gefunden zu haben und ist heute ein seltenes Buch. Dementsprechend sind auch die literarischen Erwähnungen nicht zahlreich und finden sich zur Hauptsache in bibliographischen Werken. Bei folgenden Autoren treffen wir Notizen über das Buch und seinen Verfasser: Nicolás Antonio,[4] Latassa,[5] Barrera,[6] Gallardo,[7] Ad. Wolf,[8]

Novellensammlung sehen wir sogar einen ganz entsprechenden Titel: *Natividades de Madrid, y noches entretenidas en ocho Novelas* von María Ana de Caravajal y Saavedra (Madrid 1633), s. Nic. Antonio, II, p. 87a. — Es gibt auch ein Buch *Carnestolendas de Zaragoza* von Antolinez de Piedra Buena (Zaragoza 1661). Borao in seinem Buche *La imprenta en Zaragoza*, Zaragoza 1860, p. 39, verzeichnet es unter *obras recreativas*. Vielleicht ist es eine Nachahmung der *Navidad* (cf. dazu Ticknor, Suppl., S. 167 und Salvá II, p. 174).

[1] In Wirklichkeit sind zehn Seiten mehr vorhanden; denn die Paginierung S. 345—352 findet sich zweimal als Bogen Xx und Yy, dazu erscheinen die Seiten 351 und 352 ein drittes Mal.

[2] Cf. Latassa III, 390 und Nic. Antonio, II, 323a.

[3] Bruder des vorigen, cf. Latassa, III, 324ff.

[4] *Bibliotheca Hispana nova sive Hispanorum scriptorum, qui ab anno MD ad MDCLXXXIV floruerunt, notitia*. T. II (Matriti 1788). p. 113.

[5] *Biblioteca nueva de los escritores aragoneses que florecieron desde el año de* 1641 *hasta* 1680. T. III (Pamplona 1799), p. 71f.

[6] *Catálogo bibliográfico y biográfico del teatro antiguo español.* (Madrid 1860), p. 10.

[7] *Ensayo de una biblioteca española de libros raros y curiosos.* T. I, (Madrid 1863), Nr. 62 (S. 56f.).

[8] Im Supplementband zu Ticknors *Lit.-Gesch.* (Leipzig 1867). S. 166.

Salvá,[1] Schaeffer,[2] und Restori.[3] Schaeffers kurze Notiz schöpft aus Barrera, dieser wiederum fufst im wesentlichen auf Latassa. Die anderen Bibliographen sind unabhängig voneinander; ihnen hat allen ein Exemplar des Buches vor Augen gelegen, Ad. Wolf und Restori allerdings das gleiche (von Parma).

Die Angaben der einzelnen Bibliographen weichen oft voneinander ab. Zunächst besteht eine Unstimmigkeit hinsichtlich des Druckjahres. Nic. Antonio und Latassa (und Barrera) geben als solches 1634 an, die anderen 1654. Salvá und Restori wollen zur Erklärung zwei Auflagen annehmen, eine erste von 1634 und eine zweite von 1654. Das Buch ist jedoch nur 1654 gedruckt worden. Es enthält nämlich Zitate aus Werken, die erst nach 1634 gedruckt sind, und zwar aus folgenden:

1. auf p. 28: Francisco de Rojas, *Persiles y Sigismunda.* Das Stück ist nach Barrera, p. 342a, zuerst gedruckt 1636.
2. auf p. 21: Garcia de Salcedo Coronel, *Kommentar zu Góngoras Soledades*, Madrid 1636 (s. Nic. Antonio I, 516a).
3. auf p. 55: Vincencio Juan de Lastanosa, *Museo de la Medallas desconocidas Españolas*, Huesca 1645 (s. Nic. Antonio, II, 324b und Latassa III, 612).
4. auf p. 34: Calderón, *Mejor está que estaba*, zuerst gedruckt in *Comedias escogidas* P. 1, Madrid 1652. In diesem Falle zitiert Aguirre ausdrücklich diese Ausgabe: Par. 1, fol. 122; (s. Barrera 54 u. 687).

Endlich schildert der Anfang eines Gedichtes (A los sucesos etc., p. 232) den Ausbruch der Pest in Saragossa; die Seuche fiel in das Jahr 1652.[4] — Die irrtümliche Annahme, das Druckjahr sei 1634, erklärt sich daraus, dafs auf dem Titelblatt die Ziffer 5 der Jahreszahl sehr undeutlich geraten ist, was auch Salvá feststellt.

Auch der Titel des Werkes und der Name des Verfassers werden unrichtig angegeben, und zwar geht diese Abweichung aus von Latassa, der sonst der ausführlichste Bibliograph ist. Er spricht von *Natividades* und nennt den Verfasser D. Matias (I) de Aguirre y Sebastian, über dessen Leben er ausführlich berichtet (geb. Ende des 16. Jhs., gest. um 1647). Er kennt des weiteren einen D. Matias (II) de Aguirre del Pozo y Felices (S. 410f.), Sohn des vorigen, geb. in Calatayud am 19. 11. 1633, der eine Zeitlang in Saragossa lebte, nach dem Tode seiner Gemahlin Geistlicher in Huesca wurde, sich den theologischen Doktorhut an der dortigen

---

[1] Pedro Salvá y Mallen, *Catálogo de la biblioteca de Salvá.* T. I. (Valencia 1872). Nr. 1331 (S. 469f).

[2] *Geschichte des spanischen Nationaldramas.* Bd. 1. (Leipzig 1890), S. 456.

[3] *Studj di Filologia Romanza*, Vol. VI, 1893, p. 11/12.

[4] s. B. M. Lersch, *Geschichte der Volksseuchen*, Berlin 1896, S. 304.

Universität erwarb und auch ihr Rektor war, gest. 1670. Dieser ist Verfasser eines Werkes *Consuelo de Pobres, y Remedio de Ricos, en que se prueba la excelencia de la limosna,* Huesca 1664.[1] Latassa polemisiert gegen Nic. Antonio, der diesem Matias de Aguirre del Pozo y Felices das Buch *Navidad* zuweise, das er 1634, ein Jahr nach seiner Geburt (!) verfaſst habe. Da die *Navidad* unzweifelhaft erst 1654 zum ersten und einzigen Male gedruckt ist, muſs Latassa trotz seiner gegenteiligen Versicherungen ein Irrtum unterlaufen sein. Damit werden auch seine ausführlichen biographischen Angaben wertlos.

Es bleibt uns allein eine zeitgenössische Notiz über unseren Dichter, und zwar eine satirische Darstellung, wie sich deren damals die Literaten bei den academias für die Kritik ihrer Berufsgenossen zu bedienen pflegten. Sie ist enthalten in einem 'curioso y agudo «Vexámen» que dió Jorge la Borda en la academia que se celebraba en casa del señor conde de Lemus', welches sich als Manuskript unter den Papieren des Dichters Francisco de la Torre y Sevil (ca. 1620—1680) fand. Über unsern Autor teilt Barrera darüber folgendes mit:

«Don Matías de Aguirre, poeta bien conocido por sus cabos, y tan aficionado á las letras, que en su niñez dicen se tragó una que jamás ha podido escupirla, era muy malo para juez porque nunca pronuncia bien. De algunas comedias que escribió, estrenó la mejor con aplausos de su buena estrella, pues la tuvo tan grande con las mujeres, que cuando todas huyen de las tramoyas de los hombres, andaban perdidas por las suyas; pero lo que mas me admira es que en el corral donde están los ejecutores de la justicia cómica, aun estos

Anduviesen avisados;
Ni un silbo hubo que temer,
Que estaban al parecer
Los mosqueteros pagados.
Pero desto no me espanto,
Porque la comedia era
Por brava una leonera,
Y por la traza un 'encanto'.

Si viviera este mozo, segun escribía, corría riesgo de ser pobre, si hacía muchas comedias como esta, y quedara poeta, pero deshecho. Tiene en su sepulcro esta redondilla:

Por escrito hice ruido;
Mas fué de notar mi mengua,
Que por culpa de mi lengua
Nunca fué bien entendido.»

Aus dem Werke selbst kann man nicht allzu viel über die Lebensumstände des Verfassers entnehmen. Soviel steht fest: Matías

[1] Und später Madrid 1677 und Barcelona 1704.

de Aguirre del Pozo y Felices stammte aus Calatayud am Jalón. Diese Stadt, in deren Nähe sich die Stätte des alten Bilbilis befindet, wo einst die Wiege Martials stand, bezeichnet er in der *Navidad* ausdrücklich als seine Heimat (p. 46). Er erwähnt die Stadt öfters (p. 56, 256) und identifiziert sie wie üblich mit Bilbilis (p. 208, 253). Weiter unterliegt es keinem Zweifel, dafs er zur Zeit der Abfassung seines Werkes in Saragossa gelebt hat. In dieser Stadt ist nicht nur die Rahmenerzählung lokalisiert, sondern auch das zweite Drama, Anfang und Ende der Novelle und viele Gedichte. Auf Schritt und Tritt ist von der *Ciudad augusta* die Rede. Bei der Lektüre gewinnen wir endlich den Eindruck, dafs der Verfasser ein gelehrter Mann war.

Zum Schlufs sei noch eine Vermutung ausgesprochen. Wäre es nicht möglich, dafs der Verfasser des Buches *Consuelo de Pobres* und der Autor unseres Werkes eine und dieselbe Person sind? Dann würden Latassas Angaben über seinen Matias II de Aguirre del Pozo y Felices also auch für unseren Dichter Geltung haben. Die einzig sicheren Daten über diesen, Geburt in Calatayud und Aufenthalt in Saragossa, könnten dazu schon stimmen. Der eine Dichter Aguirre hätte dann eben als junger Mann von 21 Jahren das weltliche Buch, die *Navidad*, verfafst und 10 Jahre später als Geistlicher das fromme Werk *Consuelo de Pobres*.[1]

Die *Navidad de Zaragoza* ist, wie der Titel angibt, in vier Nächte oder — besser übersetzt — vier Abende eingeteilt, deren jeder die unterhaltenden Veranstaltungen bietet, die vier junge Kavaliere der genannten Stadt nebst vier vornehmen Damen in einem dafür hergerichteten Palast vor einem grofsen Publikum ins Werk setzen, um in angenehmer Weise die Weihnachtstage zu verbringen. Den Schlufs und Höhepunkt eines jeden Abends bildet die Vorstellung einer Comedia, nach deren Beendigung noch eine Romanze vorgetragen wird. Die Zeit vor dem Schauspiel wird an den einzelnen Abenden in verschiedener Weise ausgefüllt. Am ersten Tage geben die vier Damen Rätsel auf, und die Herren müssen sie raten. Für jede falsche Lösung haben sie ein Gedicht vorzutragen. Der zweite Abend beginnt mit einer Darstellung aus der griechischen Mythologie. Die Sagen, die sich an die Gestalten des Minos, Theseus und Dädalos knüpfen, werden gewissermafsen in Form von lebenden Bildern veranschaulicht. Die einzelnen Situationen werden durch ansprechende Verse aus dem Munde der Darsteller erläutert, der Hauptnachdruck aber wird auf die prunkvolle Aufmachung gelegt. Der dritte Abend bringt in der Form einer 'Akademie' wieder Gedichte, deren Themen am Abend vorher vergeben wurden. Am letzten Abend wird von einer Dame eine Novelle erzählt. Nach Beendigung der Darbietungen ver-

[1] Dieser Meinung dürfte Gallardo (*l. c.*) gewesen sein, da er die beiden Bücher unter dasselbe Stichwort Aguirre (D. Matías de) stellt.

sammelt sich jedesmal ein engerer Kreis zu einem üppigen Mahl. Einen grofsen Raum nehmen in der Rahmenerzählung Beschreibungen von Wundern der Bühnentechnik ein. Überhaupt wird immer wieder die glänzende Ausstattung hervorgehoben. Dabei ist die Beschreibung nicht frei von einer gewissen Pedanterie: stets wird die Bewunderung, der reiche Beifall, den die 'tan viſtoſas apariencias' hervorrufen, gehörig angeführt, stets wird bei drohend aussehenden Experimenten ihre völlige Ungefährlichkeit betont. Dadurch wird die Darstellung im einzelnen oft recht ermüdend. Für unseren Geschmack besonders störend sind dann noch die vielen langatmigen Erklärungen und Abschweifungen, die mit ihren lateinischen Zitaten oft lediglich des Verfassers Gelehrsamkeit dokumentieren sollen.

Die in das Werk eingestreuten Gedichte, 34 an der Zahl, weisen eine grofse Mannigfaltigkeit in den gewählten Strophenformen auf, wie denn der Verfasser überhaupt die Form beherrscht. Der Inhalt ist weniger befriedigend. Von einzelnen ganz hübschen Gedichten abgesehen, trägt das Meiste das Gepräge des Gewollten, des Gemachten; es sind Reimereien über gegebene Themen, wohl anläſslich des Wettbewerbes einer Akademie entstanden, wie ja auch eine solche in der Rahmenerzählung geschildert wird. Ein langes, fast 900 Verse umfassendes Gedicht 'A los ſuceſos que me paſſaron quando ſali de Zaragoça a ocaſion del contagio' verdient insofern hervorgehoben zu werden, als der Verfasser darin ganz offensichtlich in Góngoras Spuren wandelt. Die weitläufige Schilderung ohne rechte Handlung; einzelne Züge wie Begegnung mit Hirten, freundliche Aufnahme im Dorf, Beschreibung einer ländlichen Hochzeit; der Stil, der Schwulst, die häufige Dunkelheit des Ausdrucks, z. T. dieselben Metaphern und Bilder; alles erinnert an die berühmten, bzw. berüchtigten *Soledades.*[1]

Die Novelle *Riesgo del mar y de amar* bringt Liebes- und Seeabenteuer, die einen so unwahrscheinlich wie die anderen. Die Geschichte ist aufserdem recht eintönig, da stets dieselben Motive wiederkehren: wunderbare Rettung aus Seenot, darauf Vertauschung der Geliebten, die immer von der einen Hand in die andere gehen, bis endlich der letzte Besitzer sie heimführt. Die Darstellung läſst sehr zu wünschen übrig. Der Fluſs der Erzählung wird dauernd unterbrochen durch Gemeinplätze, moralische Reflexionen, Wortspiele und dgl. Alles in allem: ein wenig gelungener Versuch.

Den gröſsten Raum nehmen die vier Dramen ein. Sie erregen auch am meisten unser Interesse. Deshalb sei ihnen im Folgenden je nach ihrem Werte eine längere oder kürzere Besprechung gewidmet. Das erste Stück trägt den Titel:

---

[1] Daſs Aguirre dieses Hauptwerk des Kultismus geschätzt hat, geht auch daraus hervor, daſs er in seinem Buche mehrmals Verse daraus zitiert.

El Engaño en el Vestido.

I.

Fortunio, Sohn des Herzogs von Florenz, hat unter abenteuerlichen Verhältnissen inmitten des Getümmels einer Schlacht das Licht der Welt erblickt. Er ist in ländlicher Einsamkeit als Hirte aufgewachsen ohne Ahnung seiner hohen Geburt. Aber als einst eine Schlacht in der Nähe tobt, regt sich das Fürstenblut in ihm, und er stürzt sich in des Kampfgewühl. Dabei wird er aufgehalten von einer jungen Dame mit zerbrochenem Schwert, Clara, die den Bauernjungen um Schutz anfleht. Dieser wird auf den ersten Blick von Liebe zu der schönen Amazone ergriffen. In der Schlacht rettet er hernach dem Herzog und dem Prinzen Ramiro das Leben. Darauf Erkennung, und Fortunio zieht mit nach Florenz. — Hier setzt er als Prinz sein Liebeswerben um Clara fort. Sie ahnt etwas von dem Rätsel seiner Person und sieht es nicht ungern. Einst folgt er ihr in ihr Haus, und sie gestehen einander ihre Liebe. Allein sie werden gestört, und Fortunio mufs sich verbergen. Von seinem Versteck aus wird er Zeuge, wie Ramiro, sein Bruder, in aufdringlicher Weise Clara den Hof macht. Als dieser gerade bei seinen heifsesten Beteuerungen ist, kommt Fortunio verblüffend zum Vorschein. Die unvermeidliche Folge ist ein Zweikampf zwischen den beiden fürstlichen Brüdern.

II.

Nachdem die beiden Brüder noch ein zweites Mal bei ähnlicher Gelegenheit aneinander geraten sind, fafst Ramiro den Plan, Fortunio zu ermorden. Er will sich dazu des Beistandes von Claras Bruder, Rodrigo, versichern. Irrtümlich enthüllt er aber in der Dunkelheit Fortunio sein Vorhaben, wodurch natürlich der ganze Mordplan vereitelt wird. — Trotz dieses Fehlschlages trachtet Ramiro seinem Bruder weiter nach dem Leben und kommt zuletzt zu einem teuflischen Anschlag. Eines Tages bricht er Fortunios Kleidertruhe auf und kleidet sich in dessen Gewand mit der Absicht, so beim nächtlichen Stelldichein Clara zu täuschen und darauf seinen Nebenbuhler zu töten. Clara schenkt ihm auch anfänglich Gehör. Indessen naht Fortunio; er stutzt zuerst, erkennt jedoch bald beim Schein der Kerze die Ursache des Betruges. Wutentbrannt stürzt er sich auf den verräterischen Bruder und ersticht ihn. Dann ergreift er augenblicklich die Flucht, ohne erst mit Clara zu reden. Unter dem dringenden Verdacht des Mordes aber wird Rodrigo verhaftet, der auf den Lärm herbeigeeilt ist und in der Dunkelheit seine Klinge an dem blutigen Leichnam besudelt hat. Der Getötete wird, da das Gesicht gänzlich entstellt ist, wegen der Kleidung für Fortunio gehalten.

III.

Fortunio lebt wieder in ländlicher Zurückgezogenheit, gequält von Sehnsucht nach Clara. Diese hat in einem Kloster Zuflucht gesucht. Dasselbe geht eines Tages in Flammen auf. Clara kann sich retten und flüchtet in den Wald. Fortunio hatte um dieselbe Zeit den Entschlufs gefafst, sie zu entführen, und nähert sich ihr jetzt. Da er fürchtet, die plötzliche Wiedersehensfreude könne seiner Geliebten schaden — hält sie ihn doch für tot —, gibt er sich nicht zu erkennen, sondern läfst sie glauben, er sei derselbe Bauer, der ihr einst in der Schlacht geholfen. Sie folgt vertrauensvoll dem galanten 'villano' zum Wirtshaus. Ja, es will schon eine leise Zuneigung für ihn aufkeimen, die aber noch durch die Erwägung des Standesunterschiedes gedämpft wird. — Durch die erwachende Liebe zu dem Bauern ist auch das Bild des totgeglaubten Fortunio wieder in ihr lebendig geworden und beschäftigt sie während des Schlafes. Als Fortunio in der nächtlichen Stille ihr Zimmer betritt, redet sie gerade im Traum von ihm, ruft ihn zuletzt und erblickt erwachend — den 'villano' in ihrem Gemach. Sie kann ihm nicht eigentlich böse sein. Der Eindringling verkündet ihr, dafs ihr Geliebter lebt, und erzählt ihr zum Beweis den 'Betrug mit der Kleidung'. Jetzt hat sie nur den einen Wunsch: 'Führe Fortunio her!' Der Bauer verspricht's mit dem Bemerken allerdings, dafs sie ihn dann nie wiedersehen werde. Clara bleibt in grofsem Zwiespalt zurück, der sie auch im Schlafe weiterquält. Freut sie sich wirklich auf das Wiedersehen mit dem Geliebten? Der 'villano' hat ihr Herz bezwungen, ihn will sie nicht mehr verlieren, alles andre hält sie für Spuk. Ja, er soll jetzt gar nicht den Prinzen Fortunio holen, sie will ihn zurückhalten, will ihm nach, erwacht zum zweiten Male — und sieht Fortunio vor sich, jetzt in vornehmer Kleidung. Nunmehr sind die geprüften Liebenden endlich vereint. Noch mufs Fortunio eine schon vom Herzog verloren gegebene Schlacht in einen glänzenden Sieg verwandeln. Dann erfolgt auch hier Erkennung und Aufklärung, und der Hochzeit steht nichts mehr im Wege.

Das Stück beginnt und schliefst als romantisches Schauspiel (der Fürstensohn in der Wildnis), in der Mitte ist es Intrigenstück (die Ränke Ramiros). Bei alledem bleibt die Einheit gut gewahrt, indem Fortunios Schicksal und seine Liebe zu Clara stets im Vordergrund des Interesses steht. Und diese Liebe ist hübsch geschildert. Den gröfsten Reiz bildet im dritten Akt das sonderbare Wiederfinden der Geliebten. Hier sehen wir wirklich ein Stück ansprechender Seelenmalerei. Die Gefühlsverwirrung bei Clara, dieses Schwanken zwischen der Liebe zu dem ritterlichen Bauern und der Pietät gegen den Totgeglaubten, an den sie gerade durch ihn erinnert wird, dieser innere Kampf, der zur Qual wird, als sie hört, dafs der Tote noch lebt, das alles ist sehr fein und eindrucksvoll dargestellt; namentlich die hübschen Traumszenen atmen dichterische Inspiration.

Die technischen Mittel sind die üblichen: die Verkleidung (sie gibt Anlaſs zum Titel), Versteckspielen, Verwechslungen, Erlöschen des Lichtes. Derartiges war damals gang und gäbe und ist auch vom groſsen Calderón überreichlich gebraucht worden. In unserm Stück kommt es dadurch zu ganz bedeutsamen Szenen, z. B. daſs Ramiro dem ausersehenen Opfer seinen Mordplan enthüllt. Der Umstand, daſs sehr oft jemand lauscht (al paño), ermöglicht die unvermutete Dazwischenkunft eines Nebenbuhlers (I, 2), die sehr wirkungsvoll ist und dem Verfasser selbst scheinbar so gefallen hat, daſs er sie II, 1 ohne ersichtlichen Grund wiederholt.[1] Auch in einem anderen Falle finden wir das gleiche Motiv zweimal angewandt. Am Anfang und am Ende zeichnet sich Fortunio in einer Schlacht aus, die gerade im gegebenen Augenblick sich in seiner Nähe entwickelt. — Im einzelnen sind mancherlei Unklarheiten und mangelhafte Motivierungen festzustellen, so daſs man sich nicht des Eindrucks erwehren kann, daſs das Stück offenbar recht flüchtig hingeworfen ist.

Will man nach einem literarischen Vorbild suchen, das Aguirre vielleicht benutzt haben könnte, so ist gleich zu bemerken, daſs das romantische Motiv von Landleuten, die sich als Fürsten entpuppen, sehr beliebt war. Schon Montalván behandelt in der Comedia *El príncipe de los montes*[2] ein derartiges Thema. — Mancherlei Ähnlichkeiten mit unserm Stück bietet das Drama *El príncipe villano*[3] von Luis de Belmonte Bermudez. Hier zeichnet sich der 'villano' Belisardo als kühner Jäger aus und gewinnt die Liebe der Infantin von Polen. Er kommt an den Hof. Hier hat er als Nebenbuhler in der Liebe — genau so wie Fortunio in unserm Drama — seinen Bruder Vencislao, Principe de Dinamarca, allerdings ohne ihn zu kennen. Auch er hat das Miſsgeschick, in einen Mord verwickelt

---

[1] Die beiden Stellen lauten:

p. 76 I, 2 (bei Clara)
Fortunio (al paño). Larga viſita parece
para hermano. — — —
Ramiro. Ai oi en toda Florencia
igual mio, Doña Clara?
porque ingrata me deſprecias?
porque cruel me deſpides?
quien ſe atreve a eſſa belleza?
quien te quiere? quiẽ te adora?
quien te buſca, ò galantea,
ſino yo en Florencia?
(Sale Fortunio)
Fortunio. Yo.

p. 81 II, 1
Ramiro (al paño). Larga viſita parece
eſta para ſer de padre.
Fortunio. Pues quien tanto mereciò?
quien os ama? quien os quiere?
quien como yo por vos muere?
quien os galantea?
(Sale Ramiro diziendo:)
Ramiro. Yo.

[2] Zuerst gedruckt in P. 28 der *Comedias de varios autores*, Huesca 1634; die Göttinger Univ.-Bibl. besitzt eine Suelta s. l. n. a.

[3] Gedruckt in den *Comed. escogidas*, P. 14, Madrid 1660, welchen Band ich benutzen konnte. In Göttingen ist auſserdem eine Suelta, Valencia 1782, vorhanden. Über sonstige in Deutschland vorhandene Sueltas vgl. das Suelta-Verzeichnis von A. Hilka (noch ungedruckt).

zu werden. Ihm ergeht es dabei ähnlich wie Rodrigo im Aguirreschen Stück, indem er auf den Lärm hinzueilt und als Täter verhaftet wird. Der wahre Mörder indes, Vencislao, entkommt, indem er schnell das Licht ausmacht. Wie bei Aguirre bildet diese Katastrophe den Schlufs des II. Aktes. Im III. Akt sehen wir den unglücklichen Belisardo im Turm gefangen. Hierbei ereignet sich eine Traumszene wie bei Aguirre, wenn auch nicht so weit und lange nicht so geschickt ausgesponnen. Bei Belmonte schläft Belisardo über einem angefangenen Brief an die Infantin ein; diese kommt dann in den Kerker, hört ihn im Schlafe Liebesworte stammeln und schreibt darauf eine tröstende Antwort auf seinen Brief.

So sehen wir, abgesehen von dem gleichen Hauptmotiv, noch eine ganze Reihe übereinstimmender Züge. Es ist daher sehr gut möglich, dafs der eine Dichter sich Anregungen aus dem Werke des anderen geholt hat.

Die zweite Comedia, *La Industria contra el Peligro*, ist ein wirres Intrigenstück, auf das näher einzugehen sich nicht verlohnt. In der Rahmenerzählung spendet man nach Schlufs der Vorstellung dem Veranstalter rauschenden Beifall 'por el buen gufto que tuvo, eligiendo lances de amor tan fazonados, y peligros tambien evitados con las induftrias que previno fu ingenio' (p. 199). Das möge zur Charakterisierung des Inhalts genügen.

Cómo se engaña el Demonio.

Das dritte Stück dürfte rein stofflich wohl das gröfste Interesse erwecken. Es ist nämlich eine Heiligen-Comedia und behandelt die so beliebte und verbreitete Alexius-Legende.

I.

Rom. Die ersten oberflächlich aneinander gereihten Szenen bilden ein Intrigenspiel für sich, z. T. ohne Bedeutung für das Ganze. Eine leidenschaftliche Dame, Clarinda, bemüht sich um Alexos Liebe, sie wird dabei von dem Teufel unterstützt, der in der Gestalt von Alexos Vater Eufemiano dem Sohne die Ehe mit ihr befiehlt und auch seine Braut Aldora verdächtigt. Aber Alexos Herz gehört in unwandelbarer Liebe seiner Braut, und so soll am nächsten Tage die Vermählung mit ihr stattfinden. Allein unter dem Eindruck der vorangegangenen Erlebnisse ist Alexo im Zweifel darüber, ob seine Liebe zu Aldora Gottes Wille sei, und er ruft nachts in seiner Gewissensnot den Himmel um ein Zeichen an. Da ertönt eine Stimme, die ihn fortgehen heifst (que os aufenteis). Alsbald ist Alexo entschlossen, dem göttlichen Befehl Folge zu leisten. Doch eine Versuchung hat er noch zu bestehen. Kaum regt sich nämlich in ihm der Wunsch, die Geliebte vor seinem Scheiden noch einmal zu sprechen, als Aldora naht, bereit, sich ihm hinzugeben. Doch Alexo läfst sich nicht erschüttern. Da

senkt sich in einer Wolke sein Schutzengel herab und entführt ihn. Der Teufel aber — denn er steckte hinter der Gestalt der liebenden Jungfrau — droht, die entrissene Beute zu suchen.

II.

Syrien (12 Jahre später). Der alte, von Kummer gebeugte Eufemiano und Aldora, die verlassene Braut, haben sich aufgemacht, Alexo zu suchen. In Edessa erbittet der Gesuchte als Bettler ein Almosen von ihnen, dabei mufs er zu seinem Schrecken erkennen, dafs Vater und Braut vor ihm stehen. Darob schwerer innerer Kampf mit schliefslichem Sieg: er bleibt hart, gibt sich nicht zu erkennen. Vielmehr gibt er sich für einen Freund Alexos aus und eröffnet ihnen, dafs dieser sich in die Wildnis zurückziehe, um den Ehrungen zu entgehen, die ihm die Menge als einem Heiligen zuteil werden lasse. Eufemiano beschliefst darauf, nach Rom zurückzukehren. — Im rauhen Gebirge begegnet Alexo seinem Diener Mollete, der ebenfalls auf der Suche nach seinem Herrn ist. Sie betteln sich gegenseitig an. Dann kommt der Teufel als vornehmer Herr und versucht Alexo, indem er ihm all seine Reichtümer anbietet, jedoch ohne Erfolg. Da stürzt in der Nähe ein Weib vom Pferde und bleibt zunächst wie leblos liegen. Es ist Clarinda, die auch unterwegs ist, Alexo zu suchen. Sie wird verfolgt von ihrem Liebhaber Teodoro, der gleich darauf ebenfalls vom Pferde stürzt. Von dem Bettler geht eine solche besänftigende Ruhe aus, dafs Teodoro auf seine Bitte verspricht, Clarinda nicht mehr zu behelligen. Alexo heifst sie darauf alle nach Rom zurückkehren; er selbst verbirgt sich in der Wildnis, so dafs die suchende Menge den Heiligen nicht findet. Er hat den Entschlufs gefafst, auch nach Rom heimzukehren, da ihn ja niemand erkenne.

III.

Rom (15 Jahre später). Alexo hat sich, von niemandem erkannt, ein Obdach im Torweg des Vaterhauses erbettelt. Dort erträgt er gottergeben mancherlei Schabernack seines ehemaligen Dieners und mufs auch stets, ohne Rührung zu zeigen, die Klagen seines alten Vaters und seiner Braut mit anhören. Als einst der Teufel als Galan wieder Aldora verleumden will, entlarvt Alexo den Lügner, so dafs dieser, von Eufemiano angegriffen, im Erdboden verschwinden mufs. — Als die Zeit erfüllt ist, kommt die himmlische Jungfrau herab zu Alexos ärmlicher Lagerstätte und verkündet dem Dulder, dafs er am nächsten Tage zum Lohn für seine Frömmigkeit aus diesem elenden Leben in die ewige Herrlichkeit eingehen soll. — Alexo hat auf einem Blatt Papier sein Leben aufgezeichnet und ist zum Sterben bereit. Da versucht Luzifer in der Gestalt eines schönen Engels eine letzte Täuschung. Er ruft Alexo, und dieser folgt ihm. Schon frohlockt der Böse, da erscheint der wahre Engel, klärt seinen Schützling auf und nimmt ihn zu sich. Alexo schwebt

in die Höhe, dann fällt sein Körper leblos zur Erde nieder. Inzwischen hat eine Stimme in Rom die Frömmigkeit des Heiligen verkündet. Mollete ahnt, dafs der Arme es sein könnte. Als er das Blatt in seiner Hand sieht, will er's ihm entreifsen; das gelingt ihm jedoch nicht. Auch Eufemiano versucht es vergebens. Als Aldora es versuchen will, reicht ihr der Tote es von selbst. Sie liest dann den Inhalt vor, der Schmerz und Freude zugleich auslöst.

Schon anfangs wurde bemerkt, dafs das Stück allerlei störende Zutaten enthält. Dazu gehört vor allem die Einführung eines zweiten Liebespaares und nach unserm heutigen Geschmack auch eine übermütig-tolle Bedientenszene unmittelbar vor den letzten Ereignissen. Das Leben des Heiligen selbst ist in würdiger Weise dargestellt. Wir können fast stets die künstlerischen Absichten des Verfassers billigen, wenn auch die Ausführung unsern Geschmack nicht immer befriedigt. Der Dichter hat auch aus freier Erfindung wirksame Szenen geschaffen. Die dramatischen Momente werden, dem Charakter des Stückes als Heiligen-Comedia entsprechend, durch immer neue an den Helden herantretende Versuchungen hervorgerufen, die er alle siegreich besteht. Dabei greifen überirdische Mächte mit ein, besonders der Teufel.

Alexos Charakter ist gut gezeichnet. Seine Gestalt als die des grofsen Asketen stand ja durch die Legende fest. Zu begrüfsen ist es daher, dafs Aguirre, aus Eigenem schöpfend, uns auch ein deutliches Bild des Helden vor seiner göttlichen Berufung gibt, und zwar ein recht anziehendes. Alexo ist u. a. keineswegs von Anfang an mit seinen Gedanken und Gefühlen der Welt abgewandt, vielmehr kennt sein Herz die Liebe. Mit treuer Neigung ist er Aldora zugetan.[1] So vertraut er ihr auch und wird nicht auf blofse Verdächtigungen hin von rasender Eifersucht ergriffen, wie es doch sonst auf der spanischen Bühne üblich ist. Dafs ihm später die Fügung in Gottes Willen oft einen inneren Kampf kostet, macht ihn uns sympathisch. Für ihn, den Sprösling aus vornehmer Familie, bedeutet es eine grofse Überwindung, als Bettler um Almosen zu bitten, und dafs er in Rom beständig die Klagen des Vaters und der Braut mit anhören mufs, ohne sich zu erkennen geben zu dürfen, stellt die gröfsten Anforderungen an seinen Willen zum Gehorsam und läfst ihn in der Stille manche Träne vergiefsen. Eben dadurch bringt ihn der Dichter uns menschlich nahe.

Die Quellenfrage ist nicht ganz einfach zu lösen, da Aguirre auf jeden Fall seine Vorlage in sehr freier Weise benutzt hat. So viel aber scheint festzustehen, dafs er eine spanische Bearbeitung der Legende vor sich gehabt hat. Zu dieser Meinung bestimmt mich der Umstand, dafs eine Anzahl von Momenten, die unser Dichter verwertet, in lateinischen Legendentexten noch nicht vorkommt, während die spanischen Heiligenbücher sie anführen.

[1] . . . ſolo à Aldora quiero! (p. 265 a).
amante el alma la adora, con aficion merecida (p. 275 a).

Als lateinische Quellen kämen in erster Linie Surius bzw. Lipomanus als Vermittler des Simeon Metaphrastes in Betracht, von älteren Darstellungen die *Legenda aurea* des Jacobus de Voragine, vielleicht auch Mombritius und Petrus de Natalibus, die alle in den interessierenden Punkten kaum voneinander abweichen.[1]

Von den spanischen Heiligenbüchern sind die bekanntesten und verbreitetsten die beiden *Flos Sanctorum* betitelten Werke: 1. des Alonso de Villegas, Toledo 1568,[2] und 2. des P. Pedro de Ribadeneyra, 1599—1601.[3] Jedes dieser Bücher erlebte zahllose Auflagen, aus ihnen haben auch Lope de Vega und Calderón meistens den Stoff für ihre Heiligenstücke geschöpft.

Folgende Punkte scheinen mir nun für die Quellenfrage von Wichtigkeit:

1. Kein lateinischer Text gibt irgendeinen Grund an, weshalb Alexius seine Braut verläſst; Villegas sowohl wie Ribadeneyra dagegen lassen es ihn auf Befehl Gottes tun, der sich ihm durch eine innere Stimme kundgibt (Vill.: hablole Dios interiormente; Rib.: hablò Dios interiormente à Alexo). Aguirre geht noch einen Schritt weiter, indem er das Ganze versinnlicht und eine wirkliche Stimme ertönen läſst, als Alexo Gott in seiner Gewissensnot anruft (p. 275b).

2. Kein lateinischer Text erwähnt die Veränderung in Alexius' Aussehen als Grund, daſs ihn die Diener seines Vaters nicht erkannten. Villegas und Ribadeneyra erzählen, daſs Antlitz und Stimme verändert waren (Vill.: ... ſe trocò ſu hermosura de roſtro, ſu color, ſu tono de voz, junto con estar vestido pobremente, de manera que no podia ſer conocido; Rib.: ... pero con la penitencia, ayunos, y habito de pobre mendigo, le hallaron tan trocado en el roſtro, y en la habla ...). Aguirre greiſt zwar nur das erste Moment heraus, welches er aber in zwei Gleichnissen umständlich ausführt (p. 280f.).

3. Ein Motiv, das beide Spanier sehr weit ausspinnen, sind die herzergreifenden Klagen, die Alexo oft mit anhören muſs und die ihn natürlich auf eine harte Probe stellen. Auch unser Dichter verwertet diesen Zug (p. 291b u. 296), den kein lateinischer Text bietet. Villegas und Ribadeneyra lassen beide die Braut dabei den Gedanken aussprechen, daſs durch das Fernsein des Geliebten die wahre Liebe nicht ersterben könne (Vill.: 'porque donde ay verdadero amor, la auſencia, aunque ſea larga, ni diſminuye, ſino augmenta el deſſeo.' Rib.: 'ni el amor ... (puede) ... diſminuirſe

[1] Lip., *Sanctorum priscorum Patrum Vitae*, Venetiis 1551—60 (benutzt Lovanii 1568). — Sur., *De probatis Sanctorum historiis*, t. IV., Coloniae Agrippinae 1573 (hat unsere Legende wörtlich aus Lip. übernommen). — Mombr., *Sanctuarium seu Vitae Sanctorum*, *ante annum* 1480; edd. *Duo Monachi* Solesmenses, Parisiis 1910, t. I. — Nat., *Catalogus sanctorum et gestorum eorum*, Lugduni 1508.

[2] Ich zitiere nach einer Ausgabe von Sevilla 1634, f. 188v—190.

[3] Ich zitiere nach einer Ausgabe von Barcelona 1705, t. II., p. 274—277.

con tu ausencia.'). Auch bei Aguirre sagt Aldora: 'Nunca, a quien cōstante ama, | la ausencia el amor le borra' (p. 277a).

4. In den lateinischen Texten erkennt Alexius von selbst, daſs sein Lebensende nahe ist. Bei den Spaniern erfährt er es durch göttliche Offenbarung. Ribadeneyra schreibt: 'queriendo el Señor ... darle el premio ... le revelò el dia de su muerte.' Villegas meint, daſs dieselbe Stimme, die in der Kirche gehört wurde, vorher zu dem Heiligen gesprochen habe.[1] Aguirre hat das Ganze greifbar dargestellt, indem er die Jungfrau Maria erscheinen läſst, um dem Heiligen zu verkünden, daſs er den Lohn für seine Frömmigkeit empfangen soll.

Aus obiger Gegenüberstellung dürfte hervorgehen, daſs Aguirre eins der beiden genannten spanischen Heiligenbücher bei der Abfassung seiner Comedia benutzt hat oder daſs wenigstens ihre Darstellung ihm vorgeschwebt hat. Welches von beiden nun, Villegas oder Ribadeneyra, das zu entscheiden wird kaum möglich sein, da die beiden Werke in der Schilderung der Tatsachen, soweit sie für unser Drama in Betracht kommen, nicht voneinander abweichen.

In den Hauptzügen ist der Dichter der Legende gefolgt; auch werden gelegentlich manche kleine Einzelheiten erwähnt, die nicht besonders zur Darstellung kommen, so z. B. daſs Alexo seinen Eltern erst nach langem Warten geschenkt ist (p. 274b), daſs das wundertätige Bild in Edessa seine Heiligkeit verkündet (p. 278a), daſs später in Rom 'en el Templo de S. Pedro' eine Stimme gehört wurde (p. 300b), endlich am Schluſs, daſs der Kaiser Honorius naht, um den Heiligen zu sehen (p. 302a).

In vielen anderen Fällen hat Aguirre frei geschaltet mit seiner Quelle oder sich in bewuſsten Gegensatz zu ihr gestellt. Das tut er schon in der Charakterisierung Alexos vor seiner Berufung. Hier hat er ihn von menschlicher und sympathischer Seite gezeigt, während er bei Villegas und Ribadeneyra innerlich schon der Asket ist und seine Einwilligung in die Heirat nur erheuchelt.[2]

Das Motiv, daſs Eufemian Diener aussendet, die Alexius dann unerkannt um ein Almosen anbettelt, ist in glücklicher Weise dahin abgeändert, daſs Vater und Braut selbst nach Edessa kommen, um Alexo zu suchen; dadurch wird der Heilige, als er sie nach Empfang des Almosens erkennt, in einen harten inneren Kampf getrieben, zumal er von sich selbst erzählen muſs. Im übrigen bittet Alexo in der folgenden Szene auch noch seinen Diener um eine milde Gabe.

---

[1] Nachdem Vill. den Wortlaut der Stimme in der Kirche mitgeteilt, fährt er fort: 'Esto fue lo q̄ la voz dixo, hablando cō el pueblo: como primero paresciesse auer hablado con el mismo ſanto llamandole a recebir el premio de ſus trabajos'.

[2] Vill.: Diſsimulo Alejo ...
Rib.: Alexo diſſimulando, obedeciò a ſus padres ...,

Andere kleine Abweichungen von der gedachten Quelle bestehen darin, daſs bei Aguirre der Heilige von selbst den Entschluſs faſst, nach Rom zurückzukehren, und daſs am Schluſs Vater und Braut neben Schmerz ebenso groſse Freude zeigen, weil der Geliebte zu den Heiligen gehört. Endlich ist noch bemerkenswert, daſs die Braut den Brief von dem Toten erhält, während sonst meist wie auch bei Villegas und Ribadeneyra Papst und Kaiser die Empfänger sind. In diesem Punkte berührt sich die Darstellung unseres Dramas mit einer Romanze vom hl. Alexius,[1] in der es auch der Braut gelingt, das Blatt zu bekommen, nachdem vorher nicht nur der Vater, sondern auch Papst und Kardinäle, Kaiser und Patrizier es erfolglos versucht haben. Möglicherweise hat der Dichter diese Romanze gekannt, im übrigen aber hat er sie nicht benutzt.[2] Denn sie bietet eine ganz abweichende Version der Legende (Fassung IV nach M. Rösler[3]).

Zutaten des Dichters sind natürlich alle die Szenen, in denen Teodoro und Clarinda auftreten. Eine derselben ist aber offenbar nach dem Vorbild einer andern Heiligen-Comedia eingefügt. Es ist im II. Akt die Stelle, wo in der Wildnis Clarinda, vom Pferde stürzend, einen Felsabhang hinunterfällt und besinnungslos zu den Füſsen des Heiligen liegen bleibt. Das ist das Werk des auch anwesenden Teufels, der dadurch Alexo neue Anfechtung bereiten will, ohne allerdings Erfolg zu haben. Eine harte Versuchung aber und deshalb von groſser dramatischer Wirkung ist eine ähnliche Szene in der Comedia *El Ermitaño galán y Mesonera del Cielo* von dem Doctor Mira de Amescua.[4] Hier wird der hl. Abraham in der Wüste vom Teufel heimgesucht. Nachdem dieser durch seine Erzählung in dem Einsiedler schmerzhafte Erinnerungen an seine Braut Lucrecia wiedererweckt hat, da stürzt — ebenfalls ein Werk des Teufels — Lucrecia auf der Flucht vor einem wilden Tiere von einem Berg herab und bleibt blutüberströmt wie leblos vor Abraham liegen. Dieser bemüht sich um sie, und bald schlägt die unglückliche Braut in seinen Armen die Augen wieder auf, wodurch für den Einsiedler eine sehr verfängliche Situation entsteht. Wie er doch fest bleibt, sich zuletzt zu erkennen gibt und sie

---

[1] Durán, *Romancero general.* Bd. II, S. 322 ff. Madrid 1851.

[2] Es besteht infolgedessen auch keine nähere Verwandtschaft zwischen dem Aguirreschen Stück und einem anderen, etwa zur gleichen Zeit entstandenen Alexiusdrama *La vida de San Alejo* von Agustin Moreto, dessen Hauptquelle unzweifelhaft die Romanze ist, wie ich in meiner Diss. nachgewiesen habe.

[3] Margarete Rösler, *Die Fassungen der Alexius-Legende.* Wien und Leipzig 1905 (= *Wiener Beiträge zur engl. Philologie*, 21. Bd.). — Aguirre hat z. B. auch nicht den Namen Sabina für die Braut angenommen, wie er der Romanze und überhaupt volkstümlichen spanischen Texten eigen ist (s. Rösler, S. 33), sondern einen frei erfundenen (Aldora) gewählt, da eben seine Quelle keinen Namen nannte.

[4] In Göttingen vorhanden in einer Suelta (Nr. 162, s. l. n. a.). Das Stück ist auch gedruckt in *Comedias escogidas*, P. 39, Madrid 1673.

verläſst, ist von Mira zu einer bewegten Szene gestaltet worden. Diese dürfte unsern Dichter zu einer — rein äuſserlichen — Nachahmung veranlaſst haben, die nicht sehr glücklich in sein Drama hineinverwoben ist.

Gänzlich freie Erfindung des Dichters ist eine Szene am Schluſs des II. Aktes, in der Teodoro, eben aus Seenot gerettet, der hilflosen Aldora Gewalt antun will, was Alexo durch sein wunderbares Erscheinen als Helfer in der Not vereitelt. Der Auftritt ist höchst spannend und in der Ausführung gut gelungen, hat aber im Hinblick auf das Ganze nur den Wert einer Episode.

Eine Szene von hervorragender Schönheit ist der Auftritt, wo die himmlische Jungfrau dem bewährten Dulder das Ende seiner Leiden verkündigt. Hier erhebt sich auch die Sprache, besonders in den Liras von Alexos Monolog, in dem er seine demütige Fügung in Gottes Willen kundgibt, zu edlem poetischem Klang.

Leider weisen sonst eine Reihe von guten dramatischen Szenen grobe Mängel in der Technik auf. Eine weitere Schwäche des Stückes besteht darin, daſs nicht scharf genug die strenge Führung der Handlung im Auge behalten ist. Es kommt vor, daſs in einem hochwichtigen Augenblick die Haupthandlung von ganz nebensächlichen Dingen unterbrochen wird. Manches dabei deutet wieder auf Flüchtigkeit des Verfassers hin.

Del Príncipe de su Estrella.

Das 4. Stück gehört der merkwürdigen Gattung der Zauber-Comedia an. Es enthält Kunststücke der Magie, wie sie sich kaum die kühnste Phantasie auszudenken wagt.

Das Aufkommen des Zauberdramas, welches in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts immer gröſsere Beliebtheit erlangte, bedeutet einen Schritt auf dem Wege zum Verfall des spanischen Theaters. Das sensationslüsterne Publikum begnügte sich nicht mehr mit immer wieder gebotenen romantischen Handlungen, war fast übersättigt von geschickt gesponnenen und verwirrten Intrigen und lustiger Situationskomik. Es bedurfte gröberer Mittel, um sein Bedürfnis nach etwas Neuem zu befriedigen; und dem kamen besonders mittelmäſsige Dichter durch die Vorführung von Zauberkunststücken entgegen, wobei natürlich der glänzende Bühnenapparat oft über den dürftigen poetischen Inhalt hinwegtäuschen muſste. Einen Übergang zu dieser Entwicklung konnten die vielen Heiligenkomödien bieten, die von jeher einen groſsen Apparat von Wundern und Erscheinungen von Teufeln und Engeln zur Darstellung benötigten.

Als erste Comedia de magia in ihrer Literatur betrachten die Spanier die *Comedia Armelina* von Lope de Rueda.[1] Danach finden wir auch Stücke dieser Art bei einem der groſsen Dramatiker,

[1] Cf. Klein, *Geschichte des Dramas*, Bd. IX, 160ff. (Leipzig 1872) und Schaeffer I, 41.

Juan Ruiz de Alarcón y Mendoza.[1] Das bedeutsamste davon ist *La Prueba de las Promesas*, gedruckt im 2. Bande seiner Werke (Barcelona 1634), verfaſst vor 1622.[2] Hier ist nach dem Vorbilde des *Conde Lucanor* von Juan Manuel die Zauberei einmal in den Dienst einer höheren Idee gestellt worden, indem Don Illan durch sie den Geliebten seiner Tochter, Don Juan de Ribera, auf die Probe stellt. Dadurch, daſs er D. Juan innerhalb kurzer Zeit in immer höhere Stellungen steigen läſst, was jedoch alles nur Vorspiegelung ist, gewinnt er Gelegenheit, dessen wahren Charakter, Hochmut, Aufgeblasenheit, Undankbarkeit, kennenzulernen. Als der Zauber aufhört, ist D. Juan aufs tiefste beschämt und die Tochter von ihrer Liebe geheilt. Es lieſsen sich demnach mit dem Zaubermotiv auch hervorragende Werke schaffen.[3]

Interessant ist es nun weiterhin, daſs wir auch bald Zauber-Comedias in Unterhaltungsbücher eingeschaltet finden ähnlich wie im vorliegenden Falle, und zwar in Werken der damals beliebten Modeschriftsteller Alonso de Castillo Solórzano und Alonso Jerónimo de Salas Barbadillo. Es ist bezeichnend, daſs gerade solche Autoren, die sich nur gelegentlich auf dramatischem Gebiet versuchen, gleich zum Zauberstück greifen. Castillo schrieb *Los Encantos de Bretaña* (in den *Fiestas del Jardín*, Valencia 1634); in Salas' Buch *Coronas del Parnaso, y Platos de las Musas*, Madrid 1635 (Plato VII, f. 173v —231) ist das Drama *Vitoria de España y Francia* enthalten. Den Inhalt des letzteren bilden die Zaubereien des Königs Malgesi von Neapel und Sizilien, der für seine beiden Töchter vier Freier königlichen Geblüts aus Spanien, Frankreich, Polen und Ungarn auf wunderbare Weise durch die Luft heranholt und sie dann durch zwei redebegabte, den Prinzessinnen täuschend ähnliche Phantome dauernd äfft, wodurch die komischsten Verwicklungen entstehen.

Was nun das Aguirresche Stück angeht, so ist die Handlung so bunt, daſs wir hier von einer eigentlichen Inhaltsangabe absehen müssen. Es handelt sich um zwei Prinzessinnen, die beide zaubern können, zwei königliche Liebhaber und einen königlichen Vater. Die jungen Damen werden auf einem einfachen Schlosse im Walde in geheimnisvoller Weise gefangen gehalten, da der Vater der Erfüllung einer bösen Prophezeiung vorbeugen möchte. Es ist das bekannte Motiv, das Calderón oft verwandt hat — wer dächte nicht gleich an Segismundo in seinem Meisterwerk *La vida es sueño*? — und das letzten Endes auf den berühmten geistlichen Roman von Barlaam und Josaphat, eine christliche Umgestaltung der Buddha-Legende, zurückgeht.[4] Zu den beiden Prinzessinnen

---

[1] So z. B. *La Cueva de Salamanca* (Madrid 1628) und *La Manganilla de Melilla* (Barcelona 1634).

[2] S. Hartzenbusch in *Bibl. de autores esp.*, t. 20, p. XI.

[3] Cf. Schaeffer I, 383: *La Prueba de las Promesas* gehört zu den wirklich schönen Dramen unseres Dichters.

[4] Vgl. Max Krenkel, *Klassische Bühnendichtungen der Spanier*, Bd. 1 (Leipzig 1881), S. 14ff. und M. Menéndez y Pelayo in den *Observaciones pre-*

finden die beiden Liebhaber ihren Weg gelegentlich einer Jagd. Es folgen eine Anzahl Zusammenkünfte, bei denen mancherlei Verwechslungen vorkommen. In dieser Beziehung sind die zauberkundigen Damen wie gewöhnliche Sterbliche auf der Bühne sehr leicht Irrtümern unterworfen. Zu erwähnen ist noch, daſs im III. Akt der eine königliche Liebhaber dank der Verkleidung als Gärtner eine Zeitlang ungestört in der Nähe seiner Geliebten weilt; dies Motiv findet sich wiederholt bei Lope de Vega, am gelungensten wohl in der Comedia *No son todos ruiseñores.*[1] Die Dazwischenkunft des Vaters endlich macht die Lage zum Schluſs spannend und kritisch, bis nach einem letzten Zauberakt die Lösung mit einer Doppelhochzeit erfolgt. Diese Zauberei besteht darin, daſs auf Geheiſs der Prinzessin Feruarda ein Vogel ihrem Vater das Schwert entreiſst, als er ihren Geliebten töten will. Die übrigen Zauberkunststücke sind im I. und II. Akt enthalten. Am Anfang werden eine Reihe von höchst wunderbaren Prophezeiungen vorgeführt, die dann im Verlaufe des Stückes in Erfüllung gehen sollen, wozu sich Feruarda — sie spielt die führende Rolle — durch die Sterne vermittels ihrer Astrologie unterstützen läſst. Die angewandten Zaubereien beschränken sich im Grunde auf drei Arten: rätselhaftes Erscheinen von fabelhaften Wesen, Verschwindenlassen von Personen[2] und Gegenständen und Hervorbringung übernatürlicher Lichtwirkungen; auſserdem, was indes auf der Bühne nicht dargestellt wird, blitzschnelle, allen Begriffen von Raum und Zeit spottende Reisen, meist auf Zauberrossen, von dem Schloſs in der Wildnis nach Paris, Wien, Athen und umgekehrt. Wir haben schon bei der Betrachtung des Rahmens gesehen, daſs die Schilderung solcher Theatereffekte in hohem Maſse der Neigung unseres Autors entsprach. Meist sind diese Wunderereignisse in langen Bühnenanweisungen ausführlich beschrieben, die häufig die Form von Erzählungen annehmen; ja der Verfasser fällt dabei oft ganz wieder in seine Rahmengeschichte zurück, indem er auch die Wirkung auf die Zuschauer beschreibt.[3]

Die Sprache des Stückes ist oft schwülstig. Bemerkenswert ist die lyrische Klage des Liebhabers der Feruarda im III. Akt. Für diese haben nämlich ohne Zweifel die Klagestrophen Segismundos in der 2. Sz. des I. Aktes von Calderóns *La vida es sueño* (v. 123 ff.) unserm Autor vorgeschwebt. Das zeigen uns die markanten Strophenschlüsse:

---

liminares zum 4. Bd. der *Obras de Lope de Vega publicadas por la Real Academia Española* (Madrid 1894), p. IX ff., ferner Arturo Farinelli, *La vita è un sogno*, bes. Bd. II, p. 252 ff. (Torino 1916).

[1] Cf. José F. Montesinos in *Revista de Filología Española*, t. IX (1922), p. 34, Anm. 2.

[2] Einmal läſst Feruarda zwei schöne Schlösser herabsinken, die je einen Liebhaber bedecken. Ein andermal bringt ein Greif einen Brief im Schnabel und entführt den Gracioso.

[3] Z. B. Subieronſe eſtas tres apariencias cauſando a todos los circunſtantes grandes aplauſos, y admiraciones por la diſpoſicion tan ingenioſa del arte.

bei Calderón:	bei Aguirre (p. 376 f.):
1. *¿Y teniendo yo más alma,*	1. y yo con mayor paciencia,
Tengo menos libertad?	*tengo menos libertad.*
2. *¿Y yo con* mejor *instinto,*	2. *y yo con* mayor *instinto*
„ „ „	tengo menos eſperança.
3. *¿Y yo con más albedrío,*	3. *y yo teniendo mas alma*
„ „ „	vengo a tener menos *vida.*
4. ¿Y, teniendo yo más *vida,*	4. *y yo con mas alvedrio*
„ „ „	tengo el tormento mayor.

Auch von den vier Wesen, denen Calderón je eine Strophe widmet, finden wir drei wieder bei Aguirre: brutos, aves, arroyo. Ebenso bringt bei beiden eine letzte Strophe eine Zusammenfassung, an deren Ende nochmals alle erwähnten Wesen aufgezählt werden. Es liegt hier also sicher eine Nachahmung[1] vor, aber es ist bezeichnend für Aguirre, daſs diese Nachahmung es hauptsächlich auf die wirkungsvolle Antithese am Schluſs der Strophe abgesehen hat, also äuſserlich ist, ja so äuſserlich, daſs der betreffende Schluſs meist sehr gezwungen ist und gedanklich völlig in der Luft schwebt.

Zum Schluſs rufen wir uns das *Vejamen* von Jorge la Borda (s. o. S. 54) ins Gedächtnis zurück und werden zu der Vermutung gelangen, daſs das dort erwähnte beste Stück des Dichters, welches groſsen Beifall bei den Frauen fand, kein anderes als unser Zauberdrama *Del Príncipe de su Estrella* ist. Das beste werden wir es allerdings nicht nennen.

Wir stehen am Ende unserer Besprechung. Überschauen wir noch einmal das ganze Werk, so müssen wir Aguirre in doppelter Hinsicht ein Verdienst zuerkennen: in der geschickten und geschmackvollen Anordnung des Inhalts, der bei aller Mannigfaltigkeit eine klare Symmetrie erkennen läſst (besonders in der Krönung jedes Abends durch eine Comedia), und in der groſsen Mannigfaltigkeit selbst. Der letzte Umstand offenbart aber zugleich eine Schwäche und gibt uns einen deutlichen Fingerzeig, wie der Verfasser in seiner Eigenschaft als Literat zu beurteilen ist. Wir gewinnen den Eindruck: Aguirre ist ein Mann, den in einer Zeit reger literarischer Tätigkeit der Ehrgeiz beseelt, sich auch Dichterlorbeeren zu erwerben. Ohne groſsen inneren Beruf arbeitet er mit dem Willen und dem Verstande. Er nimmt sich eben vor zu dichten; er wählt dazu die Form des beliebten Unterhaltungsbuches, und um den Inhalt recht bunt zu gestalten, versucht er sich als echter Dilettant auf den verschiedensten Ge-

---

[1] Übrigens auch in seinem ersten Drama scheint Aguirre auf eine Stelle aus *La vida es sueño* anzuspielen. Es heiſst dort:

y no diran con verdad, | que los ſueños, ſueños ſon (p. 108 a).

Calderón läſst den II. Akt seines Dramas ausklingen in den Vers:

Y los sueños sueño son.

bieten. In seinen Gedichten sehen wir fast alle Muster der damaligen Poesie. Jedes seiner vier Dramen läſst sich in eine andre Gattung der spanischen Comedia einorden. An dieser Stelle sei nochmals auf das bisher nicht bekannte, in seiner Art durchaus originelle Alexius-Drama hingewiesen. Als unerläſsliche Vorbedingung für den Dichter galt unserm Autor wie so vielen seiner Landsleute seit Carrillo die Gelehrsamkeit. Sie sucht er in den Exkursen mit vielen Zitaten zu dokumentieren. Daſs er so als echter *culto* auch vielfach in den gezierten und schwülstigen Geschmack seiner Zeit verfällt, darf dann nicht wundernehmen.

Welche Stellung der *Navidad de Zaragoza* von Matías de Aguirre unter den Werken gleicher Art zuzuerkennen ist, wird erst dann entschieden werden können, wenn mehr Untersuchungen über solche Unterhaltungsbücher vorliegen. Nach meinen eigenen Einblicken in andere ähnliche Werke glaube ich nicht, daſs es an letzter Stelle zu stehen hat.[1]

HANS HANSEN.

---

[1] Vorstehende Arbeit ist eine gedrängte Zusammenfassung meiner nicht gedruckten Göttinger Dissertation von 1923.

VERMISCHTES.

I. Zur Wortgeschichte.

1. Zu den französischen Ortsnamen.[1]

A. Dauzat, der schon in einer Reihe von Büchern verschiedene sprachwissenschaftliche Disziplinen vulgarisiert hat, hat 1926 bei Delagrave seine während des Schuljahres 1923/4 an der Ecole des hautes Etudes gehaltenen Vc träge hauptsächlich über französische ON in Buchform erscheinen lassen. Sein Buch enthält zunächst eine über die allgemeinen Eigenschaften der ON sowie über die ONforschung summarisch orientierende Einleitung.

Darin unterscheidet der Verfasser zweierlei Arten der ONgebung: eine spontane und eine systematische, die er leider nicht streng definiert. Während bei der ersten die „voix publique" (p. 21) die Orte nach den Ausdrücken aus der physischen Geographie, Anthropogeographie, Anthroponymie etc. benenne, würden bei der zweiten die Orte nach ihren Gründern, durch Übertragung nach Übersiedlung der Bevölkerung, nach geschichtlichen Erinnerungen, durch Eingriff der modernen Behörden geheifsen. Diese zweite Art umfasse „offizielle" Benennungen (cf. p. 124).

Ich kann diese Einteilung der ONgebung nicht billigen. Die Orte werden von allen jenen Faktoren benannt, die ein Interesse an der Örtlichkeit haben, vom Volke, welches gewisse Grundstücke zu bebauen hat, angefangen bis hinauf zu verschiedenen soziologischen Gebilden, die innerhalb eines Volkes entstehen, also von verschiedenen staatlichen und kirchlichen Verwaltungskörpern, in moderner Zeit sogar von der Bahnverwaltung, vom Militär etc. Wissenschaftliche, touristische etc. Erforschungen liefern auch Beispiele der ONgebung. Nur in wenigen Fällen ist uns das Datum und der Willensakt, der Anlafs etc., der zur ONgebung geführt hat, bekannt. Spontaneität und Systematik da zu unterscheiden besagt und erklärt gar nichts.

Dieselbe Unterscheidung („spontané" und „systématique") macht der Autor auch bei den Substitutionen, die bei der ONgebung

---

[1] Albert Dauzat, *Les noms de lieux.* Origine et évolution. Villes et villages — Pays — Cours d'eau — Montagnes — Lieux-dits. Paris 1926. p. VIII + 264; 2. unveränderte Auflage 1928.

geschehen, d. h. dann, wenn die Orte im Laufe der Zeit die Sprache wechseln. Eine „substitution spontanée“ wäre nach den Ausführungen des Verfassers z. B. (p. 43) der Ersatz vom gallischen *Argentorate* durch das deutsche *Strafsburg*, während der auf amtlichem Wege erfolgte Ersatz von *Βυζάντιον* durch *Constantinopolis* als eine „substitution systématique“ zu betrachten wäre.

Auch hier halte ich diese Zweiteilung für unangebracht. Die hier zu beobachtenden Erscheinungen sind nämlich bedeutend komplizierter. Bei derlei Namensänderungen braucht es sich sehr oft überhaupt nicht um Bevölkerungs- oder Sprachenänderung zu handeln. Ich erinnere nur an die slavische Wiedergabe von *Constantinopolis* durch *Carigrad*, d. h. „Kaiserstadt“, wo die Übersetzung blofs im zweiten Teile vorliegt,[1] der erste dagegen durch *car* frei wiedergegeben wird, weil diese Stadt der Sitz des für die Balkanslaven so wichtigen oströmischen Kaisers war. Ob dieser Vorgang als „spontané“ oder „systématique“ zu bezeichnen sei, weifs man nicht, und selbst wenn man es wüfste, würde es nichts besagen, weil dadurch nichts Wesentliches getroffen wird.

Diese Zweiteilung ist deshalb auch unnötig. Man sieht nämlich, dafs dort, wo der offizielle Anlafs zur Entstehung der ON noch klar nachgewiesen werden kann, wie beispielsweise bei *Augustodunum* in Frankreich, *Laus Pompeia* in Italien, *Caesarea Augusta* in Spanien, die weitere Entwicklung ganz volkstümlich ist: *Autun*, *Lodi*, *Zaragoza*[2] (= arabisch *Sarakosta*). Dauzat's Zweiteilung ist also gewifs zu verwerfen. An ihrer Statt wäre es bedeutend besser gewesen nach Möglichkeit anzugeben, wer alles an der ONgebung beteiligt ist und die sich daraus ergebenden Typen mit Beispielen zu belegen.

Bei den Veränderungen, die die ON erleiden (*Transformations*, p. 53 ff.), werden unterschieden: 1. Lautveränderungen innerhalb der selben Sprache, wozu noch die sogenannten Accidents hinzukommen, worunter die „ellipse, fausse perception“ und die „cacographie“ verstanden werden, und 2. Übersetzungen und verschiedenartige Adaptationen, die entstehen können, wenn die Sprachen wechseln.

Der zweite, gröfsere und wichtigere Teil enthält die sogenannte toponomastische Stratigraphie („couches historiques“), d. h. die Darstellung der französischen Toponomastik nach verschiedenen Perioden der französischen Geschichte: die vorkeltische, gallische, römische (vom 1.—5. Jh.), fränkische (vom 6.—10. Jh.), feudale (vom 11.—15. Jh.) und moderne Periode (vom 16.—20. Jh.), soweit sie sich in der ONgebung wiederspiegeln. In diese Teile hat der Autor auch die Landschafts-, Einwohner-, Flufsnamen und solche die sich auf das Erdrelief (Berg-, Tal-, Höhlen-, Landzungen-,

[1] Vgl. aromunisch *Pole*, Capidan, *Românii nomazi* p. 138, was entweder als Abkürzung von *Constantinopolis* oder als abkürzende freie Wiedergabe der griechischen Umschreibung *'ς τὴν πόλιν* > türk. *Stambul* anzusehen ist.

[2] Nach R. Menéndez Pidal, *Manual elemental de gramática hist. española*, 2. Ausg., p. 19 erklärt sich die heutige Form durch arabische Vermittlung.

Buchten- und Inselnamen) beziehen, eingefügt, um zuletzt seine Darstellung mit Flur- und Strafsennamen zu beschliefsen.

Im nachstehenden gebe ich einige Bemerkungen zu seinen Ausführungen, den Seiten genau folgend.

S. 28. Bei den ON aus dem Tierreiche werden die imperativischen Zusammensetzungen wie *Chantelauze*, *Chantemerle* als „parfois ironiques" bezeichnet.[1] Der Verfasser läfst uns im Unklaren, welche Klasse von diesen Namen er als ironisch meint, denn sie können tatsächliche Verhältnisse sehr anschaulich wiedergeben.

S. 57. bei der Besprechung von Abkürzungen von ON, die bei den langatmigen tatsächlich vorkommen (vgl. russ. *Piter* für *Sankt-Peterburg*, serbokroat. *Jaska* für *Jastrebarsko* gleichwie *métro* für *métropolitain*, *auto* für *automobile* etc.), werden zwei verschiedene Fälle vermengt, wie die Setzung der adjektivischen Ableitung an Stelle des eigentlichen ON, so *Nemetacum* für *Nemetocenna* und *Néris* < **Neriensis*, geschrieben *ad vicum Nereensim* bei Gregor von Tours 9, 2 (a. 506), für *Neriomagus*. Hier ist die adjektivische Ableitung vom ersten Bestandteile des zusammengesetzten ON offenkundig.[2] Diesen Fällen stehen die anderen gegenüber, wo aus der Ableitung das Primitivum hergestellt wird: aus *Wapincum* > *Gap*, aus *Mogontiacum* oder ziemlich früh *Magontiacum* (cf. Holder 612) > *Mainz*, schon

---

[1] Bei der Besprechung meines *ZfrPh.* XXXII, 555 ff. (wozu noch *Beiheft* 27 *zur ZfrPh.* S. 15—18) erschienenen Artikels „Cantare in franz. ON." macht mir M. Roques, *Rom.* XXXVIII, 616 auch den Vorwurf: „il se contente de déclarer que dans ces dernières (d. h. *chante* in Verbindung mit den Ausdrücken für nicht singende Tiere), chante n'a plus le sens de »chanter«, sans tenir compte de ce qu'il peut y avoir dans le nombre d'appelations ironiques etc." Ob derlei Verbindungen ursprünglich ironisch waren oder nicht, ist Nebensache. Sie können als sehr treffliche Bezeichnungen des Terrains und verschiedener anderer Verhältnisse aufgefafst werden, die nur die genaue Lokalforschung ergründen könnte. Ich erinnere nur an das Appellativ *canto-cigalo* s. m. lieu aride et exposé au soleil où les cigales foisonnent (Mistral), welches nun auch als ON vorkommt. Wenn ein Bach in Pyrénées Orientales *Cantarane* heifst, so sind wohl auch tatsächliche Verhältnisse gemeint, genau so wie wenn eine „arrête des Hautes-Alpes" Montagne de *Chanteduc* (Joanne), wo *duc* = Uhu (*REW* 2810) oder wenn Zola in seinem Roman ein Gut le domaine de *Chantebled* benennt. In der Anthroponymie sind ironische Absichten natürlich deutlicher und wichtiger. Vgl. in Mistrals *Lis isclo d'or* die Erzählung über Pouilleux, der *Cacho-Pesou* genannt wird, welches in ON als *Cachepoux* erscheint, wo prov. *cachar* „zerquetschen" nicht frz. *cacher* vorliegt. In diesem Sinne ist meine *Beih.* 27, p. 14, no. 18 Angabe zu berichtigen.

[2] Es ist im grofsen ganzen dasselbe, wie wenn an Stelle von einfachen ON nur seine adjektivische Ableitung in weiterer Entwicklung festgehalten wird, so für *Praeneste* in Italien castrum *Praenestinum* > città di *Pilestrino* (Villani Cr. VIII, 23), *Penestrino* (Dante, I. XXVII, 102), heute *Palestrina*. Das gallische Beispiel wäre dafür *Brivas* (Sidonius Appollinaris), wovon das gallische Adjektiv *Brivate vico* (Merowinger Münzen) in der heutigen Form *Brioude* vorliegt. Für derlei Verbindung eines gallischen Adjektivs mit einem lat. Appellativ vgl. *in Veleia[t]e pag[o]* *CIL* XI, 1147. Später als *-ate* als adjektivisches Suffix nicht mehr gefühlt wurde, erhielten die so gebildeten Adjektiva, genau so wie im deutschen *albanesisch*, *bergamaskisch*, das lat. Suffix *-ensis* und die Urkunden schreiben *Brivatensem vicum*, *diocesim*, *pagum*.

in Tironischen Noten *Mogontia* oder *Magantia.*[1] Ein sicheres Beispiel für die Abkürzung wäre also blofs *Mettis* > *Metz* für *Mediomatricis,* wogegen in *Bormeto* > *Worms* für *Bormetomagus* keine Abkürzung sondern die Weglassung des als selbstverständlich gefühlten generellen Begriffes zu sehen ist.

S. 58. In *Caylar* > *castelare*[2] ist weder die Analogie noch irgend etwas Abnormales zu suchen. Dieselbe Lautentwicklung liegt noch in *Caylus* > **castelluciu*[3] vor. Desgleichen finde ich auch in *Silvanectis* > *Senlis* keine Abnormalität, für die sich in den Appellativen keine Parallele finden könnte. Man hat blofs die Umstellung: *il-van* > *an-vil* unter Einflufs von den ungemein zahlreichen *sanctus*-ON anzunehmen. **Sanvilectis* ergab regelrecht *Senlis. Rutenis* > *Rodez* neben *Rutenicum* > *Rouergue* erinnert an *Biterris* > *Beziers,* wo $^{v}t^{v}$ entgegen der Regel zu *z* vorgeschritten ist.

S. 62. In *Nanteuil* > *Nanteau*[4] (Yonne, Seine-et-Marne) und in *Epineil* > *Epinay*[5] (Seine) liegt kein nach den vielen auf *-eau* < *ellu* und *-ay* < *etum* endenden ON erfolgter Suffixwechsel vor, sondern es sind Nominativformen, wo *-s* ausgefallen ist (cf. *Nevers* anstatt *Nevern*). Im ersten Falle wurde *l* vokalisiert (cf. *pou, genou*), im zweiten ausgelassen (cf. *dé* < *digitale*).

S. 72 wiederholt der Verfasser hier wie auch in seiner *La Philosophie du langage,* p. 124 und 252 A. Thomas' Ansicht, dafs die lateinisch benannten Iberer *Convenae* (= zusammengelaufene Fremdlinge, cf. den serbokroat. ON *Zbjeg,* Kroatien), weil sie in ihrer Sprache kein *v* kannten, den Landschaftsnamen *Convenicum* in *Conmenicum* änderten, worauf nun *Comenge,* jetzt *Comminges* beruhe. Ich kann diese Meinung nicht teilen, da auch *cumba* dieselbe Behandlung der Konsonantengruppe *mb* > *m* in diesen Gegenden zeigt: *Coumemazières* (Aude, neben vielen *La Combe*), a. 1082 *ad ipsas comas* (De Vic-Vaissette, *Index*) und die Assimilation von *nv* > *m* durchaus nicht an das Fehlen des *v* gebunden ist, vgl. den serbokroat. ON *Kumenat* (Dalmatien) < *conventus* und griech.-rom. *κομέτον,* also in den Sprachen, welche *v* besitzen.

S. 73. Der Unterschied in der Lautentwicklung von *Meudon* gegenüber *Melun,* beide von *Melodunum,* wird durch die Voraussetzung einer im gallischen obwaltenden Tendenz „à la contraction,

---

[1] Es ist interessant zu notieren, dafs auch die alttschechische Bezeichnung *Mohuč,* Adj. *mohučšky* (cf. Gebauer, *Slovník staročeský* II, 396) *Mogontia* oder *Magantia* genau wiedergibt und nicht das deutsche *Mainz.*

[2] S. Martinus de *Caslaro* a. 1121, *Castlar* a. 1112, jetzt *Le Caylar* (Hérault). Appel, *Prov. Lautlehre* § 40 gibt als altprov. auch *caslar* und *castelar.*

[3] In den Urkunden *Caslucium* castrum, jetzt *Le Caylus* (Tarn). Cf. *ZfrPh.,* XXXIX, 612.

[4] Für ein *Nantogilum* (Holder II, 689) hat man jetzt *Nanton,* wo offenbar *u* in einem ursprünglichen **Nantous* als *n* schlecht gelesen wurde. Für derlei Fehler vgl. *bouqueton* < *-au ZfrPh.* XL, 144, Festschrift für Tobler, p. 192 f. und meine *-acum*-Arbeit, p. 263 f.

[5] Bei Fredegar *Spinogelo* (Holder II, 1626). Vgl. *Epineau* (Yonne), *Epineu* (Sarthe), wo im letzten Falle auch *-osu* vorliegen könnte.

par chute des voyelles dites contrefinales qui répugnent au latin" falsch erklärt. Diese Fälle sind klar, wenn man bedenkt, daſs *dunum* langes *u* hatte: *Melodūnum*. Nach dem lateinischen Betonungsgesetze muſste dieser Vokal den Akzent tragen. Von diesem Standpunkte aus ist *Melodū́num* > *Meudon* (Seine-et-Oise) ganz regelrecht, abgesehen natürlich von *-un* > *-on* in diesen Gegenden gegenüber dem regelrechten *Verdun* < *Virodunum*.[1] *Melun* (Seine-et-Marne) beruht dagegen auf der gallischen proparoxytonen Betonung *Melṓdūnum*, da diese Sprache die Länge nach betonter Silbe zulieſs gleichwie serbokroat. Dialekte. Diese Form ergab nun **Melueun* > *Melun* mit Zusammenziehung des Triphthonges gleichwie in *pṓtui* > *pui* und *mṓvui* > *mui*. Die lateinischen und gallischen Akzentgesetze sind hier im Spiele. Der Autor hätte besser getan die bekannte Untersuchung Meyer-Lübkes, *Die Betonung im Gallischen*, p. 24—35 zu Rate zu ziehen, als sie totzuschweigen.[2]

S. 74. Den Wegfall des Anfangskonsonanten im serbokroat. *Zagreb* > deutsch *Agram*[3] und *Caerelliacum* > *Cerlier* > *Erlach* darf man nicht auf gleiche Art erklären. Der zweite Fall beruht wirklich auf der Vermengung der Präposition *ze* mit der volkstümlichen romanischen Aussprache von c^e > *ts*, während im ersten Falle das gedruckte *z* in serbokroat. *Zagreb* oder ungarisch *Zágráb* (sprich beide Male *z* als *s* in *Rose*) nicht das gehörte volkstümliche *z* mit der Präposition identifiziert wurde. Dieses Beispiel kann höchstens dafür dienen, daſs das Schriftbild bei der Änderung der ON von Volk zu Volk von Belang sein kann.

Die Änderungen in *Ligerz* = *Gléresse*, slov. *Kelmoran* für *Koeln am Rhein* sind undeutlich dargestellt (altérations diverses).

S. 79. Die Endung *-argues* in *Neussargues, Chalinargues* (Cantal) (13. Jh.) etc. genau so wie *-anges* enthält nicht *-anica*, sondern entweder nom. sg. *-anicus* oder acc. pl. *-anicos*.[4] Die mit diesem Suffixe abgeleiteten ON sind auf dieselbe Art entstanden, wie die von *villa* > *villata* oder von *homo* gebildeten Abstrakta *villaticum* > *village*, *hominaticum* > *hommage*, d. h. von der usprünglichen den Besitzer anzeigenden *-anus*-Ableitung wurde das Abstraktum, der Besitz selbst, durch die weitere *-icus*-Ableitung ausgedrückt. Es

---

[1] Ich denke an die Möglichkeit der Dissimilation *ö—ọ̄̈* > *ö—ọ̃*.

[2] Zu den von Gröhler p. 95 notierten Fällen, wo *dunum* allein vorkommt, notiere man als das südlichste Beispiel *Dunum* castellum a. 1034, jetzt *Dun* (Ariège). Im Partage entre Pierre, évêque de Girone und Roger I, comte de Foix lesen wir: „et ipsa dominigadura quae Petrus episcopus habet in *Dunes*, excepto castello de Duno" (De Vic-Vaissette).

[3] *Agrim* schon im 13. Jh. in Ottokars *Österreichische* (*steierische*) *Reimchronik*, *Mon. germ. hist.*, V., 1., v. 8058—8000.

[4] Vgl. meine *-acum*-Arbeit, p. 35—37, dazu Thomas, *Nouveaux Essais* S. 45 und 46, Note. Vgl. noch *Domergue-du-Ver*, *Domergues*, davon abgeleitet *La Domerguie*, village neben *Domingé*, a. 1712 *Domengi* im Dép. du Cantal (*Dict. topogr.* p. 175) < *dominicum* ohne des dazugehörigen Appellativs, welches z. B. in *Poeydomenge*, a. 1385 *lo loc de Poydomenge* (Basses-Pyrénées) noch klar vorliegt.

ist falsch hier mit dem Autor (p. 129) die Verstärkung (»*-anum* renforcé du suffixe *-icum*«) des ursprünglichen Suffixes anzunehmen. In den *-anus*-Ableitungen liegt die konkrete Ausdrucksweise, in den *-anicum*-Ableitungen dagegen die abstrakte vor. Beide besagen eigentlich dasselbe.

Auch die phonetische Spekulation, die der Autor an das Vorhandensein der Palatalisierung in *Cha-*,[1] wogegen keine in *-argues*, knüpft, ist hinfällig, weil *-gues* nicht auf *-cas* zurückgeht, sondern auf *-cus* oder *-cos*. Enthält also keine Nichtpalatalisierung des ursprünglichen *-ca*.

S. 95. Es ist ein Irrtum „*garrica*, dérivé de *garric-*, nom ibère du chêne et ancêtre du basque *(h)aritz* (oder *abaritz*[2]) (chêne)" zu betrachten. Ich habe meine Meinung schon *Romania*, L, 210 f. ausgedrückt. Das *-īca*-Suffix wurde nicht im Iberischen nachgewiesen, wogegen es in gallischen Pflanzennamen in Hülle und Fülle vorkommt. Auch kann *-tz* im Baskischen nicht auf $c^{a,o}$ zurückgeführt werden, wohl aber auf die bei den Baumnamen wohlbekannte *-eus*-Ableitung: *-iceus*, die auch tatsächlich im südfr. *garriço* (Rouergue, Mistral), afr. *jarris* vorliegt. Es handelt sich also offenbar um eine lateinische Ableitung von einer ursprünglich gallischen Bildung. Es kann sich demnach um kein genuines baskisches Wort handeln.

S. 104. Es ist schwer in *Aquaranda* > *Aygurande* ein keltisches Kompositum anzunehmen, da *aqua* im Keltischen nicht nachgewiesen ist und überdies *q* durch *p* (cf. *equus — epo*) wiedergegeben wird.[3]

S. 106 und 129. Bei den ON wie *Lucione* > *Luçon* (Vendée, cf. *Montluçon*, Allier), *Iccione* > *Usson* (Puy-de-Dôme) etc. handelt es sich nicht um das gall. oder lat. Suffix *-one*, sondern um die Deklination *-us*, *-onis*, die schon vulgärlateinisch ist. Diesen ON liegen gröſstenteils Mannesnamen zugrunde. Von dem cas régime *Usson* etc. wurde das generelle Beziehungswort *praedium*, *fundus*, *villa* weggelassen.[4] Hier liegt eine andere Art der Bezeichnung des Besitz-

---

[1] Die urkundlichen Belege, die der *Dict. topogr.* bringt, sind recht verworren. Der Verfasser scheint die älteste *Chalnihargues* a. 1285 mit Recht in *Chalinhargues* auszubessern, wodurch man eine Anknüpfung an die zahlreichen vom Gentilizium *Cal(l)inius* abgeleiteten *acum*-ON in Frankreich und Italien gewinnt (vgl. meine *-acum*-Arbeit, p. 69, Kaspers, *Etymolog. Untersuchungen*, p. 49). Im 14. Jh. kommt auch die Metathese zwischen *l* und *n* vor: *Chalhinargues*. Oder es wird bloſs die Palatalisierung gegenseitig umgesetzt: *Chanilhargues*. Auf der vorletzten Stufe entstand nun die dissimilatorische Entpalatalisierung von *lh*, die in der heutigen Form vorliegt. Man hat aber auch solche Graphien, die auf *lh* > *i̯* hinweisen: *Chaniharguos* a. 1414, oder die auf der Synkope von *i* beruhen: *Chalnargues* a. 1441, auf *ar* > *er* und *ln* oder *nl* > *ll*: *Challergues*, dazu noch a. 1443 *Chalinergiae*, oder auf der Vorwegartikulierung des *r* der vorletzten Silbe *Charnihargues* a. 1473. Diese Graphien haben also für lokale Lautlehre einen groſsen Wert.

[2] *-b-* ist hiatustilgend in *a-a*.

[3] Ich denke vielmehr an eine romanische Zusammenfügung aus *aqua* + *randa* *REW* 7042 (germanisch oder gallisch) mit vorgestellten Bestimmungsworte (cf. Meyer-Lübke, *Rom. Gram.* II, § 551) und Bedeutung „die von Wasser gebildete Grenze, Fluſsgrenze".

[4] *Usson* (Haute-Loire) für *Icciomagus* (Holder II, 18) kann also als **lo cams Isson* = *campus Iccionis* aufgefaſst werden, gleichwie *li fiz Charlon*,

verhältnisses als in den Ableitungen mit den Suffixen *-acum*, *-anum*, *-ascum* und *-uscum* vor: nämlich durch die Deklination und nicht durch die possessiven Adjektiva. Man kann demnach nicht mit Autor p. 129 sagen, dafs hier das „suffixe passe-partout" *-one* vorliegt.

S. 107, Note 1. Die Übersetzung von *Lemovices* mit „les combattants de l'orme" ist mir vollkommen unverständlich; die von d'Arbois de Jubainville „les guerriers de Lemos" (Holder II, 178) hat mehr Sinn.

S. 116. Es ist nicht richtig zu sagen, dafs die *acum*-ON beinahe ausschliefslich („presque exclusive") von lateinischen PN abgeleitet sind. Man überzeugt sich von dem Entgegengesetzten sehr leicht, wenn man die Listen bei mir, Holder und Kaspers durchmustert. Die vom Autor angefertigte Liste scheint in der Eile angefertigt zu sein, nachdem er *Gaudiacum* mit *Gajac* mechanisch zusammenstellt. Oder ist das letztere Schreibfehler für *Gaujac* (Aude, Dordogne, Gard, Gers, Landes, Lot-et-Garonne)?

S. 118. *Summa* oder *Summus* als erster Bestandteil im zusammengesetzten ON bezeichnet nicht die Quelle, sondern den höchsten Punkt eines Ortes oder Flusses, also sein Quellgebiet, also dasselbe wie die slavischen ON *Vrlika* > *vrъh* + *rěka*, *Vrhbosna*, *Vrhlaby*, *Vrpoľe*[1] (zusammengesetzt aus *vrh* „oben, Spitze"), oder es ist einfach adj. *summus*, *-a* mit dem entsprechenden Appellativum, wie es tatsächlich auch in *Sompuis* < *summum podium*, vgl. auch *Sempuy*, geschrieben auch *Saint-Puy* (Gers), belegt a. 1285 castrum *Summi podii* (*ZfrPh*, XXXII, 439), vgl. ital. *Sonvico*, *Sommariva*, *Sommacampagna*, vorliegt.

S. 119 und 129. Merkwürdig ist die Behauptung des Autors, dafs das Stoffsuffix *-eus* als „suffixe défaillant" durch *-ētu* ersetzt wurde, da es sich hier um zwei Suffixe handelt, die in verschiedenen Funktionen auftreten und der zweite den ersten nicht ersetzen kann.

S. 125. *Agen* ist nicht *Agedincum*, sondern *Aginnum*, vgl. Holder I, 58 und 56.

S. 124. *Riez* (dessen Einwohnername *Riezen*, *-co* heifst, Mistral) geht nicht auf *Reïs* zurück, sondern auf das davon abgeleitete Adjectivum *Reiense*[2], welches als *Regensis* (Sidonius Apolinaris), civitas *Regensium* (var. *Reiensium* a. 441, a. 627—630 Claudio *Reiensi*, a. 442 Maximus *Reiensis*). *Reiensis* ist also als Völkername neben *Reïi*

---

l'ost Carlon. In *-on* ist dann selbstverständlich keine Vertretung von *-ŏmagus* zu suchen, sondern *măgus* wurde in *lo cams* übersetzt und als selbstverständlich weggelassen. Die weitere Folge dieser Auffassung ist, dafs wir überhaupt nicht wissen können, ob die auf *-on* endenden süd- und nordfr. ON, für welche die Belege *-omagus* bringen, tatsächlich dieses gallische Wort enthalten, da wir nach *cuens*, *uem* in den urkundlichen Belegen die Diphthongierung erwarten würden. Vgl. Meyer-Lübke, *Betonung im Gallischen*, S. 40 ff. Die Frage wäre noch einmal mit Heranziehung des ganzen urkundlichen Materials zu untersuchen.

[1] Vgl. Miklosich, *Die slavischen ON aus Appellativen* II, p. 747 (*Denkschriften*, *Wiener Ak. ph.-hist. Kl.* B. 23, p. 257).

[2] Sc. *territorium* oder *civitas*.

genug belegt. Neben *-ensis* erscheint einmal auch *Reginus* (cf. franz. *Poitevin*). Die Inschriften kennen nur *Reii* : *colonia Reiorum*. Vgl. Holder II, 1114 und meine *-acum*-Arbeit, p. 10, n. 2.

S. 128. Man kann nicht sagen, dafs die *-anum*-ON im fem. eine „couche plus récente" darstellen. Der Autor macht diesen Schlufs aus dem Umstande, dafs *villa* als „domaine rural" zu Merowinger Zeit den römischen *fundus* ersetzt hat. In den *ana*-ON braucht man aber nicht allein an *villa* als generelles Appellativum zu denken. Es können auch andere wie *tabernae, mutationes,*[1] *diaeta, casa, silva, vallis* etc. zugrunde liegen. Desgleichen kann man nicht annehmen, dafs im Maskulinum nur *fundus* vorliegt. Man liest bei Miller, *Itineraria romana*, 285, 289: *Casas Caesarianas, Silva Marciana, Valle Cariniana, Domitiana.* Für *diaeta* = habitation (Pirson, *La langue des inscriptions latines de la Gaule*, 2. éd., p. 232) findet man inschriftlich: *CIL* XII, 2462: *qui [in] diaeta Asiciana aut [P]aconiana [hospi]tabitur.* Für *fundus* finde ich bis jetzt blofs *fines fasciae fundi Pacatiani* (Cagnat, *Année épigraphique* 1889, p. 64). Dafs auch *locus* und *vicus* vorkommen, beweisen: *C. Valius Festus conditor vineae huius loci qui nunc Valianus a Festo dicitur aeternumque tenet per saecula nomen*, *CIL* III, 6423; *Fl. Marcus Protector natus in Dacia provincia in vico Valentiniano*, *CIL* III, 371 add. p. 977 = Dessau, *Inscr. sel.* 2783 = Diehl 1040. Für tabernae: institor *Tabernas Aprianas* in Mazedonien, *CIL* III, 14206[21] = Diehl 915; für *figlinae*: ex *fig(ulinas) Publilianas, CIL* XV, 425, *figl(inas) Socianas, CIL* XV, 1804 (Année épigraphique, 1903, n. 172), auch *thermae*: *thermas aetiam Constantinianas longa vetustate corrupta ex uirib.* etc., *CIL* X, 4559, *termas Licin(i)an(a)s* in Sirmium, *CIL* III, 10107. Dafs man auch an *praedium* anzuknüpfen hat, beweist *Crescentis Nepoti Fortunati Caesaris v. ser. exactoris praediorum Lucilianorum, CIL* VI, 8683. Die ganze Frage nach den generellen Appellativen, die den adjektivischen mit den suffixen *-acum, -anum, -ascum,* und *-uscum* etc. gebildeten ON zugrundeliegen, bedarf noch einer sorgfältigen Untersuchung. Die Römer gebrauchen sie auch gewöhnlich als Abstrakta im Neutrum: cf. *Tusculanum et Pompeianum valde me delectant, nisi quod me aere obruerunt* (Cicero), also genau so wie die *-acum*-ON. Chronologische Schlüsse, die der Autor aus *-anum*- und *-ana*-ON geneigt ist zu ziehen, sind durch nichts gestützt.

S. 129 sagt er undeutlich, dafs gewisse römische Gentilnamen ohne Suffix „tels quels" als ON gebraucht werden. Das ist ganz natürlich und echt lateinisch, da Gentilnamen auch in anderen Verbindungen wie z. B. *via Egnatia, via Aemilia* etc. ohne Erweiterungssuffix vorkommen. Bemerkenswert ist es nur, dafs in ON auch Feminina sehr oft vorkommen, so dafs wir auch hier wie oben bei den *-ana*-ON auch an andere allgemeine Begriffe, nicht nur an *villa*, zu denken haben.

---

[1] Vgl. *Mutaciones*, villa in pago Tolosano, a. 680 (Index De Vic-Vaissette). Es sind Haltestellen auf den römischen Strafsen.

Um die ON von Gentilnamen ohne Hinzunahme des generellen Substantivs zu bilden, hat man also in Frankreich folgende Möglichkeiten, die sich alle nachweisen lassen: 1. *-acum*; 2. Deminutiv *-agol* oder *-aguet*[1]; 3. *-aca* selten[2]; 4. *-anum*; 5. Deminutiv *-anet*, *-anette* oder *-anella*[3]; 6. *-ana* selten; 7. *-anicus*; 8. *-ascum*; 9. *-asca* nicht selten[4]; 10. Dem. *-ascĭtta*; 11. *-uscum*; 12. *-usca* nicht selten[4]; 13. das gallische Suffix *-átis*, *áte*[5] (zu unterscheiden von *-́ate* in

---

[1] Vgl. meine *-acum*-Arbeit, p. 26, § 18.

[2] Zu den seltenen Fällen, die ich *l. c.* p. 8 erwähne, notiere ich noch aus *Dict. topogr. Broyze* (Drôme), heute suffixlos wie *Mainz*, a. 974 aber *Brociaga*, a. 1070 schon mit *vgv* > *i* wie in *verai* villa *Brozaias*; a. 1176 und 1233 ohne Suffix: nemus *Bruisia, Broiza*. Wo man heute *-agues* findet, mufs man auch mit dem dissimilatorischen Ausfall von *r* rechnen, wie z. B. *Thoumeiragues* (Gironde, Mistral). Dieser ON hängt offenbar mit *Tomières* (Hérault), *Thomières* (Tarn), dem. *Tomerolles* (Gard) und mit dem nprov. Appellativum *toumiero* „clayon, ustensile de laitière" von *toumo*, aprov. *toma* „Art Käse" *REW* 8770. Für den ON ist eher an den nach dem Käsefarbe benannten Pflanzennamen zu denken: „boule de neige, arbrisseau à fleur blanche (Mistral)". Hier hat man wohl *-argues* vorauszusetzen.

[3] Vgl. meine *-acum*-Arbeit, p. 38, § 12.

[4] Man hat hier offenbar mit einem im Romanischen noch gefühlten Suffix zu rechnen. Von Planta, *Regesten von Vorarlberg*, konstatiert es noch ca. 1260 in adjektivischer Funktion *cajolas Bergunascas*, *via Gisingasca* von deutsch *Gisingen*. Meyer-Lübke, *Literaturblatt* XLII, 261 zieht daraus ganz folgerichtig den Schlufs, „dafs wenn es ursprünglich ligurisch gewesen sein sollte, doch bald eine Übertragung auf lateinisch-romanische Stämme stattgefunden hat, dafs *-asc* sich dann über das ganze westromanische Gebiet verbreitete und dafs daher nicht die Tatsache einer Bildung auf *-asc* für die einstige Anwesenheit von Ligurern spricht". Es ist eine Auffassung, die sich mit der meinigen genau deckt und mit der der Verfasser hätte p. 91 rechnen sollen.

[5] Wie *-acum* ON mit röm. Gentilizien, gehören sie auch der galloromanischen Epoche an, soweit sie die röm. PN enthalten. Es ist nicht klar, warum der Verfasser sie nicht zusammen mit *acum*-ON (p. 113—16) behandelt hat. Dasselbe gilt auch für *-avus*-ON. Es steht zwar fest, dafs diese zwei Kategorien bedeutend seltener sind als *-acum*-ON, aber um so wichtiger sind sie für das Studium der franz. ON vom ethnographischen Standpunkt, nachdem diese zwei Suffixe echt gallisch sind, da *-acum*-Bildungen in Fällen wie *Corneliacum* etc. nichts darüber aussagen können, ob die Bevölkerung, die sie gebildet hat, gallisch oder schon romanisiert war, wohl aber z. B. *Toriades*, jetzt *Thoiras* (Gard), welches, obwohl zu *Turius* (vgl. die *-acum*-Arbeit p. 137, § 313) gehörend, nur von einer gallisch sprechenden Bevölkerung gebildet werden konnte. Zu den von mir in der genannten *-acum*- Arbeit p. 10 besprochenen Fällen füge ich jetzt noch folgendes hinzu. Es ist interessant, dafs auch dieses Suffix an den cas rég. von der Deklination *-us*, *-onis* gesetzt wird: *Curtionate* > *Courçonas* (Gard) und *Caussenat* (Hérault, *ZfrPh.* XXXIX, 612) von *Curtius*. Von *-anus*-PN ist *Albenate* palatium a. 950), jetzt *Aubenas* (Ardèche, De Vic-Vaissette, Index) < *Alban* + *ate*; von *-īnus* vielleicht *Morenatus*, *Marenatia*, *Murenas*, jetzt *Mornas* (Vaucluse, ibid.), wenn von *Maurinus*. Vgl. noch *Magaranciate* (oder *-tiate*) sive Castra, jetzt St.-Félix-de-Lodève (Hérault ib.). Die gallische Nominativform ist *-atis*. Sie kommt bei De Vic-Vaissette in folgenden Fällen vor: a. 950 *Anomatis* (in Vivariensi); *Bernates* (villa in com. Substancionesi); *Brandatis* (in demselben pagus), *Calvates* (villa); *Isiates* (villa); *Laudatis* (villa); *Launates* (villa); *Melatis*, jetzt *Mélas* (Ardèche); *Meteratis*, jetzt St.-André de *Mitrois* (Ardèche), wo die moderne Entsprechung unklar ist; *Nargatis*, *Ragiatis*, *Scondolatis* (alle drei in pago Vivariensi, Ardèche), *Variatis* (villa); *Vologatis* (a. 333,

Brivate > *Brioude*; 14. ebenfalls das gallische *-ávus*[1]; 15. ohne Suffix im Mask. oder Fem.; 16. *cas régime* nach der Deklination *-us, -onis*, also genug Möglichkeiten um die nötige Differenzierung in den ON, welche von römischen oder keltischen Besitzernamen herstammen, durchführen zu können.

S. 130. Bei *Fanjou* (so im Mitelalter schon) braucht man nicht anzunehmen, dafs im zweiten Bestandteile schon in lateinischer Zeit („anciennement") *-s* verschwunden ist, da hier auch der sogenannte adnominale Dativ,[2] welcher in der Inschriftenlatinität sehr verbreitet ist und gegen das 5. Jh. dem Genitiv sehr stark konkurriert, vorliegen kann. Aber es könnte auch sein, dafs in *Fanjous* *-s* in französischer Zeit geschwunden ist, da es als Nominativzeichen gefühlt werden konnte, cf. umgekehrt *Fréjus*, *Bordeaux*, wo *-s* an ursprüngliche Genitive gesetzt wurde, oder *Milamas* > *mira mare* (*Beihefte* 27, p. 35), wo man aus imperat. Verbindung eine Nominativform bildete.

Es ist auch falsch zu sagen, dafs „aucun exemple de génitiv en *-i* n'est assuré en France", da wir Fréjus < *Forum Julī* haben, wo das heute auszusprechende *-s*, wie gesagt, als das Nominativzeichen, genau wie in *Cantalops*, *Nevers*, *Bordeaux* etc., zu betrachten ist.

S. 131. *Bordeaux* ist nicht „peut-être" ein lat. Lokativ, sondern sicher, vgl. *Romania*, L, 202 f.

Itin. a Burdigala); *Viladis* (villa in pago Ucetico), wogegen *-ate* in *Adesate* (vicus), jetzt *Axat* (Aude), S. Petrus de *Agenat*, jetzt *Genat* (Ariège); *Burlate* (sive S. Enimia, jetzt S. Enimie, Lozère), *Excenate* (castrum in comitatu Nemausensi, Gard), *Sabainate* (in pago Ucetico), *Sellate* (villa in pago Magdalonensi), *Damate* (p. Vivariensis), *Sonate* (p. Arvernensis). In *-ate* ist vielleicht das lat. Ablativ zu sehen, vgl. *Brivate vico* auf Merow. Münzen und *-e* statt *-ī* auf den Inschriften sehr oft (Grandgent, *Introduction* § 364, Pirson, *o. c.*, p. 121). *-atis* und *-ate* wechseln ab. Neben dem oben angeführten *Aubenas* vgl. noch *Anizate*, jetzt *Nizas* (Hérault); *Beciate* a. 950, jetzt *Bessas* (Ardèche); *Crudate*, jetzt *Cruas* (Ardèche). *Gelatione* neben *Gelatiate* (villa in pago Arelatensi) läfst sich mit *Pictones—Pictavi* vergleichen, wo das Suffix *-one* vor einem anderen Ableitungssuffix, wie im Slavischen, ausfällt. *Tourne* (Ardèche) < *Tornicate* gehört zu den Fällen wie oben *Mogontiacum* > *Mainz*. Mit *-ate* werden nicht nur besiedelte Orte, sondern auch Landschaftsnamen gebildet. Ein Beispiel dafür ist terminium *Corbessatis, adz*, jetzt „terroir de" *Courbessac* (Gard). In den Fällen wie *Anogatum* (villa, peut-être près de Pamiers, Ariège), *Arifatum*, jetzt *Arifat* (Tarn), *Blanadum*, jetzt *Blanat* (Lot), S. Petrus de *Sorsat*, jetzt *Sorgeat* (Ariège), kann man nicht wissen, ob *-atum* oder die Latinisierung von *-ate* vorliegt. Unklar ist Villa de *Berbegatis* a. 1000, de *Berbeiatis* a. 1083, de *Berbrays* a. 1393, *Berbiex*, heute *Le Chalon*, wo eine dem **berbecale* *REW* 9265 entsprechende *-atis*-Ableitung vorzuliegen scheint.

[1] Vgl. z. B. *Cailhau* (Aude) in den Urkunden *Callavum*, *Calau*, welches offenbar zu den sehr zahlreichen *Cailhac*, *Caillac*, *Calhac*, *Chaliac* (alle vier im Dép. Cantal, vgl. für die anderen meine *-acum*-Arbeit p. 68, § 63) gehört. Vgl. noch bei De Vic-Vaissette *Meltavum* (villa), *Fiscavum* (-avus, -ovus, fluvius).

[2] Vgl. v. Ettmayer, *ZfrPh.* XXXIX, 2.

Fismes kann sehr gut auf *Finibus* beruhen, vgl. für *b* > *m* in Proparoxytonis *Jacobus* > *Jacomus* > *Jaimes*, *Giacomo*; desgleichen auch *Fins*, *Feins* > *Finibus* > **Finius* mit Schwund des *v* vor *u*.

Bezüglich des Ablativs auf *-ibus* kann man nicht „présumer que, dans les derniers siècles de l'empire, ce cas offrait une seule forme, *-is*, en latin vulgaire". Man hat analogische Ausdehnungen sowohl von Seiten *-ibus*, als von *-is*: *amicibus*, *CIL* III, 12953 = Diehl 1043, *Dibus Manibus* sehr oft, während *omnis [hono]ris* funtus, *CIL* VI, 31856, *cum [o]mnis byyris* (= viris), *CIL* VI, 31850.

Ob in *Carnutis* > *Chartres*, *Turonis* > *Tours* *-is* anstatt *-ibus* vorliegt, kann man demnach nicht ohne weiteres behaupten, wie es der Autor p. 132 tut. Es kann sich auch um die Latinisierung des acc. pl. mit abgeschwächter rom. Aussprache des *-o-* handeln.

Dagegen hat er vollkommen recht, wenn er für *Poitiers*, afrz. *Poities* nur *Pictavis* ansetzt, da die prov. Kompromis-Formen noch das vokalisierte *v* enthalten: l'ebisque de *Peitieus* (reimt mit Lothiers, Bartsch 15), comte de *Peitieu* mit Verlust des als Nominativ gefühlten *-s*. Daneben *Peitau* für die Stadt und die Landschaft (cf. bei Marcabru: *Guiana e Peitaus*, Landschaft, neben *e sai gart Peitaus e Niort*, Stadt).

S. 134. Die französischen auf *maceria* zurückgehenden ON beruhen wohl nicht alle auf alten Siedlungen. Es müſste nachgewiesen werden, daſs sie der afr. Bedeutung gemäſs „restes de villages ravagés; symbole d'une civilisation écroulée" sind. Es ist viel wahrscheinlicher, daſs sie ursprüngliche Flurnamen sind, wo *maceria* „Umfriedigung um einen Garten, Weinberg" bedeutet, genau so wie beispielsweise in Dalmazien (Jireček, *Romanen* I, 90). Vgl. *La Haye*.

S. 101 und 138, Note 1. *Brissarthe* ist offenbar nicht *Briva Sartha*, sondern eine Zusammensetzung vom Lokativ *Brivae* und vom cas régime *Sartha*, analog den ON wie *Pont-Sainte-Maxence*, *Pont-Saint-Esprit*, oder noch besser *Fonsomme* (10 km nordöstlich von St.-Quentin) < *Fontem* + *Sumina*; *Pontoise*, welch letzterer ON im ersten Teile das galloromanische *Brivisara* (mit *-e* + *ī́* > *i*) Tab. Peut. für *Brivae Isara* zum Teil auf lateinisch übersetzt, im It. Ant. streng lateinisch *Briva Isarae*. Denselben syntaktischen Gebrauch[1] vom Fluſsnamen im cas régime finden wir noch in *Briva Curretia* (Holder I, 610).

S. 148. In *Montmartre* < *Montem Mĕrcurī* (vgl. für die akzentverhältnisse *mercredi*) wurde die heidnische Gottheit *Mercurius* nicht durch die christlichen *martyres* ersetzt (remplacé), sondern es wurde die romanische Entwicklung auf christliche Art umgedeutet.[2]

---

[1] Es scheint, daſs wir den Ländernamen im c. r. im ital. ON *Sinigaglia* anzunehmen haben. Das ursprüngliche *Sēna gallica* wurde durch den Lok. *Senae* + *Gallia* ersetzt. Vgl. *Hispanogallia* bei Hieronymus.

[2] Vgl. L'abbé J.-M. Meunier, *Le nom de Montmartre*, Nevers 1914, wo alte Belege und die anderen französischen gleichnamigen ON zu finden sind.

S. 149. Es ist nicht richtig zu sagen, dafs alle französischen *Bazoches*, *Bazoges*, *Bazeuges* im französischen Westen konzentriert sind und dafs dieser Umstand mit der Basilica des hl. Martin von Tours im Zusammenhang stehe, sondern man findet solche ON auch im Osten (Champagne: Marne, Aisne), im höchsten Norden (Pas-de-Calais), im Centrum (Nièvre), im Elsafs und in der franz. Schweiz. Man kann also diese ostfranzösischen *basilica* füglich mit dem Vorkommen dieses Wortes in Oberitalien, in Rätien, in Friaul, in Illyrien und in Rumänien in Zusammenhang bringen. Die Sprachgeographie zeigt uns demnach ein geschlossenes Gebiet von der Rhein- bis zur Donaumündung, ein Gebiet, welches an die Barbaren grenzt. Die Barbaren übernehmen aus guten Gründen nicht dieses Wort, sondern ersetzen es durch die griechische Übersetzung *κυϱιακόν* (ahd. *kirihha*, aksl. *crъky*) von hehräisch *bet adondi*, Die Basilika des heil. Martin in Tours hat mit diesem grofsen Gebiete nichts zu tun. Vgl. jetzt über diese Frage meinen Artikel in *Revue des études slaves*, t. VII, p. 177 ff.

S. 154. Man kann nicht als Regel aufstellen, dafs das Vorhandensein des Artikels die ON der feudalen Epoche charakterisiert. Die ON dieser Periode, soweit sie auf Appellativen beruhen, können artikellos sein ebensogut wie die der vorhergehenden Epoche, vgl. viele *Rochefort* oder *Roquefort* ohne Artikel. Bei der Anwendung oder Nichtanwendung des Artikels bei den ON dürfte wohl die Analogie die gröfste Rolle spielen.[1] Diese Fälle müfste man noch genauer studieren. Die Nichtsetzung des Artikels rührt offenbar daher, dafs die ON als einmalig vorkommende Begriffe ursprünglich überhaupt artikellos sind. Die Setzung des Artikels in den Fällen wie *La Rochelle* dürfte demnach derselben Tendenz zuzuschreiben sein, wie bei den Länder-, Flufs- und Inselnamen, d. h. dem Unterscheidungsbestreben das Geschlecht bei Substantiven zum Unterschiede von Adjektiven hervorzuheben. Keine chronologischen Unterschiede sind darin im Spiele.

S. 155. *Vauluysant* (Ain etc.) ist der zweite Bestandteil gewifs nicht im Maskulinum. Der ON ist deshalb nicht als „plus récent“

---

[1] Man mufs sehr oft auch in Betracht die Tatsache ziehen, dafs die Setzung des Artikels auch durch falscbe Interpretierung entsteht, so z. B. *Les Orgues* (Basses-Alpes), wo *Al-* in *Alsonengues*, *Alsonici*, als Dativ gefühlt wurde. Man hatte es auch mit *lez* < *latus* falsch interpretiert: *Saint-Etienne-lez-Orgues*. Desgleichen in *Les Billanges* (H.-Vienne) < *Albillanicos*, Thomas, *Nouveaux Essais*, p. 45, *Le Dignac* (Dordogne, meine *-acum*-Arbeit, § 618). Andere Beispiele, *ZfrPh.* XXXIX, 609 f. Auch der auf diese Art entstandene Artikel kann schwinden: *Barnon* < *Albarnone* (Nyrop, *Gram. hist.* I, § 520), *Ventimiglia* < *Albintimilium* von *Alba Intemelia*; in Italien: giogo dell' *Alvernia* o *Vernia*, wo der hl. Franciscus 40 Tage gefastet hat; in Portugal *Mezio* < *homicidium* (Meyer-Lübke, *Einführung*[3] 275), *Lisboa* < *Olisipo*. Der Fall kommt auch im Deutschen vor: vicus *Ambitarvio* bei den Trevirern, heute *Zerf* südlich von Trier, weil *ambi* mit *Am* (*Steg*) vermengt wurde, desgleichen in *Pinzgau* aus *Ambisontii*. Vgl. allerdings eine andere Meinung E. Schwarz, *ZONF*, IV, p. 301.

zu betrachten. Die Participia haben bekanntlich in alter Zeit eine Form für beide Geschlechter.

S. 157. Die Ableitung *villar* im Sinne von *village* war auch in Südfrankreich gewiſs lebendig, nicht nur im frankoprovenzalischen, wie es zahlreiche ON beweisen: a. 806 Balma, villare (Donation du comte Guillaume à Gellone); a. 857 Casoles, villaris prope Narbonam; a. 785 Fontes, villare in p. Narbonensi; a. 908 die dem. Ableitung *Vilaretum*, villa in Bisuldunensi; *Villaris*, villa in pago Gavaldanensi a. 813; a. 899 Anglares villaris etc. Beispiele aus Indices von De Vic et Vaissette, *Histoire générale du Languedoc*.

Man versteht nicht, was der Satz bedeuten soll, daſs man die ON wie *Lafrançaise* (13. Jh.) und „sans doute *Montjoie*, cri de guerre des chevaliers français" zu vergleichen habe mit den ON wie *Montréal*, *Villecomtal* etc.

S. 158. Es ist nicht richtig, daſs die ON *Canourgue*, *Canonge* auf Kollegialkirchen erinnern müssen. Wo das der Fall ist, muſs nachgewiesen werden. Sie können ursprünglich auch Flurnamen sein, welche kanonische Besitze bezeichnen, vgl. *ZfrPh* XXXIX, 608.

S. 181. Der Unterschied in der germanischen Behandlung von *-iacum* > 1. *ich*, *-ick* (im Norden), 2. *-ach* im Süden hängt nicht zusammen, wie der Verfasser will, mit der Palatalisierung des roman. *a*, welche in Flandern und im Rheinland früher vor sich gegangen sein soll als in Elsaſs und in der Schweiz. Auch läſst sich die Verbreitung von diesen zwei Entwicklungen nicht so streng abgrenzen, wie es der Verfasser meint. Bei Kaspers, Die *-acum*-ON des Rheinlandes, finden wir vielfach Abwechlungen, neben *-ach*: *Alzenach*, *Andernach*, *Ebernach*, *Bacharach*, *Brennach*, *Kaveloch*, *Kreuznach*, *Drechenach*, *Gappenach*, *Iomenach*, *Wassenach*, *Wielach*, *Graach*, *Rübenach*.[1] Bedeutend zahlreicher sind allerdings die *-ich*-ON. Vgl. auch *Doornik*, flämische Form für *Tournay*. Ich denke, daſs man hier wie in Dalmatien vom Lokativ auszugehen habe. In Dalmatien ergab *-anum* bei den Slaven *-an*: *Sanctus Cassianus* > *Sukošan* bei Zara oder *Sukojišan* bei Spalato. Nun haben wir *Bibińe* für *Vibianum* > belegt *Bibanum* (vgl. *Labin* möglicherweise für *Albanum*). Aus dem belegten Umlaut von *-anī* > *en*, *in* erklärt sich die slavische Form ohne Schwierigkeit. Auf dieselbe Art ist nun auch *-(i)acī* > *ich*, *ick*, neben *-acum* > *-ach* zu erklären. Vgl. auch den Unterschied zwischen *Maastricht* und *Utrecht* < *traiectus*, das erstere vielleicht wegen des lokativischen *-i*.

S. 189. Es ist nicht richtig, wie der Verfasser behauptet, daſs sich *Maine* < *Cenomannicum* und *Turaine* < *Turonica* nicht phonetisch erklären lassen. Hier sieht man dieselbe Behandlung des $^{v}c^{v}$ wie in *canonicu* > *chanoine*, d. h. den schon vulgärlateinischen Schwund (vgl. Schuchardt, *Vocalismus* I, 128 f.) des *c* vor *-u* in Proparoxy-

---

[1] Vgl. auch *Ilzach*, a. 672 *Ilchicha*, *Ilzich* a. 1280, s. meine *-acum*-Arbeit p. 8. J. Leithammer, *Rheinische ON auf -ich*, *-ig*, *-ick*, *Zs. f. hochdeutsche Mundarten* V, 6 war mir nicht zugänglich.

tonis,[1] dem schon das Pronomen *ego* seinen Schwund von *g* zunächst in den Fällen wie *súm ego, cánto ego* etc., zu verdanken hat. Die Erhaltung von *c* > *g* in *Canourgue* und *doumergue* ist wohl dem Kirchenlatein zuzuschreiben. In *chanoine, Maine, Touraine* haben wir eigentlich ganz dieselbe Entwicklung wie in *Santonicum* > *Saintonge*; nur ist hier *ʝ* weiter zu *ǧ* gewandelt. Der Verfasser hat offenbar recht, wenn er diese letzte Entwicklung auch bei *Turonicum* auf Grund des Einwohnernamens *Tourangeau* voraussetzt. Da der Einwohnername *Manceau* kaum älter ist als *Tourangeau*, so geht er fehl, wenn er dafür *Cenomannicellum* ansetzt, sondern man hat einfach von *Le Mans* auszugehen, d. h. das Suffix *-eau* ist an *Mans* getreten, wie es bei *renardeau* etc. der Fall ist.

Die Endung von *Berry* ist nicht unklar[2], wie der Verfasser meint, sondern sie wird ganz verständlich, wenn man sich vor Augen hält, daſs die französischen Landschaftsnamen sehr oft *-icus*-Ableitungen sind. Die Urkunden gebrauchen sehr früh das Adjektiv *bituricus*; ecclesia *biturica*, pagus *bituricus* (s. Holder I, 438). Da man in diesem Falle das Adjektivum vom Städtenamen *Bituriges* > *Bourges* nicht gut unterscheiden konnte, besonders wenn *ᵛcᵛ* > *g* wurde (vgl. *biturgae* urbis, urbem *biturigam*), so hat man *biturigensis* und sonderbarerweise dreimal *biturivensis* gebildet (vgl. noch bei Plinius, h. n. 14, 27 *biturigiaca* vitis, griech. *Βιτουρητικος*). Es handelt sich nun zu wissen, wie dieses *bituricus* betont wurde. Als eine Ableitung von kelt. *Bitŭrīges* mit lat. *ĭcus* konnte es nicht anders lauten als **biturígicus*, was mit *gi* > *j* wie *frigidus* > *froid*[3] und mit dem Schwund des *c* vor *u* wie in *Maine* und *Touraine* nichts anderes ergeben konnte wie *Berry*. *Bituricus* ist demnach als eine Latinisierung der romanischen Form zu betrachten. Der Einwohnername *Berruyer* setzt nicht voraus *biturigívum*, welches etwas ganz anderes ergeben müſste, sondern es ist ganz dieselbe Bildung wie *mareyeur* von *marée* und danach *parqueyeur* (= ouvrier qui travaille dans les parcs à huîtres), d. h. an *Berry* ist *-ier* getreten.

S. 214. Die Worte *tana*[4] (verbreitet in den südwest- und schweizerfranzösischen ON) und z. T. auch *tanière* ist es nach

[1] Vgl. *Bodiontius CIL* III, 9907 = 14321[5] für *-ticus* und die ON auf *-ómăgus* in den Fällen wie *Rouen*, *Caen* etc., wo sie sicher vorliegen, sowie das Pronomen *ˊego* > *eo* (s. oben).

[2] Geschrieben vor dem letzten Artikel des Verfassers in *ZONF*, IV, p. 257—259. Prov. *beiriu* ist analogisch nach *Peitieu*, vgl. das urkundliche *biturivensis*.

[3] Vgl. jetzt meinen Artikel *Du rôle de l'homonymie dans les changements phonétiques et morphologiques*. II. in *Časopis pro mod. filologii*, XV, p. 39 ff.

[4] ON *Tanay* (cf. Scheuermeier, *o. c.*, p. 86) kommt auch im Dép. Ain vor, belegt *Tanaei* silva, zweimal auch *Thaneyes*, *Tanaies*, mit *-etum* wie *fontanetum* > *Fontenoy* (Guigue, *Dict. topogr.*), was zu notieren sich um so eher empfiehlt, da wir hier *Tessonge* < **taxônica*, in den Urkunden villa *Taxoniaci*, *Tessongiaci*, *Tayssongia*. Die ersten zwei Schreibungen sind offenbare Latinisierungen. Daneben kommt auch *La Teyssonière* vor, welches bekanntlich auch mit der Synkope erscheint, so *Taynères* (Pyrénées-Or.) = *Taxanorias* vel *Taxonarias*, villa (De Vic-Vaissette). Ein Zusammenhang beider Worte besteht also nicht.

Scheuermeier, Höhle (*Beihefte* 69, p. 85—93) nicht mehr möglich als Ableitungen von *taxo* „blaireau" zu betrachten, eher kann man an *subtana* denken, vgl. Scheuermeier, *l. c.* 88 und Meyer-Lübke, *Literaturblatt* XLII, p. 244.

S. 218. Falsch ist die Ansicht des Verfassers, dafs die Flurnamen „dans l'ensemble, les toponymes les moins anciens" sind. Er gibt selber zu, dafs einige auf das 10./11. Jh. zurückreichen und dafs sie Worte enthalten können, die aus dem „parler indigène" schon verschwunden sind. In Dalmatien und Pannonien haben sich z. B. die alten illyrischen ON *Promona*, *Marsonia* und *Narona* bis auf den heutigen Tag nicht als Siedlungsnamen, sondern als Berg- bzw. Bachnamen (*Promina*, *Mrsuňa* und *Noril*) erhalten.[1] Dasselbe kann auch in Frankreich vorkommen, vgl. *Alise-Sainte-Reine* im Dép. Côte-d'Or für *Alesia*. Dafs sie sehr altes Sprachgut enthalten können, wird allgemein zugegeben, vgl. *Burc* für *bifurcum*, *Archivum romanicum* IX, p. 175 f. Man darf hier ebensowenig chronologisch generalisieren wie bei den Namen der besiedelten Orte.

Diese Ausstellungen sollen den Wert des Buches nicht vermindern, denn es enthält auch viele eigene Beobachtungen. Man mufs unumwunden zugeben, dafs es wirklich das weitere Publikum und selbst hie und da die Spezialisten in die Lage setzt, sich über die französischen ON gut zu orientieren.

Als ein Buch über ON im allgemeinen, wie es sehr oft den Eindruck macht, ist es aber ganz unzureichend, denn über slavische und germanische ON findet man nicht einmal soviel wie in den beiden Bändchen Kleinpauls in der Sammlung Göschen. Die übrigen romanischen ON werden nur gelegentlich herangezogen.

Da Dauzat sein Buch für das weitere gebildete Publikum bestimmt hat, so mufs man bedauern, dafs er auch sehr viele eigene und fremde Hypothesen in seine Darstellung aufgenommen hat, so z. B. S. 202, wo er behauptet, dafs die „grande majorité" der Flufsnamen auf *-anem* (von der Deklination *-a*, *-anis*) auf das einstige Königreich Burgund und die Umgebung konzentriert ist, was auf die germanische Herkunft der Deklination schliefsen lasse. Ebenso ist es eine pure Hypothese, alles, was er S. 196 f. über die Flufsnamen mit *-ar* in dem Stamme oder in der Endung (oder gar Wiederholung davon wie im Türkischen) vorträgt. Dieses *ar* hätte Wasser zu bedeuten. Gerade in der modernen Toponomastik ist es nötiger als auf irgendeinem anderen Gebiete mit dem hypothetischen Wissen zu brechen und blofs die Tatsachen nüchtern zu interpretieren, da man noch immer hier einen von alters her genährten Dilettantismus zu bekämpfen hat.

Das Buch wird mit einer Bibliographie, die nicht auf wissenschaftlicher Höhe steht, beschlossen. Die französischen Schriften figurieren da ziemlich vollständig, wo man nur die zahlreichen Schriften des L'abbé Meunier, die auch manches Gute enthalten,

---

[1] Vgl. auch *Zöbernbach* < *Sabaria*, E. Schwarz, *ZONF* IV, p. 299.

ohne Erwähnung findet. Man vermiſst merkwürdigerweise sehr viele gute toponomastische Studien, die in deutscher Sprache erschienen sind, wie die von Meyer-Lübke, Maver, Kaspers, Schätzer etc. Die Weglassung dieser ehrlichen und leicht zugänglichen Arbeiten kann durch nichts entschuldigt werden.[1]

P. Skok.

---

2. Katal. *arna* ‚Bienenstock'.

Ich will Rohlfs' Deutung (*hier* 1928, S. 436) des kat. *arna* ‚Bienenstock' (mit ital. *arnia* zu *hirneum* ‚Topf, Krug') nicht widersprechen, möchte aber nur erwähnen, daſs lt. *urna* doch auch in Frage kommen könnte, vgl. REW 9086 aprov. *dorna* ‚Gefäſs zum Aufbewahren des Öls', ital.-dial. *orna* ‚Kübel' usw. (das *d* des Prov., das sich auch in aprov. *dorca* ‚Krug' = lat. *orca* ‚Tonne' wiederfindet, könnte von *dolium*, *dux*, *doga* kommen). Ein ital. *arna* bei Guittone d'Arezzo belegt Tomm.-Bell. neben sonstigem ital. *arnia*. Es bliebe nun das *a*- des kat. *arna* zu erklären: man könnte an Einfluſs von *arca* denken (in ital. Mundarten bedeutet *arcella* ‚Bienenkorb', vgl. Bottiglioni S. 71 f.), auch an Einfluſs des weiblichen Artikels: *la urna* > *l'arna* (vgl. etwa aprov. *la *onta* > *l'anta* oder Fälle wie griech. *τὰ ὄργανα* > *τἀ'ργανα* > rom. **arganum* REW 6092).

Für den Bedeutungsübergang von *urna* zu *arna* ‚Bienenkorb' brauche ich keine Parallelen nach Bottiglioni und Rohlfs anzuführen (zu dem Paar kat. *arna* ‚Bienenkorb' — aprov. *dorna* ‚Ölgefäſs' vgl. etwa das von letzterem *Lbl.* 1922 [nicht 1921, wie R. selbst zitiert] Sp. 102 erwähnte kalabr. *čarra* ‚Bienenkorb' = *giarra* ‚Ölkrug'). Dieser Bedeutungsübergang wird aber noch verständlicher, wenn wir ein Argument anführen, das ich aus Griera's Artikel über *artiga* (Butll. d. dial. cat. 2, 61 ff.) entnehme, der es selbst allerdings nur benutzt, um seine (wohl unannehmbare) Etymologie *artiga* = *attegia* zu stützen: „Les *urnes funeraries*, receptacles destinats a guardar las cendres humanes, eren construïdes a imitació de la casa on se vivia. Helbing [Die Italiker in der Poebene, p. 50) diu que les urnes llatines trobades en la necròpolis d'Alba Longa representen barraques de forma arrodonida, podent-nos imaginar llurs parets fetes de fang, ramatge o altra materia baladí." Die Urnen der Römer hatten also dieselbe konische Form (Griera sagt: gleich einer halben Orange) wie die ursprüngliche südliche Hausform, die in der *barraca* bei Griera (anders die von Schuchardt, ebd. 11, 116 ff. abgebildete) noch weiterlebt: die Abbildungen einer solchen urtümlichen *barraca* bei Griera (und die mit ihr in der Form übereinstimmende der *artiga*, des mit Erdschollen bedeckten Holzhaufens, der angezündet wird, um ein Dungmittel zu gewinnen) erinnert sofort an einen Bienenkorb. Von der runden Form des Bienen-

---

[1] Vgl. auch die Besprechung M. Niedermann's *ZONF* III, p. 218.

stocks aus erklärt sich dann auch kat. *arnot*, *arnera* ‚espécie de gabia circular, feta de canyes, que serveix per a protegir els plançons contra els animals‘ (Butlletí 10, 104).

Ich kann noch hinzufügen, dafs ich in Gesprächen mit Griera diesen Gelehrten stets die Meinung ausdrücken hörte, dafs *arna* = *urna* sei. Der Forschung mufs es überlassen bleiben, zwischen *(h)irnea* und *urna* mit *aut — aut* (oder vielleicht mit *et — et*?) zu entscheiden. Und wie verhält sich zu diesen zweien der dritte unbequeme Stamm **born(i̯)-* ‚Höhlung‘, ‚Hütte‘, ‚Bienenkorb‘, der doch durch germ. **brunna* weder lautlich noch geographisch erklärt ist (vgl. FEW s. v. *brunna*) und mit *b-* an *benna*, **bruscum* neben *ruscum*, **bunia* seinen Halt haben könnte?

LEO SPITZER.

II. Zur Literaturgeschichte.

1. Nachtrag zu ZrPh. XLV (1925), 676—711.

ZrPh. XLV (1925), 677 sind die unfreiwilligen Lücken angegeben, die in der Veröffentlichung *Die Chanson de Renaut de Montauban* IV, 3 blieben und jetzt als Nachtrag folgen können:

I.

C 161 a Re. le filz Ay. por ses filz se pasma;
(Ri. li filz Ay. a Montau. s'en va,)
Re. repere arriere, Km. s'en va.

129.

L'emperere s'en va, Re. est reperiez,
De ses ·II· anfançons avoit le roi pitié,
De ce que pès avoient estoit joiant et lié.
Grand joie ot en la sale, li palès fu jonchiez,
Le piment, le fanoil fu estendu par pié.
Il n'ot povre en la vile qui ne fust avancié.
(Re. i envoia ·I· cher paile dougié.)
Et K. s'en reva a Paris a son fié.

---

1 *fehlt D.* — 2 E Ri. le suen frere amont l'en releva *V*, *fehlt BD.* — 3 Re. s'en vet a. et Kll's s'en ala *D*, a. Kll'ez en France ala *B.* — 4 L'e. chevauce Re. *V*, L'e. chemine (nț) Re. *D*; *folgt V*: E en vint a Tremoine a son demaine fief. — 5 s. II. biaus enfans a. grant p. *V*, av. R. p. *B.*, av. si grant p. *D.* — 6 Et c., p. avoit e. *B*, Et de ce qu'il out p. e. *D*, *folgt VD*: Damledex (Dameldeu *D*) en aore (mercie *D*) le glorios des cies (del ciel *D*) — 7 G. feste ot *V*, p. est j. *B.* — 8 p. et la flour fu *B*, fenoul espandra p. pies *V*, *fehlt D.* — 9 Il n'a saint en la vile qui ne soit sozchaucié *D*, *fehlt V.* — 10 e. .II. boens pailes prisié *D*, *fehlt BV.* — 11 s'en retourne a *B*, Et K.' s'en va a P. or aities *V*, *fehlt D.*

130.

L'emperere de France si en vint a Paris.
Congié avoit doné a ses barons de pris,
En lor terres s'en vont li baron li meschin,
Salemon en Bretaigne et Hervi en Ponti,
Ri. vint a Roan li bon dus, li marchis.
Aymonet et Yon a K. sont verti,
Si serviron del vin le roi de S. Denis.
Mès en la cort avoient ·II· mortex anemis,
Fouque de Morillon si i avoit ·II· filz. *V* 97 d
Re. ocist lor pere, mal fu li plez basti,
Quant fu a Valcolor de François asailli, *D* 142 a
Quant Fouque i ala atot .M. fervesti[s];
[Et] par icel meffet se sont entrehaï.
Se damedeu n'en pense le roi de paradis,
Je quit li plez sera a dolor reverti,
Ainz que viegne Re. de la ou Dex fu mis
Et del mont de Qaluaire ou son cors fu laidi.

131.

Des ·II· anfanz Re. ne voil plus aconter,
Li fil Fouque les heent [dez testez a] couper,
Mès il le comparront, je cuit, au paraler.
Et Roart et Costant si se font apeler, *B* 96 d
C'est non a traïtor, ice poon jurer,
Mes des max traïtors vous leron ci ester.
Si diron de Re. qui tant fet a loër.
La ou Ih'u fu mort en velt Re. aler,
Ses barons fẹt venir, prist lor a aconter,
De[l] maintenir la terre et del regne garder,

---

12 F. en vient a [!] *B*, F. s'en revint a *V*, F. est venu *D*. — 13 Il a d. c. a *D*, as b. de grand p. *V*. — 14 li marchis *B*, v. n'i sont plus alentis *V*, *fehlt D*. — 15 en B. Huëlins en P. *B*, en B. e Humins en Portis *V*, S. de B. en vint en son pais *D*. — 16 d. seignoris *B*, à R. le franc d. *V*, R. en Normendie le chevalier de pris *D*. — 17 Y. vers K. s'en v. *B*, Y. s. a K. amis *V*, Y. s. o Kll'on remis *D*. — 18 du diu le *B*, Il s., v. K. de *V*, Et servirent de v. a la table a Paris *D*. — 19 M. a la *D*. — 20 de M. y a. .II. grans f. *B*, de M. a. .II. beax f. *V*. — 21 p. mar fu *B*, p. quant li p. fu b. *V*, p. li chevalier de pris *D*. — 22 de F. envaïs *B*, Q. en V. fu *VD*, dus R. a. *V*, de F. *D*. — 23 a .III. M. *V*, *fehlt D*. — 24 Mes *C*, Et pour i. *B*, i. seingnors se *D*. — 25 p. qui en la crois fu mis *V*; p. par els seront traiz *D*. — 26 Je croi li *B*, d. revestis *V*, *fehlt D*. — 27 viege *D*. — 28 Enz el m. de Calvarie quant le feri Longis *V*, *fehlt D*. — 29 v. ore plus parler [!] *V*, De .II., p. raconter *D*. — 30 h. de lor teste *C*, h. les t. *V*. — 31 comperont sazois au p. *V*, c. molt chier au *D*. — 32 C'est Cos. et Coart si *V*, et C. se firent a. *D*. — 33 Nom sont de t. che puet on bien j. *B*, Ce sont .II. t. sachois bien le poëz j. [!] *V*, *fehlt D*. — 34 M. de m. t. le l. e. [!] *V*. — 35 D. de R. [!] *V*, t. fist a *D*. — 36 m. convient R. *B*, ya ou, u. le ber a. *V*, *fehlt D*. — 37 b. fist v. *et* fist lor commander *B*, v. prent lor a commander *V*, b. manda toz p. l. a demander *D*. — 38 De *C*, m. sa t. *B*, r. a g. *D*, *folgt V*: E de sa feme aider e de li governer. Et de sa bone feme chierir et ennorer *D*.

Bon gré lor en savra se il puet retorner,
Dont commença Re. durement a plorer.
C 161b De Clarice sa fame si se prist a pasmer.
„Sire Re.“, fet ele, „or n'i porrai durer,
Jamès ne me verrez, ice poëz jurer.“
„Dame“, ce dist Re., „lessiez le duel ester
Ih'u vos aidera qui tot a a sauver.
Au sepucre en irai por mon veu aquiter.“
Re. le filz Ay. se prent a acesmer,
Ainc Re. n'i porta ne chauce ne soller.
Au departir de lui veïssiez duel mener,
Ses dras [trestot] derompre et ses cheveus tirer;
Et la franche duchoise, se prent a forsener.
Mès Re. li gentis si l'a fet amener,
Par dedenz une chambre l'avoit fet enserrer.
Et Re. et si frere prennent a cheminer
Et escherpe et bordon avoit qu'il fist ferrer.
„Baron“, ce dist Re., „pensez del retorner!
Quant vendrez a Paris qui tant fet a loër,
Si me salüez K. qui tant fet a douter,
Qu'il face mes enfanz en sanité garder!
Et vos estes mi frere, molt les devez amer.
Gardez ne vos mellez! Ice vos voil rover,
Car se je le savoie, il m'en devroit peser.“
A itant departirent li vassal bacheler.

132.

Or s'en ala Re., si frere retornerent, *V* 98a
Por l'amor de Re. molt grant duel demenerent.

---

39 en sara se *B*. — 40 Donc *VD*, c. R. tendrement a *D*, *fehlt B*.
1 Et C. *BD*, a pasmer *B*, C. sa f. de dolor a *V*, f. se prent a dementer *D*. — 2 or ne p. *V*, Àhi R. dist e. coment p. *D*. — 3 ne vous verrai che croi je sans fausser *B*, v. par le cors Saint Homer *V*, i. puis bien j. *D*, — 4 d. R. or l. [!] *V*, d. R. tot ce l. e. *D*. — 5 Que nos a. q. tant a sauver [!] *V*, *fehlt D*. — 6 v. aquitier *B*, p. ma foi a. *V*. — 7 se prist a acesmier *V*. — 8 A. n'en p. R. *B*, A. le dus n'i chaucha ne zauze *V*, Mes o lui ne p. *D*. — 10 *Vers in C unvollständig.* Et de. lor d. et lor c. *B*, Ces cri[n]s trestot d. e ces dras desirier *V*, dr. veïssiez rompre *D*, *folgt V*: E dames e boriois [!] de la doulor a pasmer [!]. — 11 Mais la *V*, se prist a *BV*. — 12 Quant R. *B*, Mais li evesque g. la prent a conforter *V*, M. Aalars le conte l'en a fete mener *D*. — 13 c. si l'a f. *B*, l'a. fete fermer *V*. — 14 f. permet [?] a chaminer [!] *V*. — 15 a. R.' li bers *B*, Escrepe a. R. e b. f. *V*, Escrepe a. au col et grant b. ferré *D*. — 16 Seignors d. *V*, p. de r. *DV*. — 17 a P. la nobile citez *D*. — 18 Sa. moi mon seignor Kll'em. au vis cler *B*, Se me salüerez Zarle au vis fer garder *V*, Por deu me s. K. mon avoëz *D*. — 19 Dites que je le prie de m. e. g. *B*, E si f., en sauveté amer *V*, Et me f., e. a sauveté g. *D*. — 20 v. este mi f. mielx l. d. aider *V*. — 21 meslez (*V*) Ce v. *VD*, v. je prier *V*, v. comander *D*. — 22 *fehlt D*. — 23 li vaillant b. *B*, Atant se d. li *VD*, novel b. *V*, legier b. *D*. — 24 a. R. li f. *B*, Desor s'en va R. e si *V*, Seignors va s'en R. *D*, *folgt V*: Grand duel au departir por voir i demenerent. — 25 de R. g. d. y d. *B*, de R. que durement amerent *V*.

Baron, a bien petit que le cuer ne lor cr[everent].
Bel et cortoisement del frere retornerent,
Tot ·IIII· maintenant a terre se pasmerent,
La force Km. dïent cher compererent,
Et Re. [s'en ala], si frere l'esgarderent.
Et que vos conteroie? Ilec tant aresterent.
Quant Re. n'ont veü, durement en plorerent,
Arriere retornerent, [la dame] salüerent. *B* 97a
Pus revont a Paris, les noveles conterent, *D* 142b
[Que] Re. mande (...) a (...) ceuz qui [durement] l'amerent.

133.

Li frere reperierent, va s'en li dus Re.,
Povrement ert vestuz et si estoit deschauz.
Tuit cil qui l'encontrerent quident qu'il soit ribauz,
A mesese est tornez li nobile vassax
Por conquerre la gloire des cex espiritax.

---

26 crieve *C*, p. li c. ne li c. *B*, a molt li quer ne l. c. [!] *V*, B. par .I. p. les cuers ne *D*. — 27 Molt corchie et *B*, dolant dez frerez r. *B*, c. lor f. regreterent *V*, *fehlt D*. — 28 Trestoz III. m. *V*, Tui troi de m. *D*, *folgt V*: A duel e a contraire li frere releverent. — 29 f. K. durement c. *B*, f. K. ce dient molt c. *V*, 29—31 *fehlen D*. — 30 chevaucha *C*, f. lez garderent [!] *B*, a. e cil le regarderent *V*. — 31 c. seignors t. resterent *V*. — 32 d. se pasmerent *B*, Que R. ont perdu tendrement en p. *V*, A dolor et a ire li frere se pasmerent *D*. — 33 s'amie *C*, A. s'en reviennent la d. ont salüee *B*, A Tremoine (Montauban *D*) revindrent la *VD*. — 34 P. en vont a *VD*. — 35 R. m. saluz a toz c. q. l'a. *C*, Qu'alez s'en est R. que d. a. *D*. — 36 f. s'en repairent *B*, f. repairerent va s'en R. le dus [!] *V*, f. retornerent va *D*. — 37 P. fu v. *B*, Cotelle avoit e braies trestot e. dezaus *V*. — 38 l'encontroient, il fust r. *B*, Trestot c. q. *V*, l'e. dient c'est I. r. *D*. — 39 A message e. *V*, A male ese est venuz li *D*. — 40 g. qui est e. *D*.

II. Nachträge aus *D*:

C 158b 11 s'en torne M. *D* 137b 40. — 12 = *B*, *in den Text!* — l'e. ala donc anceis reverti. — 14 por l'amistié de lui. — 15/16 *fehlen*. *D* 138a. — 17 Quant il out la e. — 18 et verai a s. — *folgt:* A la voie s'est mis por dameldeu servir. — 19 Or lairon de Maug. qui s'en est departi. — 21 s. descosi. — 22 Kallot en geta hors et Re. le saissi. — 23 M. iert p., en. feni. — 24 K. l'a vëu durement s'esbahi, *vgl. B*. — 25 H. dameldeu pere com ore sui traï, *vgl. C*. — 25a Car or s. p. = *V*. — 26 v. dementez si. — 27 Ja ne serez (= *V*) pendu par dieu qui ne menti. — 28 K. vostre pere me t. — 29 *fehlt*. — 30 Ay. n'i fait delaiement, *vgl. B*. — 31 = *B*, *in den Text!* — 32 *fehlt*. — 33 Ri. donc vos vint cest effant. — 34 *fehlt*. — 35 Maug. le m'aporta en un sac lé et grant = *B* 35a. — 36 Par d., Ric. Maug. e., *vgl. B*. — 37—1 *fehlen*.

C 158c 2 De n. II. poëz faire trestot v. — 3 Or vos d. de Kll's, *vgl. C*, l'e. vaillant. — 4—6 *fehlen*. — 7 = *C*, *vgl. B und ZrPh.* 45, *S.* 678 *die Bemerkung über die Kombinationsschwierigkeit*. — 8 m.

s'en vont merveillant, *vgl. B.* — 9 Kll's en jure dieu le pere omnipotent. — 10 le larron souduiant. — 11 d. aidant, *vgl. V.* — 12 l'o. molt s'en v. merveillant. — 13 s. si pensant. — 14 Or (= *B*) *in den Text!*, prenne I., et vaillant. — 15—17 = *B, in den Text!* — 16 Qu'il — 18 le boen d. — 19 Reviers qu'est son apartenant, *vgl. V.* — 20 *fehlt.* — 21 Reviers. — 22 Dedenz T. entrerent a. — 23 *fehlt.* — 24 Re. ont salüé de par Ihs. del c. — 26 = *B, in den Text!* R. li g. — 27 trives. — 28 *fehlt.* — 29 Ja dameldeu ne place dist Re. le guerrier. — *D* 138*b.* 30 Que (= *B, in den Text!*) je r. mais prisonier. — 31/32 = *B, in den Text.* — 33 f. Kallot c. I. l. forsier — 33a Et Ric. le Normant que Kll.'s a tant chier. — 34 *fehlt.* — 36 Car e. — 38 d. il ne m'estortront mie. — 39a. foi que doi s. — 40 *fehlt.*

C 158d 1 *fehlt.* — 2 v. l'amor la g. iert f. — 3 *fehlt.* — 4 ou diex prist mort et vie. — 5 *fehlt.* — 6 la chiere hardie. — 7 *fehlt.* — 8—10 = *B, in den Text!* — 11 *fehlt.* — 13 = *B, in den Text!* — 14 fil d. f. en tertres ou en valx, *folgt*: Et Ric. iert penduz li frans dus naturalx. — 15 F. si ne savoit q., *vgl. V.* — 16 *fehlt.* — 17 = *B, doch* Cire *statt* Sire; *B, in den Text!* 18 Ay. ociré a — 19 p. bel a — 20 *fehlt.* — 21 = *B, in den Text!* — 22 Eu e., *vgl. B.* — 23 Franceis g., d. dameldeu le *Laisse* 114 *fehlt in D, Laisse* 115 *entspricht B, käme also in den Text!* — 34/35 Sire ce d. Roll. molt me merveil de vos. — 36 Quant ne — 39 Quant issi vos en p. — 39a Se l'en d., icel achaison. — 40 g. li XII. conpaingnon.

C 159a 1 b. parler Roll. ce d. Kll'on. — 2 t. cest plait ne d. — 3 *fehlt.* — 4 Roll. li — 5 *fehlt* = *B, im Text in runde Klammern.* — 6/7 Mès t. la p. n'i vaut I. o. p. — 8 *fehlt.* — 9 L'evesque demanda Re. li alosé. — 10 Et il si III. f. i s. o lui alé. — 11 Q. il s. — 12 B. que ferez vos por l'amor dameldeu, *vgl. C.* 13 Sire ce dist Re. n'i seron a. — *D* 139a. 14 M. qu'il a cuilli en hé — 15 *fehlt.* — 16 a. s. f. K. e. = *C.* — 17 = *B, in den Text!* — 18—20 *fehlen.* — 21 q. estoit desreez. — 22 *fehlt.* — 23 f. a l'emperere (= *V*) fait il me — 24a Tais toi ce dist Re. ja ne sera pensé. — 25/26 Re. entre en la chambre si a Ric. trové. — 27/28 *fehlen.* — 29 Ric. ce d. Re. ja s. encroé. — 30 Mes por l'a. de vos qu'es de mon parenté. — 31 Se Kll'on renoiez n'i s. adesé. — 32 Re. ce — 33 *fehlt.* — 34/35 Li mien pere et li vostre ne furent onc reté, *vgl. B.* — 36 f. en trestot lor aé. — 38 = *B, in den Text!* — 39 *fehlt* = *B, kann als Fehler von BD gewertet werden.* — 40 p. a. I. arbre ramé.

C 159b 1 est ieuble [!?] aé. — 2 i. el pales. — 3 i. li o. = *C.* — 4 p. ja sera encroé. — 5 *fehlt.* — 6 de molt tres grant v. — 7—9 *fehlen.* — 11 Entre lui et ses freres ou molt ont de valor. — 12 K. ont en — 13 As forches les vont p. n. [!]. — — 14 e. li font b. li gentil poingneor, *vgl. B.* — 16 *fehlt* — 17 p. fait il — 18—19 *fehlen.* — 20 Quant li Normant l'entent au cuer en ot dolor. — 21—24 *fehlen.* — 25 K. l'oi d. son t.

anchor. — 26 Veez Roll. (= *B in den Text*) fait il p. — 27 Re. velt Ri. pendre le n. poingneor. — 28 a Et Kallot est liez qui trenble de pooir. — 29—31 *fehlen.* — 33 Et viennent d. Kll.'s espris de mautalent. — 34 s. ja s. — 35 Que K'ot. s. penduz ne, *vgl. V.* — 36 Quer Re. l. pendra le chevalier vaillant. — 37—38 *fehlen.* — 39 Barons, m'a. vos disant. — 40 En = *C.*

C 159 c 2 Et me, R. celui de Montauban = *D* 139 b. — 5 Et me rende Ri. et (= *B in den Text!*) mon fil qu'est e. — 6 sor les sainz maintenant. — 7 *fehlt.* — 9 li chevalier vaillant. — 10 *fehlt.* — 11 El palès sunt monté m. — 12 *fehlt.* — 13 = *B.* — 14 Re. les salüa et lor dist bien veingnant. — 15 Roll. parla premier et lor dist son talant. — 16 l'empereor vaillant. — 17—19 *fehlen.* — 20 a. des ici en — 23—25 *fehlen.* — 26 Ay. ne vout p. — 27 K. a fet vestir R. — 28 C. fet amener (= *B, in den Text!*) maintenant .I. destrier. — 29 i. trestuit li chevalier, *vgl. B.* — 30 al. avant et li quens O., *vgl. B.* — 31 Roll. ce, Re. diex gart d'enconbrier. — 32 Quer me, Kll.'s le guerrier. — 33/34 Par dieu ce d. R. qui tot a a jugier, *ab* qui = *B, in den Text!* — 35 Je ne cuit qu'il ait home en trestot le regnier. — 36 o. a touchier. — 38 *fehlt.* — 39 l'en prent a, *vgl. C.* — 40 *fehlt.*

C 159 d 1 Lors s'en viennent au t. q. — 3 t. fait a — 4 p. Kll'on se vait a. — 5 Sire f. e. la merci v. enquier. — 7 Et je vos en dorrai B. m. boen d. — 8 Et vos rendrai K., le guerrier. — 9 *fehlt.* — 10 Kll.'s li e. s'est alé c. — 12 et entier, *vgl. V.* — 13 d. Kll'ot par deu le droiturier. — 14 devrïez a. c., *folgt*: Assez i fui a ese assez oie [= oi je?] a mengier, *vgl. V.* — 15 P. li vostre ire por dieu vos en requier. — *D* 140 a. 16 v. ne le f. par dieu le droiturier. — 17 cuit je m'o. — 18 L'e. [de France *durchgestrichen; vgl. V*] respont molt aireement. — 19 d. bieaux fiz d. il v., *vgl. V.* — 20 Quer je le f., a. la nuitement. — 21 *fehlt, ersetzt durch* a) Li dus Roll. respont qui tant out hardement. b) S. ce dist Re. por dieu a moi entent. c) Je requier la merci por deu omnipotent. — 22 Adonc parla Ric. li sire de Roant. — 23 S. droiz e. por deu a — 24/26 *fehlen.* — 27 Por l'a. dameldeu laisse le — 28 Ançeis q. il i m. — 30 Empereor de F. trop t. v. vo. — 31 Cuidez R. ocirre. — 32 n'a si ha., d. qu'en — 34 Ne p. la t. a mon acerin brant = *V.* — 35 *fehlt.* — 37 Et si laisson Kll'on qu'il n'en ferez noient. — 39 *fehlt.*

C 160 a 1 nos en F. [!]. — 2 *und* 4 *fehlen.* — 5 Por l'a. de Roll. ont fait la retornee. — 6 Kllm. ont laissié en estrange contree. — 7 a. en c. l. [!] — 8—9 *fehlen.* — 10 Kllm. le vit a cui molt desagree. — 11 I. mesage en apele. — 12 Va si di a R. que l'o., *vgl. V.* — 13 = *V.* — 14 c. a soi [?] l'o. a grant esperonee, *vgl. V.* — 15 A R. conte tot a qui forment a. — 16 *fehlt.* — 17 n. K. entendi la — 18 *fehlt.* — 20 en jura et — 21 Et sa gent retorna contreval la praële. — 22 *fehlt.* — 23 t. Kll'on qui ert en — 24 R. descent a terre del destrier de Castele. — 25 D. son t. estoit danz [*undeutlich*] Roll. descenduz. — 27 p. li vassaux

conëuz. — *D* 140b. 28 d. K. o les fieres vertuz. — 29 m. molt tost que nes. — 30 Vn chevalier i va E. les v. — 31—32 *fehlen.* — 36 et piez nu — 38 V. ici — 39 Rois coupe moi la t. par desore le — 40 Je vos pardons ma mort de par le roi Ih'u.

C 160b 1 Ahi f. e. por deu et por son non. — 2 i. ce dist le fiz Ay. — 3 b. loiauté t. — 4 n. le p. — 5 *fehlt.* — 6 Li quens R. m. — 7—8 *fehlen.* — 9 B. ce dist li rois e. — 11a Toz nuz piez et en langes sanz chauce et sanz chauçon. — 12 Et ocirai B. — 13 Sire ce d. R. vos ferez vostre bon. a) Mes povrement se venge et molt a cuer felon. b) Qui a une beste mue tue a ocisïon. — 14 Por Re. i fist dex grant miracle le jor. — 15 *fehlt.* — 16 Qu'une c. aparut enz el c. la amont. — 17—19 *fehlen.* — 20 A Re. p. Kll'm. s'iror. — 21 R. li a baisie la j. et le talon. — 22 *fehlt.* — 23 n. li (re)son. — 24 s. Symeon. — 25 I. transi. — 26 *fehlt* = *B, rund einklammern!* — 27 c. m'o. — 30 terme mouvera q. vos m'orrez conter. — 31 Si s. li III. Re. d. — 33 Re. le fiz Ay. ne le pot refusèr, *vgl. V* 32a. — 34 f. A. comença a j. — 35/36 = *B, in den Text!* — 37 Que il li aideront sa t. a, *vgl. V.* — 38 *fehlt.* — 39 v. riens f. — *D* 141a. 40 c. le v.

C 160c 1 *fehlt.* — 2 puisse li sainz et aidier et garder. — 3 Tot issi ont juré li chevalier menbré, *folgt*: Kll.'s servirent puis volentiers et de grez. — 4 fu juree le doel l. — 5 *fehlt.* — 6 = *C.* — *Laisse* 126 *fehlt.*

III. Nachträge aus *D* und *V*:

17 L'emperere la l. q. n'est pas desloial *V.* — 18 g. fait il l'e. *V.* — 21 C. l'empereres *V.* — 22 a. maintenant a. *D.* — 23 *folgen D*: Veez vos ci Bay. qui tanz jorz m'a pené Entre lui et Maugis le fort larron prouvé. — 24 m. i s. definé *D.* — 25 ce dist dus N. en cel (enz el *D*) r. soit g. *VD.* — 26 U. muele, afondré *V*; c. lors s. afiné *D, folgen VD*: Na. dist K. or avez bien parlé. La muele est aprestee (*VD*) ce vos di par verté *V*, qui forment a pesé *D.* — 27 Un grant chanchant de *V*, A chaaine, o. a c. *D.* — 28 En milieu de la *D*, Enz en miliu la muele fu le fer buté [!] *V.* — 29 c. l'a a. de Bay. l'aduré *D.* — 30 En mi le riu parfont fu erranment boté *D*, fu li chevax livré *V.* — 31 le cheval *DV*, a t. au pie g. *D.* — 32 m. a. q. *D*, muelle *V*, e le fer tronchoné *VD, vgl. B, die* 2. *Vershälfte gehört in den Text.* — 33 De l'eve s'en *D*, De la mule [!] s.', n'i a gueres esté *V.* — 34 Q. Re. l'a veü tot en *D, folgt D*: Des beaux eaux de son chief a tendrement ploré. — 35 Par foi d. *D, folgt D*: Encor cuit par lui estre durement agrevé. — 36 A. C. M. d. *D.* — 37 Ay. s'e. *V*, f. A. en est III. fois p. *D.* — 38 *fehlt D* = *B, rund einklammern!* — 39 Or orez, que [!] p. *D*; o. del cheval coment il a eré *V.* — 40 El bois del Valfondee el *D*; En Vaufondee, el porfont [!] *V.*

C 160d 1 La t. Amaug. *D*, M. ou il est ostelé *V*; *folgt D*: Qui sa char amaigroie por l'amor dameldeu *D.* — 2 a fete Maug.

li desfaé *D*, le cheval abrievé *V*. — 3 Et Bay. li fait joie si a del pie graté *D*, lui puis lonc tens c. *V*; *folgen D statt* 4: Or set bien de Re. que il est accordé Mès il ne set coment forment en a ploré. — 4 E q. M. le vit g. j. en a mené *V*. — 5 Or l. de Maug. a *D*, s. il c. [!] *V*. — 6 s. bien s. *V*, s. bien en savron conter *D*. — 7 merveilles, v. ert c. *V*; *fehlt D*. — 8 la nobille c. *V*. — 9 A Re. le frans duc *VD*; fu le rois a. V, est Kll's a. *D*. — *D* 141 b. 11 v. retorner en *DV*. — 12 Je vos rent Montauban *VD*, et tot nostre regné *V*, o tote l'erité *D*, *folgt VD*: Et .XIIII. chasteax avrez (*V*: avec) enquiteé. — 13 et A. il s. *D*, *folgt D*: Et Gui. ensement car il me vient a gré. — 14 s. petit assez *D*. — 16 Jes f. ch. a *VD*. — *V* 97 c. 17 Vo f., T. soue ert a garder *V*; T. issi l'ai caranté *D*. — 18 fu penez *DV*. — 19 E se diex ja donoit q. *V*, Se damedeu donnoit q. *D*. — 20 v. tenroie *VD* = *B*, *in den Text*; au *V*, m. (tres g. *V*) grant ciertez *VD*. — 21 Ay. l'en a molt m. *V*, *fehlt D*. — 22 Atant s'en *V* = *B*, *in den Text*; A i. se departent es *D*. — 24 Charles li e. *VD* = *B*, *in den Text*; en *D*, F. repaira *VD*. — 26—29 *fehlen D*. — 26 en covant [!] li *V*. — 27 Quant pora esploiter au *V*. — 28 K. li e. M. *V* = *B*, *in den Text!* — 29 E .XIIII. chasteax tot ice lor livra *V*. — 30 et Y. Kll's o l. mena *D*. — 32 f. A. les cousin [!] *V*, s. amis a. *D*. — 33 Estoz [!] e *V*. — 34 Seignour m. vos cri p. dex q. *VD*, nos f. *V*, tot f. *D*. — 35 Que aidiez *VD* = *B*, *in den Text!* m. *V*, a m. fiz que Kll's enmenra *D*. — 36 s. en irai ne vos celerai ja *D*, c. i. [!] *V*. — 37—38 *fehlen D*. — 37 se diex ce donoit q. *V*. — 38 v. mes c. *V*. — 39 Re. ce *D*. — 40 chascuns barons *V*, d. et c. dels p. *D*.

IV. Nachträge und Verbesserungen aus *V* zu:

C 161 c 1 Toute j. = *D* (*B*), *in den Text!* — 2 c. çanta li jaus. — 4 c. por des l'esperitaus, *folgt*: Tant a alé Re. qui n'en fu desroiaus, *wonach ZrPh.* 45, *S.* 701 *die letzte Zeile zu verbessern ist.* — 5 Que il en v. — 6 A l'apostre a dit s. — 8 c. ensi i. c. — 9 Tante [!] j. — 11 n .IIII. l. — 12 mariner. — 13 Fors de la mier [!] de Grece v. a la parsone; *V geht also in der ersten Vershälfte nicht mit D*. — 15 qi sot [!] a. — 16 c. il f., n'i c. la jorné (*verbessert aus* jornee), *vgl. Var. zu C* 161 *c* 16. — 17 De b. c. [= *B*, *in den Text!*] e de v(e)rai. — 18 Baron a c. terme [!]. — 20 Re. a A. *VD*. — 20a trovons, viel antigité [!]. — 21 b naturé. — *V* 98 b. 23 C. ont p. = *D*. — 25 M. vos s. = *D*. — 27 f. pené. — 29 Sire ce — 30 Jerusalem [!]. — 32 en a o lui mené. — 33 p. des Rames a — 34 g. i a poi (i)aüné. — 37 m. arme en — 38 Ne v. i a. — 39 v. estes p. [!], b. chaupe [!]. — 40 s. par m.

C 161 d 4 M. a. de m. p. — 5 Cousin. — 6 b. a t. [= *B*, *in den Text!*] vn b. — 7 Se je i m. = *D*, d. en bon eure. — 9 s'amisté. — 12 Fates [!] q. voulez! Que [*dieses Wort* = *C*, *zurück in den Text!*] — 14 a. li p. — 17 j'en querai [!]. — 18 f. d. —

19 e de v. — 20 d. il en v. grand f. ai — 22 p. n'en ai = *B*, *in den Text!* — 23 vieng en l'e. — 24 covrerai. — 25 a ahute [haute!] v. — 26 a m. — 27 que t. — 28 = *V* 98c 1. — 29 *lies* tres b. *statt* tres bien. — 32 Ay. *statt* Aymon. — 33 n. jurent a ais(i)e [!] e — 34 q. li solaus l. — 35 A. e Re. — 38 c. i a. = *C*. — 40 C. M *statt* VC. M.

C 162a 1 solden, *setze Punkt nach* a. — 2 b. II. t. zascuns armes avoit, *lies V statt D*. — 3 gens. — 6 Re. zascuns. — 7 P. d. l. t. d. — 11 Sachoiz. — 13 P. ira p. — 14 l'otria q. por le *statt* q. par. — 15 enchanté n'i faissoient. — 17 t. avoit p. [!], b. se sont. — 18 p. n'avoit q. — 19 Del paveillon, m. el r. — 20 E eli[?] vint Re. [= E il v. a Re.?], s. viaire. *Nach Var.* 20 *lies* 22 *statt* 21. — 23/24 T. d. — 26 p. sane [!] a. ia [!] ie [= ai je?] — 27 Coronez en serai se — 28 Amau. le buen lere a — 29 R. le m. d. c. desfist. — 30 l. ses mains. — 31 ce li a d. M.

V. Nachträge zu den Assonanzen (ZrPh. 45, S. 679 f.).

2. *ant*

158c 15 *BD blanc* (: *ant*)
17 *BD du* (: *ant*)
159c 2 *D Montauban* (: *ant*)

3. *é*

160d 17 *V garder* (: *é*)
161a 4a *V fief* (: *é*)
6a *V cies, D ciel* (: *é*)
11 (= *B* 96*c* 20, *nicht* 97*a* 20) *fief* (: *é*)

4. *er*

160c 3 *D menbré* (: *er*)

3a *D grez* (: *er*)
161b 17 *D citez* (: *er*)
18 *D avoëz* (: *er*)

8. *i*

158b 18a *D servir* (: *i*)

10. *ist*

162a 31 *V Maugis* (: *ist*)

11. *on*

158d 35 *BD vous* (: *on*)
160b 14 *D jor* (: *on*)
20 *D iror* (: *on*).

Zu S. 681: *D* setzt *omnipotent* (158c 9) und *delaiement* (158b 30) in *-ant*-Tiraden, mischt wie *V* dann *-ant* mit *-ent* (*Roant* 159d 22, *brant* 159d 34 = *V*). — In *D* 159a 12 und 160d 2 findet sich *dameldeu* in *-é*-Tirade. — In *-er*-Tirade sind auffällig: *aquitier* (161b 6 *B*), *acesmier* (161b 7 *V*) und *desirier* (161b 10 *V*). — Mischung von oralem und nasalem *o* begegnet auch in *D*, s. o. unter 11. *on*.

VI. Druckfehler oder sonstige Verbesserungen.

S. 677, Z. 12 Tir. 139 l. 133. — S. 678, Z. 28 *ist* 158d 21 *zu streichen, zu C* 158d 1 = *D zu setzen.* — *Nach C* 158b 24 *ist vor* Or serai ... 25a *zu setzen.* — *Das Trema fehlt C* 158d 20 poëz, *C* 159b 6, *C* 160b 14, 27, *C* 160c 3 oëz, *C* 159b 9 aloëte, *C* 162a 26 soë, *C* 162b 34 boël, *C* 159c 8 dïent, *C* 162b 25, *C* 162c 28 crïe, *C* 162c 9 s'escrïa. — *C* 158c 7 *l.* A lui en [est]

venu[z dus Nay.] et Ro. — *C* 158 d 32 *l.* baloi. 39 a *Komma statt Punkt am Versende.* — *C* 159 a 5 *l.* l'emperere [!] [= *CV, fehlt BD, also rund einklammern*]. 29 *l.* Re. — *C* 160 a 10 *Setze Komma nach* agree. — *C* 160 b 7 devocïon, 26 entencïon. — *C* 160 c 36 *l.* deable[s]. — *C* 160 d *Var. nach* 22 *l.* 23 c. y ot a. *B.* — *C* 161 c 20 *Var. l.* t. R. a A. *D.* — *C* 161 d 21 *Konjektur:* [Aussi] comme en mes (·III·) freres, ja nel vos celerai. 24 *l.* sanc et de, covrirai. — *C* 162 a 16 *Lies* pris[e] *und setze Komma danach.* — *C* 162 b 26 *Komma statt Punkt* Aidiex, dex, s. . . . — *C* 163 a 3 *Anführungsstriche nach* craventer!"

GERHARD MOLDENHAUER.

---

2. „Seltzame Liebes-Håndel."

Unter diesen Titel erschien im Jahre 1691 bei Johann Friedrich Gleditsch in Leipzig eine Sammlung von zwölf Novellen in zwei durchlaufend paginierten Teilen, von der die Landesbibliothek Stuttgart ein Exemplar besitzt. 1694 gab Gleditsch sein Geschäft an seinen Stiefsohn Thomas Fritsch ab, der dann im Jahre 1700 eine neue Auflage herausbrachte. Von ihr besitzt die Bayer. Staatsbibliothek in München ein Exemplar (8° P. o. germ. 851), das sich von der Erstauflage nur durch das Fehlen des Vorworts unterscheidet. Da dieses in der ersten Ausgabe nicht mit in die Bogenzählung einbezogen war, läſst sich nicht feststellen, ob es ursprünglich auch in der zweiten Auflage vorhanden war.

Die einzige Bibliographie, die das Buch verzeichnet und beschreibt, ist Hayns *Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa* (München 1913, Bd. 4, S. 187). Das Vorwort des Verlegers gibt an, daſs die Novellen aus dem Französischen übersetzt seien, nennt jedoch nicht den Namen des Übersetzers, einer „vornehmen Standes-Person", deren Geschick im Übertragen gerühmt wird. Hayn bemerkt über den Inhalt des Buches nichts weiter, als daſs die Handlung der meisten Novellen in Spanien spielt. Eine unmittelbare französische Vorlage kennt er nicht. Ob die Sammlung als solche bereits französisch dem Übersetzer vorgelegen hat, läſst sich nicht ohne weiteres feststellen, zumal da uns eine umfassende Bibliographie der französischen Buchproduktion im 17. Jahrhundert bislang fehlt. Eine nähere Betrachtung der einzelnen Novellen muſs dies sogar als zweifelhaft erscheinen lassen.

Dem mit der spanischen Novellistik Vertrauten entpuppen sich nun die in Spanien spielenden Stücke der „Seltzamen Liebeshändel" (mit Ausnahme der 12. Novelle: „Die freywillig Betrogenen") als Übersetzungen, bzw. Überarbeitungen spanischer Originale. Sie sind nämlich den Werken zweier Autoren entnommen, deren Novellen sich, wie die zahlreichen Auflagen und Übersetzungen beweisen, im 17. und 18. Jahrhundert in Spanien wie in Frankreich

der gröſsten Beliebtheit erfreuten: Alonso de Castillo Solórzano und María de Zayas y Sotomayor. Ich gebe im folgenden eine Übersicht der in Betracht kommenden Novellen:

Liebeshändel:		Castillo Solorzano:
1. Die glückliche Verstellung	=	*El Conde de las Legumbres* (in: *La Garduña de Sevilla*)
3. Die Unbekanndt-Beliebte	=	*Los Efectos que hace amor* (in: *Los Alivios de Casandra*)
5. Der rechtmässige Betrug	=	*A lo que obliga el honor* (in: *La Garduña de Sevilla*)
7. Die Verliebten Brüder	=	*La Confusión de una noche* (in: *Los Alivios de Casandra*)
9. Die gestraffte Unbeständigkeit	=	*Quien todo lo quiere, todo lo pierde* (in: *La Garduña de Sevilla*).

Liebeshändel:		Zayas y Sotomayor:
2. Die Selbst-erwehlte Dienstbarkeit	=	*La esclava de su amante*
8. Die aufferweckte Todte	=	*El imposible vencido*
10. Die unstraffbahre Rache	=	*La burlada Aminta y venganza del honor*
11. Der hintergangene Liebhaber	=	*Desengaños*, 3a *noche*.

Von den Werken Castillo Solórzanos ist bekanntlich als Ganzes zunächst die *Garduña de Sevilla* (von d'Ouville und Boisrobert) ins Französische übersetzt worden (Paris 1661). Die drei in diesen Roman eingefügten Novellen, die uns in den „Liebeshändeln“ wieder begegnen, gehen jedoch nicht auf diese Übersetzung zurück. Nr. 3 und 7 der „Liebeshändel“ bringen zwei Novellen der *Alivios de Casandra*, die von Vanel unter dem Titel *Les divertissements de Cassandre et de Diane* übersetzt wurden und 1683 bei Barbin in Paris erschienen sind (3 Bde. in 12°), worauf sie bereits 1685 eine Neuauflage (bei Jombert) erlebten. Dem gleichen Werk hat jedoch schon ein Menschenalter früher (1651) Scarron drei Novellen entnommen und in mehr oder weniger starker Bearbeitung in seinen *Roman comique* eingeschaltet.[1] Zwei davon finden wir nun in den „Liebeshändeln“ wieder. Sie schlieſsen sich — auch im Titel — getreulich an die Fassung Scarrons an, nur daſs gewisse Stellen, in denen sich Scarron etwa über die breite Schilderungsweise der Moderomane seiner Zeit oder über den in Spanien üblichen Flirt in den Kirchen lustig macht, gekürzt oder ganz weggelassen sind, was ja begreiflich ist, da diese satirischen Abschweifungen nach der Herausnahme der Novellen aus dem Rahmen des *Roman comique* ihre Bedeutung verlieren muſsten. Vom deutschen Übersetzer wird dann noch ebenso begreiflicherweise, wo es sich um

[1] Vgl. Paul Morillot, *Scarron et le Génie burlesque*, P. 1888, S. 364 f.

den Vergleich mit spanischen Sitten handelt, für „Frankreich" „Teutschland" eingesetzt; Anspielungen auf Pariser Örtlichkeiten werden unterdrückt. Daneben ist die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit nicht von der Hand zu weisen, dafs der französische Kompilator — oder vielleicht auch erst der deutsche Übersetzer — die Fassung Scarrons nebenher noch mit dem Original verglichen hat. Erscheinen doch Gedichte der spanischen Fassung (so etwa fol. 74v.—75v. der Ausgabe Barcelona 1640; Liebeshändel S. 174 f.), die bei Scarron fehlen, in den „Liebeshändeln" wieder an der gleichen Stelle, wenn auch inhaltlich und formal in vollständig neuer Gestalt.[1] Diese Beobachtung gilt auch für die den *Novelas amorosas* der Zayas y Sotomayor entnommenen Stücke, bei denen vermutlich ebenfalls eine Vergleichung mit dem Originaltext stattgefunden hat.

Die zweite Novelle im *Roman comique* (*A trompeur, trompeur et demi*), eine fast wörtliche Übertragung von *A un engaño otro mayor* aus den *Alivios de Casandra*, ist nicht in die „Liebeshändel", bzw. ihre französische Vorlage aufgenommen worden. An ihrer Stelle treffen wir in der 5. Erzählung „Der rechtmässige Betrug" eine Übersetzung von *A lo que obliga el honor* aus der *Garduña de Sevilla* an, die, wie man offenbar bisher noch nicht erkannt hat, nichts anderes ist als eine zweite Fassung der gleichen Novelle, wobei es dahingestellt bleiben mufs, welche von beiden die ältere ist.[2]

Für die dem Novellenbuch der María de Zayas y Sotomayor entnommenenen Stücke hat sich der französische Kompilator, bzw. der deutsche Übersetzer genau an die Übersetzung von 1680 gehalten, die, ebenso wie die Übertragung von Castillo Solórzanos *Alivios de Casandra*, von Vanel herrührt. Bemerkenswert ist besonders bei der 8. Novelle der „Liebeshändel" („Die aufferweckte Todte"), dafs die Fassung von Vanel zusammen mit der deutschen Übersetzung hinsichtlich des beiden gemeinsamen sentimentaltragischen Schlusses in schroffem Gegensatz zum spanischen Original steht, wo die Geschichte glücklich endet. Der naive, echt spanische Ausgang der Novelle bei der Zayas war eben für den französischen wie für den deutschen Geschmack nicht geniefsbar.

Von den übrigbleibenden drei Novellen der „Liebeshändel", Nr. 4: „Der schlaue Buhler" (S. 191 ff.), Nr. 6: „Das Unglůckliche Bildnůfs" (S. 322 ff.) sind die beiden ersteren ohne weiteres als originalfranzösisch zu erkennen. Ihre Handlung spielt beide Male in Frankreich, und zwar in der Gegend von Lyon; auch die Namen der Personen sind französisch. Der Schauplatz der dritten Novelle (Nr. 12) hingegen ist Barcelona, und so möchte man sie zunächst

[1] Wie sich in diesem Punkte Vanel's *Divertissemerts de Cassandre et de Diane* zur span. Fassung verhalten, konnte ich nicht nachprüfen, da auf deutschen Bibliotheken kein Exemplar dieser Übersetzung vorhanden zu sein scheint.

[2] Vgl. Cotarelo y Mori in der Introducción zum Neudruck der *Niña de los embustes Teresa de Manzanares*, Madrid 1906, S. LXXI.

als Erzeugnis der spanischen Literatur ansprechen. Sieht man sich jedoch ihren Inhalt näher an, so wird man ihren französischen Charakter nicht verkennen können. Sie ist ohne Zweifel das beste Stück der ganzen Sammlung, geistreich und spannend bis zum allerdings etwas abfallenden Schlufs. Schon das Motiv ist durchaus unspanisch: ein Ehemann, der sich in die Frau eines andern verliebt, sucht für seine eigene Gattin einen Liebhaber. Dieser verliebt sich jedoch seinerseits in die Geliebte des ersteren und geht mit ihr nach vielen Intrigen und Abenteuern durch. Und nicht minder unspanisch ist es, dafs dieser Ehebruch keine Sühne findet, sondern dafs der betrogene Gatte sich am Ende mit der Feststellung tröstet, dafs eine Frau, die einem davonläuft, das Nachlaufen nicht wert sei.

Die französischen Originale dieser drei Novellen habe ich bisher noch nicht auffinden können.

CURT HÖFNER.

BESPRECHUNGEN.

Fernando Ortiz, *Glosario de Afronegrismos.* Habana, Imprenta „El Siglo XX", 1924. XXVIII, 558 S.

Der Verf. dieses Wörterbuches hat in früheren Arbeiten, zuerst in Artikeln in Lombrosos „Archivio di Psichiatria", dann in selbständigen Büchern die Eigenart und den Einfluſs des Negerelements auf seiner Heimatinsel erforscht. Von seinem groſs angelegten Werke „Hampa Afrocubana" ist 1906 der erste Band „Los Negros Brujos" (Apuntes para un estudio de etnografía criminal), 2. Aufl. 1917; 1916 der zweite „Los Negros Esclavos" erschienen; darauf folgte: „Los Negros Curros" und nun soll noch ein vierter Band „Los Negros ñáñigos" den Abschluss bilden. In diesen Bänden werden die Geschichte, die Religion, die Mythen, die abergläubischen Gebräuche, die eigenartigen Formen des Verbrechertums und der geheimen Gesellschaften, das Negerrecht der Kolonialzeit, die Musik, kurz alle mit dem Negerelement zusammenhängenden Erscheinungen in kritischer Weise gewürdigt.

Der Verf. hatte wiederholt in diesen Studien Gelegenheit und Anlaſs, sich mit den charakteristischen Ausdrücken des kubanischen Negerspanisch zu beschäftigen, und es ergab sich dabei, daſs auch die kubanische Umgangssprache mehr Elemente aus den Negersprachen enthält, als man bisher anzunehmen geneigt war. Diese Wörter und Ausdrücke stellt nun der Verf. in dem vorliegenden umfangreichen Werke übersichtlich zusammen, wobei er die Ansichten der übrigen Forscher auf diesem Gebiete anführt und sich mit ihnen auseinandersetzt. Die bibliographische Liste, S. XVII—XXVIII, wie die einzelnen Artikel zeigen, daſs er auf ethnographischem, soziologischem und linguistischem Gebiet gut belesen und unterrichtet ist; er zeigt eine umfassende Kenntnis der einzelnen Sprachen Afrikas und kennt auch die wichtigsten spanisch-amerikanischen Wörterbücher. Zu bedauern ist höchstens, daſs er Lenz, Diccionario Etimolójico de las voces chilenas derivadas de lenguas indíjenas americanas nicht benutzt hat, wo er über verschiedene Wörter, z. B. *ají*, *cacique*, *(e)nague*, *jaba*, *jaiba*, *macaco*, *papa* ‚Kartoffel' wichtige Angaben gefunden hätte. Schade ist auch, daſs er Schuchardts einschlägigen Arbeiten, vor allem seine so aufschluſsreichen „Kreolischen Studien" nicht kennt. Für das Romanische fuſst er fast ausschlieſslich auf dem Wörterbuch der spanischen Akademie; Meyer-Lübke's Wörterbuch scheint ihm unbekannt zu sein. Auch mein „Amerikanisch-Spanisch und Vulgärlatein" (ZRPh. 40 [1920]) hätte ihm einige Anhaltspunkte geben können und hätte ihm in der spanischen Übersetzung (Buenos-Aires 1924) vielleicht noch zugänglich sein können.

Ortiz' Buch ist eine ausgezeichnete Darstellung des sprachlichen Einflusses der Neger auf Kuba; besonders willkommen sind die eingehenden Erörterungen über die sachliche Bedeutung der einzelnen Wörter und ihren Zusammenhang mit den Sitten und Zeremonien, mit den Anschauungen und der Religion der Neger; grofsenteils hat er sie seinen übrigen Büchern entnommen, aber noch ergänzt und erweitert, so dafs das Buch gewissermafsen zugleich ein alphabetisch geordnetes Repertorium alles darüber Wissenswerten ist.

Bei manchen, besonders auch in Spanien üblichen Wörtern will es uns scheinen, dafs der Verf. in der Annahme eines Negereinflusses zu weit geht. Es ist richtig, dafs schon vor der Eroberung Amerikas und der Einfuhr von Negersklaven in die amerikanischen Kolonien Neger nach Spanien und insbesondere Andalusien kamen und dafs nach der Eroberung manches amerikanische Wort auch nach Europa drang. Aber es geht doch wohl zuweit, in einem Ausdruck wie *¡caramba!* einen solchen Einflufs anzunehmen. Ortiz selbst erkennt in *¡caramba!* den wohl bekannten abschwächenden Euphemismus für den unanständigen Ausdruck; *caramba* bedeutete im 18. Jhd. ,moña del tocado femenino' (S. 334) und wurde ganz einfach gewählt, weil es mit *car-* begann, wie *carámbano, carrizo, carrape* und viele andere Ausdrücke. Wozu also annehmen, dafs das *kalamba, kuramba, kuromba* ,grofs' der Negersprachen hier mit im Spiele sei? Und auch die von O. angeführte Tatsache, dals die Engländer in ähnlichen Sinne als Ausruf der Verwunderuag *great!* gebrauchen, will wenig besagen, da dieses *great!* doch Ersatz für *great god* ist.

Ähnlich will er in *¡mecachis!* (S. 334) Einflufs von einem kongolesischen *makaxi* ,Zorn, Wut' sehen, obwohl er doch richtig das Wort als Euphemismus für *me ca(go)* erkennt, ähnlich wie *me caso* (darüber jetzt Åke W:son Munthe, *Några Anteckningar om en grupp Spanska Kraftuttryck*, Uppsala 1924, S. 4 ff.).

Ebenso unnötig ist es für *muchacho* (S. 355) eine Beeinflussung durch das Haussawort *machiachi* ,desvalido, apurado, pobre' anzunehmen; die Ableitung von *mocho* ist trotz des Einwands von Meyer-Lübke (REW 5793) wahrscheinlich; s. Castro, RFE I, 403, der *rapaz* von *rapar* vergleicht.

In ganz Amerika wird *ño*, *ña* für *don*, *doña*, *señor*, *señora* gebraucht. In Kuba ist die Ausdrucksweise besonders unter den Negern üblich und zwar gebraucht man hauptsächlich *ña*, selten das Mask. *ño*. Deshalb glaubt O. (S. 371), dafs dieses *ña* dem in den Bantu-Sprachen allgemeinen Präfix *ña* entspreche; das ursprünglich ,Mutter' bedeutete und aufserdem Respektswort geworden ist. Aber neben *ño*, *ña* findet sich in Amerika auch *ñor*, *ña* (oder *ñora*), z. B. in Mexiko (Ramos, 371—2), Honduras (Membreño, 120), Argentinien (Page, MLN VIII, 24), Philippinen (Schuchardt, Sitzber. Wien 105, S. 145), ebenso wie im volkstümlichen Spanisch und Portugiesisch (*ñora* bei Pereda, z. B. Sotileza 429); pg. *nhor*, *nhôra*, Rev. Lus. IV, 68; X, 243; XV, 339), und *ña* ist auch im Leonesischen üblich (Rato y Hévia, 88).

Die Interjektion *¡ajila!* ,¡váyase!, ¡lárguese!, ¡fuera!' (S. 19) leitet O. ganz richtig von dem in Kuba und sonst in Amerika gebräuchlichen *ajilarse* (*ahilarse*) ,marcharse' ab; aber er meint: „Pero es muy posible que el uso extenso y permanente del *¡ajila!*, y su aplicación despectiva a una sola persona, haya sido favorecido por el vocablo de los kisikongos *njila*, que significa „camino", ein Wort, das fast allen Bantusprachen zukommt. Diese Annahme leuchtet bei der Verbreitung des Wortes in Amerika und Europa (andalus..

s. Toro-Gisbert, Voces andaluzas, S. 322) nicht ein, um so weniger, als auch das frz. *filer* und das ital. *filare* („*filare* volgarmente dicesi per ‚andarsene'; *fila!* ‚vattene'"; Panzini, Diz. Moderno[4], 240) dieselbe Bedeutung haben.

chota ‚delator, soplón, espía' (S. 184) betrachtet O. als Negerwort. „Parece voz de origen pongüé, pues en el Gabón *chota* o *shota* significa ‚acción de espiar', ‚acechar', etc. *Chiota* se llamó el cargo de policía del harém de Muatiamwa en el Congo". Er weiſs, daſs das Wort auch im spanischen Caló vorkommt, meint aber: „Esta etimologia africana no ofrece, pues, dudas; y no es óbice su uso por la germania española y la gitanería andaluza, en igual sentido". Obwohl hier ein merkwürdiger Anklang in Lauten und Bedeutung vorliegt, kann über den Zusammenhang von *chota* ‚Spion' mit *chota* ‚Ziege' nach den Auseinandersetzungen von Spitzer (Literaturbl. 1921, S. 400; Bibl. dell' Arch. Rom. II, 2, S. 150) und Verf. (Notes Linguistiques sur l'argot barcelonais, Barcelona 1924, S. 104, unt. *xivar*) und den dort aus anderen Sprachen beigebrachten Parallelen kein Zweifel aufkommen. Man kann sich eher fragen, ob nicht der spanische Argotausdruck auf irgend einem Wege in die betreffenden Negersprachen gedrungen ist.[1]

Hinsichtlich *ñato* ‚chato' (S. 377), das in ganz Amerika üblich ist (und übrigens auch in León) äuſsert sich O. selbst mit Reserve. Er meint aber, daſs immerhin das Wort der Mandinga *ñañato* ‚el que padece lepra, sífilis, el que tiene algún miembro carcomido' hereinspielen könne. Für uns genügt der Ersatz der Palatalaffrikata durch den nasalen Palatal, der nicht ohne Parallelen ist, als Erklärung.[2]

Die Annahme, daſs in *cocotudo* ‚testarudo' (S. 123), *cocote* ‚cogote', das auch ganz Amerika eigentümlich ist, das Wort *coco* im Sinne von ‚Kopf' eingewirkt habe, ist zwar naheliegend; doch findet sich *cocote* auch in Europa: arag. (Borao 142), leon. (Rato 144), vizcain. (Mugica, Dial. 27); murc. *cocotera* ‚golpe dado con la mano en el cogote' (Sevilla 58); portug. (trasmont.) *cocote*, *cocota* ‚nuca' (Tavares Teixeira, RLus. XIII, 115), und andererseits kommt in Amerika daneben *gogote* in Mexiko (Ramos 279), neumex. (Espinosa, § 129), Costa Rica (Gagini[2], 147) vor, so daſs eine lautliche Erklärung durch assimilative Attraktion näher liegt.

Bei *coconete* ‚despectivo de muchacho, chiquillo' (S. 121) will O. die bisher angenommene Erklärung des Wortes aus dem Aztekischen nicht gelten lassen,

---

[1] Gabón in Französisch-Äquatorialafrika ist Spanisch-Guinea und Fernando Poo benachbart.

[2] Vgl. z. B. *chácara* ‚úlcera, llaga' in Honduras und San Salvador (Membreño[3], 119) und daneben *ñácara* (ebd.); umgekehrt *enfuncharse* in Kuba = *enfuñarse* (Pichardo[8], 103); auch der Euphemismus *concho* für *coño* gehört hierher. Und einen Wechsel zwischen lateralem und nasalem Palatal zeigt *ñamar* für *llamar* in Puerto Rico (Malaret, Dicc. de provincialismos de Puerto Rico, San Juan 1917, S. 113); ein Tausch zwischen *ñ* und *ll* ist auch in Spanien häufig, vgl. Verf., RFE X, 241, Anm. 2, und Notes ling. sur l'argot barcel., S. 65, unter *guillar*, ebenso in New Mexiko (Espinosa, Revue de dial. rom. I, 77) und im vulgärem Kubanisch: *ñamar*; *añí* = allí; *gañina* = gallina (Dihigo, El Habla popular al través de la literatura cubana, Rev. de la Fac. de Letras, Habana, XX (1915), S. 77) und in Perú: *peñiscar* für *pellizcar* (Arona 392). S. auch Navarro Tomás, Manual de pronunciación española, S. 98—104.

sondern meint es sei angolisch = ‚Hahn‘. „*Coconete* acaso venga a decir ‚pollo‘ o cosa así, en el sentido figurado castellano‘“. Da aber das Wort nur für Mexiko und Kuba bezeugt ist (in welch letzterem zahlreiche Mexikanismen vorkommen) und aztek. *coconetl*, Reduplikativ von *conetl* ‚niño, hijo‘, Plural: *cocone* (Robelo, Dicc. de Aztequismos, S. 503; Icazbalceta, S. 107) genau denselben Sinn hat, sehe ich keinen Grund, den Ursprung des Wortes in Afrika zu suchen.

papa ‚Kartoffel‘ ist das bekannte quíchua-Wort, das sich in ganz Amerika verbreitet hat und auch in Spanien bekannt ist. Als indoamerikanisch sieht es auch O. (S. 389) an. In Kuba bedeutet es vulgär auch ‚Geld‘, in dieser Bedeutung will O. einem Einfluſs eines Negerwortes *papa*, *yapa*, *yaba* sehen, das „Beil“ und dann auch „Geld“ (als primitives Austauschmittel) bedeutet. Aber es handelt sich offenbar um einen der üblichen bildlichen Ausdrücke für „Geld“, wie span. *trigo* ‚pg. *arrôz*, *bagaço*, *carôco* (Bessa, A giria portugueza, s. v.); frz. *biscuit*, *avoir de l'oignon*, etc.

Auch *guano* in der Bed. ‚Geld‘ (S. 230) dürfte ein solcher bildlicher Ausdruck sein; ebensowenig benötigt die Nebenbedeutung von *camote* ‚burla‘ die Annahme einer Kreuzung mit *camelo* ‚chasco, burla‘, ‚que en forma aumentativa y peyorativa debió dar *camelote*‘ (S. 98); *camote*, das sonst die Bezeichnung einer Frucht ist (aztek. *camotli*; Robelo 488), bedeutet auch ‚vulva‘ (Ramos 111), und die Bedeutungsverschiebung zu ‚burla‘ ist dieselbe wie in vulgärspan. *coña* ‚burla, vaya, mofa‘, *coñón* ‚zumbón, chancero‘ (Sevilla 61), arg. barcel. *conya* (Givanel, Butlletí de dialect. catal. VII, 30, und dazu Verf., Notes ling. sur l'argot barcel., S. 53).

Besonders bei den Schallbildungen und Naturlauten übertreibt m. A. Ortiz in der Annahme von Beeinflussungen. *¡Ajó!* (S. 23) ‚interjección con que se acaricia y estimula a los niños para que empiecen a hablar‘ soll aus einem *¡ojó!* der Lucumí-Sprache stammen; *¡ojó!* (S. 385) ‚interjección de desprecio e indiferencia, como diciendo‘, „¡A mí qué! ¡No me importa!“ demselben Lucumí-Wort entsprechen. *¡ba!* 1. esta interjección se usa para negar algo en son de burla‘. *¿Crees que venga? ¡Ba!*“, 2. úsase familiarmente para oponerse a algo. „*¡Ba! ¡ba! no sigas*“ (S. 36) ist nach O. ‚interjección lucumí o yoruba, según Crowther: *Ba* ‚expresión enfática negativa‘. Como raiz úsase en formaciones negativas“. Aber in den europäischen Sprachen ist dieser *ba(h)!* als Ausruf des Erstaunens oder Unglaubens nicht weniger häufig. Für *¡fo!* ‚pfui‘ (S. 205) denkt er an *ifuó* ‚excremento maloliente‘, der negros ñáñigos (zu bantu *vi*, *fi*, excremento); im Nachtrag, S. 517 erinnert er aber daran, daſs dieses *¡fo!* auch in Spanien gebräuchlich ist (andal., galiz., leones., cf. Toro-Gisbert, Voces andaluzas 454) und sagt: „No hay que olvidar que el *fó* americano, con el *ifuó* africano, o el *¡pfui!* alemán, el *¡fi!* francés, etc., son morfemas derivados de *p* o *f*, que con valor interjectivo son de uso casi universal“. Diese Annahme einer Urverwandtschaft dürfte entschieden vorzuziehen sein. Dasselbe gilt wohl für *miz* ‚voz que se usa para llamar al gato‘ (S. 338), *mizo*, *-a*, *micho*, *-a* als Namen der Katze (S. 338 u. 337); Ortiz sagt: ¿Será onomatopéyica, como *miau*?, meint dann aber: ¿Puede proponerse una etimología conga del vocablo *mixi* ‚gato‘, difundida por los esclavos negros desde los siglos XV y XVI? Und warum soll *¡sale!* ‚interjección despectiva que se dice a una persona para manifestarle que no se cree lo que

dice; ¡huye!‘ (S. 413) es nötig haben, als ‚castellanización de la interjección lucumí *¡shai!* o *¡chai!* angesehen zu werden?

Bei *bobo* ‚dumm‘ (S. 57) gibt O. zu, daſs eine durch das Phonem *bab* ausgedrückte allgemeine Onomatopöe vorliegt (vgl. REW 852); da aber in Negersprachen ähnliche Wörter ‚stumm‘ heiſsen, fragt er sich: ¿Habrá influído el *bobo* de los negros esclavos, en el castellano? Ähnlich schwankt er bei *gago* ‚Stotterer‘ (S. 214) zwischen Annahme einer Lautbildung und dem Einfluſs eines Negerwortes *agaga* ‚stottern‘. Ich darf auf meine Bemerkung über *gago* in RFE X, 78 verweisen und glaube, daſs in all diesen Fällen ein direkter Negereinfluſs abzulehnen ist und es sich einfach um Urverwandtschaft handelt. Noch viel weniger bedarf des Kosewort *Lola* für *Dolores* (S. 526) der Annahme eines Einflusses des Kongowortes *lolo*, *lwlw* ‚madre‘. Und auch *batacazo* ‚golpe fuerte y con estruendo‘ (S. 45) erklärt sich als Schallwort zur Genüge.

Eher schon möchte man bei *bemba*, *bembe* ‚bezo, labio grueso‘ (S. 47/8) an solche Beeinflussung denken, da im Gambón, Kamerun und Span.-Guinea ein Wort *mbemba*, *m-pemba* u. ähnl. vorkommt, das allerdings ‚Nase‘ bedeutet; da die dicken Lippen ein somatisches Kennzeichen der Neger sind, möchte hier am ehesten ein direkter Einfluſs zugegeben werden, zumal *bemba*, *bembo*, *bembe* ausgesprochene Amerikanismen sind. Aber ähnliche Wörter für ‚Lippe‘ finden sich auch anderwärts (s. Verf., RFE X, 75), und vgl. Sainéan, Les sources indigènes, I, S. 398.

Bei aller Skepsis gegenüber der Annahme von Beeinflussungen spanischer Wörter durch solche der Negersprachen soll damit nicht gesagt sein, daſs es nicht einzelne Fälle lautlicher Beeinflussung oder von Kreuzungen geben mag, wie Ähnliches in freilich auch nicht allzu zahlreichen Fällen für das Verhältnis von Spanisch und Indianisch gilt.[1]

So ist es möglich, daſs *agüé* ‚ahora‘ (11) eine Umbildung des altspanischen *agora* nach dem Kongoworte *guan*, *oguan* von gleicher Bedeutung ist (S. 11), und auch *ahuoy* ‚hoy‘ im Negermund mag mit Ortiz (S. 13) ähnlich zu deuten sein. Besonders beachtenswert ist, daſs der Verf. das in Amerika so häufige Pejorativsuffix *-ng-* (*-ango*, *-ingo*, *-ongo*, etc.), das auch im europäischen Spanisch immer mehr um sich greift (s. Verf., La Infancia de Jesu-Christo, S. 225; Spitzer, Bibl. dell' Arch. Rom. II, 2, S. 114) und das man bisher als germanischen Ursprungs ansah, auf die in den Negersprachen so häufigen Ausgänge[2] zurückführt und darüber eine Monographie in Aussicht stellt. Daſs hier ein solcher Einfluſs mit in Frage kommt, halte ich bei der Häufigkeit solcher Bildungen gerade auf den Antillen und im amerikanischen Spanisch nicht für ausgeschlossen (s. in Ortiz' Wörterbuch unter *bitongo*, S. 55, *burundanga* 76, *fricanga*, *fritanga* 207 and vgl. *sebingo*, S. 523 (unter

---

[1] Von den von P. González Casanova, Ensayo etimológico de los mejicanismos de origen azteca (Boletín de la Universidad de México, tm. 1, no. 2 [1922], 385—437) angenommenen begrifflichen Beeinflussungen des Aztekischen auf das mexikanische Spanisch hält einstweilen freilich wenig einer kritischen Prüfung Stand (s. Verf., RFE XI, 75 ff.).

[2] Auf die Häufigkeit des Suffixes ..*inga* in den Bantusprachen machte auch Gonçalves Viana, Apostilas aos diccionarios portugueses, B. I, S. 208 aufmerksam.

fana), 'despectivo del castellano *sebo* für ,suciedad producida por el desaseo en los órganos genitales del hombre'; *guasanga* ,escándalo, alboroto, griterio' (S. 237) zu *guasa*; auch Mexiko (Ramos 284), Honduras (Membreño[8], 88), Guatemala (Lemos 108); *cuballerango* ,el mozo que en las haciendas o casas particulares cuida y ensilla los caballos, in Mexiko (Icazbalceta 62)[1]; *pichilingo* ,chiquito' in Mexiko (Ramos), *pichingo* ,muñeco' in Honduras (Membreño[8], 132) zu andal. *pichilin*, vizcain. *pichi* ,pequeño, (Toro-Gisbert, Voces andaluzas 543).[2]

M. L. WAGNER.

Eleuterio F. Tiscornia, *„Martin Fierro“ comentado y anotado.* Tomo I: Texto, Notas y Vocabulario. Buenos Aires, Imprenta y Casa Editora „Coni“, 1925. XX, 501 S.

Die volkstümlichste und beliebteste Dichtung Argentiniens, José Hernández' „Martin Fierro“, liegt hier in einer philologisch gewissenhaften und ausgiebig kommentierten Ausgabe vor, die dem jungen „Instituto de Filología“ in Buenos Aires, aus dem sie hervorgegangen ist, und dem Herausgeber selbst alle Ehre macht.

Tiscornia hat, soweit es die Umstände erlaubten, einen kritischen Text des Gedichtes geschaffen. Für den ersten Teil der Dichtung legte er das im Besitz der Familie des Dichters befindliche, mit handschriftlichen Korrekturen des Verfassers versehene Exemplar der Ausgabe von 1872 zugrunde, da die ursprüngliche handschriftliche Fassung nicht erhalten ist; für den zweiten Teil, „La Vuelta de Martín Fierro“ benutzt er den Originaltext der ersten Ausgabe von 1879. Von diesem existiert zwar das Manuskript des Verfassers, ist aber gegenwärtig verschollen.

Da der Martín Fierro in vielen fehlerhaften Fassungen verbreitet ist, ist diese korrekte und zuverlässige Ausgabe sehr zu begrüfsen. Sie ist es um so mehr, als Tiscornia keine Mühe gescheut hat, um den Text in sachlicher und sprachlicher Hinsicht zu beleuchten. Denn die in dem Gedichte geschilderten Verhältnisse sind mit den Worten des Herausgebers „un complejo de cosa muerta y viva en el tiempo; de usos y costumbres desaparecidos los más, persistentes los menos; de tradición castiza, conservada intacta o modificada por el ambiente; de substancia criolla, creada por el genio nativo; de naturaleza universal y de color local; de acciones humanas y de sentimientos personales, de alusiones políticas y sociales. La mayor suma de estos elementos, constitutivos de la vida gauchesca en amplio campo, son hoy poco menos que cosas desconocidas de los propios argentinos, no ya de los extranjeros, porque en un período de años, que apenas es un soplo no obstante en la historia de los pueblos, el cambio de las costumbres y la casi extinción de los usos

---

[1] Auch neumex. *caballerango* 'boy that has charge of cowboys' horses during a „round-up“, good horseman'. (E. C. Hills, Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXI [1906], 742).

[2] Ein Kapitel über die *-ng*-Bildungen enthält Juan B. Selva, Crecimiento del Habla, Buenos Aires, 1925 (Capítulo IV: Sufijos olvidados, S. 90—103), das, trotzdem alles mögliche durcheinander geworfen wird, viel nützliches Material enthält. Über den Ursprung der Suffixe äufsert sich der Verf. nicht

regionales han producido nuevas imágenes de vida cosmopolita y han borrado las primeras del escenario indígena“ (S. XIII—XIV).

So ist denn dar Kommentar des Herausgebers hochwillkommen; er erlaubt es erst, den Wert und die Bedeutung der Dichtung richtig zu verstehen. Tiscornia hat sich die Aufgabe nicht leicht gemacht. Er ist im alten spanischen Schrifttum ebenso zu Hause wie in der volkstümlichen und wissenschaftlichen Literatur seiner Heimat, ist mit den lexikalischen Hilfsquellen Spaniens und Amerikas wohl vertraut und besitzt auch eine weitgehende Kenntnis der europäischen romanistischen Veröffentlichungen und Zeitschriften, wie man das aus begreiflichen Gründen bei Amerikanern selten antrifft.

Abgesehen von den Anmerkungen, die den Text begleiten, folgt auf diesen ein Wörterbuch der bemerkenswertesten Amerikanismen und lexikalischen Eigentümlichkeiten der Gauchosprache, eine ganz vorzügliche Arbeit, mit Berücksichtigung des Gebrauches in anderen amerikanischen Ländern, aber auch in den spanischen Dialekten der Halbinsel, und mit Anführung der einschlägigen Literatur und Stellungnahme zu ihr.[1]

Einige Bemerkungen und Zusätze seien gestattet:

achurar ‚matar‘ I, 600, eigentlich ‚sacar a un animal las entrañas‘ auch von den argentinischen Wörterbüchern (Granada, Garzón, Segovia) verzeichnet, und dazu der Fleischerausdruck *achuras* ‚el conjunto de vísceras, la corada de las res‘ hatte Ciro Bayo, Vocabulario criollo-español, S. 10 ohne nähere Begründung für ein Quichua-Wort erklärt, was Segovia ihm nachspricht. Tiscornia hält es für das span. *asadura*, „por intermedio del andalucismo *asaúra* = *aś(a)ura*“. Aber ein solcher lautlicher Übergang hat wohl kein Gegenstück und ist bedenklich.

Ich glaube, dafs wir es mit einer Ableitung von dem Worte *churi* ‚cuchillo, puñal‘; *churinar* ‚acuchillar, asesinar‘ zu tun haben, das im spanischen caló gebräuchlich (Besses, 69) und indischer Herkunft ist (s. Verf., Notes linguistiques sur l'argot barcelonais, Barcolona 1924, S. 106).

Es ist nicht das einzige Wort der Gaucho-Sprache, das aus dem spanischen Rotwelsch stammt; so gebraucht Hernández I, 864 *lagarto* (*Más lagarto serás vos!*), so wie es die germanía tut (Hidalgo: ‚ladrón del campo o que se muda de muchos colores el vestido para que lo desconozcan‘), s. Tiscornia, S. 56, Anm.; aufserdem *terne*, s. weiter unten; *boliche* ‚pequeño despacho de comestibles y bebidas‘ (I, 686), ähnlich wie bei Hidalgo ~ ‚garito, casa de juego‘ (s. Tiscornia, S. 385).

contra im Sinne von ‚junto a‘ (S. 389) ist, wie der Hsg. sagt, „característico de los paisanos“, und er führt auch Stellen aus Estanislao del Campos' „Fausto“ an: *Vide una fila de coches | Contra el tiatro de Colón* (II, 25); *Contra una máquina hilando | La rubia se apareció* (V, 57). Man könnte hinzuzufügen, dafs dieser Gebrauch auf das ältere Spanisch zurückgeht, in dem *contra* oft = „enfrente de, hacia“ verwendet wird, vgl. Menéndez Pidal, Cid I, S. 389 und z. B. *Sentóse uno contra el otro* (Cervantes, Rinconete y Cortadillo, Borrador, s. Krit. Ausg. von Rodríguez Marín,

---

[1] Der Verf. stellt einen 2. Band in Aussicht, in dem er das Literaturgeschichtliche und eine Grammatik der Sprache des Gedichtes bringen will.

S. 317). Aus Beispielen wie diesem leitet sich leicht der Gebrauch von *contra* im Sinne von ‚zur Seite, neben‘ ab.

conchabar ‚ponerse a sueldo en oficios bajos‘ (S. 394) belegt Tiscornia aufserdem für Mexiko, Chile und Brasilien in derselben Bedeutung. Toro-Gisbert, Voces andaluzas, S. 396 führt ähnliche Bedeutungen für Columbien und Venezuela an, und in Ecuador bedeutet das Wort ‚unirse o ponerse de acuerdo varias personas con fines generalmente malos‘ (G. Lemos, Semántica o Ensayo de lexicografía ecuatoriana, Guayaquil 1920, S. 55).

cuja ‚cama‘ (S. 396), so in ganz Amerika und in derselben Bedeutung in Spanien im XVI. Jhd. Tiscornia hält es für dasselbe Wort wie *cuxa* ‚muslo‘, später ‚bolsillo de cuero cosida a la silla del caballo donde se mete el cuento de la lanza‘. Für dieses ist die Ableitung von *coxa* klar (vgl. REW 2292). Tiscornia meint: „Pero al mismo tiempo que en España tomaba el [sentido] de „bolsa“ y se pasaba a ‚asiento‘ por influencia de *cojín*, se extendía también al de ‚catre‘, y así el Diccionario de Autoridades (II, 713) pudo decir: ‚*cuxa* = lecho de la cama‘“; dann „Bett“ überhaupt. Aber dieser Bedeutungsübergang ist doch recht gezwungen, und ich frage mich, ob *cuxa, cuja* in der Bed. ‚Bett‘ nicht ein Gallizismus ist und frz. *couche* entspricht.

dende ‚desde‘ (S. 406), bis ins 16. Jh. gebraucht und dann durch *desde* abgelöst, aber, wie Tiscornia richtig sagt, noch viel in den Dialekten der Halbinsel gebraucht. Er hätte, da er sonst die amerikanischen Parallelen anführt, noch sagen können, dafs *dende* in ganz Amerika vulgär gebraucht wird: Mexiko [Ramos 103]; Cuba [Dihigo, El habla popular a través de la literatura Cubana, Rev. de la Fac. de Letras y Ciencias, Habana, Enero de 1915, p. 80); Puerto Rico [Malaret 61], Costa Rica [Gagini², 122], Columbien [Uribe, s. v.], Chile [Echeverría, s. v.]) und hätte auf Lenz, La Oración y sus Partes, S. 210, Anm. verweisen können, wo auch darüber gehandelt wird.

engatusar ‚burlar, engañar‘ (S. 410). Die dort angeführte Form *engaratusar* aus Nordkolumbien findet sich auch in Mexiko (Ramos und Rodríguez Beltrán, Pajarito, Vocabulario, s. v.) und Honduras (Membreño³, 75).

mamajuana (S. 434) ‚damajuana‘; über die scherzhafte Benennung (*dame-Jeanne*) durch die französischen Seeleute, s. jetzt L. Sainéan, Les sources indigènes de l'étymologie française I, S. 13f. *Mamajuana* ist eine ähnliche Umdeutung wie das von Sainéan vermerkte prov. *marijano*.

marica ‚hombre afeminado‘ (S. 437). Dazu Spitzer, Bibl. dell'Arch. Roman II, 2, S. 92. Für die Ableitung vom Eigennamen spricht aufser dem von Spitzer angeführten gleichbedeutenden guatemalt. *chabelón* (von Chabelo, Hypokoristikon von *Isabela*) auch portug. (alemtej.) *anninhas* ‚maricas‘ (Rev. Lusit. XIV, 103) von *Anna*. Vgl. auch Costa Rica: *mamita* ‚marica‘ bei Gagini², 175 und Verf., ZRPh. 1923, S. 121, Anm. 1.

mesmo ‚mismo‘ (S. 443), auch sonst in Amerika: Neumexiko [Espinosa 28], Mexiko [Ramos 354], Cuba [Dihigo 60], Puerto Rico [Malaret 107], Costa Rica [Gagini², 181], Guatemala [Lentzner, Mod. Lang. Notes VIII, 84]). Dazu aufserdem Espinosa, Metipsimus in Spanish and French, Publ. of the Mod. Lang. Ass. of America, 1911, 356—78, und Krüger, Westspan. Mundarten, S. 61.

milonga, ‚danza, enredo‘ (S. 444). Über die afrikanische Herkunft jetzt ausführlich F. Órtiz, Glosario de Afronegrismos, Habana 1924, S. 53 ff. unter *bilongo*,

pedo ‚borrachera' (S. 455). Der Verf. sagt: „De *peda*, falsa corección del andalucismo *pea*" und verweist auf Cuervo, Apuntaciones, § 793. In der 5. Aufl. der Apuntaciones, die ich zur Hand habe, erklärt Cuervon *pea* als Andalusismus und hält es für *pega* (aus Redensarten wie *pegarse una mona*, *pegársela de chicha* entstanden).

In Andalusien sagt man *peo* und *pea* (Rodríguez Marín, Cantos pop. español. IV, 426); *pea* hört man heute auch in Madrid (Pastor y Molina, Rev. Hispanique XVIII, 59) und vulgär in Cuba (Pichardo[3], 203). Da der Rausch auch im katalanischen Rotwelsch *pet*, in Madrid auch *mierda*, in Álava *porrote* (eig. ‚ventosidad ruidosa', Baráibar 210) heifst, so kann der Zusammenhang mit *pedo* ‚crepitus ventris' nicht fraglich sein (s. Verf., Notes ling. sur l'argot barcel., S. 82, unter *pet*) und vgl. dazu auch venet. (plebeisch) *cagona* ‚ubbriacatura' (Boerio 116).

peje ‚pez' (S. 455), auch sonst in Amerika und im Judenspanischen (*peśe*), s. Verf., RFE X, 81.

pelao ‚pobrete' (S. 456), allgemein amerikanisch, s. Verf., Mexikan. Rotwelsch, ZRPh XXXIX, 542 und barcel. argot: *pelat* ‚el que va sempre amb la butxaca buida' (Givanel, Buttl. de dial. cat. VII, 50 und dazu Verf., Not. ling., S. 81).

ramada = enramada ‚cobertizo amplio, armado sobre horcones, con techo de paja o ramas, sin paredes' (S. 469); auch sonst amerikanisch, nicht nur Columbien (Cuervo, § 657), sondern auch Mexiko (Ramos 429), Costa Rica (Gagini[2], 212), Venezuela (Maracaibo, Medrano[2], 52), Chile (Rodríguez, 404).

redomón ‚potro en amansamiento' (S. 474). Der Verf. hält es für speziell argentinisch und ‚por influencia argentina se usa también la voz en Chile (Rodríguez, 415) y el Brasil' (Beaurepaire, 123). Aber das Wort lebt auch in Mexiko fort („caballo recién domado, no completamente domesticado", Ramos, 433), sowie in Honduras (Membreño[3], 143); also gehört es wohl zum panamerikanischen Wortschatz.

temeridá ‚copia, abundancia' (S. 484). Der Verf. vergleicht mit Recht *barbaridad*, das aber nicht nur aragonesisch und asturisch ist, sondern heute in ganz Spanien volkstümlich ist (vgl. Pequeño Larousse: *barbaridad*, fam. ‚gran cantidad': *comer una barbaridad*) und auch in Amerika gebraucht wird (Gagini[2], 69). Pío Baroja gebraucht es häufig: z. B. „Hacíamos la corte a Rosita, y ella se reía como una loca, y bailaba el Tango, la Cachucha y el Vito, y le faltaba al inglés una barbaridad de veces" (La Busca, 143); „. . . y vemos en el muelle de aquella aldea una barbaridad de gente" (Mala Hierba, 190); „. . . disparó desde una ventana del caserío una barbaridad de cohetes" (Idilios Vascos, in Páginas Escogidas, 105).

Zu vergleichen ist damit auch das volkstümlich portugiesische *rôr* ‚grande porção, multidão', das man auf *horror* zurückführt (REW 4190),[1] z. B.: „. . . um idiota vesgo, que lhe dava casa e horta e cadeiras de palhinha, afóra dôze moedas e dous carros de milho por ano, um rôr de cousas" (Camilo, Eusebio Macario, 10).

---

[1] Vielleicht ist es aber eher identisch mit dem in Columbien gebrauchten *rigor* ‚multitud de cosas' (Peq. Lar.). In Südportugal (Algarve) wird wiederum *bruteza* im Sinne von 'grande quantidade de qualquer coisa' verwendet (J. J. Nunes, Rev. Lus. VII, 111).

terne ‚matón, guapo‘ (S. 485), auch *ternejal* in gleicher Bedeutung. Tiscornia sagt ganz richtig, dafs *terne* in dieser Bedeutung der Sprache der pícaros angehört und in den Wörterbüchern der germanía angeführt wird (Besses, 157; Rebolledo, 100; Pabanó, 129); auch verweist er auf eine Stelle aus Pereda's Peñas Arriba. Es ist heute in Spanien volkstümlich im Sinne von ‚valentón‘ (Peq. Larousse); vgl.: „De donde se siguió que los nobles, de allí en adelante, continuaron tan ternes y honrados‘ (Pérez de Ayala, Pandorga, La Novela de Hoy, Año I, no. 3, 2 junio 1922, S. 20).

Für Amerika ist noch Perú: *ternejo*, *trejo* ‚guapetón‘ und Cuba: *ternejal* id. (bei Salvá) anzuführen, nach Arona, 471 u. 476; ebenso Ecuador: *ternejo* ‚valiente, enérgico, vigoroso‘ (Lemos, Semántica, S. 187).

Tiscornia meint: „Parece necesario pensar en influencia de *terno* ‚juramento, porvida‘, con que sonoramente prolongan los matones sus acciones, para explicarse la razón de *terne*“; aber schon die caló-Ableitung *ternariló* ‚valentía‘, die er anführt, hätten ihm zeigen können, dafs es sich um ein Zigeunerwort handelt. Besses, S. 157 verzeichnet neben dem volkstümlichen spanischen *terne* das caló-Wort *teroné* ‚animoso, entero‘ (auch bei Rebolledo). Zugrunde liegt span. zig. *ternoró* ‚joven, nuevo‘ (Borrow); allg. zig. *terno* ‚Jugend, jung‘; *tarno, -i*; plur. *tarne* ‚jung‘ = sanskr. *tarúṇa* (hind. ترن *tarún* ‚young, adult‘) nach Pott, Die Zigeuner in Europa und Asien II, 286; Miklosich, Mundarten VIII, 80.

M. L. WAGNER.

L'Italia dialettale. Rivista di dialettologia italiana, diretta dal Prof. Clemente Merlo. Pisa, Ferd. Simoncini, 1924 ff.

Die seit dem Jahre 1924 unter der Leitung von Clem. Merlo erscheinende neue Zeitschrift setzt sich zur Aufgabe, den mundartlichen Sprachschatz Italiens in Sicherheit zu bringen, bevor er gänzlich der Zerstörung anheimgefallen ist. Sie wird damit zum Sammelpunkt der italienischen Dialektologen und tritt gleichzeitig an Stelle des seit dem Kriege so gut wie eingegangenen Archivio glottologico italiano.[1] Das Arbeitsgebiet der neuen Zeitschrift will sich nicht nur auf die italienischen Mundarten romanischer Herkunft, sondern auch die fremden Sprachinseln und das aufserhalb des Regno gesprochene Italienisch erstrecken. Lautliehre und Formenlehre, Syntax und Lexikologie sollen in der neuen Zeitschrift in gleicher Weise zu ihrem Rechte kommen. Wenn es dem Leiter der Zeitschrift gelingt, dieses Programm zu verwirklichen, dann wird die 'Italia dialettale' ein wertvoller Faktor in der italienischen Mundartenforschung werden.

Anno I, fasc. 1 u. 2. — Das erste Heft wird eröffnet durch *Norme per la trascrizione fonetica.* Das in der Zeitschrift verwendete System ähnelt dem des Archivio glottologico, ist aber sehr viel reicher nuanciert. Manches Zeichen ist vielleicht nicht glücklich gewählt. So werden für die bilabialen Reibelaute die Zeichen *ƀ* und *ᵽ* verwandt. Letzteres Zeichen ist mifsverständlich, da es sich ja im Grunde nicht um *p*, sondern um bilabial gebildetes *f* handelt. —

---

[1] Seit 1926 erscheint diese Zeitschrift wieder.

S. 12: Clem. Merlo, *L' Italia dialettale*. Stellungnahme Merlos zu der von Ascoli in seinem Beitrag zur Encyclopaedia Britannica versuchten Klassifizierung der italienischen Mundarten. Indem er die Unhaltbarkeit der von Bartoli verfochtenen Appenninentheorie erweist, unterscheidet M. folgende vier Gruppen: 1. Mundarten, die aufserhalb des italienischen Systems stehen (Rätisch und Frankoprovenzalisch), 2. die oberitalienischen Mundarten (ligur., piem., lomb., venez.), 3. die 'dialetti centro-meridionali' (von den Marken bis Sizilien), 4. die toskanischen Mundarten. — S. 27: C. Battisti, *Appunti di fonetica móchena*. Behandelt die Lautlehre der deutschen Sprachinseln im oberen Fersinatal (Südtirol). — S. 91: V. Bertoldi, *Genealogie di nomi designanti il mirtillo*. Bespricht eine Reihe altertümlicher Bezeichnungen der Heidelbeere (judik. *glastín*, rät. *izun*), die zu lat. *glastum* in Beziehung gebracht werden. — S. 114: G. Toppino, *Il dialetto di Castellinaldo* (Prov. Cuneo). Ergänzungen zu Toppinos früheren im Arch. glott. XVI und in den Studi Romanzi X veröffentlichten Arbeiten über denselben Dialekt. — S. 161: V. Bertoldi, *Genealogie di nomi designanti il mirtillo* (continuazione e fine). Behandelt die Ableitungen von *ater* (lad. *ladrión*, franz. *airelle*), *baca*, *sentes* etc. — S. 190: S. Sganzini, *Fonetica dei dialetti della Val Leventina*. — S. 213: C. Salvioni, *Etimologie valtellinesi*. Pubblicazione postuma. — S. 229: M. Porena, *Di un fenomeno fonetico dell'odierno dialetto di Roma*. Betrifft die verschiedene Entwicklung des bestimmten Artikels und des Demonstrativpronomens *questo* und *quello*. In *e llo stesso* 'è la stessa cosa' wird zum Unterschied von *e lo stesso* (sc. uomo) der anlautende Konsonant nicht deswegen verdoppelt, weil die erstere Form adverbiale Funktion hat, sondern weil wir es hier mit der Form des Neutrums zu tun haben, die in Südlatium und Kampanien von der männlichen Form meist scharf geschieden ist, vgl. Sonnino, Serrone *yo* m., *lo* n., Nemi *u* m., *o* n., Gallo *ru* m., *lə* n. — S. 238: Clem. Merlo, *Concordanze corse — italiane — centromeridionali*. Hebt einige lautliche und morphologische Übereinstimmungen zwischen den korsischen und unteritalienischen Mundarten hervor, wie den Wandel von vortonigem *o* > *a*, *ga-* > *ya*, *gr-* > *r*, Dehnung (dietro a particola rafforzativa) von *v* > *bb*, *j* > *ǧǧ* etc. — S. 252: G. Melillo, *La pesca nel lago di Varano*, gibt nach etymologischen und sachlichen Gesichtspunkten einen Überblick über die Fischersprache des apulischen Langunensees, wobei u. a. 29 Namen von Fischen erklärt werden. — S. 267 ff.: Recensioni: M. Gualzata, *Di alcuni nomi locali dell' bellinzonese e locarnese*, Bibl. dell' Arch. Rom. ser. II, vol. 8 (D. Olivieri). — B. Guyon, *Note di toponomastica Giulia*, Riv. indo-greco-ital. VIII, 244 ff. (id.). — O. Penzig, *Flora popolare italiana*. Genova 1924 (C. Merlo). — S. 276 ff.: Bollettino del Vocabolario della Svizzera italiana. N. 1. Bringt interessante Skizzen ländlicher Gebrauchsgegenstände. — Indici del volume.

Anno II, fasc. 1 u. 2. — S. 1: G. Toppino, *Il dialetto di Castellinaldo* (Fortsetzung und Schluſs). Interessante syntaktische Erscheinungen werden mit Umsicht behandelt und meist richtig erklärt. Hervorgehoben sei besonders Nr. 266 *bela grasa* 'ben grassa', Nr. 267 *amní i vẹnu* 'venire vengono', Nr. 286 *'n poka-d roba* 'un po' di roba', *n poki-d dí* 'un po' di giorni', Nr. 319 *torna* 'di nuovo', das auch in kalabr. *jocamu torna* 'giuochiamo di nuovo' wiederkehrt. — S. 50: C. Battisti, *Le premesse fonetiche e la cronologia dell' evoluzione di* a *in* e *nel ladino centrale*. Weist nach, daſs der zentral-

ladinische Wandel von *a > e* nicht über das 16. Jahrhundert hinausreicht. — S. 85: Clem. Merlo, *Il vocalismo tonico del dialetto di Carbonara di Bari.* Auffällig ist in dieser in mancherlei Hinsicht merkwürdigen Mundart der völlige Zusammenfall von freiem (nicht dem Umlaut unterworfenen) *ǫ, ọ, ę* und *ẹ* zu *ö̜ə* : *kö̜ərə* (< *cor*), *skrö̜əfə* (< *scrofa*), *pö̜ətə* (< *pede*), *nö̜əvə* (< *nive*) und die ebenfalls zu gleichem Resultat verlaufende Entwicklung von *ī* und *ū* [> *ọ̈ə*] : *rö̜əpə* (< *ripa*), *mọ̈ərə* (< *muru*). — S. 100: S. Sganzini, *Fonetica del dialetto della Val Leventina* (Fortsetzung und Schlufs). — S. 156: G. Bottiglioni, *La penetrazione toscana e le regioni di Pomonte nei parlari di Corsica*, mit 11 Tafeln und einer Übersichtskarte. Sucht die starken Einflüsse, die das Toskanische auf die korsischen Mundarten seit Jahrhunderten ausübt, im einzelnen aufzudecken, um zu zeigen, 'che cosa sarebbe stato il corso senza la penetrazione toscana che ormai tutto lo domina'. Auf toskanischen Einflufs zurückgeführt werden u. a. die hyperkorrekte Aussprache von *bęrba* 'barba', *ferina* 'farina', der Ersatz des älteren korsischen *ẹ* (< *ę*!) durch tosk. *ę*, von *ę* (< *ẹ*!) durch *ẹ*, das Eintreten von *l'* statt *ll* oder *ḍḍ* (< *lį*). Dieser für das Altkorsische so charakteristische Wandel von *lį* > *ll* (bzw. *ḍḍ*), der sich im Südsardischen (*fillu, folla, palla*) wiederfindet, ist mir auch aus Kalabrien bekannt, allerdings nur aus einem einzigen Orte (Terranova di Sibari): *palla* 'paglia', *filla* 'figlia', *kanilla* 'kleie' (< *canilia*), *llómmaru* 'gomitolo' (< *glomere*) etc. — S. 211: D. Olivieri, *Mezzo secolo di studi sulla toponomastica italiana.* Guter Überblick über die Ortsnamenforschung in Italien. Für Kalabrien wäre auch noch zu nennen gewesen P. Rolla, *Toponimia calabrese.* Casale 1895. — S. 238: Clem. Merlo, *I nomi della pentecoste nei dialetti italiani.* Es hätte hervorgehoben werden sollen, dafs das Fest in Unteritalien wenig beachtet wird, was das Fehlen von wirklich bodenständigen Ausdrücken in diesem Gebiet erklärt. — S. 251: C. Salvioni, *Etimologie emiliane e romagnole.* Das piacent. *sugla* 'Bohrer' gehört mit tosk. *succhio* 'Bohrer' weder zu *suculare* 'saugen' noch zu *sūcus* 'Saft', sondern ist Fortsetzung eines lat. *sucula*, bzw. *suculus* 'junges Schwein', vgl. ital. *verrina* (*verres*!), ostfranz. *verrat*, kalabr. *verracchiu* 'Bohrer'.

G. Rohlfs.

Theodor Gartner, *Ladinische Wörter aus den Dolomitentälern.* Zusammengestellt und durch eine Sammlung von Hermes Fezzi vermehrt. [Beiheft 73 zur Zeitschrift für romanische Philologie.] Halle a. S., M. Niemeyer, 1923. 201 Seiten.

Man kann es dem 1925 verstorbenen Gelehrten, der sich so aufserordentliche Verdienste um die Erforschung des Rätischen erworben hat, gar nicht genug danken, dafs er noch als 80 jähriger diese wertvolle lexikographische Sammlung herausgegeben hat. Das Buch bildet eine bedeutend vermehrte Auflage des kleinen Wörterbuches, das Gartner im Jahre 1879 seiner „Gredner Mundart“ beigefügt hatte. Mit in die Sammlung eingearbeitet ist das wertvolle Material, das auf Gartners Anregung H. Fezzi (im Kriege gefallen) aus den sonstigen um die Sella-Gruppe gesprochenen Mundarten (Enneberg, Gadertal, Buchenstein, Fassa, Fleims) zusammengetragen hatte. Zu dem grednerisch-deutschen Wörterbuch (S. 11—115) gesellt sich als zweiter Teil ein deutsch-

grednerisches Wörterbuch (S. 116—201), das uns um so willkommener ist, als es unter dem Strich, soweit stärkere Abweichungen vorliegen, auch die Formen der übrigen Dolomitentäler verzeichnet.

Die Publikation bildet deswegen eine besonders erfreuliche Bereicherung auf dem Felde der rätoromanischen Sprache, als Greden und die übrigen Dolomitenmundarten wichtige und durchaus originelle Einzelzüge bieten, zudem gerade diese Teile des Rätischen heute mehr denn je durch das eindringende Italienisch bedroht sind. Freudig begrüſst man auch die vielen dem deutsch-ladinischen Teil beigefügten sachlichen Anmerkungen, die der Sammlung Fezzis entnommen sind. Was wir da lesen über die Bestellung des Ackerlandes, den Betrieb der Alpweiden, Milchwirtschaft, Flachsbereitung, Hausformen, Backen, ländliche Geräte etc., läſst ahnen, wieviel aufschluſsreiche Arbeit hier durch den frühen Tod Fezzis zum Torso geworden ist.

Den grednerischen Formen fügt Gartner, soweit es möglich ist, die Nummer des Rom. Etym. Wörterb. bei, in die das Wort einzureihen ist. Der Zuwachs, der so dem romanischen Wörterbuch erwächst, ist ein bedeutender; manches bedarf freilich der Überprüfung.

Die Zurückführung von *dražę* 'sieben' (Fleims *dra*[i]*dyar*) 'sieben' auf deradiare (S. 26), das im Rom. Etym. Wörterb. fehlt, ist wohl zu unterschreiben. Interessant ist hier das Zusammengehen mit Südfrankreich, das die gleiche Grundlage bietet: altprov. *drai* 'Sieb', neuprov. *draià* 'sieben', vgl. auch franz. *drayer* 'égaliser l'épaisseur des cuirs'. — Besteht wirklich ein Zusammenhang zwischen *lindyǫla* 'Eidechse' und lacerta (S. 48)? — S. 59 *nia* 'gar nichts' aus ne-mica ist neben tessin. *nota* 'nichts' [< ne-gutta] eine willkommene Bestätigung für den Wandel von ne-gente zu afrz. *neient*, ital. *niente*. — Der Verbindung von *bot* 'Knabe', *boda* 'Mädchen' mit nepote (S. 18) stehe ich trotz altprov. *bot* 'Neffe' skeptisch gegenüber; eine andere Anknüpfung versucht Ivan Pauli, „Enfant, garçon, fille" 286 Anm. — Bei *gərnęa* 'Kehrbesen' schwankt G. zwischen einer Ableitung von granum oder *grennos 'Haar' (S. 34). Die Form von Buchenstein *granara* (S. 124), wie auch neap. *yranára*, abruzz. *ranára* 'Besen', weisen aber deutlich auf (scopa) granaria eigentlich 'Tennenbesen'.

GERHARD ROHLFS.

Eva Seifert, *Die Proparoxytona im Galloromanischen.* Mit einer Sprachkarte. Beiheft 74 zur Zeitschrift für romanische Philologie. Halle a. S., Max Niemeyer, 1923.

Die Verfasserin legt hier endgültig ihre mit auſserordentlicher Umsicht ausgebauten Studien über die Proparoxytona im Galloromanischen vor, von denen ein Kapitel bereits im Jahre 1919 als Berliner Doktordissertation erschienen war. Während in dieser Vorarbeit nur diejenige Gruppe von Wörtern behandelt worden war, die auf *t*-Silben ausgingen (amita, cubitu, limite), werden hier nun alle übrigen Fälle einer Untersuchung unterzogen. Der Stoff wird gesondert nach *p*-Silben (sinape), *k*-Silben (cimice), *d*-Silben (horridu), *m*-Silben (lacrima), *n*-Silben (homine), *l*-Silben (secale) und *r*-Silben (arbore). Einen Wiederabdruck des in der Dissertation behandelten Kapitels haben die ungünstigen Zeitverhältnisse bedauerlicherweise nicht erlaubt.

Die Behandlung der Fragen erfolgt auf Grund eines überaus reichen und vollständigen Materials, das Vf. mit emsigem Fleiſs aus allen zur Verfügung stehenden Quellen zusammengetragen hat. Hauptquelle ist der französische Sprachatlas, dazu kommen Einzeluntersuchungen, Dialektwörterbücher, insbesondere Mistrals unausschöpfbares Wörterbuch des Neuprovenzalischen. Eine gründliche bei unserem unvergeſslichen Morf genossene Schulung gestattet der Verfasserin, den interessanten Fragenkomplex, der sich an die Entwicklung der Proparoxytona knüpft, in mustergültig sorgfältiger und kritischer Weise zu behandeln und so einen wirklich gediegenen Beitrag zur französischen Lautentwicklung zu liefern.

Was schon aus der Dissertation sich als gesichertes Resultat ergab, erfährt hier endgültige Bekräftigung: „Es läſst sich eine von Süd nach Nord zunehmende Synkope beobachten, indem der Norden des franz. Gebietes die Gegenden frühester Synkope auf stimmloser Basis umfaſst, das Provenzalische mit dem Frankoprovenzalischen und den südlichen franz. Provinzen jenem Norden gegenüber eine Einheit mit späterer Synkope auf stimmhafter Grundlage bildet“ (Diss. 120). Neben der Synkopierung dienen Apokope und Akzentverschiebung dazu, ursprüngliche Proparoxytona zu beseitigen. Zentren der auf Apokope beruhenden Entwicklung sind der östliche Grenzstreifen (Wallonisch, Lothringisch, Waldensergebiet) und der äuſserste Südwesten, vgl. ostprov. *mani* (< manicu), *tosi* (< toxicu), *medi* (< medicu), *persi* (< persicu), *porti* (< porticu), *sege* (< secale) und gask. *orre* (< horridu), *rege* (< rigidu), *termi* (< termine), *karpu* (< carpinu). Akzentverschiebungen begegnen bei den Femininen besonders im Provenzalischen (*kanébo* < cannapa, *lampéso* < lampada, *perségo* < persica, *isóulo* < insula), im Frankoprovenzalischen bei beiden Geschlechtern, wenn vor der Ultima *m*, *n*, *l*, *r* oder *v* (< *p*) stand, vgl. lyon. *tsənə́vu* (< cannapu), *agríma* (< lacrima), *ϑarpə́nà* (< carpinu), *pególa* (< picula). „Das Prov. nähert sich mit seiner Anwendung von Synkope und Apokope mehr dem Entwicklungsergebnis des Iberoromanischen, mit seinen östlichen Formen dem Italienischen, mit seiner Apokope der Maskulina dem Rätoromanischen, so daſs in der Entwicklung der Proparoxytona vom lateinischen Zentrum aus gesehen eine Kontinuität besteht, die sich auch im einzelnen innerhalb des Galloromanischen in einem Verflieſsen der Grenzen beobachten läſst. Das Nordfranzösische als fernste Sprachgruppe hat am durchgreifendsten von der Synkope Gebrauch gemacht und sich damit in seinen Wortgestalten am meisten von der ursprünglichen Form entfernt“ (S. 147).

Durchkreuzt werden diese Entwicklungstendenzen durch das Eindringen von Lehnwörtern. So finden sich seit alten Zeiten synkopierte Formen aus dem Norden auch auf Gebieten, die der Synkopierung von Hause aus abgeneigt sind. Auf den lehnwörtlichen Charakter solcher Formen hätte gelegentlich mit stärkerem Nachdruck hingewiesen werden sollen. So ist bearn. *uche* ‘Mehlkasten’ (< hutica) S. 45 zweifellos, wie schon Millardet angenommen hat, nordfranzös. Lehnwort, wie auch aus seinem Eindringen in andere Sprachen deutlich hervorgeht, vgl. bask. *kutša*, *utša*, span. *hucha*, portg. *ucha*. Neben apokopiertem (S. 94) gask. *plantage* (< plantagine) verweise ich noch auf synkopiertes gask. (St.-Lary in den Htes Pyrénées) *plǫntę́ño*, bei dem die Synkopierung wohl mit dem Charakter des palatalen Verschluſslautes zusammenhängt, der früh in dem folgendem *i* aufgegangen wäre.

Zu den Formen, die (S. 23) auf *elice* 'Steineiche' zurückgeführt werden, füge ich hinzu Maillane *ửwrə* und St. Guilhem-le-Désert (Hérault) *iwzə*, da sie die Vorstufen bilden zu dem aus St. Jean-de-Fos genannten *iwde* mit dem in jenen Gegenden häufigen Wandel von *z* > *r* > *d*. vgl. St. Guilhem-le-Désert *sidyẹ̄ydas* 'cerises', *payde* 'père', *kawdyẹ̄yda* 'chaudière', *udas* 'heures' etc. Die aus incudine zu erwartende bearn. Form **encudi*, an dessen Stelle schriftfranzösisches *enclume* auftritt (S. 89), lebt fort in baskisch *ingude* 'Ambofs' (Azkue I, 413). Zu den auf **penctinu* (statt pectine) zurückgehenden Formen (S. 93) seien nachgetragen gask. (Lannemezan) *pẹ́nte* 'Weberkamm', (Campan) *pẹ́nte* 'Honigwabe'. Bei dem eigenartigen langued. *frémo* hält sich Vf. (S. 100) an die von Bladene vorgeschlagene Entwicklungsreihe: femina > femna > fenma > ferma > fremo. Man könnte sich fragen, ob nicht doch besser von einer Dissimilation des *n* an seiner ursprünglichen Stelle auszugehen ist, derart, dafs femna zu femra geworden und dann erst zu *frẹma* umgestellt worden wäre, eine Entwicklung, die übrigens nahegelegt wird durch span. *hembra* (arag. *fembra*) < femina, *vimbre* (< vimine) etc. Das S. 101 nach Meyer-Lübkes Vorgang für prov. *jaina*, *jaséno* 'Balken' angesetzte bask. **jasena* ist sehr umstritten, da im Baskischen eine solche Bildung nicht nachgewiesen ist und bask. *jasi*, *jaso* 'heben', 'tragen' eine zu schwache Stütze ist. Schuchardt schlägt Revue basque 1914 (Separatum S. 6) arab. *gasr* 'Brüeke', 'Tragbalken' (vgl. katal. *jacera* 'Balken') vor und trifft damit wohl das Richtige. Unter den als Fortsetzer von fraxinu genannten Formen (S. 104) ist für die Bewertung der apokopierten Bildungen (prov. *frai*, Var *frau*, menton. *frask*) Vorsicht geboten, da neben *fraxinu* eine vulgäre Form **fraxu* einhergegangen zu sein scheint, vgl. sard. *frássu*, kalabr. *fráššu*, *frássu*, abruzz., sann. *frássə*, ngriech. φϱάξο (Rohlfs, Griechen und Romanen 138). Zu dem lexikalisch interessanten gask. (Bagnères de Bigorre) *párbu* 'kleines totes (ungetauftes) Kind' (< parvulus) sei noch verwiesen auf das von mir in Aramits (Basses-Pyrénées) notierte *parƀuli* 'Säugling, der bald nach der Geburt stirbt'.

GERHARD ROHLFS.

Fritz Aeppli, *Die wichtigsten Ausdrücke für das Tanzen in den romanischen Sprachen.* [Beiheft 75 zur Zeitschrift für romanische Philologie.] Halle a. S., M. Niemeyer, 1925. 102 S.

Die Geschichte der behandelten Ausdrücke, die ein Schüler von Gauchat und Jud hier in umsichtiger Weise vornimmt, ist denkbar kompliziert. Von den Wörtern die für den Begriff „tanzen" in der Romania üblich sind (frz. *danser*, ital. *ballare*, span., portg. *bailar*, altfranz. *treschier*, *treper*, *tomber*, rät. *suter* etc.), entstammt nur das letzte einwandfrei dem latein. Erbwortschatz (*saltare*). Alle anderen sind entweder unbekannter Herkunft, oder sie sind einem benachbarten Sprachkreis (*treschier*, *treper*) entnommen. Das Lateinische besafs für den Begriff zwei Bezeichnungen: *saltare* und *tripudiare*. Letzteres ist dem Romanischen verloren gegangen; ersteres ist in der alten Bedeutung nur im Rätischen geblieben, sonst ist es an die Stelle von *salire* 'springen' getreten.

Die eigentliche Herrschaft auf roman. Gebiet haben die beiden Typen *danser* und *ballare* übernommen, jenes mit seinem Schwerpunkt in Nordfrankreich, dieses in Italien bodenständig. Der italienische Typ taucht erstmalig bei Augustin in der Gerundialform *ballando* auf und wird auf griech. *βάλλω* 'werfen', bzw. auf ein für die Magna Graecia bezeugtes *βαλλίζειν* 'tanzen' zurückgeführt. Bedeutungsgeschichtlich und lautlich spricht nichts entscheidend gegen eine Verknüpfung mit dem griechischen Verbum. Nur müſste in solchem Falle Unteritalien als Ausgangspunkt für die Verbreitung der Sippe in Anspruch genommen werden. Zwar herrscht dort heute in der Tat überall *[ab]ballare* (vgl. sizil., kalabr. *abballare*, irpin. *ballà*, neap. *abballare*. abruzz. *abballà* etc.), aber das Wort ist nicht autochthon, wie sich daraus ergibt, daſs die *-ll*-Formen auch dort erscheinen, wo *ll* > *ḍḍ* werden müſste. Zu bedenken gibt auch, daſs die griechischen Sprachinseln in Unteritalien noch heute (wie im eigentlichen Griechenland) für 'tanzen' *χορεύω* (Kalabrien) bzw. *χορεύομαι* (Apulien) kennen. So schwebt die ganze Theorie eigentlich in der Luft.[1]

Erhöht werden die Schwierigkeiten durch die Form des spanischen *bailar*, das man kaum ohne weiteres auf *ballare* zurückführen kann. Wenig gewonnen wird durch die Ansetzung von *bajulare* 'tragen' > 'wiegend tragen' > 'tanzen' (S. 17 ff.), da man dann in dem spanischen Vertreter eine Entlehnung aus Südfrankreich sehen müſste, wo *bailar* [< *bajulare*] nur 'geben', 'tragen', bedeutet, höchstens noch 'auf den Armen tragen', 'verhätscheln'. Eine endgültige befriedigende Lösung dürfte nur dann möglich sein, wenn einmal restlos das gesamte romanische Material, das auf dem Stamm *ball-* (*pall-*) beruht, durchgearbeitet würde.[2] Vielleicht würde sich dann ergeben, daſs unsere Sippe überhaupt keine historischen Ahnen hat, die bis ins Altertum zurückreichen, sondern lautmalenden Umständen ihre Entstehung verdankt.[3]

Fast ebenso schwierig liegen die Verhältnisse bei franz. *danser*. Die früheren Erklärungen aus ahd. *dansôn* 'ziehen', lat. **demptiare* 'herausnehmen', **dentiare* 'mit Zähnen versehen', **de-ante-are* 'vorwärts schreiten' scheiden aus mannigfachen Gründen aus. Einzig diskutierbar bleibt das von Kluge

[1] Begrifflich besser befriedigt das jetzt von J. Brüch, Die wichtigsten Ausdrücke für das Tanzen in den romanischen Sprachen (Wörter u. Sachen IX, 124) vorgeschlagene griech. *πάλλειν* 'schwingen', ,die Lose schütteln' (auch 'hüpfen'). Doch stehen einer solchen Auffassnng schwere historische und lautliche Bedenken entgegen. Die ganze lateinische Tradition weiſs von der Aufnahme dieses griechischen Wortes nichts; und doch müſste das Wort in alter Zeit ins Lateinische gedrungen sein, da nur dann der Wandel von *π* > *b* (cf. *buxis* < *πυξίς*) eine Erklärung fände, andererseits das Wort dem Moderngriechischen verloren gegangen ist.

[2] Von Brüch (a. a. O. 125) wird span. *bailar* jetzt auf ein griech. *βαδίζειν* zurückgeführt, das über die Zwischenstufen **badidjare* zu **badilare* geworden wäre, eine Schreibtischkonstruktion, die niemand ernst nehmen wird. Was soll das griechische Verbum, das sonst kein romanisches Gebiet kennt, gerade in Spanien? — Wann wird einmal die mechanische mit spitzfindigen Lautregeln operierende Aufstellung von Etymologien, die rücksichtslos über alle anderen Gesichtspunkte hinwegschreitet, ein Ende haben?

[3] Vgl. dazu jetzt Sainéan, Sources indigènes de l'étymologie française II, 18. Deutlich lautmalenden Ursprungs ist neuprov. *balin-balan* zum Ausdruck einer schaukelnden Bewegung; vgl. auch F. Kocher, Reduplikationsbildungen im Französ. u. Italien. Diss. Bern. 1917. p. 93.

angesetzte **danetsare* (als Ableitung von fränk. *danea* 'Tenne') 'die Tenne mit Füſsen treten', 'tanzen'. Macht hier auch das Suffix Schwierigkeiten, so wird andererseits die begriffliche Verknüpfung stark gestützt durch germ. *threskan* 'dreschen' > afranz. *treschier* 'tanzen', ital. *trescare* 'stampfen', 'tanzen'. Immerhin bedarf diese ganze Hypothese einer eingehenderen Vertiefung.[1] Als Kernland von *danser* ist Nordfrankreich anzusehen, was gut zu einem fränkischen Ursprung des Wortes paſst. Von hier dringt es als charakteristisches Modewort nach Norden und Osten zu Kelten, Engländern, Deutschen und Slaven, nach Süden in die Provence, ohne hier *ballare* gnnz zû verdrängen, und nistet sich bei den Basken (*dantzatu*) ein. Im Italienischen ist *danzare* noch ausschlieſslich auf die steife Salonsprache beschränkt; ähnliches gilt für Spanien und Portugal.

Wenn somit die fleiſsige und gründliche Arbeit für die Erkenntnis der historischen Zusammenhänge keine allseitigen und definitiven Lösungen bringt, so hat sie doch das Verdienst, das interessante Problem in sprach- und kulturhistorischer Hinsicht soweit zusammengefaſst zu haben, wie es nach dem heutigen Stande der Forschung nur möglich war.

GERHARD ROHLFS.

K. Jaberg, *Kultur und Sprache in Romanisch-Bünden.* Akademischer Vortrag gehalten am 4. Februar 1921. Bern, Paul Haupt, 1921. 22 Seiten, 2 Abbildungen.

Der fesselnde Vortrag des Berner Romanisten beschäftigt sich mit einigen Problemen der rätischen Sprach- und Sachgeschichte. Bei dem Miſsbrauch, der heute vielfach mit dem Schlagwort „Kultur" getrieben wird, freut man sich der ehrlichen Stellungnahme zu dem Verhältnis zwischen Kultur und Sprache. „Daſs Beziehungen vorhanden sind, daran zweifelt niemand. Sie aufzuzeigen aber wird der Forscher, der sich nicht aufs Flunkern verlegen mag, um so mehr Mühe haben, je mehr er sich vom Gebiete der materiellen Kultur entfernt, um sich dem der geistigen Kultur zuzuwenden, demjenigen Gebiete also, das das allgemeine Interesse besonders stark erregt" (S. 3).

Behandelt wird in kurzen Umrissen die Geschichte des Pfluges und des Dreschflegels. So wird *criec* (Oberland), *krötsch* (Unterengadin) als alter rätischer Pflugname (eigentlich „Haken" zur Sippe *krokk-*) erwiesen, der aber vor dem in jüngerer Zeit über Splügen und Maloja eindringendem *aratrum* (*arader*, *areder*) heute auf die äuſsersten Peripheriegebiete zurückgedrängt worden ist. Der alte rätische Name selbst dürfte Lehnübersetzung des in den angrenzenden germanischen Ländern für die gleiche Sache üblichen Ausdrucks „Haken" darstellen: „materia romana e spirito tedesco". Als Namen des Dreschflegels begegnen neben dem weitverbreiteten flagellum in Mittelbünden

[1] Brüch (a. a. O. 125) möchte jetzt von einem fränkischen **dintjan* 'leicht zittern', 'den Körper leicht hin- und herbewegen' ausgehen, das er erschlieſst aus fries. *dintje* 'leicht zittern', isländ. *dynta* 'den Körper auf- und niederbewegen'. Ich sehe darin gegenüber der Klugeschen Meinung keinen Fortschritt. — Vielleicht darf man daran erinnern, daſs *din-*, *dan-* in Frankreich ein weitverbreiteter Stamm ist zur Bezeichnung eines Schaukelns, vgl. sav. *dandala* 'osciller', champagn. *dandoler* 'se bercer' etc., Sainéan, a. a. O. II, 14 ff.

und im Engadin *scassuir* (< excussorium) und *pal da scuder*, das den Dreschsparren bezeichnet. Ersteres findet seinen nächsten Verwandten in ostprov. *eskusú*; letzterer ist von Meyer-Lübke in ähnlicher Form in den österreichischen Alpen und in Oberbayern festgestellt und wird daher von Jaberg als Zeuge einer alten Kulturgemeinschaft Rätiens mit dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet angesehen.

Ähnliche Beziehungen ergeben sich innerhalb der geistigen Kultur. Einer alten römischen Wortschicht (vicus 'Dorf', plebs 'Kirchgemeinde', ascensa 'Auferstehung', omnessanctos 'Allerheiligen' orare 'beten') tritt eine Gruppe von Wörtern zur Seite (signum 'Glocke', vascellum 'Sarg', custor 'Küster', die als Spiegel der rätofränkischen Kulturgemeinschaft (a. 537 bis 900) angesehen werden können, während eine dritte Gruppe von Wörtern (*dertgira* 'Gesicht', *trueder* 'Urteilfinder', 'Richter', *spindrader* 'der Erlöser' (eig. 'Entpfänder') den Beziehungen zum germanischen Norden ihre Entstehung verdankt. GERHARD ROHLFS.

R. Kron, *Le petit Parisien.* Lectures et conversations françaises sur tous les sujets de la vie pratique. Vingt et unième édition. Freiburg i. B., Bielefelds Verlag, 1926, 243 Seiten. M. 3.

Auch in seiner neuen Auflage begrüfsen wir das altbewährte Hilfsbüchlein als ausgezeichnete Einführung in die lebende Umgangssprache. Studierende werden gut daran tun, es zum Ausgangspunkt für eine systematische Durcharbeitung des französ. Wortschatzes zu machen. Insbesondere sei es jedermann empfohlen, der zum erstenmal praktisch mit dem französ. Leben in Berührung tritt. Eine Liste volkstümlicher Wörter und Redensarten (S. 197—220) gestattet auch, sich eine Vorstellung von jenem Französisch zu machen, das jenseits der von der Akademie errichteten Barriere in den Vorstadtvierteln seine Herrschaft hat. GERHARD ROHLFS.

R. Kron und F. W. Schröter, *Stoffe zu spanischen Sprechübungen über die Vorgänge und Verhältnisse des wirklichen Lebens.* Freiburg i. Br., Bielefelds Verlag, 1925, 92 Seiten. M. 1.80.

Das kleine Büchlein ist eine willkommene Einführung in das gesprochene Spanisch des täglichen Lebens. In der Anlage folgt es eng der Stoffverteilung des 'Petit Parisien'. Zwanzig sachlich geordnete Kapitel (Visitas; tiendas; comidas; familia; cuerpo humano etc.) vermitteln gefällig und nicht langweilig den wichtigsten Wortschatz. Ein Wörterverzeichnis gestattet auch dem Anfänger die Benutzung des Büchleins. Leider sind auffällig viel Versehen und Druckfehler stehen geblieben: S. 41 *terminade* (statt *-o*). *hiele* (statt *-o*), S. 60 *nueves ministros.* S. 74 lies *fabricar* statt *fabricarse*, S. 77 lies (*olfato*) 'Geruch' statt 'Gehör', ib. (*rodilla*) 'Knie' statt 'Kinn', ib. *ciruela* statt *circuela*, auch heifst das Wort nicht 'Kirsche', sondern 'Pflaume', S. 82 *horca* ist nicht 'Rechen', sondern 'Gabel', ib. lies *el áncora* statt *la áncora*, S. 83 lies *mirtila* 'Heidelbeere' statt *mirtillo* 'Myrthe'.

Warum spukt in Konversationsbüchern des 20. Jahrhunderts immer noch das vorsintflutliche *Federmesser* (S. 76) herum, das auch in den rückständigsten Gegenden Spaniens kein Mensch mehr kennt?

GERHARD ROHLFS.

Hugo Schuchardt-Brevier, *Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft.* Zusammengestellt und eingeleitet von Leo Spitzer. 2. vermehrte Auflage. Mit einem Porträt Hugo Schuchardts. Halle, M. Niemeyer 1928. 8°. 483 S. Geh. 10 M., geb. 12 M.

Vor einigen Jahren konnte ich oben XLIV, 122 die erste Auflage begrüfsen. Jetzt liegt nach dem Tod des grofsen Linguisten die zweite Auflage vor. Wir sind dem Herausgeber für die Mühe, die er an Verbesserung und Vervollständigung gesetzt hat, zu herzlichstem Dank verpflichtet.

Zu verbessern war nicht viel, nur in dem Verzeichnis der Druckschriften. Hier waren kleine Lücken vorhanden. Von N. 621 war durch ein Versehen auf 722 hinübergehüpft worden. Jetzt haben alle Schriften bis 621 ihre Nummern beibehalten; die fehlenden wurden durch Zusatz eines Buchstabens eingereiht. Von 622 an sind alle Schriften durchgezählt und bis zu Schuchardts Tod ergänzt: sie gehen nunmehr bis 770 (in der 1. Auflage bis 842).

Inhaltlich brauchte nichts verbessert zu werden. So sind die ganzen Texte wieder abgedruckt. Es sind aber fünf Aufsätze neu hinzugefügt worden: S. 135—149, was die Romanisten besonders interessiert, aus der Zeitschrift für roman. Phil. XXX vom Jahr 1906: Franz. *mauvais* } lat. *malifatius*, S. 204—236 aus den Sitzungsberichten der Wiener Akademie vom Jahre 1925: Das Baskische und die Sprachwissenschaft, S. 300—310 aus den Sitzungsberichten der Preufsischen Akademie vom Jahr 1921: Possessivisch und Passivisch, S. 416—437 aus den Sitzungsberichten der Wiener Akademie vom Jahr 1925: Der Individualismus in der Sprachforschung (mit den wertvollen Bemerkungen über seine Entwicklung), S. 437 aus der Revue intern. des études basques vom Jahr 1923 nur ein paar Worte, S. 438—455 aus den Sitzungsberichten der Preufsischen Akademie vom Jahr 1923: Sprachliche Beziehung.

Neu hinzugekommen ist ein Personenregister. Auch die Seitenüberschriften werden die Leser als dankenswerte Neuerung begrüfsen. Das Brevier in der neuen Auflage gibt ein umfassendes Bild von dem, was Schuchardt geleistet hat. Ein schöneres Denkmal hätte ihm sein dankbarer Schüler nicht errichten können. Schade, dafs nicht auch die 40 an Spitzer gerichteten Briefe Aufnahme haben finden können; sie erscheinen jetzt im Archivum Romanum XII. Die Romanistik darf stolz darauf sein, in dem Brevier das herrlichste Juwel für die allgemeine Sprachwissenschaft zu besitzen. Möge es in die Hände jedes Sprachforschers gelangen!

EDUARD HERMANN.

Les Langues du monde par un groupe de linguistique sous la direction de A. Meillet et Marcel Cohen. (= Collection linguistique publiée par la société de linguistique de Paris, XVI), Paris, Champion, 1924. 8°. XVI und 811 S. Mit 18 Sprachkarten.

W. Schmidt, *Die Sprachenfamilien und Sprachenkreise der Erde.* Mit einem Atlas von 14 Karten in Lithographie (= Kulturgeschichtliche Bibliothek, hrsg. von W. Foy, 1. Reihe, 5). Heidelberg, Winter 1926. 8°. XVI und 596 S. 42 M.

Seitdem Misteli Steinthals *Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues* herausgegeben hat, ist ein Menschenalter verflossen. Nur

Finck hat es inzwischen gewagt, in zwei kleinen Büchlein die Sprachen der Erde zu umfassen, das eine Mal in kurzer Aufzählung der Sprachen und ihrer Anordnung, das andere Mal in den scharfumrissenen Charakteristiken der Haupttypen des Sprachbaues. Gerade letzteres Büchlein hat wie kein anderes Werk der Sprachwissenschaft den Beweis geliefert, wie ungemein wichtig es für jeden Sprachforscher ist, sich über seinen engen Horizont zu erheben und dadurch einen freien Blick für die Eigenheiten der zu untersuchenden Sprache zu gewinnen. Seit Misteli sind aber so viele Sprachen erst kennengelernt, der Einblick in das Wesen von vielen ist inzwischen so verschärft worden, dafs eine neue Zusammenfassung längst ein Desideratum war. Nun haben wir gleich zwei Werke auf einmal, sie sind so verschieden angelegt, dafs sie sich zum Teil gegenseitig aufs prächtigste ergänzen.

Das, was den Romanisten im besonderen angeht, ist allerdings sehr kurz abgetan; immerhin wird es in dem französischen Werk nicht so völlig bei Seite gesetzt wie in dem deutschen. Das französische ist von einem Stab, meist französischer Gelehrten, zusammengestellt und bietet vielfach wertvollste Einzelartikel von Fachmännern. Auf eine gehaltvolle Einleitung, in der von Meillet im besonderen das Problem der Sprachverwandtschaft behandelt wird, folgen auf 50 Seiten die indogermanischen Sprachen. In dieser Skizze führt Vendryes in ungleicher Genauigkeit die einzelnen Sprachen mit ihren wichtigsten äufseren Daten vor. Es berührt eigentümlich, wenn z. B. zwar hervorgehoben wird, dafs es in Hamburg Juden gibt, die Spanisch- oder Portugiesisch-Jiddisch sprechen, während so wichtige Spracherscheinungen, wie die von Rohlfs behandelten Überreste und Einwirkungen des Griechischen auf italienischem Boden (*Griechen und Romanen in Unteritalien*, Genf 1924) mit Stillschweigen übergangen werden. Überhaupt werden die Vermischungen, die romanische Sprachen mit indogermanischen eingegangen sind, nicht, die mit nichtindogermanischen zu kurz erwähnt. — Für die erste Orientierung über das Romanische hinaus in den anderen indogermanischen Sprachen mag die Darstellung im allgemeinen genügen, obwohl bei etwas mehr Sorgfalt leicht die heute gangbaren Auflagen genannt werden konnten. Nicht gerechtfertigt ist es, wenn das Italische mit dem Keltischen ohne ein Wort des Zweifels als ein einheitlicher Sprachstamm hingestellt wird, während V. in anderen Fragen z. B. beim Namen des Tocharischen, das er leider von einseitig französischem Standpunkt aus behandelt, oder bei der Herleitung des Albanesischen aus dem Illyrischen etwas sehr zurückhaltend ist.

Die für die Sprachen Europas beigegebene Karte, deren Autor nicht genannt ist, läfst sehr zu wünschen übrig. Die Romania wird hier in folgende neun Teile zerlegt: 1. Portugiesisch, 2. Galizisch, 3. Spanisch, 4. Katalanisch, 5. Südfranzösisch mit Provenzalisch, 6. Nordfranzösisch, 7. Franco-provenzalisch, 8. Italienisch, 9. Rumänisch (mit der Andeutung durch einen Rand, dafs das Ungarische gleichmäfsig mit Rumänisch durchsetzt ist). Bei einem solchen Machwerk wird es einen nicht wundern, wenn Danzig auf polnischem Sprachgebiet liegt nnd das Polnische breiter das Deutsche durchbricht als der polnische Korridor. Dabei sei noch bemerkt, dafs Vendryes die Zahlen für das Polnische auf ehemals deutschem Boden zu hoch angibt, die Deutschen in der Tschechoslovakei nicht erwähnt und die Zahl der Deutschen auf der Erde überhaupt zu niedrig einschätzt.

Von Interesse für den Romanisten ist weiter besonders der Abschnittt über das Etruskische aus der Feder Autrans, der auch das neu entdeckte Hethitische mit behandelt, beide mit reichen Literaturangaben.

Schliefslich ist als ein Spezifikum der Romanisten noch das Baskische zu erwähnen, das in Lacombe einen sachgemäfsen Bearbeiter gefunden hat. In der kurz gehaltenen Bibliographie fehlt (wie auch bei Schmidt) gerade diejenige Schrift, nach der jeder zuerst greifen sollte, der etwas von der sonderbaren isolierten Sprache in den Pyrenäen kennen lernen will, das sind Schuchardts prachtvolle *Primitiae linguae Vasconum*, Halle 1923. Sehr dankenswert ist die Beigabe einer baskischen Sprachkarte, wenn sie auch veraltet ist.

Die einzelnen Sprachen sind im übrigen sehr verschieden behandelt, manche nur ganz kurz, manche eingehender, in ungleich wertvoller Darstellung; bei der einen ist eine Art Charakteristik des Sprachbaues beigegeben oder Bibliographisches, bei anderen nicht. Das ist die Folge davon, dafs ein einheitlicher Plan in dem Werk fehlt.

Hierin ist Schmidts Werk dem französischen überlegen. Schm. hat sein Buch in zwei Teile zerlegt. In dem ersten zählt er die Sprachen auf von seiten des Problems der Gruppierung. Da er zugleich reiche bibliographische Angaben macht, wird man sein Buch als Nachschlagewerk zu Rate ziehen müssen, wenn man sich wissenschaftlich in irgendeine der entlegenen Sprachen einarbeiten will. Die Behandlung ist leider auch bei S. ungleich. Die indogermanischen Sprachen werden auf fünf Seiten abgetan; man sieht sofort, dafs der Vf. hier nicht zu Hause ist. (Dafs Jacob Grimm S. 18 u. 40 zu einem Grimme gestempelt ist, hat hoffentlich nur der Druckfehlerteufel veranlafst.) Sein Wissen und Forschen liegt auf Gebieten, die dem Romanisten fern liegen. Dafs ein einzelner so viel umfafst, ist eine Leistung, die unsere Bewunderung verdient. Leider aber hat das Werk daneben auch schon im ersten Teil empfindliche Schwächen, so wenn sich Schmidt vertrauensvoll den Marr-Braunschen Phantasien über die Zusammenhänge des Etruskischen, Baskischen, Kaukasischen überläfst oder wenn er, statt Jespersens sehr ernst zu nehmenden Ansichten über den Ursprung der Sprache nachzugehen, bei Giefswein (vgl. *Indog. Forsch. Anz.* 6, 1 f.) und den Kirchenvätern landet. Derartige Entgleisungen schmälern das Zutrauen des Lesers zu einer selbständigen kritischen Einstellung des Verfassers auch in seinen sonstigen Urteilen über Sprachzusammenhänge.

Der zweite Teil fällt ganz ab. Hier verfolgt Schmidt einige Probleme der Grammatik über das Gesamtgebiet der Sprachen der Erde, aber nicht etwa wie Finck, dessen grofse Leistungen er nicht richtig einschätzt. In der Lautlehre bekommt man bei den normalen und anormalen Vokalen sofort den betrüblichen Eindruck, dafs hier die nötigen Kenntnisse fehlen. Ich will gerne glauben, dafs in den folgenden Abschnitten des zweiten Teiles mancherlei richtig gesehen ist, — ich mufs mich da als Laien bekennen — aber ich darf nicht verschweigen, dafs die Ergebnisse häufig nur erzwungen werden; im besonderen die Verknüpfung von Sprachkreisen und Kulturkreisen (Mutterrechtskreis, Bumerangkreis usw.) ist nur phantastische Konstruktion schlimmster Art. Der Wert des Buches ist dadurch bedenklich gefährdet. Eine höchst erwünschte Beigabe sind die bunten Karten des Atlasses; sie sind noch an-

schaulicher als die meist nur schraffierten Karten der Franzosen. Leider ist aber in den Karten beider Werke auf die Ausdehnung der germanischen und romanischen Sprachen in den Kolonien keine Rücksicht genommen, obwohl die Ausbreitung des Russischen besonders bei Schmidt nicht mit derselben Einschränkung eingezeichnet ist.

EDUARD HERMANN.

Karl Voretzsch, Philologie und Kulturkunde im neusprachlichen Unterricht an Schule und Universität. Vortrag, gehalten auf dem XX. Deutschen Neuphilologentag zu Düsseldorf. Halle (Saale). Max Niemeyer. 1926. 40 S.

Die Schrift von Voretzsch, die eine beachtenswerte und scharfe Kritik des in den ministeriellen preufsischen Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preufsens als „Unterrichtsart" aufgestellten kulturkundlichen Prinzips bringt, gehört an sich in das Gebiet der Schulpolitik und Pädagogik. Die Frage, die sie berührt, ragt aber bedrohlich auch in den Kreis der wissenschaftlichen Interessen, welche die Zeitschrift vertritt, hinein. Voretzsch läfst keinen Zweifel darüber, dafs der Geist der Richtlinien eine innere Verwandtschaft mit der Richtung der „idealistischen" Neuphilologie zeigt, die auch in dieser Zeitschrift mehrfach scharfe Verurteilung erfahren hat. Seine Ausführungen lassen durchblicken, dafs die Hereinziehung des Kulturprinzips in alle möglichen Stoffgebiete eine Gefahr für die wissenschaftliche Arbeitsweise, durch die die Romanistik grofs geworden ist und ihre eigentümliche Prägung empfangen hat, bedeutet.

KURT GLASER.

Giornale Storico della Letteratura Italiana. Anno XLV, Vol. LXXXIX, fasc. 1—2.

C. Bertani, *Sul testo e sulla cronologia della satire di Ludovico Ariosto, II. La cronologia.*

In diesem zweiten Teile seiner sorgfältigen Arbeit führt Bertani nun den Beweis, dafs die Reihenfolge der Satiren in der Hs. von Ferrara streng chronologisch ist unter Berücksichtigung der Tatsache, dafs die als erste eingetragene durch eine Bemerkung als zweite, und die als zweite eingetragene gleichfalls durch eiue Bemerkung als erste bezeichnet wird. Eines eingehenden Beweises bedurfte es für die Satire an seinen Bruder Alessandro und Ludovico da Bagno, für die an seinen Vetter Sismondo Malaguzzi und für die an Besubo. Von der ersten wird unwiderleglich bewiesen, dafs sie von Ende September oder Anfang Oktober 1517 ist, von der zweiten, dafs sie Ende November 1523 entstand, und von der dritten, dafs sie in das Ende 1923 oder den Anfang 1924 fällt, nicht in den Februar 1531. Wir haben also zwei Gruppen Satiren: die erste, welche drei Satiren umfafst, ist vom Oktober 1517 bis Juli 1518 in Ferrara geschrieben, die zweite, aus vier Satiren bestehend, entstand vom Februar 1523 bis zum April 1524 in der Garfagnana.

G. Guadagnini, *La fonte delle teorie romantiche mazziniane.*

In klarer Darlegung zeigt Verf., daſs Mazzini seine Theorien als Romantiker fast ausschlieſslich den Schriften der Staël entnommen hat. Er biegt sie nur gelegentlich seinen religiösen und politisch-sozialen Anschauungen entsprechend etwas um.

VARIETÀ:

D. Banchi, *Trattati d' epistolografia nei secoli XVI e XVII. Per la storia del sccentismo.* Kurze Kennzeichnung einer Anzahl Anleitungen zum Briefschreiben um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts mit Bibliogzaphie.

A. Giulini, *Spigolature del carteggio inedito di Andrea Mustoxidi.* Proben aus dem Briefwechsel Mustoxidis mit dem Hause Trivulzio.

G. Bresciano, *Quattro lettere leopardiane inedite.* Drei der Briefe sind an Ranieri gerichtet, der vierte an dessen Schwester. Bis auf den ersten sind sie ganz kurz und bringen nichts Neues,

RASSEGNA BIBLIOGRAFICA:

Rassegna dantesca. Dante Alighieri, La Divina Commedia commentata da Giovanni Antonio Venturi; *Dante, La Divina Commedia commentata da* Isidoro Del Lungo; Karl Voſsler, *Die Göttliche Komödie* (zweite Auflage); Lorna De'Lucchi, *The minor poems of Dante translated into English verse* (S, Frascino). — Domenico Guerri, *Il commento del Boccaccio a Dante: limiti della sua autenticità e questioni critiche che ne emergono* (H. Hauvette, gute Besprechung). — Joseph Schnitzer, *Savonarola. Ein Kulturbild aus der Zeit der Renaissance* (M. Ferrara, wichtiges Werk). — Francesco Luigi Mannucci, *La lirica di Gabriello Chiabrera. Storia e caratteri; Gabriello Chiabrera, Liriche. Introduzione e note di* Fr. L. Mannucci; Gabriel Mangain, *Ronsard en Italie; Ottavio Rinuccini, Drammi per musica: Dafne, Euridice, Arianna. Introduzione e note di* Andrea della Corte (C. Calcaterra, wichtige Besprechung). — *Diario politico di Margherita Provana di Collegno* (854—56), *illustrato con note e documenti inediti a cura di* Aldobrandino Malvezzi (V. Cian, gelobt).

BOLLETTINO BIBLIOGRAFICO:

Antonio Viscardi, *Francesco Petrarca e il medio evo.* — A. Masseron, *Saint Antonin.* — Gaetano Imbert, *Francesco Redi.* — *Pietro e Alessandro Verri. Carteggio dal* 1766 *al* 1797 *a cura di* Eman. Greppi *e di* Aless. Giulini. *Vol. V.* — A. Gambaro, *Carteggio Lambruschini-Rosmini; La modernità di Raffaello Lambruschini; A proposito di una recensione e di un nuovo studio sul Lambruschini; R. Lambruschini, Conferenze religiose e preghiere inedite.* — Alfredo Galletti, *Poeti, poesia e storia.* — Paolo Bellezza, *Irradiazioni e riverberi dell' anima italiana.* — Francesco Biondolillo, *La poesia di Giovanni Meli.* — Ugo Enrico Paoli, *Prose e poesie latine di scrittori italiani, ad uso dei Licei.*

ANNUNZI ANALITICI, PUBBLICAZIONI NUZIALI.
COMUNICAZIONI ED APPUNTI:

L. Alpago-Novello, *Cinque epigrammi inediti di Cornelio Castaldi.* Fünf ganz unbedeutende Epigramme. Etwas niedriger sei die Bemerkung S. 208 gehängt: „*il quale* (*il codice*) *purtroppo fu preda nel* 1918 *della tra-*

dizionale barbarie tedesca e con ogni probilità distrutto, come tanti altri cimeli" (vgl. S. 126). — E. Chiarini, *Due lettere inedite di Vincenzo Monti.* Sie lassen einen Einblick in Montis Verhältnis zu seinem Bruder Francescantonio und dessen Familie tun. — V. Cian, *Due poeti classicisti per S. Francesco: Giosuè Carducci e Gioviano Pontano.* Ersterer kam in Versuchung 1877 nach einem Besuche der heiligen Stätten Gedichte auf Assisi und den Heiligen Franz zu schreiben, führte diese Absicht aber nicht aus; letzterer schuf den seelenlosen Hymnus ad Divum Franciscum.

CRONACA:

Zeitschriften, kurze Mitteilungen, neuerschienene Bücher, Nachrufe auf Henry Cochin (Cian), Ermenegildo Pistelli (Cian) und Domenico Comparetti (Bertoni).

Anno XLV, Vol. LXXXIX, fasc. 3.

V. Cian, *Renato Serra. Lettere inedite.* Es sind 31 längere oder kürzere Briefe des am 20. Juli 1915 im Weltkriege gefallenen Renato Serra an seinen Freund Plinio Carli aus den Jahren 1908—1912, ihm zum ehrenden Gedächtnis von Cian veröffentlicht.

G. Ziccardi, *Saggi Pariniani.* 1. *Il valore poetico de „La Caduta"*. Z. sucht den dichterischen Wert der Ode teilweise zu retten, indem er die von Parini eingeführte Persönlichkeit, die dem Dichter helfend beispringt und einen Rat gibt, nicht als dessen Gegenspieler auffafst, sondern nur als ein Hilfsmittel, um den Gegensatz des Dichters zu der Sitte des in der Regierung sitzenden Mailänder Patriziats und seiner Kreaturen scharf hervortreten zu lassen. Die Schwäche des Gedichtes wird auch durch diese Erklärung nicht beseitigt. 2. *„Alla Musa"*. Analyse der Ode und Vergleich ihres dichterischen Wertes mit dem des II. Chores im Adelchi.

VARIETÀ:

L. Berra, *Come il Colocci conseguì il Vescovato di Nocera.* Eine mit Urkunden belegte hochinteressante Darstellung auf wie krummen Wegen Colocci das Bistum Nocera erlangte und sogar für seinen unehelichen Sohn zu erhalten suchte.

G. Bertoni, *Giuseppe Riva e l'Opera italiana a Londra.* Aus dem Briefwechsel des Estensischen Gesandten in London, Giuseppe Riva, werden manche Nachrichten über seine Beziehungen zu Mitgliedern der italienischen Oper in London zur Kenntnis gebracht.

RASSEGNA BIBLIOGRAFICA:

Henrici Septimellensis Elegia — sive De Miseria — Recensuit, praefatus est, glossarium atque indices adiecit Aristides Marigo [*Scriptores Latini Medii Aevi Italici. Vol. I.*] (G. Spagnolo). — *Francesco Cieco da Ferrara, Libro d' arme e d' amore nomato „Mambriano". Introduzione e note di* Giuseppe Rua; *Giovan Francesco Straparola, Le piacevoli notti, a cura di* Giuseppe Rua (L. di Francia). — *Stendhal, Racine et Shakespeare. Texte établi et annoté avec préface et avant-propos par* Pierre Martino (P. P. Trompeo).

BOLLETTINO BIBLIOGRAFICO:

Irène de Vasconcellos, *L' inspiration dantesque dans l'art romantique français.* — N. Sapegno, *Frate Jacopone.* — *Francesco Petrarca,*

L'Africa, Edizione critica per cura di Nicola Festa. — *S. Leonardo da Portomaurizio, Prediche, operette e lettere inedite a cura del p.* B. Innocenti O. F. M. — A. Sorrentino, *L' estetica di G. B. Vico altraverso la „Scienza Nuova", gli scritti minori, l'„Autobiografia".* — Giovanni Jachino, *Un'Accademia e tre accademici di Alessandria.* — Luigi Ferrari, *Le traduzioni italiane del teatro tragico francese nei secoli XVII e XVIII.* — Giuseppe Cocchiara, *Le Vastasate. Contributo alla storia del teatro popolare.* — Alexandru Marcu, *La Spagna ed il Portogallo nella visione dei romantici italiani.* — Albert Valentin, *Giovanni Pascoli, poète lyrique*; Ders., *Giovanni Pascoli, Poèmes conviviaux traduits et annotés.*

ANNUNZI ANALITICI, PUBBLICAZIONI NUZIALI.

COMUNICAZIONI ED APPUNTI:

H. Hauvette, *Matelda et Mechtilde de Magdebourg.* Hauvette macht auf die Doktorarbeit der Frau Ancelet-Hustache aufmerksam, die den Titel führt „Mechtilde de Magdebourg (1207—1282); étude de psychologie religieuse" (Paris 1926), worin aufs Neue diese Mystikerin als mögliches Vorbild für Dantes Matilda hingestellt wird. Hauvette entscheidet sich nicht. Sicher ist, dafs Dante die Lebensbeschreibung des Hl. Dominicus von Dietrich von Apolda gelesen und benutzt hat, in welche ganze Stellen aus der lateinischen Übersetzung des Buches der Mechtild (Lex Divinitatis) übergegangen sind. So wäre es dnrchaus möglich, dafs er dadurch zum Lesen dieser Übersetzung angeregt wurde.

CRONACA:

Zeitschriften, kurze Mitteilungen, neuerschienene Bücher, Nachruf für Isidoro Del Lungo (Cian).

Anno XLV, Vol. XC, fasc. 1—2.

A. Baudi di Vesme, *I tre „intoppi amorosi" die Vittorio Alfieri (con note sui ritratti alfieriani).* Dieser von dem 1923 verstorbenen Alessandro Baudi di Vesme unvollendet hinterlassene und von Federico Patetta auf Veranlassung des Grafen Cesare Baudi di Vesme veröffentlichte Aufsatz bringt manches Neue über die drei ersten Liebesverhältnisse, die Alfieri vor seinem Bunde mit der Gräfin von Albany hatte, und über Bilder Alfieris, seiner Verwandten und seiner Freundinnen, von denen fünf in Nachbildung beigefügt sind.

VARIETÀ:

A. Sacchetto, *L' idioma nostro nel pensiero di Dante. Note sul „De Vulgari" e sul „Convivio".* Aus einer Prüfung der Stellen des Convivio, welche von der Vulgärsprache handeln, zieht S. den Schlufs, dafs Dante die heutige Entwicklung der italienischen Sprache vorausgesehen habe: „Qui egli veramente ci mostra, come, penetrando con gli occhi d' acquila dentro il futuro, abbia visto il trionfo delle lingua nuova e, nel trionfo di casa, l' avvento della nuova Italia". Diese Schlufsfolgerung schiefst weit über das Ziel hinaus.

G. Zaccagnini, *Un rimatore delle origini cortigiano del Re d' Ungheria (Baldo da Passignano).* Z. fafst das Wenige zusammen, was wir von dem Leben des Baldo da Passignano wissen, wobei noch manches unsicher bleibt, und druckt die einzige Kanzone, die uns mit seinem Namen überliefert ist, nach dem cod. vat. 3793 ab. Sie findet sich natürlich auch schon bei D'Ancona

und Comparetti (III, S. 202—203, vgl. auch V, S. 441) und im diplomatischen Abdruck der Hs. durch Egidi (S. 249). Z. hat das Gedicht arg mifsverstanden. Zunächst ist die Besserung v. 12 *cosa* zu *posa* verkehrt. Das Vb. *cosar*, *cusar* heifst „glauben", „halten für". Reichliche Belege z. B. bei Egidi im Glossar unter *coso*. Dann ist die Erklärung der dritten Strophe ganz verkehrt. Z. hat nicht erkannt, dafs es sich hier um ein bekanntes, den Provenzalen entlehntes Tierbild handelt, nämlich um das Junge des Löwen, das tot geboren wird, und das der alte Löwe in seiner Wut darüber dnrch sein Gebrüll zum Leben weckt. Bei Richart de Berbezilh heifst es in einem sehr bekannten Liede:

„Atressi cum lo leos
que es tant fers quan s' irais
de son leonel, quan nais
mortz ses alen e ses vida,
et ab sa votz quan l' escrida
lo fai reviur' et anar,
atressi pot de mi far
ma bona domn' et amors,
e garir de mas dolors."

Also ist *dispresgiare* v. 26 nicht zu *di pregiare* za ändern. Es heifst „verächtlich behandeln", „Vorwürfe machen", dem *s' irais* entsprechend. Der Punkt nach V. 27 ist zu tilgen. V. 32 mufs verderbt sein. Das *nato* ist durch den Reim gesichert; folglich darf auch *lo* v. 33 nicht in *la* geändert werden, und der Fehler mufs in *sua figura morta* stecken. Ich vermute über *vede* ist ein n-Strich ausgefallen und dann *morto* dem *figura* angeglichen.[1] Es mufs also heifsen *che vede 'n sua figura morto nato* „der dem Aussehen nach ein totes Junge sieht". Lies also:

„Se 'l fate, camperò. Come leone
che vede 'n sua figura morto nato
tanto lo sgrida che lo face vivo,
ed io che sono di quella openione,
non posso sucitar, s' io appellato
non sono, amor, per cui a morte arrivo."

Im prov. Gedicht ist der Vergleich logischer durchgeführt. Die übliche Form *sucitar* V. 35 ist auch nicht zu *suscitar* zu ändern. Ein Anhang bringt den Abdruck des Testamentet des Dichters.

L. Suttina, *Nuovi documenti su Francesco Berni.* Die Urkunden, welche aus dem Vatikanischen Archive stammen, von denen zwei ganz abgedruckt sind, fügen einige Kleinigkeiten zur Lebensbeschreibung Bernis hinzu und bessern solche.

L. Manicardi, *Di un manoscritto oliveriano contenente rime di vari autori.* Die meisten Gedichte der Hs. betrauern den frühzeitigen Tod der beiden Töchter Beatrice und Leonora des Herzogs Guidobaldo II. von Urbino. Ein Sonett Bernardo Tassos zudem, das hier zum ersten Male abgedruckt wird,

---

[1] Die Hs. liest übrigens *mortanato* als ein Wort. Ist das etwa eine Bildung wie *solanato*? Zu letzterem vgl. Zrph. Bd. 45, S. 352—353.

zeigt, dafs dieser bei seinem Aufenthalte in Pesaro von 1556—1558 wirklich ein Hofamt bekleidete, wie Solerti schon vermutet hatte.

L. Azzolina, *La critica del Giusti.* Abdruck einer Universitätsvorlesung, in der A. gegen Croces hartes Urteil über Giusti als Dichter an der Hand einer Analyse der Gedichte *La fiducia in Dio* und *Sant' Ambrogio* Einwände erhebt.

Cl. Fano, *Spigolature illustrate da lettere iredite di Prospero Viani.* Interessante Briefe, die sowohl auf die Zeit als auch auf den Charakter Vianis helle Schlaglichter werfen.

RASSEGNA BIBLIOGRAFICA:

Rassegna Francescana, Besprechung von zehn Ausgaben und Abhandlungen (A. Bruers). — M. M. Boiardo, *Il canzoniere. Introduzione e note di* Carlo Steiner; — — *Orlando Innamorato. Introduziore e note di* Francesco Foffano. 3 *volumi* (G. Reichenbach). — *Vincenzo Monti, Tragedie, poemetti, liriche, a cura di* Gino Franc. Gobbi (A. Viscardi). — *Miscellanea di studi critici in onore di Vincenzo Crescini.* (Bei der Darstellung des eigentümlichen Schicksals dieses Sammelbandes kann sich der Berichterstatter A. Medin auch wieder nicht enthalten von dem Feinde zu sprechen, der, „*tra altro, parve compiacersi di lacerare e disperdere l'edizione di questo volume*" und von der „*strage insensata*"). Vgl. S. 123.

BOLLETTINO BIBLIOGRAFICO:

Müller, *Das Problem der Seelenschönheit im Mittelalter.* — Allan H. Gilbert, *Dante's conception of justice.* — Rachel Blanche Harrower, *A new theory of Daute's Matelda.* — Venturi, *Il gusto de primitivi.* — Rho, *Lorenzo il Magnifico.* — Salvestrini, *Bibliografia delle opere di Giordano Bruno e degli scritti ad esso attinenti.* — Sorrentino, *La retorica e la poetica di Vico, ossia la prima concezione estetica del linguaggio.* — Bertoni, *Muratori.* — *Carlo Goldoni, Commedie a cura di* Piero Nardi. — Mignosi, *L' eredità dell' Ottocento*; — —, *Profili e problemi.* — Crispolti, *Grandi anime.*

ANNUNZI ANALITICI, PUBBLICAZIONI NUZIALI.
COMUNICAZIONI ED APPUNTI:

V. De Bartholomaeis, *Ciò che veramente sia l'antichissima „çantilena" Boves se pareba.* Glänzender Nachweis, dafs die von Tamassia und Scherillo veröffentlichten, im 8 Jhd. aufgezeichneten Verse nicht der Rest eines alten Hirtenliedes sind, sondern ein Rätsel, das heute in den verschiedensten Gegenden Italiens lebendig ist. — A. Monteverdi, „*Melius est submergi quam mori*". *Storia di un motto satirico del secolo XII.* Dieser den Cremonesen bei einer gegen die Brescianer verlorenen Schlacht in den Mund gelegte Ausspruch stammt aus dem Jahre 1191, nicht 1109 oder 1110. M. gibt alle Belegstellen und und weist auch darauf hin, dafs Belli in einem Sonett von 1842 diese Waffentat der Brescianer verherrlicht und dabei auch den Ausspruch vorbringt. Seine Quelle war Sismondis Geschichte der italienischen Republiken. — S. Frascino, *La colpa dei suicidi nel concetto di Dante.* Aristoteles und Thomas von Aquino erklären beide, dafs der Selbstmörder nicht sich selber gegenüber Unrecht tut, sondern, mit den Worten des Thomas gesagt: „iniuriam quidem facit non sibi,

sed civitati et Deo". Somit meint F. mufs der Vers Dantes: „Ingiusto fece me contra me giusto" verstanden werden: „‚rese me ingiusto, rispetto a me giusto', ossia, amor più chiaramente, ‚rese me ingiusto, mentre prima ero giusto'." Das ist eine ganz gezwungene und verfehlte Erklärung. Dante spricht ja gar nicht davon, dafs Pier della Vigne gegen sich Unrecht *getan* hat, sondern er sagt: „*machte* mich ungerecht gegen mich Gerechten". D. h.: Ich, der gerecht war, verdiente nicht die Hölle, dadurch aber, dafs ich mir das Leben nahm, zog ich mir die Höllenstrafe zu und wurde somit gegen mich selber ungerecht. Es bleibt also bei der alten Erklärung. — V. Cian, *Noterella Dantesca. — Dal mito poetico delle arpie alla moderna realtà documentata.* C. führt als moderne Parallele zu der Beschreibung der Harpyien bei Virgil und Dante aus einem Reisebericht des Erforschers von Jubaland Vittorio Bottego die Worte an: „Gli uccelli di rapina sono d' una insolenza inaudita. Passano come un baleno rasente ai piatti in cui mangiamo, e ghermiscono la carne. Un nibbio mi strappa di bocca una bistecca che, dura, tenevo ancora all' altra estremità della forchetta." — R. Sabbadini, *Il „Quadripartitus" di Bongiovanni da Messina.* Bongiovanni da Messina ist der Verfasser dieser Fabelsammlung wie zwei vatikanische Handschriften zeigen. Er lebte im 14. Jhd., und S. stellt das Wenige, was bisher über ihn bekannt ist, zusammen. Danach gibt er eine kurze, treffliche Kennzeichnung des Werkes und seiner Sprache. — G. Natali, *Una lettera dispersa di V. Monti.* Der Brief ist an Marcantonio Talleoni in Osimo gerichtet. N. fügt einige Bemerkungen über diesen hinzu. — A. Viscardi, *Di alcuni versi foscoliani inseriti nelle „Grazie".* Die zehn Verse, welche Orlandini in seiner Ausgabe der Grazien Foscolos nach I, 197 eingefügt hat, entstammen der Homerübersetzung. Ob Foscolo diese Verse wirklich in die Grazien hat einfügen wollen, wie V. meint und zu beweisen sucht, scheint mir eine ganz müfsige Frage.

CRONACA:

Zeitschriften, Kurze Mitteilungen, neuerschienene Bücher.

Anno XLV, Vol. XC, fasc. 3.

C. Volpati, *Ugo Foscolo e Benedetto Giovio.* Mit meist bekanntem und mit einigem unbekannten Material gibt Vf. in chronologischer Reihenfolge eine rein äufserliche Darstellung der Beziehungen Foscolos zu Benedetto Giovio, dem Bruder der von ihm geliebten Francesca. Mit *Gubingen* S. 283 und *Cubinghen* S. 287 Anm. ist wohl sicher *Gumbinnen* gemeint.

VARIETÀ:

A. Gandiglio, *Appunti su l'„Africa" edita da N. Festa.* G. bringt eine ganze Reihe von Besserungsvorschlägen zu Festas Ausgabe und Ausführungen zur Prosodie und dem Versbau Petrarcas, die man wohl fast ausnahmslos billigen wird,

A. Lumbroso, *„Labor limae" carducciano.* An Varianten in Gedichten Carduccis und an solchen zu einem Prosastück zeigt Lumbroso, wie Carducci immer wieder zu seinen Schöpfungen zurückkehrt und sie zu bessern sucht.

RASSEGNA BIBLIOGRAFICA:

Cecco Angiolieri, il Canzoniere. Introduz. e commento di Carlo Steiner (Massèra). — A. Zottoli, *Leopardi. Storia di un' anima*; A. Faggi, *Leopardi*

e Manzoni. Studi psicologici e estetici; F. Moroncini, *Canti di Giacomo Leopardi. Edizione critica* (G. A. Levi).

BOLLETTINO BIBLIOGRAFICO:

G. Volpe, *Medioevo.* — Bezold (F. von), *Stato e società nell' età della Riforma*; Gothein (E.), *Stato e società nell' età della Contrariforma.* — Emile Faguet, *Histoire de la poésie française de la Renalssance au Romantisme. III. Précieux et Burlesque* (1630—1660). — Eugenio Donadoni, *Ugo Foscolo pensatore, critico, poeta. Saggio. 2ª ediz. riveduta.* — A. M. Curcio, *La genesi storica del Sonetto*; Carlo Culcasi, *Il libro dei sonetti.* — Angelo Zoncada, *Salomone Eugenio Camerini. Studio critico-biografico.* — *Festschrift Louis Gauchat.* — Paolo Orano, I moderni. Voll. 5.

ANNUNZI ANALITICI.

COMUNICAZIONI ED APPUNTI:

A. Monteverdi, „*Melius est submergi quam mori*". *Storia di un motto satirico del secolo XII.* Anknüpfend an einen Brief des Bibliothekars der Queriniana in Brescia, Dr. Paolo Guerrini, welcher auf eine von Monteverdi übersehene Stelle in einer lateinischen Lobschrift auf Brescia vom Jahre 1483 hinweist, die den Ausspruch in der Form „*meglio è anodare che morire*" bringt (M. bessert verkehrt *a nodàre ch' a morire*) und ihn auf die Schlacht bei Gramone 1234 bezieht, bleibt Monteverdi mit Recht dabei, dafs *submergi* das Ursprünglishe ist, und dafs das Wort nach der Schlacht bei Rudiano 1191 entstand. — G. Bertoni, *Noterella Giordaniana e Leopardiana.* Ein bisher ungedruckter kurzer Brief Giordanis vom 8. Sept. 1827 an Lei mit sehr interessanten Erklärungen. Wir erfahren daraus unter anderem, dafs Leopardi es abschlug, einen Beitrag für einen Sammelband zu liefern, der am Jahrestage der Ermordung der Maria Pedena erscheinen sollte und tatsächlich erschien. — A. Sacchetti Sassetti, *Tre lettere inedite di Niccolò Tommaseo.* Von den drei Briefen, ein ganz kurzer an Angelo Maria Ricci und zwei an den Geschichtsprofessor Filippo Micchini, der auch dichtete, ist der zweite einigermafsen interessant.

CRONACA:

Zeitschriften, kurze Mitteilungen, neuerschienene Bücher.

BERTHOLD WIESE.

Der Trobador Raimbaut von Vaqueiras.

Einleitung.

Der Trobador Raimbaut von Vaqueiras gehört ohne Zweifel zu den interessantesten Erscheinungen seiner Zeit. Gedichte, nicht nur mannigfaltig der äufseren Form nach, sondern auch im Inhalt, in der Verwendung verschiedener Dialekte, der einzig dastehende Versuch, aus eigenem Erleben objektive Tatbestände in einer Art lyrisch-epischem Gedicht, den sog. „Briefen“ an Bonifaz von Monferrat zu erzählen, dazu der wechselvolle Lauf seines Lebens — das alles läfst eine Beschäftigung mit ihm wohl gerechtfertigt erscheinen. Leider fehlt für mehrere seiner Dichtungen ein sicherer Text. Vincenzo Crescini hat ihn zwar seit 1890 in Aussicht gestellt, aber bisher sein Versprechen nicht eingelöst. Diese Tatsache erschwert jede Untersuchung sehr. Um hier einigermafsen Abhilfe zu schaffen, ist im Anhang dieser Arbeit der Versuch einer notdürftigen Textgestaltung der noch nicht kritisch herausgegebenen Gedichte gemacht, die aber nicht den Anspruch auf Endgültigkeit erhebt.

Von Raimbauts Leben sind vor allem zwei Epochen kritisch beleuchtet worden: seine Jugendzeit in der Provence und die interessanteste Zeit seines Lebens, seine Gemeinschaft mit dem Markgrafen Bonifaz von Monferrat, die seine Teilnahme am vierten Kreuzzug bewirkt. Die Namen von Crescini, O. Schultz-Gora, A. Jeanroy, N. Zingarelli sind hier besonders zu nennen. Aber es ist bisher nie der Versuch unternommen worden, ein Gesamtlebensbild Raimbauts zu zeichnen, noch seine Dichtung in ihrer Gesamtheit zu betrachten. Die vorliegende Arbeit will versuchen, diese Lücken auszufüllen. Sie will sich aber nicht darauf beschränken, das feststehende Schema der höfischen provenzalischen Dichtung auf diesen besonderen Fall anzuwenden, sondern strebt an, darüber hinaus eine ästhetische Untersuchung über diese Gedichte anzustellen und dabei zu sehen, ob sich nicht auf diesem Wege auch neue Züge der Persönlichkeit des Dichters aufweisen lassen und zugleich allgemeine Einblicke in die Kultur der Zeit sich bieten. Carl Appel, „Bernhart von Ventadorn“, Wechsler, „Das Kulturproblem des Minnegesangs“, K. Vofsler, „Bernhart von Ventadorn“ haben manche Anregungen gegeben, die dankbar anerkannt werden. K. Vofsler, „Peire Cardinal“ kam in meine Hände, als das Manuskript Anfang 1919 abgeschlossen war. Er bestätigte den eingeschlagenen Weg.

Neben dieser mittelbaren Förderung sei aber nicht unterlassen, der unmittelbaren zu gedenken, die mir Herr Geheimrat Meyer-Lübke, der mir die erste Anregung zu dieser Untersuchung gab, während dieser Arbeit und überhaupt während meiner Studienzeit hat angedeihen lassen, noch der unermüdlichen Teilnahme, Ermutigung und Hilfe, mit der Herr Geheimrat R. Thurneysen ihr Entstehen begleitet hat. Kein anderer Name könnte mit mehr Recht auf ihrem Widmungsblatt stehen als der seine.

Literaturverzeichnis.

Über die diplomatischen Abdrücke einzelner provenzalischer Liederhandschriften, die ich, soweit sie mir zugänglich waren, für die unedierten und teilweise für die bei Raynouard gedruckten Lieder eingesehen habe, bietet einen vollständigen Überblick: A. Jeanroy, Bibliographie sommaire des Chansonniers provençaux, Paris 1916.

Öfter zitierte Zeitschriften.

Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen, Braunschweig.
Annales du Midi, Toulouse, zit. A. d. M.
Anuari de l'Istitut d'Estudis Catalans, Barcelona, zit. Anuari.
Atti del Reale Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed arti, Padova.
Giornale Linguistico, zit. Giorn. Li.
Giornale storico della letteratura italiana, Torino, zit. Giorn. Stor.
Revue des questions historiques, Paris.
Rivista Storica italiana, zit. Riv. Stor.
Romania, Paris, zit. Rom.
Romanische Forschungen.
Studj di filologia romanza, Roma.
Zeitschrift für romanische Philologie, zit. Zt.

Ausgaben und Abhandlungen.

P. Andraud, La Vie et l'Oeuvre du troubadour Raimon de Miraval, Paris 1902.
J. Anglade, Les troubadours, Paris 1908.
— Jehann de Nostredame, Paris 1912.
C. Appel, Bernart von Ventadorn, Halle 1915.
— Das Leben und die Lieder des Trobadors Peire Rogier, Berlin 1882. — Vom Descort, Zt. 11, 212ff.
— Provenzalische Chrestomathie, 4. Aufl., Leipzig 1912.
— Provenzalische Inedita aus Pariser Handschriften, Leipzig 1890.
P. Aubry, Trouvères et troubadours, Paris 1909.
G. Azais, Le breviari d'amor de Matfre d'Ermengaud, Beziers 1857.
V. Balaguer, Historia politica y literaria de los Trovadores, 6 Bd., Madrid 1878.

Bartsch, Grundriſs zur Geschichte der provenzalischen Literatur, Elberfeld 1872, zit. Grundriſs.
— Peire Vidals Lieder, Berlin 1857.
Bartsch-Koschwitz, Provenzalische Chrestomathie, 6. Aufl., Marburg 1904.
F. Bergert, Die von den Trobadors genannten und gefeierten Damen, Halle 1912.
D. Brader, Bonifaz von Monferrat bis zum Antritt der Kreuzfahrt 1202, Berlin 1907.
B. Birsch-Hirschfeld, Über die den provenzalischen Trobadors des 12. und 13. Jh. bekannten epischen Stoffe, Halle 1873.
Cais di Pierlas, Giacobina di Ventimiglia, Propugnatore XXIV, 49, Bologna 1898.
C. Carducci, Cavalleria e Umanesimo, Bologna 1904.
Chabaneau, Les biographies des troubadours en langue provençale, Toulouse 1885.
Cerrato, Il „bel cavaliere“ di Rambaldo di Vaqueras, Giorn. stor. IV, 81 ff.
V. Crescini, La lettera epica di R. di Vaqueiras, Padua 1892.
— Ancora delle lettere di Rambaldo di Vaqueiras al Marchese Bonifacio di Monferrato, 1899.
— Raimbaut de Vaqueiras et le marquis Boniface de Monferrat, Toulouse 1901 (Extraits des A. d. M. 1899—1901).
— Il contrasto bilingue di Rambaldo di Vaqueiras, Pad. 1891.
Eug. Cnyrim, Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und Sentenzen bei den provenzalischen Lyrikern, Marb. 1888.
Desimoni, Il marchese Bonifacio e i trovatori provenzali alla corte di lui. Riv. Stor. V, 241 ff., 1878.
Devic et Vaisette, Histoire Générale du Languedoc.
F. Diez, Poesie der Troubadours, 2. Aufl. von Bartsch, 1846.
— Leben und Werke der Troubadours, 2. Aufl., Zwickau 1882.
Faral, Les Jongleurs en France au moyen âge, Paris 1910.
Fauriel, Histoire de la poésie provençale, 3 Bd., Paris 1846.
L. Gröber, Die Liedersammlungen der Troubadours, Rom. Stud. II, 337 ff.
Hensel, Die Vögel in der provenzalischen und nordfranzösischen Lyrik des Mittelalters, Rom. Forsch. 26, 584 ff.
Hist. Litt. de la France, Bd. 17, S. 499 ff. Eméric-David, Rambaud de Vachères.
Hopf, Chroniques Gréco-Romanes, Berlin 1873.
— Bonifaz von Monferrat und Raimbaut von Vaqueiras
A. Jeanroy, La poésie provençale au moyen-âge. Rev. des Deux Mondes, 1890 u. 1903.
— La tenson provençale, A. d. M. 1890, S. 295 ff.
— Les origines de la poésie lyriques en France, 2. Aufl., 1904.
— Sur une pièce de R. de Vaqueiras, No m'agrada-iverns ni pascors, Studî ded. a F. Torraca, Neapel 1910.
Knoblauch, Die Streitgedichte im Provenzalischen und Altfranzösischen, Berlin 1886.

K. Lewent, Das altprovenzalische Kreuzzugslied, Berlin 1909.
E. Lommatzsch, Altprovenzalisches Liederbuch, Berlin 1907.
C. A. F. Mahn, Die Werke der Troubadours, 1846—1853.
— Die Gedichte der Troubadours, 1856—1873.
Milà y Fontanals, De los Trovadores en España, 2. Aufl., Barcelona 1889.
J. Massó y Torrents, Riambau de Vaqueras en el cançoners catalans, Barcelona 1907.
P. Meyer, De l'influence des troubadours sur la poésie des peuples romanes, Rom. V, 257 ff.
Millot, L'Histoire des troubadours, Paris 1779.
W. Nickel, Sirventes und Spruchdichtung, Berlin 1907.
W. Norden, Der 4. Kreuzzug im Rahmen der Beziehungen des Abendlandes zu Byzanz, Berlin 1898.
Paetzold, Die individuellen Eigentümlichkeiten einiger hervorragender Troubadours, Marburg 1897.
F. Raynouard, Choix des poésies originales des troubadours, Paris 1816—1821.
— Lexique Romane, 6 Bd., 1888 f.
Römer, Die volkstümlichen Dichtungsarten in der altprovenzalischen Lyrik. Marburg 1884.
Selbach, Das Streitgedicht in der provenzalischen Lyrik, Marburg 1888.
Settegast, Raimbaut von Vaqueiras und Bonifaz von Monferrat, Zt. 38, 615 ff.
O. Soltau, Die Werke des Troubadours Blacatz, Zt. 23 und 24.
Suchier, Denkmäler provenzalischer Literatur und Sprache, I, Halle 1883.
— Der Troubadour Marcabru, Jahrb. f. rom. und engl. Philol. 14, 276 ff.
Oscar Schultz-Gora, Die Briefe des Trobadors Raimbaut von Vaqueiras an Bonifaz I., Halle 1893.
Schindler, Das Kreuzzugslied in der provenzalischen und mhd. Lyrik, 1883.
Springer, Das altprovenzalische Klagelied, Berlin 1895.
A. Stimming, Die provenz. Literatur in Gröbers Grundriſs II, 2 ff.
— Bertran de Born, Kleine Ausgabe, Halle 1892.
Stöſsel, Bilder und Vergleiche in der altprovenzalischen Lyrik, Halle 1892.
A. Thomas, Francesco Barberino et la Littérature provençale au moyen-âge. Paris 1883.
Tobler, Spielmannsleben im alten Frankreich. Verm. Beiträge V.
E. Wechsler, Das Kulturproblem des Minnegesangs I, Halle 1909.
F. Witthöft, Sirventes ioglaresc. Ein Blick auf das altfranz. Spielmannsleben, Marburg 1899.
Zanders, Die altprovenzalische Prosanovelle, Kiel 1903.
Zenker, Die prov. Tenzone, Erlangen 1888.
— Raimbaut von Vaqueiras und Kaiser Alexis IV. von Konstantinopel (Arbeiten K. Vollmöller dargebracht), Erlangen 1908.

Zingarelli, Bel Cavaliere e Beatrice de Monferrat. In Studj letterari e linguistici ded. a Pio Rajna, 1911 u. a.

In den Anmerkungen der Arbeit wird auf diese Bibliographie verwiesen.

Das Leben des Raimbaut von Vaqueiras.

Für den Lebenslauf Raimbauts von Vaqueiras stehen uns zwei Quellen zur Verfügung: die „vida“ der provenzalischen Liederhandschriften, der einige „razos“ (Anekdoten) angefügt sind, und seine Dichtungen. Wir finden seinen Namen in keiner Chronik, noch wird er mit Sicherheit von einem seiner Zeitgenossen genannt, wenn man nicht als eine Namensnennung die Tenzonen bzw. eine Cobla bezeichnen will, die er mit mehreren Berufsgenossen wechselte.

Beide Arten von Quellen sind bezüglich ihres biographischen Wertes nach einer Zeit der Überschätzung augenblicklich wenig geachtet. Den Viden wirft man vor, sie bauten sich teils auf den Gedichten der Trobadors selbst auf, teils seien sie rein novellistische Erfindungen. Den Gedichten wird manchmal, wie im vorliegenden Falle von Strońsky und Zingarelli, jede reale Grundlage abgesprochen (was beide Forscher aber nicht abhält, biographische Untersuchungen auf Grund der Gedichte anzustellen). Man sagt endlich, von viel gröſserem Wert als das Bemühen, ein immerhin problematisches Lebensbild zu entwerfen, seien ästhetische Untersuchungen über die Dichtung der Trobadors im allgemeinen und besonderen.

Dieser letzte Einwand ist ohne Zweifel richtig. Aber man kann das eine tun, ohne das andere zu lassen. Immer wieder wird sich bei der Beschäftigung mit einem Kunstwerk, einem poetischen zumal, die Frage nach dem Künstler, dem Menschen, der es schuf, in uns erheben und nach einer Antwort suchen, auch wenn diese nur unvollständig und zweifelhaft sein sollte.

Leider bleibt die Antwort auch bezüglich mancher Punkte bei Raimbaut von Vaqueiras unvollkommen. Wir werden sehen, daſs die Nachrichten der provenzalischen Biographen zum allergröſsten Teil aus den Gedichten genommen sind, so daſs man auch dem Rest gegenüber skeptisch ist. Andererseits aber trifft es sich glücklich, daſs sein Leben längere Zeit an das einer historisch bedeutsamen Persönlichkeit, des Markgrafen Bonifaz I. von Monferrat geknüpft war, wodurch uns manche Datierung möglich ist. Begünstigt wird die Erhellung seines Lebenslaufes ferner dadurch, daſs er in seinen Dichtungen viel von seinem Leben spricht, daſs er auſser Bonifaz I. andere Persönlichkeiten nennt, die wenigstens in ihrer Lokalgeschichte bedeutsam genug waren, um in den Urkunden ihrer Zeit Spuren hinterlassen zu haben, daſs er endlich verschiedene Dialekte gebraucht, die manche Anhaltspunkte für seine Reisen geben. Aus alledem läſst sich ein Lebensbild Raimbauts gewinnen, das manchmal Anspruch auf Gewiſsheit, an den übrigen Stellen, hoffe ich, wenigstens

auf Wahrscheinlichkeit hat. Wieviel Vorarbeiten vor allem durch Schultz-Gora, Crescini schon geleistet ist, wird dabei sichtbar.

Chabaneau gibt die Vida nach den Handschriften A B² J K N² R P in folgender Fassung:

„Raimbaut de Vaqueiras si fo filhs d'un paubre cavalier de Proensa del Castelh de Vaqueiras qui avia nom Peirols e qui era tengutz per mat. E Raimbautz se fetz joglars e estat longa saison cum lo princeps d'Aurenga, Guilhem de Baus. Ben sabia cantar e far coblas e sirventes. El princeps d'Aurenga si li fetz gran be e gran honor et l'enanset el fetz conoisser e prezar a la bona gen. E pueis se parti de lui et anet se a Monferrat a messier lo marques de Monferrat Bonifaci, et estec en sa cort lonc temps. E crec si de sen e de saber e d'armas, et enamoret se de la seror del Marques, madona Beatritz, qui fo molher d'en Enric del Carret, e trobet de lieis bonas cansos. Et apelava la Bels Cavaliers en sa cansos; e fon crezut qu'ela lo volgues ben per amor. E quan lo marques passet en Romania, et el lo menet ab si e fetz lo cavalier e donet li gran terra e gran renda el regesme de Salonic e la el moric.“ [1]

Es gibt aufser den von Chabaneau benutzten Handschriften noch andere, erst kürzlich aufgefundene und veröffentlichte. Sie weisen in mehreren Punkten Abweichungen auf, die im gegebenen Augenblick zur Vervollständigung herangezogen werden. [2] Um diese aus dem 14. Jahrhundert stammenden in einer merkwürdigen „katalonisierenden“ Orthographie geschriebenenen Handschriften nach ihrem genauen Wert für Raimbauts' und anderer Trobadors Leben und Dichtung einschätzen zu können, müfsten sie auf ihre Herkunft und ihre Beziehung zu den in Frankreich und Italien aufbewahrten provenzalischen Manuskripten untersucht werden. Lagen dem katalonischen Schreiber Quellen vor, die vielleicht in den Wirren der Albigenserkriege in der Provence verloren gegangen waren und sich in Katalonien, das damals „sprachlich und kulturell eine Ver-

[1] Raimbaut von Vaqueiras war der Sohn eines armen Ritters aus der Provence vom Schlosse Vaqueiras, der Peirols hielt und für verrückt gehalten wurde. Und Raimbaut wurde Spielmann und war lange Zeit bei dem Fürsten von Orange, Wilhelm von Baus. Er verstand gut zu singen und Coblas und Sirventes zu machen (d. h. Spott- und Rügelieder). Und der Fürst von Orange tat ihm viel Gutes an und grofse Ehre und erhöhte ihn und machte ihn bekannt und geschätzt bei der guten Cesellschaft. Und dann trennte er sich von ihm (d. h. Raimbaut von Wilhelm) und ging nach Monferrat zum Herrn Markgrafen Bonifaz und blieb lange Zeit an seinem Hof. Und er wuchs an Verstand und an Wissen und an Waffentüchtigkeit und verliebte sich in die Schwester des Markgrafen, Madonna Beatrix, die Gemahlin des Herrn Heinrich von Carreto war, und erfand auf sie gute Lieder. Und er nannte sie Schöner Ritter in seinen Liedern. Und man glaubte, dafs sie ihm aus Liebe wohl wollte. Und als der Markgraf nach Romania (d. h. nach Byzanz) ging, nahm er ihn mit sich und machte ihn zum Ritter und gab ihm ein grofses Besitztum und grofses Einkommen im Königreich Saloniki und dort starb er.

[2] Masso y Torrents, Riambau de Vaqueras. Anuari de l'Istitut d'Estudis Catalans 1907.

längerung Südfrankreichs auf hispanischen Boden darstellte" (Morf.), erhalten hatten? Oder haben wir es mit Zutaten eines Schreibers zu tun? Diese Fragen müssen vorläufig offen bleiben.

Die eben zitierte Vida gibt wie fast alle Lebensbeschreibungen der Trobadors keine Angaben über die Zeit, in der Raimbaut lebte. Doch können wir sein Geburtsdatum mit einer gewissen Sicherheit feststellen. Im sog. „Brief" an den Markgrafen Bonifaz spricht er von „jugendlichen Taten", die sie gemeinschaftlich vollführten, „vos cum senher et ieu cum bacallar" (Ihr als Herr, ich als Knappe). Aus dieser Gegenüberstellung geht hervor, daſs er wohl etwas jünger als Bonifaz war. Dieser aber war nach den überzeugenden Darlegungen von Brader (s. Bibliographie) um 1150 geboren. Setzen wir also Raimbauts Geburtsjahr rund um 1155, so wird es nicht sehr fehlgegriffen sein. Diese Zeit paſst auch zu den Zeitangaben, die wir sonst aus seinen Gedichten erschlieſsen können.

Gleich der erste Satz der Vida erweckt fast so viele Bedenken, wie er Behauptungen hat. Schultz-Gora[1] sagt, die Namensform Peyrol stehe nicht in allen Handschriften. A habe peirops, B Peirops, N² I K E peirors; d hat[2] peicobs. Die katalanischen Handschriften haben[3] peyros. Die Form des Namens steht also nicht fest.

Als Stütze für die Behauptung, Raimbaut sei für einen Narren gehalten worden, führen Diez, Chabaneau und Eméric-David eine Cobla Guillaumes von Baus gegen Raimbaut an, in der dieser ihm entgegenruft:

> Qu'en breu seretz per fol reconogutz
> plus qu'en Peirol que hom ten per arnaut.

Sollte man aber nicht annehmen, Guillaume habe in seiner Antwort darauf angespielt, daſs man den Sohn bald für ebenso verrückt halten werde, wie seinen Vater, en Peirol, wenn der in der Cobla genannte Peirol wirklich Raimbauts Vater wäre? Aus der Fassung der Cobla geht jedenfalls nicht hervor, daſs der Angegriffene irgendwelche Beziehungen zu diesem närrischen Herren Peirol hat. Eine abweichende Lesart gibt hier die Vida der katalanischen Handschriften. Statt „der für verrückt gehalten wurde", bringen sie das Gegenteil: „Estiers era el bos e savis". Das „estiers" fasse ich als Gegensatz zu dem vorangehenden „paubre" auf. Vielleicht erschien dem Schreiber die Bemerkung „era tengutz per mat" zu ehrenrührig für seinen Helden, und er ersetzte sie durch das Gegenteil. Andererseits ist es auch möglich, daſs ein provenzalischer Schreiber, auf Grund der angeführten Coblastelle die Verwandtschaft kombinierte und den Beisatz anfügte. Natürlich ist es auch möglich, daſs die Angabe auf einer richtigen Überlieferung beruht. Worauf die Hist. Litt. ihre Angabe, Raimbauts Vater sei blind gewesen,

---

[1] Z. f. frz. Spr. und Lit. 43, 154.
[2] Revue des langues romanes 45, 268.
[3] A. a. O. S. 414 ff.

stützt, war nicht festzustellen. Wichtiger für Raimbauts Leben ist jedenfalls die Frage, ob der Vater wirklich Ritter war.

Das Schloſs von Vaqueiras, im Departement Vaucluse, Arrondissement d'Orange, Kanton von Baumes gelegen, gehörte nach Chabaneau[1] in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, in die Raimbauts Leben zum Teil fällt, dem Fürsten Orange, der es 1210 an den Grafen von Toulouse abtrat. Das Schloſs Vaqueiras ist also in keinem Falle als der Stammsitz von Raimbauts Familie zu betrachten. Der Name „de Vaqueiras" kann einfach bedeuten, daſs er dort geboren war, wie wir ja das gleiche z. B. von Bernhart de Ventadorn wissen (dessen Vater Knecht und dessen Mutter Ofenheizerin in Ventadorn waren). Es unterliegt keinem Zweifel, daſs Raimbaut selbst später zum Ritter geschlagen worden ist. Aus der Betrachtung der hierhin gehörigen Stellen wird hervorgehen, ob er damit wieder in seinen, ihm durch seine Geburt zustehenden Stand zurückversetzt wurde, nachdem er durch die Tatsache, daſs er Jongleur und Trobador geworden war, gesellschaftlich herabgesunken war,[2] oder ob wir es dabei mit der nicht alltäglichen Standeserhebung eines Niedriggeborenen zu tun haben.

In dem „Partimen" mit Ademar von Poitou und Perdigo lobt Raimbaut besonders den tapferen, kriegerischen Mann, auch wenn er nicht besonders freigebig sei. Darauf hält ihm Perdigo vor: „Mas sil marques fos d'aital acoindansa Enquer fora ioglars et escudiers" (Wenn aber der Markgraf derselben Meinung wäre, wärt ihr noch Spielmann und Knappe). Weiter spottet er: „En Raimbaut, quant ab armas s'eslansa Sembla trop mielhs ioglars que cavalliers". Ähnlich spöttisch verwundert klingen die Äuſserungen des Albert von Malaspina in der Tenzone „Aram digatz, Rambaut", die durch die glückliche Übersetzung von Diez (Ei, sagt doch, Herr Raimbaut, ich will euch fragen ...) von allen Dichtungen Raimbauts am bekanntesten ist. Auf sie wird wegen ihrer groſsen Wichtigkeit für Raimbauts Leben noch oft zurückgegriffen werden. — Albert fragt ihn, wie ihn nur jemand vom Klepper auf das Streitroſs habe heben, ihn vom Spielmann zum Ritter habe machen können. Raimbaut, der ihm sonst alle Vorwürfe mit gleicher Münze heimzahlt, weiſs hier nur schwach zu erwidern: wenn er es in seinen Waffentaten nicht dem Roland gleichtue, so Albert sicherlich nicht dem Olivier. Obwohl Raimbaut seinen Gegner auch bei den gröſsten Beschimpfungen stets „Albert marques" anredet, nennt ihn dieser nur mit seinem Namen. Dabei wurde nach den Biographien die Anrede „en", d. h. Herr, sogar teilweise den bürgerlichen Sängern gegeben. Auch in der mit dem „Senher Coine" gewechselten Tenzone besteht ein ähnlicher Unterschied der Anreden. Dieser, in dem jetzt ja mit Sicherheit Conon de Bethune identifiziert worden ist,[3] redet

---

[1] Biogr. S. 85 Anm.
[2] Diez, Geschichte der Trob. S. 29, gibt zahlreiche Belege dafür.
[3] Zenker, Zt. 1925.

ihn auch nur mit seinem Vornamen an, während Raimbaut immer „senher“ zu ihm sagt. (Wir haben hierin ohne Zweifel die nordfranzösische Anrede „seigneur“ zu sehen.) Wir sehen also in allen diesen mit geborenen Adligen gewechselten Gedichten einen deutlichen Unterschied der gesellschaftlichen Stellung, selbst nachdem Raimbaut zum Ritter geschlagen worden ist. Dazu paſst es, daſs Raimbaut in seinem Reimbrief an den Markgrafen Bonifaz diesem für seine Güte mit den Worten dankt: „M'avetz fait gran be e de bas aut poiat E de nien fait cavalier prezat“. Hätte er selbst, der gerade in diesem Briefe seinen eigenen Wert sehr hervorhebt, da er ihm ja reiche Belohnung erwirken soll, gesagt, daſs ihn sein Herr „aus der Niedrigkeit zur Höhe“ erhoben, aus einem „Nichts“ zu einem geschätzten Ritter gemacht habe, wenn er schon durch seine ritterbürtige Geburt dazu vorbestimmt gewesen wäre?[1] Es scheint mir aus alledem hervorzugehen, daſs sein Vater nicht Ritter war und man erst nachträglich aus der Würde des Sohnes auf die des Vaters geschlossen hatte. Es bestände allerdings noch die Möglichkeit, daſs die Armut des Vaters so groſs gewesen wäre, daſs man darüber sein Rittertum ganz vergessen hätte. Aber das ist doch wenig wahrscheinlich.

Die Armut des Vaters läſst sich schon aus den ersten Nachrichten über den Sohn erschlieſsen. Armut und seine Neigung machten diesen zum Spielmann, ein Gewerbe, das in jener Zeit seinen Mann ernähren konnte, ja ihm ein gewisses Ansehn brachte, wenn er es verstand, das aber ihm nur sehr selten einen gesicherten Lebensunterhalt gewährte. Fette und magere Zeiten wechselten ab. So ging es auch Raimbaut, wenn wir die Aussagen seiner Vida mit denen seiner Gedichte vergleichen. Diese sprechen öfter von seiner Armut. In der schon erwähnten, mit Guillem v. Baus gewechselten Cobla „Tuit me pregon, Engles“ rät ihm dieser, doch an den Hof des Königs von Barçelona zu gehen und zu andern, wie er es gewohnt sei, „Que mais amatz deniers e paubre arnes Q'en conogutz l'amor de na Falcona“. (Denn ihr liebt Heller und ärmliche Kleidung mehr als die Liebe der Dame Falcona.) Ebenfalls hält ihm Albert von Malaspina vor, hundertmal habe er ihn nach Art eines rauhen Spielmannes, arm an Habe, zu Fuſs durch die Lombardei ziehen sehen, und Gutes habe an ihm getan, wer ihm zu essen gegeben hätte. „E membre vos co·us trobai a Pavia“.

Kleider gehörten zu den Gaben, die dem Spielmann als Lohn für seine Darbietungen ebenso zukamen wie dem gefeierten Hof-

---

[1] Vgl. dazu Bernart von Ventadorn 15, 42 „m'a fait ric ome de nien“. B. stammte, wie wir oben bemerkten, aus untersten Schichten. Aus den Lebensnachrichten der Troubadours haben wir noch ein Beispiel, daſs ein Spielmann Ritter wurde. „Perdigan si fo ioglars e sap trop ben violar e trobar el dalfins d'Alvernhe lo tenc per son cavallier e ill det terra e renda“. Bei ihm wird der Unterschied zwischen seinem früheren und seinem jetzigen Stand ähnlich wie bei Raimbaut hervorgehoben.

dichter. Der Unterschied bestand darin, dafs der eine getragene, der andere nur neue Kleider nahm. Wechsler führt S. 91 mehrere Belegstellen zu dieser Sitte von Provenzalen und Deutschen an. Danach scheinen die Deutschen dem eigentlichen Dichter das Nehmen getragener Kleider strenger untersagt zu haben als die Provenzalen. Raimbaut gehörte jedenfalls ursprünglich zu der Gattung der Spielleute, die sich mit „armer Kleidung", d. h. getragener begnügten. Albert von Malaspinas Vorwurf, der doch an den schon zum Ritter Geschlagenen gerichtet war, scheint ihn nicht sonderlich gekränkt zu haben. — Die Handschrift P berichtet, er sei am Hofe Bonifaz' dessen „compagnon d'armas e de vestimenz" geworden. Das würde also sagen, dafs er später die Kleidung des Markgrafen geteilt, d. h. die gleichen neuen Gewänder und Waffen wie dieser getragen hätte. Aus den Gedichten ist die Behauptung nicht direkt zu belegen. Der Schreiber kann sie auch aus der blofsen Tatsache der Freundschaft mit Bonifaz geschlossen haben. Sie ist aber möglich.

Was Raimbauts Tätigkeit als Joglar anbetrifft, so wird er wohl nicht der niedrigsten Klasse derselben angehört haben, die mit unseren Jahrmarktskünstlern verglichen werden kann. Merkwürdigerweise wird in seiner Vida einmal von ihm wie von so vielen anderen gesagt, „ben sap violar". Er scheint also nicht hervorragend im Begleiten der Lieder auf einem Musikinstrument gewesen zu sein. Wohl aber heifst es „ben sabia cantar", d. h. er kannte aber die Lieder, die ein Spielmann können mufste, um bei der höfischen Gesellschaft Anklang und Beifall zu finden. Es handelte sich bei dieser höheren Klasse von Spielleuten vornehmlich um den Vortrag der epischen Gedichte und in Einzelfällen, wenn ein besonderer Auftrag eines Trobadors vorlag, um das Singen von dessen Liedern. Den Niederschlag von Raimbauts Tätigkeit auf diesem Gebiete finden wir in den zahlreichen Anspielungen auf epische Stoffe, die in seinen Werken zerstreut sind.[1] Dafs er aufser diesen Kenntnissen auch gelehrte Schulbildung besafs, ist unwahrscheinlich. Es findet sich keine Stelle bei ihm, die auf direkte Kenntnis lateinischer Quellen, etwa Ovids, hinwiese. Es würde dann vermutlich auch ein diesbezüglicher Satz in seiner Vida stehen. Denn diese gelehrte Schulbildung war sicher nicht allgemeine Voraussetzung des Minnegesangs, wie Wechsler S. 97 annimmt. Die Erinnerung an solche Kenntnisse haftete darum länger.

Wo hatte sich Raimbaut diese epischen Kenntnisse erworben? Seiner Vida nach kam er schon als Joglar an den Hof des Fürsten von Orange, Wilhelm von Baus, bei dem er lange Zeit blieb. Die Fassung der katalanischen Handschriften „E es devenc que saub be trobar coblas e sirventes e ben cantar" sagt deutlicher als die der übrigen Handschriften, dafs er sich am Hofe von Orange in den Künsten, die er wohl in ihren Anfängen anderen herum-

[1] Vgl. Faral, Les jongleurs usw. S. 196.

reisenden Spielleuten abgelauscht hatte, weiter ausbildete und zugleich anfing, sich in eigenen Liedern zu versuchen. Es stimmt mit der Chronologie seiner Gedichte, soweit man eine solche aufstellen kann, überein, dafs er zuerst Coblas und Sirventese dichtete. Nur eine Kanzone (D'amor no·m lau) ist mit Sicherheit in die Provence zu verlegen, (s. später). Ob allerdings in diese Jugendzeit oder in einem späteren Aufenthalt, ist nicht genau zu sagen. Aber auch die in der Provence entstandene Cobla „Tuit me pregon" und die Sirventese „Del rei d'Aragon concir" und „Leu sonet" fallen erst in die Mitte der 80er Jahre, nachdem Raimbaut, wie wir bald sehen werden, schon am Hofe des Markgrafen von Monferrat geweilt hatte. Es wäre also auch möglich, dafs er zuerst an diesen Hof gezogen sei und von da aus zurück nach der Provence. Dort hätte er als nicht mehr unbekannter Mann freundliche Aufnahme gefunden, wie die Vida sagt. „Und der Fürst von Orange erwies ihm viel Wohlwollen und grofse Ehre und machte ihn geschätzt bei den vornehmen Leuten". Wir sahen eben, dafs er in der Lombardei so arm war, dafs jeder ihm einen Gefallen tat, der ihm zu essen gab; noch tieferes Elend läfst das eben schon zitierte vieldeutige Wort des Albert von Malaspina, „und erinnert euch, wie ich euch in Pavia fand" vermuten. Wenn Raimbaut aber am Hofe der Baus so geehrt und geschätzt gewesen wäre und vielleicht gar schon damals die „paria" mit Guilhelm geschlossen hätte, von der die Vida dieses Fürsten berichtet (S. 143 dieser Arbeit), so kann man sich dieses Elend viel schlechter erklären, als bei der Annahme, er sei als junger, unbekannter Spielmann über die Alpen gezogen, erst später nach der Provence zurückgekehrt und dann' an den Hof der Baus gekommen. Dafs seine Vida ihn zuerst am Hofe der Baus geehrt sein läfst, ist bei seinen tatsächlichen Beziehungen zu dieser Familie und der geographischen Lage von Orange und Monferrat zu Vaqueiras ohne weiteres verständlich. Auch eine Stelle aus dem Brief an Bonifaz klingt so, als habe er erst eigentlich an dessen Hof „singen und sagen" gelernt. Alle edle Sitte sei dort zu Haus.

Et ieu senher, puesc mi d'aitan vanar
Qu'en vestra cort ai saubut gent estar (v. 104—105)

(Und ich Herr, kann mich dessen von früher her rühmen, dafs ich an eurem Hof edles Benehmen lernte.) „M'avetz gent noyrit e adobat" sagt er v. 7 der Laisse auf at.

Zu der Bemerkung der Vida, er habe lange Zeit geehrt am Hofe des Fürsten von Orange gelebt, bietet die katalanische Handschrift eine interessante Lesart. Es heifst da: E en Raimbaut seguia jutglars e homens de cort volentiers e anet sen a la princeza d'Aurenga, que era moyler del seynor en G. de Baus, e estet ab ela longa sazo. E esdevenc usw.

(Und Herr Raimbaut folgte gern den Spielleuten und Hofleuten und ging zur Prinzessin von Orange, die Gemahlin des Herrn Wilhelm

von Baus war, und er blieb lange Zeit bei ihr.) Wie erklärt sich diese Abweichung? Wir wissen, dafs zwar nicht die Gattin, wohl aber die Mutter Wilhelms IV. von Baus eine Prinzessin von Orange war: Tiburge, die Schwester des Trobadors Raimbaut von Orange (daher auch die Bezeichnung W. v. Baus als „princeps d'Aurenga"). Wir haben ferner wenigstens zwei Lieder Raimbauts, die mit Sicherheit auf eine Dame in der Provence zu deuten sind, wie oben schon erwähnt wurde. Das eine ist die Kanzone „D'amor no·m lau". Er beklagt sich darin über die Kälte seiner Herrin, die ihn mehr verraten habe als Roland den Ferragutz. Wenn sie ihm ihre Gunst nicht zuwende, werde er der Provence und Gapençais Lebewohl sagen und ins Land von Tortona gehen. Ebenso redet er in dem politischen Sirventes „Del rei d'Aragon consir", in dem von Kämpfen des Hauses Baus aus dem Jahre 1185 die Rede ist, in der letzten Strophe und im Geleit ganz unvermittelt eine Dame an, die er seiner treuesten Liebe versichert. Aus diesen beiden Tatsachen konnte eine solche Bemerkung wie die der katalanischen Handschrift leicht von einem Schreiber kombiniert werden. Ob Mutter oder Gattin, damit nahm man es nicht so genau. Da die beiden Liebesstrophen von „Del rei d'Aragon" inhaltlich dem Liede „D'amor no·m lau" vorausgehn, so spricht auch ihr Inhalt für einen längeren Aufenthalt Raimbauts an seinem Heimathofe nach seinem ersten Aufenthalt in Monferrat. Wann kam er nun nach Monferrat, zu dessen Herren er in so enge Beziehungen treten sollte, wie kaum ein Trobador zu einem Fürsten? (Von deutschen Minnesängern etwa Hartmann von der Aue zu seinem Herrn). Es wurde schon hingewiesen auf die Verse, in denen Raimbaut seinen Herrn an einige gemeinsame Jugendtaten erinnert, durch die sie grofsen Ruhm erwarben. Zwei Abenteuer erzählt er: die Entführung der Saldina von Mar aus den Händen des Markgrafen von Malaspina und die Errettung der Jacobina von Ventimiglia aus der Gewalt ihres habgierigen Onkels.[1] Über die Zeit, wann diese Ereignisse stattfanden, ist unendlich viel gestritten worden. Jetzt werden sie meistens in die Jahre 1179—82 gelegt.

Auf das Abenteuer mit Saldina von Mar spielt wahrscheinlich die Tenzone zwischen Raimbaut und Albert von Malaspina an. „E Nicolos e Lafrancos da Mar Vos podon ben appellar de bauzia" v. 35—36. Während sonst Albert in seinen Antworten an die Worte Raimbauts anknüpft, scheint ihm dieser Vorwurf sehr unbequem zu sein. Er überhört ihn und antwortet mit den schon eben erwähnten Angriffen auf seines Gegners junge Ritterschaft. Diese beiden, Nicola und Lafranco da Mar sind nach Schultz-Gora zuerst urkundlich 1187 und 1189 als Konsuln von Genua, also schon in vorgerückterem Alter stehend, belegt. Saldina könnte, wie Schultz-Gora vermutet, ihre Schwester, ebensogut aber Tochter

---

[1] Eine genaue Analyse des Briefes an Bonifaz folgt später. Zum folgenden besonders Schultz, Die Briefe usw. S. 4 ff.

von einem von ihnen oder Nichte von beiden sein. Urkundlich belegt ist sie nicht. Doch kommt der Name Saldina oder Isnelda, wie Crescini liest, öfter in der Familie vor. Albert von Malaspina, ihr Entführer, war am 25. August 1180 18 Jahre alt.[1] Warum Schultz und nach ihm alle anderen genau das Jahr 1182 als Zeitpunkt der Entführunsgsgeschichte annehmen, ist mir nicht klar geworden. Es wird aber um diese Zeit gewesen sein.

Das Abenteuer mit Jakobina di Ventimiglia hat besonders Cais die Pierlas[2] untersucht, doch stimme ich der von ihm gegebenen Datierung nicht zu. Daraus, dafs ihr Vater 1167 zuletzt in einer Urkunde genannt wird, ergibt sich nicht mit Sicherheit, dafs Jakobina damals schon geboren sein mufste. Es bliebe der Spielraum bis 1177, wo er in einer Urkunde als gestorben und sein Bruder Otto in einer anderen als „comes Ventimilii" bezeichnet wird. Von einem Sohn ist — wie von einer Tochter — bisher nichts urkundlich belegt. Cais de Pierlas vermutet diesen unter einem „Verwandten Konrad", der nach einer Urkunde von 1185 den Grafen Otto bedrängt. Aber wie hätte sich dann Otto schon 1177 „Graf" nennen können? Auch scheinen nach Raimbauts Gedicht die Verhältnisse eher umgekehrt gelegen habe. Der Bruder Jakobinas wird schon 1177 in jugendlichem Alter gestorben gewesen sein, wenn er überhaupt existiert hat, worauf der Oheim das Erbe an sich zog, statt es seiner Nichte zukommen zu lassen. Diese bat dann Bonifaz um Hilfe. Cais de Pierlas datiert nach der Urkunde von 1185 die hilfreiche Tat des Markgrafen Bonifaz zwischen 1186—1189. Dagegen spricht, worauf schon Crescini hinwies, Raimbauts Wort: No·us vuelh totz remembrar los ioves fagz qu'en prim prezem a far". (Ich will euch nicht an alle Heldentaten erinnern, die wir in der ersten Jugendzeit unternahmen.) „Joves fagz" entspricht dem altfranzösischen Ausdruck „enfances", worunter man die ersten Heldentaten eines Ritters verstand, die Bonifaz doch kaum erst mit 38—39 Jahren unternahm. Auch könnte man diese Zeit nicht gut als „erste Jugendzeit" bezeichnen. Es kommt hinzu, dafs Bonifaz seit 1183 nach dem Tode seines Vaters und bei der häufigen Abwesenheit seines mitregierenden Bruders Conrad die Hauptlasten der Regierung zu tragen hatte, so dafs ihm der Kopf wohl nicht mehr nach solchen Streichen stand. Man wird also auch dieses Ereignis um das Jahr 1180 ansetzen, eher noch etwas früher.[3]

Brader hat es in seinem schönen Buch über Bonifaz wahrscheinlich gemacht, dafs dieser 1182 in Byzanz war. Diese Abwesenheit würde leicht erklären, warum Raimbaut den Hof von Monferrat verliefs. Er war um diese Zeit noch nicht der „compagnon d'armas e de vestimenz". Er konnte Bon. verlassen und

---

[1] Schultz-Gora, Die Lebensverhältnisse usw. S. 177.
[2] Cais de Pierlas, Giacobina di Ventimiglia usw.
[3] Auf die letzte Hypothese von Settegast über diese beiden Ereignisse wird später eingegangen.

nach allgemein üblichem Brauch neue Dienste bei einem andern Herrn nehmen, wenn es ihm beliebte. Aber er ging nicht fort, wie er gekommen war, als armer Spielmann, zerlumpt und zu Fuſs. Er verlieſs ihn als Trobador, dessen Name vielleicht schon über den Kreis von Monferrat gedrungen war. „E crec si de sen e de saber e d'armas" heiſst es in den meisten Handschriften, „e de ben trobar" in den katalanischen.[1] Von Liebesliedern läſst sich keines für diese Zeit datieren. Das für sein weiteres Leben Wichtigste war jedenfalls, daſs er Freude am Waffenhandwerk gewonnen und in einigen Kämpfen neben Bonifaz keine unrühmliche Rolle gespielt hatte. Der Spielmann und der Knappe — wie man vielleicht bachalar mit Heranziehung der Benennung „escudier" für Reimbaut im Partimen „Senher n'Aymar" auffassen kann — blieben Bonifaz in guter Erinnerung und erleichterten später dem Trobador ein Wiederanknüpfen der alten Beziehungen.

Von Monferrat aus begab sich Reimbaut, wenn auch vielleicht nach mancherlei Fahrten, an den Hof der Baus. Seine Beziehungen zu dieser Familie aus der Mitte der 80er Jahre gehen aus mehreren Gedichten hervor.

Er schildert ein Turnier, in dem eine Reihe mehr oder weniger in der Lokalgeschichte ihrer Zeit bekannte Herren auftreten,[2] und der Herr von Baus eine glänzende Rolle spielt. Ob man unter dem Senhal „mon Avengut" Wilhelm IV. zu verstehen hat, wie allgemein angenommen wird, ist, da der Name nur dies eine Mal und dabei ohne nähere Erläuterung vorkommt, immerhin zweifelhaft. Das Gedicht ist auffallend durch sein Metrum: Je zwei Silben entsprechen einer epischen Langzeile, wie sie z. B. „Guirart von Roussilhon" hat. Die Sprache ist steif und ungelenk. Es wäre also nicht unmöglich, daſs wir in diesem Gedicht Raimbauts Erstling vor uns hätten. Das Versmaſs entspräche einmal dem Inhalt, erklärt sich andererseits leicht durch Raimbauts groſse Vertrautheit mit den epischen Werken, die damals im Schwunge waren. Vielleicht wollte er sich mit diesem Gedicht die Gunst der Baus erringen.

Dieses Ziel hätte er dann erreicht. In zwei politischen Sirventesen sehen wir ihn als deren Parteigänger, der ihnen, wenn nicht mit den Waffen — wenigstens liegen dafür keine Anzeichen vor — so doch mit seinem Wort und seinem Lied diente. Ihre weittragende Kraft tut in jener Zeit das Beispiel Bertrans von Born am lebendigsten dar.

Die glänzenden Zeiten der Familie, von denen ein Strahl in Raimbauts Turnierlied aufblitzt, wichen bald trüberen.[3] Das Haupt

---

[1] Wenn Stempel in der Wiedergabe eines Teils der Handschrift R. d. l. r. 35, 268 gibt „Er crec si de sen e d'arnes e de trobar", so ist dies sicher ein Verlesen.

[2] Vgl. Appel, Prov. Ined. S. 347 und Schultz, Briefe S. 8.

[3] Vgl. zum folgenden Diez, L. u. W. 2. S. 217 ff. und Schultz, Briefe S. 8 u. Anm.

der Familie, Hugo von Baus, hatte im Kampfe mit Alfons II. von Barcelona sein Stammhaus mit 30 andern Burgen verloren. Um sein Gebiet wieder zu erhalten, trat er auf die Seite Alfons II., als dieser in Streit mit dem Grafen von Toulouse geriet. Alfons schloſs aber mit diesem Waffenstillstand, anscheinend ohne recht gekämpft zu haben, ohne jedenfalls den Baus zu dem Ihren verholfen zu haben. Raimbaut wirft ihm dies in dem Sirventes „Del rei d'Aragon consir" Nr. 11 vor. Das Gedicht datiert Diez 1185, Schultz schlieſst sich ihm an. Raimbaut ist darin entrüstet über all die treulosen Freunde, die sich lieber Geld in den Beutel tun und gut Essen und Trinken dem Innehalten ihrer Verträge mit den Baus vorziehen. Den gleichen Vorwurf erhebt das Sirventes „Leu sonet sicum soill" Nr. 22. Es begnügt sich nicht mit dem allgemein gehaltenen Tadel, sondern er nennt die Parteigänger der Baus, die ihre ihnen „sobre sanz", d. i. auf die Heiligenreliquien zugeschworenen Verträge nicht innehalten, mit „schmückenden" Beiwörtern einzeln. Besonders heftig spricht er über Bernhard von Anduse und Wilhelm von Montpellier. Dieser schloſs nach einer Urkunde im Jahre 1184 mit dem Grafen von Toulouse, den er lange bekriegt hatte, Frieden. Da die Baus durch ihr Bündnis mit Alfons II. auch mit diesem in Konflikt kamen, könnte das Lied in diese Zeit fallen. Schultz glaubt es, wie auch Nr. 15 und 31, nicht vor 1189 datieren zu können wegen des Aymar von Poitou, der in Nr. 22 mit an erster Stelle unter den Gegnern der Baus genannt ist und der erst im Jahre 1190 zur Regierung kam. Es fragt sich nur, ob er den Namen Aymar von Poitou nicht schon vor seinem Regierungsantritt führen konnte. Das Partimen Nr. 15 ist jedenfalls erst später, nach Raimbauts Erhebung zum Ritter entstanden, da darauf angespielt wird. Nr. 31 ist die schon mehrmals genannte Cobla „Tuit me pregon, Engles". Die Grundlage zu diesem Gedicht gibt die Vida des Guillem von Baus.[1] Sie erzählt: „Wilhelm von Baus, Fürst von Orange, beraubte einen französischen Kaufmann und nahm ihm groſse Habe auf seiner Straſse ab. Und der Kaufmann ging hin und erhob Klage beim König von Frankreich; und der König sagte, daſs er ihm kein Recht verschaffen könne, weil es zu weit sei. ‚Aber ich gebe dir mein Wort, daſs ich dir Recht geben werde, auf welche Weise du immer dir Recht verschaffen kannst.' Und der Bürger ging hin und lieſs den Siegelring des Königs nachmachen und lieſs Briefe von seiten des Königs an Wilhelm von Baus senden, die ihm hohes Gut, groſse Gaben und groſse Ehren versprachen. Und als Herr Wilhelm diese Briefe hatte, freute er sich sehr darüber und bereitete sich groſsartig darauf vor, zum König zu gehen. Und er brach auf und kam in die Stadt, aus der der Kaufmann war, den er beraubt hatte, und von der er nicht wuſste, daſs er daraus war. Und als der Kaufmann erfuhr, daſs Herr Wilhelm in der Stadt war,

[1] Chabaneau, Les biographies S. 89.

liefs er ihn gefangen nehmen und alle seine Gefährten, und er zwang ihn, alles, was er ihm genommen hatte, zurückzugeben und den ganzen Schaden wieder gutzumachen. Und er (nämlich W. v. Baus) ging hin und plünderte ein Gut des Herrn Aimar von Poitou, das Osteilla hiefs, und als er den Rhône in einer Barke herunterkam, nahmen ihn die Fischer des Herrn Aimar gefangen. Herr Raimbaut von Vaqueiras, der sich mit ihm Engles nannte, machte darauf folgende Cobla: „Tuit me pregon, Engles, que vos don saut." — In der Cobla wundert sich Raimbaut, wie Guilhelm nur den gefälschten Siegeln des Bürgers habe glauben können, worauf ihm Wilhelm mit der schon früher teilweise angeführten Cobla erwidert, er wundere sich sehr, ihn gegen sich so erbost zu sehen, bald würde er für so verrückt wie der närrische Herr Peirol gehalten. Er solle nur zum König von Barcelona ziehen usw. Darauf hält ihm Raimbaut, ohne auf seine Worte einzugehen, das Mifsgeschick mit den Fischern des Herrn Aimar vor und schliefst mit den Worten: „Bons deus fara n'Aimar que tost perdona."

Die Vida des Wilhelm von Baus geht sicher auf eine andere Quelle als nur dies Gedicht zurück, denn aus ihm selbst hätte man diesen klaren Tatbestand nicht herauslesen können. Wertvoll ist sie uns vor allem wegen des Senhal „Engles", das hier zum ersten Male vorkommt. Es läfst sich nach dem Gedicht nur auf Wilhelm beziehen. Nach seiner Vida nannte sich Raimbaut ebenfalls so, dafs wir also ein Beispiel der sog. „paria" vor uns hätten: die gegenseitige Bezeichnung eines Freundespaares mit dem gleichen Namen. Gerade aus diesem Gebrauch geht hervor, dafs „Senhal" wenigstens ursprünglich kein Versteckname war — was ja übrigens auch der etymologischen Bedeutung des Wortes widerspräche. Es war ein jedem bekannter Übername, wie etwa die Biernamen der Studentenverbindungen. — Die Hist. Litt. bezieht das Senhal „Engles" auf Aimar von Poitou, den Lehnsmann des Königs von England, seine Entstehung durch diese Beziehung erklärend. Sie übersetzt den Anfang von Raimbauts zweiter Cobla: „Engles ben tost vengut n'Aimar l'assaut: Mon Engles n'a pas tardé l'assaut d'Osteilla" und führt als weiteren Beleg das Partimen mit diesem und Perdigo Nr. 15[1] an. Aber das enthält den Namen Engles nicht und das „mon" der Übersetzung ist nicht im Text begründet. Nach der ersten Strophe kann Engles gar nicht auf n'Aimar bezogen werden, nur auf Wilhelm oder Raimbaut selbst. Aufser Emeric-David hat nur noch Carducci den Namen, dessen Bedeutung wie die der meisten Senhals unklar ist, falsch bezogen. die Provenzalisten schreiben ihn alle Wilhelm von Baus zu. D. h. sie taten es, bis Zingarelli[2] eine neue Hypothese aufstellte: Engles sei Bonifaz. Leider war mir sein Aufsatz trotz aller Bemühungen nicht zugänglich. Ich kann mir vorläufig durchaus nicht vorstellen,

[1] Appel, Chr. S. 137.

[2] Zingarelli, „Engles nelle rime de Rambaldo de Vaqueiras" in Miscellanea in onore de Vincenzo Crescini 1910.

wie Zingarelli diesen Beweis geführt hat. Wie soll Bonifaz mit der oben analysierten Cobla in Verbindung stehen? Er war nur einmal in Frankreich, soweit man sehen kann: als er in Soissons zum Führer des 4. Kreuzzuges ernannt worden war. Solche ihm gespielten Streiche, wie der in der Cobla berührte, lassen sich mit der ihm allenthalben gezollten Ehrfurcht ebensowenig in Einklang bringen, wie die Raubrittertaten, die ihnen vorangingen, mit seinem Charakter. Ferner, wie kann Zingarelli diese Verse aus „Ara·m requier“ auf Bonifaz beziehen: „Ja mos Engles ni·m blasme ni·m accus, Si me luenh per lieis d'Aurenga e de Montelh“? Auf den Fürsten von Aurenga passen sie dagegen vortrefflich.

Aus einer viel späteren Zeit, da Raimbaut schon dauernd am Hofe von Monferrat weilte, stammt das Lied „Ara·m requier“. Es zeigt, dafs die Freundschaft mit Guilhelm von Baus trotz der Entfernung fortbestand. An Engles richtet er von Italien her „ein neues Descort“ — zur Erinnerung (Nr. 16) — ihm sendet er die Estampida „Kalenda Maya“ und mit einem schmeichelhaften Geleit sein letztes Lied „No m'agrad iverns ni pascors“ (Nr. 24). Vermutlich wurde die Freundschaft durch verschiedene Besuche Raimbauts in der Provence aufgefrischt. Darauf deutet das Geleit von „No posc saber“ (Nr. 23) hin, dafs allerdings sehr unvermittelt hinter dem eigentlichen Gedicht steht und mit der schon einmal im Gedicht dagewesenen Schlufszeile „car Corteza lay par Alexandria“ sicher verderbt überliefert ist: „En Proensa quant encaus ni can fuy crit ‚Monferrat‘ la senha de qu'ieu sui“ (In der Provence rufe ich beim Angriff und auf der Flucht „Monferrat“, das Feldgeschrei, dem ich zugehöre). — —

Ob Raimbaut den oben erwähnten Rat des Wilhelm von Baus befolgt hat, zum König von Barcelona zu gehen, davon melden seine Gedichte nichts. Es ist aber sehr wohl möglich. Das Sirventes „Ja hom pres ni desheretatz“ geht in den Schlufsgedanken aus, kein Mensch sei ganz vollkommen, „aufser dem König von Aragonien, denn in ihm sind alle guten Eigenschaften so überreich, dafs man so viele gar nicht verlangen könnte.“ Dies steht in direktem Gegensatz zum Sirventes Nr. 11. Man könnte sich einen solchen Umschwung erklären durch eine nähere Bekanntschaft Raimbauts mit diesem, bei allen Trobadors wegen seiner Freigebigkeit und Kunstliebe geschätzten König. Noch ein Grund bestärkt die Hypothese eines Aufenthaltes Raimbauts am Hofe von Barcelona. In dem fünfsprachigen Descort: „Ara can vey verdeyar“ (Nr. 4) sind je eine Strophe und ein Geleit in gaskognischem und in kastilianischem Dialekt gedichtet.[1] Es liegen anscheinend Fehler in beiden Strophen vor. Aber trotzdem setzen sie eine ziemliche Vertrautheit mit beiden Dialekten voraus. Wo

[1] Balaguer, Hist. nennt sie S. 173 lengua castellana. Appel, Chrest. S. 327 meint, es sei ein Produkt der Zeit, da Spanisch und Pertugiesisch noch nicht getrennt waren. Kath. Michaelis de Vasconcellos endlich tritt in Gröbers „Grundrifs“ S. 173, Anm. 1 für Portugiesisch ein.

sollte Raimbaut sie erworben haben, da ja beide keine Literatursprachen waren? Das Französische der 3. Strophe konnte er aus der Bekanntschaft mit der französischen epischen Poesie schöpfen, obwohl er auch seine Wanderfahrten bis auf dieses Sprachgebiet ausgedehnt haben kann. Die beiden andern Dialekte konnte er nur, wie wir das beim Genuesischen, dem 4. fremdsprachlichen Bestandteil des Descorts, wissen, durch Berührung mit dem Volke selbst erworben haben. Balaguer tritt ebenfalls mit Entschiedenheit für einen Aufenthalt am Hofe von Barcelona ein (a. a. O. S. 193).

Das nächste sichere Datum in Raimbauts Leben ist das Jahr 1191, in dem er an mannigfachen Kämpfen Bonifaz I. mit oberitalienischen Städten teilgenommen hat, wie später gezeigt wird. Da er ein Jahr in Tortona weilte, ehe er nach Monferrat zurückkehrte, wird er die Provence etwa 1189 verlassen und den in „D'amor no·m lau" ausgesprochenen Vorsatz wahrgemacht haben, Tortona aufzusuchen. Auf dem Wege dorthin ist er durch genuesisches Gebiet gekommen, wohl nicht zum erstenmal. Das zeigt seine Kenntnis dieses italienischen Dialektes in dem zweisprachigen Dialog „Donna, tant vos ai pregada". Er trägt darin einer Genueserin auf höfische Art seine Liebe vor und wird grob abgefertigt. Dies literarisch und sprachlich gleich interessante Gedicht hat viele Federn und noch mehr die Phantasie der Schreiber in Bewegung gesetzt. Diez[1] erzählt es einfach mit dem Zusatz „dies kleine Erlebnis, wenn ihm wirklich eins zugrunde liegt". Die Abfertigung, die die „schöne Frau" — näher bezeichnet er sie nicht — dem Trobador zuteil werden läſst, nennt er „wohlverdient", also glaubt er doch an einen realen Hintergrund. Bei Hopf[2] wird die Genueserin schon zu einer reichen Kaufmannstochter. Ebenso ist sie für Carducci[3] „la moglie d'alcuno de quei gran mercantandi". Bei Galvani[4] wird sie sogar zu einer Edelfrau, dem genuesischen Stadtadel angehörig. Die beiden Italiener sehen ein wichtiges kulturgeschichtliches Denkmal in dem kleinen Gedicht: auf der einen Seite die zwar äuſserlich glänzende, aber innerlich morsche Kultur der Provence, auf der andern die zwar noch ungeschliffenen, aber innerlich gesunden Sitten des jungen Italiens. „Wir Wilde sind doch bessere Menschen." — Ganz im Gegensatz dazu bestreitet Crescini,[5] daſs irgend eine wirkliche Begegnung zugrunde liegt. Er sieht in dem Gedicht nur eine Abart der Pastourelle. Noch heute spräche in der französischen volkstümlichen Dichtung „il signore aghindato" im feinsten Pariser Französisch, die ländliche Schöne in ihrem Patois.[6]

---

[1] Diez, L. u. W. 2, S. 220/221.
[2] Hopf, Bonifaz S. 15.
[3] Carducci, S. 43.
[4] Galvani, Un monumento linguistico genovese dell' anno 1191, Strenna filologica modenese 1863, p. 84—94, zit. nach V. Crescini, Il contrasto etc.
[5] Crescini, Il contrasto etc. S. 7 u. 8.
[6] Schefler, Französ. Völkslieder S. 132 ff. bringt indessen keinen einzigen Beleg dazu.

Die Steigerungen und Schlufsfolgerungen von Carducci und Galvani legen dem Gedichte jedenfalls mehr unter, als aus ihm herauszulesen ist. Der ganze Ton der Genueserin ist nur bei einer Frau aus dem niederen Volk denkbar, (wie sie von ihrem Manne spricht usw.). Auch die brutale Offenheit des werbenden Spielmanns am Schlufs wäre gegenüber einer Edelfrau kaum möglich. Denn die Sitten des Stadtadels und der reichen Kaufleute der grofsen italienischen Städte des 12. Jahrhunderts standen an feiner Kultur durchaus nicht so hinter den Höfen zurück, wie Galvani und Carducci zu denken scheinen. Andererseits überzeugen mich auch Crescinis Ausführungen nicht. Er sieht darin, dafs hier eine Städterin an die Stelle der üblichen Hirtin getreten ist, nur, welche Mannigfaltigkeit man dem Schema dieser Werbung und Abweisung zu geben vermochte. Da aber Reimbaut nicht von einer Städterin im allgemeinen — wozu sich übrigens auch keine Parallele findet — sondern von einer Genueserin spricht, so liegt doch irgend ein Anhaltspunkt in der Wirklichkeit vor. Vielleicht ist Raimbaut gerade durch eine solche Abweisung auf den Gedanken gekommen, den Gegensatz der beiden noch auf verschiedenen Entwicklungsstufen stehenden Sprachen zur Verstärkung des inhaltlichen Gegensatzes zu benutzen. Hätte er lediglich eine Pastourelle in den beiden Sprachen dichten wollen, so hätte er ja eine ländliche Schöne aus genuesischem Sprachgebiet wählen können.[1] Für die Datierung des Gedichtes ist der Schlufs wichtig, in dem die Genueserin dem Dichter rät, zum Herrn Opetí zu gehen, der ihm vielleicht ein Rofs geben würde. Er sei ja ein Spielmann! Diesen Herrn identifiziert Carducci[2] richtig mit Obizzo II. von Malaspina, der nach der von Schultz gegebenen Geschlechtstafel dieses Hauses von 1184—1190 in Urkunden vorkommt und 1194 starb. Die Annahme, dafs Raimbaut 1189/90 durch genuesisches Gebiet zog, würde also zu dieser Angabe passen.

Die Bemerkung, er solle den Herrn Opetí um ein Pferd angehen, kann man vielleicht in Zusammenhang bringen mit der Tenzone „Ara·m digatz". v. 23/24 höhnt Albert seinen Partner, wie schon erwähnt: „Aber ich habe Euch hundertmal durch die Lombardei zu Fufs gehen sehen nach Art eines elenden Spielmanns", und v. 44 „Dann seid ihr vom Klepper aufs Streitrofs gestiegen". („Mas vos ai vist cent vetz per Lombardia Anar a pe, a lei de croi ioglar", v. 44 „puois montetz de roussin en destrier".) Demnach besafs Raimbaut schon als Spielmann ein Pferd. Dies könnte ihm Obizzo II. als Lohn gegeben haben. Pferde waren neben Kleidern und Tüchern ein beliebtes Geschenk bei den Spielleuten, freilich dem höheren Wert entsprechend seltener. Da aber Raimbaut damals nicht mehr blofs „croi joglar", sondern

---

[1] Balaguers Annahme, er habe die beiden Sprachen miteinander kontrastieren wollen, scheint mir doch zu philosophisch-abstrakt für jene Zeit.

[2] Card., a. a. O. N. S. 10.

schon ein, wenn auch nicht weit bekannter Trobador war, so paſste diese Gabe zu seiner Standeserhöhung. Ja, es wäre nicht ausgeschlossen, daſs Raimbaut die Tenzone mit der Genueserin am Hofe von Obizzo verfaſst und vorgetragen hätte, um auf diese feine, geschickte Weise seine Bitte um eine solche Gabe anzubringen, die dann von Erfolg begleitet gewesen wäre. — Bei der Neuheit und Anmut des Liedes kein Wunder!

Zu dem Gebiet der Malaspina gehörte damals auch Tortona. Dort hatte Raimbaut eine Dame besungen, deren anfänglich versprochene Gunst ins Gegenteil umschlug. Im Gedicht „D'amor no·m lau" hatte er der provenzalischen Herrin gedroht, er würde nach Tortona gehen, wenn sie ihn nicht erhöre, denn er sei ja gefangen „wie ein Rebhuhn in der Tonne". Die Bedrängnis in Italien scheint noch gröſser gewesen zu sein! Auf diese Dame beziehe ich das Lied „Leu pot hom gaug et pretz aver", dessen Worte, die Herrin wolle ihn umsonst zum Diener haben, bloſs, weil sie in ihrem Spiegel Farben von Kristall und Rubin erblicke, schon Diez auf die „Dame von Tortona" gedeutet hat. Er hält daneben die ungefähr gleichbedeutenden Verse aus dem Lied Nr. 26 „De robins ab cristail Me par que Dieus la fe". Schultz[1] schreibt es in Anbetracht der Geleite, von denen eins eine contessa Beatritz, das zweite einen Herrn Imo nennt, die beide sonst nicht weiter bei Raimbaut vorkommen, diesem nicht zu.[2] Aber könnte nicht diese contessa Beatritz der Name der Dame sein? Wie dem auch sei — die Herrlichkeit dauerte nur ein Jahr. „Qu'estat n'aurai perdut un an Per una falsa ab cor truan", sagt er im Lied „Ges sitot" (Nr. 13). Daſs damit die Dame von Tortona gemeint ist, geht aus der Tenzone mit Albert von Malaspina hervor (die ungefähr in der gleichen Zeit wie „Ges sitot" entstanden ist). Die ganze Tenzone hebt ja mit der ironisch-teilnahmsvollen Frage des Markgrafen an, ob es denn wirklich wahr sei, was man allgemein erzähle, „que malamen s'es contra vos guidata Vostre dompna de sai en Tortones Don avetz faich mainta cansson en bada, Mas ill a faich de vos tal sirventes Don etz aunitz, et ill es vergoignada." Von dem Siventes dieser Dame gegen Raimbaut ist keine Zeile enthalten. Auch von Raimbauts Liedern scheinen einige verloren zu sein. Raimbaut muſs seinem Gegner zugeben, daſs er die Betrügerin, „l'enganairitz", geliebt habe, die sich von ihm und echtem Ruhm entfernt habe — trotz seiner treuen Dienste. Seine Worte: „Mas vos e lieis persegua vostre fes" scheinen darauf hinzudeuten, daſs Albert an der Untreue der Dame nicht unbeteiligt war. Es kam ja häufiger vor, daſs ein vornehmer Herr einen Trobador aus der Gunst einer Dame verdrängte, zumal wenn sie handgreiflichere Huldigungen den ideellen des Liedes vorzog. Die

---

[1] Schultz, Briefe S. 17.

[2] Die weiteren Ausführungen zu dieser Frage siehe Kap. „Die Überlieferung der Gedichte" in dieser Arbeit.

Trobadors werden nicht müde, über diese unberechtigten, weil mit ungleichen Waffen kämpfenden Nebenbuhler sich zu entrüsten. — Albert lehnt den Vorwurf keineswegs ab. — Auch im Lied 28 spricht Raimbaut noch von dieser Enttäuschung und zwar mit dem gleichen Ausdruck: Seine neue Herrin, „Na Beatritz-Bels Cavaliers“ soll ihn entschädigen für den Schaden, den ihm die „bel'enganairitz“ angetan, um deretwillen er von der Liebe in „manchen Liedern“ Übles gesagt. Zu diesen Liedern kann man mit Schultz noch Nr. 25 „No posc saber“ rechnen, wenn auch die örtliche Bezeichnung „e Quartona lay part Alexandria“ nicht sehr klar ist. Wahrscheinlich ist auf dieses Verhältnis auch Nr. 12 „D'una donna·m tolh e·m lais“ zu beziehen, in dem er mit sehr heftigen, beleidigenden Worten von einer treulosen Schönen, die sich jedem an den Hals wirft, Abschied nimmt. Nur paſst die Schilderung ihrer sehr im Niedergang begriffenen Schönheit nicht zu dem Ausdruck „bel'enganairitz“. Doch lieſse sich der Unterschied erklären aus dem dazwischen liegenden Zeitraum, der den Groll des Dichters sänftigte (zumal ihm eine neue Gunst winkte) und ihn wieder objektiver sehen lieſs als in der ersten Enttäuschung.

Wir wären mit diesen Ereignissen etwa ins Jahr 1191 gekommen. Raimbaut hätte nach dem Bruch mit der Dame von Tortona dieses Gebiet, bzw. den Hof Obizzos II., zu dem die Dame gehören konnte, verlassen und sich wieder nach Monferrat gewandt. Vielleicht war er nur durch dieses Verhältnis von dem Wege dorthin abgehalten worden. Hier kam er anscheinend bald mit Bonifaz in die alte, gute Beziehung. Es könnte zunächst scheinen, daſs er vor 1191 noch einmal dagewesen wäre. Das schon zitierte Geleit zu Nr. 10 „In der Provence rufe ich beim Ansturm und bei der Flucht Monferrat, das Zeichen, dem ich folge!“ deutet ja auf einen mehrmaligen Aufenthalt in seinem Heimatlande hin, während dessen er dies Feldgeschrei ausstieſs. Doch ist eher anzunehmen, daſs dies Geleit im Anschluſs an einen späteren Besuch in der Provence entstanden ist, da er in den 80er Jahren doch ausgesprochener Parteimann der Baus war und demnach kaum diesen Feldruf hatte.

Raimbaut stürzte sich an der Seite seines Herrn in die Kämpfe, die gerade zu Anfang der 90er Jahre des 12. Jahrhunderts voll Erbitterung zwischen dem Markgrafen von Monferrat als dem Vertreter des deutschen Kaisers und den oberitalischen Städten entbrannt waren. Besonders mit den Städten Asti und Vercelli hatte er 1190/91 heftige Fehden zu bestehen. In diesen Kämpfen könnte das Ereignis stattgefunden haben, von dem Raimbaut in seinem „Brief“ an Bonifaz spricht, daſs sie „A Cart entr' Ast' e No“ zu zehn Mann vierhundert Reiter in die Flucht geschlagen — wobei man wohl nicht allzugenau die Zahlen nachprüfen darf! In den Kämpfen mit Asti, die nach einem 1191 geschlossenen Frieden bald aufs neue entbrannten und sich, immer wieder beigelegt und wieder aufflackernd, lange hinzogen, hat er einmal mit Bonifaz

einem aus dem Sattel gestürzten Markgrafen Albert vom Sande aufgeholfen und — ihn wohl dadurch vor Gefangennahme gerettet. Auch ist er für seinen Herrn, „zu dessen Nutzen er manchen Sturm mitgemacht und manches Haus angezündet“, selbst in die Gefangenschaft gewandert. Diesen Albert hat Crescini[1] mit Albert von Malaspina identifiziert. Nun hat Raimbaut, wie wir sahen, auf Alberts Anzapfung in der Tenzone: „Seit Ihr vom Klepper auf das Streitroſs gestiegen seid, habt Ihr weder Schwerthieb noch Lanzenstich getan“, nur sehr matt entgegnet. Es ist nicht denkbar, daſs er dies getan hätte, wenn die Errettung Alberts schon vorausgegangen wäre. Auch Schultz (S. 117) nimmt das nicht an. Er datiert aber die Entstehung der Tenzone auf frühestens Dezember 1194, da erst in diesem Monat Raimbaut von Sizilien zurück sein konnte (s. w. unten), und die Worte „Peiracava perdetz per vos foilhia“ (v. 34) nur auf einen Vertrag vom 6. November 1194 gedeutet werden könnten, durch den Albert dieses Gebiet verlor. Aber wir haben in den Kämpfen der oberitalienischen Groſsen mit den Kommunen ein so beständiges Hinundher, das so unvollständig durch Urkunden belegt ist, daſs dieser Grund nicht unbedingt zwingend ist. Noch weniger überzeugt mich der zweite Grund, den Schultz im Anschluſs an eine auch von Appel in seine Chrestomathie aufgenommene Lesart gibt: Der von Albert in v. 57 „a mon dan get de trobar vos e'n Pier“ genannte Trobador könne nur Peire Vidal sein, der 1196 am Hofe von Monferrat geweilt habe. Diese italienischen Namensformen kommen freilich auch sonst vor, aber nur, wenn von italienischen Trobadors die Rede ist.[2]

Mir scheint die Tenzone und damit die Erhebung Raimbauts zum Ritter unbedingt vor die Expedition nach Sizilien zu fallen. Und zwar aus folgenden Gründen: 1. Schon im Beginn der Aufzählung seiner Kämpfe an der Seite von Bonifaz betont er, er habe in den Kampf der zehn gegen vierhundert sich geführt „a ley de vassalh bo“. Der Ausdruck Vasall fand aber nur auf den Lehnsmann und den Ritter Anwendung. 2. Nach den auf Sizilien vollbrachten Heldentaten (s. u.) hätte Raimbaut erst recht nicht auf Alberts Bemerkung über seine mangelnden Leistungen als Ritter geschwiegen. 3. In der Laisse oder dem Brief auf o ist die Chronologie allem Anscheine nach enge innegehalten. Es ist also unwahrscheinlich, daſs Raimbaut die Lebensrettung Alberts vor dem Zuge nach Sizilien genannt hätte, wenn sie erst danach stattgefunden hätte. Ich nehme die Chronologie in Raimbauts Leben seit seiner Rückkehr aus der Provence folgendermaſsen an: Etwa 1190 zieht er über die Alpen, kommt durch genuesisches Gebiet nach Tortona, nimmt dort vielleicht Dienst, tritt jedenfalls

[1] Per gli studî romanzi S. 57ff. Leider habe ich mir das Buch nicht verschaffen können und muſste mich auf die Angabe bei Schultz, Briefe S. 3 beschränken.

[2] Der Ausdruck „grossa pansa“ (dicker Bauch) würde allerdings auf P. Vidal passen.

in ein Verhältnis zu einer Dame, die ihn nach einem Jahr, vermutlich um Albert von Malaspinas willen, schnöde im Stiche läfst. Darauf begibt er sich an den Hof des Bonifaz und nimmt, für eine Zeitlang von Liebesangelegenheiten abgeschreckt, an dessen Kämpfen mit den italienischen Städten teil. Hier zeichnet er sich aus und wird zum Ritter geschlagen, vielleicht, nachdem er wieder aus der Gefangenschaft befreit war.[1] Nach Alberts Worten hat er danach eine Zeitlang auf seinen Lorbeern ausgeruht. Jedenfalls aber nicht lange. Von Gedichten fällt in diese Zeit etwas sicher datierbar nur die Tenzone mit Albert von Malaspina.

Im Jahre 1194 begleitet er seinen Herrn nach Sizilien. Hier befinden wir uns endlich auf ganz geschichtlichem Boden. Es handelt sich um den Zug Kaiser Heinrichs VI. nach dieser Insel, um dort den Aufstand der heimischen Grofsen, die ihm das Erbe seiner Gemahlin Konstanze streitig machten, zu unterdrücken. Bonifaz hat den Oberbefehl über die Flotte unter Markward von Annweiler. Daraus erklärt sich, dafs Raimbaut der Schlacht von Catania, die das Schicksal der Insel entschied, nicht gedenkt, da die Flotte an dieser nicht teilnahm. Bonifaz landete mit einem Teil des Heeres am 1. September in Messina und hatte die Aufgabe, das Innere zu unterwerfen. Von der Eroberung all der kleinen Orte, die Raimbaut in seinen Briefen nennt, berichten die Chronisten der Zeit nichts, wie sie überhaupt nur von der Eroberung des östlichen Küstenstriches der Insel zu melden wissen. Aber gerade hier wird Raimbauts Gedicht zur historischen Quelle.

Einer der von ihm genannten Orte, die er natürlich nicht geographisch oder chronologisch nach der Einnahme geordnet nennt — Caltagiro, in dem leicht Caltagirone erkannt wird, ist in einer Urkunde von 1197 genannt. Heinrich VI. bestätigt den Einwohnern dieses Ortes ihr Gebiet nach dem Vorgehen des Bonifaz, „dilectus legatus noster Bonifazius marchio Montis Ferrato". — Am 20. November nimmt Bonifaz und mit ihm sein treuer Waffengefährte, der ihm in Messina das Leben gerettet, (s. „Brief") an dem feierlichen Einzug in Palermo teil.

In Sizilien ist dann wohl das Gedicht „Ges sitot" entstanden. Es schildert des Trobadors Entschlufs, nachdem er ein ganzes Jahr mit einer Treulosen verloren, sich von der Liebe loszusagen und dem Waffenhandwerk zu leben, aber trotz seiner Enttäuschung keine ehrenvolle Tat zu unterlassen, „que·s tanh a cavaller", wie er es getan hat: „desqu'ieu passei los portz" (seit ich die Häfen passiert habe). Diese Worte scheinen mir nur auf die Expedition nach Sizilien bezogen werden zu können. Auch die 5. Strophe (nach Appels Anordnung) pafst in diesen Rahmen am besten: „De servir e d'autras lauzars D'escut, de lansa e de bran, E de bon pretz

---

[1] Hier kann an die Fassung der Vida in P. erinnert werden. „El marques per la gran valor qu'el conoc en el, sil fetz cavalier e son compagnon d'armes e de vestimenz". Also nicht erst in Griechenland.

trair' ed enan Entre·ls reys els emperadors ..." Daſs Raimbaut als Südfranzose gerne aus der Einzahl die Mehrzahl macht, darum hier von „Königen und Kaisern" spricht, sehen wir auch sonst in seinen Gedichten.[1] Auch die folgenden Zeilen „E Monferrat e lay ves Forqualier viurai de guerr'a lley de mainadier" würden sich in diesem Zusammenhange leicht erklären: Das kriegerische Leben wird er fortsetzen in Monferrat oder der Provence. Auch die anderen Strophen, sowie das 2. Geleit an na Beatritz, das Schultz als nicht echt annimmt im Gegensatz zu Appel[2] enthielten bei der Richtigkeit der oben ausgesprochenen Vermutung keinen Widerspruch. Der Trobador weiſs, was er mit der Liebe (oder der Gunst) einer Dame aufgibt. Darum wäre er glücklich und dankbar, wenn er nur eine treue fände. Sollte dies nicht die junge Beatritz sein können, die eben am Hofe ihres Vaters, des Markgrafen Bonifaz, zu erblühen begann? — In der von Peire Vidal im Lied „Ben aja eu, quar sai cobrir", das am Hofe Bonifaz c. 1196 entstanden ist, gefeierten Dame „dous frug d'onrada s'anansa" sieht Bartsch Beatritz.[3] Schultz schlieſst sich dieser Meinung an. Wir hätten also den Beginn von Raimbauts Beziehung zu Beatritz nach der Rückkehr von Sizilien zu setzen.[4] Bonifaz war vom Dezember 1194 bis Juni 1195, wie sich an Hand der Urkunden feststellen läſst, beim Kaiser. Vielleicht ist Raimbaut in dieser Zeit noch einmal in der Provence gewesen und hat dort seinen Ruf „Monferrat" ertönen lassen und mit Aymar von Poitou und Perdigo die Tenzone „Senher n'Aymar" gewechselt, in der die schon angeführte Stelle „mas si·l marques fos d'aital acoynhdansa Enquer fora ioglars o escudiers", wie die andere „en Raimbaut, quant ab armas s'eslansa Sembla trop mielhs ioglars que cavalliers" darauf deuten, daſs er noch nicht lange Ritter ist. 1196 war er dann wieder in Monferrat, wie aus P. Vidals erwähnten Liede Nr. 12 hervorgeht, in dessen „avinen trachor" nach dem Vorgehen Bartschs allgemein Raimbaut de Vaqueiras gesehen wird.

Hier begann dann sein Verhältnis zu Beatritz, der Tochter Bonifaz' von Monferrat, das ihm wohl ebenso groſsen, wenn nicht gröſseren Ruhm einbrachte als seine Lieder. Die Vida nennt sie die Schwester Bonifaz' und die Gemahlin eines Heinrich von Caretto. Seit Cerratos[5] Untersuchungen ist die erste Annahme allgemein fallen gelassen. Er macht auf eine Stelle in dem „Carros" genannten, eigenartigen Gedicht von Raimbaut (s. weiter unten) aufmerksam, in der es von na Beatritz heiſst: „Non estara plus en patz que son paire

---

[1] „E reys a penre, princeps e principat" schreibt er v. 23 auf at mit genau der gleichen Übertreibung.

[2] Briefe S. 118 Anm.

[3] Bartsch, Peire Vidals Lieder S. 53.

[4] Wenn die Lesart der Handschrift C „E sai vas Forqualier" richtig ist, wäre das Gedicht „Ges sitot" nach der Rückkehr von Sizilien in der Provence entstanden. Die übrigen Ausführungen bleiben dabei bestehen.

[5] Cerrato, Il bel cavaliere etc.

Que tornatz est a lansar ed a traire“ (v. 22/23) (Sie wurde nicht mehr in Frieden gelassen als ihr Vater, der sich zum Lanzenwerfen und Schwertziehen gewandt hat). Wie weiter unten gezeigt wird, läſst diese Stelle sich nur auf das Jahr 1202 anwenden. Das ganze Gedicht ist auf die Tatsache von Beatritz' Jugend und Schönheit aufgebaut, was bei einer Schwester des Markgrafen unmöglich noch der Wirklichkeit entsprochen hätte. Wichtiger noch ist, daſs sie in diesem Gedicht „filha del marques“ genannt wird. „Marques“ aber, ohne nähere Bezeichnung, ist bei den Trobadors nur Bonifaz I. von Monferrat.

Verheiratet scheint Beatritz wenigstens im Jahre 1202 noch nicht gewesen zu sein, da sie sonst, wie ihre Schwestern, in dem von Bonifaz in diesem Jahre mit der Gemeinde Trino geschlossenen Rücksicherungsvertrage genannt wäre. Da Raimbaut nie das Motiv der Trennung, das doch bei den Trobadors sehr beliebt war, anschlug, bis er selbst weit von ihr weilte, wird sie den Hof ihres Vaters nicht verlassen haben. Gerade bei oberitalienischen Adelsgeschlechtern finden sich nach Schultz[1] mehrmals Fälle, in denen unverheiratete Frauen von den Trobadors besungen wurden. Es deutet dies auf einen Unterschied der gesellschaftlichen Sitte gegenüber der Provence hin. (Ohne die dort übliche Ausgeschlossenheit der jungen Mädchen von jeder öffentlichen Geselligkeit, kann man sich ein Zustandekommen des Frauenkultus in seiner unnatürlichen Art kaum denken.) Daſs Beatritz nicht in Urkunden vorkommt, ist bei deren Lückenhaftigkeit nicht auffällig.

Einen Heinrich von Caretto weist Desimoni[2] nach: Er wird 1182 in zwei Urkunden genannt, sein Bruder Otto führt 1194 die genuesische Flotte bei dem Zug nach Sizilien an. Er wäre also reichlich alt für Beatritz. Sonst weiſs man nichts von ihm, so daſs die Angabe der Vida, die sich mit Raimbauts Gedichten kaum in Einklang bringen läſst, zweifelhaft ist. Die Vermutungen Carduccis, Beatritz sei die im Vertrag von Trino nicht genannte Gemahlin des Albert von Malaspina und dessen gereizter Ton gegenüber Raimbaut erkläre sich aus Eifersucht, hat in der Tenzone gar keine Grundlage.

Ehe ich auf die neueste Hypothese in der Frage na Beatritz : Bel Cavaliers eingehe, will ich von den „razos“ sprechen, die von dem Verhältnis Raimbauts zu seiner Herrin berichten. Die Vida in der kürzesten Fassung beschränkt sich auf die Erwähnung, daſs er Madona Biatritz „Bels Cavaliers“ in seinen Liedern nannte und daſs es hieſs, „sie habe ihm aus Liebe wohl gewollt“. Die Handschrift P erzählt, wie dieser Beiname zustande kam. — Eines Tages habe Bonifaz sein Schwert im Gemach seiner Schwester liegen lassen. Beatritz habe hinter der verschlossenen Tür ihr Obergewand abgeworfen und mit dem Schwert Fangball gespielt. Raimbaut, der

[1] A. a. O. S. 116.
[2] Giornale storico V, S. 269/70.

sie durch eine Türritze beobachtete, habe sie seitdem B. C. in seinen Liedern genannt. Die Herkunft der Erzählung ist klar: Es ist eine Erklärung des Namens, die erleichtert wurde durch v. 31—36 in „Engles, un novel descort“: „S'iey puesc atenher, Be·n fes aut empenher Mos Belhs Cavaliers Cant li·m plac, senher, lo bran Per estenher Jelos e lauzengiers“. — In Wirklichkeit ist dieses „senhal“ vielleicht weniger von Beatritz aus zu erklären als aus Raimbauts Vorliebe für das Ritterwesen. Die männliche Bezeichnung paſst sich dem Begriff „midons“, über dessen Herkunft aus dem Hofzermoniell man bei Wechsler, a. a. O. alles findet, ja trefflich an. — Die Anknüpfung des Liebesbandes wird uns in E R P berichtet. Raimbaut habe Frau Biatritz schon lange im Verborgenen geliebt, aber seine Neigung nicht zu gestehen gewagt. Endlich habe er ihr bekannt, er liebe eine so hochgestellte Dame, daſs er ihr seine Gefühle nicht zu enthüllen wage. Darauf habe sie unter Hinweis auf viele Trobadors ihn zum Geständnis ermutigt, und es dann freundlich aufgenommen. Der beglückte Raimbaut habe darauf die Kanzone „Era·m requier“ angestimmt. — Dieser Schluſs deutet auf die Quelle der Erzählung. In der genannten Kanzone ruft er aus, daſs er seine Dame auf ihren eigenen Rat hin liebe, eine Dame, so hochgestellt, wie sie niemals vorher ein Mensch zu umwerben gewagt. Jede dritte Zeile schlieſst mit dem Wort „cosselh“, Rat, das also jedem in die Augen springen muſste. Auch in andern Liedern hebt er den guten Rat hervor, den ihm seine Herrin gegeben, (Nr. 18 u. 28), ebenso, daſs er mit seiner Liebe so hoch hinaufstrebe („que trop m'i sui aut mes Perqu'ieu tem bas cazer“ in „Ja no cugei vezer“). Von seiner Verschwiegenheit spricht das Lied „A vos bona dona e pros“ Nr. 6 „Dic en chantan mas razos, d'estiers no·us aus descobrir So qu'ieu ai en mon coratge.[1]

Die Handschrift R erzählt ein weiteres Begebnis aus Raimbauts Liebesleben. Der Markgraf habe ihn und seine Schwester eines Tages unter des Dichters Mantel schlafend gefunden, sie nicht geweckt, sondern nur seinen Mantel gegen den andern vertauscht, um seine Kenntnis zu zeigen. Raimbaut habe ihn fuſsfällig um Vergebung gefleht, die ihm auch erteilt wurde unter der Bedingung, daſs so etwas nicht mehr vorkäme. Die anwesende Hofgesellschaft habe dies auf das Vertauschen des Mantels bezogen! — Schon dieser letzte Umstand zeigt die innere Unwahrscheinlichkeit der Erzählung. Sie ist eine Erweiterung des Satzes aus der Vida „e fon crezut qu'ela li volgues ben per amor“, gestützt durch Raimbauts sehr offen ausgesprochene sinnliche Wünsche, so Nr. 28 „E sui cobes c'ab son bel cors jagues.[2] Dies Gedicht gehört ebenfalls in den Anfang des Verhältnisses, vielleicht hinter „A vos bona“ und „Era·m requier“, denn er spricht darin von der „bel'

---

[1] Hierhin könnte auch das im Breviari d'amor von Manfre Ermengaud unter Raimbauts Namen gegebene Lied Destreh D'amors passen.

[2] Weitere Belege s. Kap. „Das Minneideal bei Raimbaut“.

enganairitz", für deren Untreue ihn die treue Liebe seines Schönen Ritters entschädigen wird. Vielleicht sind auch „Guerra ni plaich" und „Eissamen ai guerreiat" ziemlich früh anzusetzen wegen des ihnen gemeinsamen Gedankens, dafs er vergeblich mit der Liebe gerungen habe und sich ihr endlich auf Gnade und Ungnade ergeben mufste. In letzterem Lied spricht er wieder von seiner Ritterschaft: es gezieme einer edlen Frau mehr, „einen geschätzten Ritter" („bon cavallier prezat") als einen unverschämten Reichen („un ric outracuidat") zu lieben.

Die Herrlichkeit sei aber nicht von langer Dauer gewesen, weifs P zu melden. Die alten Feinde eines jeden Sängerglücks, die „Verleumder" trübten auch dieses. Sie hetzten Biatritz auf, indem sie auf ihres Sängers niedere Herkunft hinwiesen. „Wer ist dieser Raimbaut von Vaqueiras, wenn ihn auch der Markgraf zum Ritter gemacht hat?[1] Und er geht hin und wirbt um eine so hohe Dame wie Ihr seid! Wisset, dafs dies keine Ehre ist, weder für Euch noch für den Markgrafen." Daraufhin habe sich Biatritz von ihm zurückgezogen, ihm aber auf Bitten ihres Bruders hin ihre Gunst wieder geschenkt, als zwei französische Jongleure den ganzen Hof mit ihren Künsten erfreuten, den trauernden Raimbaut ausgenommen. Da habe er in der Freude seines Herzens auf die Melodie ihres Liedes die Estampida „Kalenda maya" angestimmt. Wieder weist die Nennung des Gedichtes auf eine Quelle der Razo hin. Das Lied spricht davon, wie wenig Gunst er in Wirklichkeit von seiner Herrin erfahren und verwahrt sich bei ihr gegen den Schaden, den ihm etwa „gelos" und „lauzengiers" bei ihr anrichten könnten! Diese stehenden Figuren kommen noch in mehreren andern seiner Gedichte vor (Nr. 20, 16, 5). Auf die Frage nach der Möglichkeit französischen Vorbildes für die Estampida wird später zurückgegriffen. — Was dem anscheinenden Zerwürfnis mit Biatritz in Wirklichkeit zugrundeliegt, ist ebenso schwer zu sagen wie, welchen realen Hintergrund das Verhältnis überhaupt hatte. Es gehört zum guten Ton der Trobadordichtung, über Kälte der Herrin usw. zu klagen. — Der interessanteste, wenn auch längst nicht bedeutendste Niederschlag dieses wirklichen oder finguierten Zerwürfnisses ist das fünfsprachige Descort „Era can vey verdeyar", von dem schon oben die Rede war. Es legt, wie schon Diez bemerkte, vielmehr Raimbauts Witz und Kenntnisse an den Tag als, wie es seine angebliche Absicht war, seine innere Zerrissenheit.

Eine besondere Stelle unter den Na Biatritz-Bels. Cav. gewidmeten Liedern nimmt der schon genannte „Carros" ein, der 1202 in der ersten Jahreshälfte entstand. Auf eine Stelle, die zu seiner Datierung dient, wurde schon hingewiesen: im Frühjahr 1202

---

[1] Aus dieser Stelle geht hervor, dafs der Erzähler der Razos aus Raimbauts Liedern auch seine niedere Herkunft heraus las oder aus der Überlieferung davon wufste. Er stand aber den Zeitverhältnissen so nahe, dafs er dafür wohl ein richtiges Urteil hatte.

schickte sich Bonifaz an, die Kreuzfahrt, zu deren Anführer er ernannt war, zu beginnen, „a lansar e a traire". Die zweite Handhabe zur Datierung bietet die Erwähnung der Maria da Sarda im Gedicht, deren Hochzeit mit Bonifaz' Neffen, Bonifaz von Saluzzo, am 22. Juni 1202 der Markgraf gerade vor dem Verlassen Italiens beiwohnte. Also mufs das Gedicht vor diesem Tag entstanden sein. Es wird in dem Gedicht ein Turnier der italienischen Adelsfrauen und -jungfrauen geschildert, die Biatritz Jugend und Schönheit abnehmen wollen. Eine Zeitlang glaubte man (z. B. Carducci), es liege ihm ein wirkliches Spiel dieser Art zugrunde, das etwa zu Maria von Sardas Hochzeit stattgefunden hätte. Diez berichtet von einem solchen, das 1214 abgehalten worden wäre.[1] Später seien sie nichts Ungewöhnliches mehr gewesen.[2] — Könnte man nicht eher den umgekehrten Verlauf annehmen, der auch mit der hier ja feststehenden Chronologie übereinstimmte, dafs nämlich Raimbauts Gedicht Veranlassung zu den wirklichen Damenturnieren gegeben hätte? Er bewegt sich nur in streng fachlichen Ausdrücken. Bei dem Turnier von 1214 ist schon von Blumen, Törtchen usw. als Waffen die Rede, jedenfalls eine Erweiterung, wenn auch eine Verblassung der ursprünglichen Idee.

„Und er nahm zu an Klugheit, Waffentüchtigkeit und Sangeskunst", konnte die Lebensgeschichte in den katalanischen Handschriften mit Recht von ihm sagen. Äufserlich sind diese Jahre von 1196—1202 die glücklichsten in Raimbauts Leben. Vom Leben am Hofe von Monferrat entwirft er in seinem „Brief" an Bonifaz ein Bild:

En vostre cort renhon tug benestar,
dar e dompneys, belh vestir, gent armar,
trompas e ioc, e viulas e chantar,
e no i volgues, n'i a que far, portier,
aissi cum fan li ric hom avar.

(Alle feine Sitte herrscht an Eurem Hof, Geschenke und Gaben, schöne Kleidung, vornehme Waffen, Trompeten und Spiele, Geigen und Singen, keinen Pförtner wollt ihr dort, wie die reichen Geizhälse tun; er hat dort nichts zu tun.)

Der Ruf von Bonifaz' Freigebigkeit, dieser Haupteigenschaft eines Fürsten in den Augen der Trobadors, lockte eine Menge von ihnen zu kürzerem oder längerem Aufenthalt nach Monferrat, die ihn dann in ihren Liedern priesen. Aufser dem schon genannten P. Vidal noch Gaucelm Faidit, Folquet von Romans, Cadanet usw. Am bekanntesten ist Faidits Lied:

Tant au ben dig del marques Joglar truan e garbier
Que tug eu son vertadier Qu'ieu no sai que m'en disses.

---

[1] L u. W S. 236.

[2] Carducci berichtet von einem Gedicht des Francesco Sacchetti „La battaglia delle belle donne di Firenze colle vecchie", das c. 1354 stattgefunden habe.

Die Chronisten Villehardouin und Robert de Clary stellen ebenfalls seine „Largesse“ in das glänzendste Licht. — Die von Hopf als Beweis des an seinem Hof herrschenden freimütigen Tones angeführte Komödie von G. Faidit „L'heregia dels preyres“ existiert leider nur in der Phantasie von Nostredame. Es ist uns weder von ihr noch von irgend einem provenzalischen Drama irgend eine Spur erhalten.[1]

Es ist also kein Wunder, wenn Raimbaut nicht sonderlich erbaut war, als dies schöne Leben einmal aufhören sollte: Durch die Berufung Bonifaz' zum Führer des neuen Kreuzzugunternehmens. Nach dem Tode des Grafen Thibaut von Champagne hatte die Versammlung ihn einhellig gewählt: Aufser seinen persönlichen Eigenschaften werden die Traditionen seines Hauses, dessen Glieder ja mehrfach in Palästina tätig waren (sein Vater, seine Brüder Wilhem und Konrad), die Wahl veranlafst haben. Raimbaut entschlofs sich nur ungern, seinem Herrn zu folgen: „E cant anetz per crozar a Saysso ieu non avia en cor — Dieus m'o perdo — Que passes mar“, bekennt er später reumütig seinem Herrn (v. 26—28 der Laisse auf o). Im Kreuzzugslied „Ara pot hom conoisser e proar“ gibt er im Geleit als Grund seines Zögerns an, er könne sich nicht von seinem „Bels-Cavaliers“ trennen, damit, wie Crescini hervorhebt, einem allgemeinen Brauch der Trobadors folgend. Es ist dies Lied das letzte, das den Namen seiner Herrin enthält, wenn man nicht für das Gedicht „En abril can vey verdeyar“ (Gr. 331, 1) die Fassung der katalanischen Handschriften annimmt, die im Geleit den „Bels Cavalier“ angeredet sein lassen.[2] Dieses Lied müfste dann im byzantinischen Reich entstanden sein, wohin Raimbaut seinem Herrn endlich doch gefolgt war. Von den dort entstandenen Dichtungen wird auf Biatritz bezogen die Elegie: „No m'agrad' iverns ni pascors“ (Nr. 24), „si bella de desiderio nostalgico e d'entusiasmo epico“.[3] Lange hat man in dem Lied den Planch, die Totenklage auf Biatritz sehen wollen, besonders da kein Gedicht Reimbauts sich später datieren läfst als dieses, das vor Heinrichs Kaiserwahl (August 1206) entstanden sein mufs. Dieser wird noch „comes“ darin genannt.[4] Ob der in den katalanischen Handschriften unter Raimbauts Namen gebrachte Planch „Ara pren comjat per totztems de chantar“ von ihm herrührt und wenn ja, ob er auf Biatritz zu deuten ist, bleibt vorläufig ungewifs. Über „No m'agrad“ hat zuletzt Jeanroy[5] gehandelt. Auf seine

---

[1] In 364, 46, 3 vergleicht sich P. Vidal mit einem Ketzer und Verräter, die mit schönem Gesicht die Menschen irre führen. Hier könnte eine der Keimzellen zu Nostredames Behauptung liegen,

[2] Über diese Frage wie über die gleiche bezüglich des Planch „Ar pren comgat“ s. Kap. der Überlieferung von Raimbauts Dichtungen.

[3] Cresc., Ancora delle lettere etc. S. 84.

[4] Der richtige Sachverhalt schon von R. Meyer, Das Leben des Troubadours Faidit, S 41 Anm. erkannt, durch Cerato allgemein zur Annahme gebracht.

[5] Jeanroy, Sur une pièce etc.

ästhetische Wertung des Liedes komme ich noch zurück. Hier nur das eine: Jeanroy bekennt sich in diesem Aufsatz zu der „verführerischen Hypothese", die vor ihm in einem weiteren Rahmen Zingarelli[1] aufgestellt hat, dafs nämlich die Liebesworte dieses Liedes nichts bedeuten, weil ihnen gar nichts Wirkliches zugrundeliegt. Zingarelli will in dieser Studie den Nachweis führen, dafs 1. „Na Biatritz" und „Bels-Cavaliers" nicht dieselben Personen seien, 2. dafs dieser „Bels Cavaliers" nicht der Welt der Erscheinungen, sondern der poetischer Träume angehöre und 3. „na Biatritz" nur das Symbol für das Haus Monferrat sei, — man könnte sie also ins Reich der politischen Träume verweisen. Er schliefst seine Ausführungen mit den Worten (S. 575) „E bisoguerà ormai conchiudere che Bel Cavalier appare sempre nel mondo poetico e solitamente artificiale ed irreale del amore; al contrario, madonna Biatritz, na Biatritz, la figlia del Marchese, non mai rappresentata coma una stessa persona con lei, è fueri di questo mondo, poiche sempre se ne stacca e vive nella vita reale, anche quando sconfigge le vecchie e il carracio".

Zingarelli argumentiert folgendermafsen: 1. Alle in den Razos erzählten Liebesepisoden sind „süfse Idyllen, sicherlich auf italienischem Boden erblüht, aber nur in der Einbildung". — In der Ablehnung der Wirklichkeit dieser Erzählungen wird ihm wohl allgemein beigestimmt. Warum diese Blüten aber nur italienischem Boden entsprossen sein könnten, ist nicht einzusehen. Wir haben Razos zum Leben anderer Trobadors, die viel stärker novellistischen und künstlerisch-schöpferischen Charakter tragen und jedenfalls in Frankreich entstanden sind. Ich erinnere nur an die Erzählungen über Wilhelm von Cabestanh, Jaufre Rudel, usw.

2. Die Liebe der Trobadors habe sich weder auf ein Mädchen bezogen, das Beatritz doch gewesen sei, noch nach Heirat gestrebt. Die sinnlichen Wünsche in Kalenda maya habe Raimbaut unmöglich in Gegenwart des Vaters (für ihn ist ja Engles Bonifaz) der Tochter aussprechen können. Am Hofe Bonifaz' habe, wie aus Raimbauts Briefen hervorgehe, keine solche Sittenverderbnis geherrscht. Höchstens könne man annehmen, Raimbaut habe eine Situation geschildert, die sich von seiner wirklichen Liebe stark unterschied. — (Warum dann dieser soviel niedrigere Ton?) Der „jelos" könne nur der Gatte sein, deshalb sei noch weniger an Beatritz zu denken. — Die anderen Gedichte, in denen die Bezeichnung Bels Cavaliers allein vorkomme „Eissamen ai guerreiat" und „Engles, un novel descort" seien durch die Veranlassung und den ganzen Habitus des Gedichtes — strenge Innehaltung der feudalen Formen, Schwierigkeit der fremden Sprachen — frei von diesen sinnlichen Wünschen. Zu diesen Ausführungen ist Folgendes zu sagen.

Über die Tatsache, dafs gerade in Oberitalien auch unverheiratete Frauen besungen wurden, wurde oben schon berichtet. In Kalenda

[1] Zingarelli, Bel Cavaliere e Beatrice de Monferrat.

maya — wie auch in anderen Gedichten! — spricht Raimbaut allerdings sehr offen sinnliche Wünsche aus. Aber nie spricht er von einer Erfüllung, und Wechsler hat wohl richtig ausgeführt, dafs gerade darin für jene Zeit eine feine Schmeichelei gegenüber der Besungenen lag. „Salva s'onor“ sagt Raimbaut darum auch von seinem schönen Ritter (13, 48). Aber gegenüber dem Aussprechen dessen, was man fühlte und dachte, war man damals, wie die ganze Trobadordichtung zeigt, nicht so empfindlich.[1] Inwiefern das Äufsern oder Empfinden solcher Wünsche bei einem Trobador identisch mit dem Streben nach Ehe sein soll, ist bei einer Betrachtung der Zeitlage unerfindlich. Damit, dafs in Oberitalien auch Mädchen gefeiert wurden, blieb der ständische Abstand zwischen dem Sänger und der Herrin doch unüberbrückbar. Nicht einmal in den Razos ist von einer ehelichen Verbindung zwischen Trobador und Herrin je die Rede. Der „gelos“, von dem Kalenda maya spricht, war allerdings ursprünglich der Gatte. Aber Zingarelli übersieht ganz, dafs wir es hier mit einem Mailied und einem Tanzlied zu tun haben, in dem der „Eifersüchtige“ einfach zu einer ebenso stehenden Figur geworden war, wie der Wächter in der Albe oder allgemein die Lauzengiers. Dafs die Schwierigkeit der Sprache nicht hinderlich für Raimbaut war, wenn er sich die Zügel schiefsen lassen wollte, zeigt der „Contrast“ mit der Genueserin, der viel weiter geht als irgendein anderes Gedicht von ihm.

3. Wie ist es aber mit den Gedichten, in denen beide Bezeichnungen „na Beatritz“ und „Bels Cavaliers“ vorkommen? In diesen findet Zingarelli einen Unterschied im Ton, je nachdem welche Anrede gebraucht wird. Vor allem in den Geleiten. In „Ara·m requier“ spreche das erste, an Bels Cavalier gerichtete, nur von Liebe, das zweite, an na Beatritz gerichtet, enthalte nur Huldigungen. Ebenso in „Guerra ni plaich“ und „Savis e folhs“ „La conclusione e coidente: quanto all'more Bel Cavaliere e pel resto La signora Beatrice“. In der Kanzone „Ja no cugei vezer“ sei Bel Cavaliers nur im Anfang genannt, nachher sei von ihm nicht die Rede: wenn das Liebeslied für den schönen Ritter zu Ende sei, erscheine Beatritz im zweiten Geleit. „Ella è la donna intendante e amabile che accoglie benedizioni e lodi de tutti, non l'amata che vive sola nel amore dell'amante in modo diverso, da quella che negli altri. E lei sta qui, come nelle altre canzoni sempre con figura diversa da bel Cavalier e in disparte“.

Der Unterschied im Ton der beiden Geleite in den angeführten Gedichten ist richtig beobachtet. Doch läfst er sich leicht erklären, auch wenn man an der Identifizierung der beiden Personen festhält: der Tochter seines Herrn, na Beatritz, bringt er seine Ehrfurcht, ihr, als seinem Bels Cavaliers, seine Liebeshuldigungen dar. Wir haben allerdings Fälle, in denen ein Lied an mehrere Frauen

[1] Dafs wir Bonifaz-Engles ablehnen, wurde schon oben ausgeführt.

gerichtet war, da „nicht die Äufserung der Liebe, sondern das Lob der eigentliche Zweck des Minneliedes war".[1] Wechsler weist dabei auf die „donna soissubuda" des Bertran de Born hin. Aber die Lage ist dort ganz anders als bei Raimbaut: Von jeder Dame hat Bertran irgend etwas hervorgehoben, so dafs gleichzeitig jede ein wirkliches, ziemlich gleichmäfsig verteiltes Lob erhielt. Bei Raimbaut hat dagegen, wie gesagt, Bels Cavaliers und na Beatritz ihre in allen Gedichten eingehaltene Ruhmessphäre. Eine derartige Verteilung durch eine Reihe von Liedern hindurch haben wir noch einmal bei Raimon von Miraval.[2] „Le poète parle de 'Mais d'amic' d'un ton tour à tour confiant on découragé, lui reprochant volentiers de lui enlever la faveur des autres dames, quant à 'Mantel' c'est toujours avec une respectueuse admiration qu'il s'adresse à elle. On remarquera dans les envois des chansons la persistance des mêmes sentiments envers ces deux femmes et l'analogie frappante des expressions employées pour les traduire." Die darauf von Andraut gebrachten Geleite der Lieder 406, 4, 24, 19, 31, 34 bestätigen die angeführten Worte durchaus. Sie erklären aber auch diesen Zug der Dichtung Raimbauts von Miraval: Er spielt die eine Frau gegen die andere aus, er lobt „Mantel" um „Mais d'amic" dadurch wieder günstig für sich zu stimmen. Aus dieser Sachlage heraus versteht man das Nebeneinander der beiden Namen sehr gut. Ähnlich ist es, wenn B. von Ventadorn zwei Senhals, hinter denen zwei verschiedene Damen vermutet werden können, in einem Liede nennt.

Ganz anders bei Raimbaut. Er lobt Biatritz und Bels Cavaliers und zwar nennt er letzteren meist zuerst. Wie Nickel (S. 52) ausführt, ist von zwei Geleiten das erste immer an den Vornehmeren gerichtet. Das müfste aber na Biartritz sein, da B. C. doch höchstens eine Hofdame sein könnte. Es ist aber meist umgekehrt. Es fragt sich, ob es wirklich ein Lob für die Tochter des Markgrafen gewesen wäre, wenn ihr aus den Liedern immer wieder die Versicherung entgegengeklungen wäre, sie sei zwar dank ihrer Vorzüge über alle erhaben, aber die Liebe des Sängers gehöre doch einer Niederstehenden. Den Zweck des Liedes, von dem Besungenen Gunst und Gabe zu erlangen, hätte Raimbaut bei diesem Verfahren wohl kaum erreicht. Die Liebe, nicht das Lob war ja, wenigstens dem Anscheine nach, die eigentliche Huldigung des Sängers, aus der sich das Lob dann von selbst ergab. Den wahren Sachverhalt mufsten ja alle kennen, da das „Senhal" sicherlich kein Versteckname war, wie oben gezeigt wurde.[3] Es bleiben noch die Lieder, in denen na Biatritz allein genannt wird.

---

[1] Wechsler, Kulturproblem S. 139.
[2] P. Andraud, Raimon de Miraval S. 32.
[3] Stimmings Auffassung, dafs es unumstöfsliches Gesetz war, die auf die Geliebte gesungenen Lieder nicht zum Verräter der Liebe werden zu lassen, stimmt wohl für deutsche, nicht für provenzalische Verhältnisse, wie allein die Razos und Vidas zeigen.

In „Ges sitot“ könne sie nicht mit Bels Cav. identisch sein, da er ja in einer der Strophen der Liebe abschwöre. Über die Behebung dieser Schwierigkeit wurde bei der Datierung des Liedes schon gesprochen. — Das Geleit „A vos, bona dona e pros“ stehe mit seiner Behauptung:

Vencut, en nostra lengatge
m'es plus dous c'autre parlars
de na Beatritz lauzars
et ai en trop uzatge

im Gegensatz zu dem fünfsprachigen Descort — das Liebeslied sei ausgesungen, nur die verehrte Beschützerin bleibe. — Einmal kann man nicht von einem direkten Gegensatz zwischen beiden Liedern sprechen, und dann würde dieser gar nichts beweisen, da sich bei den Trobadors nicht nur in verschiedenen Liedern, sondern auch innerhalb des einzelnen oft die gröfsten Gegensätze finden.

4. Der „Carros“ sei nur eine Symbolisierung der Kämpfe von Monferrat mit den italienischen Städten. Darum sei im Gegensatz zum sonstigen Gebrauch das erste Geleit an na Biatritz, das zweite an Bels Cavaliers gerichtet. Eine solche Abstraktionsfähigkeit hat nicht eine einzige Parallele in der provenzalischen Literatur und scheint mir ganz dem Charakter der Zeit zu widersprechen. Welchen Sinn hätten bei dieser Annahme, die ja auch na Biatritz in den andern Liedern nur als Symbol ihres Hauses bestehen lassen könnte, die ihr darin gespendeten Lobsprüche? Warum hätte er seine Lobsprüche nicht an Bonifaz, das Haupt des Hauses gerichtet? Selbst wenn dieser wirklich Engles wäre, hätte er nur im Geleit von „No m'agrada“ eine ähnliche Huldigung erfahren.

5. In diesem Lied wie im Kreuzlied „Ara pot hom“ sei nur Bels Cavaliers genannt. Im ersten könne man in der Versicherung „Qu'ieu muer si·us vey, e quan no·us puesc vezer cug murir sols ab tot autre companha“ doch nur schöne Lügen sehn, auf deren ständige Wiederkehr in den Kreuzzugsliedern schon Crescini hingewiesen habe. Ebenso sei im Lied „No m'agrad'iverns“ die Behauptung „N'amava mais un sol plazer Que sai gran terra e gran aver“ (ein einziger Gunstbeweis wäre mir lieber als hier viel Land und grofse Habe), doch unmöglich etwas anderes als eine Übertreibung und beide Stellen zeigten eben, dafs Bels Cavaliers überhaupt nicht existiert habe.

Allerdings sind beide Äufserungen dem Schatze allgemein üblicher Wendungen der Trobadordichtungen entnommen. Aber da dies stets bei allen Liebesbeteuerungen der Fall ist, beweist es gar nichts für die Wahrheit oder Nichtwirklichkeit eines Gefühls. Dies soll jedenfalls immer als tatsächlich zugrundeliegend vom Trobador seinen Zuhörern glaubhaft gemacht werden. Aber selbst angenommen, beide Behauptungen Raimbauts seien ganz unwahr, so bewiese das nicht das Mindeste gegen die Existenz einer Persönlichkeit, an die diese falschen Schwüre gerichtet seien. Ich schliefse

mich in bezug auf diese Seite der Frage nach dem realen Hintergrund der Trobadorpoesie vollkommen den Äufserungen von Appel in der Vorrede zu seinem Bernard von Ventadorn S. XXIV—XXVIII an. — Wenn Bels Cavaliers und na Biatritz, wie Stroński sich ausdrückte, „de purs fantômes imaginaires“ sind, waren die Beweisführungen, dafs die beiden Namen nicht die gleiche Person — richtiger das gleiche Phantom — bezeichneten, doch eigentlich überflüssig und der darauf verwendete Scharfsinn gegenstandslos. — —

Im Verfolg von Raimbauts Lebensgang wurde zuletzt ausführlich von der Vorbereitung zum 4. Kreuzzug gesprochen. Er war, wie wir schon sahen, nicht erbaut von dem Gedanken, seinen Herrn dahin zu begleiten, wie überhaupt nach dem Fehlschlagen des mit so ungeheuren Mitteln vorbereiteten 3. Kreuzzugs die Lust zu einem neuen derartigen Unternehmen gering war. Raimbauts religiöse Interessen scheinen, nach seinen Kreuzzugsliedern zu urteilen, nicht sonderlich tief gewesen zu sein. Dazu das angenehme Leben, das er in Monferrat hatte. Das alles macht begreiflich, dafs er, auch abgesehen von dem Abschied von seinem Bels Cavaliers, nur zögernd und nur um seines Herren Ehre willen, das Kreuz nahm und, der Sitte folgend, zuvor seine Sünden beichtete. Danach dichtete er ein Kreuzzugslied, in dem er alle aufforderte, unter der Führung des tapferen, edlen Markgrafen an dem Zug gegen das „Hundevolk der Türken“ teilzunehmen. Das Lied „Ara pot hom conoisser e proar“ ist in den Anfang des Winters 1202 zu verlegan. „E pass'en breu Romania“ heifst es vom Markgrafen zum Schlufs. Nun fanden Ende Winter 1202 die Verhandlungen in Rom statt über seine Anteilnahme an dem Unternehmen. Es sollte ja anders als die andern Kreuzzüge zuerst nach Konstantinopel gerichtet sein, um dort den jüngeren Alexis wieder auf den Thron von Byzanz zu setzen und damit in ihm für die folgende Zeit eine gewaltige Stütze zu finden. An diesen Unterhandlungen nahm Bonifaz teil. Villehardouin, als feiner Diplomat, berichtet freilich nur „A cele foiz (15. Dez. 1202) ne furent mie venu tuit li baron, car encore n'ere mie venuz le marchis de Monferrat, qui ere remes arriere per affaire que il avait.“

Der Fortgang des Unternehmens entsprach bekanntlich auf die Dauer nicht den Erwartungen. Konstantinopel allerdings wurde genommen. Raimbaut focht an der Seite seines Herrn,[1] der die 7. bataille führte, „armatz a lei de Bramanço“. Von den Kämpfen um die Eroberung Konstantinopels bekommt man durch Raimbauts Schilderung kein klares Bild, zumal er die Namen sehr umgeformt gibt und der Text an der entscheidenden Stelle nicht sicher steht. Wahrscheinlich hat er aber bei der ersten Eroberung (12. 4. 1204) den Blaquernerpalast und bei der zweiten (Juni 1205) den Palast Bukoleon stürmen helfen. Dafs zwischen diesen beiden Taten die eigentliche Eroberung von Konstantinopel erzählt wurde, wie Crescini

[1] Vgl. zum folgenden vor allem die Anmerkungen von Schultz zum Brief auf o und Crescini, Raimbaut de Vaqueiras et le marquis Boniface.

vermutet, ist an sich sehr wohl möglich. Es bleibt allerdings verwunderlich, dafs der Schreiber gerade das Hauptereignis ausgelassen haben sollte. Dafs er die Kaisertöchter verwechselt hat, ist bei der Fülle von Kaiserinnen und kaiserlichen Prinzessinnen, von denen die Quellen berichten, leicht verständlich.

Als endlich der Kaiser Alexius genau wie der Ursurpator Murzuphlus abgesetzt war, leuchtete Bonifaz noch kein guter Stern. Nicht er wurde, wie seine Umgebung und anscheinend auch ein grofser Teil der Franzosen erwartete, zum Kaiser ernannt, sondern Balduin von Flandern. Es ist kein sehr günstiges Bild, das man aus Villehardouins glatten Schilderungen von diesem bekommt. Gerade seine Freigebigkeit wird nicht gerühmt. Darum pafst es ganz zu ihm, was Raimbaut in dem Sirventes „Conseil don al emperador" an bittern Worten vorbringt. Dafs er als Parteigänger von Bonifaz über das Ziel hinausschiefst, ist nicht verwunderlich. Mafshalten gegenüber dem Gegner ist nie Sache eines Trobadors gewesen.[1]

Auf dem Kreuzzug ist Raimbaut mit Conon de Bethune zusammengestofsen und hat mit ihm das erwähnte Partimen getauscht; (Nr. 29) V. de Bartholomais, der diese meine Vermutung im einzelnen begründet hat[2] meint, beide könnten in Soissons oder bei dem Durchzug Conons durch Monferrat zusammengekommen sein, da in Griechenland kaum Zeit zu solchen Auseinandersetzungen gewesen sei. Doch fügt er selbst hinzu, der Krieg sei lang gewesen und man habe die heimischen Gebräuche nach den neuerworbenen Strichen verpflanzen können. Das scheint mir viel wahrscheinlicher als eine Entstehung des Gedichtes in den Vorbereitungen zum Kreuzzug. — Jedenfalls sind auch andere Gedichte hier entstanden. Bonifaz wurde König von Griechenland, wozu auch das Gebiet um Saloniki gehörte. Jetzt bot sich für Raimbaut eine Gelegenheit, aufser dem ideellen Lohn der Ritterschaft einen reellen in Form eines Lehns zu erwerben — das höchste Ziel, das ein Trobador und Minnesänger erstreben konnte. In dreifacher Steigerung trägt er in dem schon öfter genannten „Brief" seinem Herrn seine Bitte vor, indem er ihm vorhält, was er alles seit langem für ihn getan und gelitten habe. Wenn er ihn daran erinnert, dafs er in ihm nicht nur einen Waffengefährten und kampferprobten Ritter, einen Zeugen seinen Ruhmes vor sich habe, sondern zugleich einen „joglar", so meint er damit sicher, dafs er nicht nur als Sänger seinen Ruhm verkünde „durch manchen Vers und manches Lied", sondern dafs er ihn und seine Genossen auch unterhalte mit den Liedern und Geschichten, mit denen einst der Spielmann seine Gunst gewonnen. — Kein Wunder, dafs seine Bitte Erfolg hatte und er „gran terr' und gran renda" im Königreich Saloniki erhielt! Das jubelnde Danklied eines Walther bei der gleichen Gelegenheit

[1] Zu dieser Frage s. Kap. „Didaktische Dichtung".
[2] V. de Bartholomais, a. a. O. S. 49ff. R. nennt Conon in dem ebengenannten Kreuzzugslied.

suchen wir unter Raimbauts Gedichten vergebens, sei es, daſs es uns nicht erhalten geblieben ist oder seine Freude nicht recht zum Ausdruck kommen konnte in den schwierigen Verhältnissen, die ihn umgaben: Überall erhoben sich die einheimischen Völkerschaften, das eigentliche Ziel des Kreuzzuges, Jerusalem, war fern und ferner gerückt. Ist es ein Wunder, daſs es Raimbaut, der an sich ungern mitgegangen war, trübe zu Sinn wurde, und er das, was sein Herz bedrückte, in die bewegliche Liebesklage „No m'agrad'iverns ni pascors“ (Weder Winter noch Frühling macht mir Freude) ausströmen lieſs? Zugleich aber raffte er sich aus tatloser Trauer wieder empor im Gedanken an die Heldentaten, die sie vollbracht, die denen der chansons de geste an die Seite gestellt werden konnten, und an die Aufgaben, die sie noch lösen würden. Es ist das letzte Lied, das wir datieren können. Da ein Geleit an Engles gerichtet ist, faſst es gewissermaſsen sein ganzes Leben noch einmal zusammen: Die Erinnerung an seine Spielmannszeit in den zahlreichen epischen Anspielungen, das Lob Engles' und seines Herrn Bonifaz, Liebes- und Ritterlied.

Die mutige Hoffnung, von der das eine Geleit zu Nr. 24 spricht: „Durch uns wird Damaskus eingenommen und Jerusalem erobert“, sollte sich nicht erfüllen. 1207 wird Bonifaz auf einem Streifzug von Bulgaren getötet, mit ihm eine kleine Anzahl von Begleitern, die bei ihm ausharrten. Da wir später nichts mehr von unserm Trobador hören, ist man geneigt zur Annahme, er habe seine Treue gegen seinen Herrn und Freund mit seinem Blute besiegelt und sei an seiner Seite gefallen, „nach Art eines guten Vasallen“ (a ley de vassalh bo).

Fassen wir Raimbauts Leben noch einmal kurz zusammen, so ergibt sich etwa folgendes Bild.

Er wird um 1155 in Vaqueiras geboren, vermutlich nicht von vornehmen Eltern. Er wird Spielmann, lernt die Lieder und Heldendichtungen genau kennen, die zum Vortragsstoff des fahrenden Sängers gehörten, durchstreift sein Heimatland und zieht über die Alpen nach Oberitalien. Hier landet er nach mancherlei Fahrten, die ihn bis Pavia führten, am Hofe von Monferrat. Er wird hier der Begleiter des jungen Bonifaz, an dessen Abenteuern er tätigen Anteil nimmt. Als dieser 1183 nach Byzanz geht, verläſst er ihn und kehrt nach Südfrankreich zurück. Er kommt an den Hof von Orange und tritt in enge Beziehungen zu Wilhelm IV. von Baus, mit dem er eine Paria schlieſst. In den Kämpfen dieses Hauses nimmt er mit seinem Liede Partei für es. Zugleich versucht er sich in höfischer Liebeslyrik. Dauernd bleibt er nicht am Hofe der Baus. Er dehnt seine Wanderfahrten wahrscheinlich über die Pyrenäen bis Barcelona aus. Um 1190 zieht er wieder über die Alpen und durch genuesisches Gebiet an den Hof von Obizzo II. von Malaspina oder ins Gebiet von Tortona, wo er ein Jahr lang einer Dame Huldigungen darbringt, die ihn dann schnöde fallen läſst. Er begibt sich wieder nach Monferrat, wo Bonifaz inzwischen

Markgraf geworden ist. An seiner Seite nimmt er an den Kämpfen mit den lombardischen Städten teil und wird zum Ritter geschlagen, womit ihn Albert von Malaspina in einer Tenzone aufzieht. Er begleitet Bonifaz 1194 nach Sizilien und rettet ihm dort das Leben. Er kehrt noch einmal in der Provence ein und läſst sich dann dauernd in Monferrat nieder, wo er ein Verhältnis zu Beatritz, der Tochter des Markgrafen, anknüpft. Vorübergehend ist er wohl nochmals zu Besuch in seiner Heimat. 1202 verläſst er Monferrat, um Bonifaz auf dem 4. Kreuzzug zu begleiten. Er nimmt an seiner Seite an der Eroberung Konstantinopels teil, erhält ein Lehen in dessen neuem Königreich Saloniki und fällt vermutlich an seiner Seite 1207.

Seine Dichtung.

Die Überlieferung seiner Gedichte.[1]

Über das Fehlen eines kritischen Textes zu manchen Gedichten des Raimbaut von Vaqueiras s. Einleitung.

Es werden von einzelnen Handschriften andern zugeschrieben die Nummern 3, 5, 11, 13, 19, 22, 26, 27 im Gr. Davon gehört Raimbaut Nr. 3 „Ara pot hom“ sicher: die Nennung des Bels oder Francs Cavaliers im Geleit, die Beziehungen auf Bonifaz von Monferrat, stilistische Eigenheiten lassen über die Zugehörigkeit keinen Zweifel. Sie ist auch, soviel ich weiſs, nie bestritten worden.

Ebenso ist Nr. 13 „Eissamen ai guerreiat“ dem überwältigenden Zeugnis der Handschriften folgend, stets Raimbaut zugeschrieben worden.

Anders liegt die Sache bei Nr. 5 „Ar vei escur e trebol cel“ das von C E R unserm Trobador, von C reg N R dem Raimbaut d'Aurenga zugeschrieben wird. Gröber rechnet es in seiner Studie über die Liedersammlungen der Trobadors[2] dem R. d'Aurenga zu. Das gleiche Urteil fällt Suchier,[3] ohne das einer von beiden sein Urteil mit einem Wort begründete. Paetzold[4] entscheidet sich in einer Anmerkung aus „inneren Gründen“ für Raimbaut d'Aurenga. Er weist hin auf den Vergleich mit Abel und Cayn, der bei diesem noch einmal vorkomme, auf den Natureingang, den Ausfall gegen die Störer und die Gleichheit einiger Ausdrücke mit 389, 12 u. 27. Doch spreche die etwas gesuchte Originalität in Gedanken, Wendungen und Bildern nicht zu Ungunsten von Vaqueiras, da diesem auch sonst jene Züge eigen seien. — Aber gerade diese Ähnlichkeit mit andern, R. d'Aurenga sicher zugehörenden Gedichten scheint mir gegen seine Autorschaft zu sprechen. Die zweite Strophe des Gedichtes drückt die Absicht des Dichters aus, in „dunkeln Worten,

[1] Vgl. Bartsch, Grundriss Nr. 392.
[2] A. a. O. S. 578, Jahrbuch 14, S. 304.
[3] Suchier, Der Troubadour Marcabru.
[4] A. a. O., S. 16.

ab digz escurs" zu sprechen, und in der letzten ruft er erleichtert aus „Non' faria tal per dos dams en aquesta rima braca" (Nicht für zwei Dammhirsche würde ich noch so eins in dem vertrackten Reim machen). Das bekundet doch den Willen, nicht in der herkömmlichen Weise zu dichten, sondern etwas Besonderes zu versuchen. Aber der Versuch hat ihm so viel Schweifstropfen gekostet, dafs er es gerne bei dem einen Male bewenden läfst. Das hätte keinen Sinn bei R. d'Aurenga, einem Meister des dunkeln Stils. „Mout s'entendet en far caras rimas e clusas" heifst es in seiner Vida. Zu Raimbaut de Vaqueiras aber, der wie wir sehen werden, immer etwas Neues suchte, pafst der Versuch einer Nachahmung dieses dunklen Stils sehr gut. Dafs er sich bei der Suche nach ausgefallenen Reimen mit seinem Namensvetter in einigen Ausdrücken begegnete, ist leicht verständlich, es könnte sogar Absicht sein. Übrigens haben wir auch bei ihm Natureingänge, Ausfälle gegen die Störer und Vergleiche aus der Bibel. Diese Ubereinstimmung erklärt dagegen leicht, wie das Gedicht R. d'Aurenga zugeschrieben werden konnte, während man das Umgekehrte bei der Abweichung von Raimbauts gewöhnlichem Stil nicht recht verstehen kann.

Vielleicht böten die Fassungen von U und R, die mir nicht zugänglich waren, weitere Anhaltspunkte.

Über Nr. 8 „Be sai e conosc veramen", das in E Raimbaut, in T Peire Rogier zugeschrieben ist, handelt Appel.[1] Seinen Ausführungen, es gehöre weder Raimbaut noch Peire Rogier an, kann ich in Bezug auf Raimbaut nur zustimmen. Auf keinen Fall pafst es zu ihm, ein bequemes auf-der-Haut-Liegen dem Kampf und der Gefahr vorzuziehen.

Nr. 11 (Del rei d'Aragon consir) wird von den einander nahestehenden T u. K Raimbaut, von A D dem Raimon von Miraval zugeteilt. Diese letzte Attribuierung wird von P. Angrade in seiner These über diesen Dichter zurückgewiesen. Keine der Anspielungen des Gedichtes erklärt sich bei Raimon von Miraval, während Diez sie für Raimbaut gröfstenteils erklärt hat.[2] Es ist ihm denn auch von allen Provenzalisten stets zugeschrieben worden.

Am widersprechendsten sind die Handschriften bezüglich des Gedichtes Nr. 19 Ja hom pres ni desheritatz, das von CETa Raimbaut, von M P. Vidal, von N Peirol, von R P. Cardinal und von f dem Raimbaut d'Aurenga zugeschrieben wird. Gröber[3] lehnt die Autorschaft für R. d'Aurenga ab, Bartsch für P. Vidal, Vofsler für P. Cardinal. Ob es Peirol gehören könnte, kann ich nicht feststellen, da eine Ausgabe seiner Werke fehlt. Es fügt sich aber

---

[1] Das Leben und die Lieder des Trobadors Peire Rogier, Berlin 1882, S. 102.

[2] Seine Begründung, das Geleit von 392, 23 bringe denselben „Jehann", den Nr. 11 nenne, ist allerdings ungenau. Dort heifst es Jehan ses terra, was nicht die gleiche Person zu sein braucht.

[3] A. v. V. S. 359.

im Gedankengang, Bau und Sprache so in Raimbauts Art ein, dafs es ihm bisher nie, soviel ich sehen kann, streitig gemacht worden ist. Nr. 21 Len sonet si cum soill, das DIK Raimbaut, I dem Arnaut de Cominge zuschreiben, gehört sicher ersterem. Seine Beziehungen zu den Baus sind bekannt, dagegen keine von A. de Cominge. Einige von den dort genannten Personen kommen auch in Raimbauts „garlambei“ vor.

Nr. 26 Nuills hom en re non faill wird öfters dem Aimeric de Belenoi zugeschrieben, dessen Namen CPS nennen, während Raimbaut in ABDaDcIKf genannt wird und ganz vereinzelt Peirol in R. Gröber schreibt es,[1] wie bei Nr. 5 ohne nähere Begründung, nicht Raimbaut zu. Ebenso O. Schultz.[2] Er bestreitet Raimbauts Autorschaft, da Raimbaut sonst nie, wie in dem ersten Geleite dieses Liedes, eine contessa Beatritz anredete und auch der Adressat des zweiten Geleits, Herr Imo, sonst nicht bei ihm vorkomme, während A. de Belenoi wenigstens einen Herrn Aimo nenne. Letzterer scheint mir ein ganz anderer Name zu sein. Auch haben wir bei Raimbaut manchesmal gerade in den Geleiten vereinzelt vorkommende Namen, z. B. Vencut in Nr. 6. Auch bei A. de Belenoi haben wir keine contessa Beatritz. Doch bleibt dies immerhin eine Schwierigkeit, wenn man nicht darin den Namen der Dame von Tortona sehen will, wie wir bei seinem Lebensbild vermuteten. Der Ton und der Inhalt des Gedichtes, die lehrhafte Einleitung vor einem Minnelied, das Preisen ihrer schönen Farben, das Schwanken zwischen der Versicherung, nur sie zu lieben und sie nicht umsonst lieben zu wollen, endlich der Wortschatz passen ganz zu Raimbaut. Man müfste dies alles auch bei Aimeric de Belenoi kennen, um eine sichere Entscheidung treffen zu können. Nur auf Grund der nie besonders beweiskräftigen Geleite kann man es wohl nicht tun.

Ich werde das Gedicht mit in den Kreis meiner Ausführungen einziehen, aber besonders kennzeichnen.

Über Nr. 27 Quan lo dous tems comensa hat Appel gehandelt. Seinen Ausführungen stimme ich bei; der Inhalt des Liedes pafst zwar ebenso zu Raimbaut wie zu Bernhard v. Ventadorn, aber die Form ist so gänzlich abweichend von der aller übrigen Gedichte Raimbauts, und auch der Wortschatz stimmt so wenig mit seinem sonstigen überein, dafs jedenfalls die stärkeren Gründe für B. v. Ventadorn sprechen.[3]

Nicht ganz sicher bin ich endlich der Autorschaft Raimbauts bei der Cobla Si ia amors Nr. 30, die zwar keinen Gedanken hat, den Raimbaut nicht auch sonst ausspricht, die sich sogar teilweise

[1] A. a. O. S. 367.
[2] Briefe S. 17.
[3] Appel, Bernhard S. 288. Vofsler lehnt diese Attribuierung ab, doch scheint mir seine Begründung, Bernart liebe solche Übertreibungen nicht, unmotiviert.

wörtlich mit einer Strophe aus Nr. 10 berührt, aber deren schlichter und inniger Ton von Raimbauts Art immerhin absticht. Auffallend ist auch, dafs Matfre Ermengaud, der sonst Raimbaut immer nennt, es hier nicht tut. — Da aber schliefslich auch die anonymen Strophen irgendeinen Verfasser haben müssen, mag Raimbaut die Ehre haben, bis man sie ihm mit schwerwiegenden Gründen streitig macht.

Die gleichen gefühlsmäfsigen Bedenken habe ich gegen wenigstens eins der Gedichte, die die katalanischen Handschriften unter seinem Namen bringen: das Frauenlied „L'altas undas qui venez soz la mer". Es ist von einer Tiefe, die wir bei Raimbaut kaum in der „Elegie" wiederfinden. Über dieses und das zweite Gedicht volkstümlicher Art, die Albe „Gaita ben, gaiteta del castel" schreibt Mila y Fontanals[1]: „Ces deux pièces, sans doute anonymes, doivent être des chansons de style populaire, appelées aujourd'hui romances. La seconde est peut-être française" (d. h. L'altas undas). Warum? Das ist nicht gesagt, wäre auch wohl schwer zu beweisen. Es ist durchaus möglich, dafs Raimbaut sich in diesen volkstümlichen Dichtungsarten wie in so manchen andern versucht hat. Es wird in einem späteren Kapitel dieser Arbeit darauf hingewiesen, unter welchen Umständen man sich die Entstehung der warmen, prunklosen Frauenstrophen erklären könnte. — Das dritte Lied, das hier in Frage kommt, ist der Planch „Ar pren comgat", von dem in Raimbauts Leben schon gesprochen ist. Stilistisch usw. würde es Raimbaut nicht widersprechen. Es bleibt nur die ungelöste Frage, auf wen es sich bezieht.

Über die allgemeine Bedeutung der katalanischen Handschriften ist schon gesprochen worden. Sie enthalten unter Raimbauts Namen neun Gedichte, die mit Sicherheit — bis auf eins — andern gehören und wegen einer Wortähnlichkeit usw. ihm zugeteilt worden sind. Das eine ungewisse ist Gr. 331, 1, „En abril can vey verdeyar", das C D I K e (dieses ohne Zusatz) Peire Bremon lo Tort zuschreiben, Creg, G O R für B. v. Vendadorn, R T für Peire Raimon in Anspruch nehmen. Appel lehnt es für Bernhard ab, da dieser keinerlei Beziehungen zu einem Guillem Long-Espie habe, von dem die letzte Strophe als dem Adressaten des Liedes spricht. Das Eigentümliche der katalanischen Handschrift besteht darin, dafs die Zeilen, die diesen Namen enthalten, ganz wegfallen. Es treten dafür v. 36 bis 42 (nach der Zählung in Appels Chrestomathie) ein, und ein Geleit ist angefügt: „Si'l vostre bel cors vesia Bels Cavales, gint m'iria. Ay Deus! Com m'eu pogui tan luynar." Wenn das Geleit echt ist, gehört das Lied zweifellos Raimbaut. Es wäre dann, wie schon erwähnt, auf dem Kreuzzug entstanden. Näher liegt, gerade bei der Unsicherheit der betr. Handschriften, die Vermutung, dafs es eben um der Verse: „Xançonet, lay oltra mar Vay a midons dir" unter Raimbauts Gedichte aufgenommen wurde, da dieser ja über Meer war, und dafs ein Schreiber das Geleit hinzugedichtet

[1] Rev. d. l. r. X, S. 229.

hat. Solcher Anfügungen sind manche aus der Geschichte der provenzalischen Handschriften bekannt, die zum Teil noch viel seltsamer sind (z. B. die Anfügung einer Strophe gegen den Mönch von Montaudon selbst an dessen Schimpflied, von der Nickel[1] berichtet). Sehr schwierig wäre bei Raimbauts Autorschaft die Entstehung des Namens Peire Bremon lo Tort, von dessen Existenz wir nichts wissen, zu erklären. Es kommt zwar vor, daſs aus einem Namen ein ganz neuer Dichter herausbuchstabiert wird, wie der „Ricardus" in B. Gr. 281, 3 u. 9 in Wirklichkeit Raimbaut ist, aber der Unterschied wäre im Falle Peire Bremon lo Tort doch zu groſs! Umgekehrt bietet die Attribuierung des Liedes eines ganz unbekannten zu einem bekannten Sänger keine Schwierigkeit. — Noch ein abweichendes Geleit hat C, das einen Filippe de Monreal nennt. — Das Gedicht wird nicht in den Kreis der Untersuchungen einbezogen.

Ein anderes Beispiel von nur ihnen eigentümlichem Geleit bieten die katalanischen Handschriften bei dem bekannten Lied „Era·m requier". Es lautet: „Si·m part de leys d'or'emà del manteyl C'axi·m don deus del bel cors sen conseyl, Con les valens valon de leys enjus." — Auffallend die Nennung des Manteyl. Sollte hier eine Überlieferung für die in P erzählten Razo zugrunde liegen? Oder ist es auf Grund der Razo entstanden? Man müſste wieder das Verhältnis der katalanischen Handschriften zu den andern, besonders ihr genaues Alter kennen, um sicher zu entscheiden.

Bemerkenswert ist noch der Text von „Ara can vey verdeyar" in den katalanischen Handschriften. Alle Formen, die französischen und provenzalischen etwa ausgenommen, sind ins Katalanische umgebogen. Matfre Ermengaut gibt in seinem Breviari d'amor ein Gedicht unter Raimbauts Namen, das sonst nirgends und nicht einmal in allen Handschriften des Breviari enthalten ist: „Destrehs d'amors venc davan vos." In vier Strophen spricht es von den wilden Liebeswünschen, die den Dichter ob ihrer Schönheit willen befallen haben — er will ihr sein Leid nicht verhehlen: „Totz hom i fai gran folor Que tan cela so mal e son dampnatge." Gerade diese Äuſserung, die in direktem Gegensatz zu der dem Senher Coine gegenüber vertretenen steht, stellt Raimbauts Autorschaft nicht auſser Zweifel. Man müſste denn eine Wandlung in seinen Ansichten annehmen. Die Schilderung der Schönheit der Dame ist ausführlicher, als man es sonst bei ihm gewohnt ist: „Els vostres bels uelhs vars amoros." — Sonst könnte es nach Bau und Sprache ihm gehören.

Ein neues Kreuzzugslied „Conseil don al emperador" hat zuerst Crescini, dann mit einigen kleinen Änderungen, die aber den Sinn, bzw. den Adressaten ändern, Zenker[2] veröffentlicht.

---

[1] A. a. O. S 56.

[2] Zenker, Raimbaut v. Vaqueiras und der Kaiser Balduin. In Abhandl, Vollmöller dargebracht.

Soltau[1] nimmt für Raimbaut vier weitere Gedichte in Anspruch, die unter Nr. 388 des Grundrisses einem Raimbaut ohne Beinamen zugeschrieben sind, die man sonst nicht identifizieren kann. Das wäre an sich kein ausreichender Grund, da wir nicht von allen Trobadors Biographien kennen. Die vier Gedichte sind Tenzonen, je eine gewechselt mit Blacatz, Gaucelm Faidit, Guionet und Albertet. Richtiger wäre die Bezeichnung „Partimen“, denn sie behandeln alle vier spitzfindige Liebesfragen.[2] Die mit Albertet: Welcher Ritter ist beneidenswerter, der Geliebte oder der Liebende, drutz oder entendeire? Raimbaut ist für den ersten. Mit Blacatz: Was ist vorzuziehen, die Herrin zur Geliebten zu haben, ohne dafs jemand etwas von dieser „Ehre“ weifs, oder aber in den Augen der Welt sie zu besitzen, in Wirklichkeit aber nicht? Raimbaut ist wieder für den Besitz. In der ersten war er, in der zweiten Blacatz der Fragesteller. — Etwas anderer Art sind die Themen der beiden andern Partimen. Raimbaut fragt Gaucelm Faidit, wen eine Dame zum Geliebten wählen solle, den Feind oder den Busenfreund ihres rauhen, kriegerischen Gemahls. Raimbaut ist für den Freund, da „dies natürlicher sei“. Endlich legt Guionet dem Raimbaut die Frage vor, wen eine edle Dame hoher Herkunft (pros donna d'aut paratge) von zwei gleich vornehmen Rittern zum Geliebten wählen soll: der eine sei kühn und tapfer, tue aber sonst nichts Besonderes, der andere habe alle guten Eigenschaften, aber er sei feige. Raimbaut entscheidet sich für den letztern.

Dies scheint mir zu genügen, um unter dem Raimbaut dieses Gedichtes nicht R. v. Vaqueiras zu suchen. Kaum ein Zug kehrt so oft in seiner Dichtung wieder wie der Preis der Tapferkeit, selbst in seinen Liebesliedern, wo er gar nicht zum unbedingt notwendigen Rüstzeug der Gattung gehörte. Ein solch fundamentaler Widerspruch scheint mir auch innerhalb der an Widersprüchen reichen provenzalischen Dichtung unmöglich. Anders verhält es sich mit den übrigen drei Gedichten, die im Gedankengang sich vollständig in die Raimbautsche Welt einfügen und die in seinen sonstigen Liedern vorkommenden Züge verschärfen.

Soltau hatte für Raimbauts Autorschaft bei 388, 4 ins Feld geführt, dafs sich, wie häufig bei Raimbaut, Anspielungen auf epische Stoffe darin finden. Aber diese finden sich in den Guionet zugehörigen Strophen: der mutige Geliebte wird mit Roland verglichen, dessen Mut alle immerfort loben, und ebensowenig wie Alexander könne irgend jemand etwas durch Feigheit erringen. — Das würde also nichts beweisen. Man müfste dann annehmen, dafs die Rollen ursprünglich umgetauscht waren. Dann würde sich das ganze Gedicht zwanglos in Raimbauts Werk einfügen. Aber die Annahme bleibt gewagt.

---

[1] Soltau, Die Werke des Trobadors Blacatz, XVIII, 201—48, XXIV, 33—60 S.

[2] Über die Bedeutung dieser Bezeichnung s. Kap. „Didaktische Dichtung“.

Besondere Streitfragen bietet die Überlieferung der „Briefe" oder des Briefes Raimbauts an Bonifaz.

Dieses Gedicht, das in seinem Inhalt und in seiner Form aus dem Rahmen der sonstigen provenzalischen Dichtung ganz herausfällt und darum in einem eigenen Kapitel noch besonders behandelt wird, besteht aus drei Teilen, die auf o-ar-at endigen. Die Handschriften C und R und die katalanische Handschrift A haben die drei Teile, E und I nur die auf at und o, und zwar geht überall der Teil auf at voran, der auf o folgt an zweiter Stelle. Die Fragen sind: 1. Welche Reihenfolge ist anzunehmen? 2. Sind diese Teile für sich bestehend, haben wir also drei „Briefe", oder haben wir es mit einem gleichzeitig entstandenen dreiteiligen „Brief" zu tun? Es stehen sich in dieser Frage Schultz-Gora und Crescini gegenüber. Diesem schliefsen sich Suchier, Zenker u. a. an.

Schultz[1] tritt für drei Briefe ein, die zeitlich getrennt in der umgekehrten Reihenfolge der Handschrift entstanden seien: der auf ar nahe an 1194 (die A-Bezeichnung „amics" v. 13/14 deute auf längeres Verweilen an Bonifaz Hof, v. 3/4 auf reiferes Alter und v. 83—87 auf längere Regierungszeit des Markgrafen usw.).

Brief auf o Frühjahr 1204 vor der Eroberung Konstantinopels, als die Kaiserwahl geplant war.

Brief auf ar Frühjahr 1208 nach dieser Eroberung.

Die Voranstellung in den Handschriften erklärt er durch die Kürze des Briefes auf at und dessen Beginn „Valen marques, senher de Monferrat".

Der auf ar mit seinen Privaterlebnissen habe nicht so interessiert und sei deshalb in einigen weggeblieben. — Der Text von E und R gehe auf verschiedene Quellen zurück. Keine biete einen vollständigen.

Demgegenüber betont Crescini[2] die Einheitlichkeit des Briefes und hält an der Reihenfolge der Handschrift fest. Auf die verschiedene Auffassung der in Teil o erzählten Eroberung von Konstantinopel wurde schon in Raimbauts Leben eingegangen. Schultz hat sich diesen Überlegungen angeschlossen und setzt nun auch at und o zusammen ins Frühjahr 1205.

Crescini führt aufser dem Zeugnis der Handschrift an, dafs man ohne die Anrede im Teil auf at nicht wüfste, an wen der Brief geschrieben sei. — Der Einwand ist nicht stichhaltig, denn, wie schon gesagt, Bonifaz war für die Trobadors der Markgraf. Auch erkannte man ja den Adressaten im Verlauf des Briefes, wenn dieser eine Einheit bildete.

Der Ausdruck „Testimoni, cavalier, joglar", fasse am Ende noch einmal alles zusammen. Der Gedankengang schreite von der

---

[1] Schultz, Briefe S. 8.

[2] Crescinis erste Schrift üaer diese Frage „Per gli studî Romanzi" war mir leider nicht zugänglich. Für die übrigen vgl. Literaturverz.

Gegenwart zu der Vergangenheit fort. at habe allgemeine Schilderungen, dann folgten die Ereignisse, endlich am Schluſs von ar begeistertes Lob. Ein dreimaliges Bitten um Lohn in derselben vom Gebrauch abweichenden Form sei pedantisch.

Dieser letzte Einwand, der sich gegen die Auffassung von drei Briefen richtet, ist ohne Zweifel begründet. Wenn Raimbaut 1194 in Italien den Brief geschrieben hätte, wäre er ganz sicher nicht ohne Nachahmung innerhalb der provenzalischen Literatur geblieben, wie wir dies bei den in den 80er Jahren aufgekommenen Dichtungsarten Descort, Tenzone sehen. Von einer solchen Nachahmung zeigt sich aber keine Spur. Auch könnte man sich in diesem Falle schlecht erklären, warum Raimbaut selbst so lange nicht mehr zu dieser Form gegriffen, und warum er es nach zehn Jahren auf einmal wieder getan hätte.

Crescinis weitere Behauptung, der Brief schreite in der Reihenfolge at o ar von der Gegenwart zur Vergangenheit, stimmt nicht oder nur, wenn man innerhalb der einzelnen Teile wieder eine andere Chronologie annimmt. — Bei der Wertung der Anrede Valen marques, senher de Monferrat und der Schluſszeilen von ar ist der Reim zu berücksichtigen, der auf die Wahl des Wortes einwirkte und sehr gut den Zusatz „von Monferrat“ bewirkt haben konnte. Ferner war diese Anrede im letzten Teil des Briefes ebenso wirkungsvoll wie am Anfang.

Aus inneren Gründen, die in dem späteren Kapitel dieser Arbeit dargelegt sind, scheint mir die von Schultz-Gora gegebene Reihenfolge ar o at die richtige des zu einer Zeit — Frühjahr 1205 — entstandenen Briefes oder der ganz kurz hintereinander entstandenen Briefe, die aber eine bewuſste Einheit bilden, zu sein. Es bleibt hier nur noch die Frage zu beantworten, wie man sich die Anordnung der Handschrift erklären kann.

Auf eine einfache Weise — so einfach, daſs ich sie kaum zu sagen wage. Die Briefe waren in der Fremde entstanden. R. hatte sie, vermutlich wegen ihres persönlichen Charakters, nicht in die Heimat gesandt. Nach seinem Tode kümmerte sich niemand ordentlich darum. Die losen Blätter, auf denen sie aufgezeichnet waren, durften nur vertauscht sein, um bei dem dann verlockenden Anfang „valen Marques, senher de M.“ ihre Lage beizubehalten und vom ersten Abschreiben so festgelegt zu sein. — Das Fehlen des Teils auf ar in P und E erkläre ich mir wie Crescini (s. oben).

Die bleibenden Gedichte Raimbauts teilen sich in folgende Gruppen, wobei die unsichern mit * bezeichnet sind (Nummern nach Bartschs Grundriſs):

A. Lyrische Gedichte.

1. Kanzonen: Nr. 2 Eram requier
*„ 5 Ar vei escur
„ 6 A vos bona dona
„ 10 D'amor no·m lau

		Nr. 13	Eissamen ai guerreiat
		„ 17	Ges sitot
		„ 18	Guerra ni plag
		„ 20	Ja no cugei
		„ 23	Leu pot hom
		„ 25	No posc saber
	*	„ 26	Nuills hom
		„ 28	Savis e folhs
	*		Destreh d'amor
2. Descort:		„ 4	Ara can vey verdeyar
			Engles, un novel descort
3. Estampida:		„ 9	Kalenda maya
4. Carros:		„ 32	Truan, mala guerra
5. Contrast:		„ 7	Donna, tant vos ai pregada
6. Planch:	*		Ar pren comyat
7. Alba:	*		Gaita ben,
8. Frauenlied:	*		L'altas undas
9. Elegie:		„ 24	No m·agrad'iverns.

B. Didaktische Gedichte.

1. Sirventese:			
a) politische		Nr. 11	Del rei d'Aragon
		„ 22	Leu sonet
b) moralische		„ 12	D'una dona·m tolh
		„ 19	Ja hom pres
c) Kreuzzugslied		„ 9a	Conseill don
		„ 24	Ara pot hom
2. Tenzone:		„ 1	Ara·m digatz, Raimbaut
3. Partimen:		„ 15	Senher n'Aymar
		„ 29	Senher Coine
	*	388,1	Albertet, dui pro cavaliers
	*	388,2	En R. ses saber
	*	388,3	Ara·m digatz, Gaucelm,
4. Cobla:		Nr. 31	Tuit me pregon
5. Cobla esparsa:		„ 30	Si ia amors
6. Devinalh:		„ 21	Los frevols.

C. Epische Gedichte.

1. Tornei oder Garlambei:

Nr. 14	El so que pus m'agansa

2. Briefe an Bonifaz.

Es werden zunächst die lyrischen, dann die didaktischen Dichtungen als Hauptbestandteile der höfischen Poesie nach Inhalt und Form behandelt, dann die epischen, die, zumal die „Briefe", aus deren Rahmen fallen.

Lyrische Dichtung.

Das Minneideal in Raimbauts höfischer Dichtung.

Aus der Darlegung von Raimbauts Leben ging hervor, dafs er seine Lieder an drei verschiedene Damen gerichtet hat: eine Dame in der Provence, die von Tortona und endlich Bels Cavaliers, die den weitaus gröfsten Teil für sich in Anspruch nimmt. Dennoch kann man, ohne seiner Dichtung Gewalt anzutun, alle seine Liebeslieder als eine Einheit zusammenfassen. Die meisten Züge sind ihnen gemeinsam. Auf die leichte Schattierung, die sich bei jeder Gruppe ergibt, die zum Teil sicher auch mit der Anzahl der uns erhaltenen oder der überhaupt vorhandenen Lieder zusammenhängt, wird später eingegangen.

Das Bild der Herrin, das wir aus seinen Minneliedern gewinnen — zu denen natürlich nicht nur Kanzonen rechnen, sondern alles, was mit dem modernen Ausdruck „lyrische Dichtung“ oben zusammengefafst ist — weist folgende Züge auf:

Die Herrin ist schön (32, 137/38) und jung (2, 23; 7, 32; 20, 7/8; 28, 33), frischer als die Blüte der Schwertlilie (14, 15) oder die Rose im Mai (7, 66). Am auffallendsten ist ihre schöne Gesichtsfarbe, die frisch, jung und zart ist (4, 30, 32, 60) und Rubin und Kristall gleicht (23, 45/46; 26, 13). Diese herrlichen Farben sind ihr natürlich (18, 64), sie hat es nicht nötig, sich zu schminken (16, 37, 64), wie andererseits die Schminke einer abgelebten Schönheit nicht nützt (12, 31—34). Nur eines erhöht die Schönheit ihres lieblichen Gesichts: ihr schönes Auge (20, 28/29; 13, 33—37) und ihr süfses Lachen (18, 65; 20, 39). Von Einzelzügen wird aufserdem nur in den Liedern Nr. 26 und 11a gesprochen. Dort wird ihre liebliche Gestalt gerühmt, und dafs ihre Schönheit, wenn sie sich entkleidet, jede andere besiegt (v. 16—18), hier ihr lieblicher Mund.

Reicher ist die Aufzählung ihrer seelischen Schönheiten, ihrer guten Eigenschaften. Sie ist cortes und benestans (2, 22), coind' e valenz (20, 21), fis e francs e adretz (25, 25), heiter (9, 5; 20, 22) und anmutig (9, 47), aber auch de bon sen (20, 2), wenn es not tut (20). Sie ist von vollendeter höfischer Bildung (2, 16), d'onrad' accoidansa (9, 55), gent'e essernida (7, 29), cortesa e conoiscenz (20, 113/14), e·l gens cors d'ensenhamens noyritz (28, 34). Mit allen weifs sie sich anmutig und heiter zu unterhalten: Sie ist gen parlans (2, 23, 26, 43), e de bella semblansa (2, 23). „Gefällig war sie in Tat und Wort“, sagt der Planch „Ar pren comgat“ von der Verstorbenen. „Ihr wifst gut zu reden und zu handeln“ (20, 129), rühmt er und preist das heitere, gefällige Reden seines Schönen Ritters (20, 10). Das Lachen wird besonders hervorgehoben (25, 25; 20, 37; 13, 34; 10, 15). Den Guten gegenüber ist sie entgegenkommend, avinenz (20, 24), plazens und acoidans (2, 14); ihnen zeigt sie ihren Wert und ihre Güte (13, 47), aber den Schlechten gegenüber ist sie von stolzem Benehmen (2, 15). Sie

ist nicht nur reich an Tröstungen und Gut „de solatz d d'aver" (20, 81/82), sie ist auch freigiebig (2, 16) — die wesentlichste Eigenschaft für den auf ihre materielle Gunst angewiesenen Sänger. Sie hat überhaupt alle guten Eigenschaften (totz bos faitz li van ades denans 2, 46; 28, 27) in der rechten Weise (18, 37/38). Sie ist genau so, wie man sie haben möchte, so dafs man weder etwas hinzutun noch wegnehmen könnte (20, 21, 23). Man kann die Fülle dieser guten Eigenschaften nur dadurch erklären, dafs Gott selbst sie der Geliebten gegeben hat (20, 94/95) und ihre Schönheit mit seinem süfsen Atem belebte (26, 19—22). Zu diesen hohen Eigenschaften ihres Geistes tritt der Vorzug ihrer hohen Geburt, der besonders im Lied „Era·m requier sa costum e son us" den Grundton angibt, doch auch sonst gerühmt wird, „denn sie ist frank und frei und von edler Art" (32, 27). Niemand kommt ihr gleich „de pretz ni de ric linhatge". Sie ist reich und adlig (2, 23) und von hoher Baronie (13, 39).

Sie läfst sich überhaupt mit keiner vergleichen: non i truep parelh (2, 10), ieu ni autre no·us es pars (6, 23), es cap de prez e de valor (23, 66). Jeder Kaiser und König hätte von ihrer Liebe hohe Ehre (13, 41/42). Über alle erhebt sich ihr Wert (jois e pretz sobra totas l'enansa 2, 42, ähnlich 13, 43 f.; 23, 37; 18, 45; 32, 11 ff.), der ganze „çarros" ist auf diesen Gedanken augebaut. — Darum loben sie alle, die selbst etwas wert sind (23, 47; 20, 31—33), ja, man kann ihren Ruhm gar nicht in Worte fassen (18, 78 ff.).

So grofs ist dieser Ruhm, dafs der Trobador um ihretwillen allen Frauen dienen und sie ehren will (mais servir e hondrar Las voil totas per vos 20, 120—123).

Ist es ein Wunder, dafs der Dichter vor solcher Vollkommenheit all seinen Stolz in Demut hinschmelzen fühlt? (13, 8). Wohl ist ihm manchmal das Herz hochgeschwellt, wenn er ihre Schönheit betrachtet, aber er braucht nur auf sich selbst zu sehen und an ihr Nein zu denken, und der hochgemute Sinn sinkt in sich zusammen (25, 33—39). Er erkennt sein Unvermögen, ihr so zu dienen, wie es ihr gebührt. „Zu den Taten fehlt mir das Können und zum Lob das Wissen" (Az faiz mi sofraing poders Et al vostre laus sabers 18, 21/22). Nur aus diesem Unvermögen heraus kann er es ihr gegenüber an etwas fehlen lassen (28, 8). So sehr bedrückt ihn sein eigener Unwert gegenüber ihrem „reichen, übergrofsen" (18, 78), dafs er sich in dem Mafse hafst, wie er sie liebt, (18, 16/17; 26, 28—30) und es nicht wagt, ihr seine Liebe zu gestehen (Celanz e temenz E humils e sofrenz Vos sui 20, 72—74). Ohne ihre Ermutigung wird er es nie wagen, sich ihr zu nähern (10, 17/18 und Nr. 2 ganz). Nie wird er sich über langes Warten beschweren, denn die Hoffnung allein ist ihm schon süfs (6, 46/47). Immer fürchtet er, etwas Törichtes zu sagen (6, 8), durch zu kühnes Vorgehen sie zu verlieren (28, 32) und von der Höhe, auf die ihn seine heimliche Liebe geführt, wieder herunterzufallen (10, 1/2;

20, 65—68). Gerade diese Furcht ist das Zeichen wahrer Liebe, wie Raimbaut es gegenüber dem Herrn Coine aufrecht erhält. „Sobre totz amador lai paor (19) E l'autr' amans tem dir lo seu dampnatge, Car cel qui tem sap d'amor son usatge".

Er ist eben der demütige Lehnsmann (18, 54) und sie sein Lehnsherr: elh es don e senher de mi ses totz pariers (16, 41/42). Als den Ihren behält sie ihn (13, 12), wenigstens hat sie es ihm versprochen (20, 33/34). Ihr Name dient ihm als ehrenwertes Feldgeschrei (16, 47/48). — Manchmal lehnt er sich wohl gegen die Herrschgelüste der Liebe auf und wagt, mit ihr zu kämpfen, wie der Vasall mit einem schlechten Herrn kämpft: er muſs sich aber immer wie dieser auf Gnade und Ungnade ergeben (Eissamen ai guerreiat). Denn weder Krieg noch Vertrag helfen etwas gegen die Tyrannei der Liebe (Guerra ni plaich). Das Ende solcher Kämpfe ist immer, daſs er die Herrin seiner unwandelbaren Liebe versichert (16, 38; 12, 5; 20, 58/59; 18, 43 u. 77).

Er liebt sie allein (10, 23; 20, 17/18), ohne Trug und ohne wandelbares Herz „ses tric e ses cor volatge" (6, 44; 8, 16). So treu ist er ihr, daſs er dadurch sich selbst gegenüber falsch wird (18, 16/17). In diesem Punkte behauptet er sich sogar der Herrin gegenüber: Er weiſs, daſs er besser liebt als ein anderer (10, 22) und sogar, wenn er sie nicht sieht (11, 45), und daſs er sie mehr liebt als sich selbst und was es sonst geben möge (11, 51), ja mehr als die Gunst einer andern (13, 40; 11, 46—48). Seine Liebe bietet er ihr an Stelle hoher Rittertaten (18, 23/24). Sogar wenn sie ihn in engen Banden hält, will er sich nicht beschweren, „mas lo ben grazirai" (16, 45).

Und was verlangt er als Gegenleistung? „Si m·a bon cor, ara·lh prec e l'incaut Que·m do sa ioi e·m prometa salutz" (10, 33/34): „Wenn sie mir gut ist, bitte und flehe ich, daſs sie mir gebe ihre Gunst und ihren Gruſs". Ihr Gruſs war das erste Zeichen der Huld. Oft blieb es das einzige, das dem schmachtenden Sänger gewährt wurde. Aber wenn er auch einmal sagt: „Ich begehre sein nicht, sondern euch umsonst zu dienen": „no en sui cossiros Mai de vos a grat servir" (6, 33⁶34) und ein andermal „la bella pari'" der Herrin sei ihm lieber als alles, was eine andere seinem Werben schenken könnte (11, 46—48), so gehen seine Wünsche meist doch viel weiter. Sie hat ihm ja selbst den Rat gegeben, sie zu lieben (2, 3; 13, 24) und ihm vieles versprochen (13, 24; 28), und darum kann er ihr kühn bekennen „Nie werde ich volle Freude haben, wenn ich Euch nicht habe und Ihr mich": Ja, n'avrai mes ioi entiere, Si je n'ai vos e vos moi (4, 19/20). „Joi" kann an dieser Stelle wie auch 19, 1 Senher Coine, iois e pretz e amors vos comandon schlechthin Freude bedeuten. Daſs es diesen Sinn nicht immer hat und nicht mit „gaug" gleichbedeutend ist, zeigen die Verse: „Mais iois m'a tan doussas sabors Que·m pot dar gaug e tolre cossire." Hier würde man es mit „Liebesgunst" übersetzen, wenn nicht die Fortsetzung „malgrat d'amor e de non cor leugier

e de midons" (17, 31/32) dem anscheinend widersprächen. Meint er käufliche Liebesgunst damit? Das Lied „Savis e fohls" sagt klar, was er unter „ioi" eigentlich versteht: E sui cobes qu'ab son belh cors jagues — E sui arditz quan tan ric ioi esper (28, 13 u. 18) (Ich bin begierig bei eurem schönen Leibe zu liegen und glühe, wenn ich so reiche Freude erhoffe).

Nicht immer wird das Liebesverlangen, das der anscheinend so demütigen Haltung des Sängers widerspricht, derart deutlich ausgedrückt. Meistens ist es nur aus dem Zusammenhang erkennbar: „Et eu ai tant de ioi cobrar enveia Qu'ad quier merce del sieu prechat (13, 67), E si·us quier mais que non deig (18, 61—62), Ric conseil m'er mals Que·m donez, si non datz als 18, 71—72); Quan la vey me tenh a folia (12, 25—26); un amoros desir m'assailh" (23, 36), vgl. auch 28, 29—30; 9, 4—9; 18, 43—44.

Ist seinem Wunsch Erfüllung geworden, wie P erzählt? Seine Gedichte bestätigen die Erzählung nicht. In „Kalenda maya" erklärt er, daſs man Buhle und Buhlin „drut" und „druda" nicht durch Gedanken werden kann, daſs man ihm „diese groſs Ehre" aber fälschlich zugesprochen habe. „Que nuda tenguda no·us ai ni d'als vencuda" (v. 30—34). Ebenso klagt er 20, 36—39 „mas tro fai loing esper Que del dezir mi doil Que mostron son bel oil E sa cara ridenz". Alles ist ja nur ein Wahn, ein „belh semblans" (9, 30), der glauben macht, daſs er ihre Gunst wirklich genossen. Er weiſs es genau: „ab bel semblans m'aduy (25, 39). Trotzdem läſst er sich immer wieder gefangen nehmen durch den verräterisch schönen Schein, „bel semblan traïre" (18, 43) und hofft noch, wenn sie ihm zeigt „semblant salvatge" (6, 39).

Wird er nun auf die Liebe verzichten, wenn seinen drängenden Wünschen nicht Erfüllung wird? O nein. Dafür kennt er zu genau die segnenden Wirkungen der Liebe. „Qu'ieu fora ricx e de bon azaut Sol de s'amor pogues issir allutz" (10). Es geziemt ihm, als getreuem Liebhaber, daſs er unter den Tüchtigen der Erste ist (18, 29). Die Liebe wird ihn für gehabte Unbill entschädigen (18' 67—68, 28, 28). Sie wird ihm Ehre, Ruhm und Preis und kein Schaden sein (2, 5—6, 43). Sogar die letzte Liebesgunst wird er nur darum von ihr erbitten, weil er dadurch nachher hochherziger und besser wird (28, 14). „Ihr seid soviel mehr wert, daſs ich Euch soviel mehr besitzen will." „Tan valetz mais perqu'ie·us vuelh plus aver e·us vuelh mais conquer" (28, 31—32). Die Besten werden durch die Liebe nur besser (20, 13, 23, 13). Am ausführlichsten über die Segnungen der Liebe spricht die Cobla esparsa „Si ia amors autre pro no·m tengues". — Wie die Liebe alles verschönt, so hat er ohne Liebe kein Gut, noch wird er je eines haben (2, 18/19). Mit dem Verzicht auf sie verzichtet er auf das Beste („Que·l mielh de prez i desampar").

Wenn die Liebe schon bei jedem Wunder wirkt, der sich ihr ergibt, so tut sie beim Sänger noch ein besonderes: Wenn die Herrin ihn liebt, kann er aus vollem Herzen singen (10, 18/19).

Sie fordert ihn ja selbst zum Singen auf (23, 39—40). Er lobt mit ihrem Lob sein Lied und erhebt es mit ihrer Schönheit (2, 44—45); durch ihren Ruhm wird es vergoldet (28, 49). Wenn ihr nur ein oder zwei Wörtlein in seinen Liedern gefallen, hat er den rechten Weg der Liebe beschritten und sein Gesang wird fein sein (6, 15 ff.). Überhaupt ist sein Lied für den Sänger unzertrennlich mit seiner Liebe verbunden: in ihm enthüllt er, was er sonst nicht zu gestehen wagte (10, 1 ff.). Wenn seine Herrin mit ihm streitet, wird seine Liebe zum Streitgedicht (10, 21), zu Sirventesen und Descorts (17, 15).

Dafs so etwas möglich ist, kommt daher, dafs die Herrin sich ihres Wertes so bewufst ist und deshalb will, er müsse ihr seinen Dienst und seine Liebe ohne Entgelt darbringen (10, 23, 34, 23, 48) und an Stelle der Gegenliebe mit der Ehre vorlieb nehmen (23, 40).

Die Herrin ist grausam, wie man sieht, trotz aller sonstigen Vorzüge. „Queyra merce, mas say non truep refuy“ (25, 25) klagt er (ähnlich 28) und noch vorwurfsvoller: „Haltet Ihr mich mit Fug und Recht gebunden, schöne Herrin? Haltet mich doch nicht so enge in Euerm ehrenwerten Gefängnis, wo ich mich nicht drehen kann und vor Zorn und Kummer darüber sterbe? (18, 12 ff.). Wie konnte Gott nur so schöne Züge bilden, da, wo keine Barmherzigkeit ist, (20, 95—96), während ihr ja sonst keine gute Eigenschaft abgeht (20, 82)! Er wird noch an ihrer Hartherzigkeit sterben: „Wenn ihr Streit mit mir sucht, dann konntet ihr mich ebensogut töten“, (6, 25—26), ruft er ihr zu, (ähnlich 13, 36, 4, 35—39). Ja, noch Schlimmeres als den Tod tut ihm seine Herrin an.

Überhaupt: die Liebe bringt Leid genug, mag sie auch manchesmal Freudenbringer sein — sie raubt Schlafen und Essen (11, 43), sie, um die man leidet und wacht und klagt und weint (20, 106—107); „Per vois ei pen e maltreito, El meo corpo lazerado: La noit quant iazen mo leito soi moitas vezes penado“, klagt er auf kastilianisch im fünfsprachigen Descort, da die Muttersprache gar nicht ausreicht, all sein Leid auszudrücken. Alles hat die Liebe ihm genommen (26, 9 und 52—53, 10, 4). Wenn die Herrin allem Liebeswerben gegenüber kalt bleibt, dann scheint die ganze Welt dem Sänger leer und wertlos. Dann ist ihm sogar sein Lied kein Trost mehr (24, 1 ff.). Alles Leben erscheint ihm Tod, alle Freude Trauer (24, 11—12).

Nie mehr wird er seinen eigenen Sinnen trauen, wenn er bei ihr nicht Liebe und Treue findet (13, 37—39). Wenn er von ihrer Unerbittlichkeit überzeugt ist, geht er von ihr, „Denn dann wäre es ein Schaden, wenn es nicht zu Ende ginge (25, 23—24) und umsonst will er sie nicht lieben (23, 50), sie mag dann an einen andern Liebhaber denken“ (23, 57). Doch selbst wenn er von ihr „en desacordanza“ (16, 14) scheidet, mufs er bekennen: „Niemals nahm Floris von Blankaflor so schmerzlichen Abschied, wie ich Herrin, wenn ich von Euch scheide“ (23, 58—60). Nur „D'una

dona·m tolh e·m lais" drückt seinen Groll gegen die Ungetreue in den heftigsten Worten aus.

Einen grofsen Teil seines Liebeskummers mufs er auf Rechnung einer bestimmten Klasse Leute setzen: der gelos und lauzengiers. In der Estampida bittet er sie, doch um Gotteswillen dafür zu sorgen, dafs nicht der Eifersüchtige über seinen Schaden lache, denn allzu teuer würde er seine Eifersucht verkaufen, wenn er zwei solch Liebende schiede (9, 14—18). Die Albe ruft den Liebenden warnend zu: „Hütet Euch vor dem Eifersüchtigen, Euerm bösartigen Herrn!" „Non credaz lausengier, ni gelos, mal parlier de mi — bittet er die Herrin (20, 115—116). In bittern Worten ergeht sich auch Nr. 5: Er vei escur etrebol cel „über die Falschen, die stechender als Vibern sind", envios parliers, mals tafurs (20—22). Sein schöner Ritter möge ihm das Schwert umgürten, um „Eifersüchtige und Aufpasser" zu töten (16, 31—36).

Der hohe Stand der Herrin gegenüber dem niederen des Sängers, ihre Kälte und Grausamkeit, der Neid und die Falschheit der Welt — alles trägt dazu bei, dem Minnesänger die Liebe oft genug als fernes, unerreichbares Ziel seines Traumes erscheinen zu lassen. Bringt ihm dies aber auch bitteres Leid, so will er deshalb doch nicht allem Schönen und Guten entsagen, weil man nicht aus einem Schaden zweie machen soll (23, 10). Er will weiter ehrenvoll leben (23, 6, 8—9), wie es einem Ritter geziemt (17, 8), Heldentanten tun (17, 33, 38) und sich wie sonst seinem Liede und seiner Kunst widmen (17, 1ff.).

Vergleich mit andern Trobadors.

Das sind die Hauptzüge, die wir in Raimbauts Minneliedern finden. Es ist keiner darunter, den nicht auch andere Trodadors zum Bilde der Herrin gebraucht haben. Betrachten wir sie im einzelnen um zu sehen, ob er wenigstens in der Mischung, in der Stärke und Schwäche der Anordnung etwas Eigenes hat.

Auffällig ist, wie wenig er von der äufseren Schönheit zu sagen weifs. Er bewegt sich in allgemeinen Ausdrücken, die sogar nicht einmal zahlreich sind. Abgesehen von der auch nicht sehr differenzierten Schilderung ihrer Gesichtsfarbe ist der einzige Ansatz zu einer Individualisierung der Vers: vostre belh oilh plazen galiador rizon d'aisso, don eu sospir e plor (13, 33—34) (eure schönen, gefälligen, trügerischen Augen lachen über das, worüber ich seufz' und weine). Aber es ist nicht mehr als ein schwacher Ansatz, der hinter dem, was wir etwa schon bei Bernhard von Ventadorn finden, zurücksteht.

Ebenso gering an Zahl sind die Stellen, in denen er vom hohen Stand der Herrin spricht. Hier kommen hauptsächlich die Beatritzlieder in Betracht, wo dies ja keine Fiktion war. Darum mufs man sich wundern, dafs er dies Motiv, abgesehen von Nr. 2, nicht mehr ins Licht gesetzt hat nach dem allgemein geltenden Grundsatz: „Je höher der Herr, je höher der Diener, ... ihre Vornehmheit und ihr Reichtum bestimmen in erster Linie den Wert

des Liedes."[1] Reicher ist die Hervorhebung ihrer guten Eigenschaften. Aber wie bei allen Provenzalen ist es auch bei ihm nicht die Sittlichkeit, sondern die Sitte, die gepriesen wird.[2] Hier und da kommt das Wort „bontat" oder „bona" vor, aber ohne irgendeinen besonderen Gefühlswert. Ein Wort wie das Walthers von der Vogelweide: „Lîht sind andre bezzer, du bist guet" würden wir in seiner schlichten Innigkeit vergebens bei Raimbaut suchen, wie bei allen andern Provenzalen. Vorzüge des Verstandes: bon sen, saber, accoidansa werden gepriesen, noch mehr aber Eigenschaften feiner Geselligkeit, das Benehmen andern gegenüber: avissenz, gen parlans, dous ris usw., auf die bei Raimbaut wie bei allen seinen Landes- und Dichtergenossen letzten Endes alles hinauslief. Wir gewinnen aus seinen Liedern das Bild einer Frau — nein, einer Dame, die mit anmutiger Selbstsicherheit, ohne sich von tieferen Regungen beeinflussen zu lassen — die könnten ihrer Blumenschönheit schaden und ihr die heitere Zuversicht nehmen — den gefeierten Mittelpunkt eines ausgewählten Kreises bildet. Vielleicht hängt es mit diesem äuſserlichen Vollkommenheitsideal zusammen, daſs an ihrer Erscheinung die am meisten ins Auge fallende Gesichtsfarbe hervorgehoben wird, und die Augen, die für uns modernen Menschen das Wesentlichste in einem Gesicht sind, kaum erwähnt werden. Und auch bei ihnen wird nur, wie beim Mund, hervorgehoben, was zur Hebung der Geselligkeit beiträgt: ihre Schelmerei und ihr Lachen.

Es hängt folgerichtig mit dieser Anschauung zusammen, wenn das, was den eigentlichen Wert der Frau ausmacht, ihr „pretz": ihr Ruhm, ihr Ruf bei andern ist und nicht etwas ihr innerlich Eignendes. Merkwürdigerweise preist Raimbaut kein einziges Mal die mezura — die mâze, die bei andern, z. B. B. von Ventadorn, eine so groſse Rolle spielt. Man darf vielleicht in Verbindung mit anderen Äuſserungen unseres Trobadors hieraus den Schluſs ziehen, daſs sie ihm auch in Wirklichkeit ferne lag.

Allen Minnesängern gemeinsam ist es, die jeweilige Herrin über alle zu erheben und sie als von allen gelobt hinzustellen. „Das Lob der Menge soll für die Wahrheit zeugen, die Unfähigkeit, den Helden genügend zu loben".[3] Ganz sicher hatte das Lied, das Raimbaut der na Beatritz darbringt, auch politischen Zweck und huldigte der Fürstin „als dem Sproſs des feudalen Geschlechtes". Ob man mit Wechsler sagen muſs: „Das Minnelied war nach Sinn und Zweck ein politischer Panegyrikus in der Form persönlicher Huldigung", scheint mir zweifelhaft. Es sind ja auch Minnelieder an Frauen gerichtet worden, die nicht zum höchsten Adel, nicht

---

[1] Wechsler, a. a. O. S. 173.

[2] Wenn man Schillers Ansicht aus dem bekannten Distichon zustimmt, so wäre dies ein neues Moment des frauenhaften Elementes in der höfischen Dichtung.

[3] Nickel, a. a. O. S. 52.

zu regierenden Häusern gehörten, wo von einem unmittelbaren dynastischen Zweck nicht die Rede sein kann. So scheint es z. B. nicht sicher, wie in der Biographie Raimbauts gezeigt worden ist, ob die Dame von Tortona einem Fürstengeschlecht angehörte und doch werden ihr die gleichen Lobsprüche dargebracht wie na Beatritz. Wie wenig sie in einem wie im anderen Falle tatsächlich bedeuten, wie formelhaft sie waren, zeigt das erste Geleit von „No·m'agrad", wo Engles mit den gleichen schmückenden Beiwörtern bedacht wird wie sonst die besungenen Damen.

Dafs Raimbaut vom Lob der einen zum Lob aller Frauen vorschreitet, ist ein Zug, der sich in der deutschen Minnepoesie häufiger,[1] bei den Provenzalen kaum findet. (Einmal bei G. Faidit 212, 3).

Dem „Primat des Denkens", von dem Wechsler bei der provenzalischen Auffassung der Tugenden der Herrin redet, entspricht auf seiten des Sängers die Auffassung der Liebe als einer Eigenschaft des Willens. „Alz amadors fai amors voluntat", sagt Raimbaut. Hier haben wir es unbedingt mit einem scholastischen Einschlag zu tun: Denken und Wollen, die beiden Grundkräfte der Seele, treten naturgemäfs auch bei der wichtigsten Entfaltung des Seelenlebens in Erscheinung. Die beiden Kräfte sind nach mittelalterlicher Auffassung richtig verteilt. Wie aus dem Denken, der ursprünglichsten Eigenschaft des Menschengeistes, das Wollen entspringt, so nimmt die Liebe ihren Ursprung in den guten Eigenschaften der Herrin. Platonische Gedankengänge klingen hier an. Der Anblick der körperlichen Betrachtung, noch mehr der seelischen Schönheit, also des Guten, entzündet im Beschauer die Liebe. In dem bei Raimbaut wie bei anderen Trobadors vorkommenden Gedanken, dafs Gott selbst diese Schönheit so vollkommen schuf, lebt vielleicht ein ferner Nachhall von Platons unsterblichster Dichtung: Dafs darum die Schönheit im Menschenherzen Liebe erweckt, weil sie ein Abglanz göttlicher Schönheit ist, nach der unser Herz aus der Unvollkommenheit alles Irdischen dürstet.

Bei diesen platonischen Anklängen kann man ganz sicher nicht von einer bewufsten Entlehnung sprechen, auch bei den scholastischen eher an ein allgemeines in der Luft-Liegen von solchen Gedanken als an eine wirkliche Bekanntschaft mit den Erörterungen der „Schule" denken. Raimbaut jedenfalls hat dies alles schon von seinen Vorgängern als fertiggeprägtes Gut in bestimmten, feststehenden Formeln übernommen.[2]

---

[1] Wechsler, a. a. O. S. 172.

[2] Es scheint mir in dieser Frage wie in mancher andern der provenzalischen und deutschen Minnepoesie ein Unterschied der Rassen sich kundzutun. Es entspricht dem Geiste der lateinischen Rasse — wenn man den Ausdruck brauchen darf — die Intelligenz als die erste aller Eigenschaften hinzustellen. Man denke nur an das 17. Jahrh. in der französ. Literatur, an R. Rollands Wort: „L'intelligence qui fait tout absoudre à la France", etc. Die Auffassung der Liebe als einer Willenstat wäre auf deutscbem Boden wohl nie entstanden. Auch die Scholastik ist ja romanischen Ursprungs und

Bei Raimbauts Liebeserklärungen finden wir nie die eine, die doch sehr wirkungsvoll gewesen wäre, dafs er nie eine andere geliebt hat. Dagegen versichert er seiner Herrin häufig seiner unwandelbaren Liebe, was sich nach Paetzold[1] besonders bei späteren Trobadors findet. „Wie selten lag gerade hier ein wahres Gefühl zugrunde". Auch bei Raimbaut ist nicht viel von einer starken Überzeugung zu spüren. Ohne Zweifel klingen die Töne der Zuneigung echter bei B. von Ventadorn, inniger in Jaufre Rudels Liedern an die ferne Geliebte, wärmer in einzelnen anderen der auf uns gekommenen Lieder, wie etwa der berühmten Albe des Guiraut von Bornelh „Reis glorios" oder in Marcabrus Frauenlied „En vergier". Gerade darum scheinen mir die Frauenstrophen „L'Atlas undas" nicht von ihm zu sein. Wechslers Eindruck des „Leicht-Scherzhaften" habe ich, wenigstens in den Kanzonen, nicht. In dem Jubel von „Era·m requier" klingt etwes Wahres durch. Ganz echt wirkt sein Groll in dem Rügelied „D'una dona·m tolh e·m lais", in dem er der Dame von Tortona Valet sagt. Wir haben auch sonst Scheltlieder auf eine Dame bei den Provenzalen, während man nach Paetzold[2] in der ganzen mhd. Literatur vergeblich danach suchen könnte und nur solche gegen allgemeine Frauenuntugenden findet. Eins, das Wolfram geschrieben haben soll, ist nicht erhalten. — So heftige Töne, wie sie Raimbaut in dem eben genannten Sirventes anschlägt, sind aber auch bei den Provenzalen ungewohnt, und ohne ein wirkliches Erlebnis kann man sich diesen beifsenden Hohn kaum erklären. Es mufs deshalb noch keine tiefe Leidenschaft im Spiel gewesen sein, verletzte Eitelkeit vermag auch viel. Ein dem Rügelied an Stärke des Gefühls entsprechendes Liebeslied, das auf die Dame von Tortona gedeutet werden könnte, haben wir nicht. Im übrigen hören sich die Beteuerungen seiner Liebesenttäuschungen und -schmerzen nicht gerade nach gebrochenem oder brechendem Herzen an. Solange man die Mufse hat, seinen Schmerz in fünf Sprachen ausströmen zu lassen, ist er noch erträglich. Wenn man hier B. v. Ventadorn vergleicht, spürt man den grofsen Unterschied.

Zu diesem Konventionellen würde auch der „Planch" passen, der wärmer im Ton ist als die Lieder Raimbauts, sich damit aber auch nur in den Stil dieser Gattung einfügt. Wechsler meint, gerade aus der gröfseren Wärme in den Planchs auf ein echtes Gefühl schliefsen zu dürfen. Aber da wir die gleiche Beobachtung bei allen Trobadors machen, müssen wir doch wohl auch hierin Konvention erblicken. Die Kanzonen, Descorts usw. waren, was

---

selbst in romanischer Mystik, etwa bei Bern. v. Clairvaux, wieviel Intellektualismus gegenüber der deutschen Mystik! Diesen Fragen müfste einmal nachgegangen werden. Wechsler fafst den „Minnesang" m. E. zu sehr als eine einheitliche Kulturerscheinung auf.

[1] A. a. O. S. 11.

[2] Es ist wohl auch kein Zufall, dafs die deutschen Minnesänger nie körperliche Fehler verspotten, im Gegensatz zu den Provenzalen.

sie auch für den Minnesänger selbst bedeuten mochten, für seine Zuhörerschaft ein anmutiges, geistreiches Gesellschaftsspiel. Der Planch, der in den Bannkreis des Todes rückte, durfte nicht in der gleichen Art gehalten sein. Er verlangte andern Ausdruck als der Schmerz um irgendeine treulose oder kalte Schöne. Die sorgende Frage des Sängers beim Tode eines Beschützers: „Was wird nun aus mir?“ mochte noch ein Übriges hinzutun.

Wegen der bei Raimbaut ungewohnten Tiefe des Gefühls hat man lange „No m'agrad iverns ni pascors“ für einen Planch gehalten, was, wie in seiner Biographie gezeigt wurde, nicht angängig ist. Die Erklärung dieser immerhin auffallenden Erscheinung soll im letzten Kapitel dieser Arbeit versucht werden.

Wie wenig ernst Raimbauts verzweifelte Worte, seine Drohung, an der Kälte der Herrin zu sterben, in denen er sich mit allen Trobadors berührt, zu nehmen sind, zeigt die oft unmittelbar sich anschliefsend Erklärung, sich eine neue Herrin zu suchen, wenn sie ihn nicht erhöre. Dies ist gleichfalls ein aller höfischen Dichtung eignender Zug. Es liegt eben, wie besonders Wechsler verschiedentlich ausgesprochen hat und worauf schon im ersten Kapitel dieser Arbeit hingewiesen wurde, weniger ein Liebes- als ein Dienstverhältnis auf Kündigung vor, und gerade im Mittelalter war, im Gegensatz zu der landläufigen Auffassung von mittelalterlicher Treue, die Do-ut-des-Praxis sehr ausgeprägt.

Sie, d. h. also das Prinzip der gegenseitigen Verpflichtung, bildet ja auch den Grundzug der Vassalität, deren Ausdrücke Raimbaut verhältnismäfsig selten anwendet, B. v. Ventadorn viel öfter. Bei Raimbaut würde man kaum, wie Wechsler von andern Trobadors sagt, alle Stadien des Belehnungsvorganges in dem auf den Frauendienst übertragenen Sinn aus den Gedichten lesen können. Dagegen haben wir bei ihm ein auffallend starkes Betonen der ritterlichen Seite des Lebens, viel mehr als bei irgendeinem der Trobadors wirklich adliger Abstammung. Für ihn ist der Frauendienst nicht so sehr der Dienst des Vasallen gegenüber dem Lehnsherrn als der des Ritters gegenüber dem Gefolgsherrn. Es scheint mir darin ein Ausdruck seiner eigenen Natur vorzuliegen, die sich, wenn auch innerhalb des Herkömmlichen, hier einen Ausweg suchte, dadurch einen zwar nicht neuen, aber in seiner starken Hervorhebung doch ungewöhnlichen Ton in seine Dichtung bringend.[1]

Wie Raimbaut in der Schilderung seiner Herrin und seiner Gefühle ihr gegenüber sich seinen Vorgängern anschliefst, so auch in dem, was er von den Wirkungen der Liebe sagt: dafs die Liebe und der Ruhm seiner Herrin seinem Liede Wert gäben, dafs sie ihn durch ihre Aufforderung zum Singen ermuntere, und dafs sein Lied Verschwiegenes enthülle. Auch hier sind Raimbauts Worte

[1] „Scherzhaft prahlerisch“ kann ich mit Wechsler Raimbauts Art, von seinem Waffenhandwerk zu sprechen, nicht finden. Er nimmt sich ernst, mit dem Ernst des unerwartet Emporgekommenen.

nur eine verschlechterte Wiedergabe von dem, was etwa B. v. Ventadorn sagt, bei dem man gelegentlich an das Lied von Eichendorff erinnert wird: „Ich kann wohl manchmal singen, als ob ich fröhlich sei, doch heimlich Tränen dringen, da wird das Herz mir frei". Bei Raimbaut wird niemand verborgene Tränen hinter seinen Worten spüren! — Die Tugenden, die die Liebe den Liebenden verleiht, entsprechen dem männlichen Ideal, das damals galt: Die Liebe macht den Besten besser, den Schlimmsten kann sie etwas wert machen, sie weifs den Feigen tapfer zu machen und den Häfslichen von gutem Aussehn und gibt manchem Armen Reichtum (Amor fa·l meillior meillurar El plus malvaz pot far valer E sap far de volpil vassailh E·ls desavinenz de bon tailh E don a mains paubre riccor) (23, 13—17). Es sind auch hier höfische Tugenden, gegenüber dem Ideal der Frau um einen ritterlichen Zug vermehrt: aus dem Feigen wird durch die Liebe ein Tapferer. Die Cobla esparsa „Si ia amors" ist ganz auf dem im Mittelalter geltenden Satz „Tugend ist Wissen" aufgebaut.

Wechsler führt es auf den dem Mittelalter eigenen Synkretismus zurück, dafs die Trobadors so häufig in einem Liede ganz widersprechende Ansichten über die Liebe bringen oder von einem Gegenstand plötzlich, ohne Vermittlung auf etwas ganz anderes überspringen,[1] wie Raimbaut es in den Nr. 11, 19, 23 tut. Die Vereinigung widerspruchsvoller Elemente finden wir bei ihm besonders im Liede „Ges sitot", wo sie allerdings aus der Entstehung des Gedichtes erklärlich sind, wenn diese in dem Lebensbild des Dichters richtig gedeutet ist. Innerlich begründet sind die Widersprüche in „Savis e folhs", wenn auch die raffinierte Einandergegenüberstellung von kontrastierenden Begriffspaaren dem Zug der höfischen Dichtung zu Spitzfindigkeiten entgegenkommt, wie wir sie fast noch mehr als in der Lyrik in der Epik (Monologe des Grafen Wilhelm in „Flamenca", der Soredamors im „Cliges" usw.) und der Dialektik der Zeit haben. Vielleicht aber zeigt kaum ein provenzalisches Minnelied so deutlich die widersprechenden Regungen, die die Liebe im Menschenherzen auslösen kann, wie die erste Strophe dieser Kanzone.

Ganz im Rahmen des Herkömmlichen bleibt Raimbaut in dem, was er von der Liebe erwartet: solatz und joi. Seine demütigen Äufserungen stehen dabei an Zahl weit hinter denen zurück, in denen er mehr oder weniger unverhohlen seinen sinnlichen Wünschen Ausdruck gibt. Wir finden solche fast bei allen: B. v. Ventadorn, Jaufre Rudel, G. v. Poitiers, Raimon von Miraval usw. Aber kaum bei einem so zahlreich wie bei Raimbaut. Am stärksten ist der Ausdruck im provenzalischen Geleit der Unterhaltung mit der Genueserin. Dies Beispiel von niederer Minne zeigt, was die höfische Poesie im Grunde barg.

---

[1] Vielleicht trifft Vosslers „Theorie vom Rücklauf" (S. 44 seines Bernhard v. Ventadorn) aber das Richtigere.

Appel hat in der Vorrede zu seinem B. v. Ventadorn in diesem Zusammenhang die beiden Auffassungen von Liebe besprochen, die im Provenzalischen einander gegenüberstehen: die amor fina und die amor comunals. Erstere ein geistiges, auf Verehrung begründetes Gefühl, letztere mit dem Ehebruch in der Praxis oder wenigstens in der Theorie unlöslich verbunden.[1] Raimbaut spricht auch einmal von amor fina im Lied Nr. 25, aber eher im tadelnden Sinne als in zustimmendem: „Mas als clamans l'aug clamar l'amor fina" — diese Liebe, die ihm mehr Kummer als Freude bringt. In der Tat mufs man ihn zu dem entschiedenen Anhänger der „Schule Ebles" rechnen. Wie weit die Wirklichkeit der Theorie entsprach, ist wie bei ihm im einzelnen, so im allgemeinen schwer zu sagen.

Suchen wir bei Raimbaut nach Zeichen für wirklich empfangene Gunst, so finden wir nur eine Andeutung im Lied 28 „la joya del cabelh", was eine Locke bedeuten kann, die die Herrin ihm gegeben. Das Wort kann aber auch durch den Reim auf -elh bestimmt worden sein. Auffallend ist, dafs er nie von einem Kusse spricht, weder ein Verlangen danach ausdrückt noch sich eines empfangenen rühmt, wie etwa B. v. Ventadorn.

Nicht neu, aber ungewöhnlich stark betont sind seine Versicherungen, trotz der Liebe, d. h. ohne sie, ehrenvoll als Sänger und Ritter weiter zu leben, die ja im krassen Widerspruch stehen zu den anderen, dafs mit dem Verlust der Liebe die Welt allen Reiz für ihn verloren habe. Man könnte wieder an den mittelalterlichen Synkretismus denken, von dem oben gesprochen wurde. Richtiger scheint mir die Erklärung: Es gehörte zum Allgemeingut der höfischen Dichtung, dafs die Liebe allein dem Leben Wert verlieh. Im Betonen des Gegenteils bricht Raimbauts eigene, lebensfreudige, auf äufsere Taten gerichtete Natur durch.

Wenn wir Raimbauts Liebesgedichte nach dieser Zusammenfassung auf die drei Damen, die ihren Mittelpunkt bilden, wieder verteilen, können wir feststellen, dafs die wenigen an die Dame in der Provence gerichteten am farblosesten sind und die auf die Dame von Tortona gehenden mehr von Enttäuschung als von Liebesglück sprechen. Bei diesem Zyklus verschärft sich die Enttäuschung zu bitterem Groll, während in den Beatritz-Bel-Cavaliersliedern mehr Freude herrscht und die Klagen ganz konventionell wirken. Ob man deshalb mit Torraca sagen kann, Raimbaut sei „capace di accogliere in seno una passione profonda e nobile, una

---

[1] Suchier führt allerdings in seinem Marcabru S. 279 aus, dafs dieser, Vertreter der amor fina, Liebschaften verheirateter Frauen nicht im Prinzip verdammt, sondern nur solche mit verheirateten Männern, wodurch der Unterschied zwischen den beiden Richtungen sehr gering wird. Der Unterschied zwischen „hoher" und „niederer" Minne, den wir bei den deutschen Minnesängern finden, ist wie die ganze Minnepoesie auf dieses provenzalische Vorbild zurückzuführen. Allerdings spielte bei ihnen der Standesunterschied eine ausschlaggebende Rolle. Die „hohe", der Herrin gewidmete Liebe durfte zum mindesten in der Theorie keine Erfüllung haben.

sola, e per questa passione ingentilirsi, nobilitarsi, esser cavaliere vero e cómpiere azioni di cavaliere"[1] bleibt unbewiesen und unbeweisbar. Wir werden uns damit begnügen müssen, die Gestalten durch den Nebel von 700 Jahren wie Schattenbilder zu sehen, deren Gefühle wir nur im verzerrenden, wenn auch kondensierenden Hohlspiegel der Poesie erfassen, während der das Leben einfach wiedergebende Planspiegel der Prosa fast ganz fehlt.

Vergleicht man den Inhalt der Trobadorlyrik überhaupt mit sonstiger Liebeslyrik, so mufs man sagen, dafs die gleichen Gefühle, Gedanken, Bilder noch bis heute wiederkehren. Sie sind, wie Wechsler mit Recht betont, aus der Welt der Liebesgefühle selbst geboren: Manches Volkslied gibt ein äufseres Bild des geliebten Mädchens mit den gleichen Bildern (Du mein einzig Licht). Aus Heines Liedern auf die verschiedensten Frauen liefse sich ein ebensolches stilisiertes Allgemeinwesen herausschälen wie bei einem Trobador; Storm und zumal Hesse stehen der geliebten Frau in der Haltung des Vasallen gegenüber (Storm: „Du bist so jung", Hesse: „Herrin, wirst Du lachen müssen"), Goethe preist Friederike, dafs sie ihm „Jugend und frischen Mut zu neuen Tänzen und Liedern gibt" usw. Man könnte zu jedem Zug der Trobadorpoesie Belege finden bis in die Gegenwart und man vergifst darum nur zu leicht bei diesen Ideen „que . . . c'est la poésie provençale qui la première les a trouvées et mises en circulation".[2] Man fragt sich angesichts dieser Tatsache, woher der Eindruck von Eintönigkeit kommt, den man unleugbar empfindet, wenn man eine Reihe von provenzalischen Gedichten hintereinander liest — einerlei, ob sie von einem oder mehreren herrühren. Damit zusammenhängend, warum es so schwer fällt, die einzelnen Trobadors voneinander zu unterscheiden, bzw. ein Gedicht aus innerlichen Gründen einem oder dem andern zu attribuieren oder ein literarisches Bild von dem einzelnen aufzustellen..

Mit dieser Frage betreten wir den Boden, auf dem allein die Lösung gefunden werden kann: Die Form der Dichtung tritt als zweites, bisher zu wenig beachtetes Kriterium neben den Inhalt der Trobadorpoesie. Ehe wir uns aber dieser Frage zuwenden, sollen kurz Raimbauts didaktische Dichtungen nach ihrem Inhalt besprochen werden.

Didaktische Dichtung.

Was Raimbaut im Rahmen der höfischen Dichtung aufser den eigentlichen Minneliedern hinterlassen hat, steht an Zahl und teilweise an Bedeutung hinter diesen zurück. Es sind:

1. Sirventese. Wir besitzen zwei politische Sirventese von Raimbaut, Nr. 11 und Nr. 22. Beide sind aus demselben Anlafs

---

[1] Torraca, a. a. O., S. 7.
[2] P. Meyer, a. a. O., S. 262.

entsprungen: aus den Kämpfen des Hauses Baus mit seinen Feinden. Über ihre geschichtliche Grundlage ist schon in der Lebensbeschreibung gesprochen. Beide tadeln die gleichgültigen Barone, die nicht für ihren Lehnsherrn kämpfen. Schon bei Marcabru haben wir dieses Element, am ausgebildetsten bei Bertran de Born. „Leidenschaftliche Parteinahme für einen Fürsten oder eine Sache, Lob der eigenen Partei, Werbung für sie, Tadel der Säumenden und andererseits Schelten auf die Gegenpartei sind die Elemente der politischen Dichtung Bertrans wie der Trobadors überhaupt", sagt Nickel. Von Raimbaut gilt das gleiche, wenn er auch an Bertran nicht heranreicht. Man kann übrigens sagen, dafs diese Elemente jeder Parteipoesie — wenn man so sagen darf — eigen sind. Herweghs „Lieder eines Lebendigen" tragen z. B. den gleichen Stempel. Da diese Lieder aber nicht nur als Lieder, sondern noch mehr als Kampfmittel dienten, als ein oft sehr wirksames, kann man unsere Zeitungen zum Vergleich heranziehen, und man sieht, dafs diese Mittel ewig jung sind — wenn auch nicht gerade ewig schön.

Bei der Erwähnung des einen dieser Sirventese in Raimbauts Lebensbild, „Del rei d'Aragon consir" wurde schon auf die plötzliche Wendung aufmerksam gemacht, die es mit der Anrede an eine bona donna schliefsen läfst. Das gleiche Überspringen haben wir am Schlusse von „Ja pot hom pres", dem einzigen moralischen Sirventes im allgemeinen Sinn, das wir von Raimbaut haben. Der Gedanke ist kurz der, dafs ein Armer und gar ein armgewordener Reicher von allen verachtet und verspottet wird. Die Ehren und Güter dieser Welt sind eben wie die guten Eigenschaften ungleichmäfsig verteilt, nur — der König von Aragonien vereinigt alle guten Eigenschaften in sich. — Die Ausfälle gegen die Reichen bilden einen ständigen Gegenstand der Klassensatire. Schon Bertran de Born hatte den „rics malvatz" als festen Typ. (Von dem 2. Typ der Klassensatire, dem schlechten Geistlichen, haben wir kein Beispiel bei Raimbaut.) Auch dafs die allgemeinen Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen mit dem Lob eines einzigen enden, ist gerade im Provenzalischen beliebt. Nickel (S. 40) führt Marcabru, P. Cardenal, Pons de la Garda u. a. als Beispiel an: das Bild des Helden hob sich von dem dunklen Hintergrunde um so wirkungsvoller ab, und der Lohn für den Sänger konnte nicht ausbleiben! Aus der sozialen Stellung der Trobadors erklärt sich auch mit Leichtigkeit das Schimpfen gegen die Reichen, davon sich auch in Raimbauts Liebesliedern manches Wort findet. Die Bitternis und Schärfe eines Peire Cardenal ist dabei nirgends erreicht.

Ein moralisches Sirventes ist strenggenommen auch „D'una dona.m tolh e·m lais", das Abschiedslied auf die Dame von Tortona, das in Raimbauts Lebensbild genügend besprochen ist.

Zwischen moralischem und politischem Sirventes stehen die Kreuzzugslieder. Genauer, sie nehmen an beiden teil. Von den

zweien uns von Raimbaut erhaltenen trägt das kürzlich entdeckte „Conseil don al emperador“ mehr persönlichen, das andere, „Ara pot hom“, mehr politischen Charakter.

Das erste ist vorläufig nur in einer Handschrift erhalten, die keinen einwandfreien Text gibt. Daraus erklären sich zum Teil die Unstimmigkeiten, die lange bezüglich der Person des Adressaten herrschten, ob es der Kaiser Balduin von Flandern oder Alexis ist. Lewent, Kolsen, Jeanroy nahmen das erstere, Zenker das letztere an.[1]

Das zweite Lied ist ein typisches Kreuzzugslied: Aufforderung, unter des Markgrafen Führung am gottgewollten Befreiungszug nach dem Lande des höchsten Lehnsherrn, Palästina, zu ziehen, dort im Kampf mit dem „Hundevolk der Türken“ das ewige Heil und Ruhm und Ehre zu gewinnen. Von dem an seinen Herrn gerichteten Geleit und seiner konventionellen Grundlage wurde schon gesprochen. Wir wissen aber aus Raimbauts Briefen an Bonifaz, daſs er tatsächlich nicht gern das Kreuz genommen hat. Daraus erklärt sich die mangelnde Wärme des Gedichts. Als Hofdichter des Markgrafen von Monferrat muſste er natürlich zum Zug unter seiner Anführung auffordern. Aber Feuer und Anteilnahme lassen sich nicht erzwingen, und es ist zweifelhaft, ob Raimbaut mit diesem begeisterungsarmen Liede irgend jemand zu dem Unternehmen hingerissen hat.

Von den vielen Versen und Kanzonen zu Bonifaz' Ruhme ist uns, wie schon erwähnt, nichts erhalten. Nur im Liede Nr. 24 „No m'agrad iverns ni pascors“ ist noch vom Markgrafen in drei Strophen die Rede. Sie sprechen von getanen und noch zu tuenden Heldentaten, die denen der alten Volkshelden nicht im mindesten nachstehen. In der Schluſsstrophe werden die falschen Pilger verwünscht, die den Kreuzfahrern nicht zuhilfe kommen. — Auch in diesen Strophen wird man vergebens nach einem tiefen religiösen Gefühl suchen, was hier bei der Wärme der vorausgehenden Strophen besonders auffällt. In dem andern Kreuzzugslied war noch von Gott die Rede. Hier ist das ganze Unternehmen nur noch ein feudales, ritterliches, ein Kriegszug wie andere auch. Bei den Provenzalen fehlen überhaupt die tief empfundenen Klänge, die uns aus den Kreuzzugsliedern der Deutschen, etwa Hartmanns oder Walthers, entgegentönen. Aber selbst innerhalb der provenzalischen Kreuzzugsdichtungen wirken Raimbauts Gedichte frostig.

2. Tenzonen. Die bekannte Tenzone Raimbauts mit dem Markgrafen Albert von Malaspina ist so ausgiebig in seiner Lebensbeschreibung herangezogen, daſs sich ein weiteres Eingehen auf den Inhalt an dieser Stelle erübrigt. Es ist nicht zu leugnen, daſs

---

[1] Vgl. die Literatur über diese Frage bei Zenker, a. a. O. Die neuerliche Untersuchung über dieses Gedicht, die den Adressaten wohl endgültig bestimmt, lag mir leider nicht mehr vor.

im allgemeinen des Markgrafen Ausfälle witziger sind als Raimbauts Antworten, die zum Schlufs, als ob er nichts mehr zu sagen wüfste, in heftigen Schimpfworten ausklingen: il vos clamen lo marques putanier Desheretat, desleial, ses fiansa! Ob man Jeanroy beistimmen mufs, wenn er gerade mit Bezugnahme auf die vorliegende Tenzone sagt: „Il n'en reste pas moins vrai que le fait seul de poser une question dans une forme poétique ou d'accepter cette forme pour y repondre prouve qu'il n'y a pas entre les interlocuteurs de véritable hostilité?"

Die ganz entgegengesetzte Ansicht von Balaguer, die Tenzone verrate eine solche Feindschaft, dafs sie sicher nicht von Albert selbst herrühre, sondern von einem seiner Feinde unter die Zahl seiner Gedichte eingeschmuggelt worden sei, halte ich allerdings für noch weniger begründet. Man sagte sich gegenseitig die schönsten Liebenswürdigkeiten und konnte deshalb doch wieder Freund werden und umgekehrt, wie etwa bei Raimbaut seine mit G. v. Baus gewechselte Cobla zeigt. Jeanroys Anschauung hängt aufs engste zusammen mit seiner Grundauffassung von der Entstehung der Tenzone. Er glaubt, dafs sie in diesem Zeitpunkt gar keinen, in der Folge nur selten satirischen Charakter getragen habe. Abseits der Cobla sei sie aus mündlicher Rede und Gegenrede entstanden. Aber warum diese scharfe Trennung? Welcher Unterschied etwa zwischen „Ara·m digatz, Raimbaut" und der Cobla „Tuit me, pregon, Engles?" (für den Inhalt siehe Lebensbeschreibung) als in der Länge? Diesen beiden satirischen Dichtungsarten steht das Partimen oder joc partit gegenüber, das auch aus mündlicher Rede und Gegenrede entstanden ist, aber keinen persönlichen Charakter trägt, sondern allgemeine Fragen beantwortet.

Wir besitzen sicher zwei Partimen von Raimbaut, das erste ist die Auseinandersetzung mit dem Senher Coine bzw. Conon de Béthune, ob Reden oder Schweigen in der Liebe besser sei: Raimbaut tritt für das Schweigen ein, Conon für das Reden.[1]

Das zweite ist eine ebenfalls von Raimbaut aufgeworfene Streitfrage, die er an Aymar von Poitou und Perdigo richtet: Senher n'Aymar, chausetz de tres baros. Der eine dieser drei Barone ist freigebig und lustig und hochfahrend, der andere klug und ein guter Grundherr, dabei, wenn auch längst nicht wie der erste, freigebig, der dritte tüchtig in seinem Benehmen und erprobt im Kampfe. Es entscheidet sich Aymar für den zweiten — den Grundherrn, Perdigo für den ersten — den freigebigen Verschwender und Raimbaut für den dritten — den Ritter. Jede Wahl ist für den betreffenden Teilnehmer bezeichnend.

[1] Die von Bartholomais geäufserte Ansicht (De Rambaut etc. S. 49), Raimbaut habe in „seinem braven Provenzalisch, Conon in seinem braven Französisch geschrieben", wird neuerdings aufgegriffen durch Schultz-Gora, der Zt. 1921, S. 703 ff. den Text derart gibt, dafs die Strophen des Conon in Altfranzösisch, die Raimbauts in Provenzalisch gegeben werden.

Von den übrigen ihm vielleicht gehörenden Partimen ist im Kapitel „Überlieferung seiner Dichtung"[1] genug gesagt.

Es bleibt noch das Rätsellied „Los frevols venson lo plus fort" zu erwähnen, das, wie viele dieser Gattung, ein Rätsel ist. Es bewegt sich nur in Antithesen, ohne daſs man den Zweck der Übung einsähe — wenn es nicht ein Spiel ist, das zeigen soll, wieviel Worte man um nichts herum machen kann.

Unter Raimbauts didaktischen Dichtungen sind die künstlerisch besten vielleicht die Tenzone mit Albert von Malaspina und die mit Wilhelm von Baus gewechselte Cobla. In dem moralischen Sirventes „Ja hom pres" bleibt er matt und farblos. An die herbe Dichtung, in der Peire Cardenal seiner Zeit einen Spiegel vorhält, reicht er nicht entfernt heran, wie auch die beiden persönlichen Auseinandersetzungen mit Albert und Guillaume v. B. hinter manchen andern, z. B. den Spottliedern, in denen Peire d'Alvernhe und der Mönch von Montaudon über ihre Berufsgenossen Gericht halten, an Geist und Erfindungsgabe zurückstehen.

Bei den politischen Sirventesen denkt man unwillkürlich an den Meister dieser Dichtungsart, Bertran von Born, der ja auch unzweifelhaft das Vorbild für seine Nachfolger war. Mit seiner Glut des Hassens lassen sich Raimbauts Kampflieder nicht messen, namentlich nicht „Del rei d'Aragon cossir", wenn dieses auch geschickt anhebt mit dem Gegenteil des zu Sagenden: Dem allgemeinen Lob des Königs, den sein Tadel treffen soll. Auffallend bleibt, wie erwähnt, daſs kein derartiges Lied, das Bonifaz' Kämpfe zum Gegenstand hat, erhalten ist. Man könnte vermuten, daſs sie, als von geringem Interesse für die südfranzösischen Schreiber, nicht in die Sammlung aufgenommen wurden. Aber es gab ja auch italienische?

Die theoretischen Streitfragen der „joc partit" halten sich ganz im Rahmen des Herkömmlichen und zwar auf einer mittleren Linie. Gerade diese Dichtungsart zeigt den intellektuellen Einschlag der provenzalischen Lyrik und ihren Gesellschaftscharakter am deutlichsten, deren Sitten sie blitzartig beleuchten. — — —

KLARA M. FASSBINDER.

---

[1] S. 170.

Romanische und mittellateinische Formen in der Metrik von Minnesangs Frühling.

Das von Germanisten schon früh formulierte und behandelte Problem der Beziehungen zwischen deutscher und westlicher Lyrik des 12. Jahrhunderts hat vor kurzem eine gewisse Aktualität genommen durch die Abhandlung von Hennig Brinkmann, *Entstehungsgeschichte des Minnesangs* (Halle 1926), worin der Verfasser, wie für die romanische so auch die deutsche Lyrik des Mittelalters ausschliefslich die mittellateinische Literatur, bzw. Gedanken und Gefühlswelt als Quelle hinstellt. Die erste Antwort auf die neugestaltete Frage gab ungefähr gleichzeitig, freilich ohne Bezug auf H. Brinkmann nehmen zu können, Friedrich Gennrich in einem verdienstvollen Aufsatz: Der deutsche Minnesang in seinem Verhältnis zur Troubadour- und Trouvère-Kunst (*Zeitschrift für deutsche Bildung* II [1926], S. 536 und 622), inhaltlich im wesentlichen identisch mit einer 1924 in der *Zeitschrift für Musikwissenschaft* (VII, S. 65) erschienenen Abhandlung. Über die Evidenz und Tragweite der zwar nicht überall neuen, aber auf kleinem Gebiete erschöpfenden und glücklich formulierten Feststellungen F. Gennrichs mag sich der Leser, am besten nach vorhergehender Lektüre des Brinkmann'schen Werkchens, selbst ein Urteil bilden. — Das Folgende dient dem Versuche, auf vertiefter und erweiterter Grundlage zur Lösung der Frage einiges beizutragen.

I. Zur Rhythmik.

Bekanntlich wird die Struktur des romanischen Verses festgelegt durch die Silbenzahl, die des mittelhochdeutschen durch die Zahl der Hebungen, wobei durch willkürliche Anwendung des Auftaktes und Hinzufügung oder Weglassung von Senkungen die Silbenzahl Schwankungen erlitt. Die Schwierigkeit, zwischen so verschieden gestalteten Systemen Beziehungen herzustellen, wird beseitigt, sobald man die Musik zu Hilfe nimmt. Musikalisch betrachtet ist auch der romanische Vers an eine bestimmte Zahl von Hebungen, die mit der ersten Stelle im Takt identisch sind, gebunden. Falls und insoweit der romanische Vers seinen Sprechrhythmus hat, ist dieser dem musikalischen Rhythmus gleich — das wissen wir, seit F. Ludwigs bahnbrechende Forschungen das modale Interpretationsverfahren begründeten. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte

die gebräuchlichsten Versmafse der provenzalisch-altfranzösischen Lyrik:

1. der Fünfsilbner, musikalisch gegliedert im ersten (♩́♩ | ♩́♩ . . .) oder zweiten (♩́♪ | ♩́♪ . . .) Modus:

–́ ⏑ | –́ ⏑ | –́ oder ⏑́ – | ⏑́ – | ⏑́ (männlich) } Dreihebler
–́ ⏑ | –́ ⏑ | –́ ⏑ oder ⏑́ – | ⏑́ – | ⏑́ – (weiblich) }

Wenn die Melodie oder die Umgebung des weiblichen Fünfsilbners es fordert, steht (sehr oft) die Form

–́ ⏑ | –́ ⏑ | –́ | –́ (Vierhebler), z. B. lá flor én la pré — é;

2. der Sechsilbner, gleich einem Fünfsilbner mit Auftakt, also gleichfalls Dreihebler oder Vierhebler;

3. der Siebensilbner:

–́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ oder ⏑́ – ⏑́ – ⏑́ – ⏑́ (männlich) } Vierhebler;
–́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ oder ⏑́ – ⏑́ – ⏑́ – ⏑́ – (weiblich) }

4. der Achtsilbner, gleich einem Siebensilbner mit Auftakt, also Vierhebler;

5. der Zehnsilbner, meist gegliedert im dritten Modus (♩́♩♩ | ♩́♩♩):

–́ ⏑ – –́ ⏑ – –́ ⏑ – –́ (daktylischer Vierhebler),

seltener in einem zweiteiligen Modus mit Auftakt:

⏑ | –́ ⏑ | –́ ⏑ | –́ ⏑ | –́ ⏑ | –́ (Fünfhebler).

In Wirklichkeit sind diese Formen noch weniger zahlreich, indem männliche Verse durch ihre (musikalische) Pause am Zeilenschlufs mit den weiblichen identisch sind; ebenso decken sich öfters Sechs- bzw. Achtsilbner mit Fünf- bzw. Siebensilbner dadurch, dafs der Auftakt in die Schlufspause des vorigen Verses eintritt.

Weitaus die Mehrzahl der romanischen Verse hat also vier Hebungen, seltener sind Drei- und Fünfhebler, ganz selten Langverse (Elf- und Zwölfsilbner) mit sechs Hebungen.

Die so vom musikalischen Standpunkt aus gewonnenen Resultate hinsichtlich des rhythmischen Baues des romanischen Verses lassen sich nun aufs Genaueste anwenden auf die Metrik der mittelhochdeutschen Verse in der Lyrik des 12. Jahrhunderts; sie haben Geltung nicht nur für den Einzelvers, sondern auch für die Gesamtstatistik. Auch die meiner Ansicht nach unwichtige alte Streitfrage, ob es in in ältester Zeit nur Vierhebler oder auch weibliche Dreihebler gab, findet eine neue Beleuchtung durch die Möglichkeit, solche Verse, genau wie den romanischen weiblichen Fünfsilbner, je nach Umständen mit drei oder mit vier Hebungen auszustatten. Auch die Vagantenzeile (um hier einen Seitenblick auf das Mittellateinische zu werfen) bestand musikalisch-rhythmisch betrachtet aus zwei gleichen Hälften mit je vier Hebungen. Schon Karl Bartsch

machte, ohne von der Moduslehre eine Ahnung zu haben, aus seinem untrüglichen Gefühl für rhythmische Verhältnisse heraus, auf die Gleichung *méa méns elá — tá = tróstent íuch der súmerzît* aufmerksam.

Diese rhythmischen Gesetze, für den romanischen Vers erst seit kurzem von der Musikforschung aus gewonnenen, sind für den germanischen, sprachlich so scharf rhythmisierten Vers, schon seit langem erkannt und bekannt. Die Frage nach der musikalischen Struktur des mhd. Verses ist für den nicht voreingenommenen Beobachter a priori eigentlich überflüssig. Ja, man könnte die kühne Behauptung wagen: wären die Grundgesetze der Moduslehre nicht von Musikwissenschaftlern für den romanischen Vers archivalisch gefunden worden, so hätte man sie für den germanischen Vers aus dessen Metrik ableiten können.

Wie verhält sich aber dem gegenüber die Wirklichkeit? — Die spärlichen Melodien, die uns aus der Frühzeit überliefert sind — eine Spervogelweise der Jenaer Handschrift und einige Lieder Walthers — boten weder geeignetes noch hinreichendes Material, um von ihnen aus eine Theorie aufzustellen. Und so schlug man denn, auf Grund von Mutmaſsungen, verschiedene Wege, Irrwege ein — von der freien, eine feste Rhythmik verwerfenden plain-chant-Theorie bis zu dem in den Textverhältnissen nicht begründeten Vierhebigkeitsdogma Riemanns. Demgenüber erhob schon J.-B. Beck 1908 die Forderung, das von ihm zwar nicht begründete (wie er mit Pathos behauptete) aber zuerst breit formulierte modale Interpretationsverfahren sei auch für die mittelhochdeutsche Lyrik anzuerkennen, eine Forderung, die 1913 H. Rietsch, mit gewissen Modifikationen, in einer Übertragung alter Noten zu erfüllen versuchte. Mit einer wohl durch den, zu einer Polemik weniger geeigneten Ort seiner Äuſserung (Adlers *Handbuch der Musikgeschichte* S. 172 ff.) veranlaſsten, fast zu vornehmen Zurückhaltung spricht über die Frage derjenige, der darüber wohl das kompetenteste Urteil haben dürfte, Friedrich Ludwig. Aber wir glauben mit der Annahme nicht zu irren, daſs seine Anschauungen sich ungefähr mit denen decken, die F. Gennrich in den oben genannten Publikationen mit erfreulicher Entschiedenheit aussprach.

Das Material, wodurch F. Gennrich die Richtigkeit der oben im engen Anschluſs an den germanischen Vers erhobenen Forderungen überzeugend illustrierte, besteht in der Herausgabe verschiedener Lieder des frühen Minnesangs mit den Noten der romanischen Lieder, die ihnen, wie teils schon bekannt war, als Vorbilder gedient hatten. Die Beanstandungen J. Mosers (*Geschichte der deutschen Musik* I, 155), der, um eine der Melodien „einzudeutschen",[1] den (modalen)

[1] Eigenartig berührt auch die Behauptung H. J. Mosers, daktylisches Maſs, sowie drei- und fünfaktige Perioden der französischen modalen Weise verstieſsen gegen die deutsche Sprache und Versart, wo doch grade der Textrhythmus der deutschen Lieder entsprechenden melodischen Rhythmus notwendig verlangt.

Dreivierteltakt in den (von Riemann für alle mittelalterlichen Lieder postulierten) Viervierteltakt umsetzte, ohne zu berücksichtigen, dafs dadurch der Charakter der Melodie völlig entstellt wurde, gelang es F. Gennrich leicht zurückzuweisen. Aufschlufsreich ist ein Vergleich der Moser'schen Ausgabe des Liedes „Deich von der guoten schiet" von Friedrich von Husen (l. c. S. 155) und der von F. Gennrich (*Zts. f. d. Bild.* II, 627); man beachte wie dort durch gänzlich unbegründete Anwendung der Vierhebigkeit für die Doppelverse (Einteilung der Silben: Auftakt: eine Silbe, erster Takt: vier Silben, zweiter: zwei Silben, dritter: vier Silben, vierter: eine Silbe) die harmonische Übersichtlichkeit des provenzalischen Rhythmus sich in ein holpriges, dazu noch schwerer zu singendes Gebilde verwandelt. Noch bedenklicher wirkt H. J. Mosers Rhythmisierung des Spervogel-Spruches (ib. S. 156) mit der taktischen Versteilung: Swer suochet | rat und | volget | des der habe | danc (fünf Takte). So der erste Vers; der zweite, der in allen Strophen rhythmisch dem ersten gleich ist, dagegen: Als (irrtümlich statt alse!) min ge- | selle | Spervogel | sanc (vier Takte). Ein weiterer erster Strophenvers: Waz frumt dem | rosse | daz es bî dem | fuoter stat (vier Takte). Eine solche Taktierung ist nicht nur musikalisch unerträglich, sondern trägt auch den rhythmischen Verhältnissen des Textes in keiner Weise Rechnung. Die einzige Möglichkeit, die gleiche Melodie allen Strophen unterzulegen besteht in einer den sechs Hebungen des Textes entsprechenden fest rhythmisierten Einteilung der musikalischen Zeile. Dann entsteht ein anderes, vielleicht einleuchtenderes Bild:

Swer | suóchet | rát und | vólget | dés der | hábe | dánk
— | Álse | mín ge- | sélle | spér- | vógel | sánk.

Und: Was | frómt dem | rósse | dáz es | bî dem | fúoter | stât.

Für Auftakte bietet die musikalische Pause am Ende des vorhergehenden Verses Raum; treffen durch Silbenmangel zwei Hebungen zusammen, so werden in dem ersten der beiden Takte alle Töne auf die eine Hebungssilbe gesungen.

Eine weitere, gleichfalls sehr aufschlufsreiche Möglichkeit, die beiden Methoden in ihren Erfolgen zu vergleichen, bietet die Untersuchung der beiden Übertragungen Walther'scher Lieder nach dem Münsterschen Fragmente (Moser S. 161, Gennrich S. 631). Auch hier tritt die Überlegenheit der modalen Interpretation klar zu Tage.

Dafs letztere überhaupt auf Sangweisen der mhd. Lyrik, mochten sie nun aus dem Auslande stammen oder von Deutschen komponiert sein, anwendbar ist, dürfte aus dem Bisherigen mit Sicherheit hervorgehen. Nun wirft sich die wichtige Frage auf: Von welchem Entwicklungspunkte an tritt die modale Rhythmik im frühen Minnesang auf? Ist sie in ihm überhaupt etwas Fremdes, Importiertes, vielleicht von etwa 1185 an, zugleich mit dem nun einsetzenden starken direkten Einflufs der romanischen Lyrik Wirkendes oder war sie mit dem deutschen Minnesang überhaupt von dessen Entstehen an

unzertrennlich verwachsen? — Wie aus obigen Ausführungen über den Zusammenhang zwischen metrischem und musikalischem Rhythmus hervorgeht, kommt für mich nur die zweite Antwort in Betracht. Einerseits fehlen alle Gegenbeweise, andererseits sprechen dafür alle sprachlichen Momente und die Wahrscheinlichkeit, daſs gerade die älteste Zeit ein einfaches, leicht zu handhabendes System benutzte. Was das Alter des Modus-Systems angeht, so steht fest, daſs es für die provenzalische Lyrik seit ihren Anfängen (1100) anzuwenden ist, ebenso ferner für die mittellateinische Lyrik nicht nur im 12. Jahrhundert, sondern wahrscheinlich schon früher. So trägt F. Ludwig kein Bedenken, den dem 11. Jahrh. angehörenden lateinisch-romanischen Sponsus im zweiten und dritten Modus zu transskribieren (Adler S. 140); das noch ältere Eulalia-Lied (lat. und franz.) war mit seinen daktylischen Langversen zweifellos im dritten Modus zu singen, wahrscheinlich alle Fünfzehnsilbner im ersten Modus. Wenn man nun bedenkt, daſs die lateinische Lyrik des Mittelalters nach Verfassern und Verbreitung international war (vgl. die Cambridger Lieder und die Carmina Burana), muſs man dasselbe von deren Melodien bzw. dem System, nach dem diese Melodien gebaut waren, annehmen.

So ist es vielleicht überhaupt nicht statthaft, von einer romanischen Musik und deren Invasion in dem deutschen Minnesang zu reden, wie F. Gennrich (S. 629 ff.) tut. Über das System, das vor Husen-Veldeke geherrscht habe, schweigt dieser Verfasser. Er weist nur auf den Gegensatz hin, der zwischen der etwa 1185 eindringenden höfischen Poesie „mit neuen jambischen, trochäischen,[1] daktylischen Rhythmen im Text“ und der älteren, „volkstümlichen“ Kunst, die weiterhin neben der höfischen Kunst einhergelaufen sei. Die literaturgeschichtliche Seite des Problems kann hier nicht erörtert werden; was die formale Seite angeht, so ist zu betonen, daſs die Neuerungen Husen's sich im Wesentlichen auf den Strophenbau, weniger auf den Rhythmus erstrecken. Wohl wurde letzterer regelmäſsiger und glatter, besonders durch Vermeidung des Zusammentreffens zweier Hebungen,[2] aber die anderen Freiheiten der germanischen Verstechnik, Auftakt und Zusatzsilben, blieben bestehen und wurden auch von Husen, Fenis etc. benutzt. Auch den Gegensatz, den F. Gennrich an derselben Stelle zwischen höfischer provenzalisierender Lyrik in Nordfrankreich und älteren „volkstümlichen“ Liedarten betont, muſs man sich hüten auf das Musikalische zu übertragen. — Bei dem spärlichen Textmaterial und dem gänzlichen Fehlen von Melodien lassen sich über die Sangweisen einer vielleicht vorhanden gewesenen primitiven Volkslyrik nur Hypothesen aufstellen. Wenn es Volkslieder gab, waren es wohl im Wesentlichen Tanzlieder und Arbeitslieder, zwei Gattungen, die sowohl ein einfaches als auch ein scharf und regelmäſsig rhythmisiertes System dringend verlangen.

[1] Die Ausdrücke „jambisch, trochäisch“ will F. G. wohl nur auf die Tonlänge bezogen wissen; er hätte sie besser vermieden.

[2] Worin Dietmar von Eist vorausgegangen war.

II. Zum Strophenbau.

Neben dem Inhalt ist es, wie schon erwähnt, hauptsächlich der Strophenbau, der direkte Beeinflussung einiger Minnesänger durch die Lyrik der westlichen Nachbarn evident macht. Eine neue Resultate anstrebende Untersuchung des in Betracht kommenden Materials wird also zunächst in einer Festlegung der Strophenformen von Minnesangs Frühling bestehen. Die auf den ersten Anschein trockenen Aufzählungen von Formenschemata, die ich gezwungen bin im Folgenden dem Leser vorzusetzen, geben in Wirklichkeit viel interessante Aufschlüsse sowohl über die formale Entwicklung der frühdeutschen Lyrik und ihre nationale Eigenart als auch die Bauprinzipien und Neuschöpfungen der einzelnen Persönlichkeiten. In dem engen Rahmen dieser Arbeit kann nicht alles Wichtige besprochen werden; wir werden uns auf Herausstellung des Typischen und Heranziehung der gleichzeitigen und älteren Erscheinungen in französisch-provenzalischen und der mittellateinischen Lyrik beschränken. Als Sammlung der provenzalischen Strophenformen ist heute noch, trotz der vielen Mängel im einzelnen, unentbehrlich die alphabetisch geordnete Aufzählung in dem Anhange von F. W. Maus, Peire Cardenals Strophenbau (Marburg 1881). Für die altfranzösische und mittellateinische Lyrik benutzte ich eigene Sammlungen.

Da hier mittelhochdeutsche Strophenformen mit romanischen verglichen werden sollen, gilt es zunächst, eine Bezeichnungsweise zu finden, die für beide Literaturen brauchbar ist. Erschöpfende Mitteilungen über den Bau einer provenzalischen Strophe gibt die seit langem übliche Abkürzungsart: $\underset{10}{a}\ \underset{10}{b}\smile$ etc., wobei gleiche Buchstaben gleichen Reim, die untenstehende Zahl die Silbenzahl und $\smile$ weibliche Versendung bezeichnet. Auch für das Mittellateinische genügt hier diese Bezeichnung, denn die Fälle, in denen rhythmische Besonderheiten genauere Angaben ratsam machen, kommen hier nicht in Betracht. Da nun für die Länge des mhd. Verses nicht die Silben- sondern die Hebungszahl maſsgebend ist, möge hier eine über den Reimbuchstaben gesetzte Zahl die Hebungen angeben ($\overset{4}{a}\ \overset{4}{b}$); liegt daktylischer Rhythmus vor (romanische Zehnsilbner), wird der Buchstabe unterstrichen ($\overset{4}{\underline{a}}\ \overset{4}{\underline{b}}$). In den verhältnismäſsig seltenen Fällen, daſs weibliche Endsilben mit Sicherheit stark zu akzentuieren sind (z. B. 8. 10 níwet wéckén) werden solche Verse als männliche ($\overset{3}{a}$) aufgeführt.[1] Zugrunde gelegt wurde unsern Aufstellungen die letzte Auflage von Minnesangs Frühling (besorgt von F. Vogt, 1923).

---

[1] Musikalisch sind (s. oben S. 192) weibliche Verse auf der weiblichen Silbe oft betont.

A. Die anonymen Stücke (3. 1—6. 31).

1.	3. 1	Dû bist mîn	ist wohl nicht als Lied aufzufassen
2.	3. 7 (= 3. 12)	Waer diu werlt	4 4 3 4 3 a a b ◡ n b ◡ (2 Str.).
3.	3. 17	Mich dunket	3 3 3 3 3 3 3 3 4 n ◡ a n ◡ a n n ◡ b n ◡ b (1 Str.)
4.	4. 1	Diu linde ist	3 4 3 4 n ◡ a n ◡ a (4 Str.)
	4. 17—6. 4 s. unter H.		
5.	6. 5	Mir hât ein ritter	4 a b a b c c d n d (1 Str.)
6.	6. 14	Der walt	4 a b a b c c (3 Str.)

B. Der von Kürenberg.

1.	7. 1	Vil lieber friunde	4 3 4-3 4 4 3 4 4 n a n a n n b n b (2 Str.)
2.	7. 19	Leit machet sorge	4 3 4 3 4 3 4 4 n a n a n b n b (12 Str.)

C. Meinloh von Sevelingen.

1.	11. 1	Dô ich dich	4 n a n a n b n b n c n n c (9 Str.)
2.	14. 14	Drî tugende	4 n a n a n b n b n c n c (2 Str.)
3.	16. 1	Vil schoene	4 n a n a n b n b n c n c n d n n d (1 Str.)

D. Der Burcgrave von Regensburc.

1.	16. 1	Ich bin mit rehter	4 n a n a b n b (2 Str.)
2.	16. 15	Ich lac den winter	3 4 3 4 3 4 5 5 n ◡ a n ◡ a n ◡ b n ◡ b (2 Str.)

E. Der Burcgrave von Rietenburc.

1.	18. 1	Nû endarf mir	4 a ◡ b ◡ a ◡ b c c d d (2 Str.)
2.	18. 17	Diu nahtegal	4 a ◡ a ◡ b ◡ b c c d d (1 Str.)
3.	18. 25	Ich hôrte wîlent	4 a ◡ b a ◡ b b a ◡ a ◡ c c c (1 Str.)
4.	19. 7	Sît sich verwandelt	4 4 4 4 3 3 4 4 3 3 a b a b c c d d e e (1 Str.)
5.	19. 17	Sît sie wil versuochen	4 a(◡)b a(◡)b c c d d e e (2 Str.)

F. Spervogel.

1.	20. 1	Swer in fremeden	6 6 4 4 4 3 4 3 a a b b n c ◡ n c ◡ (23 Str.)
2.	25. 13	Ich sage iu	4 4 4 4 4 4 5 a a b b c ◡ n c ◡ (28 Str.)
3.	30. 34	Güsse schadet	4 4 4 4 4 3 4 3 a ◡ a ◡ b ◡ b ◡ n c ◡ n c ◡ (1 Str.)

Zu A—F.

Was die Rhythmik der hier zusammengefafsten, teils unsicher überlieferten, noch unsicherer datierbaren Stücke angeht, so lassen sich deutlich zwei Gruppen unterscheiden. In der ersten, die A 3. 4, B 1. 2 und C 1. 2. 3 umfafst, sind weibliche Versenden sicher oder wahrscheinlich — der geringe Umfang der Stücke macht oft eine Entscheidung schwer — textlich und musikalisch als volle Hebungen aufzufassen; in der andern, alle übrigen Stücke umfassenden, sind sie aus der konsequent durchgeführten Struktur der Strophe als ausgesprochene metrische Senkungen zu erkennen; musikalisch können sie auch hier (wie wahrscheinlich z. B. in D 2) den betonten Taktteil ausfüllen. Verse von verschiedener Hebungszahl, die vielleicht schon eine zweite Stufe der Entwicklung darstellen, finden sich in B 1. 2; D 2; E 4 und F 1. 2. 3. Die frühe Existenz von Fünfheblern bezeugt das älteste Spervogellied (F 2, vielleicht von einem Herger verfafst). Keineswegs sind die Gruppen na u. ä. als Langverse aufzufassen, und ihr Druck in einer Zeile bedeutet in den letzten Auflagen von M F einen bedauerlichen Rückschritt (vgl. besonders A 4 und D 2).

Eine für diese frühe Zeit überraschende Entwicklungshöhe und Einheitlichkeit zeigt der Strophenbau. In A 3. 5. 6; B 1. 2; C 1—3; D 1. 2; E 1—5 evident, wahrscheinlich auch in F 1—3) finden wir ausgesprochenen Kanzonenbau (Stollen + Stollen + Abgesang). Wenn wir hier eine Brücke zur romanischen Lyrik schlagen wollen, so müssen wir, weil im Mhd. dies Prinzip so früh, so fertig und allgemein auftritt, in eine frühe Zeit der provenzalischen Lyrik hinaufgreifen; nun ist zu betonen, dafs bei Guillem IX, Marcabru und Cercamon der Kanzonenbau geradezu selten ist und erst durch Jaufre Rudel und Bernart de Ventadorn allmählich zu seiner späteren herrschenden Stellung erhoben wird — wobei nicht zu übersehen ist, dafs musikalisch auch für (textliche) Kanzonen oft eine ganz freie Gliederung vorliegt. Für einen Teil dieser deutschen Stücke, und zwar gerade die ältesten, liegen andere Einflüsse vor, die wohl im älteren Epos zu suchen sind.

Nun zum Einzelnen.

3. 7 und 3. 12 sind „Beispielstrophen“ zu Stücken der Carmina Burana (Nr. 108 und 137 der Ausgabe Schmeller), die mit ihren metrischen Freiheiten (Auftakt, Zusatzsilben) ebenfalls den germanischen Verfasser verraten. Die Form der lateinischen Strophen ist, genau entsprechend,

$$a_7\, a_7\, b_5\smile\ \ n_7\, b_5\smile,$$

wobei gelegentlich n = a ist. Obwohl der Komplex der deutschen Stücke in den Carmina Burana eine gesonderte Behandlung verlangt und 3. 7 und 3. 12 vielleicht in eine viel spätere Zeit gehören, dürfte es sich lohnen, über den Typ, soweit er in der romanischen Literatur auftritt, einige Mitteilungen zu machen. Das verbreitetere

und ältere romanische Normalschema mit der Form a a a b a b findet sich zuerst bei Guillem IX:

Un vers farai (ed. Janroy Nr. V): $a_8 a\; a b_4 n b_4$;

damit sicher auf eine Stufe zu stellen ist Abälard:

Universum conditor (Dreves, Analecta hymnica 48, 144: $a_8 a\; b_{12} b_{12}$,

vielleicht auch Abälard:

Christiani plaudite (ib. S. 179): $a_7 B_7\; \widetilde{a_5 c}\, \widetilde{a_5 c}$.

Falls, wie anzunehmen ist (die Melodien sind leider nicht erhalten), diesen Formen der musikalische Bau $\alpha\alpha\ \beta\beta$ entspricht, — und in diesem Falle ist „Christiani" zugleich als Vorläufer des Rondeaus von großer Bedeutung — sind dieselben als Miniatursequenzen aufzufassen und zugleich für die Erklärung des Entstehens der Kanzonenform aus dem Sequenzenprinzip wichtig. Schon Marcabru hat 1135, sieben Jahre vor Abälards Tode, die gekürzte Form

$a_8 a\; b_8 a b$

in dem Liede „Assatz m'es bel" (ed. Dejeanne 1909, Nr. 8) angewandt. Im Mittellatein ist diese Form selten (vgl. noch C. Bur 119, eine Pastorelle mit dem regelmäßigen Bau

$a_7 a\; b_5\smile a b_6\smile$);

die vier weiteren provenzalischen Fälle s. bei Maus Nr. 105; im Altfranzösischen haben wir nur die Pastorelle Raynaud[1] 1257 mit dem Bau

$a_8 a\; b_6\smile a b\smile$.

Der melodische Aufbau dieses Stückes, des einzigen mit Melodie überlieferten: $\alpha\alpha\ \beta\gamma\delta$ zeigt, daß wir hier eine Urform der Kanzone vor uns haben. Diese Kanzone mit Stollen von je einem Verse, die später von dem ebenso alten Normaltyp mit zweiversigen Stollen fast völlig verdrängt wurde, hat im Altfranzösischen ihre eigene Geschichte, auf die ich anderswo eingehen werde. Ob allerdings diese Formen mit A 2 zusammengehören, oder ob hier Einflüsse des älteren Epos vorliegen, mögen bessere Kenner der der alten deutschen Metrik entscheiden.

A 4 hat, wenn wir nach Beziehungen suchen, sicher nichts mit der Hymnenstrophe zu tun; eher möchte man die „Fünfzehnsilbner"-Strophe mit reimlosem erstem Glied heranziehen.

A 5 ist eine Verfeinerung von A 3 (vielleicht B 1, der „Kürnbergerweise" zugehörig).

A 6. Zur Form des vielleicht nicht in die älteste Zeit gehörenden Liedes vgl. Marcabru: Contra l'ivern (ed. Dejeanne Nr. 14):

$7\; a\smile b\, a\smile b\; c\, c\smile$.

---

1 Die altfr. Stücke werden nach Raynaud, *Bibliographie des chansonniers frs.*, Bd. II (Paris 1884) zitiert.

B 2. Dieses unter dem Namen Nibelungenstrophe bekannte Gebilde läſst sich nicht mit der zuerst bei Abälard („Lucerna posita“ Dreves 48. 214)[1] und Marcabru (Dejeanne Nr. 11) vertretenen achtversigen Kanzonenform (a b a b c d c d) in Verbindung bringen. Die Verlängerung des letzten Gliedes, bzw. der letzten Glieder, die der Nibelungenstrophe (wie auch den Formen A 3, B 1, D 2, F 2) ein scharf charakteristisches Gepräge gibt und im späteren Minnesang so beliebt ist, muſs als deutsche Sondererscheinung betrachtet werden. Es gibt zwar parallele Formen in den romanischen Literaturen und im Mittellatein, aber diese sind vereinzelt, jung und untypisch. Die Fälle in den Carm. Bur.

(Nr. 107: $a_5 \smile b_5\ a \smile b\ \ c_7\ c_{11}$,

„ 124: $a_5\, b_5 \smile\ a\, b \smile\ b_{11} \smile b_9 \smile$,

„ 135: $a_8 \smile a \smile b_7\ c_8 \smile c \smile d_7\ e_8 \smile e \smile d_{11}$,

CCI: $a_5 \smile b_{10}\ a \smile\ b \smile c_{11}\ c_7\ c_{11}$)

dürften, wie so vieles in den C. Bur., eher auf Beeinflussung der Verfasser durch mhd. Metrik zurückgehen: CCI ist gegen 1230 von einem Deutschen geschrieben, hinter 107, 124 und 135 stehen deutsche „Beispielstrophen“ mit rhythmisch gleichem Bau und bei 135 a interessanten Unterschieden in Einzelheiten.

C 1—4. Die viergliedrigen Stollenglieder sind, wenn auch im Provenzalischen seit Bernart von Ventadorn (ed. Appel Nr. 25,

Lancan vei la ... $a_5 \smile b_6\ a \smile b\ \ a \smile b\ a \smile b\ \ a \smile b\ a \smile b$,

musikalisch: $\alpha\,\beta\,\gamma\,\delta\ \ \alpha\,\beta\,\gamma\,\delta\ \ \varepsilon\,\beta'\,\gamma'\,\delta'$) vertreten, sicher eine Erfindung des deutschen Dichters, und wurden bekanntlich bei den Späteren sehr gern angewandt. Die mittellateinischen Beispiele aus der conductus-Lyrik sind viel zu jung, um hier herangezogen zu werden.

D 1 hat überall Auftakt, so daſs man für die mit einer Ausnahme männlichen Vierhebler den lateinisch-romanischen Achtsilbner einsetzen kann. Der Strophenbau entspricht dem des Liedes Marcabrus: Pois l'inverns (Deljeanne 39): 8 a b a b c d c (ohne Mel. erhalten).[2]

In D 2 fällt die sorgsame Beachtung der weiblichen Endung an gleichen Strophenstellen auf. Zum Bau vgl. Bernart von Ventadorn:

Ja mos chantars (Appel 22): $a_8\, b_8\, c_8\, b\ \ d_8 \smile d \smile e_{10}\, e$.

E. Der Burggraf von Rietenburg ist sicher jünger als alle andern Dichter dieser Gruppe. Er ist einer der sehr wenigen mhd. Dichter, die reimlose Verse völlig vermeiden. Eine weitere Neuerung

---

[1] Vgl. auch Hilarius (Abälard-Schüler): *O Superba, nec superba* éd. Champollion-Figeac 1836, S. 10.

[2] Vgl. C. Bur. 165 u. 165 a.

ist die Verwendung von Stollenreimen im Abgesang in E 3, das ganz nach direkter Beeinflussung durch Romanen aussieht. Genau entsprechende Beispiele sind nicht vorhanden; vgl. jedoch das schöne Lied des Châtelain de Couci R 634: 7 a b a b b a a c ⌣ c ⌣ (mit Mel. erhalten). — Das Formprinzip im Abgesang von E 1. 2. 4. 5 ist von den ältesten Provenzalen (vor B. de Ventadorn) nicht angewandt worden; es gelangte allerdings später bei Provenzalen und besonders den Arraser Jeu-parti-Dichtern zu aufserordentlicher Beliebtheit. Auch in der Scholarenlyrik ist es vertreten; vgl. C. Bur. 175, 190, CXCII, alles Stücke deutscher Herkunft, wie aus ihrer Rhythmik hervorgeht. Sonstige Beispiele aus der ml. Liebes- und Konduktuslyrik sind mir nicht bekannt. Vgl. ferner unten P 5.

F. Wenn die Ansicht der Germanisten, die für die Spervogellieder verschiedene Verfasser annehmen, richtig ist, so haben die Schreiber bzw. Herausgeber, die einen Dichter ihnen zugrunde legen, eine starke Stütze in dem Strophenbau dieser Stücke. Das Hymnenbau-Prinzip a a b b findet sich im gesamten M. Fr. aufser in den Spervogel-Liedern nur noch in der (von früheren Herausgebern korrigierten) Strophe E 2 im Aufgesang.

G. Dietmar von Eist.

1. 31. 1	Waz ist für daz trûren	$n^{4}a^{4}n^{4}a^{4}\ \ b^{4}b^{4}c^{2}\smile c^{6}\smile$	(3 Str.)
2. 32. 13	Seneder friundinne	$n^{4}a^{3}\smile n^{4}a^{3}\smile\ \ b^{4}b^{4}c^{5}c^{5}$	(3 Str.)
3. 33. 15	Ahî nu kumet	4 n a n a n b n b	(5 Str.)
4. 34. 19	Gedanke die sint	$a^{4}b^{5}\smile a^{4}b^{5}\smile\ \ c^{4}d^{4}c\,d\ \ e^{4}n^{4}e^{4}$	(3 Str.)
5. 35. 16	Der winter waere	4 a b a b c d c d	(3 Str.)
6. 36. 5	Diu werlt noch	$a^{4}b^{3}\smile a^{4}b^{3}\smile\ \ c^{4}c^{4}d^{4}n^{4}d^{4}$	(2 Str.)
7. 36. 23	Sô wol mich	$a^{4}b^{4}a^{4}b^{4}\ \ c^{4}n^{4}c^{4}n^{4}d^{3}\smile n^{4}d^{3}\smile$	(1 Str.)
8. 36. 34	Frouwe mînes	$a^{4}\smile b^{4}a^{4}\smile b^{4}\ \ c^{5}n^{4}\smile c^{5}$	(1 Str.)

9. 37. 4—37. 29: Zwei Stücke in Blankversen, ohne Strophenbau und wohl ohne Melodie.

10. 37. 30	Sich hat verwandelôt	$n^{4}a^{4}\smile n\,a\smile\ \ b^{4}b^{6}c^{4}n^{4}c^{4}$	(4 Str.)
11. 38. 32	Nu ist ez	$\underbrace{n^{4}a^{3}}\underbrace{n^{4}a^{4}}\ \ b^{4}b^{4}\underbrace{n^{4}c^{3}}D^{4}c^{4}$	(3 Str.)
12. 39. 18	Slâfest du	$a^{3}\smile a^{4}\smile b^{4}b^{5}$	(3 Str.)
13. 39. 30	Urlop hât	$a^{4}b^{3}\smile a^{4}b^{3}\smile\ \ c^{4}c^{4}d^{4}d^{4}$	(3 Str.)
14. 40. 19	Wart âne wandel	$a^{4}a^{4}b^{3}\smile\ \ c^{4}c^{4}b^{3}\smile\ \ d^{4}\underbrace{n^{4}d^{3}}$	(3 Str.)

Die unter dem Namen *Dietmar von Eist* in M. Fr. vereinigten Stücke verkörpern eine sehr alte, aber nicht die älteste Stufe mittelhochdeutscher Strophenlyrik. Fälle, in denen der Strophenbau metrische Betonung der weiblichen Endsilbe verlangt, sind nicht vorhanden. Wohl findet sich, wie auch in frühen altfranzösischen Liedern, gelegentlich Ersatz männlicher Endung durch weibliche, aber die Struktur der Strophe und die Hebungszahl der Verse ist eindeutig klar. Nur bei der Strophe Nr. 8 bleibt es unserm rhythmischen Gefühl überlassen, ob wir für c Vierhebler mit zweisilbigem Auftakt oder Fünfhebler ansetzen wollen. Die Singweise, deren Fehlen wir bei den Liedern Dietmars besonders schmerzlich vermissen, würde hier sicher Aufklärung bringen.

Bahnbrechend wirkte Dietmar besonders durch die Anwendung neuer Versgruppen. — Für die Entstehung der Gruppe $\overset{4}{\text{n}}\ \overset{3}{\text{a}}\smile$, bzw. $\overset{4}{\text{a}}\ \overset{3}{\text{b}}\smile$ brauchen wir nicht auf die „Vagantenzeile“ zurückzugreifen. Die Ableitung aus der Kürenbergerschen Gruppe $\overset{4}{\text{n}}\ \overset{3}{\text{a}}$ ist viel plausibler. Eher könnte man für die Gruppe $\overset{4}{\text{a}}\smile\overset{4}{\text{b}}$ in Nr. 8 den alten lateinischen Fünfzehnsilbner heranziehen. Eigene Erfindung Dietmars ist die Gruppe $\overset{4}{\text{a}}\ \overset{5}{\text{b}}\smile$ in Nr. 4, die weder bei den früheren Provenzalen noch in der mittellateinischen Lyrik auftritt; das alleinstehende „Salve pater“ (Dreves XXI Nr. 2)[1] mit dem Bau $\underset{7}{\text{a}}\ \underset{9}{\text{b}}\ \underset{7}{\text{a}}\ \underset{9}{\text{b}}\ \underset{7}{\text{a}}\ \underset{9}{\text{b}}\ \underset{7}{\text{a}}\ \underset{9}{\text{b}}$, erhalten in mehreren deutschen Handschriften des 14. und 15. Jahrh.'s, dürfte eher aus deutschen Einflüssen zu erklären sein. Dagegen ist die Stollengruppe in Nr. 14, $\overset{4}{\text{a}}\ \overset{4}{\text{a}}\ \overset{3}{\text{b}}\smile$, zweifellos aus dem Lateinischen entlehnt worden. Als ältere Beispiele mit entsprechender Silbenlänge seien hier genannt: Flore vernans (Dreves XX Nr. 154),[2] gebaubt $\underset{7}{\text{a}}\ \underset{7}{\text{a}}\ \underset{5}{\text{b}}$ . . ., und überliefert in einem codex des XII. Jahrh.'s (Paris. 3719), ferner Arundelsammlung (ed. W. Meyer 1908) Nr. 6, 13, 18, 25, 27. Aber auch hier ist Dietmar schöpferisch verfahren, indem er die Gruppe in den Stollengliedern verwandte, was im Mittellateinischen erst später nachzuweisen ist; vgl. z. B. den Conductus ad Bacularium: „Novus annus hodie“, ein Stück der vor 1222 entstandenen Narrenmesse von Sens[3] mit den Stollen $\underset{7}{\text{a}}\ \underset{7}{\text{a}}\ \underset{5}{\text{b}}\smile\ \ \underset{7}{\text{c}}\ \underset{7}{\text{c}}\ \underset{5}{\text{b}}\smile$, musikalisch $\alpha\,\alpha'\beta\ \ \alpha\,\alpha'\beta$ (s. H. Villetard, Office de Pierre de Corbeil 1907, S. 184). In allen vorher genannten Fällen handelt es sich um Gebilde ohne Kanzonenbau, eine Form, die

---

[1] Identisch mit ib. No. 4, was Dreves übersehen hat; wie mir Herr Professor Ludwig freundlichst mitteilt, ist das Stück eine späte deutsche Motette und aufser den zwei Hss. der Analecta h. auch noch in zwei weiteren deutschen Hss. des 14./15. Jahrhs. erhalten: in London Brit. Mus. Add. 24630 und Berlin mus. 40580.

[2] Identisch mit Clara sonent (Dreves XX, No. 127, = Str. II—V von Flore vernans), was von Dreves ebenfalls übersehen wurde.

[3] Steht auch Laurentianus (= Florenz, Bibl. Laur. pluteus 29, cod. 1) fol. 218.

im Altfranzösischen, sicher gleichfalls in Anlehnung an Lateinisches, Gautier von Coinci pflegte (R 851. 1831. 1644, alle mit gleichem Bau: $a_8\,a_8\,b_6\smile\;c_8\,c_8\,b_6\smile$).

G 1. Die in den Carm. Bur. (164) vor G 1 stehenden Strophen, die trotz der scheinbaren Unterschiede rhythmisch mit G 1 genau übereinstimmen, sind wohl älter als das deutsche Lied, sicher aber unabhängig von ihm entstanden. Sie sind schon wegen ihres Reihenliederbaues romanischer Herkunft dringend verdächtig (wie z. B. Arundelsammlung Nr. 17: Flos preclusus sub torpore seinen Bau offenbar von einem Liede Bernarts von Ventadorn — Appel Nr. 44 — übernommen hat). Typisch romanisch ist der Strophenabschlufs; man vergleiche mit dem Bau von C. Bur. 164:

$$a_7\,b_7\,a\,b\,a\,b\,C_4\,\|\,D_{11}$$

den von Rayn. 1900[1]:

$$a_7\,b_7\,a\,b\,a\,b\,a\,b\,c_4\,c_{11}.$$

Typisch mittellateinisch dagegen ist die Wiederholung eines gleichen, aber offenbar nicht vom Publikum, sondern nur dem Vorsänger gesungenen Verses unmittelbar vor dem Refrain.[2] — Interessant ist die Art, wie der deutsche Dichter — wenn überhaupt Nachahmung vorliegt — das Reihenlied zu einem Kanzonenlied umgebaut hat; die (nicht erhaltene) Melodie des Reihenliedes wies vielleicht, wie sehr oft in ähnlichen Fällen, schon Kanzonencharakter auf.

G 2. Ohne direkte Zusammenhänge annehmen zu wollen, möchte ich hinweisen auf den Bau von R 1969, gedichtet von Gautier de Dargies, einem Zeitgenossen des Gace Brûlé:

$$a_7\,b_7\smile\,a_7\,b_7\smile\;a_7\,a_7\,b_{10}\smile\,b_{10}\smile.$$

G 3. Hier haben wir die genau so bei Abälard zuerst vertretene (s. o. S. 200) Urform eines sehr beliebten Typs der regelmäfsigen achtversigen Kanzone.

G 5 zeigt die folgerichtige, im Mhd. sicher selbständig erfolgte Fortbildung der Form G 3. Im Provenzalischen hat den gleichen Bau das berühmte, auch im Altfranzösischen nachgesungene Lied Bernarts von Ventadorn: Quan vei la lauzeta mover. Man vgl. die Faksimilia der provenzalischen Handschriften in der klassischen Ausgabe von Appel (Tafeln 22 und 23), das der französischen Nachbildung in P. Meyer et G. Raynaud, Le Chansonnier de St. Germain-des-Prés; die transkribierte Musik aller Quellen gibt F. Gennrich in *Zts. für Musikwissenschaft* VII (1924) S. 68. Man kann dieser Melodie ohne weiteres den Dietmarschen Text unterlegen, um eine brauchbare, stilechte Singweise zu einem Stücke

---

1 S. Spanke, *Eine altfr. Liedersammlung*, Halle 1925, S. 69.

2 Vgl. C. Bur. 160, 181, 182; Dreves XX, 186. — Aber auch R 130.

unserer ältesten Minnesängergeneration zu erhalten. Übrigens bietet eine (späte) deutsche Melodie zur gleichen Strophenform die Mondsee-Handschrift, herausgegeben mit Noten von Mayer-Pietsch (S. 369): Ein czärtleich liepleich angesicht.

G 6. Vgl. oben A 3 und A 5.

G. 11. Die Anregung zu dem Binnenrefrain, der im Provenzalischen zuerst bei Marcabru auftritt, mag Dietmar der lateinischen liturgischen Poesie (Lieder in Mysterien) seiner Zeit verdanken.

G 12. Sicher, wie inhaltlich, so auch formal eine eigene Schöpfung des Dichters.

G 13. Wie im Kommentar von M. Fr. erwähnt wird, hat das Lied denselben Ton wie C. Bur. 123 a, eine deutsche Strophe hinter einer lyrischen Einlage des Weihnachtsspiels (S. 91). Wie zu erwarten war, entsprechen der Gruppe $\overset{4}{a}\,\overset{3}{b}\smile$ im Lateinischen $\underset{7}{a}\,\underset{5}{b}\smile$; doch G 13 paſst seiner Metrik nach so gut zu dem übrigen Schaffen Dietmars, daſs wir hier ebensowenig wie in den übrigen Stücken direkte Beziehungen anzunehmen haben.

G 14. Zum Bau der Stollen wurde schon das nötige gesagt; zum Bau der Gesamtstrophe vgl. die unnotiert erhaltene Pastorelle R 576:

$$\underset{7}{a}\,\underset{7}{a}\,\underset{5}{b}\smile\;\underset{7}{a}\,\underset{7}{a}\,\underset{5}{b}\smile\;\underset{7}{c}\,\underset{7}{c}\,\underset{4}{d}\,R.$$

Im allgemeinen macht, wie aus vorstehenden Einzelheiten hervorgeht, die Metrik Dietmans entschieden den Eindruck selbständigen Schaffens; sein Formenrepertoire ist so reichhaltig und so zielsicher angewandt, daſs, von ihm ausgehend, die Folgezeit der mhd. Metrik auch ohne direkte Anleihen beim Ausland eine glänzende Entwicklung hätte nehmen können.

H. Kaiser Heinrich.

1. 4. 17	Wol hoeher	$\overset{3}{a}\smile\overset{3}{b}\,a\smile b\quad\overset{3}{c}\smile\overset{3}{d}\,\overset{3}{n}\smile\overset{3}{c}\smile\overset{5}{d}$	(2 Str.)
2. 4. 35	Rîtest du	$\overset{3}{a}\smile\overset{3}{b}\,a\smile b\quad\overset{3}{n}\smile\overset{4}{c}\,\overset{3}{d}\smile\overset{3}{d}\smile\overset{4}{c}$	(2 Str.)
3. 5. 16	Ich grüeze	$\overset{5}{a}(\smile)\overset{5}{b}\,\overset{5}{a}(\smile)\overset{5}{b}\quad\overset{5}{c}(\smile)\overset{5}{c}(\smile)\overset{6}{c}(\smile)$ [?]	(4 Str.)

Die nach den in Abschnitt I entwickelten Grundsätzen klar ersichtliche und auch von Lachmann-Haupt erkannte Struktur dieser Stücke ist leider in den letzten Auflagen von M. Fr. durch neue Versteilung entstellt worden. Allerdings hat der hohe Sänger den Herausgebern die Arbeit nicht leicht gemacht: wohl hauptsächlich mit Rücksicht auf die holprige, unkonsequente Rhythmik hat man ihm früher die Lieder abgesprochen. Doch schon die Durchreimung der Stollenglieder verbietet m. E., sie in die allerälteste Zeit zu setzen. Die erwähnten Erscheinungen deuten eher auf mangelnde Technik als auf Primitivität.

H 1. Die Stellung des reimlosen Verses an dritter (oder in H 2 an erster) Stelle des fünfversigen Abgesangs erweckt auch für

den Strophenbau den Eindruck der Willkür und Unlogik. Zu den verlängerten Schlufsversen (auch in H 3) vgl. das zu B bemerkte.

H 3. Die Festlegung der Hebungszahl macht ernstliche Schwierigkeiten. Das Lied ist das einzige im gesamten M. Fr., das in der vorliegenden Form eine feste Hebungs- bzw. Taktzahl nur sehr schwer erträgt und a priori für eine freie, gregorianische Singweise spräche. Den einzelnen daktylischen Vierheblern stehen entschiedene Fünfhebler (z. B. 5. 38) gegenüber. Die letzten Verse sind zäsurlose Sechshebler.

I. Friedrich von Husen.

1.	42. 1	Ich muoz von schulden		4 4 4 4 4 2 4 4 4 a b b n a a c n c	(6 Str.)
2.	43. 28	An der genâden		5 2 4 5 2 4 4 4 4 a n b a n b c ◡ d d c ◡	(3 Str.)
3.	44. 13	Diu süezen wort	4	a b ◡ a b ◡ b ◡ a a b ◡ a	(3 Str.)
4.	45. 1	Gelebt ich noch	4	a b ◡ a b ◡ a a b ◡ c c	(4 Str.)
5.	45. 37	Si darf mich		4 4 5 2 4 5 2 4 5 5 a a b b c c d d e e	(5 Str.)
6.	47. 9	Mîn herze und	5	a ◡ b a ◡ b b a ◡ a ◡ b	(4 Str.)
7.	48. 3	Mîn herze den	4	a b a b a b a b c c	(2 Str.)
8.	48. 23	In mînem troume		3 3 3 3 4 3 4 4 3 a b a b c ◡ d c ◡ d d	(1 Str.)
9.	48. 32	Deich von der guoten	3	a b a b a b a b b	(2 Str.)
10.	49. 13	Mîr ist daz herze		3 4 3 4 4 3 3 4 a b ◡ a b ◡ b ◡ a a b ◡	(3 Str.)
11.	49. 37	Ich sihe wohl	4	a b ◡ a b ◡ b ◡ a b ◡ a C C	(2 Str.)
12.	50. 19	Ich lobe got	4	a ◡ b ◡ a ◡ b ◡ a ◡ b ◡ c ◡ c ◡	(4 Str.)
13.	51. 13	Sich möhte wîser	4	a ◡ b a ◡ b b a ◡ a ◡ c c c [od. . . . b b b]	(2 Str.)
14.	51. 33	Ich denke	3	a ◡ b ◡ c a ◡ b ◡ c c b ◡ c c	(4 Str.)
15.	52. 37	Wâfenâ		4 4 4 4 2 2 2 2 4 a ◡ b ◡ a ◡ b c c c d ◡ d ◡	(4 Str.)
16.	53. 31	Si welnt	4	a b a b b a b a	(1 Str.)
17.	54. 1	Wol ir		4 6 4 6 7 6 4 4 4 a b a b b c d d e	(5 Str.)

Es ist zu betonen, dafs die Rhythmik F. von Husens im wesentlichen nicht von der seiner letzten Vorgänger verschieden ist. Von „rein jambischen“ Versen bei ihm zu reden ist ganz verfehlt; denn er macht, bei strenger Berücksichtigung der Hebungszahl, reichlich Gebrauch von den germanischen Freiheiten: Auftakt, Zusatzsilben, Vertauschung männlicher und weiblicher Endungen. Schwierigkeiten für die Gliederung bietet nur I 2; Näheres s. u. Neu ist die Anwendung daktylischer Vierhebler, deren enge Beziehung zum romanischen Zehnsilbner Bartsch schon lange vor der Festlegung des dritten Modus für den Zehnsilbner erkannte. —

Eine fast noch auffälligere Neuerung zeigt der Strophenbau in einigen Liedern mit der Vernachlässigung des Kanzonenbaus (I 1. 5) und der Anwendung der Reihenstrophe (I 7, 9, 12); beide Erscheinungen gehen auf romanischen Einfluſs zurück, erstere sicher auf provenzalischen. Diese, man möchte fast sagen trotzige Vermeidung jeglicher Architektonik, die ihren Ursprung, wenn nicht arabischen Einflüssen, dem eigenwilligen Genie Marcabrus verdankt, machte sowohl bei Nordfranzosen als auch im Minnegesang wenig Schule; auch die nicht sehr zahlreichen Fälle in der conductus-Literatur, ebenfalls aus der Nachahmung der Provenzalen hervorgehend, blieben ohne Fortsetzung. Mit welchem Eifer man später gerade in Deutschland strengste Architektonik im Strophenbau und musikalischem Bau der lateinischen Lieder anwandte, zeigen die schönen teils auch älteren Stücke des codex Mosburgensis (geschr. 1360), die Dreves in Band 20 u. 21 der Analecta veröffentlichte:

I 1. Dem Strophenbau müſste, falls er entlehnt ist, eine Strophe von 5 Acht- oder Siebensilbnern + 1 Vier- oder Dreisilbner + 3 Acht- oder Siebensilbnern entsprechen. Ein wenigstens ähnliches Gebilde führt Maus (Nr. 620) als Lied des Berenguier von Palazol (dichtete schon um 1160) an:

a ⌣ b b c a c c c a ⌣;
7 7 7 7 7 5 7 7 7

genauer entspricht Husens Zeilenlänge einer Pastorelle des Altfranzosen Colin Pansace (R 617), der auch ein afrz. geistliches Lied (R 595) des Philippe de Remi Bau und Reime entlehnt hat. Die Strophenform lautet:

a ⌣ b a ⌣ b b b b a ⌣ b.
7 7 7 7 7 8 7 7 7

Das provenzalische Lied und die Pastorelle sind ohne Noten überliefert, die geistliche Nachdichtung ist mit Noten in der Handschrift Bibl. nat. fr. 24406 fol. 52 erhalten („La volenté est isnele"). Auch ein Beispiel aus der conductus-Lyrik sei genannt, das gut passen würde, wenn es am Schluſs einen Vers weniger hätte: Non te lusisse pudeat (Carm. Bur. XII, erste Strophe auch in dem berühmten Laurentianus) mit dem Bau:

a b b b a c c d d c.[1]
8 8 8 4 8 8 8 8

Wegen der nicht I 1 genau entsprechenden Reimverteilung können alle genannten Fälle nur die Bedeutung von Parallelen beanspruchen; doch lieſse sich, wenn man wollte, die (noch unedierte) Melodie von R 595 dem Liede Friedrichs gut unterlegen.

I 2. Der Abgesang besteht sicher aus daktylischen Vierheblern; weniger Klarheit besteht bezüglich der Struktur der Stollenverse. Die vorgeschlagene Einteilung ist m. E. die einzige, mit der sich mehrere allen bisherigen Versuchen (s. den Kommentar zu M. F.) widerstrebende Verse rhythmisch gliedern lassen. Die Gruppe

---

[1] Die Melodien von R 595 und C. Bur. XII sind verschieden.

5. 2. 4 tritt auch in I 5 auf; das einzige Bedenken wäre, dafs die Gruppe $\overset{2}{n}\,\overset{4}{b}$ syntaktisch nicht gestützt wird. Sollten die Stollenverse wirklich, wie F. Vogt will, daktylische Vierhebler sein, so würden sie insofern in der gesamten mhd. Lyrik eine Ausnahmestellung einnehmen, als der metrisch-musikalische Iktus oft nicht mit dem sprachlichen übereinstimmt, ähnlich wie vielfach im romanischen Zehnsilbner. Aber dazu pafst wieder nicht die ganz normal germanische Rhythmisierung der sicher daktylischen Vierhebler des Abgesangs. Dafs in einem Gedichte gewöhnliche Vierhebler neben daktylischen vorkommen, ist nichts Aufsergewöhnliches; vgl. unten K 14, S 3; auch in altfranzösischen Liedern kommt gelegentlich Moduswechsel vor.

I 3. Von zwei berühmten romanischen Dichtern seiner Zeit kann Husen den Bau und die Singweise dieses Liedes entlehnt haben. In Achtsilbnern hat genau dasselbe Reimschema das auch von Berngêr von Horheim nachgeahmte Lied Chrestiens von Troie: D'amours qui a tolu a moi, in Siebensilbnern ein Lied des Gaucelm Faidit: De tot ai tarzat mon chant. Die Melodie des altfranzösischen Liedes hat F. Gennrich (*Zts. f. deutsche Bildung* II, 628) herausgegeben; die des provenzalischen ist zugänglich in der Faksimile-Ausgabe der Handschrift (P. Meyer et G. Raynaud, *Le Chansonnier de St. Germain-des-Prés*, Paris 1892)fol. 86. — Ein weiteres unediertes Gedicht gleichen Baues in (nur weiblichen) Siebensilbnern R 159 kommt wohl weniger in Betracht, da es herzlich unbedeutend ist und sein Verfasser (Oudard de Lacegni) wahrscheinlich in eine viel spätere Zeit gehört.

I 4, nach Bartsch (*Deutsche Liederdichter* S. 24) wahrscheinlich 1186 in Italien gedichtet, hat den Bau gemeinsam mit einem Liede des berühmten, schon früh auch von lateinischer Dichtung (Walther von Châtillon, vgl. *Zts. f. fr. Sprache u. Lit.* LI, 105) imitierten Dichters Blondel de Nesle, R 742: Se savoient mon tourment (7 a b ⌣ a b ⌣ a a b ⌣ a a). Der Unterschied zwischen den Schlufsreimen (c c statt a a) würde nicht gegen eine Entlehnung sprechen; vgl. die Reimbehandlung in I 5. Im Inhalte haben die beiden Strophen Husens nichts gemeinsam mit Blondels Liede, ebensowenig mit einer andern, unnotierten altfrz. chanson gleichen Baus: R 440. Die Melodie von R 742 (mit Transskription) s. in der Faksimile-Ausgabe der Pariser Arsenal-Handschrift.

I 5, von Bartsch als formale und textliche Imitation eines provenzalischen Liedes nachgewiesen, wurde von F. Gennrich (l. c. S. 626) mit dessen Melodie herausgegeben. Das Original (das Lied Folquets de Marseille: *En chantan m'aven a membrar*) hat den Bau:

$$\underset{8}{a}\ \underset{8}{a}\ \underset{10}{b}\ \underset{4}{b}\ \underset{8}{c}\ \underset{10}{c}\ \underset{4}{c}\ \underset{8}{c}\ \underset{10}{d}\ \underset{10}{d}.$$

Wie man sieht, hat sich Husen nicht genau an die Reimverteilung seines Vorbildes gehalten.

I 6 teilt mit dem berühmten Kreuzliede Conons de Bethune „Ahi amors, com dure departie“, das in den ersten vier Versen

ausgesprochene Abschiedsmotiv des Kreuzritters, den Kanzonenbau und die Anzahl der gleichlangen Verse. Damit erschöpft sich die Ähnlichkeit, der auf formalem Gebiete bedeutende Unterschiede gegenüberstehen. Der Bau der afrz. Liedes: 10 a◡b a◡b b a◡b a◡ hat einen ganz andern Charakter, der durch parallele Bauart der Melodie: $\alpha\beta\alpha\beta\ \gamma\delta\gamma\delta$ noch besonders verstärkt wird. Ferner hat die Melodie Conons in der mensuriert notierten Handschrift O den dritten Modus; und wenn F. Gennrich auf den „jambischen" Rhythmus der beiden ersten Verse des Textes hinweist, so läſst sich dem entgegenhalten, daſs bekanntlich in romanischen Texten der Textrhythmus mit dem musikalischen Rhythmus nicht oder teilweise übereinstimmt und daſs andere Verse des Liedes, wie z. B. der letzte: A tos jors mais iert no vie honteuse — durchaus „daktylisch" sind. Inwiefern und ob es F. Gennrich unternehmen durfte, die mit O nach Aubry (Bédier, *Chansons de croisade* 1909, S. 30) identische Melodie der unmensurierten Hs. M im ersten statt im dritten Modus wiederzugeben (l. c. S. 627), mögen die Musikwissenschaftler entscheiden. Die von Aubry herausgegebenen Melodien der andern Traditionen (Chs. de croisade 304, Arsenal-Faksimile Notenbeilage S. 31) haben den richtigen dritten Modus.

Wollte man ein bestimmtes Lied als formale (metrisch-musikalische) Vorlage Husens betrachten, so muſste dasselbe, entsprechend dem sorgfältig durchgeführten (beachte die im Gegensatz zu andern Stücken konsequente Unterscheidung weiblicher und männlicher Reime) Bau des deutschen Liedes, die Form: 10 a◡b a◡b b a◡a◡b aufweisen. Diese Form ist eine der beliebtesten der afrz. Lyrik; am ersten könnte R 40: La douce vois du rossignol sauvage auf Husen anregend gewirkt haben. Denn sein Verfasser, der berühmte Chastelain de Couci, war Husen als Teilnehmer am Kreuzzug 1190 vielleicht persönlich, als Dichter aber sicher schon früher bekannt. Aber auch hier steht wahrscheinlich die Frage des Rhythmus einer sichern Entscheidung im Wege: welchen Modus das Lied in O hat, ist mir nicht bekannt; aber die beiden Editoren der Melodie (Aubry, Arsenalhdanschr. und F. Gennrich, Egertonhandschr. in *Zts. f. rom. Phil.* 45, 429) haben — wohl mit Recht — den dritten Modus angewandt. — So bleibt die Frage der direkten Entlehnung unentschieden; wahrscheinlich hat Husen, auch hier in Text und Strophenform fremde Anregungen benutzend, eine eigene Melodie zu seinem schönen Liede komponiert.

17. Die Reihenstrophe a b a b a b a b c c (meist C C) in Sieben- oder Achtsilbnern war besonders bei den Nordfranzosen sehr beliebt. Sie tritt schon in dem alten Kreuzliede: Chevalier, mult estes guariz von 1146/47 (allerdings mit dem Refrain C D C D) auf. Sie hat ursprünglich entschieden volkstümlichen Charakter, wird aber auch von bedeutenden trouvères, wie Gace Brûlé (R 1304), besonders aber von Gontier de Soignies gepflegt. Auch ein Kreuzlied, das 1189—91 entstanden ist, hat diesen Bau: Pour le pueple reconforter (R 886). Es ist anzunehmen, daſs Husen mehrere dieser

Lieder, besonders das letzte, gekannt hat; aber im Text finden sich keine direkten Anklänge. Melodien, die zu dem Husenschen Liede passen würden, sind erhalten zu R 309 (Gontier, Hs. T), 1089 (Gontier, Hs. M)[1] u. a.; R 886 ist leider ohne Noten überliefert. Genau den dritten Teil seiner 33 Lieder baute Walther von Châtillon in Reihenstrophen; dafs auch bei ihm Romanisches vorbildlich war, zeigt die metrisch-musikalische Identität von Ver pacis aperit (gedichtet 1179, Ausg. Strecker Nr. 30 mit dem Blondelschen: Ma joie me semont (R 1924). Als ein weiteres, vielleicht älteres lateinisches Reihenlied sei angeführt „Una trium deitas" mit dem Bau: 7 a b a b a b C C C, erhalten in einer Martialhandschrift des 12. Jhs. (Dreves 21, Nr. 3).

I 9 wurde von Bartsch als Nachbildung des schönen Liedes: Pois preyatz me senhor von Bernart de Ventadorn nachgewiesen und von F. Gennrich (l. c. S. 627) mit den Noten des Originals herausgegeben; Bau des Vorbilds: 6 a b a b a b a b b.[2]

I 10. Als Vorbild dieses Stückes ist das hübsche altfr. Lied R 420 anzusehen. Aufser gleichem Bau

$(\underset{5}{a}\ \underset{7}{b}\!\smile a\ b\!\smile\ b\!\smile a\ a\ b\!\smile)$

zeigt es auch textliche Parallelen. Höheres Alter sichert ihm das Vorkommen der ersten Strophe im Roman de la Rose; Ausgabe Spanke l. c. S. 207.

I 11 ist als erstes deutsches Kehrreimlied interessant. Der Bau des Strophengrundstocks ist, wenn man von der weiblichen Endsilbe von b⌣ absieht, identisch mit dem Bau von I 16; derselbe ist im Afrz. vertreten in R 751, R 1490, R 1749, und R 121 in Siebensilbnern — und R 221 in Achtsilbnern. Die beiden letzteren waren vielleicht Husen bekannt: R 121 (ohne Mel. erhalten) ist von Chrestien de Troie und das dreimal im Afrz. nachgebildete Lied R 221 von dem berühmten Gace Brûlé; beide Dichter haben nachweislich deutsche Stücke formal inspiriert. Auch im Mittelateinischen ist ein frühes Beispiel vorhanden: Orba suo pontifice, von Walther von Châtillon kurz nach 1170 gedichtet, Nr. 16 in der Ausgabe von K. Strecker; Bau dieses Liedes:

$\underset{8}{a}\ \underset{8}{b}\ a\ b\ \ b\ a\ b\ a\ \ \underset{4}{C}\ \underset{8}{C}.$

I 12. Die Form entspricht genau einem Liede des Gace Brûlé: Pensis d'amours vueil retraire (R 187, Ausg. Huet, S. 52) mit dem Bau: 7 a⌣b⌣a⌣b⌣a⌣b⌣ c⌣c⌣. Inhaltliche Beziehungen sind nicht vorhanden. Die vielfach überlieferte Melodie ist in der Ausgabe der Arsenalhandschrift (mit Transkription von P. Aubry) leicht zugänglich. Zu einem gleichgebauten Liede Gaucelms Faidit (Maus 256), in dem C C Refrain ist, sind keine Noten erhalten. In männlichen Siebensilbnern hat die Form Walther von

[1] Zum ersten Vers fehlen die Noten.

[2] Auch ein unbedeutendes, ohne Mel. erhaltenes altfr. Lied, R 898, hat die Bauweise benutzt.

Châtillon in dem Liebeslied: Importuna veneri (7 a b a b a b C C); s. Ausg. Strecker, Nr. 18.

I 13. Beachtenswert ist die Durchführung des Reimes b durch beide Strophen — eine in der mhd. Lyrik vereinzelt dastehende Konzession an die romanische Technik. Für den Strophenbau findet sich bei den westlichen Sängern nichts Entsprechendes. Eine verwandte Form hat das in einer Oxforder Hs. (13./14. Jahrh.) mit Noten erhaltene Lied auf die hl. Magdalena: Ave purum vas argenti (Dr. XXI, 113):

$$a_7 \smile b_7\ a_7 \smile b_7\ \ b_7\ a_7 \smile a_7 \smile b_7\ b_7\ b_5 :$$

das Lied ist sicher jünger als I 13.

I 14. Bei diesem Liede liegt ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit vor, daſs Friedrich seine Form und Melodie einem ganz bestimmtem ausländischen Vorbild entlehnt hat. Der auf den ersten Blick provenzalisch anmutende Bau (Husen hat hier die dreireimigen Stollen in die mhd. Lyrik eingeführt) ist genau so bei den Provenzalen nicht vertreten. Es ist vielmehr die Erfindung eines Dichters, der mit F. Husen sicher persönlich bekannt gewesen ist. Wie schon Gröber feststellte (*Grundriſs d. rom. Phil.* II, 1, 676), war Guyot de Provins im Jahre 1184, wahrscheinlich als Begleiter seines Herrn, des des Grafen Wilhelm V. von Mâcon, auf dem Reichstage in Mainz, an dem Husen sicher auch teilgenommen hat. Das auch durch die Geleitstrophe für Guyot gesicherte Lied R 142 hat den genau I 14 entsprechenden Bau: 6 a ⌣ b ⌣ c a ⌣ b ⌣ c c b ⌣ c c. Text und Melodie des Stückes sind in der Faksimile-Ausgabe der St. Germain-Handschrift (fol. 17 r° und v°) bequem zugänglich. Inhaltlich finden sich, auſser Gemeinplätzen, keine Parallelen; insbesondere „ich denke ir nahe — swâr ich landes kêre“ zeigt persönliche Konzeption Friedrichs. Als dichterisches Kunstwerk steht das deutsche Lied unbedingt über dem romanischen. Guiot von Provins wurde kurz nach 1190 Mönch und dichtete noch nach 1200 didaktische Werke, in denen er den Verfall der guten alten Sitten — als Beispiel früherer Groſszügigkeit führt er den Mainzer Reichstag an — beklagt; die Mel. s. im Anhang.

I 15. In dem rein daktylischen Stücke sind die zwei ersten $\overset{2}{c}$ rhythmisch als ein Vers aufzufassen; die drei letzten Verse sind selbständig. Die Strophenform ist eigenes Produkt des Dichters.

I 16 vgl. das oben zu I 11 Gesagte.

I 17. Die schweren gegen Husens Autorschaft sprechenden Bedenken, die aus der Überlieferung, der Sprache, der Form und dem Inhalt hervorgehen, sind schon im Kommentar zu M. Fr. geäuſsert worden (S. 330). Formengeschichtlich ist zu bemerken, daſs die Sechs- und Siebenhebler vor Husen nicht auftreten und durchaus made in Germany sind. Die Bewandtnis ihres Entstehens kann hier nicht erörtert werden.

Die erzielten Einzelergebnisse machen einen kurzen Rückblick notwendig. Friedrich von Husen bildet keinen Fremdkörper in der

Geschichte der mhd. Lyrik; eher ist er als Pfadfinder zu bezeichnen. Das fremde Gut, das er aufnahm — Strophen und Melodien —, hat er zu Kunstwerken geformt, die dem Gefühls- und Gedankenkreis des damaligen deutschen Rittertums entsprachen. Dazu steht nicht im Widerspruch, daſs er gelegentlich eine Strophe Folquets de Marseille (s. Bartsch, *Deutsche Liederdichter* 1928, S. 26) auch inhaltlich verwandt hat. Die Untersuchung, inwiefern auf musikalischem Gebiete seine Übernahme westlicher Kunstwerke die deutsche Entwicklung beeinfluſst hat, ist eine notwendige Aufgabe der Musikgeschichte. Die Grundlage dazu würde eine Ausgabe der betr. Stücke mit den romanischen Melodien bilden. Den Anfang hat Friedrich Gennrich mit I 5 und I 9 gemacht; es kämen noch in Betracht I 1, I 3, I 4, I 7, I 10, I 11 (16), I 12, I 14.

K. Heinrich von Veldegge.

1.	56. 1	Es sint guotiu	4	a◡a◡b a◡a◡b ba◡b (4 Str.)
2.	57. 10	Ich bin frô	4	a◡ba◡b ba◡ba◡ (5 Str.)
3.	58. 11	Swer mir schade		4 4 4 4 4 4 3 3 3 3 3 3 a◡b◡c a◡b◡c dde◡ ffe◡ (2 Str.)
4.	58. 35	Tristrant muoste		4 4 4 2 2 3 3 ab◡ab◡ aab◡c d◡d◡cc (2 Str.)
5.	59. 23	In den zîten von		4 4 4 3 4 a◡ba◡ a◡ba◡ bCb (2 Str.)
6.	60. 13	Der blîtschaft		4 3 4 2 2 4 ab◡ab◡ CD◡D◡C (2 Str.)
7.	60. 29	In den zîten daz	4	a◡ba◡b ba◡a◡ (1 Str.)
8.	61. 1	Diu werelt	4	a◡ba◡b bcbc (1 Str.)
9.	61. 9	Des bin ich		4 4 3 4 a◡b◡a◡b◡a◡b◡ b◡b◡b◡ (1 Str.)
10.	61. 18	Dô man der rehten		4 3 4 3 4 4 3 ab◡ab◡ aab◡ (1 Str.)
11.	61. 25	Die man ensint		4 3 ab◡ab◡ aab◡(b◡) (1 Str.) (10. u. 11. nach Vogt ein Lied)
12.	61. 33	Swer zer minne	4	abab aab (2 Str.)
13.	62. 11	Man seit al		3 2 4 2 3 4 2 aaaabbb (2 Str.)
14.	62. 25	In dem aberellen		2 2 2 2 2 2 3 5 a◡$\underline{b}$◡$\underline{c}$◡$\underline{d}$◡ $\underline{a}$◡$\underline{b}$◡$\underline{c}$◡$\underline{d}$◡ $\underline{e}\underline{e}$ea (3 Str.)
15.	63. 20	Got sende		3 3 3 3 3 3 3 5 a◡$\underline{a}$◡$\underline{a}$◡$\underline{b}$◡$\underline{b}$◡$\underline{b}$◡$\underline{b}$◡a (1 Str.)
16.	63. 28	Si ist sô guot		4 4 3 4 a◡b◡a◡b◡ b◡a◡ccc (2 Str.)
17.	64. 10	Gerner het ich	4	a◡b◡b◡b◡a◡cc (1 Str.).

18.	64. 17	Ez tuont die vogele	3 4 4 3 3 4 2 4 5 a b b a a b a b b (1 Str.)
19.	64. 26	Ez habent	4 a b◡a a b◡a b◡b◡ (1 Str.)
20.	64. 34	Die noch wurden	4 4 5 a◡b a◡b a◡b a (1 St.)
21.	65. 5	Man darf den boesen	4 4 4 4 3 2 3 a◡b a◡b b a◡a◡a◡ (1 Str.)
22.	65. 13	Diu zît ist	4 a b a b c d◡c d◡ (1 Str.)
23.	65. 21	Swer den vrowen	4 4 5 4 a◡b a◡b b a◡a◡ (1 Str.)
24.	65. 28	Als die vogele	4 a◡b a◡b b a◡a◡b (1 Str.)
25.	66. 1	Der schoene sumer	4 a b◡b◡a c d◡c d◡ (1 Str.)
26.	66. 9	Die Minne bite	4 a b a b a b a (1 Str.)
27.	66. 26	Diu Minne twanc	4 4 4 5 4 a◡b a◡b c◡b c◡a◡ (1 Str.)
28.	66. 24	Schoeniu wort }	4 4 4 5 a◡b a◡b b◡b◡a a (1 Str.) (gramm. Reime!)
29.	66. 37	Ich stünde }	4 a◡b a◡b b◡b◡ (1 Str.) (gramm. Reime!)
30.	67. 3	Ich lebet ê	4 4 5 5 a◡a◡b b c◡c◡ (1 Str.)
31.	67. 9	Swenn diu zît	4 a b a b c d c d (2 Str.) (viell. nicht von Veldegge.)
32.	67. 25	Die dâ wellen	5 5 5 4 4 4 4 4 a a a b◡b◡b◡a b◡ (1 Str.
33.	57. 33	Swer wol gedienet	4 4 4 4 4 4 3 4 a b◡c a b◡c b◡b◡ (1 Str.) }?
34.	67. 6	Waer ich unfrô	4 4 4 4 4 4 3 4 a b◡a a b◡a b◡b◡ (1 Str.) }

Die Stellung Heinrichs von Veldegge in der Geschichte des mhd. Epos zeigt, dafs er aufs genaueste mit der romanischen Literatur seiner Zeit vertraut war. Wir dürfen erwarten, Spuren dieser Vertrautheit in seinem lyrischen Schaffen zu finden. In der Tat machen viele seiner Strophen einen entschieden romanischen Eindruck, und nicht wenige lassen sich direkt in der Troubadour- und Trouvere-Lyrik nachweisen. Andere dagegen leiten mehr zu ausgesprochenen conductus-Formen hinüber und machen wahrscheinlich, dafs diese vielseitige Dichter auch auf diesem Gebiete zu Hause war (vgl. besonders Nr. 15 und 17). Von den Freiheiten germanischer Metrik macht Heinrich reichlich Gebrauch. Strophenschlufs mit verlängerten Versen (s. o. B 2) findet sich häufig (14, 15, 18, 20, 28, 30), in mehreren Stücken daktylische Verse, teilweise neben gewöhnlichen. Im Vergleich mit Husen zeigt die Formenkunst Veldegges gleiche Glätte, geringere Straffheit, mehr Vielseitigkeit und persönliche Empfindung. Die Untersuchung, ob

er oder Husen auf die Entwicklung der mhd. Lyrik gröfseren Einflufs hatte, liegt aufserhalb des Rahmens dieser Arbeit. Dieselbe wird erschwert durch das Fehlen der Melodien, die vielleicht in die Gliederung vieler einstrophiger Gebilde eine gröfsere Klarheit bringen würde. — Sicher hat es den Einflufs Veldegges beeinträchtigt, dafs er sich in so vielen Fällen nicht entschlofs, seine hübschen Strophenformen, deren Erfinden und Probieren ihm sichtlich Freude machte, zu wohlkomponierten Liedern fortzuspinnen. — Als Novum in Veldegges Metrik sei schliefslich noch das gänzliche Fehlen reimloser Verse erwähnt, eine Sorgfältigkeit, die mit ihm nur ganz wenige mhd. Dichter teilen. Ausdrückliche Gegenüberstellungen von Strophenformen Heinrichs mit Romanischem sind anscheinend bisher noch nicht gemacht worden. Die folgende Zusammenstellung zeigt, dafs auch bei diesem Dichter in manchen Fällen romanische Dupla vorliegen, deren Melodien man ohne weiteres seinen Liedern zugrunde legen kann.

K 1. Diese im Vortrag unausgeglichen wirkende Strophe stellt wohl eine Umkehrung der gewohnten Form a b a b b a a b dar; sie ist Veldegges Erzeugnis und in lateinischer und romanischer Lyrik nicht nachweisbar. Der Vers 14 „durch tumpheit, niht von untrouwen“, zeigt, falls wir nicht ein Zusammentreffen zweier Hebungen (un, trou) zulassen wollen, einen Mangel an Übereinstimmung sprachlicher und metrischer Akzente, der nur durch die Anwendung des zweiten Modus (◡́ – ◡́ – ◡́ – ◡́ –) etwas gemildert werden kann.

K 2. Über diese sicher romanische Form ist unter I 11 oben das Nötige gesagt worden; R 221 mit seiner Melodie in der Arsenalhandschrift (Transskription S. 24) mag hier nochmals hervorgehoben werden. Bei dem eigenen Charakter des deutschen Stückes (Frauenlied) fehlen natürlich inhaltliche Beziehungen.

K 3. Die Form macht mit ihrer durchgehenden Teilung in Gruppen zu drei Versen eher einen mlt. Eindruck.

K 5. Ob Kanzonengliederung vorliegt, ist fraglich; die Form ist sicher vom Dichter erfunden.

K 6. Ähnliche Gliederung, in romanischen Texten kaum vorhanden, zeigt *Passionis aemuli* (Dreves 21, 65) erhalten im Laurentianus und einer etwas älteren Hs. aus Tours:

$$\underset{7}{a}\,\underset{5}{b} \smile a\,b \smile \underset{8}{C}\,C\,\underset{5}{B} \smile .$$

K 7. Unter den verschiedenen romanischen Liedern dieser Bauart können Veldegge bekannt gewesen sein: Peirol, Del sen tort farai esmenda — mit dem Bau 7 a◡b a◡b b a◡a◡ (melodisch: $\alpha\,\beta\,\alpha\,\beta\;\gamma\,\delta\,\varepsilon$) und Conon de Béthune, Chancon legiere a entendre (R 629). Die Peirolsche Melodie ist in moderne Noten übertragen von Restori in der *Rivista musicale* III, 430; die Conons ist unediert.

K 8. Eine wahrscheinlich eigene Modifikation eines älteren, schon besprochenen Typs.

K 9. Das im Altfranzösischen nicht vertretene Schema verzeichnet Maus (Nr. 254) bei einem anonymen Liede, 461, 97,[1] das ohne Melodie überliefert ist.

K 10 (11). Falls die Korrektur Vogts in Vers 61, 24 richtig ist, lassen sich sich folgende Parallelen beibringen, die jedoch zeitlich wohl später als Veldegge liegen: R 2046, eine Pastorelle des Conte de la Marche (Mel. in der Arsenal-Hs.):

$$a_7\, b_5 \smile a\, b \smile \; a\, a\, b \smile;$$

Nicolai praesulis (Dreves 21, 126):

$$a_7\, b_5 \smile a\, b_6 \smile \; c_7\, c\, b_6 \smile.$$

Ähnlich auch *In rosa vernat* (ib. 20, 46):

$$a_8\, b_6 \smile a\, b \smile \; c_6\, c_6\, b \smile.$$

K 12. Über das Auftreten im Provenzalischen s. Maus S. 15 und Anm. 2; den sehr verwandten Bau 8 a b a b c c d ($\alpha\,\beta\,\alpha\,\beta\;\gamma\,\delta\,\beta$) hat Jaufre Rudel in dem schönen Liede *Lan quan li jorn sont lonc en mai* benutzt (Mel. s. Restori, l. c. 249). Auch im Afrz. wurde die Form früh gebraucht: R 1465 von Gace Brûlé (Arsenal-Hs.), R 1897 II (Fassung MT) von Blondel, R 430 von Moniot d'Arras, dessen Melodie (Arsenal-Hs.) von zwei späteren afrz. Liedern (435 und 2033) übernommen wurde. Ferner *Anni novi reditus* von Gui von Bazoches (Dreves 50, 349) in Siebensilbnern; die afrz. Stücke haben Achtsilbner.

K 14. Auch die Rhythmik spricht dafür, dafs die Stollenverse als Kurzverse angesehen werden. Dann ist K 14 das erste mhd. Lied mit vierteiligen Stollen, eine Form, die selten in den romanischen Sprachen, etwas öfter im Mittellateinischen[2] und sehr oft in der späteren mhd. Lyrik auftritt.

K 15. Ohne auf ein bestimmtes Stück hinzudeuten, erinnert die Form lebhaft an eine ausschliefslich lateinische Strophenform, die sich allgemein ausdrücken läfst: a a a [a] b b b [b] a; als Beispiele seien angeführt: Walther von Chatillon Nr. 27 (= Carm. Bur. LXXI), Dreves 20, 18; 20, 19; 20, 129 (vor 1200); 21, 195; 21, 236. Als einziger Trouvère hat der Spielman Colin Muset das Prinzip in dem auch sonst ganz lateinisch gebauten Liede R 1313, dessen historisch sehr wichtige Notation uns leider verloren ist, angewandt:

$$\overline{a_8\, a\, a\, a}\;\; \overline{b_5 \smile b \smile b \smile a_5}\;\; \overline{b \smile b \smile b \smile a_5}\;\; \overline{c_8\, c\, c\, c};$$

wahrscheinlich lag der musikalische Bau $\overline{\alpha}\,\overline{\beta}\,\overline{\beta}\,\overline{\alpha}$ vor.

---

[1] Die Nummern der prov- Lieder nach Bartsch, Grundrifs der prov. Literatur.

[2] Die von Dreves (20 u. 21) veröffentlichten Stücke mit vierteiligen Stollen aus dem codex Mosbuıgenses scheinen auf deutschen Einflufs zurückzugehen.

K 16. Wäre nicht der sechste Vers um eine Hebung kürzer als die übrigen, könnte man das [übrigens zu späte] Lied R 522: 7 a ⏑ b a ⏑ b a ⏑ c C C heranziehen. Sonstige Beispiele fehlen.

K 17. Die im Romanischen nicht vertretene Stropheneinleitung a b b b a . . . zeigen auch Carm. Bur. XII: *Non te lusisse pudeat* und Drev. XXI, 237: *Anni favor jubilaei* — beide jedenfalls jünger als Veldegge und kaum einen Typ verkörpernd.

K 18. Der Aufgesang mit umarmenden Reimen tritt hier (und in K 25) zum erstenmal auf. Wir finden ihn im Provenzalischen schon bei Guillem IX (Jeanroy Nr. 9): 8 a b b a a b, dasselbe Gebilde bei Jaufre Rudel (Bartsch 262, 3), wo die Melodie $\alpha \beta \alpha \beta \gamma \delta$ den Kanzonencharakter bestätigt. Als früheste datierbare Beispiele aus der ml. Lyrik, wo die Form sehr selten ist, seien genannt: Dreves 21. 253 (Str. III) aus dem Jahre 1181 und Dreves 50. 360 und 348, Lieder des Gui von Bazoches, der 1203 starb, aber eins seiner Lieder (ib. Nr. 350) schon vor 1153 schrieb.

K 19. Vgl. die Anm. zu K 5.

K 20. Zum Typ vgl. I 9.

K 22. Zum Typ s. B 2 und G 5. Ganz ähnlich gebaut ist schon früh: *Bel m'es quan son li fruich madur* des Marcabru (Ed. Dejeanne Nr. 13:

$$\underset{8}{a}\,\underset{8}{b}\,a\,b\;\;\underset{8}{c}\,\underset{7}{d}\smile c\,d\smile,$$

musikalisch ohne Kanzonengliederung. Die Melodie ist erhalten in Paris Bibl. nat. fr. 844, fol. 203 d.

K 23. Die Verlängerung des vorletzten Verses ist Veldeke'sche Eigenart; vgl. auch K 27. Zur Grundform s. oben K 7.

K 24. Die Form mit a ⏑ b (weit seltener als a b) ist im Altfranzösischen alt vertreten mit Siebensilbnern in R 22 und R 614, beide von demselben Dichter, Richart de Semilli, und mit gleicher Melodie; s. diese bei Aubry, *Trouvères et Troubadours* S. 102; mit Achtsilbnern in einer hübschen, ohne Melodie erhaltenen Romanze, R 1829 (s. Bartsch, *Romanzen und Pastoretlen* S. 15): *Floires revient seus de Montoire.* An Provenzalischem käme nur Bernart de Ventadorn: *Bel m'es can* (Appel Nr. 9) in Betracht; es besteht aus Siebensilbnern und ist ohne Noten überliefert. Geeignete Beispiele aus dem Ml. fehlen.

K 25. Der Typ ist trotz seines landläufigen Aussehens im Altfranzösischen nicht vertreten; die provenzalischen Fälle s. bei Maus Nr. 567; mit Noten sind zwei viel spätere Stücke von Guiraut Riquier erhalten (48 und 60).

K. 26. Die Verse

geschihet mir als deme swan
der singet als er sterben sal

sind eine direkte Reminiszenz an Peirol's Liedanfang:

Atressi col signes fai,
Cant dey morir, chan.

Aber der Aufbau der Peirol'schen Strophe ist ganz anders. Eher könnte eine Anlehnung an R 687, ein Lied des Gace Brûlé denkbar sein; das Lied ist unediert, seine Melodie steht in der Arsenalhandschr. S. 57 (*Chanter m'estuet ireement*).

K 27. Vgl. die Anmerkung zu K 23.

K 28 und 29. Mehr noch als die Ähnlichkeit des Strophenbaus berechtigen die in beiden Strophen auftretenden, hier in die mhd. Lyrik eingeführten grammatischen Reime zu der Annahme, dafs 29 am Schlufs verstümmelt und mit 28 formal identisch ist. Direkte Quelle für die gram. Reime sind für Veldegge sicher die Provenzalen.

K 30. Die an die Hymnenstrophe gemahnende Reimverteilung findet sich auch in mehreren Stücken der Carm. Burana, besonders solchen, die deutscher Herkunft verdächtig sind. Aber nirgends tritt im Ml. eine genau entsprechende Strophe auf, ebensowenig im Provenzalischen, das allerdings ähnliche Formen kennt (s. Maus Nr. 150). Auffallenderweise findet sich, allerdings völlig isoliert, im Altfranzösischen ein Lied mit dem Bau:

$$a_{7}\,a\,b_{7}\,b\,c_{10}\,c;$$

es ist (R 1985) ein geistliches Lied der Berner Handschrift (ohne Noten) und hat wahrscheinlich seinen Bau einem uns verlorenen, berühmten älteren Stücke entnommen, das auch Veldegge inspiriert haben kann.

K 32 ist sicher eine Schöpfung Veldegges. Aber dafs ihm auch hier Romanisches vorgeschwebt haben kann, geht aus folgenden interessanten, alten Formen hervor:

R 1775: $a_{11}\smile a\smile a\smile a\smile b_{7}\;a_{7}\smile b_{7}$ (musikalisch: $\alpha\,\alpha\,\alpha'\,\alpha'\,\beta\,\beta'\,\gamma$);

R 1301: $a_{11}\smile a\smile a\smile a\smile b_{5}\;b_{6}\;a\smile v_{11}$ R.

K 33 und 34. Wenn die Korrekturen F. Vogt's, durch die K 33 im Bau an K 34 angeglichen wird, zu Recht bestehen, so ist die Formel für K 33 entsprechend zu ändern.

L. Ulrich von Gutenburg.

1.	69. 1	Ze dienest ir	Leich
2.	77. 36	Ich hôrte wol	4 $\underline{a}\smile\underline{b}\;\underline{a}\smile\underline{b}\;\;\underline{b}\,\underline{b}\,\underline{b}\,a\smile\underline{b}$ (6 Str.)

Zu L 2. Die Verse zeigen eine freiere Behandlung des daktylischen Rhythmus, indem oft einzelne Hebungen fortfallen. Zuweilen entsteht an der betr. Versstelle eine Zäsur. Wahrscheinlich ging die Neuerung des elsässischen Dichters aus dem Bestreben hervor, den romanischen Vers einzudeutschen, indem er auch auf ihn das Gesetz der deutschen Silbenzahlenfreiheit anwandte. Den Strophenbau entlehnte Ulrich einem berühmten, in 12 Hss. erhaltenen, auch im Altfranzösischen mehrfach nachgesungenen Liede des Blondel de

Nesle: *Bien doit chanter cui fine amours adrece* (R 472, Ausg. Wiese S. 121) mit dem Bau: 10 a⌣ b a⌣ b b b b a⌣ b. Bei Blondel haben die sechs Strophen paarweise gleiche Reime· Auch Ulrich zeigt das Bestreben, die verschiedenen Strophen durch Assonanz zu binden, indem er b überall, a⌣ gelegentlich assonieren läſst. Auch der bekannte Kanzler der Universität Paris, Philippe de Grève, hat die Bauform benutzt in seinem Liede: *O labitis humanae sortis status* (Dreves 21. 145) mit einigen Verfeinerungen im Bau:

a⌣ b b a⌣ b b b b b C⌣ D[1]
10 $\underbrace{4\ 6}$ 10 $\underbrace{4\ 6}$ 10 10 10 10 10

Die Zweifel darüber, ob bei Ulrich von Gutenburg eine direkte Entlehnung stattgefunden hat, beseitigt eine Zusammenstellung von Blondel Str. II (nach Hs. U):

Ne me retient faintise ne peresce
Que ma dame ne m'ait navré parfont
Dun douz regart don ma dame me blece
K'ele me fait des biax euz de son front,
N'en puis garir, se mire ne me sont . . .

mit Ulrich Str. II:

Wie sol ich mînen dienest so lâzen,
Den ich hân lange mit triuwen getân?
Ich bin leider sêre wunt âne wâfen:
Daz habent mir ir schoeniu ougen getân,
Daz ich nimmer mê geheilen enkan . . .

Ferner Blondel Str. V:

D'un dolz regart fist verge a moi ferir . . .

Ulrich (78. 22):

Ir schoeniu ougen daz wâren die ruote
Dâ mîte si mich von êrste betwanc . . .

und anderes mehr. — Daſs Gutenburg auch die Melodie des Originals übernahm, ist als sicher anzunehmen. Dieselbe ist von Aubry in der Ausgabe der Arsenalhandschrift mit Transskription herausgegeben. Auch die Melodien der afrz. Nachbildungen sind ediert: R 798 (Mel. verstümmelt) aus der Egerton-Hs. von F. Gennrich in *Zts. f. rom. Phil.* 45. 412; R 1102b (Bien deust chanter qui eust lëal amie) aus London, Brit. Mus. Arundel 248 von Wooldridge, Early English Harmony pl. 36.

M. Rudolf von Fenis.

1. 80. 1 Gewan ich ze Minnen 4 $\underline{a}$ $\underline{b}$⌣ $\underline{b}$⌣ $\underline{a}$ c⌣ $\underline{c}$⌣ $\underline{a}$ $\underline{c}$⌣ (3 Str.)
2. 80. 25 Minne gebiutet mir 4 $\underline{a}$⌣ $\underline{b}$⌣ $\underline{a}$⌣ $\underline{b}$⌣ $\underline{c}$ $\underline{c}$ $\underline{c}$ $\underline{b}$⌣ (4 Str.)

---

[1] Die beiden Melodien von O labilis, erhalten in Laurentianus und Fauvel, sind untereinander und von 482 verschieden.

3. 81. 30	Mit sange wânde	5 a◡b a◡b b a◡b (5 Str.)
4. 82. 26	Ich kiuse	4 a̲◡b̲ a̲◡b̲ b̲ c̲ b̲ c̲ (3 Str.)
5. 83. 11	Ich hân mir selber	4 a◡b◡a◡b◡ b◡a◡b◡ (2 Str.; in II: b)
6. 83. 25	Daz ich den sumer	4 4 3 4 4 4 3 4 4 a̲◡b̲◡c̲ d̲ a̲◡b̲◡c̲ d̲ e̲◡e̲◡e̲◡ (1 Str.)
7. 83. 36	Diu heide noch	4 a̲ b̲◡c̲◡d̲ a̲ b̲◡c̲◡d̲ e̲◡e̲◡e̲◡ (1 Str.)
8. 84. 10	Nun ist niht	4 a◡b b a◡ c◡d d c◡c◡ (3 Str.)
[9. 84. 37	Ich was ledec	4 a◡a◡b◡b◡b◡b◡c c (5 Str.)]

Die engen Beziehungen dieses Westschweizer Grafen zur Troubadour-Lyrik, die sich sogar, was bei mhd. Dichtern verhältnismäfsig selten ist, zur engeren Anlehnung an den Inhalt der Vorbilder steigerten, sind längst bekannt. Es verdient erwähnt zu werden, dafs das Alter der Vorbilder des Dichters mit der Annahme der Herausgeber in Einklang steht, die ihn mit dem 1196 gestorbenen Grafen von Neuenburg (statt mit dessen Neffen, gestorben 1257, oder Enkel, gestorben 1253) identifizieren. Folquet de Marseille, Peire Vidal und Gace Brûlé gehörten in den achtziger Jahren des zwölften Jahrhunderts zur Modedichtung.

M 1. Die Herausgeber von M. Fr. wiesen auf die Identität dieser Strophe mit: *Si tot me sui a tartz aperceubutz* von Folquet de Marseille hin. F. Gennrich (*Zts. für d. Bild.* II, 622) gab die Melodie des Originals zu dem deutschen Text.

M 2. Als Vorbild wurde von F. Gennrich das berühmte, im Altfranzösischen dreimal nachgesungene (R 247, 1178, 1102a) Lied R 1102 des Gace Brûlé: *De bone amour et de loial amie* festgestellt[1] und seine Notation mit dem mhd. Text abgedruckt (l. c. 624). Die zehn gleichgebauten provenzalischen Lieder (Maus Nr. 344) stammen nicht von Autoren ersten Ranges und sind ohne Melodie überliefert. Im Gegensatz zu F. Gennrich (l. c. 548) bin ich der Ansicht, dafs für die Festlegung eines Vorbildes die cobla capcaudada keine besondere Rolle spielt; auch romanische Nachahmer verfuhren gegenüber solchen Spielereien ihrer Vorbilder durchaus frei.

M 3 verlangt ein Original im ersten Modus. — Die vier entsprechend gebauten provenzalischen Lieder (Maus 286, 2) sind ohne Melodie erhalten. Sehr beliebt war die Form 10 a◡b a◡b b a◡b im Altfranzösischen; von den ca. 30 Stücken seien hier nur diejenigen genannt, die vor 1190 gedichtet sein können und mit Noten überliefert sind: R 42, 1502 (?)[2] und 1779 (nachgeahmt in 1778) — alle drei von Gace Brûlé; 238 von Hugues de Bregi;

[1] Vgl. die Hinweise von K. Bartsch in *Zeitschr. für deutsches Altertum* 11, 157.

[2] Fehlt in Huet's Ausgabe.

ferner die undatierbaren Anonyma 184, 206, 241. Von einigen dieser Stücke steht durch Hs. O fest, daſs sie im dritten Modus komponiert sind, von allen ist es wahrscheinlich. So ist Fenis in diesem Liede, mag er auch Anregungen allgemeiner Art verwertet haben, in diesem Liede in bezug auf Rhythmus und Melodie wohl selbständig vorgegangen. Der Inhalt von M 3 zeigt zu den genannten und auch den andern Liedern gleichen Baues keine inhaltlichen Beziehungen, — wohl aber (s. M. Fr.'s Kommentar) zu einem ganz anders gebauten, oben als Vorbild von I 5 (Husen) besprochenen Liede Folquet's von Marseille (verfaſst 1187).

M 4. Die Lieder gleicher Bauart im Provenzalischen (alle ohne Noten übl.) s. bei Maus Nr. 306; im Altfranzösischen fehlt Entsprechendes. In gewöhnlichen Vierheblern ist die Form auch von Veldegge angewandt worden (K 5). Hier erhält sie einen eigenartigen Reiz durch Zerlegung des ersten und dritten Stollenreims ($a \smile$) mittels Binnenreimen, so daſs genauer betrachtet, der Bau

$$\overset{4}{a} \smile \overset{6}{b} \smile \overset{10}{c} \quad \overset{4}{a} \smile \overset{6}{b} \smile \overset{10}{c} \quad \overset{10}{c}\,\overset{10}{d}\,\overset{10}{c}\,\overset{10}{d}$$

vorliegt. Diese Verszerlegung ist mittellateinischen Ursprungs; es sei nur der leoninische Hexameter und die Zerlegung von

$$\underset{7}{a} \smile \underset{7}{b} \text{ in } \underset{8}{a} \smile \underset{8}{a} \smile \underset{7}{b}$$

(öfter vertreten bei Reginald von Canterburg, gestorben nach 1109) genannt. Ob sie jedoch zu den Minnesängern nicht vielmehr auf dem Umwege über die Provenzalen gelangte, ist zum mindesten möglich. Schon Marcabru teilte die Guillem'sche Strophe

$$\underset{11}{a}\,\underset{11}{a}\,\underset{14}{a} \text{ in } \underset{8}{a}\,\underset{4}{a}\,\underset{4}{b} \quad \underset{8}{c}\,\underset{4}{c}\,\underset{4}{b} \quad \underset{3}{d}\,\underset{4}{d}\,\underset{7}{b}$$

(in Dejanne Nr. 24, ohne jedoch die Teilung strikte durchzuführen). Auch in einem sehr beliebten Liede Blondel's, R 1495, finden sich ähnlich geteilte Zehnsilbner, — was von den Herausgebern übersehen ist; ferner in Guiraut de Borneil: *Planc e sospir* (242, 56) wo die unbeachtete Teilung dem Herausgeber wichtige Hinweise für die Textkritik hätte geben können. Übrigens war die Vorlage Rudolfs vielleicht ohne Versteilung: so dichtete z. B. lateinisch der Kanonikus Adan de la Bassée in seinem Liede: *Ave rosa rubens tenera* ein von ihm selbst als Vorbild genanntes altfrz. Lied, R 2054, von dem sehr verbreiteten Bau 10 a b a b b a a b zu dem Gebilde um:

$$\underset{4}{a}\,\underset{6}{b}\,\underset{4}{c}\,\underset{6}{d} \quad \underset{4}{a}\,\underset{6}{b}\,\underset{4}{c}\,\underset{6}{d} \quad \underset{4}{e}\,\underset{6}{d} \quad \underset{4}{f}\,\underset{6}{b} \quad \underset{4}{g}\,\underset{6}{b}\,\underset{4}{h}\,\underset{6}{d},$$

ohne freilich die Teilung bis zum Schluſs durchführen zu können (s. Dreves 48, Nr. 20 der Adanschen Stücke).

M 5. Die zweite Strophe hat männliches b, so daſs hier der Bau genau gleich M 3 ist, nur daſs dort Fünfheber, in M 5 daktylische Vierhebler vorliegen. Alle unter M 3 angeführten Beispiele, die Melodie eingeschlossen, passen in erhöhtem Grade zu M 5. Auch hier ist der Inhalt einem, wieder anders

gebauten, vor 1181 gedichteten Liede Folquet's von Marseille entnommen; s. M. Fr. S. 359.

M 6 ist sicher Erzeugnis des Dichters. Eigenartig sind die dritten Stollenverse mit drei Takten, deren letzter durch zwei Auftaktsenkungen der folgenden Vierhebler vervollständigt wird.

M 7 ist dem vorhergehenden sehr ähnlich. Nur die Schwierigkeit, den 3. und 7. Vers zu korrigieren, hat wohl die Herausgeber gehindert, Identität des Tones anzunehmen.

M 8. Als Vorbild für Form und Inhalt wurde von K. Bartsch ein gegen 1189 gedichtetes Lied Peire Vidal's: *Pos tornatz sui en Pröensa* festgestellt; die Melodie mit dem mhd. Text gab F. Gennrich, l. c. S. 623, heraus. Dafs im Original der Reim c männlich ist, bietet musikalisch keine Schwierigkeit, ebensowenig die Unterbringung der Auftakte des deutschen Liedes.

M 9. Obwohl das Lied von F. Vogt unserm Dichter entschieden abgesprochen wird, möchte ich mir die Bemerkung nicht versagen, dafs Maus die sehr eigenartige Form unter Nr. 141 („Salomo") in Siebensilbnern notiert.

N. Albrecht von Johansdorf.

1.	86. 1	Mîn êrste liebe	$a^{5}b^{5}a^{5}b^{5}\ c^{4}\smile d^{4}c^{4}\smile d^{4}$	(4 Str.)
2.	87. 5	Mich mac der tôt	4 $\underline{a}\smile\underline{b}\,\underline{a}\smile\underline{b}\ \ \underline{b}\,\underline{a}\smile\underline{b}\,\underline{a}\smile$	(3 Str.)
3.	87. 29	Ich unde ein wîp	$a^{4}\smile b^{3}a^{5}\smile b^{3}\ c^{4}d^{3}c^{5}d^{3}\ e^{6}\smile e^{4}\smile f^{5}\ g^{3}\smile g^{5}\smile f^{6}$	
4.	89. 9	Swaz ich nu	$a^{3}\smile b^{6}a^{3}\smile b^{6}\ c^{7}c^{7}$	(2 Str.)
5.	89. 21	Die hinnen varn	$a^{4}b^{6}\smile c^{4}\ a^{4}b^{6}\smile c^{4}\ d^{6}d^{6}n^{5}e^{6}e^{4}$	(3 Str.)
6.	90. 16	Ich wil gesehen	$a^{4}\smile b^{5}\ a^{4}\smile b^{5}\ c^{3}\smile c^{2}\smile d^{5}D^{5}$	(2 Str.)
7.	90. 32	Wîze rôte rôsen	$a^{7}b^{7}a^{7}b^{7}\ c^{7}\smile n^{6}c^{3}\smile$	(2 Str.)
8.	91. 8	Dâ gehoeret	$a^{5}b^{5}a^{5}b^{5}\ c^{5}n^{3}c^{5}$	(4 Str.)
9.	91. 36	Saehe ich ieman	$a^{6}\smile b^{5}a^{6}\smile b^{5}\ c^{3}\smile d^{2}d^{4}c^{3}\smile$	(1 Str.)
10.	92. 7	Got weiz wof	$a^{7}[b]^{7}a^{7}b^{7}\ c^{6}\smile b^{6}c^{6}\smile$	(1 Str.)
11.	92. 14	Der al der werlte	$a^{4}b^{3}\smile a^{4}b^{3}\smile\ c^{4}c^{4}b^{3}\smile$	(5 Str.)
12.	93. 12	Ich vant sie	$a^{3}\smile b^{5}a^{3}\smile b^{5}\ c^{4}c^{7}$	(7 Str.)
13.	94. 15	Guote liute	$a^{3}b^{6}c^{4}\ a^{3}b^{6}c^{4}\ c^{6}c^{5}d^{5}d^{7}$	(4 Str.)

Dieser bayerische Dichter steht in bezug auf seine metrische Technik (wie auch in der Zeit seines Dichtens: um 1200 herum) zwischen zwei Perioden: die ältere, unkomplizierte, stark von

Romanischem beeinflufste wird verkörpert in N 1, 2, 11; die übrigen weisen ebenso entschieden in spätere und späteste Zeiten der mhd. Lyrik hinüber: eigenwilliger, gesuchter Strophenbau, Langverse von sechs und sieben Hebungen, reimlose Verse (ohne dafs diese, wie bei den provenzalischen „Körnern“ in den Folgestrophen Gegenreime finden), aber bei alledem strenge Beachtung der Dreiteiligkeit der Strophe und genauen Übereinstimmung der Stollen. In diesen Stücken ist die rhythmische Struktur, besonders wenn nur eine Strophe vorliegt; zuweilen nicht klar und eindeutig ersichtlich. Es ist nicht anzunehmen, dafs Albrecht hier als Wegweiser gewirkt hat; zweifellos ist er von bedeutenderen Zeitgenossen, Morungen, Reimar, Walther, stark beeinflufst worden.

N 1. Auf die regelmäfsige Setzung des Auftaktes im Aufgesang und sein ebenso regelmäfsiges Fehlen im Abgesang macht schon der Kommentar in M. Fr. aufmerksam. Das etwaige Vorbild hatte also die Form

$$\underset{10}{a}\,\underset{10}{b}\,a\,b\quad \underset{7}{c}\smile d\,\underset{7}{c}\smile d.$$

Diese tritt im Altfranzösischen nicht auf; für das Provenzalische gibt hier Maus, wie so oft ungenügend Auskunft. So mag dieses Kreuzlied, wenn auch in romanischem Geschmack, vom Dichter selbst gebaut und komponiert sein.

N 2 dagegen, ebenfalls ein Kreuzlied, teilt seinen daktylischen Rhythmus und seinen Strophenbau aufs genaueste mit dem berühmten Kreuzliede Conon's von Béthune, R 1125, das wir oben als Vorbild von Husen I 6 abgelehnt haben. Man kann N 2 ohne Bedenken die Melodie von R 1125 unterlegen, allerdings nicht in der Taktierung F. Gennrichs (erster Modus), sondern in der von P. Aubry (Arsenalhandschrift, Notenbeilage S. 31). Inhaltlich ist das deutsche Lied durchaus selbständig.

N 3. Die Symmetrie in den Reimen des Abgesanges erinnert an mittellateinische Stücke.

N 4. Die Gruppe $\overset{3}{a}\,\overset{6}{b}$ im Aufgesang findet sich hier zum ersten Male; zum Strophenbau vgl. oben A 6.

N 5. $\overset{4}{a}\,\overset{6}{b}$ fanden sich nebeneinander im Aufgesang schon bei Husen (I 17).

N 6. Der Gruppe $\overset{4}{a}\,\overset{5}{b}$, vertreten im Stollen schon bei Dietmar (G 4), steht in der gesamten afrz. Lyrik nur in einem Liede, einen berühmten chanson de croisade Conon's (R 1314) die Gruppe $\underset{7}{a}\,\underset{10}{b}$ gegenüber; $\underset{8}{a}\,\underset{10}{b}$ ist nicht vertreten. Im Ml. findet sich $\underset{7}{a}\,\underset{9}{b}$ in Dreves 21, 2 (Salve pater), wohl deutschen Ursprunges.

N 7. Vielleicht ist es kein Zufall, dafs zwischen den beiden n in Str. I u. II wenigstens Assonanz besteht. Siebenhebler finden sich hier zum ersten Male, wenn man von dem Husen fälschlich zugeschriebenen I 17 absieht.

N 8: Eine Variante von Dietmar G 8.

N 9. Die Gruppe $\overset{6}{a}\,\overset{5}{b}$ tritt hier zuerst auf.

N 10. Die sonst überall durchgeführte Stollengleichheit spricht sehr für die Annahme von F. Vogt, dafs der zweite Vers ausgefallen.

N 11. Der Ton ist identisch mit Veldegge K 10; s. die dort angeführten Parallelen.

N 12. Das Lied hat inhaltlich engste Beziehungen zu einem Gedichte des urkundlich 1188—1210 nachgewiesenen Provenzalen Albert Marques de Malaspina; auch die Form zeigt eine gewisse Verwandtschaft. So darüber M. Fr. S. 370.

O. Heinrich von Rugge.

1.	96. 1	Ein tumber man	Leich. (Sequenzenbau.)
2.	99. 29	Ich sach vil	4 a b c a b c d d e n e (5 Str.)
3.	101. 7	Mir ist noch	$\overset{5}{a}\smile\overset{4}{b}\,\overset{5}{a}\smile\overset{4}{b}\;\;\overset{4}{c}\,\overset{4}{c}\,\overset{4}{d}\,\overset{5}{d}$ (1 Str.)
4.	101. 15	Got hât mir	4 $\underline{a}\,\underline{b}\smile\underline{a}\,\underline{b}\smile\underline{c}\,\underline{d}\,\underline{d}\,E\smile$ (3 Str.; Binnenreime in a, c⌣, d, E⌣)
4.	102. 1	Ich was vil	$\overset{3}{a}\,\overset{3}{b}\,\overset{3}{c}\,\overset{3}{d}\;\;\overset{3}{a}\,\overset{3}{b}\,\overset{3}{c}\,\overset{3}{d}\;\;\overset{3}{d}\,\overset{4}{e}\,\overset{6}{e}\,\overset{6}{f}\,\overset{5}{f}$ (2 Str,)
6.	102. 27	Mich grüezet	$\overset{4}{a}\smile a\smile a\smile a\smile a\smile\;\;\overset{3}{b}\,\overset{2}{c}\smile\overset{3}{c}\smile\overset{3}{b}$ (2 Str.)
7.	103. 3	Hân ich iht	4 a b a b c d c d (4 Str.)
8.	103. 35	Ein wîser man	4 a b a b c c d n d (11 Str.)
9.	106. 24	Nu lange stât	$\overset{4}{a}\,\underbrace{\overset{2}{b}\,\overset{3}{c}}\smile\;\;\overset{4}{a}\,\underbrace{\overset{2}{b}\,\overset{3}{c}}\smile\;\;\overset{4}{a}\,\underbrace{\overset{2}{b}\,\overset{3}{c}}\smile\;\;\overset{4}{a}\,\overset{4}{a}\,\overset{2}{n}\,\overset{5}{c}\smile$
10.	107. 27	Nâch vrowen	$\overset{4}{a}\,\overset{4}{b}\,\overset{4}{a}\,\overset{4}{b}\;\;\overset{4}{c}\,\overset{4}{c}\,\overset{4}{d}\,\overset{5}{d}$ (4 Str.)
11.	108. 22	Diu werlt wil	4 $\underline{a}\smile\underline{b}\,\underline{a}\smile\underline{b}\;\;\underline{c}\,\underline{d}\smile\underline{c}$ (3 Str.; $\overset{4}{\underline{d}}=\overset{2}{\underline{d}}+\overset{2}{\underline{d}}$)
12.	109. 9	In mîner besten	$\overset{4}{a}\,\overset{5}{b}\smile\overset{4}{a}\,\overset{5}{b}\smile\;\;\overset{4}{c}\,\overset{4}{c}\,\overset{4}{d}\,\overset{6}{d}\,\overset{5}{d}$ (6 Str.)
13.	110. 26	Ich suoche	$\overset{4}{a}\,\overset{2}{b}\smile\overset{3}{c}\smile\;\;\overset{4}{a}\,\overset{2}{b}\smile\overset{3}{c}\smile\;\;\overset{4}{a}\,\overset{2}{b}\smile\overset{3}{c}\smile\;\;\overset{4}{a}\,\overset{2}{b}\smile\overset{4}{c}\smile$ (3 Str.)

Dieser schwäbische Dichter steht zu Husen zeitlich und geographisch näher als zu Albrecht von Johansdorf. Auch hinsichtlich seiner metrischen Kunst gehört er unbedingt zu älteren Richtung. Bartsch in den Liederdichtern hat ihn mit Recht vor Albrecht gesetzt, den er an sprachlicher Gewandtheit und Glätte des Rhythmus zweifellos übertrifft. Grofses Geschick zeigt er in der Zerlegung längerer Verse durch Binnenreim (s. dazu M 4). Für die Formenvergleichung sind solche Verse, falls nicht in der Zäsur zwei Hebungen zusammenstofsen, als Langverse aufzufassen.

O 2. M. Fr. Kommentar weist auf das Vorkommen dieses Tones bei Walther hin.

O 3. Die Gruppe $\underset{5}{a}\,\underset{4}{b}$ ist neu. Die Gruppe $\underset{10}{a}\,\underset{7}{b}$ tritt im Afrz. ganz selten auf (R 1833, 1966). Die Strophenform (ähnlich G 13) ist Eigentum Rugges.

O 4—6 sind ebenfalls wohl vom Dichter geschaffen.[1]

O 7. Vgl. G 5 und K 22; auch hier läſst sich die provenzalische Melodie ohne weiteres verwenden.

O 8. Die Strophenform ist die gleiche wie in dem anonymen Liede A 5.

O 9. Die Dreiteilung des Aufgesanges, wie sie hier vorliegt, ist sicher ein Erzeugnis der Erfindungsfreude Rugge's, wobei er vielleicht durch romanische Reihenlieder inspiriert wurde.

O 10. Dieselbe Form findet sich beim Burggrafen von Rietenberg (E 1) mit dem Unterschiede, daſs dort alle Verse Vierhebler sind.

O 11. Zur Bauart vgl. G 8 (Dietmar) und D 1 (Burggraf von Regensburg).

O 12 gehört vielleicht Reinmar dem Alten; die Form ist selbständig.

O 13: ein Reihenlied mit verlängertem letzten Vers. Beispiele aus der westlichen Lyrik fehlen; dreiteilige Stollen mit entsprechender Gliederlänge finden sich in R 505 und 1587.

P. Bernger von Horheim.

1.	112. 1	Nu enbeiz ich	4 a b a b b a a b a (3 Str.)
2.	113. 1	Mir ist alle zît	4 $\underline{a}\,\underline{b}\,\underline{a}\,\underline{b}\;\; \underline{b}\,\underline{c}\smile\underline{c}\smile\underline{b}$ (4 Str.).
3.	113. 33	Mir ist von	4 $\underline{a}\,\underline{b}\,\underline{a}\,\underline{b}\,\underline{a}\,\underline{b}\,\underline{a}\,\underline{b}\,\underline{b}$ (3 Str.)
4.	114. 21	Wie solt ich	4 $\underline{a}\smile\underline{b}\,\underline{a}\smile\underline{b}\;\; \underline{b}\,\underline{b}\,\underline{a}\smile$ (3 Str.)
5	115. 3	Si frâgent mich	4 a b a b c c d d (3 Str.; $\overset{4}{a} = \overset{2}{a} + \overset{2}{a}$)
6.	115. 27	Nu lange	4 $\underline{a}\smile\underline{b}\,\underline{a}\smile\underline{b}\;\; \underline{c}\,\underline{c}\,\underline{c}$ (1 Str.; viel Binnenreime.)

Wie bei anderen ritterlichen Minnesängern, von denen uns Reisen oder Seefahrten ins Ausland bekannt sind, steigerte sich bei Bernger von Horheim, dessen Blüte kurz vor 1200 liegt, das Interesse für französische Dichtung zu direkter Nachahmung. Bei Achtsilbnern suchte er auch deren jambischen Charakter durch ständige Setzung des Auftaktes zu bewahren; allerdings wendet er denselben auch bei daktylischen Zehnsilbnern an.

P 1 wurde in M. Fr. als Nachbildung von R 1664, einem Liede Chrestien's de Troies (*D'amours qui m'a tolu a moi*) nachgewiesen

---

[1] Zu O 6 vgl. Dreves 20. 294 („*De supernis*"): $\underset{7}{a}\smile a\smile a\smile a\smile a\smile a\;\; \underset{8}{b}\smile b\smile \underset{7}{c}$.

und von F. Gennrich mit den Noten des Originals abgedruckt (l. c. 628).

P 2. Von den sechs provenzalischen Liedern, die nach Maus (S. 88) diese Form aufweisen, käme als Vorbild Bernger's am ersten dasjenige von Bertran de Born (Bartsch Nr. 25) in Betracht; es ist leider ohne Melodie überliefert. Ein altfranzösisches von gleichem Bau, R 1457 (die übrigen sind jünger als Bernger) ist in der Handschrift O im dritten Modus notiert. Der Inhalt zeigt zu dem des Minneliedes insofern eine gewisse Verwandtschaft, als er — eine Seltenheit bei den Trouvères — einen fröhlichen Grundton zeigt.

P 3. Vielleicht hat Husens Imitation des Liedes von Bernart von Ventadorn (I 9) Bernger dazu angeregt, denselben Strophenbau in Langversen zu versuchen. In Zehnsilbnern ist er sonst nicht vertreten.

P 4 ist genau so gebaut wie ein Lied Bertran's de Born (Maus Nr. 292) das ohne Melodie überliefert ist. Aber im Altfranzösischen gibt es einige alte gleichgebaute Stücke mit erhaltener Singweise: zunächst R 1837, ein Lied des berühmten Conon de Béthune (*Mout me semont amors que je m'envoise*; Ausg. Wallensköld S. 5), das auch einer Komplainte von Jehan Erart (R 485) als Vorbild diente; ferner R 1724, von Gace Brûlé verfaſst (*Bien ait l'amours dont l'en cuide avoir joie*). Die Melodie von R 1724 s. bei P. Aubry S. 25; die von R 1837 ist unediert.

Der Inhalt des deutschen Liedes hat zu allen diesen Stücken keine Beziehung und ist rein persönlich: ein Abschiedslied des Dichters an seine Dame vor einer Seefahrt nach „Pülle“ (Apulien).

P 5. Der Ton ist, wenn wir von den Binnenreimen absehen, gleich dem des ersten Liedes des Burggrafen von Rietenburg (E 1); er wurde von Rugge zweimal variiert (O 3 und O 10). Bei der genaueren Datierung Berngers ist hier ein näheres Eingehen auf die entsprechenden romanischen Stücke am Platze. Die Form tritt bei den Provenzalen in Achtsilbnern siebenmal auf (vgl. Maus Nr. 359, 3); unter den verzeichneten Dichtern ist am wahrscheinlichsten Peire Vidal, der ja auch Rudolf von Fenis nachgebildet wurde, Anreger Berngers gewesen; leider sind alle diese Stücke ohne Noten erhalten. Ziehen wir auch die Stücke in Siebensilbnern heran, besitzt die gröſste Anwartschaft darauf, Bernger beinfluſst zu haben, das Lied *Eram cosselhatz* ... von Bernart de Ventadorn, dessen Text mit Noten Appel in seiner Ausgabe im Faksimile gegeben hat. Die altfranzösischen Stücke gleichen Baues sind sämtlich zu jung. Im Mittellateinischen fehlt Entsprechendes.

P 6. Auch hier hat Bernger durch überreiche Anwendung von Binnenreimen einer einfachen Grundform ein ganz neues Aussehen gegeben. Doch schon am Schluſs einer Strophe ist er der Spielerei überdrüssig und bringt sich selbst mit einem „*sist guot*“ zum Schweigen. Die Grundform, im Provenzalischen nicht vertreten, zeigt ein Lied Gace Brûlé's (R 169): *Ne puis faillir a bone chanson faire.* Der Inhalt der ersten Strophe (Liebe, Gesang, Ent-

täuschung) zeigt eine unverkennbare Verwandtschaft mit Bernger's Strophe. Sie lautet nach der Arsenalhandschrift[1]:

> Ne puis faillir a bone chanson faire
> Quant ma dame me prie que je chant;
> S'ele me fust tant franche et debonaire
> Con je sui li, bien porroie mon chant,
> Fere meilleur, s'en seroit melz amez,
> Mes par itant me sui reconfortez
> Que nus biens n'est d'amors trop desirrez.

Aubry hat für die Transkription der Melodie, obwohl keine mensurierte Fassung überliefert ist, mit Recht den dritten Modus gewählt.

Q. Hartwic von Rute.

1.	116. 1	Mir tuot ein sorge	5 a⌣b a⌣b b a⌣b	($3^1/_2$ Str.)
2.	117. 1	Ich bin gebunden	ganz unregelmäſsige Gebilde, Lai-artig, ob überhaupt Lieder?	
3.	117. 14	Ich wil versuochen		
4.	117. 26	Als ich sihe		

Q 1. Von diesem Liede gilt das oben zu Rudolf von Fenis (M 3) Ausgeführte.

Q 2—4. In M. Fr. ist zwar der Familienname des Dichters aber nicht seine Persönlichkeit urkundlich nachgewiesen. Wohl nur der Strophenbau von Q 1 war der Anlaſs, ihn gerade in diesem Zeitraum unterzubringen. Vielleicht ist es durch Vergleich von Q 2—4 mit späteren Formen (frühere kommen nicht in Betracht) möglich, zu einer wesentlich anderen Datierung zu gelangen.

R. Bligger von Steinach.

1.	118. 1	Mîn alte swaere	4 $\underline{a}$⌣$\underline{b}$ $\underline{b}$ $\underline{a}$⌣ $\underline{c}$ $\underline{a}$⌣$\underline{b}$ $\underline{c}$ $\underline{b}$	(2 Str.)
2.	118. 19	Er funde guoten	5 a⌣b a⌣b b a⌣b	(3 Str.)
3.	119. 13	Ich merke	$\overset{7}{a}\overset{6}{a}\overset{4}{b}\overset{5}{c}$⌣ $\overset{7}{a}\overset{6}{a}\overset{4}{b}\overset{5}{c}$⌣ $\overset{4}{d}\overset{5}{e}$⌣$\overset{5}{d}\overset{7}{e}$⌣$\overset{7}{f}$⌣$\overset{4}{n}$⌣$\overset{7}{f}$⌣	

R 1. Der kunstvolle Strophenbau deutet am ersten auf ein provenzalisches Vorbild. Aber Maus verzeichnet die Strophe nicht; auch im Altfrz. ist kein so gebautes Lied vorhanden.

R 2. Vgl. M 3. Das Lied ist durch eine Stelle des Inhalts auf die Zeit vor 1193 datiert.

R 3. Nach M. Fr. Kommentar ist der Strophenbau mehrfach als zu jung für das 12. Jahrh. angesprochen und demgemäſs die Autorschaft Bliggers angezweifelt worden. Aber ein Blick auf unsere obigen Listen zeigt, daſs die reiche Formenkunst der Sänger des 12. Jahrhs. bereits mehrere ganz ähnliche Gebilde erzeugt hatte.

---

[1] G. Huet hat in seiner Ausgabe leider dieses Lied, wie mehrere schöne andere, mit Unrecht Gace Brûle auf Grund grammatischer Kleinigkeiten abgesprochen.

S. Heinrich von Morungen.

Auch auf dem Gebiete der Formenkunst war dieser geniale Thüringer schöpferisch und bahnbrechend. Es wäre eine reizvolle, doch den Rahmen dieser Studie weit überschreitende Aufgabe, die kühnen Neuerungen Morungen's mit denen er durch Differenzierung älterer Elemente und durch Bindung älterer Freiheiten metrische Kunstwerke von harmonischer Glätte und pikanter Neuheit schuf, einmal aufzudecken und festzulegen.

Die Beziehungen zur westlichen Lyrik, die inhaltlich Morungens, Lieder aufweisen, wurden schon vor langer Zeit von F. Michel (Heinrich M. und die Troubadours, 1880) untersucht. Hier kommt es darauf an festzustellen, ob Morungen in Einzelfällen romanische Formen wahrscheinlich oder möglicherweise benutzt hat. Alle Lieder, die sich durch drei- oder vierteilige Stollen oder durch Verse mit über fünf Hebungen oder durch reimlose Verse als einheimisch erweisen, werden von der nachfolgenden Aufzählung ausgeschlossen.

1.	131. 25	Ich bin iemer	$a^5 b^5 \smile a^5 b^5 \smile \;\; c^3 d^5 \smile d^5 \smile c^5$	(5 Str.)
2.	139. 19	Ich hôrt	$\underline{a}^2 \smile b^4 \underline{a}^2 \smile b^4 \;\; \underline{b}^4 b^5 a^2 \smile b^2$	(3 Str., $\underline{b}^4$ mit Binnenr. b)
3.	140. 32	Uns ist zergangen	$\underline{a}^4 \smile \underline{b}^4 \underline{a}^4 \smile \underline{b}^4 \;\; b^3 \underline{c}^4 \smile \underline{b}^4$	(3 Str.; $\underline{a}^4 \smile$ mit Binnenr. c $\smile$)
4.	142. 19	Ich bin keiser	$a^4 \smile b^5 a^4 \smile b^5 \;\; c^4 n^4 c^5$	(3 Str.; in I c = b)
5.	143. 2	Owê	$R\, a^3 b^3 a^3 b^3 \;\; c^3 c^3 c^3 R$	(4 Str.)
6.	145. 1	Must geschehen	$a^5 \smile b^6 a^5 \smile b^6 \;\; b^6 a^5 \smile a^5 \smile b^6$	(4 Str.)
7.	145. 33	Ich wil eine reise	$a^3 \smile b^4 a^3 \smile b^4 \;\; c^3 \smile c^3 \smile d^4 d^4$	(6 Str.)
8.	147. 17	Lanc bin ich	$a^4 b^4 \smile a^4 b^4 \smile \;\; b^3 \smile c^3 c^4 d^3 d^3 e^3 e^3$	(1 Str.)

S 1. Die strenge Regelmäſsigkeit, mit der Morungen den Auftakt handhabt, würde eher für die (genauere) Bezeichnung der Verslänge durch Silbenzahl sprechen (a_{10} statt a^5); nur der Gleichförmigkeit halber ist die Bezeichnung durch die Hebungszahl beibehalten worden. — So würde dem Liede S 1 die Formel gerecht: $a_9 b_{10} \smile$ etc. Doch musikalisch-rhythmisch ist a_9 identisch mit a_{10}; so werden wir bei der Suche nach einem Vorbilde die Formel

$$a_{10} b_{10} \smile a b \smile \;\; c_5 d_{10} \smile d_{10} \smile c_{10}$$

zugrundelegen. Lieder von dieser Bauart sind im Provenzalischen

und Altfranzösischen nicht vorhanden; eine ähnliche, mit gleichem Aufgesang und den Abgesang

c c d d
5 10 10 10

liegt vor in R 1554 und 1997 (Melodien unediert).

S 2. Wie zu erwarten, liegt im Romanischen nichts vor, was dieser Strophe, die ein Musterbeispiel der raffinierten, alles Bisherige weit überholenden Kunst Morungen's ist, irgendwie entspräche.

S 3. Auch diese Form ist Morungen's Eigentum.

S 4. Der Fall soll nur besprochen werden, da die Strophe, in ihrem Bau trotz der kleinen Abweichung identisch mit den beiden folgenden Strophen, auch nach einem Gedicht der Carmina Burana, Nr. 113 der Ausgabe Schmellers, überliefert ist. — Nur in der Zusammensetzung von Stollen und Abgesang ist die Bauart von Morungen zuerst angewandt worden. Der Stollenbau findet sich schon bei Dietmar von Eist (G 4), der echt deutsche Abgesang schon bei Spervogel (F 2). Ein Unterschied besteht jedoch ferner darin, dafs Morungen, seinem oben erwähnten Grundsatz gemäfs, die Verse mit bestimmter Silbenzahl ausgestattete und so den Bau erhielt:

a ⌣ b a ⌣ b c n c.
7 9 7 9 8 8 10

— Wie verhält sich nun das lateinische Gedicht zu dem Morungens? Die Verschiedenheit im Abgesang,

c n c statt c n c
8 8 8 8 8 10

ist wohl unerheblich: vielleicht betrachtete derjenige, der die Gedichte zusammenbrachte, den Vers: *ih engesah ni wip so wol gemut* als Vierhebler mit drei Auftaktsilben. Das Entscheidende liegt vielmehr im Aufgesang und zwar in dessen Neunsilbnern.[1] Im Mhd. wurde dieser Vers erst durch und seit Morungen beliebt. Im Mlat. ist er sehr selten. Das alte isolierte Beispiel *Jam dulcis amica venito* aus den Cambridger Liedern gehört nicht hierher, eher Abälards *Quadrigae Csristi vehiculum* (Dreves 48, 198). Aber Abälard blieb hier ohne Fortsetzer und die Fälle in den Carmina Burana, die schon W. Meyer (*Ges. Abh.* I, 323) aufzählte, sind für sich zu betrachten. Von ihnen sind die Lieder Nr. 36, 128, 174 sicher von deutschen Verfassern; und, wenn man für die unkonsequent gebauten Strophen von 51 eine allen gemeinsame rhythmisch-musikalische Struktur sucht, so mufs man alle Verse als Vierhebler mit germanischer Silbenzahlfreiheit betrachten. Die Neunsilbner in den Carmina Burana sind deutschen Ursprungs; sie datieren aus einer Zeit, als der ältere Fünfhebler sich in ausgesprochene Neunsilbner und Zehnsilbner gespalten hatte, d. h. nach 1200. Dementsprechend sind auch die wenigen Beispiele bei Dreves (20, 132. 166. 176. 187. 210. 288. 297; 21, 2) einzuschätzen; zwei weitere Fälle, 20, 257 und 21, 110 gehen auf den bekannten, auf metrischem Gebiete

[1] Vers 2 ist natürlich zu *tellus quae[tam] diu marcuit* zu ändern.

gern experimentierenden Schulmeister des cod. Parisinus 15131 zurück.

S 5. Das wunderschöne Tagelied ist auch in formaler Hinsicht sicher eine freie Schöpfung Morungens. Und doch ist ein altfranzösisches, gleichfalls halbepisches Gedicht vorhanden, das dieser aparten und hübschen Form Pate gestanden hat; es ist eine Pastorelle von Ernoul le Vieux, R 1365, „*Pensis chief enclin*". Ihr Bau ist 5 a b⌣a b⌣ c c c c R; sie hat aufser dem Schlufsrefrain noch mehrere ausrufartige Binnenrefrains. Wann Ernoul lebte, ist unbekannt; jedenfalls genofs er als Musiker eine gewisse Beliebtheit, da seine Pastorelle R 19 in der französischen und lateinischen (*Crescens incredulitas* im cod. Laur.) Motettenliteratur benutzt wurde.[1]

S 6. Die Form gehört eigentlich nicht hierher; doch das Lied steht, wie Bartsch nachgewiesen, in enger Abhängigkeit zu dem anonymen (ohne Mel. erh.) provenzalischen Liede: *Aissi m'ave cum al enfan petit*, dessen Strophenbau: 10 a b⌣a b⌣ b⌣a a b⌣ zweifellos Morungen wenigstens in der Reimordnung nachgebildet hat. Rhythmisch-musikalisch ist das deutsche Lied selbständig; deshalb verzichte ich darauf, hier die sonst passenden erhaltenen Melodien aus dem Afrz. anzuführen.

S 7. Das Fehlen des Auftaktes deutet auf Fünf- und Siebensilbner. Romanische Beispiele fehlen, obwohl das Stollenpaar $a_5\ b_7$ öfters vertreten ist.

S 8. Das Lied zeigt, das es Morungen nicht verschmähte, auch ein altfranzösisches Stück gelegentlich inhaltlich und formal zu kopieren. R 1538 hat den auffallend ähnlichen Bau:

$$a_7\ b_7\smile\ a_7\ b_7\smile_5\ b\smile\ c_5\ c_7\ d_5\ d_5\ E_5\ E_5;$$

seine zweite Strophe lautet (nach Hs. C):

J'ai souvent esteit pensis
Et sens point d'envoixëure,
Maix uns boens espoirs jolis
M'ait dit ke je m'asëure,
Ke li fruis mëure
De mon gueridon etc.

Vgl. Morungens Strophe:

Lanc bin ich geweset verdâht
Unde unfrô von rehter minnen.
Nu hât men mir mêre brâht,
Der ist frô mîn herze inbinnen.
Ich sol trost gewinnen
Von der frowen mîn etc.

Das französische Lied ist anonym; die Angabe der auch sonst oft so unzuverlässigen Berner Handschrifl „Perrin d'Angecourt" ist

[1] S. darüber F. Ludwig, *Repertorium* I, 1, S. 113, 215 u. 336.

unrichtig, da dieser Dichter erst um die Mitte des 13. Jh.'s tätig war. Die Melodie des Liedes s. Beck, Chansonnier Cangé, Paris 1927, II, S. 208; die Hss. siehe bei Raynaud.

T. Engelhart von Adelnburg.

1.	148. 1	Wart ich ie	$\overset{4}{a}\smile\overset{4}{b}\,\overset{4}{a}\smile\overset{4}{b}\quad\overset{4}{c}\smile\overset{2}{d}\,\overset{4}{c}\smile\overset{4}{d}$ (3 Str.)
2.	148. 25	Swer mit triuwen	4 a b a b c n c (1 Str.)

T 1. Verwandte Bauarten liegen im Afrz. und Mlat. vor, aber nichts genügend genau Entsprechendes.

T 2. Der Ton ist gleich Morungen 144, 17.

U. Reinmar.

Die Sichtung der metrischen Formen Reinmars führt zu einem ähnlichen Resultate wie bei Morungen. Unter seinen zahlreichen Strophen befinden sich nur wenige, bei denen überhaupt die Möglichkeit einer direkten Entlehnung aus dem Romanischen vorhanden wäre. Und auch diese wenigen erweisen sich gröſstenteils als selbständig. Es scheint, als ob Reinmar und Morungen sich gegenseitig beeinfluſst haben. Eine Beeinflussung beider durch Walther von der Vogelweide ist wohl für das Gros ihrer Lieder aus chronologischen Gründen nicht angängig.

1.	151. 1	Si koment	$\overset{4}{a}\,\overset{4}{b}\,\overset{4}{a}\,\overset{4}{b}\quad\overset{4}{c}\,\overset{3}{d}\smile\overset{4}{c}\,\overset{5}{d}\smile$ (4 Str.)
2.	151. 33	Mir kumet	$\overset{4}{a}\,\overset{4}{b}\,\overset{4}{a}\,\overset{4}{b}\quad\overset{5}{c}\,\overset{5}{c}\,\overset{4}{d}\,\overset{2}{e}\smile\overset{4}{e}\smile\overset{4}{d}$ (3 Str.)
3.	162. 7	Ein wîser man	$\overset{4}{a}\,\overset{5}{b}\,\overset{4}{a}\,\overset{5}{b}\quad\overset{7}{c}\smile\overset{7}{c}\smile\overset{4}{d}\,\overset{4}{n}\,\overset{4}{d}$ (3 Str.)
4.	183. 33	Ich sach	$\overset{4}{a}\,\overset{4}{b}\,\overset{4}{a}\,\overset{4}{b}\quad\overset{4}{c}\,\overset{4}{c}\,\overset{2}{c}$ (5 Str.)
5.	185. 27	Solde ab ich	$\overset{5}{a}\smile\overset{4}{a}\,\overset{5}{b}\smile\overset{4}{b}\quad\overset{4}{c}\,\overset{7}{c}$ (5 Str.)
6.	191. 7	Ich welte	4 a b a b a b c c b (3 Str.; das erste $\overset{4}{c}=\overset{2}{c}+\overset{2}{c}$)
7.	193. 22	Ich tuon	$\overset{4}{a}\,\overset{3}{b}\smile\overset{4}{a}\,\overset{3}{b}\smile\quad\overset{4}{c}\,\overset{4}{c}\,\overset{3}{b}\smile$ (5 Str.)
8.	194. 18	Mîn ougen	5 a b a b $c\smile d\,d\,c\smile$ (2 Str.)
9.	198. 4	Er hât ze lange	$\overset{4}{a}\,\bar{\smile}\,\overset{4}{b}\,\overset{4}{a}\smile\overset{4}{b}\quad\overset{2}{c}\,\overset{2}{c}\smile\overset{2}{c}\,\overset{2}{c}\smile\overset{3}{d}\,\overset{3}{d}\smile\overset{4}{d}\,\overset{3}{d}\smile$ (2 Str.)
10.	199. 25	Âne swaere	$\overset{2}{a}\smile\overset{2}{a}\smile\overset{4}{b}\quad\overset{2}{c}\smile\overset{2}{c}\smile\overset{4}{b}\quad\overset{2}{d}\smile\overset{3}{d}\smile\overset{3}{e}\smile\overset{3}{e}\smile\overset{5}{e}\smile$ (6 Str.)
11.	203. 10	Ze niuwen	4 a b a b c c c (3 Str.)
12.	203. 24	Wol mich	$\overset{3}{a}\smile\overset{3}{b}\smile\overset{3}{a}\smile\overset{3}{b}\smile\quad\overset{4}{c}\,\overset{4}{c}\,\overset{4}{c}$ (4 Str.)

U 1. Die Strophe ist die germanische Umformung eines Typus, der — wohl zufällig — in der ersten Strophe eines Stückes des Laurentianus vorliegt: Vehemens indignatio (Dreves 21, 210):

$$\underset{8}{a}\ \underset{8}{b}\ a\ b\ \ \underset{8}{c}\ \underset{6}{d}\smile\ \underset{8}{c}\ \underset{6}{d}\smile.$$

Die romanischen Sprachen haben nichts Entsprechendes; vgl. unten V. 9.

U 2. In allen Strophen sind c c Neunsilbner; daſs die Form von Reinmar erfunden, wird durch ihr Fehlen in den andern Literaturen bestätigt.

U 3. Das Lied wird nur deshalb hier angeführt, weil es inhaltlich (s. M. Fr. S. 417) enge Berührung mit der zweiten Strophe von R 1232 (Verfasser eher Gace Brûlé als Aubin) hat. Die Form von U 3 jedoch ist selbständig und hat nichts mit der des französischen Liedes zu tun.

U 4. Zwischen diesem Typ und dem von Bartsch (nach M. Fr. S. 426) herangezogenen Liede Guillem's von Poitou besteht keine Beziehung. Ebensowenig gehört wohl hierher Abälard: *Adventu sancti Spiritus* (Dreves 48, 184) mit dem Bau:

$$\underset{8}{a}\ \underset{8}{b}\ a\ b\ \ \underset{12}{c}\ \underset{10}{c}\ \underset{10}{c},$$

obwohl der Typ derselbe ist. Erfinder der Form wird Reinmar selbst sein.

U 5. Auch hier liegt, wie bei S 4 (s. dort) die Wahrscheinlichkeit vor, daſs der deutsche Strophenbau dem Carmina Burana-Dichter als Vorbild gedient hat. Die Teilung des letzten Verses bei Schmeller (Nr. 128) ist unsinnig. Auch die freie Behandlung der Silbenzahl im letzten Vers der dritten Strophe des lat. Liedes deutet auf den deutschen Verfasser. Vielleicht geben die Neumen, mit denen nach Schmeller Nr. 128 versehen ist, wichtige Auskunft über den musikalischen Bau.

U 6. Strophen mit drei Verspaaren im Aufgesang, aber anderem Abgesang, haben auch Husen (I 12) und Veldegge (K 9). Auch Gace Brûlé hat öfter solchen Aufgesang; vgl. z. B. R 1867 mit dem Bau 8 a b a b a b b b a (der musikalische Bau ist, wie so oft, anders). Genauere Entsprechungen fehlen überall.

U 7. Eine schon von Albrecht von Johansdorf (N 11) und Heinrich von Veldegge (K 10) benutzte Form. Sonstiges Auftreten s. unter K 10. Die von F. Vogt (M. Fr. S. 369) herangezogene Strophe 102 a der Carmina Burana gehört natürlich nicht hierher, da in ihr offenbar der drittletzte Vers ausgefallen ist.

U 8. Den Strophenbau 10 a b a b c d d c verzeichnet Maus (Nr. 397, 3) siebzehnmal, allerdings ohne über das Geschlecht der Reime Auskunft zu geben; im Afrz. tritt er nicht auf. Von den provenzalischen Stücken sind Pons de Capdoill 14 und Gaucelm Faidit mit (uned.) Melodie überliefert. Ich bezweifle, daſs eine Vergleichung des Inhalts etwas ergeben würde, U 8 macht einen zu urwüchsigen Eindruck.

U 9. Auch wenn man die Kurzverse zu längeren zusammenfaſst, finden sich keine Entsprechungen in der Troubadour- und Trouvère-Litteratur zu diesem Frauenliede, das auch inhaltlich einen ganz selbständigen Eindruck macht. Und doch zeigt es formal starke Spuren von der Troubadourlektüre Reinmars: in den grammatischen Reimen. Nur zur Illustration sei hier als ähnliche Form erwähnt Maus Nr. 347:

a b a b c c c⌣ c c c⌣.
7 5 7 5 3 4 6 3 4 6

Daſs die Form den deutschen Zeitgenossen gefiel, bezeugt ihre von Bartsch festgestellte Nachahmung durch ein geistliches Lied (s. M. Fr. S. 433).

U 10. Sehr ähnlich gebaut ist das Arraser satirische Gedicht R 1357, aber es kann Reinmar nicht beeinfluſst haben, da es erst 1269 gedichtet ist (s. Gröbers *Grundriſs* II, 1, 893). Vielleicht geht es, wie so viele Streitgedichte, auf ein älteres, uns verlorenes Stück zurück, das auch Reinmar kannte. In der prov. und mlat. Literatur habe ich nichts gefunden.

U 11.} U 12.} Vgl. oben U 4, S 5 und P 6. Die beiden Strophenformen sind Eigentum Reinmars.

V. Hartman von Aue.

Die Lieder dieses groſsen Epikers, mit dem M. Fr. abschlieſst, sind nicht zahlreich; wir können deshalb ihre Formen in extenso bringen.

1.	205. 1	Sît ich den sumer	5	a b a b b c c c c	(5 Str.)
2.	206. 19	Swes fröide		4 3 3 4 3 3 2 4 5 3 a b c a b c d d e e	(3 Str.)
3.	207. 11	Ich sprach		4 4 4 4 3 3 2 4 3 3 2 4 a b a b c c d e f f d e	(6 Str.)
4.	209. 5	Mîn dienest		4 3 4 3 2 2 3 3 4 7 a b⌣a b⌣ c c d d e e	(2 Str.)
5.	209. 26	Dem kriuze		4 2 4 2 4 2 4 2 3 3 3 4 a b a b c d c d e e f f	(6 Str.)
6.	211. 20	Swelch vrowe	4	a b a b c n c	(1 Str.)
7.	211. 27	Der mit gelücke		4 7 4 7 5 2 2 5 a b a b c d d c	(3 Str.)
8.	212. 13	Rîcher got		6 6 6 6 6 6 6 6 a b a b c c d d	(3 Str.)
9.	212. 37	Ob man mit		4 4 4 4 4 3 4 3 4 3 a b a b c d⌣c d⌣c d⌣	(3 Str.)
10.	213. 29	Ez ist mir		4 4 4 4 4 2 4 4 3 4 4 a b a b c c c d e⌣e⌣d	(2 Str.)
11.	214. 12	Niemen ist	4	a b⌣a b⌣ c c d e d e e	(2 Str.)
12.	214. 34	Dir hât enboten		4 4 4 4 6 6 4 4 4 a b a b c c n d d	(2 Str.)
13.	215. 14	Ich muoz	4	$\underline{a}$⌣$\underline{b}$⌣$\underline{a}$⌣$\underline{b}$⌣ $\underline{c}$$\underline{c}$$\underline{d}$⌣$\underline{d}$⌣	(3 Str.)

14.	216. 1	Swes fröide hin	$a^{4} b^{6} a^{4} b^{6}\ \ c^{4} c^{4} c^{6}$	(4 Str.)
15.	216. 24	Manege. grüezet	$a^{4} a^{4} b^{3}{\smile} b^{3}{\smile}\ \ c^{4} c^{4} c^{4} c^{4}$	(3 Str.)
16.	217. 14	Diz waeren	$a^{4} b^{4} a^{4} b^{4}\ \ c^{4} d^{4} c^{4} d^{4} e^{4} e^{5}$	(3 Str.)
17.	218. 5	Ich var mit	$a^{6}{\smile} b^{5} a^{6}{\smile} b^{5}\ \ c^{7} d^{7} d^{6} c^{6}$	(3 Str.)

An Erfindungsgabe und Selbständigkeit steht Hartman seinen grofsen Vorgängern keineswegs nach. Etliche seiner Strophen (1. 2. 5. 9. 10. 11. 16) könnten auch von romanischen Sängern benutzt sein; es ist aber nirgends nachzuweisen. Einen Hinweis verdient die sorgfältige Unterscheidung zwischen Vierheblern mit und ohne Vortakt in einigen Stücken. Der eigenartig gegliederte Abgesang in V 3 und 9 erinnert zwar an einen in romanischen Refrainliedern auftretenden Bautyp, ist aber wohl Eigentum Hartman; ebenfalls der Bau von V 15, für den ich auch im Mittellateinischen nichts genauer Entsprechendes gefunden habe. An Einzelnem ist zu bemerken:

V 9. Einen ähnlichen Bau mit kürzerem Abgesang hat R 361 (Gace Brûlé):

$$a_{8} b_{8} a b\ \ b_{8} c_{6}{\smile} b c{\smile}.$$

V 11. Ganz ähnlich gebaut, aber um einen Vers zu kurz ist ein provenzalisches Lied, das Maus unter Nr. 374 verzeichnet.

V 13. Hier liegt die Wahrscheinlichkeit vor, dafs Hartman eine bestimmte Strophe bzw. Melodie sich als Vorbild genommen hat. Das geht, abgesehen von dem daktylischen Rhythmus, auch daraus hervor, dafs er hier, im Gegensatz zu andern Stücken, sorgfältig zwischen männlichen und weiblichen Reimen unterscheidet. Nach Maus Nr. 359, 4 ist die Strophe mit Zehnsilbnern im Provenzalischen fast in 40 Liedern angewandt worden; wir erfahren jedoch nichts über das Geschlecht der Reime. Mit Melodie ist überliefert das auch den Nordfranzosen geläufige Lied Pistoletas: Kar egusse or mil marcs de fin argent (Hs. 20050 fol. 82 r°). Unter den vielen entsprechenden altfranzösischen Liedern haben zwei genau die gleiche Verteilung männlicher und weiblicher Reime: R 113, ein altes anonymes Unikum der eben genannten Handschrift (fol. 9 v°, mit Melodie) und das von Dante erwähnte R 171: *Ire d'amor qui en mon cuer repaire* von Gace Brûlé (Mel. Arsenalhs. S. 62). Inhaltlich hat das deutsche Lied mit beiden nichts gemeinsam; es hat vielmehr (s. M. Fr. S. 444) Beziehungen zu Walther von der Vogelweide.

V 16 stimmt, abgesehen von dem verlängerten letzten Vers mit Maus Nr. 390 überein (— wohl zufällig).

III. Zusammenfassung.

Damit wären wir am Ende unseres Streifzuges durch die formal und inhaltlich so interessante erste Periode mittelhochdeutscher Lyrik angelangt.

Man wird bemerkt haben, dafs das Ergebnis für den engeren Zweck unserer Untersuchung, die Feststellung direkter oder wahrscheinlicher Beziehungen, nicht für alle Teile dieser Periode gleich fruchtbar war.

Was die ersten Anfänge angeht, so steht fest, dafs unsere Methode Möglichkeiten für die Aufhellung, bzw. eine neue Beleuchtung des Entstehens des frühesten Minnesanges in sich birgt. Einen solchen Versuch, so reizvoll er auch sein mochte, zu unternehmen, war im engen Rahmen dieses Aufsatzes und bei den augenblicklich örtlich und zeitlich beschränkten Forschungsmöglichkeiten des Verfassers leider nicht tunlich.

Desto reichhaltiger und in ihrer Fülle überzeugender waren die Ergebnisse für die mittlere Epoche. Die reale Existenz von Beziehungen, und zwar nicht nur in metrischen und musikalischen Grundsätzen, sondern auch in zahlreichen, teilweise völlig gesicherten Einzelfällen wird nunmehr wohl niemand mehr leugnen wollen. Die Anlehnung an westliche Dichter und Komponisten war für die Minnesänger eher Schule als Modesache, besonders wohl, was die Melodien angeht.

Dafs bei den letzten besprochenen Dichtern, trotz der grofsen Anzahl ihrer Schöpfungen der Ertrag so gering war, ist kein Zufall. Ihre Kunst steht, obwohl sie nachweislich die westliche Lyrik genau kannten, ganz auf eigenen Füfsen. Das Gleiche gilt, um es hier vorwegzunehmen, von dem Gröfsten, Walther von der Vogelweide und dem Gros der späteren Minnesänger.

Inwiefern im Einzelnen direkte Beziehungen zwischen Minnesängern und Troubadours stattfinden konnten und stattgefunden haben, hat in trefflicher Weise F. Gennrich (l. c.) dargelegt. Wären zu den Minnedichtungen Melodien vorhanden, so liefsen sich allerlei interessante Einzelfragen aufwerfen und beantworten; z. B.: welche Handschriftenfamilie bzw. Melodientradition der westlichen Lyrik kehrt im Minnesang wieder? Eine Lösung dieses Problems wäre auch für die Romanistik und Musikforschung von höchster Bedeutung. Möglicherweise werden auch Detailuntersuchungen der Texte, wozu diese Arbeit vielleicht anregen wird, Neues bringen. Hier sei — mit allem Vorbehalt — darauf hingewiesen, dafs die viel altes Gut enthaltende, im Osten Frankreichs, allerdings erst Mitte bis Ende des 13. Jhs. niedergeschriebene Handschrift U oben mehrfach herangezogen wurde. Auch ein Lied des 13. Jhs.: *Ich hân erwelt mir selben süezen kumber* vom Grafen Otto von Botenlouben (Bartsch, *Liederdichter* S. 160) teilt seinen Bau mit einem nur in dieser (und einer ihr eng verwandten, jüngeren Berner Hs.) Hand-

schrift erhaltenen Liede: *Quant voi la flor et l'erbe vert pallie* (fol. 29 r°, ohne Melodie; Bau: 10 a◡b a◡b b b b).

Zum Schlufs möchte ich nicht verfehlen, die Leser auf die Bemühungen des grofsen spanischen Arabisten Julián Ribera hinzuweisen, die Melodien alter deutscher Lyrik (Jenaer Liederhandschrift) aus andalusisch-arabischer Musik abzuleiten. Schon wegen seines dringenden Appells[1] an die Objektivität deutscher Wissenschaft hat J. Ribera ein Anrecht auf diese Berücksichtigung, wenn auch die Stücke der Jenaer Handschrift, mit Ausnahme des einen Spervogel-Spruches in eine bedeutend spätere Zeit gehören. Die Thesen Riberas betreffen zwei Gebiete: Erstens die tonale und rhythmische Gestaltung und Einordnung der einzelnen Melodien; hier mufs die Musikforschung eine Antwort finden. Zweitens den Strophenbau der Minnelieder und seine Beziehungen zur arabischen Lyrik (l. c. S. 25); hier mufs der Metriker seine Stellung nehmen. Nun zeigt die von Ribera als Nr. 39 transkribierte Spervogel-Strophe (oben F 1) weder in ihrem Textlichen noch ihrem musikalischen Bau die Sonderzüge, die J. Ribera in anderen Stücken auf die alte arabische Form des zéjel (erfunden im 9., textlich erhalten im 11. Jh.; Graf Schack in „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien“ nennt die Form „Zadschal“) zurückführt. Da, wie gesagt, die anderen von J. Ribera veröffentlichten und besprochenen deutschen Melodien viel jünger sind, müssen wir uns ein ausführliches Eingehen auf die interessanten Theorien dieses Verfassers an dieser Stelle versagen und uns mit diesem nachdrücklichen Hinweis begnügen. Wichtiger für die Entscheidung der Frage als der dritte Teil sind die beiden ersten Teile des genannten Werkes, die ältere französische Melodien enthalten. Ausführlich hat J. Ribera seine Ansichten dargelegt in den Schriften *Discursos leidos ante la Real Academia Española en la recepción pública del señor D. Julian Ribera y Tarragó el día* 26 *de mayo de* 1912 (Madrid 1912)[2]; ferner: *La Música de las Cantigas* (= Bd. III der grofsen, von der Königlichen Spanischen Akademie veranstalteten Ausgabe der Cantigas des Königs Alfons des Weisen, Madrid 1922). Eine populäre Einführung in das Problem bringt das Büchlein: J. Ribera, *Historia de la Música árabe medieval y su influencia en la española*, Madrid 1927, verfafst von einem Schüler Ribera's, Emilio García Gómez. (Band G 1 der Colección Hispania.)

Schliefslich erfülle ich die angenehme Pflicht, Herrn Professor Friedrich Ludwig in Göttingen meinen herzlichsten Dank dafür

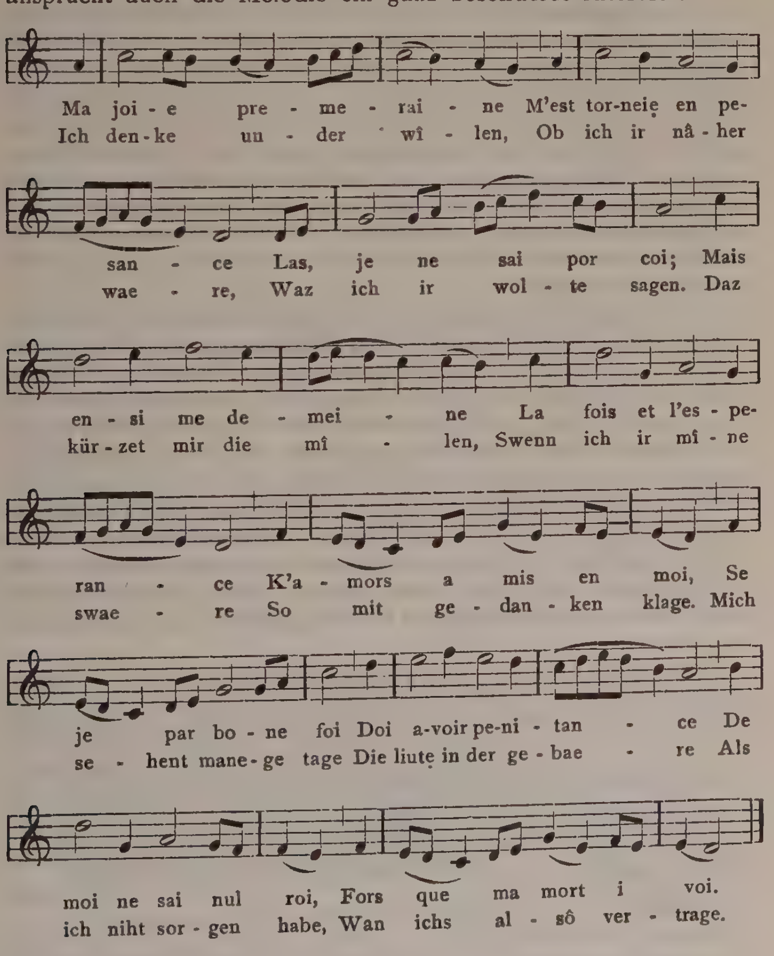
---

[1] La Música andaluza medieval en las Canciones de Trovadores, Troveros y Minnesinger, Madrid 1925, fasc. 3°: 90 Canciones de los Minnesinger del codice de Jena, S. 9: Los alemanes son hombres reflexivos y estudiosos, que no se dejarán llevar de ligerezas; leerán, se entararán y confesarón la verdad, si se les hace evidente.

[2] Die Abhandlung ist heute im Buchhandel vergriffen, wird aber demnächst in der von A. Palacio veranstalteten Ausgabe der opuscula des Meisters wieder veröffentlicht werden.

auszusprechen, daſs er die Liebenswürdigkeit hatte, mir durch mehrere sehr wertvolle Einzelnachweise auf musikalischem Gebiete zur Seite zu stehen.

Zur Illustration der obigen Ausführungen diene die nachfolgende Übertragung von R 142 (nach Hs. U) in moderne Noten; ich verdanke diese der immer hilfsbereiten Freundlichkeit von Mn. Anglès, Professor der Musikwissenschaft am Konservatorium in Barcelona. Wenn wir an der ungefähren Datierung durch den Reichstag von Mainz (1184) festhalten, haben wir in dem Husen'schen Stücke, aber auch in dem Original eins der ältesten datierbaren Stücke der beiden Literaturen vor uns; unter diesem Gesichtspunkte beansprucht auch die Melodie ein ganz besonderes Interesse.



Hans Spanke.

Theodoric der Katalane und seine Chirurgie.

Eine philologisch-medizingeschichtliche Studie nach Handschriften und Wiegendrucken.[1]

Die Geschichte der Chirurgie sieht einer Rüstzeugkammer ähnlich: veraltete, rostige Waffen neben präzisen, technisch vollendeten Feuergewehren, Geschützen und Sprengmitteln, vergilbte Bilder oder Blätter von Heerführern, Siegern und Besiegten der Vergangenheit neben Plänen, Entwürfen der modernen Kriegführung, wobei die Individualität verdrängt, der Sieg durch Zusammenwirken sämtlicher Waffengattungen nach Prinzipien einer überlegenen Taktik errungen wird. Die Kraft, Ausdauer, persönliche Geschicklichkeit war in den alten Zeiten entscheidend, diese zu bestimmen und zu begrenzen, ist wegen Knappheit der Quellen oder deren ungenügender Kenntnis sehr erschwert.

Die Frage Henschels (1790—1856), des Botanikers, steht noch heute offen: „Ist die Geschichte der Medizin an der Zeit?"[2] Besonders mufs dieselbe den „pragmatischen" Gesamtdarstellungen gegenüber aufgeworfen werden, die pilzartig während des letzten Vierteljahrhunderts die Druckereien verliefsen. Das Interesse für die Geschichte der Heilkunde regte sich schon vor einem Jahrhundert, als Kurt Sprengel[3] (1766—1833, Halle) seinen Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde (1805) veröffentlichte, die durch seinen Sohn Wilhelm, Burkhard Eble und Ernst v. Feuchtersleben fortgesetzt, mehrmals aufgelegt wurde.[4] Die grofse Menge von Namen, Büchern und Angaben wollte L. Choulant (1791—1861) in chronologische Ordnung, bibliographische Systeme

---

[1] Die Feststellung der schriftlichen Überlieferung und Drucke erforderte Anfragen bei zahlreichen Bibliotheken und die Bereitwilligkeit, die wir überall trafen, hat uns zu aufrichtigstem Dank verpflichtet gegenüber der Univ. Bibl. Leyden (V. F. Buchner), *Inst. für Gesch. der Med.*, Leipzig (K. Sudhoff), Brit. Mus. London (J. P. Gilson), Arbeitsst. d.-sp. W., Madrid (G. Moldenhauer, Schermnn), Bayer. Staatsbibl. München (K. Leidinger, F. Döllger), Nationalbibl. Neapel (Ezio Levi), Bodley-Bibl. Oxford (A. H. E. Craster), Bibl. Nat. Paris (E. Léonard), Univ. Bibl. Prag (Flora Kleinschitz), Ap. Vat. Bibl. Rom (A. Pelzer), Univ. Bibl. Strafsburg (E. Wickersheimer), Bibl. Nat. Torino (F. Curlo), Bibl. Nat. S. Marco Venedig (L. Ferrari, G. Pesenti), Nat. Bibl. Wien (E. Wallner).

[2] Janus, Gotha, I, 1851, 1—33.

[3] *Versuch einer prägmatischen Geschichte der Arzneikunde.* 3. Aufl. in 5 Bänden, Halle 1821—28.

[4] Pagel, *Einführung in die Geschichte der Medizin.* Berlin 1898, 10.

einreihen und gab sogar ein Verzeichnis der mit Bildern geschmückten Inkunabeln.[1] Die Einzelforschung hätte hier eingreifen und die Texte kritisch, hermeneutisch bearbeiten, die Persönlichkeiten oder Schulen genau feststellen sollen. Ch. V. Daremberg (1816—72) hat in dieser Beziehung vorzügliches geleistet durch seine Beiträge und Ausgaben, ohne Nachfolger gefunden zu haben. Statt Spezialforschung zu betreiben — ein wenig verlockendes Unternehmen auf diesem Gebiete —, erschienen wie auf einen Schlag Gesamtdarstellungen, die besonders das Altertum und das Mittelalter, die dunkelsten Perioden, behandelten. Puccinotti[2] (1794—1872) gab italienisch sein oft angeführtes Werk (1870), Haeser (1811—85)[3] schrieb deutsch sein Lehrbuch der Geschichte der Medizin (1875), L. Le Clerc[4] (1816—?) gab eine Übersicht der Medizin bei den Arabern (1876). Dann folgten breitspurig angelegte Biographien und Enzyklopädien von Wernich (1843—96) und Hirsch[5] (1817—94), französisch von Dechambre (1817—86) und Lereboullet[6] (1804—65) unter der Mitwirkung von Hahn. Ein Mitarbeiter des ersten Werkes war E. Gurlt[7] (1842—1899), der sich durch eine enzyklopädisch angelegte Geschichte der Chirurgie (1898) Verdienst erwarb. Es fehlte zwar nicht gänzlich an Einzelforschungen, von denen Modestino del Gaizos[8] zu erwähnen ist, und seine Arbeiten über die Schulen von Salerno, von Bologna mit Benutzung von Handschriften, ohne dieselben erschöpfend zu behandeln (Neapel 1891 —1896). Verläſsliche Ausgaben des Chirurgen Henri de Mondeville (gest. 1320) oder des päpstlichen Leibarztes Guy de Chauliac (1563) verdanken wir E. Nicaize (gest. 1896).

Will jemand nach einzelnen biographischen oder sachlichen Angaben bei den angeführten Verfassern von Gesamtdarstellungen anfragen, so kann man die kritische Bemerkung des französischen Chirurgen Guy de Chauliac über seine Zeitgenossen nicht unterdrücken: *De uno tamen miror: quod ita se sequuntur sicut grues: unus non dixit nisi quod alter: nescio si propter timorem aut amorem, nunc dedignantur audire nisi consueta et auctoritate probata.*[9] Die Autorität ist ein Vorgänger, der auf ungegüdender Grundlage eine geschichtliche Darstellung verfaſste, oft ein alter Druck, selten eine Hand-

---

[1] L. Choulant, *Handbuch der Bücherkunde für allgemeine Medizin*, Leipzig 1891; *Tafeln zur Geschichte der Medizin nach Ordnung der Doktrinen*, Leipzig 1822; *Graphische Inkunabeln*, Leipzig 1858.

[2] Puccinotti, *Stora della medicina.* Firenze 1870.

[3] L. Haeser, *Lehrbuch der Geschichte der Medizin.* Jena 1875.

[4] L. Leclerc, *Histoire de la médecine arabe.* Paris 1876.

[5] Wernich und Hirsch, *Biographisches Lexikon.* Wien-Leipzig 1884.

[6] Dechambre, *Dictionnaire encyclopédique des sciences médicales.*

[7] E. Gurlt, *Geschichte der Chirurgie und ihre Ausübung.* 3 Bände, Berlin 1898.

[8] Modestino del Gaizo, *Il magistero chirurgico di Teodorico dei Borgognoni ed alcuni codici delle opere di lui* (Estr. d. Atti della R. Ac. Chir. di Napoli, XLVIII, N. S. 2. Napoli 1894).

[9] Guidonis de Cauliaco, *Cyrurgia.* Venetiis 1513, f. 3.

schrift. Man vergaſs, daſs die Geschichtsschreibung eine kritische Methode zur Voraussetzung hat, die pragmatische Behandlung eine erschöpfende Kenntnis der Zeit und ihrer Beziehungen erfordert. Die Unvollständigkeit und Unverlässlichkeit der Stoffsammlung kann nur zur Erzeugung von Fabeln führen, von legendenhaften Biographien, die bei genauer Prüfung nicht bestehn.

Einen beruhigenderen Anblick und befriedigendere Ergebnisse bietet der durch Th. Puschmann (1847—1899) in Wien angeregte neuere Aufschwung der Geschichte der Medizin, deren Bedeutung derselbe in seiner Rede an die Versammlung der Naturforscher in Heidelberg (1889) betonte.[1] Hervorragend in der Einzelforschung, veröffentlichte er ein enzyklopädisches Sammelwerk,[2] das sicher zu früh erschien. In seine Spuren trat K. Sudhoff (geb. 1853), Choulants Nachfolger in Leipzig, unter dessen Leitung das Institut für Geschichte der Medizin die Konzentrierung und Organisation der Forschung unternahm und sich sogar im *Archiv* ein Organ zur Veröffentlichung schaffen konnte. Sudhoffs[3] unzählige Spezialschriften umfassen alle Gebiete der Heilkunde, besonders wichtig wurden seine Beiträge zur Chirurgie des Mittelalters. Der Beweis wurde damit gegeben, daſs sich die Heilkunde im Mittelalter einer hohen Stufe der Entwicklung erfreute, deren Quellen in zahlreichen Handschriften uns erhalten sind, die als geschichtliche Dokumente kritische, philologische Behandlung erfordern und erst dann nach sachlichen Auskünften befragt werden können.

Die Kulturzustände des Mittelalters waren grundverschieden von den unsrigen, und so muſs die Forschung den groſsen Unterschied in Betracht ziehen. Viele Lücken zeigen sich im Zusammenhang, die vorhandenen Texte müssen oft sanft gepreſst werden, um Ergebnisse zu erhalten, aber keinesfalls auf die Folterbank gezogen oder mit der Zwangsjacke versehen werden, wie es einige Medizinalhistoriker zu tun pflegen. Einen Versuch zu einer kritischen Biographie und zur Feststellung der handschriftlichen, sowie der gedruckten Texte zum Zwecke einer kritischen Ausgabe wollen wir von Theodoric dem Katalanen geben, der als hervorragender Vertreter der nachsalernitanischen Chirurgie einige Leitgedanken in der Wundenbehandlung der neuesten Zeit schon im 13. Jahrhundert verkündete.

---

[1] Pagel, *a. a. O.* 5. L. J. Paetow, *Guide to the study of Medieval history.* Berkeley 1917.

[2] Puschmann, *Handbuch der Geschichte der Medizin.* Jena 1901—05.

[3] K. Sudhoff, *Studien zur Geschichte der Medizin*, herausgegeben von der Puschmann-Stiftung. Heft X, 1914, XI—XII, 1918. — Meyer-Steineg, *Gesch. der Med. im Überblick.* Jena 1922. — *Aufgaben und Forschungen der Medizingeschichte im Mittelalter im Abendland.* Vortr. in der 84. Vers. der Naturf. und Ärzte in Münster i. W. 1912. — Ch. Singer und H. Sigerist, *Essays on the History of Medicine.* Zürich 1924 (Bibliographie).

Theodoric's Leben.

Der Glaube an die Autorität ist auf allen Gebieten des Mittelalters vorherrschend. Die Erfahrung und die sich darauf stützende Vernunft kommen selten zur Geltung.[1] Die Naturwissenschaften begnügten sich mit der Sammlung von Stellen aus alten Schriften, die Arzneikunde wurde als Mönchsmedizin gepflegt, dann in das Prokrustesbett der Scholastik gelegt, als die praktische Behandlung schon zur Erweiterung des Gesichtskreises führte. Die griechisch-arabische Medizin, in Salerno eifrig betrieben, war in voller Blüte, als Theodoric auftrat, der sich der scholastischen Arbeitsweise nicht entziehen konnte, und dessen Werke sich vielleicht nur darum einer ziemlichen Verbreitung, zahlreicher Übersetzungen erfreuen konnten, weil dieselben in einer gewissen Zahl der Handschriften und in den späteren Drucken dem gleichbenannten Bischof von Cervia zugeschrieben wurden.

Die zeitgenössischen Berichte über den Predigermönch und Chirurgen sind sehr spärlich. Nach einer Tradition seines Ordens soll er in Katalanien geboren sein,[2] ein Land, das zwei hervorragende Vertreter der Heilwissenschaft gab in Arnaldus de Villanova und in Ausias March. Es war vielleicht von der Scholastik in geringerem Maſse durchdrungen und durch den Verkehr im Mittelmeer jeder geistigen Anregung zugänglich.[3] Der Predigermönch wurde durch die verkürzte katalanische Form seines Namens (Thederic) benannt,[4] er genoſs die Freundschaft und den Schutz des Bischofs von Valencia, Andreas de Albalate,[5] seine Werke wurden durch den Arzt des Königs von Mallorka in das Katalanische übersetzt.[6]

Autobiographische Aufzeichnungen finden wir in seinem chirurgischen Werke, besonders in dessen Prolog.[7] Einen schweren Schädelbruch hatte er in seiner Jugend erlitten und wurde nach ernster Lebensgefahr von dieser Wunde durch rationelle Behandlung geheilt (L. II, Cap. 3). Aus persönlicher Erfahrung konnte er später deren Fürsprecher sein. Er trat in den neugegründeten Dominikanerorden ein und gelangte nach Italien. Der Unterricht und der Betrieb der Heilkunde lag teilweise in den Händen der Geistlichkeit oder der Orden, besonders in Süditalien, wo die Schule von Monte-Cassino und die Heilstätte von Salerno blühten. Die

---

[1] W. Windelband, *Zur Wissenschaftsgeschichte der romanischen Völker* in Gröbers *Grundr. der rom. Phil.*, Straſsb. II. B., 2. T., 550 S.

[2] Quetif et Echard, *Scriptores ordiniis praedicatorum*. Lutetia I, 1719, 354.

[3] M. Schaube, *Handelsgeschichte der romanischen Völker*. München und Berlin 1906.

[4] Dr. Bos, *La Chirurgie de Henri de Mondeville*. Sauf. Paris I, 1897, 2, § 9.

[5] *Prologus der Cyrurgia* im Anhang.

[6] Bibl. Nat. zu Paris f. esp. 212.

[7] *Cyrurgia* Guidonis de Cauliaco etc. Venetiis 1497 etc. (*Coll. Chir. Ven.* s. Verzeichnis der Drucke).

Chirurgie fand aber auch in Nord- und Mittelitalien eifrige Pflege, worauf die Hochschule von Bologna als Gegnerin von Salerno hervortrat. Hier wirkte als städtischer Arzt, Gerichtsarzt und Feldchirurg Hugo Borgognoni aus Lucca (1160—1258), der vielleicht durch einen Verwandten, den Podesta der Stadt, nach Bologna berufen wurde. Er erhielt eine kontraktmäſsige Anstellung (1214), als Feldscher machte er den Feldzug der städtischen Truppen in das heilige Land mit (1218—21), kehrte vor dessen Beendigung zurück (1220). Reich an Erfahrungen, begann er in der Universitätsstadt eine erfolgreiche chirurgische Tätigkeit, die seinen Ruf weit verbreitete. Er hatte vier Söhne, von denen drei, genannt Theodoric, Bischof von Cervia, Franciscus und Veltrus, sich auch mit der Heikunde befaſsten, ohne den Doktorgrad erworben zu haben als Magister.[1]

Theodoric, als er nach Italien gelangte, wurde durch den Ruf des Meisters von Bologna in diese Stadt geführt und verlegte sich auf klinische Studien unter dessen Leitung. Dieselben umfaſsten alle Zweige der Chirurgie, trotz der kurzen Dauer nach seinem eigenen Ermessen; Hugo selbst scheint wenig oder gar nichts geschrieben zu haben, nachdem von ihm angeblich nur ein Blatt erhalten blieb.[2] Der Dominikanermönch, sein Schüler, scheint ein klinisches Tagebuch geführt zu haben, das seinen späteren Schriften als Grundlage diente. Dabei hat er entweder durch Lesen oder Besuch von Vorlesungen Kenntnisse in der Literatur der Medizin erworben, die sich auf Galenus, einige Araber und die Vertreter der Schule von Salerno erstreckten. Sein Aufenthalt in Bologna scheint in das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts zu fallen. Ob er auſserhalb auch ärztlich wirkte, ist nicht bekannt. Seine Chirurgie hat er jedoch sicher nicht mehr in der Universitätsstadt verfaſst.

Theodorics folgender sicherer Aufenthaltsort ist der päpstliche Hof zu Rom, wo er mit seinem Landsmann Andreu de Albalate freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Er verlieh ihm den Titel eines Kaplans und lieſs ihn zum Beichtvater des Papstes Innocenz IV. Fieschi (1243—59) ernennen. Als er selbst zum Bischof von Valencia ernannt wurde (1248—76), bat er den, vielleicht den Beruf eines Leibarztes erfüllenden Predigermönch und Kaplan, ihm einen Abriſs der Chirurgie zu verfassen. Eine Abschrift desselben ist uns in einer Handschrift der Vatikanischen Apostolischen Bibliothek erhalten.[3] Als Leitfaden benutzte er die Schrift des Kalabresen Brunus de Longoburgo, der in Salerno studierte, in Padua und Verona tätig war, vielleicht zur Schule von Bologna auch Beziehungen hatte. Er verfaſste zu Padua seine *Chirurgia magna*, die er Andreas

[1] Sarti-Fattorini, *De Claris Bononiensis Archigymnasii professoribus*. Bononiae 1769, I, 444, 458. Tiraboschi, *Storia della letteratura italiana*. Milano II, 94. Aldo Mieli, *Gli scienziati italiani*. Roma 1923, I.

[2] Mieli (Vedrano), *a. a. O.* nach dem *Catalogus* von Haenel in der Basler Universitätsbibliothek: *Magistri Hugonis ars calvariae de vulneribus*.

[3] Roma, Bibl. Ap. Vat., *Barb. lat.* 312.

von Vicenza widmete im Jahre 1252, nach einer Handschrift zehn Jahre früher.[1] Eine Nachahmung durch Theodoric könnte nur im ersten Falle angenommen werden, dem vor allem die Lehre seines Meisters Hugo vor Augen schwebte. Galenus soll in der Behandlung gleichen Prinzipien gefolgt sein, und während Hugo noch lebte, erschien sein Verfahren noch nicht so scharf umrissen und hervorstechend.

Der erste Entwurf war vor allem praktischen Zwecken bestimmt und reichte kaum über die Hälfte des dritten Buches im gedruckten Text. Von den Mängeln und Lücken überzeugt, arbeitete der Predigerarzt an einer erweiterten Fassung. Von Rom wurde er nach Bitonto in Süditalien versetzt, wo er aber keinesfalls Bischof gewesen sein kann, nachdem diese Würde damals Thomas (12. Aug. bis zum 9. Juni 1266) bekleidete, der dann nach Cervia zog.[2] Theodoric nennt sich in der Vorrede *Bolonitianae ecclesiae minister indignus*, womit nur ein Kaplan gemeint werden kann. Der Bischof von Valencia unterhielt mit ihm durch Briefe und Sendboten die Verbindung und drängte ihn zu einer Neubearbeitung der *Chirurgie*. Theodoric arbeitete schon längst daran und gab eine erweiterte Form in drei Büchern, die er *Filia Principis* nannte. Der Rahmen blieb derselbe, der Inhalt ist stofflich bereichert. Persönliche Erfahrungen, Hugos Belehrungen treten hervor, das Werk steht jedoch nicht abgeschlossen. Der Verfasser fand es noch der Widmung eines Bischofs unwürdig und nahm den Faden zum dritten Male auf, um dem Wunsche seines Gönners zu entsprechen.

Die letzte Fassung enthält die Widmung und Vorrede an den Bischof von Valencia (gest. 1276) von dem Kaplan von Bitonto, Beichtvater des heiligen Stuhles. Im vollen Bewufstsein der Neuerungen, die gegen die herkömmliche Behandlung verstiefsen, berief er sich auf seinen verehrten Meister Hugo, der wahrscheinlich seit vielen Jahren zu den Toten zählte (vor 1258), und der Schüler selbst sich dem Alter nahe fühlte. Die persönlichen Beziehungen und Erfahrungen wurden mehr hervorgehoben, auch das grofse Vertrauen betont, das er bei dem Meister genofs, gelegentlich des Geheimnisses eines Pulvers, welches Hugo sogar seinen Söhnen nur unter Eidesgelübde mitteilte und dem Schüler ohne dem bekannt gab (L. II, Cap. III). Vielleicht wurde in dieser Fassung erst der Gegensatz zur Schule von Salerno abgeschwächt, die in den früheren hervorstechender war. Endlich ist ein viertes Buch hinzugefügt worden, nach einigen Handschriften mit neun, nach andern mit 24 Kapiteln, die teilweise der Chirurgie des Salernitaners Rogerius[3] entlehnt sind und nicht Brunus folgen. Das weitere Schicksal des Predigermönchs entgeht der Forschung, sein Werk allein kommt im Betracht. Die Zeitgenossen und Nachfolger

---

[1] Roma, Bibl. Ap. Vat., *Lat.* 8177 fol. 61.

[2] P. P. B. Gams, *Series Episcoporum.* Ratisb. 1873. G. Eubel, *Hierarchia catholica.* Monasterii, I, 1913, 183.

[3] Rogerius, *Pratica* (Coll. Chir. Ven.), Modestino del Gaizo, *a. a. O.* 22.

konnten sich nur darauf berufen, und wahrscheinlich teilte er das Los von Hunderten eines die Persönlichkeit ignorierenden Zeitalters, deren Werke und Erfindungen erhalten blieben, während sie selbst in einer kahlen Klosterzelle oder in einem namenlosen Grabe verschwanden.[1] Zwei Urteile über die Chirurgie wollen wir anführen, die jedoch über die Person des Verfassers nichts verraten. Henri de Mondeville (1320), der erste französische Chirurg, scheint mit ihm in keiner persönlichen Berührung gewesen zu sein, obzwar er dessen Lehre annahm. *Ces trois devant nommés, c'est a savoir Avicenne en l'anathomie, Thederic en la cure des plaies et des autres maladies procederent tres bien, selon mon jugement, et virent plus cler en chacune des choses desus dites, si comme ils ont proposées, que tous les autres auteurs et practiciens.*[2] Es ist darin hervorzuheben, daſs der Name (Tederic) in der katalanischen Form geschrieben wird (frz. Thierry) und der Verfasser nicht Bischof genannt ist. Guy de Chauliac (1363) reiht ihn mit Brunus in dieselbe Klasse: *Secunda fuit Bruni et Theodorici qui indifferenter omnia vulnera cum solo vino exiccabant.*[3] Der geschichtliche Überblick in seiner *Chirurgie* gibt ihm Gelegenheit, die Beziehung beider festzustellen: *Post ipsum immediate venit Theodoricus qui rapiendo omnia quae dixit Brunus cum quibusdam fabulis Hugonis de Lucca magistri sui librum edidit.*[4] Theodoric wird weder Bischof noch Hugos Sohn genannt, der päpstliche Leibarzt hätte die Geringschätzung in dem Falle nicht so schroff hingeworfen. Zwischen den beiden Extremen dieser Urteile, die von Franzosen stammen, schwankten die Geschichtsschreiber der Heilkunde. Der Engländer John Freind[5] (1675—1728) stellte sich auf den Standpunkt Guy de Chauliacs und erhob die Anklage des Plagiats, während Albert von Haller[6] (1708—77) aus der Schweiz die Ungerechtigkeit derselben betonte.

Die dürftigen biographischen Angaben über den Verfasser einer oft benutzten und verbreiteten Schrift befriedigten die Nachwelt nicht. Die Schreiber kamen auf den Gedanken, das Werk dem Bischof von Cervia, Theodoricus, zuzuschreiben, der Hugos Sohn war, vielleicht selbst einige medizinische Schriften (Roſsheilkunde) verfaſste, in Bologna geschätzt und angesehen starb. Ob er je in Bitonto[7] (Bari) gewesen, von wo doch Theodoric seine Widmung datierte, und wo die Liste der Bischöfe unter Th einen Thomas (1253—66) andeutete, blieb dabei unberücksichtigt. Bloſs

---

[1] Ähnliches Schicksal hatte der Benediktinerabt, Dichter und Komponist Mathias Flecha. S. *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 150, 1926, 209—219.

[2] Dr. Bos, *l. c.* 2. S., § 9.

[3] Coll. Chir. Ven., ed. 1513, f. 3.

[4] Gui de Chauliac, *a. a. O.* f. 2 v⁰.

[5] J. Freind, *The history of Physick.* I. London 1725. Franz. von E. Coulet, Leyden 1727. S. Pagel, *a. a. O.* 264.

[6] A. v. Haller, Bibl. chir. Basileae, 1774, I.

[7] Bitonto, Archivio Capit. della Catedrale, Ms. Cronologia dei vescovi di Bitonto. Mazzatinti, *Manuscr. delle Bibl. d'It.* 1896, VI, 13.

die Hälfte der erhaltenen Handschriften hat den Irrtum übernommen, der durch den Druck befestigt und verbreitet wurde.

Die Verfasser alter Chroniken, Kirchen- und Ordensgeschichten beschränkten sich gewöhnlich auf eine Handschrift, einen Druck, ein Denkmal und verbanden mit demselben Vornamen Werke oder Taten, die vielleicht ihrem Träger fremd waren. So enstanden epische und hagiographische Legenden, die um ein Denkmal oder eine falsch verstandene Urkunde emporschossen. Alle Bedingungen dazu waren bei Theodoric dem Katalanen vorhanden, die in kritiklosen Köpfen zu Zwangsvorstellungen wurden. Simlerus, Benghemius, Altamura, Ludovicus de Valletoleto[1] hielten an der Ansicht fest, der Bischof von Cervia sei der Verfasser der *Chirurgie*. Antonius[2] übergeht dieselbe, weil er die katalanische Übersetzung in der Pariser Bibliothek nicht fand. Fabricius[3] oder Schoetgenius befaſsten sich mit derselben nicht eingehender, nachdem sie in der Nationalsprache verfaſst zu sein scheint.

Die Person des Bischofs von Cervia trennten von dem Predigermönche, Verfasser der *Chirurgie*, zuerst die Bibliographen des Predigerordens Quétil und Echard,[4] die alle vor ihnen aufgestellten Behauptungen kritisch durchmusterten, jedoch sich auf ein unvollständiges Handschriftenmaterial berufen konnten. An die betr. Stelle aus Simlerus und Benghemius schlieſsen sie folgende kritische Bemerkung an: *At uterque allucinatur vel typotheta, cum opus Cerviensi episcopo tribuit, quod est nostri Theodorici Catalani qui sermone vulgari suae provinciae illud scripsit. Alius vero est F. Theodoricus Borgognonus ... cujus epitaphium cum Fontana in Theatro corrupte referat, sic restituendum ex Ughello. ... Quae fere conveniunt cum Leandro. ... Ut ut sit, licet opus de chirurgia e Catalano Latine reddere potuerit cum nemo id referat, non nisi temere afferat quis. Unde ex cognatione nominis Theodorici delusum putem editorem Cerviensi quod erat Catalani qui episcopus non fuit ab aliquo barbare versum opus tribuisse ...*[5]

Demnach kam der Name des Bischofs nur durch einen Irrtum des Verlegers mit den Werken des Predigermönches in Verbindung oder übersetzte er davon die *Chirurgie* ins Lateinische. Keine Handschrift bestätigt diese Annahme, denn wir besitzen Theodorics *Chirurgie* in der lateinischen Originalfassung und in zweifacher Umarbeitung. Der katalanische Übersetzer nennt sich in der einen Handschrift (*C* 1) Galien Correger, in der andern Arzt des Königs von Mallorka (*C* 2). Die Übersetzungen in andere Landessprachen sind nur Bruchstücke oder Auszüge, während die katalanische vollständig und treu die letzte Fassung wiedergibt. Das besondere

---

1 Quétif et Échard, *Scriptores ordinis praedicatorum recensiti.* Lutetiae 1719, I, 354.

2 Antonius, *Bibliotheca hispanica vetus.* Matriti 1788.

3 Fabricius, *Bibliotheca latina mediae et inf. aetatis.* Florentia 1858, IV—VI, 520.

4 Échard, *a. a. O.*

5 Quétif et Échard, *a. a. O.*

Interesse, welches in Katalanien vorhanden war, bestärkt die Annahme von des Verfassers katalanischer Abstammung, obzwar er seine *Chirurgie* lateinisch verfaſste.

Die neueren Geschichtsschreiber der Medizin und Biographen der Ärzte verharren bei der herkömmlichen Meinung, der Verfasser der *Chirurgie* sei der Bischof von Cervia. Haeser[1] hegt keinen Zweifel, Hirsch[2] hat ihn ausgeschrieben, Hahn[3] wiederholt französisch dasselbe.

Eine eingehende Würdigung widmete dem Arzte Theodoric E. Gurlt (Berlin) in seiner *Geschichte der Chirurgie.*[4] Die an dessen Persönlichkeit und Leben sich anschlieſsenden Probleme erledigte er sehr einfach: die Angaben Mauro Sartis (1709—66), des Kamaldulenser Abtes, der eine Lobschrift über die alten Lehren der Hochschule von Bologna, seine Vaterstadt, verfaſste,[5] wurden einfach übernommen. Tiraboschi, der verdienstvolle Geschichtsschreiber der italienischen Literatur,[6] sah sich gezwungen, die Schule von Bologna, demselben Chronikschreiber folgend, zu schildern, trotz seiner starken Zweifel, die er nicht unterdrücken konnte. Ein halbes Jahrhundert nach ihm, als Gurlt denselben Stoff behandelte, ging die geschichtliche Kritik weit darüber hinaus, und es ist allgemein anerkannt, daſs Geschichtswerke des 18. oder früheren Jahrhunderts erst untersucht, geprüft, verglichen werden müssen, bevor man sich derselben als Quellen bedient. P. Sarti sammelte im Auftrage des Papstes Benedikt XIV. alle auf die Universität von Bologna bezüglichen Angaben, vereinte dieselben in einem zweibändigen mit Archivdaten gepfropften Werke, das er jedoch nicht vollenden konnte, durch den Tod daran verhindert, und so wurde es durch seinen Nachfolger Fattorini veröffentlicht.[7] Der Name Theodoricus war der Leitfaden, der ihn bei seinen Forschungen führte. Er kommt ziemlich häufig in der Kirchengeschichte vor: bei Ughello[8] zählten wir 14 Bischöfe dieses Namens, darunter den Bischof von Cervia. Lateinische Handschriften medizinischen Inhalts, von denen Sarti jedoch keine erwähnt, waren unter dem Namen desselben Bischofs bekannt. Diese Fälschung reicht ins 14. Jahrhundert zur Zeit der Übersetzungen zurück, wie wir es oben erwähnt haben. Mit der Gleichstellung der Personen gleichen Namens scheint es Sarti nicht sehr genau genommen zu

---

1 Haeser, *a. a. O.* I, 761.

2 Wernick und Hirsch, *a. a. O.* I, 529.

3 Dechambre et Lerebollet, *a. a. O.* XVII, 145.

4 Dr. E. Gurlt, *Geschichte der Chirurgie und ihrer Ausübung.* Berlin, I. B. 1898, 740—753 S.

5 (M. Sarti-Fattorini), *De claris archigymnasii bononiensis Professoribus.* Bononiae, T. I, p. I, 1769, 450 S.

6 G. Tiraboschi, *Storia della letteratura italiana.* Milano, v. II, 1833, 94, 101 S.

7 F. Didot, *Nouvelle biographie générale.* Paris, t. XLIII, 1846, 344 S.

8 F. Ughello, *Italia sacra.* Venetiis, t. X, 1717.

haben. *Erat Bononiae ... Theodoricus alter, episcopus Faventinus,* sagt er an einer Stelle, *quem aliquando suspicatus sum eundem esse cum nostro.*[1] Es genügen ihm oft zwei Buchstaben, um dahinter eine Person zu stecken. Um einen Bischof von Cervia zu bestimmen, beruft er sich mit Ughello auf einen Brief Clemens IV. im Vatikanarchiv (die Urkunden werden immer angeführt): *Sed cum ejus nomen una et altera litera Th. expressum esset, Thomam fuisse hunc episcopum putant.*[2]

Wenn er in diesen beiden Fällen von einem Irrtum belehrt wurde, so mufste er demselben verfallen und darin beharren, als er den Bischof Teodorico als berühmten Arzt der Hochschule vorführen wollte. Derselbe mag Hugos Sohn gewesen sein, mit seinen zwei Brüdern Veltro und Francisco, in der Arzneikunde bewandert, obzwar Sarti sich darauf nur zweimal beruft und fast gar keine Belege anführt, er kann Bischofstitel von Bitonto und Cervia, wo er sich jedoch nie aufhielt, geführt und von seinem hundertjährigen Vater die Langlebigkeit geerbt haben:[3] eine Tatsache bleibt dabei fest, dafs er die *Chirurgie* und andere ärztliche Schriften nicht verfafst hat, die unter seinem Namen in den lateinischen Fassungen bekannt waren. Vielleicht mag er zur lateinischen Rofsheilkunde beigetragen haben, wie es auch Echard zuliefs.[4]

Viele Widersprüche und Zweifel sind hervorgehoben worden, trotzdem verharrt Gurlt noch bei der entgegengesetzten Meinung. Hugo wird in der *Chirurgie* Theodorics über fünfzigmal angeführt und nie Vater genannt, kein Zeitgenosse hielt ihn dafür. Eine versteckte Anspielung darauf wollte man in dem Abschnitt sehen, worin Theordoric das Geheimnis eines Pulvers von Hugo erfährt: *Ipse tamen nullum de filiis absque juramento docebat. Docebat tamen me jam pene centenarius nullo extorto juramenti foedere.*[5] Der Sinn für unbefangene Leser kann nur der sein, dafs der alte Kliniker mehr Vertrauen zu seinem Schüler hatte als früher zu seinen Söhnen, zu denen jener gewifs nicht zählte. Ein einziger Satz der Vorrede behebt alle Zweifel und sagt klar, dafs deren Verfasser nicht Hugos Sohn gewesen sein kann: *Quia vero modico valde tempore fui cum domino Hugone praedicto, neque videre, neque comprehendere, neque discere ad plenum potui expertissimas curas suas.* Nachdem Hugo aus Lucca mit seinem Sohne 1214 nach Bologna übersiedelte, wo er erst 1258 (oder 1252) starb, der Sohn erst 1262 zum Bischof von Bitonto und 1266 von Cervia ernannt wurde, wie könnte dieser behaupten, dafs er nur kurze Zeit unter der Führung seines Vaters gewesen?

Die erste Fassung der *Chirurgie* entstand vor dem Abgang des Andreu von Albalate (am 4. Dez. 1248) nach Valencia aus dem

---

1 Sarti, *a. a. O.* XI.
2 Sarti, *a. a. O.* XI.
3 Sarti, *a. a. O.* IX.
4 Quetif et Echard, *a. a. O.* 354 S.
5 Sarti, *a. a. O.* 455. S. Theodorici scripta.

päpstlichen Hof in Rom, wo Theodoric seine Freundschaft genoſs. Wenn wir seine Fahrt nach Rom in noch so frühe Jahre setzen und einen Aufenthalt als einfacher Kaplan im Bistum von Bitonto annehmen, worauf er in seiner Vorrede anspielt, so bleiben noch immer nach seinem neunten Lebensjahre (1214) etliche Jahrzehnte, die er in seines Vaters Umgebung oder auf dessen Klinik verbringen konnte. Hugos Fahrt nach Syrien (1219) fällt noch mit seiner Jugend zusammen. Wenn er auch erst nach dessen Rückkehr (1220) klinische Studien betreiben konnte, so bliebe dann noch immer ein Vierteljahrhundert (bis gegen 1245), und mit Recht konnte er eher für ein bemoostes Haupt, als für einen nicht absolvierten Fuchs gehalten werden.

Einzeln könnten noch manche Einwendungen gegen Gurlts Biographie und damit gegen seine Quelle gemacht werden. Der scharfe Gegensatz zu Quetif und Echard beweist schon, daſs dieselbe nicht mit echtem kritisch-historischen Sinne verfaſst wurde. Bei der Würdigung der Werke, besonders der *Chirurgie* Teodorics, begnügt sich Sarti mit der Gegenüberstellung oder Erwähnung verschiedener Urteile von Guy de Chauliac, Freind, Echard. Gurlt[1] schlägt hier einen anderen Weg ein: er nimmt das Urteil des Franzosen zur Richtschnur und führt nun mit kaum erlahmender Zähigkeit den Beweis durch: Theodoricus *qui rapiendo omnia quae dixit Buunus cum quibusdam fabulis Hugo de Lucca magistri sui librum edidit* sei nur ein Kompilator, sogar ein Plagiator. Theodorics vier Bücher enthalten 145 Kapitel, wovon 73 mit den Büchern Brunus oder dessen 32 Kapiteln „wörtlich übereinstimmend, teilweise oder ganz ähnlich" oft nur mit Zusätzen ergänzt sein sollen. Er hätte noch weiter gehen können, denn eine mechanische, inhaltsmäſsige Vergleichung, wie wir sie auch versucht haben, ergibt, daſs nur die letzten Kapitel (5—9) des vierten Buches bei Brunus nicht zu finden sind. Die wörtliche Übereinstimmung ist unleugbar, sie kann auch bei der Umarbeitung der Chirurgie hervorgetreten sein. Alle chirurgischen Schriften der Zeit bieten Beispiele dafür, und es ist auffallend, bei Henri de Mondeville[2] lateinisch oder französisch oft dieselben Sätze zu lesen. Die Erklärung liegt in der scholastischen Arbeitsweise, in der Zurückdrängung der Individualität, in dem dogmatischen Vortrag, sogar auf dem Gebiete der Erfahrung. Wenn man davon absieht und Theodoric als Individualität aus dem Gesichtspunkte seiner Zeit betrachtet, so sehen wir, wie hoch er sich darüber erhebt, wie er sich von den Fesseln zu befreien strebt und ein neuer Geist aus seinen Schriften zu uns weht. Die Befangenheit verschleierte Gurlts Augen, wie vieler seiner Vorgänger, und der Versuch, Theodorics Leben nach Sartis täuschendem Blendwerk zu erzählen, wie dessen

---

[1] Gurlt, *a. a. O.* 742 S.

[2] Dr. Bos, *La Chirurgie de Maître Henri de Mondeville.* Paris I, II, 1897, 133 S. *Deuxième Traité. Plaies et ulcères.*

Werke aus Guy de Chauliacs Gesichtspunkt, nicht nach eigenem Urteil zu bewerten, mifsglückte ihm gleichfalls.

Das letzte Wort über die Ärztefamilie Borgognoni da Lucca schrieb A. Vedrani in einer Sammlung von Biographien italienischer Gelehrten, veröffentlicht durch Aldo Mieli.[1] Er stützt sich auf die fadenscheinige und wankende Abhandlung von Sarti, deren kritische und logische Mängel wir bei Gurlt hervorgehoben haben. Die Handschriften werden sehr unvollständig aufgezählt nach Modestiano del Gaizo, der sich auf italienische Bibliotheken beschränkte und das Hauptgewicht auf die Würdigung der medizinischen Belehrungen und Erfolge Theodorics legte, wofür die lateinischen Drucke hinreichende Stützpunkte bieten. Um die Verfasserschaft der *Chirurgie* dem Sohne Hugos, dem Bischof von Cervia zuschreiben zu können, müssen wir die gesamte handschriftliche Überlieferung, die zeitgenössischen Berichte und die mittelalterlichen Kulturzustände berücksichtigen.

Vedrani kennt die Zweifel, die in neuerer Zeit gegen die Verfasserschaft oder die Vaterschaft von Sprengel[2] und von Garrison[3] erhoben wurden. Trotzdem begnügt er sich mit der Anführung zweier Urkunden, die Sarti herbeizog: das Testament des Bischofs, worin die Brüder als Erben erwähnt werden (vom 23. Juni 1288) und Veltros Befreiung vom Lehen (den 30. März 1290). Die Grabinschrift am Denkmal, die noch Ughello[4] sah und beschrieb, wird gleichfalls erwähnt. Jedoch geben uns weder die Urkunden, noch die Inschrift den geringsten Anhaltspunkt dafür, dafs der Bischof von Cervia, der seinen Sitz in Bologna hatte (?) und Hugos Sohn war, auch der Verfasser der *Chirurgie* sei. Es sind nur sehr schwache Spuren davon vorhanden, dafs dieser sich mit der Medizin befafst hätte. Die falsch zugeschriebenen Handschriften verleiteten Sarti und seine Nachfolger zu diesem Irrtum. Vedrani übernimmt von ihm sogar die aus der Makrobiotik geschüpfte Folgerung: *Dopo ciò la longevità di Teodorico, commotato biologico eriditano della famiglia, non fa chè confermare.*[5] — Es ist ein schwacher Beweis zur Entscheidung der Vaterschaft und sicher unzulänglich für die Verfasserschaft.

Volle Anerkennung verdient die Beurteilung der *Chirurgie* und der *Mulomedicina* des Theodoric bei Vedrani.[6] In den wichtigsten Punkten ist dieselbe mit der geschichtlichen und wissenschaftlichen Forschung im Einklange, obzwar die katalanische Fassung der Werke und die lateinischen Handschriftenüberlieferung nicht genügend berücksichtigt wurden. Alle Gegner und Verteidiger des

---

[1] Aldo Mieli, *Gli Scienziati Italiani dall' Inicio del Medio Evo ai nostri giorni.* Repertorio Biobibliografico. Vol. I. Roma 1923.
[2] Sprengel, *Theodorich ein Schüler des Hugo von Lucca.*
[3] Garrison, *Hugh's son or disciple, Theodoric Borgognoni?*
[4] F. Ughello, *Italia Sacra.* Venetiis, t. II, 1717, 172 S.
[5] Mieli, *a. a. O.* 313 S. S. Gurlt, *a. a. O.*
[6] Mieli, *a. a. O.* 314 S.

Predigermönchs und Chirurgen kommen zu Worte: Guy de Chauliac und Henri de Mondeville, Freind und Haller, Perrenon, Sprengel und Garrison. Die Grundlage zur Behandlung beider Schriften gibt jedoch Modestino del Gaizos verdienstvolle Arbeit.[1] Hugo von Lucca wird als ein Glied in der Evolution der chirurgischen Kenntnisse hingestellt, der die salernitanische Tradition weiter fortsetzte und durch die eiterungslose Wundbehandlung in neue Bahnen lenkte. Ob ihn dazu Avicenna anregte, ist fraglich; es genügt doch, die Erfahrung und die Beobachtung des praktizierenden Arztes anzunehmen. Ebenso zweifelhaft ist es, dafs er seine Geschicklichkeit aus Lucca mitgebracht hätte, das eine ärztliche Bildungsstätte gewesen wäre, nachdem sie in Peregrinus Bonaventura der Universität Bologna einen Doktor und Rector medicinae gab. Dieser Lokalpatriotismus ist bei Vedrani verzeihlich, obzwar derselbe den Sarti zu Irrtümern verleitete. Theodorics Beziehung zu Brunus Werk wird durch die Chronologie in das richtige Licht gesetzt: Die erste Fassung der *Chirurgie* (vor 1248) entstand nicht gleichzeitig, sondern früher als die Schrift des Brunus (1252), und wenn in beiden Übereinstimmungen zu treffen sind, so ist der Grund dafür, dafs Brunus auch Hugos Heilmethode kannte, obzwar er nicht sein Schüler war. — Es wäre aber vor allem festzustellen, welche Handschrift wir für die *Cyrurgia minor* halten sollen. Die bekannte und gedruckte lateinische Version (*L*) gilt für die zweite Fassung und zeigt nicht nur wörtliche Übereinstimmungen mit Brunus, sondern benützt denselben als Leitfaden. Diese unleugbare Tatsache kann durch die ursprüngliche Bestimmung der *Chirurgie* als Handbuch und die Umarbeitung nach Brunus' Schrift als Vorlage erkärt werden, wie wir es oben vorgeschlagen haben. Del Gaizo gibt durch Analyse eines Kapitels (*De vulnere intestini*) einen schlagenden Beweis dafür, dafs wir in Theodoric eine ärztliche Individualität vor uns haben, die von Brunus ebenso wie von anderen Zeitgenossen absticht. Diese Tatsache haben wir oben durch seinen katalanischen Ursprung erklärt.

Viel einfacher gestaltet sich die Quellenfrage der *Mulomedicina* von Theodoricus, dem Bischof von Cervia, die Del Gaizo mit Hilfe von Ercolanis Werk[2] und Untersuchung von Handschriften befriedigend löste. Der Verfasser benützte die Schriften der Griechen, des Publius Vegetius (5. Jahrh., gedr. 1528), des Albertus Magnus (1206—1280), dann zweier Italiener, Giordano Ruffo (13. Jahrh., it. gedr. 1492) und Giacomo Dario (13. Jahrh.). Der Verfasser soll nur durch eine einzige Pferdekrankheit diesen Zweig der Heilkunst bereichert haben.

---

[1] Modestino del Gaizo, *Il magisterio chirurgico di Theodorico dei Borgogni ed alcuni codici delle opere di lui.* Estrato degli Atti della R. Academia med. chirurgica di Napoli anno XLVIII. N. S. No. 2. Napoli 1894. S. Neuburger-Pagel, *a. a. O.* I, 716.

[2] G. B. Ercolani, *Ricerche storiche analistiche su gli scrittori di veterinaria.* Torino 1851, 375 S.

Die zahlreichen, in beiden Werken zerstreuten Rezepte sind genau und mit den Formeln der Neuzeit übereinstimmend. Die antike Tradition und die unsichere Überlieferung mufs bei deren Bewertung in Betracht genommen werden, wie wir es selbst oben behaupteten.

Vedrani ist die Schrift *De sublimatione arsenici* unbekannt. Es beruht wahrscheinlich auf einem Irrtum, der auch bei Echard vorhanden ist, dieselbe als selbständige Abhandlung zu betrachten. In der katalanischen Handschrift von Paris (*C* 1) befafst sich ein Kapitel in zweifacher Fassung mit dem Stoffe, und die eine geben wir im Anhang.

Theodorics gröfstes Verdienst liegt darin, dafs er die Bedeutung der aseptischen Wundbehandlung erkannte und der Chirurgie den Weg in eine Höhe zeigte, die sie nur in neuerer Zeit, nach einem Rückfall von Jahrhunderten erreichte. Diese Tatsache wird bei Vedrani durch Anführung folgenden Satzes (nach Allbutt)[1] beleuchtet: *Questo semplice precetto fa di Teodorico uno dei più originali di tutti i tempi, perche solo Mondeville, Paracelso e Lister sostenero dopo lui, questi principi. Nei lungo interregno tra Mondeville e Lister gli avvocati della suppurazione vinsero su tutta la linea.*

Theodorics Schriften.

Ein einziges Werk kann mit Bestimmtheit dem Predigermönch Theodoric dem Katalanen zugeschrieben werden, nämlich die in drei Fassungen erhaltene und gedruckte *Chirurgie*. Einige Handschriften geben Theodoricus, den Bischof von Cervia und Sohn Hugos als Verfasser an. Dieser Irrtum wurde durch den ersten Druck verbreitet, trotz der vielen Widersprüche und Einwendungen. Die Rofsheilkunde ist nach einstimmigem Zeugnis der Handschriften das Werk des Bischofs und man kann keine ernsten Bedenken dagegen haben. Er mag vielleicht noch manches geschrieben haben, das die Handschriften unter seinem Namen anführen (*Tractatus de Virtutibus aquae vitae*, *Sermones* etc.) und seine Stellung, sein Ruf verleitetete die Schreiber und Verleger ihn für den Verfasser der *Chirurgie* anzugeben. Die *Falkenlehre* ist weder vom Predigermönch, noch vom Bischof Theodoric übersetzt worden, sondern mufs dem gleichbenannten Philosophen und Dolmetscher am Hofe Kaiser Friedrichs II. gutgeschrieben werden. Die schriftliche Überlieferung der lateinisch verfafsten *Chirurgie* wird durch Schilderung der Handschriften dargelegt. Die beiden apokryphen Schriften sollen dabei nicht berücksichtigt werden, trotzdem dieselben katalanisch unter Theodorics Werke gezählt wurden.

---

[1] Sir Clifford Allbutt, *Historical relations of Medicine and Surgery.* London 1905.

I. Lateinische Handschriften der *Chirurgie* (*L*).

1. Die Hs. Barb. Lat. 312, Fol. 1—77 in der Bibl. Ap. Vaticana zu Rom aus dem 14. Jahrhundert hat die primitive Fassung erhalten. Die Widmung fehlt, der Prolog beginnt: *Tractaturi de vulneribus et cirurgiae scientiam tradituri* (Fol. 1). Die einzelnen Kapitel sind kürzer gefaſst, oft mit Brunus übereinstimmend, Hugo wird seltener erwähnt, persönliche Erfahrungen sind nicht zahlreich. Das Werk enthält drei Bücher, schlieſst jedoch mit dem 32. Kapitel des dritten Buches ab.

2. Die Hs. Ashmole der Bodley Library zu Oxford, Fol. 39—130, im 14. Jahrhundert in England geschrieben, enthält nach drei Abhandlungen über Pferde und Frauen: *Cirurgia Theodorici fratris ordinis predicatorum secundum doctrinam sapiencium veterum et magist. Hug. cirurgici, que titulatur Filia Principis.* Nebst Einteilung in fünf Bücher, mit einem Inhaltsverzeichnis (Fol. 39), jedoch ohne Rubriken beginnt das dritte Buch mit dem 20. Kapitel des zweiten im Drucke (*L a*). Der Anhang ist ein fremder Zusatz: *Apostolicon contra vulnera periculosa quae dicuntur Veneris putridas plagas* (Fol. 129).

3. Die Hs. Voss. Lat. fol. 3, Fol. 1—158 in der Bibl. der Rijks Universiteit zu Leyden aus dem 14. Jahrhundert ist am Anfang und am Ende verstümmelt und führt den Titel: *Theodorici Cerviensis chirurgiae* Libri I—III. Jedoch ist die Einteilung in fünf Bücher durchgeführt, das letzte ist eine fremde Zutat (s. *L* 2). Die Blätter sind mit 197 Miniaturen geschmückt, chirurgische Behandlung darstellend, wovon einige durch Sudhoff reproduziert wurden, der auch eine genaue Beschreibung der Handschrift gab (*Studien* Bd. X, Taf. VIII, VIII a, *Arch. f. Gesch. der Med.* IX, Taf. VIII—XI).

4. Die Hs. Pal. Lat. 1312, Fol. 1—87 v° der Bibl. Ap. Vat. zu Rom aus dem 14. Jahrhundert hat nur drei Bücher mit dem Prolog: *Tractaturi* etc. (s *L* 1). Am Schluſs wird die Schrift *Filia Principis* genannt.

5. Die gleiche Fassung findet man in der Hs. Pal. Lat. 1811, Fol. 66—102 derselben Bibl. aus dem 15. Jahrhundert.

6. Die Bibl. Nat. zu Neapel besitzt in der Hs. VIII, *D* 55, Fol. 1—85 aus dem 14. Jahrhundert die *Filia Principis* genannte Fassung.

7. Die Hs. Lat. 25.061, Fol. 1—63 der Bayerischen Staatsbibl. zu München aus dem 15. Jahrhundert enthält: *Fratris Theodorici de ordine predicatorum libri tres de chirurgia qui intitulantur Filia Principis*, ohne Widmung, mit dem Prolog: *Tractaturi* etc. (s. *L* 1).

8. Die Hs. Sloane 3018 [5], Fol. 97—117 im British Museum zu London scheint eine Abschrift derselben aus dem 14. Jahrhundert zu sein.

9. Die Hs. 744, Fol. 1—128 aus dem 14. Jahrhundert in der Bibl. Comunale zu Perugia (*Filia principis*) ist mit dem dritten Buche abgeschlossen und enthält: *Cyrurgia edita et compilata a fratre Theodorico, episcopus cerviensis de ord. predicatorum.*

10. Die Hs. *E*, VI, 5, Fol. 1—157 der Nationalbibliothek zu Turin, aus dem 14. Jh., ist nur ein Bruchstück (I., II. und III. Buch), mit Bildern geschmückt (Fol. 37, 58, 155), der Fassung nach unbestimmt.

11. Eine Abschrift der dritten Fassung enthält die Hs. Pal. Lat. 1313, Fol. 2—190 der Vatikanischen Ap. Bibl. zu Rom aus dem 14. oder 15. Jahrhundert. Dieselbe zählt drei Bücher, denen eine Widmung an den Bischof von Valencia vorausgeschickt ist: *Carissimo egregio viro domino A. episcopo valentinensi frater Thedericus* etc. (Fol. 1). Eine zweite Widmung folgt, die Fälschung eines Schreibers sein kann: *Inclite et invictissime domine Carole ecclesie defensor magnifice Sicilie rex illustris* etc. Der Verfasser gibt sich selbst den Bischofstitel: *Cogor ego frater Thed(r)icus de ordine fratrum predicatorum divina paciencia ceruiensis episcopus magnificencie vestre plene describere ... perpetuam laudem vestram.* Eine Beziehung Theodorics zum sizilischen Königshause ist sonst durch keine Quelle gesichert, die Widmung mufs für apokryph gehalten werden. Dem dritten Buche sind Rezepte angehängt (Fol. 173—185) und ein Inhaltsverzeichnis (Fol. 185 v°—188) schliefst die Hs.

12. Eine zweite Hs. des British Museums zu London Addit. 26.106, Fol. 110—134 aus dem 14. Jahrhundert, in Südfrankreich geschrieben, mit verzierten Initialen und Leisten, enhält unter fünf medizinischen Abhandlungen: (*Parva*) *Cyrurgia Theodori fratris ordinis praedicatorum secundum doctrinam magistri Hugonis cyrurgi.* Nach der Katalogbeschreibung scheint der Text vom Drucke nicht abzuweichen.

13. Die Hs. Lat. 11.226, Fol. 1—124 aus dem 14. Jahrhundert in der Bibl. Nationale zu Paris beginnt mit der Widmung: *Venerabili patri et amico karissimo.* Der Text enthält die dritte Bearbeitung und Bilder am Anfang der einzelnen Bücher.

14. Die zweite Hs. der Bayerischen Staatsbibliothek zu München, Lat. 174 aus dem Besitze Hartmann Schedels, wurde im 15. Jahrhundert geschrieben und dieselbe enthält (Fol. 10—96): *Fratris Theodorici Catalani de ordine praedicatorum chirurgia.* Der Stoff ist in vier Bücher eingeteilt, der letzte hat vom Drucke abweichend 24 Kapitel.

Die erhaltenen Handschriften geben uns den Text in drei Fassungen. Der erste Entwurf, den Theodoric dem nach Valencia ziehenden Bischof Andreas von Albalate übergab, ist uns in der Hs. Barb. Lat. 312 der Ap. Bibliothek des Vatikans bewahrt (*L* 1). Er hatte damit praktische Absichten und diesen Charakter hat die Schrift auch späterhin behalten, seinen Stoff entlehnte er bekannten Quellen. Die *Cyrurgia magna* des Brunus von Longoburgo (1252) diente als Vorlage und der Widerspruch in der Zeitfolge kann nur dadurch behoben werden, dafs wir eine Abschrift vom Januar 1242 annehmen, wie es eine Vatikanische Hs. bezeugt.[1] Hugos Be-

---

[1] Roma, Bibl. Ap. Vaticana, Cod. Lat. 8177, fol. 61 gibt 1242, während Florenz, Cod. IV, 48 und München, Cod. Lat. 13.057, fol. 60 verso 1252 setzen.

lehrung, persönliche Erfahrungen und Beobachtungen des Verfassers treten in der ersten Fassung spärlicher hervor. Die Einteilung, die Reihenfolge der Kapitel sind darin mit dem gedruckten Texte gleich, das dritte Buch wird jedoch mit dem 32. Kapitel abgebrochen (*De pinguedine mammillarum quorumdam virorum*) und das vierte fehlt gänzlich.

Die erweiterte Bearbeitung dieser Fassung nannte Theodoric selbst im Kapitel über die allgemeine Wundenbehandlung (11. Kap. des zweiten Buches): *Filia Principis.*[1] Acht Handschriften enthalten diese Bearbeitung, worin die Widmung und das vierte Buch fehlen (*L* 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9). Der Prolog des ersten Entwurfes ist beibehalten und derselbe beginnt: *Tractaturi de vulneribus et cirurgie scientiam tradituri* etc. Die einzelnen Kapitel sind entwickelt und durch Ergebnisse der Erfahrung bereichert, das dritte Buch ist ergänzt (56 Kapitel). Wie und wann diese Umarbeitung entstand, ist schwer bestimmbar. Die Anlehnung an die *Chirurgia* des Brunus ist sichtlich und gab Anlafs zu Guy de Chauliacs kritischer Bemerkung (*rapiendo omnia quae dixit Brunus*). Die Zusätze sind der zeitgenössischen chirurgischen Praxis, wie der Verfasser selbst bemerkt und besonders der Belehrung Hugos entnommen. Dies führte Guy de Chauliac zur spöttelnden Anerkennung (*cum quibusdam fabulis Hugo de Lucca magistri sui librum edidit*). Zur Bestimmung des Zeitpunktes wurde auf den Salernitaner Rolandus Capellutti (g. 1250) hingewiesen, der die *Practica* des Rogerius in drei Büchern umarbeitete (1264). Der Fall einer penetrierenden Brustwunde mit einer erfolgreichen Lungenresection wird darin erwähnt, die Rolandus selbst an einem Bologneser vollzogen hatte (25. Kap. des dritten Buches). Theodoric erwähnt eine Operation unter gleichen Umständen, jedoch wird dieselbe in Rolandus' Gegenwart durch Hugo vollzogen (17. Kap. des zweiten Buches).[2] Wenn wir einen Zusammenhang zwischen beiden Texten annehmen oder darin verschiedene Berichte desselben Falles sehn wollen, so kann sich derselbe nach der Ernennung des Bischofs von Valencia (1248) und bevor Hugo gestorben ist (vor 1258) ereignet haben. Einen sicheren Stützpunkt zur Zeitbestimmung gewinnen wir damit doch nicht.

Die dritte endgültige Fassung befindet sich teils vollständig, teils bruchstückweise in den übrigen Handschriften (*L* 11, 12, 14, unsicher 10). Die Einteilung in vier Bücher ist vorherrschend, der Versuch einer fünfer Einteilung ist bei einigen bemerkbar, wenn auch die Kapitel durchnumeriert sind. Die Widmung an den Bischof von Valencia, der die Neubearbeitung durch Briefe und Sendboten urgierte, enthält Angaben über Entstehung und

---

[1] Coll. Chir. Ven. 1513, fol. 107: *Et qui diligenter attenderit librum istum quem intitulavi Filia Principis, magnam partem eorum quae in cyrurgiis modernorum scripta sunt, auctoritate veterum et ratione evidentissima et presenti doctrina poterit reprobare* (L. II, C. XI).

[2] W. von Brunn, *Die Stellung des Guy de Chauliac in der Chirurgie des Mittelalters.* SA. Arch. f. Gesch. der Med. XIII, 1921, 74.

Anlage der Schrift. Eine zweite Widmung in einer Vatikanischen Handschrift (*L* 11) an Karl, König von Sizilien ist apokryph. Die Zeit der Abfassung fällt in die Jahre zwischen dem Tode des Bischofs (1276) und dem Ableben Hugos von Lucca (vor 1258), der als längst verstorbener, hoch verehrter Meister, Urheber einer rationellen Krankenbehandlung in den Vordergrund gerückt wird.

Die Reihenfolge der einzelnen Kapitel ist in der Redaktion *Filia Principis* und der letzten Fassung die gleiche. Diese ist jedoch durch ein viertes Buch ergänzt worden, das im Drucke und deren Grundlage neun, in einzelnen Handschriften 24 Kapitel zählt. Der Stoff derselben ist teilweise der *Practica* des Salernitaners Rogerius entlehnt. Der Gegensatz zur Schule von Salerno wurde gemildert, Theodoric beruft sich nicht nur auf den Verfasser der *Practica*, sondern auf Constantinus, den typischen Vertreter von Salerno.

II. Ausgaben der *Chirurgie*.

Theodorics Schrift ist während des 15. und 16. Jahrhunderts siebenmal im Druck erschienen. Alle Ausgaben gehen auf die dritte Fassung in vier Büchern zurück und haben scheinbar dieselbe handschriftliche Grundlage.

Die erste Ausgabe ist der Druck von Bonetus Locatellus in Venedig und wird *Collectorium Chirurgicum Venetum* benannt. Der Titel lautet nach Hains *Repertorium* (Nr. 4810, bei Copinger abweichende Variante):

a) CYRURGIA PARVA GUIDONIS. CYRURGIA ALBUCASIS CUM CAUTERIIS ET ALIIS INSTRUMENTIS. TRACTATUS DE OCULIS JESU HALI. TRACTATUS DE OCULIS CANAMUSALI. — VENETIIS PER BONETUM LOCATELLUM. OCTAVO KALENDAS MARTIAS 1497. ACCEDUNT LEONARDI BERTAPALIA PADUANI CHIRURGIA, SEU RECOLLECTAE SUPER QUARTO CANONIS AVICENNAE. VENETIIS APUD OCTAVIANUM SCOTUM 1497 (Fol.).

In der Nationalbibliothek zu Madrid soll davon ein Unikum vorhanden sein (laut Mitteilung der Kommission des Gesamtkatalogs), konnte jedoch durch Anfrage daselbst nicht sicher festgestellt werden (Signatur I—2003). Ein zweites Exemplar, im Besitze der Bibliothek zu Nimes erwähnt Nicaise (s. die Ausgabe von Guy de Chauliac), das Pellechet unbekannt war. Einen Abdruck der Erstausgabe besitzen wir in dem Drucke von 1500 (*d*).

Die zweite wurde gleichfalls durch Bonetus Locatellus in Venedig für Octavianus Scotus am 21. November (11 Kal. Decembris) 1498 gedruckt. Der Inhalt ist laut dem Titelblatt:

b) CYRURGIA GUIDONIS DE CAULIACO. ACCEDUNT: BRUNUS LONGOBURGENSIS CHIRURGIA MAGNA ET MINOR. TURA DE CASTELLO RECEPTA AQUAE BALNEI DE PORRECTA. THEODORICUS EPISCOPUS CERVIENSIS CHIRURGIA. ROLANDUS LIBELLUS DE CHIRURGIA. LANFRANCUS MEDIOLANENSIS CHIRURGIA. ROGERIUS PRACTICA. BERTAPALIA / LEONARDUS RECOLLECTAE SUPER IV° AVICENNAE.

Der gotische Druck enthält 267 numerierte Blätter und führt Octavian Scotus Kristellers Bücherzeichen. In Frankreich sind davon fünf Exemplare, in den Bibliotheken zu Amiens, Caen, Carpentras, Narbonne, Nimes vorhanden. In Österreich besitzt die Ausgabe die Nationalbibliothek zu Wien, die Stiftsbibliothek zu Hohenfurt, in Polen die Universitätsbibliothek zu Krakau. Laut Angabe der Kommission des Gesamtkatalogs für Wiegendrucke besitzen davon noch Exemplare: Basel, Berlin, Bologna, Boston, (Dr. Streeter), Brooklyn, Bruxelles, Budapest, Dresden, Florenz, Freiburg i. Br., Genf, Hildesheim, Jena, Konstanz, London, München, Oldenburg, Passau, Rom (Lanc.), Strafsburg, Washington, Zürich. Lajard (*Hist. Litt. de la France* XVII, 519) verglich gewissenhaft die verschiedenen Ausgaben, er hält diese für die Editio princeps.

c) Einen Neudruck veranstaltete im folgenden Jahre Simon de Luere auf Kosten des Andreas Torresani de Asola in Venedig (23. Dez. 1499). Der Folioband zählt 269 Blätter und gibt wieder die zwei Abhandlungen über Augenheilkunde nach der Erstausgabe von Jesus Filius Hali und Canamusali (*l. c*). Die Fundorte desselben sind: Paris, Toulouse, London, Oxford, Strafsburg, München, Wien, Mailand, Prag, Brooklyn (Dr. Lewis S. Pilcher) etc. s. Anhang VII.

Eine geringe Abweichung zeigt der Abdruck der ersten Ausgabe (*a*) aus der Werkstätte des Bonetus Locatellus (Hain Nr. 4813):

d) CYRURGIA PARVA GUIDONIS DE CAULIACO. CYRURGIA ALBUCASIS ET ALIORUM CUM CAUTERIIS ET ALIIS INSTRUMENTIS. DE OCULORUM INFIRMITATUM COGNITIO. EORUM TRACTATUS JESU FILII HALI ET CANAMUSALI DE BALDACH. VENETIIS PER BONETUM LOCATELLUM PRESBYTERUM MANDATO ET SUMPTIBUS HAEREDUM NOBILIS QUONDAM VIRI DOMINI OCTAVIANI SCOTI MODESTIENSIS. ANNO DNI MCCCCC SEXTO CAL. FEBRUARIIS (Fol.).

Diesen Druck besitzt die Nationalbibliothek zu Paris, die Bibl. Sainte Geneviève, das British Museum, die Nationalbibliothek und die Universitätsbibliothek zu Wien, Krakau, Lemberg, die Gymnasialbibliothek in Horn, Stift Sankt Peter in Salzburg (verk. 1924), die Bayr. Staatsbibl. zu München, die Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Aufserdem sind noch Exemplare in folgenden Bibliotheken vorhanden: Berlin, Breslau, Budapest, Cambridge, Edinburg, Erlangen, Genf, Göttingen, Hamburg, Königsberg, Lesina, Löwen, Luzern, Oxford, (Radcliffe, Saint Andrews), Palermo, Philadelphia (Coll. of Phys.), Sevilla.

e) Die zweite Ausgabe (*b*) wurde durch einen neuen Verleger, Gregorius de Gregoriis in Venedig am 16. Juli 1513 abgedruckt. Theodorics *Chirurgie* finden wir darin Fol. 97—134 mit der gleichen Numerierung (*L e*). Exemplare davon befinden sich in Paris, Oxford, Berlin, München, Leipzig, Prag, Budapest etc.

Bernardus Venetus de Vitalibus ist der Verleger der folgenden, mit der vorhergenannten übereinstimmenden in Venedig am 20. Februar 1519 gedruckten Ausgabe (*L f*). Als Buchdruckerzeichen steht der heilige Marcus mit dem Löwen. Die beiden, in der dritten und vierten Auflage (*L c* und *d*) zugegebenen Schriften über die Augenheilkunde (de Oculis) fehlen. Theodorics *Chirurgie* ist Fol. 106—146 vorhanden. Diesen Druck besitzen die Bibliotheken zu Oxford, Pavia, München, Leipzig, Kiel, Münster, Wien, Budapest etc.

Diesen vier gotischen Drucken folgte ein Vierteljahrhundert später die erste Ausgabe mit lateinischen Buchstaben in Venedig bei Junta im Jahre 1546. Der Titel, wie der Inhalt des Sammelbandes ist von den vorerwähnten etwas abweichend:

ARS CHIRURGICA GUIDONIS CAULIACI CELEBERRIMI LUCUBRATIONES CHIRURGICAE, AB INFINITIS PROPE MENDIS EMENDATAE: AC INSTRUMENTORUM CHIRURGICORUM FORMIS, QUAE IN ALIIS IMPRESSIONIBUS DESIDERABANTUR, EXORNATAE. BRUNI, PRETEREA, THEODORICI, ROLANDI, LANFRANCI, BERTAPALIAE CHIRURGIAE MAXIMA NUNC DILIGENTIA RECOGNITAE. HIS ACCESSERUNT ROGERII AC GULIELMI SALICETI CHIRURGIAE: QUARUM ALTERA QUIBUSDAM DECORATA ADNOTATIONIBUS, NUNC PRIMUM IN LUCEM EXIT: ALTERA EX VETUSTORUM EXEMPLORUM LECTIONE INNUMERIS FERE IN LOCIS EST AUCTA AC INTFGRUM RESTITUTA (*L g*).

Diese verbesserte Ausgabe unterdrückte die Abhandlungen über die Augenheilkunde, statt dessen erweiterte sie die Zahl der Chirurgien mit den Schriften des Rogerius de Parma und Guilelmus Salicetus. Theodorics *Chirurgie* ist unverändert und befindet sich Fol. 134—184. Folgende Fundorte derselben sind uns bekannt: Paris, London, Mailand, Padua, Leiden, Berlin, Kiel, Königsberg, München, Leipzig etc.

---

[1] In der Bibl. Nat. zu Paris, Td 73 (10).

Theodorics *Chirurgie* scheint in späterer Zeit nicht mehr im Drucke erschienen zu sein. Guido de Caulico, mit dessen Schrift dieselbe vereint wurde und der an seinem Vorgänger strenge Kritik übte, erlebte besonders in der französischen Fassung Neudrucke bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts.[1] Die katalanische *Chirurgie* hingegen konnte überhaupt keinen Verleger finden infolge des eingeschränkten Gebietes, wo dieses Idiom gebraucht wurde.

III. Übersetzungen der *Chirurgie*.

1. Katalanische Handschriften.

Die katalanische Fassung der *Chirurgie* ist uns in zwei Handschriften erhalten, wovon bisher nur die erste bekannt war und durch Quétif und Echard herbeigezogen wurde. Dieselbe scheint Schriften des Predigerbruders zu enthalten, die ihm durch den Übersetzer, der Tradition folgend, zugeschrieben wurden.

Unter den spanischen Handschriften der Nationalbibliothek zu Paris (f. esp. 212 [früher Nr. 7249]) ist eine Pergamenthandschrift verzeichnet mit 125 Blättern, 0,345 m hoch und 0,245 m breit. Die Schrift ist zweispaltig, die Anfangsbuchstaben und Überschriften geziert, aus dem 14./15. Jahrhundert.[2] Am Rand Fol. 1 ist der Inhalt italienisch angegeben:

CHIRURGIA ET MEDICINA DEGLI HUOMENI, CAVALLI ET FALCONI.

Der Titel der ersten Schrift lautet:

LO COMENSAMENT DEL LIBRE LO QUAL COMPILA FRARE THEDERICH DEL ORDE DELS PREDICADORS EXPLANAT PER GALIEN, CORREGER DE MAYOR CHA. E CONTENSI AL COMENSAMENT QUINA COSA ES CYRURGIA (*C* 1).

Die erste Vorrede stammt vom Schreiber Galien Correger, der behauptet, die *Chirurgie* Theodorics, der nicht Bischof genannt wird, aus dem Lateinischen ins Katalanische seinem Herrn Atorgant zulieb übersetzt zu haben (s. Anhang). Die zweite Handschrift hingegen kennt diese Namen nicht und verrät nur soviel, dafs sie durch einen Arzt im Dienste des Königs von Mallorca verfertigt wurde.

Die zweite Vorrede (Prolago: kat. *prolec*) enthält die Widmung Theodorics an den Bischof von Valencia, Andreu de Albalate, und erzählt die Vorgeschichte der Abfassung, die wir für Kenntnis seines Lebenslaufs wichtig finden. Er erwähnt dabei seine Quellen und hebt die Belehrung durch seinen Meister Hugo von Lucca

---

[1] Guy de Chauliac, *La grande Chirurgie* ... p. p. E. Nicaise. Paris, Alcan 1890 (Bibl. Nat. S. M. X, 18, 4⁰).

[2] *Catalogue des manuscrits espagnols* de la Bibliothèque nationale par Morel-Fatio. Paris 1881, S. 33.

Theodorics *Chirurgie* katalanisch.
Hs. Graz, Universitätsbibliothek lat. 342, fol. 1.

besonders hervor. Aufser ihm werden genannt: Galen,[1] Damascen,[2] der Hippokrat kommentierte, der arabische Arzt Honein[3] unter dem Namen Johannitius bekannt, Rhazes oder Abubekr,[4] dessen *Almansor* genannte Schrift aus dem Lateinischen ins Katalanische übersetzt wurde (Fol. 112).

Die *Chirurgie* ist in dieser Handschrift auf vier Bücher verteilt, wovon das erste (Fol. 1—18) 26 Kapitel enthält, das zweite (Fol. 19 bis 39) 54, das dritte (Fol. 41—83) 56, das vierte (Fol. 89—93) nur 9. Eine kurze Einleitung (Prolec) ist auch vor das zweite und dritte Buch (Fol. 18 u. 41) gesetzt, die als Übergang dienen soll und in der zweiten Handschrift fehlt. Die lateinische Fassung (*L*) folgt genau dem Text der ersten, eine geringe Abweichung zeigt sich nur am Ende des letzten Buches, wo einige katalanische Rezepte folgen (*C* 1, Fol. 89—93), die im Drucke (*L* g, Fol. 180) fehlen, während letzterer im zweiten Buche (*L* g, Fol. 144) Rezepte gibt, die die erstere an jener Stelle (*C* 1, Fol. 18) nicht enthält. Besonders ist die Verfertigung des Arsensublimats hervorzuheben, die in beiden Texten beschrieben wird (*C* 1, Fol. 89; *L* g, Fol. 133), jedoch in der Handschrift (Fol. 89) noch einmal paraphrasiert ist. Dieses Kapitel wird oft (auch bei Quétif und Echard) als selbständige, der *Chirurgie* beigefügte Abhandlung erwähnt, und Theodoric galt als Vorläufer in der Anwendung und Verbreitung dieses Desinfektionsmittels. (S. Anhang V.)

Die Universitätsbibliothek in Graz besitzt eine zweite katalanische Handschrift der *Chirurgie* unter Nr. 342 auf 282 Pergamentblättern, 0,183 m hoch und 0,133 m breit, zweispaltig, im 14. Jahrhundert (1310) geschrieben, in Holzdeckel mit Leder überzogen und Eisenbeschlag geziert. Über den Ort der Entstehung laut der Schlufsbemerkung des anonymen Schreibers, Leibarztes des Königs von Mallorka, haben wir oben gesprochen. Den Wandel und die äufsere Geschichte schildert sehr unvollkommen eine lateinische Randbemerkung (Fol. 1):

Presens liber tractans Cirurgia(m) est Franzisci Emerichy oppaviani que(m) dono dedit sibi Wi(l)elmus praepositus templi S. Bartholomei

---

[1] Von Claudius Galenus (131—201) *Kommentare zu Hippokrates* gedruckt in Venedig bei Aldi und Asulani 1525, lat. Übers. in Venedig 1490, f. bei Philipp Pintinus. S. Choulant, *Handbuch* S. 111.

[2] Joannes Damascenus, *Liber Aphorismorum*, Bononiae 1489. 4°. Der Verfasser hiefs: Jûhanna Ibn Mâsawaihi (777—857).

[3] Abu Zeid Honein (Ben Ishâk Ben Soleiman Ben Ejjub El-'Iradi) genannt Johannitus (809—873 oder 877), Leibarzt El Motewekhils (847—861), Übersetzer griechischer Schriften, Verfasser einer Isagoge in Artem Parvam.

[4] Abu Bekr Muhammed Ben Zakarijja El Razi (850—923 oder 932), Direktor des Krankenhauses zu Bagdad, widmete seine *Enzyklopedie* El-Mansur Ibn Ishâk, Statthalter von Chorazan, nach demselben *Ketab Altib Almansuri* (*Liber Medicinalis ad Almansorem*) benannt, in zehn Büchern. Von den zahlreichen lateinischen Handschriften der Übersetzung durch Gerhardus de Cremona besitzt eine die Universitätsbibliothek zu Graz, Cod. 4°, 203, dazu das 9. Buch Cod. 4°, 1127.

apostolici in Frisaco. Actum anno a nativitate Christi MDXXX in feriis Sti Bartolomei apostoli missus ad S. Lambertum.

Die Handschrift war demnach im Besitze des Franciscus Emrich aus Troppau in Schlesien, dem sie durch Wilhelmus, Propst des Kapitels S. Bartholomä in Frisach (Kärnten) geschenkt wurde. Durch ihn gelangte dieselbe in die Bücherei des Benediktinerstiftes Sankt Lambrecht, die zur Diözese des Bischofs von Klagenfurt gehörte. Administrator des Bistums war zu jener Zeit Graf Anton Salamanca-Hoyos (1526—40), unter dem ein Interesse für spanische, katalanische Handschriften und Bücher entstand. Ein Beweis dafür ist die katalanische *Menescalia* in der bischöflichen Bibliothek, die wir unten erwähnen werden. Die Benediktinerabtei Sankt Lambrecht wurde durch kaiserliches Dekret vom 4. Januar 1786 aufgehoben und deren Bücherschätze, etwa 30000 Bände mit Handschriften, der Grazer Universitätsbibliothek zugewiesen. Ein Teil der Bücher ist später zurückgestellt worden, die Handschriften blieben in der Universitätsbibliothek zu Graz, darunter die *Chirurgie* Theodorics.[1]

Der Besitzer derselben war demnach Franz Emerich, der an der medizinischen Fakultät zu Wien i. J. 1537 als dritter Lektor der Chirurgie angestellt, später Lector primarius, Senior der Fakultät, k. u. k. Rat wurde, dessen Namen ein noch heute verliehenes Stipendium trägt. Als der Lehrstuhl 1555 frei wurde, richtete der Rektor an die Fakultät die Frage, ob der Vortrag der Chirurgie notwendig sei, und die Universität erstattete einen befürwortenden Vorschlag, dem das Verzeichnis oder *Compendium methodicum chirurgiae Doctoris Francisci (Emerich)* beigelegt wurde. Dasselbe umfaſst einige Bücher von Galen, die Anatomie von Vesal, dazu „*das Feldtpuch privatim vorzüglich Capita de tumoribus et ulceribus et fracturis ex Albucaso auszulesen.*“[2] Für die letzte Vorlesung mag Theodorics *Chirurgie* herbeigezogen worden sein, nachdem sie im Stoffe und in der Auffassung damit verwandt ist. Die Benützung einer katalanischen Handschrift zu einer Zeit, wo schon sechs oder sieben Drucke des lateinischen Textes verbreitet waren, ist ein Beweis der spanisch-österreichischen Beziehungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Literatur unter der Regierung Kaiser Ferdinands.

Der Anfang lautet (Fol. 1): *En nom de deu tot poderos. Aci comentz lo primer libre de Tederich de l'orde dels predicadors.* Am Ende eines jeden Buches wird der Verfasser Tederich oder ähnlich genannt, ohne den Bischofstitel. Am letzten Blatte sind Rezepte katalanisch von drei späteren Händen.

---

[1] F. Eichler, *Aus einer österreich. Bibliothek*, Graz 1909. O. Wonisch, *Die S. Lambrecht-Grazer Handschriften. Zentralblatt für Bibliothehsw.* B. 35, 1918, 64 S. — P. P. B. Gams, *Series Episcoporum.* Ratisbonae, 1874, S. 278: Anton von Hoyos 1533—occis. 1551. Eubel, *a. a. O.* III, 1923.

[2] Gurlt, *Geschichte der Chirurgie.* Berlin, III, 2. Nach A. v. Rosas, *Kurzgef. Geschichte der Wiener Hochschule.* Wien 1844. S. Dr. L. Senfelder, *Franz Emerich.* S. A. aus der Zs. *Die Kultur* VIII, 1907, 61—75.

Die Schrift ist in sieben Bücher eingeteilt, die sich dem Stoffe besser anpassen als die vier des Druckes. Einige lateinische Handschriften zeigen einen Anlauf zu einer fünfer (oder siebner) Einteilung. Den Inhalt gibt ein Verzeichnis am Schlufs (Fol. 181):

Asi fina lo libre de sirorgia qui es dit Tederich, en lo qual son compostz set libres. Lo primer es de nafres en general (Fol. 4). — *Lo segon de nafra de cap* (Fol. 56). — *Lo ters de trencadura de ossos* (Fol. 91). — *Lo quart de fistoles* (Fol. 127). — *Lo quint de apostemes* (Fol. 152). — *Lo sise de scrofules* (Fol. 200). — *Lo sete de confinment de medicines* (Fol. 261).

2. Französische, italienische, spanische, deutsche, englische, hebräische Handschriften.

Der katalanische Übersetzer der *Chirurgie* begründete sein Unternehmen mit dem Mangel an Kenntnis lateinischer Fachausdrücke in ärztlichen Kreisen: Der Verfall der klassischen Bildung ist auf allen Gebieten in den Jahrhunderten, die als Herbst des Mittelalters benannt werden, bemerkbar. Die lateinischen Übersetzungen der Blütezeit vermittelten dem Westen die Bekanntschaft mit der griechischen und arabischen Medizin, wobei die Tätigkeit des Constantinus Africanus in Monte-Cassino und Salerno besonders hervorzuheben ist.[1] Zu einer gleichen Bedeutung kam die Sprache der Römer erst mit der Renaissancebewegung oder genauer nach deren Verbreitung von Italien aus.[2]

Das Bedürfnis, ärztliche Bücher in der Nationalsprache zu besitzen, kann aufser dem Verfall des Lateins durch den Mangel an klassischer Bildung in ärztlichen Kreisen, durch praktisches Bestreben nach Fortschritt erklärt werden. Theodorics *Chirurgie* war lateinisch ziemlich verbreitet, wie es die Zahl der Handschriften beweist, und wurde später siebenmal gedruckt. Trotzdem ist sie in sieben Sprachen ganz oder bruchstückweise, wörtlich oder in Auszügen gedruckt worden.

Die persönlichen Beziehungen des Verfassers zu Katalanien erklären die Entstehung der genauen Übersetzung in der Landessprache, die sogar durch manche Gelehrte für das Original gehalten wurde. Seine von der herkömmlichen abweichende Wundenbehandlung, die von Hugo von Lucca erneuerte Therapie, für deren Vertreter er sich entschieden erklärte, lenkte die Aufmerksamkeit ärztlicher Kreise in Frankreich auf seine Schrift. Im Süden war Montpellier die Pflegestätte der Medizin, und Theodorics Neuerungen blieben nicht unbemerkt. Die Beurteilung bewegte sich in Gegensätzen, wie wir es durch Anführung von Henri de Mondevilles

[1] O. Hartwig, *Die Übersetzungslitteratur Unteritaliens in der normannisch-staufischen Epoche. Zentralblatt für Bibliothekswesen* III, 1886, 161.

[2] L. Olschi, *Bildung und Wissenschaft im Zeitalter der Renaissance in Italien.* Leipzig, Florenz, Rom, Genf 1922.

Anerkennung und Guy de Chauliacs Tadel gezeigt haben. Das *Collectorium artis chirurgiae medicinae* war lateinisch sehr verbreitet, in französischer, katalanischer, englischer Bearbeitung bekannt (*I*) und mag auch die Aufmerksamkeit auf die verwerflich beurteilte Schrift des Predigermönchs gelenkt haben. Ohne eine genaue Vergleichung zu stellen oder eine eingehende Analyse zu geben, wollen wir die Handschriften erwähnen, in denen Übersetzungen der *Chirurgie* zu finden sind.

F 1. Die Papierhs. f. fr. 2029, Fol. 1—52 in der Nationalbibliothek zu Paris, aus dem 15. Jahrh. enthält ein Bruchstück der *Chirurgie*. Nach dem Wunderrezept folgt das IV. Kapitel des 2. Buches, am Schlufs steht Kap. LXXXVI.

F 2. Eine weitere Abschrift der französischen Übersetzung liegt in der Öffentlichen Staatsbibliothek (Gosudarstvena aja Publičnaja Biblioteca, die frühere Hofbibliothek) zu Leningrad (früher Sankt Petersburg) mit der Signatur 2 Dm 4°, Fol. 1—47, die mir jedoch unzugänglich blieb.

I 1. Die Hs. XIII G 31, Fol. 11—46 aus dem 15. Jahrh. in der Nationalbibliothek zu Neapel ist eine italienische Bearbeitung der ersten zwei Bücher in der letzten Fassung, die Modestino del Gaizo (a. a. O. 34) mit der daselbst liegenden lateinischen Hs. (*L* 6) verglich und beschrieb. Der Text beginnt: *Comenza Tedrico mazor de la cirorgia di tute le piage.* Die darauf folgende Widmung an den Bischof von Valencia beweist, dafs *mazor* die letzte Bearbeitung in vier Büchern bedeutet, wovon Auszüge in zwei Abschnitten gegeben sind.

S 1. Die königliche Bibliothek in Escorial besitzt in der Hs. III h 17, Fol. 1—215 aus dem 15. Jahrh., am Ende verstümmelt eine spanische Übersetzung der *Chirurgie*, die früher Don Diego Hurtado de Mendozas Eigentum war. Der Anfang des Textes lautet: *Capitulo del libro primero (de cirurgia) que fizo el Rey Tedriquo de los otros tres que son escriptos adelante por anden (?) de quatre tratados.* Die Widmung fehlt, denn es folgt die Definition der *Chirurgie* aus dem Prolog. Die Übersetzung bricht mit dem 55. Kap. des 3. Buches ab (*De lepra*). Es könnte demnach eine Bearbeitung in drei Büchern (*Filia principis*) zur Vorlage gedient haben. Die Prologe und der Anfang des 2. Buches wurden nach dieser Hs. durch Rodriguez de Castro (Bibl. hisp. II, 693/94) gedruckt.

E 1. Ein Bruchstück der *Chirurgie* in englischer Fassung ist durch die Hs. Sloane 389, Fol. 2—76 aus dem 16. Jahrh. im British Museum erhalten. Der Katalog nennt den Verfasser Theodoric Borgognoni von Lucca, Bischof von Cervia.

E 2. Eine englische Bearbeitung enthält auch die Hs. Ashmole 1468, Fol. 55—161 der Bodley-Bibliothek in Oxford aus dem 15. Jahrh. Es scheint eine Kompilation aus den im *Collectorium chirurgicum Venetum (La)* enthaltenen Schriften zu sein, wenn wir den Angaben des Titelblattes folgen: *Here begyneth a tretys (of surgery compiled out) of Ypocras, Galyen, Lincon, Henricus de Amonda*

Villa, Wilhelmus de Saliceto, Lamfrank, Tederik, Brune, Rogeryn and other auctoris the whiche were expert Surgeres: and there shalle two parties be contened in this book. An einer Stelle (Fol. 167) wird unser Verfasser folgendermafsen apostrophiert: *Also Tederik bishope of Serviense tellethe in his book of his secretes.*

D 1. In Deutschland fand Theodoric auch einen Übersetzer. Die Universitätsbibliothek zu Prag besitzt in einer Papierhs. XVI F 2 aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhs. einen Sammelband medizinischer Schriften, deren Besitzer Daniel Mychel Sannichel (Fol. 1) und Jorg Kutmilner zu Yglaw (Fol. 91 v°) waren. Die erste Schrift ist ein deutsches Wundarzneibuch (Fol. 1—68), eine Bearbeitung oder ältere Fassung des ersten und zweiten Buches von Theodorics *Chirurgie.* Nachdem der Anfang fehlt, beginnt der Text mit dem XXIV. Kapitel des ersten Buches *(De spasmo): hays und truken: Und mit diesen zaichen derkenne ich er ist plaicher varb* (Fol. 1). Es folgen dann die drei letzten Kapitel desselben (Fol. 1—8). Das zweite Buch wird mit einem kurzen Prolog eingeleitet (Fol. 8 v°—54 v°): *Nu hab ich gelernet zu derkenne alle di wunden an yden glid des leichnams. Nu wil ich dich lernen wie du all wunden hailen scholt vnd wil zu den ersten an dem haupt anheben wan das ist als ein kunig ob den anderen glidern.* Sämtliche Kapitel (54) dieses Buches sind bearbeitet. Rezepte für Wundsalben stehen an den folgenden Blättern (Fol. 54 v°—68 v°). Das dritte Buch wird bis zum Kapitel XXV (*De glandulis*) lateinisch gegeben (Fol. 69—83). Endlich sind Vorschriften für verschiedene Destillationen angehängt (Fol. 83—87), die vielleicht Theodoric entnommen wurden (*Aqua pro oculis . . . Noli me tangere remedium*).

K. Sudhoff hat in seinen Beiträgen (II 1918, 463) unter den Texten aus Deutschland auf diese Handschrift verwiesen, ohne dieselbe näher bestimmen zu können. Die Vorlage scheint eine kürzere Fassung gewesen zu sein als die durch den Druck bekannte. Wäre es vielleicht der erste Entwurf in der Hs. Barb. Lat. 312 der Ap. Bibliothek im Vatikan? Der Inhalt reicht nicht darüber hinaus (*L* 1 bis Kap. XXXII des 3. Buches), die mit Rot hervorgehobenen Gewährsmänner sind nicht so zahlreich wie in der späteren Bearbeitung (Avicenna fehlt!). Eine genaue Vergleichung der Texte könnte Bescheid geben, ob es sich um die Übersetzung des ersten Entwurfs oder um eine deutsche Bearbeitung der erweiterten Fassung handelt.

Im Mittelalter befafsten sich schon die Juden, durch die Araber angeregt, eingehend mit der Heilwissenschaft. Die katalanische Handschrift in Graz (*C* 2) zeigt Randbemerkungen und Rubriken in hebräischer Schrift, die wahscheinlich nicht von Franz Emerich aus Troppau herrühren. Zwei hebräische Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek zu München verweisen auf den spanischen Text als Vorlage.

H 1. Die Hs. 266 führt den Titel: *Buch der Medizin.* Steinschneider (*Catalogus I*, I, 101) war die katalanische Hs. von Paris

(*C* 1) bekannt, und er vermutete in dem hebräischen Text eine Übersetzung der letzten Fassung von Theodoric (*L*). Das I. Buch (fol. 1) hat 41, das II. (fol. 114) 54, das III. (fol. 242) 61 Kapitel mit einem Zusatz (IV. B.?).

H 2. Die Hs. 291[6] enthält Auszüge aus Theodorics *Chirurgie* in spanischer Sprache und hebräischer Schrift, die Steinschneider unter den hebräischen Übersetzungen (Berlin 1893, S. 8832, § 516) erwähnt, ohne deren Inhalt näher zu bestimmen. Bezüglich der Vorlage wirft er die durch Echard irrtümlich gestellte Frage auf: „Sollte sie etwa in spanischer Sprache abgefaſst, nicht übersetzt sein?“ Kayserling (*Bibl. Esp.-portugueso-judaica*, Strasbourg 1890, S. 109) gab den Anfang des Textes, dessen Verfasser *Thed(e)rik* (fol. 1, 49, 53) genannt wird in folgender Umschrift: *Cirurgia nueva a servicio del Dio y a pro dellos que finiscaron depues de nos entendido que eran algunos que se facen ellos maestros desto cirulogia non sabiendo della parte non le teenren por escripto non lo an os di salvo quanto guerisen onas feridas que son en carne muerta.*

Anhang.

I. Vorrede von Theodoric.

1. Katalanisch (*C*).

Comensa lo Prologo. — Al honrat pare e amich molt car[1] an Andreu per la gracia de Deu bisbe de Valencia frare Thederich, d'aquela matexa pa(s)ciencia de la esgleya dels Betonç[2] ministre no digne li obre dessigada lonc temps a vos tramet.

O pare molt car[3], estans ensem si entera cort de Roma en aquel temps que io era de vostre capela e pene̶ten(*C*2 v°)-cial del senyor Papa, vos[4] me pregas molt desiyadament que io a vos algunes coses de li art de medicina o de cirurgia, so es a sabir amagades e no esplanades, de los antichs dites no acabadament, sobre asso faent un libre segons lo dictament[5] del senyor maestre Ugo de Luccha[6], en la davant dita sciencia molt-savi, declaradament escrivis he breument esplanas. Io empero volent empartida, e si no en tot, satisfer als desigs vostres, adonchs lo libre componi lo qual en aquel temps, enaxi comben conigus, no acabat, no corregit per asso con no pogues aturar ab nos en Espanya portas. En apres per moltz misagges de-(*C*2 v°)manas, per espesses letres que a vos aquell matex libre trameses esmenat complots los de falimens daquel, liqual cosa molt he trigat a fer. Mas are[7] quant vei avayllea, appellada la ajuda[8] nostro senyor Jhesu Cristo qui es maestre sobiran de la art de cyrurgia, daquela totz los secrets posada tota enveyen vos lo manifest obertament. Donchs pare molt car, receb aquesta obra poccha e molt gran per volum e molt gran per forces.

Mas corn io estregui poch de temps ab lo devant dit maestre [9] e no puxi veer ni retenir complidament les molt beneventuroses e esprovades cures sues: e por amor d'aysyo io avre cura d'acabar aquesta part del lo meu libre acacat per mon propi provament e de los antichs e maiorment per [10] Galienus, loqual nos avem sabut que en neguna cosa si desacordas ab lo da mult devant dit noble [11] baro maestre Ugo.

E per tal que aquest libre aia plus leuger enteniment, quina cosa es cirurgia, ni don es dita, ne quals obres li conven a fer e sobre tot, qual sia l'enteniment de les dites obres, ne en quantes especies sia departida breument o demostrare.

Adonques cyrurgia es obra manual en lo cors animal (C^1, Fol. 1 v°) avant a sanitat o en altra manera. Cyrurgia es lo derrer instrument de medicina. Tres instrumens son de medicina ab los quals (C^2, Fol. 2) mijansers ningun [12] saus lo metge pot ajudar a les raons e als cases de medicina o de malautia [13]. Lo es a sabir: Dieta, pocio e cyrurgia.

Dieta es lo primer instrument de medicina e es l'opus meyllor en axi com ho testimonieya [14] Galienus. In conviento Regiminis acutorum dieu en axi: Si podem l'ome curar ab dieta, no curem aquel ab neguna [15] pocio. Encara diu Damascen in Aforisimes: Si podras l'ome curar ab dieta, gran be te sera. Aquest instrument o regiment es demanat, quant il a (cola contra raho [16] e falsa digestio) la cura e la digestion.

Lo segon regiment o instrument de medicina es pocio, del qual aquel matex Galien diu: Si ab pocio podem departir [17] la malautia, no es recorrada cosa a cyrurgia.

Mas si per los dos devant dits regimens o instrumens no podra esser departida la malautia, sia departida per lo benefici del tiers regiment, so es assaber de cyrurgia. Per laqual cosa es dita cyrurgia a Scyros qui es paraula grega qui vol dir aytant comme Agia, qui vol dir aytant com Accio [18] qui es obra e d'aquele es dita cyrurgia qui vol dir aytant com manual obra [19].

Conven a los obrers de cyrurgia, enaxi con diu Ali el seu coment, usar los lochs on son [20] los savis cyrurgians e obren, e les obres d'aqueles saviament esgardar e retenir en sa memoria [21].

E encara conve que no sien trop tremoloses ni trop arditz, mas sien ben avisatz, e stian e savis e ab gran deliberacion e ab gran svavetat. Dels tot en tot [22] ab la mayor qu'ells podran, obren. E mayorment quant ells obreran [23] entorn del cervel e entorn les sues teles e entorn los membres nervoses e entorn de totz les [24] altres lochs temoroses.

E per ayxo com als libres no poden esser donades totes les coses [25] necessaries a la art, e [26] moltes vegades algunes coses esdevenen al metge qui no poden leugerament estar conegudes [27].

Per amor d'ayxo conven lo metge esser enginyos e natural [28]. Encara Damascen diu molt, com en lo metge es enginy natural [29],

que l'enginy natural del metge aiuda la art[30], la natura governant ab lo contrari, empero regent lo contrari.

Encara conve les obrers de la cyrurgia (estar) letratz, e si per aventura en altras maneras si aiuden de lurs esperimens, soven caen en grans errors[31] e en confusios. Com a penes alcun metge[32] sens menys[33] de letres, com pens, que puschca aprendre la art de cyrurgia.

Encara Almansor recomanda que los obrers d'aquesta art per la maior part son ydiotes e grosses, se es no (son) letratz[34]. E per la raho[35] de la folia d'aquels les malaütias en los homens malament son curades e si engenren. Encara mayor cosa com[36] no obren sotz contra sciencia e no obren raonablament, e per la folia d'aquels los homens son mortz. Encara los raons o los noms de les malautias, de les quals els se afferman a sanar, de tot en tot no conexen.

La entencio dels cirorgians e de les lurs obres son entorn de[37] tres coses: Engir la conjunccion de les coses departides e engir los departiment de les coses junctes defora natura e engir d'araucament de sobrefluytat.

Les maneres de cyrurgia, en axi com ho testimonieya[38] Johannisci son dos, com el diu que cyrurgia es en dos maneres: o es en carn, o es en osses. En axi segons la contrarietat dels membres sots mossos. Com[39] la una cyrurgia es feyta en membres moyls, enaxi com en carn o en nervis e en venes o en esos[40] semblans, l'altra es feyta en membres durs, axi con en ossos e en esos semblans, lesquals en axi[41] com an differencia entresi en contrarietat de la qualitat, so es a sabir de moylea e de durea[42]. Axi es en tota la obra de cyrurgia[43] qui es[44] a fer en els.

Cyrurgia qui es feyta en membres moyls, es sotz departida en tres maneres: O es feyta en carn, tan solament laqual es escarnament o tayl o cuytura es[45] apelada, — o es feyta en venes polsants[46] o es dita sagnia o taylament, — o es feyta en nervis segons la sua amplea, e adonchs es appellada taylament, — o segons la longuea dels nervis e adonchs es dita punctura[47]. Mas en les beles dels pitz o en beles del cerveyl es nomenada trencadura.

Mas cyrurgia qui es feyta en membres durs es en dues maneras: O es feyta en ossos durs, e es dita restaurament o consoldament dels ossos trencatz, — o es feyta en ossos deslogatz de lur loch propie, es apellada conjunccio dels ossos desjunctz.

E per so que aquels[48] qui volran entendre, ne estudiar per tal que pus leugerament e pus longament o pugen entendre o trobar, partirem aquesta obra en set partides ordonadament[49]. Per propis capitols departem los en sengles partz, en axi empero que en la primera part d'aquest libre no en especial, mas sotz una generalitat entenem a tractar.

E donchs questes son[50] les rubriques dels capitols del[51] primer libre de Thederich.

Varianten der Handschriften.

P = Paris, Bibl. Nat. esp. 212 (*C* 1).
G = Graz, Universitätsbibliothek 342 (*C* 2).

1 *G* c. e noble baro a. — 2 *G* barons. — 3 *G* c. nos e. — 4 *P* v. p. — 5 *G* le metgament d. — 6 *G* L. baro en. — 7 *G* o. m. a. comme acost a. — 8 *G* a. Deu q. — 9 *G* m. UGO n. — 10 *G* m. de. — 11 *G* m. n. — 12 *G* q. n. — 13 *G* c. de les m. — 14 *G* h. diu G. — 15 *P* a. alcuna p. — 16 *G* c. e. — 17 *G* p. la. — 18 *G* d. A. — 19 *G* o. de mans. — 20 *G* hon l. — 21 *G* s. entendre e en la m. comanar. — 22 *P* t. entot a. — 23 *G* m. com. o. — 24 *G* e. l. — 25 *G* t. c. qui son n. — 26 *P* n. e. — 27 *P* p. esser l. vistes. — 28 *P* e. E. — 29 *P* D. lo a m. c. e. l. m. e. e. n. — 30 *G* D. q. l'e. n. d. m. a. l. a. — 31 *G* en e. — 32 *G* p. negun m. — 33 *P* s. d. m. menys d. — 34 *G* esvestis e p. pechs e foyls. — 35 *G* p. r. — 36 *G* Par so c. — 37 *P* L. e. d. l. obra d. c. es engir t. — 38 *G* c. diu. — 39 *G* c. en. — 40 *P* e. s. — 41 *G* l'a. . . . e. *fehlt*. — 42 *P* durresa e de moylea. — 43 *P* t. o. cyrurgical. — 44 *P* q. cove a. — 45 *G* c. o crem nientes a. — 46 *G* v. no p. — 47 *P* p. o taylladura. — 48 *P* q. cascun q. — 49 *P* ho en quart libres. — 50 *G* De l. — 51 *G* r. d. p.

2. Lateinisch. (*Le* fol. 134 v°.)

Capitulum proemiale. — Venerabili patri et amico charissimo egregio viro domino A.., dei gratia episcopo Valentiniano frater Theodoricus, eiusdem patientia Bolonitinianae ecclesiae minister indignus, opus diutius affectatum.

Dudum pater charissime, Rome pariter existentes me vestrum tunc temporis capellanum et penitentiarium domini Papae affectuose rogastis, ut vobis quaedam artis medicinae chirurgiae, scilicet occulta et implicta, et ab antiquis imperfecte dicta, librum super hoc faciens secundum medicationem domini Hugonis de Lucca, viri in predicta scientia peritissimi, aperte describerem et breviter explicarem. Ego vero volens in parte, et si non in toto satisfacere votis vestris librum hunc edidi, quem eo tempore, sicut nostis, imperfectum et incorrectum more impatiens vobiscum in Hispaniam deportastis. Rogantes, et post modum per nuncios, crebris literis expetentes, ut vobis eundem librum suppletis defectuis transmitterem emendatum, diu distuli. Sed ecce iam appropinquanto senio, Christi auxilio invocato, ipso duce artis chirurgiae secreta, deposito omnis livoris aculeo apertissime manifesto. Suscipe igitur, pater charissime, opus exiguum, imo opus eximium, breve corpore, viribus amplum.

Quia vero modico valde tempore fui cum domino Hugone praedicto, neque videre, neque comprehendere, neque discere ad plenum potui experitissimas curas suas: ideo in parte ista imperfectum meum ex propria experientia et antiquorum curabo perficere, Galeni maxime, quem a praedicto viro eximio in nullo novimus discordare.

Ut autem ad librum istum accessus facilius habeatur, quid sit chirurgia, unde dicatur, quales operatores habere debeat, nec non

que sit ipsorum intenta, et in quot dividatur species, breviter denotabo.

Chirurgia igitur est operatio manualis in corpore animali ad sanitatem tendens tractare . . .[1]

Dividitur autem liber iste in quatuor partes. In prima parte agitur universaliter de vulneribus, de ulceribus, de fluxu sanguinis et medicinis ipsorum, de iudiciis mortis, de vulneribus nervorum, cura apostematis calidi, atque spasmi.

In secunda parte tractatur (fol. 135) de eisdem, secundum et cuilibet membro chirurgiam exercere necesse est a capite usque ad pedes.

In tertia parte dicetur de fistulis, cancro, formica, cancrenis, scabie et caeteris apostematibus et infectionibus, quae in manifesto corporis humani contingit.

In quarta parte et ultima finiremus librum scribendo aliqua a nobis probata de dolore capitis et hemicrania, et tractando de aegritudinibus oculorum, aurium, narium, oris et dentium, artheticae et podagrae.

Et sic vita comite finiremus concedente domino librum istum. Et haec sunt capitula primi libri.

II. Vorrede von Galien, Correger de Mayorcha.

Katalanisch (Hs. *C*1).

En nom de la senta e no depertable Trinitat ho essen ai, so es assaber lo pare, el fil, el sent sperit, liquel trinitat recognec e creu esser tre persones e un Deu, — e en nom de li gloriosa Maria fina en laqual li persona del fil pendre carn human, liqual persona del fil no . . s per ci per essencia de la persona del pare e del sant esperit: comens io G. correger de Mayorcha, aprenent en la art de cirurgia translatar de lati ens romans catalanesch aquesta obra de cirurgia. Com en tots feyts deu hom apelar la ayuda del devinal nom e la gracia del sant sperit que fassa lo comensament a la migenia e la fin acordar. Lor sen la aiuda de Deu res de ben no pot esser feyt.

Per asso io veent que alcuna partida de los surgians qui son en la senyoria del noble En Jacme, per la gracia de Deu rey d'Arago, no entenen los vocables latins, com tots los homens d'aquestes nostres encontrades obren mas per pratica que per teorica, com aqueli quax de tot meyns conexen e asso plus esdeven, com tots los libres de cirurgia los meylors son compostz en latin, e ja sia qu'els los agen, empero no poden trer enteniment acabat. Com no aprengueren tant de gramatica que puguen saber la exposicion de los vocables latins, e per asso caen en error ho en

[1] Der mittlere Teil fehlt in der Ausgabe der lateinischen Fassung (*L*) von *Cyrurgia es lo derrer instrument*, bis *dels ossos desjunctz*. Der letzte Abschnitt ist interpoliert.

confusio per ignorancia. E axi no tant solament nou a els le lur ignorancia, ans es d'apenosa a axi com per mort a molt qui conve seg(u)en(t) esser curatz per els de nafres o de plagues o d'autres malauties, a lesquals lo humanal cors es sotmes.

Per asso io propos nostre senyor Atorgant a mi gracia de complir esplanant li obra complida per frare Thederich del orde dels predicadors, laqual obra trames quant planament l'ac complida.

III. Vorreden zum zweiten und dritten Buche.

1. Lateinisch. (*Le* fol. 144 und 156 v°.)

Incipit liber secundus. Prologus.

Duce Christo disputatione de vulneribus et ulceribus et medicinis eorum, de fluxu sanguinis, de ingeniis quibus sagitte infixe corpori abstrahunt, de apostemate calido et spasmo et vulneratorum dieta, perut sibi dare placuit ex dictis veterum, doctrina domini Hugonis de Luca et nostra experientia. Expedita ad illorum practicam: quomodo sit in quolibet membro corporis exercenda, transitum facientes a capite, quod membrum regio dicitur quia quinque sensus perficiuntur in eo. Summemus initium curam ipsorum aliorum membrorum postmodum ordinantes et ut facilius quod quisque postulaverit valeat invenire, hunc librum, sicut et precedentem fecimus, per capitula distinguemus. Et ista sunt capitula secundi libri.

Incipit tertius.

Postquam de vulneribus iam simplicibns quamque compositis sermone completo universaliter in primo libro et particulariter in secundo, pater charissime, sufficienter disserui, ad curas aliarum infirmitatum tam intrinsecus quamque extrinsecus consurgentium quantum videlicet ad cyrurgiam dignoscitur pertinere, cum dei auxilio proficisco et dicam in primis capitulum primum: De fistula secundum omnes ipsius species.

2. Katalanisch. (*C* 1, Fol. 18.)

Aquest lo prolec del segon libre. Rubrica.

Gracias a nostre senyor avem tractat en general (de) naffres e de plages e de les medicines d'auquels e de decorrimen de sanc e de los engins ab los quels los sayetes ficades en lo cor son tretes e de apostema calda e de spasma e de la dieta de los naffratz, enaxi an a ell plac de donar a nos de los ditz antichs e per la doctrina de maestre Ugo de Lucca e per lo nostro provament. Asi direm en especial en quel manera es usador en cascun membre e farem comensament del cap qui es dit governament com los cinc sens son alogatz en ell. Adonche pendrem comensament an la cura d'aquel e en apres ci donarem les cures de totz los altres membres. E per ço que pus leugerament podra trober ço que demanarem en aquest libre, axi com lo primer avem

fet, e partirem per capitols. E son aquestes les rubriques dels capitols del segon libre.

Assi comensa lo prolec del comensament del ters libre. (*C* 1, Fol. 39 v°.)

Depuis que de les naffres, aytan be simples com compostes, ab paraula complida universalment en lo primer libre, pare molt car, avem tractat, universalment e particular, en lo segon libre en les cures de les altres medicines e malauties qui venen aytan de dedins com de fores, so es assaber qui pertanyen tan solament a cyrurgia, — ab la aiuda de Deu passaren he diren en bans les rubriques de los capitols d'aquest terser libre, e puys comensaren: De fistola.

IV. Vorrede und Widmung an Karl, König von Sizilien.

(Hs. der Bibl. Ap. Vat. zu Rom lat. 1313 fol. 1 r°.)

Inclite et invictissime domine Carole, ecclesie defensor magnifice, Sicilie rex illustris, qui virtute triumphatis mirifica et avictoriosissima cede rebellium maiestatis regie nec non et incrementis optimis iusto quidem iudicio promeremini iam Cesaris et augusti ampliari conscriptionibus, magni Caroli vos certe claretis luce clarius re ut nomine successorum. Ecce quod celsitudini vestre adiciuntur certe celsa preconia, cum sicut avide ecce hostium stragem queritis sic vestrorum nunquam fuerint vulnera, exquiritis a me summe solicitudinis studio sanitatem. Vincitis quidem corpora ecce quod et vincitis animos dum quasi vim pattitur meus animus, ut qui merito celaveram actenus et disposueram nulli tradere cyrurgie secreta usque nunc procul dubio tamqmam thesaurum preciosum mihi soli servata.

Cogor ego frater Thedericus de ordine fratrum predicatorum, divina paciencia Cerviensis episcopus, magnificencie vestre plene describere, ac ut plena sit ad vos mei animi largicio, totum contribuere, ample lateque penitus quod ipsum cingit (tangit) negotium chirurgie. Non igitur experienciam ab hoc opere super eo quod Galenus edocuit, non quod Hali tractavit et ceteri sumpserunt, quin potius inseram quotquot unquam melius et mirificentius in hac parte operata est magis mea, ut que vestri imperii secundum tradiciones presentis operis practicabunt quotquot spondent ipsius capitula se totum gloriose consecutos gaudeant non solum mihi sed et vobis ad meritum universorum profectum et perpetuam laudem vestram.

(Ms.) Ut autem ad librum istum accessus facilior habeatur, videamus quid sit cyrurgia, unde dicatur et quales operatores habere debeat, nec non que sit eorum intentio, et in quot dividatur speccies breviter dicam . . .

(*Col. Chir. Ven.* e fol. 97) Ut autem ad librum istum accessus facilior habeatur: quid sit cyrurgia, unde dicatur, quales operatores habere debeat, nec non quae sit ipsorum intentio et in quot dividatur species breviter denotabo . . .

V. Rezept des Arsensublimats.

L Cyrurgia Theodorici Lib. IV, Cap. VIII, *Coll. Chir. Ven.* L-e fol. 134.

Arsenicum sublimatum secundum dominum Hugonem sic fit. Recipe arsenicum et exfolia libra quinque, — deinde accipe es ustum, salisgemma, cerusa ana libra quinque, — deinde arsenicum exfoliatum tere fortissime, et passa per tamisum grossum: quod remansit in tamiso, tere donec totum sit passatum, — postea fiat idem per omnia de ere usto separatim, idem de salisgemma et cerusa separatim, — postea omnia sic trita conmisce fortiter in aceto forti super marmor cum lapide suo, deinde totum commixtum pone in vase uno in disco cum alutel. — Da sibi ignem quanto poteris pleniorem, in signum sublimationis sunt six hore in estate et novem in hyeme videlicet circa. — Et quando videris arsenicum sublimari et distillationem cessare, remove alembicum cum suo recipiente.—Deinde foramen alutelli claude cum modico nitri quantitatis conformis foramini, — deinde modicum vigora ignem per unam horam ne magis aduratur. — Quo facto remove et vasa infrigidari tota nocte permitte, — post suaviter vasa disiunge, et quod remansit sublimatum in alutello, ad partem pone, — post accipe feces que sunt in fundo vasis inferioris, et fortissime tere cum aqua

C^1 Hs. f. esp. 212 fol. 89 der Bibl. Nat. in Paris.

De confeccio de Arsenic sublimat.

Arsenic sublimat segons la doctrina del senyor Ugo es fet axi: Prin del arsenic sens fuylles miga libra, — pux pica fort l'arsenic esfuyllat dins tamissa grossu, e a lo que remendra e en la tamissa, tro que tot sia posat. — Depus fe a lo matex de totes les altres coses dell'aram cremat a part, e pux mescla totas aquestas coses ben ab fort vin agre en marbre ab pers de marbre, — e pux tot mesclat posa hom en un vexel so es tayllador ab forat. E fey foch con pus leuger pusques, e les seyals son sis hores (v⁰) en estiu e nou en ivern ho en general. E. quan veyras l'arsenic estre sublimat o veyras cessar lo distillament, levan lambic ab lo seu prenador, de pux tan que lo forat dell ambutell ab un poc de nitre a quantitat dell forat. Pux cray un poc lo foc per una hora presso que no se crem la materia, — laqual cosa feta tol lo foc e lexa refredar les vexels de tot.

E apres departex suau les vexels a lo que reman sublimat en l'ambutel tol no ab prima ploma, posa lo a una part, e pux les feus que son als fons dell vexel jus (a) e pica lo fort ab la dita aygua distillada.

C^2 Hs. 342 fol. 278 der Universitätsbibliothek in Graz.

De soblimar arsenic.

Arsenich soblimat segons maestre Ugo e segons la sua doctrina axi s fa: Prin arsenich e esfulal miga libra, e enapres aram cremat, salgrema blanq ana miga libra, tot asso pica e fen polvora trida e mescha la ab vinagre fort sobre un marbre e puys meslo en un vexel e coga e lo senyal del soblimar es que coga per sis hores en estiu e en ivern per nou e con veyras lo arsenic sublimat o cesar de destillar, mou lo lambic ab seu recebent, apres lo tranc de la lutel, troc ha ab un poc de nitre a quantitat del forat, — e apres vigora lo foch per una hora que la materia no crem, e assi fet remoulo e lexalo star e refredar per tota una nit.

E so qui es soblimat en la lutel, partix no ab un coutel, e apres pren lo ronya qui es al fons del alutel e pica la ab la desus dita disillada, e fe les coses axi com demont es dit de la ronya cinc vegades. Puys les ronyes e denega los vexels e prin tot so qui es blanch e ab aytant de salgema per pes de un dit, posa al sol de un vexel. Apres (v⁰) un fuyl de paper al forat matex poza, e d'amunt poza del brach questa tot sublimat, axi com d'avans.

Deoracio de la obra: Hec

dicta distillata, fac per omnia sicut prius. — Hoc reitera de fecibus quinques, post feces reiice et vasa munda. — Post accipe totum album et tere tantum salisgemme ad spissitudinem unius digiti pone in fundo disci post folium papyri eidem foramini superius pone, dando ei lentissimum ignem donec sublimetur totum sic prius. — Hec actum fiat mitis et suavis, sicut sudor beate Virginis quando peperit Christum.

E fe totes coses axi com demont es dit, e asso torna als feus per cinc vegades.

Depux gita les feces en un vexell nete, reyb so qui es blanc e atretant de salgema espesex lo ab lo dit, posa lo al fons del tayllador. Despux posa desobra lo forat un fuyl de paper e apres sobre lo fuyl posa la materia, donat aquell poc a foc tro questa tot sublimat, axi com d'avans.

Axi sia feta aquesta venena aguda, dols (h)e suau e axi com la suhor de la benuyrada sancta Maria verge com ag Jesu Christo per novenza no paria.

actum fiat dulcis et suavis, sicut fuit suddor beate Marie Virginis quando peperit Jesum Christum. — Amen.

VI. Verzeichnis der Handschriften von Theodorics *Chirurgie*.

L — 1. Lateinisch.

1	Roma,	Bibl. Ap. Vaticana	Barb. Lat. 312	Fol.	2— 77
2	Oxford,	Bodleian Library	Ashmole 1427	„	39—130
3	Leyden,	Bibl. der Rijks Universiteit	Voss. Lat. Fol. 3	„	1—158
4	Roma,	Bibl. Ap. Vaticana	Pal. Lat. 1312	„	1— 87
5	Roma,	Bibl. Ap. Vaticana	Pal. Lat. 1811	„	66—102
6	Napoli,	Bibl. Nazionale	Lat. VIII, D 55	„	1— 85
7	München,	Bayer. Staatsbibl.	Lat. 25061	„	1— 63
8	London,	British Museum Libr.	Sloane 3018[5]	„	97—117
9	Perugia,	Bibl. Comunale	Ms. 744	„	1—128
10	Torino,	Bibl. Nazionale	Ms. E, VI, 5	„	1—157
11	Roma,	Bibl. Ap. Vaticana	Pal. Lat. 1313	„	2—100
12	London,	British Museum Libr.	Addit. 26 108	„	110—134
13	Paris,	Bibl. Nationale	Lat. 11. 326	„	1—124
14	München,	Bayer. Staatsbibl.	Lat. 174	„	10— 96

C — 2. Katalanisch.

1	Paris,	Bibl. Nationale	F. Esp. 212	„	1— 89
2	Graz,	Universitätsbibl.	Ms. 342	„	1—282

F — 3. Französisch.

1	Paris,	Bibl. Nationale	F. Franç. 2029	„	1— 52
2	Leningrad,	Gosudarstvena aja publ. Bibl.	Ms. 2, Dm 4°	„	1— 47

I		4. Italienisch.			
1 Napoli,	Bibl. Nazionale	Ms. It. XIII, G 31	„	13— 48
S		5. Spanisch.			
1 Madrid,	R. Bibl. del Escorial	Ms. h, III, 17	„	1—215 v.
E		6. Englisch.			
1 London,	British Museum Libr.	Sloane 389	„	2— 76
2 Oxford,	Bodleyan Libr.	Ashmole 1468	„	83—171
D		7. Deutsch.			
1 Praha,	Verejna a universitni Knih.	Ms. XVI, F 2	„	1— 68 u. 69— 87
H		8. Hebräisch.			
1 München,	Bayer. Staatsbibl.	Hebr. 266	„	1—
2 München,	Bayer. Staatsbibl.	Hebr. 291[6]	„	1—

VII. Verzeichnis der Drucke von Theodorics *Chirurgie*.

L Lateinisch.

a) Bonetus Locatellus, Venetiis — 1497 oct. Kal. Martias
Hain 4810f.: Madrid, Nimes (Nicaise).

b) Bonetus Locatellus, Venetiis — 1498 Undecimo Kal. Dec.
Hain 4811 f.: Amiens, Basel, Berlin, Bologna, Boston, Brooklyn, Bruxelles, Budapest, Caen, Carpentras, Dresden, Florenz, Freiburg i. Br., Genf, Hildesheim, Hohenfurt, Jena, Konstanz, Krakau, London, München, Narbonne, Nîmes, Oldenburg, Passau, Rom, Strafsburg, Washington, Wien, Zürich.

c) Simon de Luere, Venetiis — 1499 XXIII Dec.
Hain 4812f.: Breslau, Brooklyn, Darmstadt, Dillingen, Eichstädt, Erlangen, Frankfurt a. M., Freiburg i. Br., Glasgow, Göttingen, Hildesheim, Leipzig, London, Lüttich, Madrid, Mainz, München, Oxford, Paris, Posen, Prag, Sevilla, Strafsburg, Toulouse, Trier, Washington, Wien.

d) Octavianus Scotus, Venetiis Hain 4813: Berlin, Breslau, Budapest, Cambridge, Edinburg, Erlangen, Genf, Göttingen, Hamburg, Horn, Königsberg, Krakau, Leipzig, Lemberg, London, Luzern, Lesina, Löwen, München, Oxford, Palermo, Paris, Philadelphia, Salzburg, Sevilla, Wien.	1500 Sexto Kal. Febr.
e) Gregorius de Gregoriis, Venetiis Panzer Nr. 1260, Fabricius V, 520, Paris, Oxford, München, Leipzig, Budapest, Prag (Univ. Bibl.) etc.	1513 XVI Julii
f) Bernardus Venetus de Vitalibus, Venetiis Oxford, Pavia, München, Leipzig, Kiel, Münster, Wien, Budapest ctc.	1519
g) Juntas, Venetiis Paris, London, Meiland, Padua, Leiden, München, Leipzig, Berlin, Kiel, Königsberg etc.	1546

Ludwig Karl.

VERMISCHTES.

I. Zur Wortgeschichte.

1. Auf welchem Wege kam das Vigesimalsystem nach Frankreich?

Es mag vielleicht an das „*ceterum censeo*“ des alten Cato erinnern, wenn ich nochmals die Vigesimalzählung bespreche. Doch die Auffindung von neuem Material, das nicht nur meine Ansicht des germanischen Ursprungs der Zwanzigerzählung stützt, sondern auch den Weg weist, auf welchem sie ins Zentralfranzösische eingedrungen ist, möge die Wiederaufnahme des Themas und die gelegentliche Wiederholung des einen oder andern Arguments entschuldigen.

Ursprünglich hatte ich vermutet, daſs die Normannen bei ihrer Ansiedlung in Frankreich dem Franzischen ihre Vorliebe für 20 übermittelten.[1] Es ergaben sich aber zeitliche und formale Schwierigkeiten. Dagegen lieſs sich nachweisen, daſs die Wikinger den Angelsachsen ihre Zählweise übermittelt hatten.[2] Doch nun lag eine Wegstrecke im Dunkeln. Diese wird durch die Erkenntnis erhellt, daſs das Anglolatein die Vermittlung zwischen Englisch und Anglonormannisch bildete, so daſs die Marksteine des Weges sind: Nordgermanisch — Angelsächsisch — englisches Klosterlatein — Anglonormannisch — Franzisch.

Ehe man der Frage im allgemeinen nähertritt, muſs man erwägen, daſs mit dem Wort Vigesimalsystem Miſsbrauch getrieben wird, wenn mit diesem Namen das Vorkommen einzelner Vielfache von Zwanzig bezeichnet wird. Ein reines Vigesimalsystem „muſs die Grundzahl 20 durchhören lassen, muſs die Einheit höheren Ranges 20 mal 20 oder 400, vielleicht auch noch höhere Einheiten unter besonderem Namen besitzen“.[3]

Hieraus ist zu ersehen, daſs nur Völker, die auf einer höheren Kulturstufe stehen, ein so kompliziertes System entwickeln konnten, und daſs die primitiven Stämme, die wahrscheinlich in allen Weltteilen damit anfingen, an den Fingern einer Hand, dann beider,

[1] *Prinzipienfragen der rom. Sprachwissenschaft*, *Beiheft* XXVI, 187 ff.
[2] *Engl. Studien* 59, 161.
[3] Cantor, *Vorlesungen über Geschichte der Mathematik* 8.

schliefslich an den Fingern und Zehen zu zählen, allerdings bis 20 kamen, dennoch aber noch keine volle Zwanzigerzählung hatten. Um Klarheit zu schaffen, müssen wir also unterscheiden: eine Zwanzigerzählung der Primitiven und ein Vigesinalsystem der Kulturvölker.

Nun soll damit nicht gesagt sein, dafs die primitive Zwanzigerzählung nicht bei manchen Völkern in ein vollständiges Vigesimalsystem übergehen könnte. Nur hat man begreiflicherweise bisher niemals diese Entwicklung nachweisen können, denn kam ein auf dieser Stufe stehendes Volk mit einem andern von höher entwickelter Zählweise zusammen, so nahm es dessen Zahlwörter und damit dessen Zahlsystem an. Je tiefer die Rechenkunst, desto weniger einheimische Zahlen waren vorhanden. Die Bewohner Brasiliens hatten nur die ersten drei Zahlwörter und nahmen von *quatro* an die portugiesischen an.[1] Andere Volksstämme waren etwas weiter vorgeschritten und benötigten erst die höheren Zehnerzahlen. Stets aber nahm das in der Kultur und in der Zählweise weniger vorgeschrittene Volk die Numeralia der höher stehenden Nachbarn — es mufsten nicht immer Eindringlinge oder Sieger sein — an, nicht aber umgekehrt. Dies beantwortet wohl die Frage, warum die Spanier und Rumänen, die das lateinische Zahlsystem ererbt hatten, nicht die Zählweise der Basken, resp. der Albanesen annahmen.[2]

Beispiele reiner Vigesimalsysteme finden wir bei den Mayas in Yukatan, die eigene Wörter für 20, 400, 8000 und 160000 hatten, und bei den Azteken, die 20 mit dem Namen „das Gezählte", 400 „das Haar", 8000 „der Beutel" bezeichneten. Für 1, 20, 400 und 8000 hatten die Azteken auch besondere Hieroglyphen. Mit dem vigesimalen verbanden sie ein Quinar-System, sie drückten 6 durch $5 + 1$, 7 durch $5 + 2$ aus, 11 durch $10 + 1$, 16 durch $15 + 1$ etc. $30 = 20 + 10$, $40 = 2 \times 20$, $50 = 2 \times 20 + 10$, $120 = 6 \times 20$, $300 = 15 \times 20$.[3] Nach Wundt und Cantor ist das Quinarsystem nie ganz streng durchgeführt, sondern es ist in der Regel mit einem vigesimalen, eventuell auch mit einem dezimalen verbunden.[4]

Von den europäischen Sprachen hat das Baskische ein reines Vigesimalsystem von 20 bis 100. Es drückt 30 durch $20 + 10$, 40 durch 2×20 aus usw. Belege für höhere Zahlen als 100 werden nicht angeführt. Die Albanesen besitzen ein rein dekadisches System und daneben für 40, 60 und 80 die vigesimalen Formen; 50, 70, 90 scheinen nur dezimal gebildet zu werden.

---

[1] 1 = *ojepé*, 2 = *mocôī*, 3 = *moçapyr*, Pott, *Die quinare u. viges. Zählmethode* 7.

[2] Vgl. Spitzer, *Urtümliches bei rom. Zahlwörtern*, *Zs. f. r. Ph.* 1925, 5. — Auch die Finnen konnten wohl kaum den Dänen ihr Vigesimalsystem aufdrängen, das Umgekehrte dürfte der Fall gewesen sein.

[3] Cantor 8. — Pott, *Die quinare u. viges. Zählmethode* 97.

[4] Wundt, *Völkerpsychologie* II, S. 28.

Ob die Basken ein altes oder ein später angenommenes Vigesimalsystem hatten, läſst sich wohl kanm feststellen, ebensowenig, ob die Albanesen im Begriffe stehen, vom dekadischen zum vigesimalen oder von dem Zwanziger- zu dem Zehner-System überzugehen.

Die heutigen Kelten haben kein einheitliches Zahlsystem. Bis zum 8. oder 9. Jahrhundert scheinen diejenigen Stämme, deren Sprache damals noch lebte, dezimal gezählt zu haben, dann ging das Wallisische zu einem Quinar- und Vigesimalsystem über, das sich auch noch über den ersten Hunderter hinaus erstreckt. Hundert wird jedoch immer mit *cant*, 50 häufig mit *hanner cant* (halber Hunderter) bezeichnet. Im Bretonischen haben wir ein mit 40 beginnendes Vigesimalsystem, das aber ebenso wie im Cornischen bei 50 (*hanter cant*) unterbrochen ist und bei hundert endet.

Das kulturell bedeutenste Volk unter den Kelten, die Iren, ist beim dekadischen System geblieben und hat auch in seinen Wertmessern und Zahlungsmitteln keine Vorliebe für 20 und dessen Vielfache.

Versetzen wir uns um rund zweitausend Jahre zurück, so finden wir in vielen Ländern Verhältnisse im Zahlungsverkehr, die an jetzt im Innern Afrikas und auf manchen Südseeinseln herrschende erinnern. Die ursprüngliche Werteinheit war der Mensch. In vorchristlicher Zeit galt in Irland die Sklavin drei Kühe. In der Sage berichtet man uns noch weit später von Frauen als Zahlungsmitteln.[1] Nach der Einschränkung des Sklavenhandels verwendeten die Iren, da sie keine Münzen prägten, als Wertmesser fast ausschlieſslich das Haustier und unter diesem nahm die Milchkuh die erste Stelle ein. Als Werteinheit galt die drei Jahre alte Kuh, die schon dreimal gekalbt hatte. Ihrem Wert entsprachen 24 Säcke Weizenmehl, 36 Säcke Gerste oder 72 Säcke Hafer. Drei solcher Kühe bildeten einen *Cumhal.* Vom König bis herab zum Freibauern erfolgte die Berechnung der Habe nach *Cumhals*, die Gutsbesitzer wurden danach in Klassen eingeteilt.

Wir sehen hier eine Vorliebe für die Dreizahl. Die Vervielfältigung erfolgte jedoch weder nach Quinar-, Dezimal- noch Vigesimal-System, sondern mittels der Zahl 7.[2] Aber nicht nur

---

[1] O'Curry, *Manuscript Materials* 268 (Siege of Edair). Der Dichter Aithirné begehrte als Lohn für einen zwölfmonatlichen Aufenthalt am Hofe vom König Mesgedhra auſser siebenhundert weiſsen Kühen 3×50 Weiber und Töchter der Leinster Edlen.

[2] Der Freibauer oder *Bo-Aire* (Kuh-Eigentümer) pachtete vom *Flath*, dem Adeligen, der eigenes Land besaſs, ein Grundstück, um darauf Vieh weiden zu lassen. Erfüllte der *Bo-Aire* mindestens 7 Jahre lang die gesetzlichen Bestimmungen, so fiel ihm nach dem Tode des *Flath* das Grundstück als Eigentum zu. Von diesen *Bo-Aireach* gehörte der niedrigsten Klasse derjenige an, der Land für 7 Cumhals, d. h. für 21 Kühe gepachtet hatte; der *Bruighfer* oder *Oc Aire* konnte sich Land für dreimal 7 Cumhals, also für 63 Kühe pachten. Seine ganze Habe war siebenfach: er besaſs 7 Kühe und einen Stier, 7 Schweine und ein Hausschwein; 7 Schafe, ein Arbeits- und ein Reitpferd. Er läſst 7 Kühe auf der Gemeindewiese weiden und die siebente

in Verbindung mit der Dreiheit des *Cumhal* finden wir im Rechtswesen, in der Ständegliederung, in Märchen, Sage und Dichtung die Siebenzahl angewendet, sondern auch selbständig.[1] Neben der Sieben spielte bei den Iren auch die Zahl fünfzig eine grofse Rolle, sei es einfach, sei es mit einer andern Zahl vervielfältigt. Augenscheinlich hat an vielen poetischen Stellen 50 dann den Wert einer Rundzahl, wie im Germanischen 60 oder 100.[2]

Aufser der Vorliebe für den halben Hunderter, den wir auch bei den andern Kelten gefunden haben, mag bei den frommen

---

von diesen Kühen dient als Abgabe für das verzehrte Gras (Crith Gablach, *Abhandlung aus dem 7. Jahrhundert über die Ständegliederung*. In englischer Übersetzung in O'Curry, *Manners and Customs of the Ancient Irish* III, 479 ff.). Nach Cumhals wurde das Adoptionsgeld an den Fine, den Clan gezahlt. Der König mufste für die Bewilligung der Kindesannahme 7 Cumhals zahlen, der Adelige die Hälfte, eine Frau, die Miterbin war, zahlte 2 Cumhals, ebensoviel die höheren Klassen der Freibauern. Wurde ein Kind jedoch ohne die gesetzliche Bewilligung des Fine beschützt, so waren 7 Cumhals zu entrichten. Gleichfalls in Cumhals wurden die Strafen gezahlt, wenn der Schuldige im Range eines Königs, Adeligen oder Freibauern stand. Die Hörigen zahlten in Kleinvieh. Es betrugen z. B. die Kosten der Heilung für einen unrechtmäfsig verwundeten Mann im Range eines Königs, Bischofs, Lehrers oder hohen Adeligen zweimal 7 Cumhals. Konnte ein Schuldner nicht zahlen, so mufste er jemand finden, der für ihn 7 Cumhals als Bürgschaft leistete (O'Curry, *Manners* CX). Auch Belohnungen wurden häufig in Cumhals ausgezahlt. Im 4. Jrh. dichtete der Dichter Torna ein Lied auf den Tod des Königs Niall und erhielt dafür einen Cumhal (ib. II, 60). — In späterer Zeit ist der Cumhal augenscheinlich häufig nur Wertmesser und wurde nicht immer in Kühen bezahlt. Der Dichter Ailill z. B. erhielt einen Wagen, der dreimal 7 Cumhals wert war und der Kämpfer Ferdiadh von der Königin Medhbh einen im Wert von viermal 7 Cumhals (III, 101, 102).

[1] Die Adeligen, *Flaths*, wurden in 7 Ordnungen geteilt. — Liefs sich ein Mann von seiner Frau scheiden, ehe sie 7 Jahre mit ihm gelebt hatte, so mufste er ihr alles zurückzahlen, was sie ihm in die Ehe eingebracht hatte. Fand die Trennung später statt, so wurde die Mitgift geteilt (O'Curry, *Manners* CLXXVIII). — Um das Jahr 1000 behauptete die Königin Macha Mongruadh ihr Recht auf den Thron gegen die drei Söhne des Dithorba, die behaupteten abwechselnd 7 Jahre regieren zu können (ib. II, 357). — Ein Dichter, der mit einem König unzufrieden war, strafte ihn durch Verwünschung. Zu diesem Zweck begab er sich selbsiebenter bei Sonnenaufgang auf einen Hügel, der an der Grenze von 7 Gehöften, lag und jeder seiner Gefährten hatte nach einem von diesen hinzuschauen, er selbst nach dem Gehöft des Königs, dem sein Unwille galt (ib. II, 217). — Wie in manchen deutschen Märchen werden aufgezählt: Sieben Städte, sieben Häuser, sieben Berge, sieben Täler, sieben Pflüge (ib. II, 47, 141). — Aus einer Eibe macht Finntann 7 Fässer, 7 Bottiche, 7 Butterfässer, 7 Krüge, 7 Töpfe, 7 Methörner (ib. III, 61).

[2] So heifst es in einem Oisin zugeschriebenen Gedicht: „Ich tötete zweimal 50 Helden, ich war es, der sie tötete mit eigner Hand" (O'Curry, *Manners* CCCXLII). — In Tara gab es „dreimal 50 Gemächer und dreimal 50 Krieger, keine geringe Verteidigung für eine Festung (II, 377). — Geschenke wurden zu je 50 gegeben: 50 Schwerter, 50 Pferde, 50 Sättel (III, 219); der Dichter Aithirné fordert 3 × 50 edle Frauen (O'Curry, *Manuscript Mat.* 268). Begleitpersonen von Vornehmen und von Dichtern sind meist in der Zahl von 50 genannt, z. B. die Gattin König Mesgedhras mit 50 Ehrenjungfrauen (*Ms. Mat.* 270, Siege of Edair), die Gattin Leghairés mit 50 Dienerinnen (*Manners* III, 19), der Dichter Seanchan mit 50 Studenten, die mit ihm nach Schottland ziehen (*Manners* II, 91).

Iren ein religiöser Brauch die häufige Anwendung von 50 gestützt haben. Der Psalter enthält bekanntlich 150 Psalmen, diese wurden auswendig gelernt und häufig zu je 50 als Buſse aufgegeben.[1]

Sowohl in Prosa als in Versen trat 7 oder 50 häufig als Faktor einer nicht ausgeführten Multiplikation auf. Dasselbe findet sich gelegentlich auch bei andern Zahlwörtern. So kommt 10 × 100 öfter vor[2]; 5, 9, 20, 30, 40 werden zu Stufenzahlen, wenn es das Versmaſs oder auch nur die Laune des Schriftstellers erfordert. Daneben, und zwar viel häufiger, findet sich die gewöhnliche Art der Zahlbildung, die durchaus eine dezimale ist. Wir sehen leicht, wie die falsche Meinung des Vorhandenseins eines irischen Vigesimalsystems entstehen konnte. Die Bildung *da fichit* (2 × 20) oder *tri fichit* (3 × 20) fiel Sprachforschern auf, die nicht beachteten, daſs daneben auch *secht trichit* (6 × 30), *coic cetharchuit* (5 × 40), *cethri coicat* (4 × 50) etc. vorkommen und ebenso die dezimalen Grundzahlen, wie spätere Keltisten festgestellt haben.[3]

Wie steht es nun mit der Zählweise der Gallier? Hatten sie ein Vigesimalsystem und konnten die verschiedenen Volksstämme, die sich auf deren Gebiete später ansiedelten, deren Zählmethode annehmen? Schon *a priori* sind der Gegengründe recht viele. Als die Römer Gallien eroberten, war im Innern des Landes wahrscheinlich noch Tauschverkehr und ebenso wie in Irland dürfte das Vieh den Wertmesser gebildet haben. Die groſse Handelsstadt im Süden, Massilia, war aber eine griechische Kolonie. Nur die westlichen Seestädte, vor allem Burdigalia, konnten mit römischem Handel sich messen, aber gerade hier war die Romanisierung eine sehr frühe, es wird uns nicht berichtet, daſs sich die Kaufleute nach dem 5. oder 6. Jahrhundert der gallischen Sprache bedienten. Wieso ein ganzes groſses Volk seine Sprache, Sitte und Kultur so vollständig aufgab, mit solcher Begeisterung alle Einrichtungen des Siegers sich aneignete, ja dessen Erbe zu einer Zeit bewahrte und hoch hielt, als die „Barbaren“ das Römerreich überwältigten, ist kaum zu erklären.

Es ist ein glücklicher Zufall, daſs manche lateinische und griechische Schriftsteller an der Sprache der Gallier ein gewisses Interesse nahmen und uns einzelne Worte daraus überlieferten. Auf diese Weise kennen wir aus Substantiven, deren erstes Kompositionsglied aus einem Zahlwort besteht, die Ordnungszahl für 1 *Cintugnatus*, die Grundzahlen für 2 *Δουηκαληδόνιος*, 3 *Trigaranus*, 4 *petorritum*, 5 *πεμπέδουλα*. Nicht ganz sicher ist man, ob der erste Bestandteil von *Seccanehæ*, *Octocannæ* und *Decumathes* die

---

[1] Ein ähnlicher Gebrauch bei den Angelsachen weist wahrscheinlich auf Einfluſs der irischen Kirche hin (Leges Aethelst; Liebermann, *Gesch. der Angels.* IV, As. 8, 6; Kemble, *Cod. Diplomaticus* Nr. 226. — *Festschrift für Morsbach* 424, Wildhagen, *Stud. zum Psalt. Romanum*).

[2] O'Curry, *Manners* III, 482.

[3] Vgl. Thurneysen, *Grammatik des Altirischen* 233 und Vendryes, *Grammaire du vieil Irlandais* § 246.

gallischen Zahlwörter 6, 8, 10 enthält. Doch ist uns aus Inschriften *petrudecametos* der „vierzehnte“ und *tricontis* „dreifsig“ einwandfrei überliefert. Die gallischen Zahlwörter für 6 und für 30 zeigen nun, dafs die Sprache weder ein Quinar- noch ein vigesimales System besafs, wenigstens keines, das schon die dreifsig durch 20 + 10 ausdrückte, denn die gallische Form *tricontis* stimmt lautlich mit der Bezeichnung derjenigen Dezimalzahl für 30 überein, die wir in ai. *triṡát*, av. *drisąs* und gr. *τριακάς* finden.[1]

Bemühen wir uns nun, das dürftige Ergebnis, das uns die Zahlwörter liefern, durch einen Versuch zu ergänzen, in dem Münzwesen eine Zwanzigerteilung zu finden, so wird auch hier das Bestreben nicht gelohnt. Münzen treten schon um das Jahr 450 a. C. in Gallien auf, doch nur in der griechischen Kolonie Massilia.[2] In der Folge finden wir dann auch Münzen im Rhonetal, doch weisen sie sich nach Prägung, Stücklung und im Anfang auch nach dem Gewicht als direkte Nachahmung der massilischen Münzen aus. Später wurde das Gewicht herabgesetzt, die Stücklung nach dem System der Zweiteilung aber beibehalten (Tetrobolen, Diobolen, Obolen, halbe Obolen, Viertel und 6 Achtel), wenn man bei dem Fehlen von eingeprägten Zahlzeichen und dem schwankenden Gewicht von einer wirklich zuverlässigen Angabe reden kann. An Silbermünzen wurde aufserdem noch die massilische Drachme nachgeprägt und auch die Bronzestücke gehen auf diejenigen der bedeutendsten Handelsstadt zurück. Goldmünzen hat Massilia jedoch nie geprägt. Im 4. Jahrhundert kursierte in den Mittelmeerländern als allgemein gültige Münze der Goldstater Philipps von Mazedonien und dieser fand auch in Gallien Eingang und wurde später nachgeprägt.[3] Der römische Einflufs auf das Münzwesen zeigte sich nach der Gründung von Narbo Martius (118 a. C.) und wurde natürlich verstärkt, als von 69 a. C. angefangen der Handel ganz in die Hände römischer Kaufleute überging. Doch scheinen römische und gallische Münzen nebeneinander kursiert und besonders die Bronzemünzen ihre lokale Bedeutung beibehalten zu haben. Auch die Münzkunde versagt uns also die gewünschten Angaben über eine Einteilung, in der das Zwanzigersystem irgendeine Rolle spielte.

Anders als bei den Iren und den Galliern steht es mit dem Zahlwesen der Germanen. Auch bei ihnen war der älteste Wertmesser das Rind. Während wir aber bei den deutschen Stämmen kein einheitliches Zahlverhältnis von Ochs oder Kuh zu einem andern Wertgegenstand, sei es Stoff oder Geld, finden können, so steht in Island der Wert der Kuh, das *kūgildi*, zum Tuchmafs *vāđmāl* fest. Die Kuh galt 120 Ellen eines hausgewebten friesartigen Gewebes und später, als das gemünzte Gold im Norden

---

[1] Brugmann 34.
[2] Blanchet, *Traité des monnaies gauloises* 21 ff., 228 ff.
[3] Blanchet, *Traité des monnaies gauloises* 209 ff. — *Revue Celtique* III, 260: Robert, *Numismatique de la province du Languedoc.*

häufiger wurde, ein drittel Mark Feinsilber.[1] Daher gingen 6 Ellen auf die Unze.

Im Münzwesen der Germanen, das sich ursprünglich eng an den römischen Solidus angeschlossen hatte, finden wir, sobald es sich selbständig gemacht, eine entschiedene Vorliebe für das Zwanzigersystem. Der byzantinische Goldsolidus, der früher in 24, dann in 21 Siliquen zerfallen war, wurde leichter ausgeprägt und in 20 Siliquen geteilt. Im Anschlufs daran wurde der Silberdenar einer halben Siliqua im Werte gleichgesetzt und im Anfange des 7. Jahrhunderts Denare geprägt, von denen 40 auf den Solidus gingen. Da dieser Denar in den Bufssätzen der Lex Salica verwendet wird, die zu zahlreichen Erörterungen Anlafs gegeben haben, hat Luschin von Ebengreuth eingehende Untersuchungen darüber angestellt und gefunden, dafs die Franken ihn weder in Gallien bei der Besetzung des Landes vorgefunden, noch aus ihrer früheren Heimat mitgebracht haben.[2] Wenn auch eine Neuordnung des Münzwesens sicher eine Notwendigkeit geworden war, so ist doch die Zwanzigerteilung der germanischen Vorliebe für diese Zählung zuzuschreiben. Umso mehr als eine Neueinteilung des Münzwesens unter Karl dem Grofsen der Zwanzigteilung auf mehr als ein Jahrtausend eine bleibende Stellung in der Währung mancher Länder verschaffte. Unter Pipin I. war man zur reinen Silberwährung übergegangen. Karl liefs aus einem Pfunde Silber 20 Schillinge zu 12 Pfennigen schlagen und, obwohl noch unter seiner Regierung das Pfenniggewicht vergröfsert wurde, so blieb die Einteilung doch bestehen. Man vermutet, er habe statt des römischen Pfundes das schwere Karlspfund eingeführt, über dessen Gewicht die Meinungen sehr auseinandergehen. Für uns ist nur wichtig, dafs weder die Erhöhung des Gewichtes, noch eine spätere Verschlechterung der Münzen eine andere Einteilung zur Folge hatten. In Frankreich wurde die ursprünglich fränkische *livre* mit ihren Unterabteilungen *sou* und *denier* bis zur franz. Revolution beibehalten.[3]

---

[1] Weinhold, *Altnord. Leben* 121. — In den Sagas wird häufig auf die Zahlung in Kühen oder in Stoff angespielt. So heifst es in den Grönländer Geschichten: Häring, der Verwalter von Thorgils Gütern, bekam sechstausend Ellen gestreiften Fries, wovon 6 Ellen eine Unze kosteten. Thorgils liefs seine Tochter Thorny zurück und gab ihr 60 Hunderte [Ellen Fries im Werte von 60 Kühen] für den Fall, dafs sie dessen bedürfe. Eine Zusicherung für Hilfe im Streit erfolgt auf Faröer gegen eine jährliche Zahlung von 2 Milchkühen und 200 Ellen Fries (Thule, Band 13, 99; 264). — Häufig wird die Zahlung in Fries einfach mit Zahlung in Hundertern bezeichnet, während die Bufse in Geld als Hunderter in Silber angeführt wird. Vgl. z. B. die Horvard Isfordingssaga (Übers. von Leo 1878, 74, 105). Als später der Wert des Silbers sank, änderte sich die Relation und es gingen nur mehr 3 Ellen Fries auf die Unze.

[2] Der Denar der Lex Salica, *Sitzungsber. d. W. A. d. W.* 163, 109.

[3] Das jetzige volkstümliche Französisch hat sich neben der offiziellen Einteilung des *franc* in 100 *centimes* eine Art Quinarsystem in der beliebten Zählung nach *sous* geschaffen, z. B. *ça fait* 35 *sous* = 1 fr. 75.

Ist es nun ein Zufall, dafs das Münzwesen der Germanen auf der Zwanzigerteilung beruhte und hatten sie sonst keine Vorliebe für diese Zahl? Die Frage hängt wohl innig mit der Grofshundert-, Schock- und Dutzend-Bezeichnung zusammen. J. Schmidt sagt: „in den germanischen Sprachen wird das indogermanische Dezimalsystem bekanntlich von einem Duodezimalsystem gekreuzt“.[1] Ebenso fafst Kluge das Grofshundert als „duodezimales Hundert“ auf.[2] Dagegen wendet sich Brugmann. Ihm sind allerdings 120 und 60 urgermanische Haupt- und Rundzahlen, diese Zählweise war aus indogermanischer Urzeit in vier indogermanischen Sprachzweigen vererbt. Er vermifst aber jeden Beweis für ein urgermanisches Duodezimalsystem. „Die 60 konnte sich ja auch z. B. auf Zehner oder Zwanziger aufbauen“.[3] Es scheint auch mir die einzig mögliche Lösung der Frage, sowohl die 60 als die 120 auf der 20 aufzubauen. Denn die 12 kann nicht die ursprüngliche Zahl gewesen sein, da die Germanen keine Zählung nach 2, 3, 4 Dutzenden hatten.[4] Die meisten germanischen Sprachen hatten ja auch nur das Lehnwort „Dutzend“ für den Begriff „Zwölfheit“.[5] Sonst behelfen sich die Deutschen mit Schilling, eigentlich nur „12 Pfennige“ bedeutend, dann aber auch zum Zählen von Eiern, ja sogar von Schlägen verwendet.[6] Niemals wird, wenn das Grofshundert vom Kleinhundert unterschieden werden soll, angegeben: das 100 zu 10 Dutzend, sondern von 6 × 20 oder 2 × 60.[7]

Dem Verständnis des germanischen Zwanzigersystems war hinderlich, dafs eine ganze Anzahl vigesimaler Zählungen bestanden hat und noch besteht, dafs aber jede einzelne in Wettstreit mit der dezimalen trat und daher entweder in örtlich oder zeitlich beschränkten Gebrauch stand oder nur volkstümlich nicht literarisch verwendet wurde. Wir haben im Nordgermanischen mehrere Vigesimalsysteme mit der Zahlwortform **tiguz* „Zehner“: Isländisch *tottogo, tuttugu*, Schwedisch *tjog*, Dänisch *tyve*.

---

[1] *Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlensystem*, 24.

[2] Pauls *Grundriss* 490.

[3] *Morphologische Untersuchungen* 140.

[4] Die Vorliebe für 12 als Beisitzer bei Gericht, als Gefährten bei Kriegszügen u. dgl. dürfte vielleicht auf den biblischen Einflufs der 12 Apostel zurückzuführen sein, die volkstümlich als Zwelfboten bezeichnet wurden (Schmeller, *Bayr. Dialektwörterbuch*).

[5] Im Dänischen findet sich allerdings *tylt*, doch scheint es hauptsächlich, 12 Bretter zu bezeichnen, nicht 12 Stück jeder beliebigen Ware. Es geht zurück auf an. *tylpt* „Zwölfheit“ und hängt wahrscheinlich mit dem *tualepti* der Lex Salica zusammen, das Kluge als Grofshundert auffafst (Pauls *Grundriss* 490).

[6] Schwäbisches Landrecht, nach dem nicht mehr als 12 Streiche erteilt werden durften.

[7] Deters *Arithmetica Nova* 1654: „ein Grofshundert ist 6 Steige als Bretter, Dehlen, etc.“; Renner, *Compendium Arithmeticum* 1706: „Das Hundert 6 Steige oder 2 Schock“ (Pauls *Grundriss* 490). — *The nomber of the C of shepe . . ., in some countrey the great C, where vj score is accompted for the C* (1533). *Of some manner of fish the hundred containeth six score and of some other sort, nine score* (1601) (*Oxford Dict. „hundred“*).

Es finden sich für 20 die Kollektiva *snes* (Dänemark, Schweden, Friesland, Niederlande), *schnais, schnaise* (Oberdeutschland); *skor, scor* (Norwegen, England); *stega* (Krimgotisch), *stäig* (Gotland), *steig* (Oberdeutschland, Österreich), *stiege* (Norddeutschland), *steke* (England);[1] *neige* (baltische Ostseeküste, 20 Bretter); *stang* (20 Klafter Salinenbauholz).

Auch *Schock* hat manchmal statt 60 die Bedeutung 20.[2] *Zimmer* ist im Pelzhandel ein Mafs für 20 Paar,[3] endlich findet ein Ausdruck für 4 >< 20: *Wall*, dän. *Ol.*[4]

Die vorstehenden Erwägungen können nur das eine klarstellen: Soweit wir in die gallische Vorzeit zurückschauen können, war kein altes Vigesimalsystem vorhanden, und die Bewegung zugunsten der Zwanziger- und Fünferzählung, die im 8. und 9. Jahrhundert andere keltische Stämme ergriff, konnten die Gallier nicht mehr mitmachen, ihre Sprache war ja erstorben. Ja, die Vigesimalzählung taucht auch in Frankreich im Anschlufs an die Münzreform Karls des Grofsen nicht auf, sondern erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Es ist nun eigentümlich, dafs die Zeit — soweit sie sich halbwegs genau bestimmen läfst —, in der die Zwanzigerzählung bei den Nordgermanen die seltsamsten Blüten trieb, zusammenfällt mit der Epoche, in welcher die Vigesimalsysteme bei Bretonen, Wallisern und den Bewohnern von Cornwall auftraten und zu der die Wikinger mit Feuer und Schwert die Küsten von England, Schottland, Irland und Nordfrankreich verheerten. Könnten wir uns da nicht fragen, ob nicht eher die Germanen den Kelten ihr System brachten, als die Gallier den Frankoromanen?

Doch darauf soll hier nicht eingegangen werden, es mufs die Antwort den Keltisten vorbehalten bleiben.

Nun entsteht aber noch die Frage, wie kommt es, dafs die Franzosen zwei Kardinalia nebeneinander stellen? In allen indogermanischen Sprachen hat es Zahlsubstantiva gegeben, denen andere Zahlwörter vorantraten, sei es adjektivisch, sei es indeklinabel, um das Zahlsubstantiv zu vervielfältigen. Das Zahlsubstantiv wurde dann zur Stufenzahl, von der eine neue Reihe ausging. Und zwar konnten die vorantretenden Zahlwörter 1. ohne Verbindung mit dem Zahlsubstantiv sein, 2. mit Mal oder analogen Wörtern damit verknüpft, 3. konnte ein Quantitätswort wie *skor, stiege* etc. auftreten, um das Zahlsubstantiv zu vertreten. Nun ist aber *viginti* kein Zahlsubstantiv, davor tretende Kardinalia vervielfältigen es nicht, *quatuor(et)viginti* heifst 24, nicht 80.

---

[1] Vgl. „Vigesimalzähl. im Englischen etc.“, *Engl. Stud.* 59, 161 ff.

[2] Jacobson uud Adelung führen das alte Schock von 20 und das neue von 60 an. In manchen Gegenden Meifsens ein altes Schock Eier, Hühner, Käse = 20 Stück. In Kursachsen hatte das alte Schock 20 Groschen, das neue 60 Groschen.

[3] Bei schlechteren Fellen 5 >< 20.

[4] Von aufgereihten Fischen gebraucht.

Wir können auch nicht nachweisen, dafs im Französischen *vingt* zu irgend welcher Zeit Substantivcharakter erlangt hat. Die Schreibung mit *s* bei Davortritt einer andern Zahl ist graphische Anpassung an die Nomina.

Es gab jedoch noch eine andere Möglichkeit, Zahlwörter so zu verbinden, dafs das Voranstehende das Folgende vervielfacht: Das erste Wort war nicht Kardinalzahl, sondern Adverb; eine im Latein ganz gebräuchliche Fügung, wenn eine wirkliche Multiplikation ausgeführt werden sollte, oder im emphatischen und dichterischen Gebrauch. Ins Metrum des Hexameters liefsen sich *duodecim* und *quattuordecim* nicht einfügen. Daher gebrauchte man *bis sex (seni)* und *bis septem (septeni)*, z. B. Aen. 1, 393 *aspice bis senos lætantis agmine cygnos.* Aber auch andere Zahlen, deren Verwendung nichts im Wege stand, wurden in ihre Faktoren zerlegt, z. B. *novem*, vgl. Horaz, Carm. 3, 19, 14 *ternos ter cyathos attonitus petet* ‖ *vates*, etc.[1] Doch eine Vigesimalzählung „ist auf römischem Boden noch nirgends nachgewiesen worden".[2]

Es läge nun nahe zu vermuten, dafs die gallo-romanischen Dichter, wenn ihnen aus der keltischen Muttersprache eine Zwanzigerzählung geläufig war, sich dieser Art der Multiplikation zur Bildung von Vielfachen mit 20 bedient hätten. Bei ihrer genauen Kenntnis der Latinität war ihnen der Gebrauch des Zahladverbs nicht fremd, und sie haben ihn nachgeahmt; z. B. Ausonius: *Iuris idem tribus est, quod ter tribus; omnia in istis.*[3] Sie haben aber niemals *ter* oder *quater viginti* verwendet, und auch auf lat. Inschriften in Gallien finden wir keine Spur davon.[4]

Auch bei Latein schreibenden Germanen ist eine Zerlegung der Zahlwörter in Faktoren nicht unbekannt. Wir finden sie in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts bei den Geldbufsen der Lex Ribuaria: z. B. *bis centenos solidos, ter quinus solidus, bis quinquagenus* etc. Und hier findet sich auch eine, allerdings vereinzelte, Vigesimalzahl: A, LI, *bis vicinos et quinos* (= 50).[5] Beachtenswert ist, dafs das *bis* nicht nur die 20, sondern auch die folgende 5 vervielfältigt (wie man aus Hs. B ersieht, in der Ziffern stehen), eine Andeutung eines Quinarsystems.

Aus der Anwendung der Distributiva zur Zwanzigzählung scheint kein System geworden zu sein. Dagegen finden wir einige Jahrhunderte später wieder Zerlegung der Kardinalia, und diesmal stammen die Belege aus England.

In englischen Klöstern wurden die römischen Dichter eifrig gelesen und mancher poetische Brauch in die Prosa übertragen.

---

[1] Wölfflin, „Zur Zahlensymbolik", *Arch. lat. Lex.* IX, 332 ff. und das „Duodezimalsystem", ib. 527 ff.

[2] Ib. 530.

[3] Ib. 334.

[4] M. Ihm, „Vulgärformen lat. Zahlwörter auf Inschriften", *Arch. lat. Lex.* VII, 65.

[5] *Mon. Germaniæ.*

Während jedoch den römischen Dichtern eine Zwanzigerzählung vollkommen fern lag, finden wir das Zahladverb in England als Multiplikator von *viginti* und *viginti* als Übersetzung von *scor*: V *scora scæp, quinquies viginti oves*, VIII *score æcere, octies viginti agri*, im Inventar des Klosters Bury St. Edmund, ca. 1100.[1] Etwa 80 Jahre später wurde im selben Kloster eine Chronik von Jocelinus de Brakelonda, Kaplan des Abtes Samson und dessen Biograph, aufgezeichnet, in der das Zahladverb mit 20 und andern Zahlen in häufiger Verwendung steht, z. B. *Vidi et tertiam cartam fieri Benedicto Iudeo de Norwico octies C librarum et quater viginti.*[2] — *Missi sunt circiter quater XX homines armati.*[3] — *Tricies triginta acræ terræ.*[4] Aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammt eine Chronik des gleichen Klosters, in der vorkommt: *decies XX lignis* — — *scilicet quater XX de bosco de Wirlingwrth et secies XX de boscis de Meleford.* — *aula* — *cum berefrido ligneo seties XX pedum in altitudine.*[5]

Bury St. Edmunds, das alte Benediktinerkloster Beadoriceswyrthe, liegt in Suffolk, zum ehemaligen Königreich Ost-Angeln gehörig. Das ganze Gebiet hatte schon im 9. Jahrhundert unter den häufigen Einfällen der Nordmänner zu leiden, und ein sprachlicher Einfluſs ist auch sonst bezeugt.

Vom 13. Jahrhundert an finden wir auch im Innern des Landes den Gebrauch der Übersetzung von Vigesimalzahlen ins Latein. In der Klosterchronik von Abingdon (unweit Oxford an der Themse) heiſst es: *Cum recepisset abbas Faricius domum Abendonia regendam invenit tantum XXVIII monachos, quos ampliavit usque ad quater XX. Cupiens quoque ampliare eos usque ad centum* etc.[6]

Auch im 14. Jahrhundert finden sich auf englischem Boden Belege für diesen Gebrauch, z. B. bei der Aufzählung der Lebensmittel, die Eduard III. nach Frankreich einschiffen läſst, 1338: *Quadraginta* [Schreibfehler für *quadringenti*?] *quaterviginti & decem Carcasia Bovina, vel Boves.*[7] — Erlaubnis zur Ausfuhr von *quaterviginti Saccos Lanæ extra Regnum nostrum.*[8] — 1341 *Rex ... Thesaurario ... Salutem ... in partem solutionis Undecim Milium Sexcentarum Quaterviginti & Decem librarum* etc.[9] — 1342 *Pro Roberto de Artoys ad Partes Britanniæ profecturo ... quaterviginti & sex Scutiferi* etc.[10]

---

[1] Schon zitiert *Engl. Studien* 59, 167.
[2] *Rer. Brit. Script.* 96/1, S. 210 vgl. 211.
[3] Ib. 255, vgl. noch 260, 262, 289.
[4] Ib. 302.
[5] II, 292.
[6] S. 289, *Rer. Brit. Script.* II/1.
[7] Rymer, *Foedera* V, 12.
[8] Ib. V, 45.
[9] Ib. V, 256.
[10] Ib. V, 326 (Ducange bringt auſser diesem Belege nur noch einen andern, gleichfalls aus England stammenden, *Madox Formul. Angl.* 141, den ich jedoch nicht nachschlagen konnte).

In dem Verzeichnis der verschiedenen Geldsorten des 1341 verstorbenen Johannes III. der Bretagne, einer Hofhaltung, die enge Beziehungen zur englischen hatte, ist das Zahladverb mit folgendem Hundert oder mit 20 häufig gebraucht,[1] z. B. *Quindecies Centum & Tresdecim duplicis Auri. — Novies Centum & Duo Scuta Auri. — Septies Viginti Octo Leones Auri. — In Duplicis Octies Viginta Libras. — Centum Quater Viginti Decem Libras* etc. Die Geldsorten waren in Säcken verwahrt, an denen die obenstehenden Aufschriften angebracht waren.

Wenn auch die Zeugnisse aus späterer Zeit weniger wertvoll sind als die aus dem 12. Jahrhundert, so wollte ich sie doch nicht übergehen. Wünschenswert wäre jedoch die Auffindung weiterer Beispiele aus der Zeit vor Heinrich II., zu welcher zuerst die Zwanzigerzählung in anglo-normannischen Texten auftaucht. Doch scheint das Zeugnis aus dem Klosterinventar zu genügen, um zu zeigen, dafs die Vigesimalzählung in England ein Ausdrucksmittel mit romanischem Sprachgut gefunden hatte, ehe man es in Frankreich gebrauchte.

Sollte man jedoch einwenden, es seien nur zufälligerweise keine älteren Belege für *quatre-vingt*, *six-vingt* etc. vorhanden und das lateinische *quinquies viginti*, *quater viginti* etc. nur eine Latinisierung aus dem Französischen, so möchte ich die Gegenfrage stellen, warum man denn dann nicht *quinque viginti* und *quatuor viginti* statt der korrekt lateinischen Form gebraucht hat? Es ist wohl kaum anzunehmen, dafs der *pater celerarius* oder sein Schreiber darauf verfallen wären, einen nur dichterischen Gebrauch zur korrekten Übersetzung der Ablieferung von 5 × 20 Schafen heranzuziehen, wo doch sonst in dergleichen Aufzeichnungen die sonderbarsten Wortverballhornungen vorkommen. Sie hätten ruhig *quinque viginti* etc. eingesetzt. Es mufs also schon um 1100 der Gebrauch von Zahladverb mit folgendem Zwanziger im englischen Kloster ganz gebräuchlich gewesen sein, um so und so viele *scor* wiederzugeben, und das erklärt auch, warum man *scor* nicht ins Anglonormannische herübernahm. Man übersetzt den Ausdruck aus dem Anglolatein.

Da zwar *quater viginti* und *quatuor viginti* im Französischen lautlich zusammenfielen, *ter* und *tres*, *quinquies* und *quinque* etc. wahrscheinlich aber nicht dasselbe Wort ergeben hätten, so mufs *quater viginti* den Ausgangspunkt der anglonormannischen Zwanzigerzählung gebildet haben, und die übrigen Zahlen folgten nach dem Systemzwang.

Vor dem 12. Jahrhundert haben wir keinen anglonormannischen Prosatext, in dem 80 vigesimal ausgedrückt ist. In diesem, den Quatre Livres des Rois, ist es zwölfmal belegt. *Six-vinz* findet sich darin einmal. Ungefähr gleichzeitig ist das erste Vorkommen von *six* und *set vinz* in der anglonormannischen Dichtung. *Six*

[1] Rymer V, 259.

vint bei Benoit, *set vinz* bei Wace.[1] Mit Chrestien faſst dann die Vigesimalzählung auch in Frankreich Boden. Wahrscheinlich war seine dichterische Ausdrucksweise durch seinen Aufenthalt am Hofe Heinrichs II. beeinfluſst, wo er mit Wace und Benoit zusammentraf. Wir finden in seinen Epen *quatre-vinz*, *set-vinz* und *sissante-dix*, daneben aber auch höhere dekadische Zahlen, z. B. *nonante*. Die Vigesimalzahlen sind bei ihm noch recht selten. Erst bei späteren Dichtern herrscht dafür Vorliebe, namentlich für *set-vinz*, wahrscheinlich aus metrischen Gründen, da es kürzer als *cent quarante*. *Cinq-vingts* ist überhaupt meines Wissens nur ein einziges Mal belegt und auch dort nur graphisch, da die Vigesimalzahl ausgesprochen das Versmaſs verletzen müſste: *Entor l'espervoir charoloient* V ^{XX} II *puceles qui chantoient*,[2] läſst sich nur lesen: *Cent deux*, nicht *cinq-vingt deux*.[3]

In der zentralfranzösischen Prosa findet sich die Vigesimalzählung erst im 13. Jahrhundert,[4] und auch da scheint der Gebrauch nicht allgemein gewesen zu sein. In der Umgangssprache hat man noch weit später dezimal gezählt, wenn wir den Aufzeichnungen eines englischen Arztes, Andrew Boorde, vertrauen dürfen. Dieser bereiste um 1540 verschiedene Länder und schrieb überall die Zahlwörter auf. Er führt im Französischen nur dezimale an,[5] während er im Wallisischen die vigesimalen vermerkt.

Im Vorstehenden bleibt nun eine Frage ungelöst: Warum ist 4 ⨯ 20 entschieden beliebter als die andern Vigesimalzahlen? Es ist zwar im Anglolatein nicht die am frühesten belegte Vervielfältigung von 20, doch schon in der Chronik des Jocelinus tritt sie stark hervor und wird der Ausgangspunkt der anglonormannischen Zählung. Im Epos zählt man von 3 bis 17 ⨯ 20 und besonders *set vint* ist sehr beliebt; auch in der erzählenden Prosa finden sich gelegentlich höhere Vigesimalzahlen. Vom 17. Jahrhundert an ist jedoch die nichtdekadische Zählung auf 70—90 beschränkt und *quatre* der einzige Multiplikatur von *vingt* mit Ausnahme von einigen — vielleicht beabsichtigten — Archaismen. Lautlicher Gegensatz zwischen Einern und Zehnern bei *oitante* und

---

[1] Vgl. *Engl. Studien* 59, 171.

[2] *Li Romans de Durmart le Galois*, ed. Stengel 1873.

[3] Spitzers Ansicht (*Urtüml. bei rom. Zahlw.* 2), daſs man in der Stelle Raoul de Cambrai *S'a de mes homes ne sai C on VII^{xx}* auch *VI^{xx}* statt *C* einsetzen könnte, falls der Dichter das Groſshundert gemeint hat, wird gleichfalls durch das Versmaſs widerlegt: *C* ist einsilbig, *VI^{xx}* zweisilbig. Allerdings ist auch sonst das Groſshundert in Frankreich nicht bezeugt und meine Vermutung (*Prinzipienfragen* 203) nicht zu beweisen, vgl. aber zur Schreibung *C* = Groſshundert oben, S. 280 und *Liber Custumarum* II, 192; *Un C de oefs par CXX pur VIII deners* (*Zeit* Ed. I).

[4] Worauf stützt sich Spitzers Ansicht, daſs die Vigesimalzählung in der französischen Prosa älter ist als in der Poesie? (*Urtüml. bei rom. Zahlw.* 3, Anm. 1). In Bezug auf das Vorkommen im anglon. Cambridger und Oxforder Psalter habe ich meinen Irrtum schon vermerkt. *Engl. Studien* 59, 170.

[5] *The First Book of the Introduction of Knowledge*, E. E. T. S.-E. S. X, 192, *vinct, trente, katrente, cynkante, sesante, septante, hytante, notante, cent.*

huit, nonante und *neuf* könnte die modernere französische Zählung beeinflufst haben. Für die anglolateinische Vorliebe für 4 × 20 könnte dagegen nur ein germanischer resp. englischer Brauch vorliegen: Bufszahlen, Landabmessungen u. dgl. Bisher konnte ich jedoch zwar für 40, nicht aber für 80 derlei Zahlenangaben feststellen.[2] Der bekannten Psalmstelle, dafs unser Leben 80 Jahre währt, kann man doch keine so einschneidende Wirkung zuschreiben,[3] wenn sie auch mit beigetragen haben mag, die Vigesimalzahl *quatre-vingt* zu stärken.

Wien. MARGARETE RÖSLER.

---

2. Sobre *xetra* y altres eufemismes catalans.

Intervench en la discussió que sobre l'intergecció mallorquina *re-cap de re-xetra* sostenen els prof. Meyer-Lübke y Spitzer (*Ztschr.* XLVI, 764), perque me sembla que puch aclarir el problema ab algunes observacions.

En primer lloch, ès per distracció que el Sr. Spitzer m'atribuí a mi l'etimologia *xetra* < *cetra*, formulada en el *Bolletí del Diccionari de la Llengua Catalana*, XIII, 122; fou Mn. Alcover qui proposà aqueixa etimologia.

Cal escloure tota influència de *contra!*, car no consta que existesca en català aquesta forma intergectiva. Al mallorquí *re-xetra!* correspòn el menorquí *re-quetra!*, que m'apar evident que vé de *re-cotre*, y aquest vé de *re-fotre* ab contaminació de *cony*. A la conversió de *-ó-* en *-é-* pot haver contribuit *cetra* o *retre*, y el camvi de *k-* en *x-* pot esser degut a l'influxe de *xeta*.

Aprofit aquesta avinentesa per fer algunes addicions catalanes a la llista de formes eufèmiques que donà Spitzer en *Ztschr.* XLIV, 585—589:

1. *cony* > cat. *coy!*; men. *coix!*; mall. *bony!*

2. *collons* > mall. *es collades!*, *es cobrombos!*, *es colombros!* (assimilat a *cobrombo* < CUCUMBER). — El mall. *foy* no pertany a *collons*, sino a *fotre*.

3. *carall* > *caram!*, *caramba!*, *carayna!*; men. *caratsu!* (> *catsu!*), *carayxu!*, *canay!*, *canayxu!* (aquests dos darrers són influits de CANIS).

4. *punyeta* > cat. *punyessa!*, *purgueta!* (assimilat a *purga*); mall. *pusseta!* (assimilat a *pussa* < PULICE), *punyeles!*, *punyena!*; men. *punyema!*, *punyets!*, *punyetsa!* — El mall. *pullaca!* no tè influxe de *collons*, sino que s'ès identificat ab el sustantiu *pollaca*.

---

[1] *Prinzipienfragen* 203.

[2] *Liber Custumarum* II, 285: Et si nul soit trove vendaunt par mesures deselez ... soint al primer foitz amercie a XL deniers. — 124: Defendu fust en le mester qeun drap de XL aunes ne fust tissu en meyns de quatre jours.

[3] Psalm 89, 9

5. it. *càspita* > men. *caspi!*, *quèspi!* — El *bon re-caspitel·lo!* no ès menorquí, sino mallorquí.

6. *Cristo* > men. *re-mistus!*, *re-de-mistus!*, *re-miscle!*, *re-de-miscle!* (ab influxe de *missa*). — El mall. *vella-llissa!* no té res que veure ab *Cristo*; ès una desfiguració de *com ès vel-la missa!* (= com ès vera la missa!).

7. a) *diable* > cat. *diantre*, *diastre* (> *endiastrat*), *diascle* (ab influxe de *mascle*), *dianxa* (ab influxe de *panxa*); men. *dianya* (> *endianyat*).

b) *dimoni* > men. *dimòntri*, *dimèni*, *dimèntri*.

8. *Deu* > cat. *vatuanell!*, *vatuadell!*; *vatua-nada-deuxes!* (= voto al nom de Deu), cfr. Girbal, "La tragèdia de ca'l Pere Llarch", 320; men. *me cagu'n dena!*, *me cagu'n sa neu!*, *me cagu'n Ceuta!*

9. *hòstia* > men. *me cagu'n l'olla!*, *me cagu'n l'ou!*

10. *missa* > men. *me cagu'n Sivilla!* (= en sa missa); mall. *com ès vel-la missa!*, *re-llissa!*, *vel-la llissa!*

11. *fotre* > *fotxa!*, *fotxi!*, *fotri!*, *futre!*, *futri!*, *foy!*, *fo!*, *foyna!*, *bota!*, *gota!*

12. mall. *pardal* ('membre viril') > *es perdius!* (assimilat a *perdiu* < PERDĪCE), *es panets!* (assimilat a *panet* < PANIS + -ITTU), *es beneyts!* (assimilat a *beneyt* < BENEDICTU).

13. men. *verga* > *verda!*, *verna!*

14. *merda* > *mel!*, *melda!*

Y prou n'hàgim parlat d'aquesta casta de mots que, encara que sien eufemismes, fan mal d'orella.

FRANCESCH DE B. MOLL.

II. Zur Literaturgeschichte.

1. Das Corpus der ältesten französischen Tanzlyrik.

So darf man mit Fug das grofsangelegte Werk F. Gennrichs nennen, von dem nunmehr der zweite Teil unter dem Titel: Rondeaux, Virelays und Balladen aus dem Ende des XII., dem XIII. und dem ersten Drittel des XIV. Jahrhunderts mit den überlieferten Melodien, Bd. II: Materialien, Literaturnachweise, Refrainverzeichnis — erschienen ist (Göttingen 1927, Bd. 47 der Gesellschaft für romanische Literatur). Denn es vereinigt, wenn wir von den Estampies absehen, die formal auf einem ganz andern Gebiete liegen,[1] in fast lückenloser Vollständigkeit alles, was nach

[1] Vielleicht hat diese aus der lateinischen Sequenz entstandene musikalische Gattung überhaupt nie zur Begleitung von Tänzen gedient und ihren Namen nur daher, dafs der Vortragende den scharf ausgeprägten, aber oft schwer übersichtlichen Rhythmus durch stampfende Bewegungen unterstrich und verdeutlichte.

den erhaltenen Quellen in Frankreich in dem angegebenen Zeitraum zu Tänzen gesungen ist bzw. aus Tanzweisen direkt sich entwickelt hat.

Der vorliegende Bd. II bringt nicht die von den Romanisten erwartete ausführliche Begründung der Ansichten über das historische Verhältnis der genannten drei Dichtungsarten, die F. Gennrich vor 10 Jahren klar aber undokumentiert in seiner Abhandlung: Musikwissenschaft und romanische Philologie geäufsert hatte. Dieselbe bleibt einem späteren dritten Bande vorbehalten, und wir tun gut, uns bis dahin an die vorzüglichen Ausführungen zu halten, die E. Höpffner im Arch. Rom. III dem gleichen Gegenstande gewidmet hat. Die ganze Frage wird — soviel darf hier wohl schon gesagt werden — durch das reiche Material des Bd. II eher komplizierter als vereinfacht; noch komplizierter wird sie, wenn man, was unerläfslich ist, das lateinische Rondeau hinzuzieht, dessen Quelle wahrscheinlich auf einem ganz bestimmten, engen Gebiete des liturgischen Responsionsgesanges zu suchen ist. — Doch auch das, was Bd. II bringt, ist freudig zu begrüfsen: Zunächst Angaben (ohne die Bd. I kaum zu benutzen war) über die Handschriften der Texte und die Herkunft der Melodien, ferner reiches und wertvolles Motettenmaterial („ein Querschnitt durch ein etwa 150jähriges Motettenschaffen"), zahlreiche Gesangeinlagen aus epischen und didaktischen Werken und schliefslich die den Liederforscher besonders interessierende Sammlung der Refrains (mit Melodien) fast aller chansons avec des refrains und ein alphabetisches Verzeichnis der Refrains aller benutzten Quellen.

Die nachfolgenden Ausführungen sind hauptsächlich dazu bestimmt, dem Leser ein Eindringen in dieses interessante, bisher noch nicht ganz übersichtliche Gebiet an Hand des Gennrich'schen Werkes zu erleichtern; dafs der Berichtigungen und Zweifel in Einzelpunkten soviele sind, liegt an der spröden Natur des wenig bearbeiteten Stoffes und wohl auch der über so viele Jahre (Bd. I war schon vor dem Kriege fertig) verzettelten Herausgabe des Werkes. Das Folgende gliedert sich nach den Abschnitten des Buches.

I. (Nr. 1—18.)

Angesichts der starken Diskrepanzen, die fast alle im Guillaume de Dole überlieferten rondeauartigen Stücke von der klassischen Form des afr. Rondeaus (a A a b A B, Mel.: $\alpha\ \alpha\ \alpha\ \beta\ \alpha\ \beta$) aufweisen, stehen wir vor zwei Möglichkeiten: 1. der Verfasser (oder der Schreiber?) war mit der Form des Rondeaus so wenig vertraut, dafs er — aus Unkenntnis — auffallend starke und zahlreiche Fehler machte. 2. Zur Zeit, als Guillaume de Dole geschrieben wurde (kurz vor 1200[1]) bestanden neben der strengen (nur in

[1] Die im Nachtrag (II, 293) von Langlois übernommene Angabe, der Roman sei erst 1212—14 entsranden, halte ich für unbewiesen und unwahrscheinlich.

Nr. 9, 11 u. 18 vertretenen) Form auch freiere Formen, wie wir sie auch in den lat. Rondeaux des Laurentianus und der Hs. Tours 615 vertreten finden. Offenbar das Erstere annehmend, ist F. Gennrich zu vielfachen Korrekturen geschritten, die wir für Nr. 1 (allerdings in Bd. II, S. 2 wieder zurückgenommen), 5, 10, 14 und 15 gelten lassen können. Aber für das Vorkommen von Formen wie die überlieferte von Nr. 3

$$(a_8\ A_8\ b_{10}\ B_{10})$$

sprechen z. B. Culpae purgator veteris (Dreves, Analecta hymnica 21, Nr. 62) mit dem Bau:

$$a_8\ A_8\ b_{10}\ B_{10}$$ (5 durchgereimte Strophen)

und Felix dies et grata (ib. Nr. 42):

$$a_6 \smile A_6 \smile b_{10}\ B_{10};$$

so könnte auch Nr. 2 ev. erhalten bleiben. Zu der erhaltenen Form von Nr. 6

$$(a_7 \smile A_7 \smile a_7 \smile b_5 \smile C_7 \smile B_5 \smile)$$

vgl. Dreves 20, 101 und 103 mit ähnlichem Bau. Aber auch für anscheinend ganz abwegige Formen wie die von Nr. 7:

$$a_6\ B_6\ a_7\ b_6\ C_7\ B'_6$$

(ich lese Vers 1 *Alis* und V. 2 *j'ai a non*) haben wir lateinische Parallelen; vgl. z. B. Dreves XXI, 41 mit dem Bau

$$a\ B\ \underbrace{c_7\ B'_4}\ B''_{11};$$ [1]

melodisch: $\alpha\ \alpha\ \beta\ \beta$

oder ib. XX, 93:

$$a_7\ B_7\ a_7\ C_4 \smile B'_7\ C^1_4 \smile;$$
$$\alpha\ \alpha\ \beta\ \gamma\ \ \beta\ \gamma$$

vgl. zu den Refrains von Nr. 7 die von Nr. 19. Als fraglich bezeichnet G. mit Recht die Form des Stückchens Nr. 13

$$a_5 \smile b_6\ c_5 \smile b_4\ D_5 \smile B_4);$$

vielleicht ist an der Spitze $[a_5 \smile b_6]$ ausgefallen. Für Nr. 17 ist unbedingt die Rekonstruktion Jeanroy's (s. Bd. II, S. 11) zu übernehmen, die was sehr wichtig ist, hier ein mehrstrophiges Rondeau erweist; die Wiederholung des zweiten a der ersten Strophe durch das erste a der zweiten Str. ist eine Verfeinerung, die sich auch in lateinischen Rondeaux findet; vgl. z. B. Dreves 20, 291 (von Dreves mifsverstanden; es sind sieben Rondeau-Strophen). — Bekanntlich sind die lyrischen Einlagen im Roman de la rose ohne Melodien überliefert. Die Singweisen, mit denen G. die Nrn. 2, 5,

---

[1] Vers 7 ist zu streichen (fehlt auch Hs. Tours).

7, 9, 11, 16, 18 ausstattet, hat er teils aus Motetten, teils aus den Refrainmelodien von chansons avec des refrains gewonnen. Diese Methode wurde m. W. zuerst angewandt von P. Aubry in seiner schönen Abhandlung „Refrains et Rondeaux du XIII[e] siècle in der Riemann-Festschrift (1909), S. 213ff. Solche musikalischen Rekonstruktionen haben, zumal da verschiedene Refrains in mehreren Melodien überliefert sind, sowohl in diesem als auch den späteren Teilen der Ausgabe nur illustrativen Wert; oft gehören die benutzten Melodien einer musikalischen Tradition an, die zeitlich erheblich vom Alter der Texte abweicht; es ist nicht einmal sicher, ob der musikalische Bau gerade in den ältesten Stücken mit $\alpha\,\alpha\,\alpha\,\beta\,\alpha\,\beta$ in allen Fällen anzunehmen ist (dafs er der regelrechte war, soll hier natürlich nicht angetastet werden!). Erst eine Untersuchung aller Melodien der lat. Rondeaux wird hier Klarheit bringen. — Noch eine Bemerkung, mehr technischen Inhalts, die sich auf alle Teile des Werkes bezieht: hätte der Verf. nicht vielleicht besser getan, bei allen Rondeaux die Noten der Refrainmelodie nur einmal zu drucken und den Textsatz in mehreren Linien darunter anzubringen? Das metrisch-musikalische Gebilde wäre übersichtlicher und viel Platz (und Kosten) gespart worden.

Zu berichtigen: I, S. 4 letzte Zeile lies (—3) statt (—6); zu Nr. 15, 3. Varr. ergänze: *ont* corr. Servois; II, 2, Z. 2 lies *mises* (statt *mires*), Z. 3 *mauvés* (statt *maurés*). Im Text Nr. 1 ergänze besser wohl: *jeus et baus i a.* (Vgl. Nr. 19 u. 31).

II. (Nr. 19—24.)

Dieser Abschnitt vereinigt eine Anzahl älterer Stücke verschiedener Herkunft. — Der anonymen Pastorelle R 1323 mit dem interessanten Bau:

$$a_7 \smile a \smile a \smile b_8 \smile b_7 \smile c_7 \smile c \smile d_7 \smile d \smile v\,R$$ [1]

(der Vorbildungsvers richtet sich in den drei Strophen in Länge und Reim nach dem ersten Refrainteil) sind die dort den Refrain bildenden Liedchen N. 19 und Nr. 20 entnommen; den noch interessanteren Refrain der 2. Strophe s. Bd. II, S. 273. — 19 V. 1, durch den Vorbildungsvers als Sechssilbner gesichert, ist nicht zu ändern, ebenso V. 2 (auch 3 nicht). Anscheinend haben wir hier Stücke ganz freier Bauart; deshalb ist auch das Trema in 20, 2 überflüssig. aus dem gleichen Grunde sind die Umstellungen und die Weglassung in Nr. 21 nicht zu billigen. Zu 22 beachte die Bd. II, S. 295 nachgetragene Melodie! Nr. 24, auf einem Nachsatzblatt notiert erhalten, ist vom Verf. geschickt wiederhergestellt worden; doch hat er, um die klassische Rondeauform zu bekommen, nur die Melodie des Refrains benutzt [$\alpha\,\beta\,\alpha\,\alpha\,\alpha\,\beta\,\alpha\,\beta$], während nach

[1] v bezeichnet den Vorbildungsvers; über diesen Begriff s. Spanke, Altfranz. Liedersammlung S. 317f.

der Überlieferung (II, 15), das Mittelstück eine eigene Mel. aufweist; Rondeaux dieser Form sind tatsächlich vorhanden, sowohl im Lateinischen (vgl. die schon zitierten Dreves XX, 93 und XXI, 41, ferner ib. XXI, 55 [Mel. VII]) als im Französischen (vgl. Gennrich Nr. 39a: Bd. I, 373). An dieser Stelle wäre vielleicht der Platz für einige ebenfalls in alten Hss. nachgetragene, von F. Gennrich übergangene Rondeaux gewesen. Das erste [Nr. 24a] steht als Nachtrag aus dem 14. Jh. auf dem letzten Blatt einer Quintus Curtius-Hs. des 12. Jhs. (Vat. Reg. 971) und lautet nach P. Meyer (Romania 19, 605):

Esperance si me sostient
S'ele ne fust, je fusse mort.
Et liëce si me maintient
Esperance [*si me sostient*]
Contre dongier qui me survient
Et si me conduit a droit port.
Esperance [*si me sostient,*
S'ele ne fust, je fusse mort].

Das zweite [24b], wahrscheinlich verfaſst von einem Jehan Deu (oder d'Eu) steht auf dem letzten Blatt der bekannten Arsenal-Liederhandschrift 5198 (K nach Schwan); s. den Text und das Nähere bei Spanke, Liedersammlung S. 268; der Refrain lautet:

Ma dame, si m'äit Dius,
Que de vous me vient ma joie.

Es ist wahrscheinlich, daſs die Schreiber in einer Artbeitspause, dem Zeitgeschmack fröhnend, diese unbedeutenden Sachen verfaſst haben. — Vielleicht könnte man auch aus nachgetragenen Zeilen am unteren Rande des Blattes 162 v° der berühmten Liederhandschrift U ein Rondeau in folgender Weise herstellen:

Je ne pans a rien
Fors c'a vous, ma dame.
Li dous mals me tient,
[*Je ne pans a rien,*]
Se n'ai aucun bien,
J'an morrai, per m'arme.
[*Je ne pans a rien*
Fors c'a vous, ma dame.]

Die Schluſsworte: *ce ne m'alegiés* sind, auch wegen des Sinnes, zu streichen.[1]

Bd. II, 13, Z. 10 lies Hist. lit. XXIII; Nr. 24, V. 6 ergänze etwa: Et grant duel en ot.

[1] Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daſs die Hs. U. noch ein weiteres Stück enthält, das den Bibliographen bisher entgangen zu sein scheint. Es ist das dreistrophige Unikum R 1397a: *Lonc tans ai mis a mon mal descovrir.* Es steht, ohne Melodie, auf fol. 159r° und hat den Bau: 10 a b a b c c d d c (durchgereimt).

Auffallend starke hdschr. Divergenzen (s. Bd. II) zeigen die wenigen aus dem Lai d'Aristote (entst. 1225—30) erhaltenen Singstückchen und nur durch kräftige Eingriffe ist es G. gelungen, daraus Rondeaux herzustellen. Tat er recht damit? Durfte er z. B. in Nr. 25 den durch fünf Hss. und fremde Quellen gesicherten Wortlaut des Refrains ändern? Der Leser entscheide selbst! Beachte die II, S. 18 nachgetragene Melodie zu Nr. 25.

II, S. 14 lies wohl Hs. D statt A.

IV. (Nr. 28—35.)

Dieser Abschnitt bringt aus der bekannten Liederhandschrift T (nach Schwan) eine Gruppe Rondeaux, die Friedrich Ludwig (Archiv für Musikwissenschaft V, S. 190) als „formal hybride Rondeau-Motetten" bezeichnet. Diese Gruppe, deren ungefähres Alter man gern erfahren hätte, ist für die Geschichte des Rondeaus insofern von gröſserer Bedeutung, weil hier (wohl zum ersten Male) Text und Melodie vereinigt überliefert sind und zudem die klassische Rondeauform vorliegt. Bd. II bringt wertvolle musikalische Zusätze und zu Nr. 35, auf F. Ludwig fuſsend, die für Musik- und Literaturgeschichte gleich wichtigen Nachweise für die Herkunft der Refrainmelodie aus religiöser Musik; zu dem musikalischen Bau von Nr. 35 vgl. Ludwig, Repertorium S. 296.

V. (Nr. 36—40).

Auch die vier religiösen Rondeaux der Metzer Hs. 535 verdienen, da sie mit Melodie überliefert sind, besondere Beachtung. Hier finden sich kleine (mus.) Abweichungen von der klassischen Form, auf die für Nr. 39 schon F. Ludwig (Repertorium organorum ... 1910, S. 339) aufmerksam machte. Die Bd. I, S. 24 verfehlte Taktierung von Nr. 36 ist Bd. II, S. 297 richtig gestellt worden. — Auch die beiden Rondeaux aus der Estoire de Joseph zeigen musikalische Besonderheiten; auf die von Nr. 39a wurde schon oben hingewiesen.

VI. (Nr. 41—52.)

Nr. 41—50 sind (wohl um 1275) von dem auch als Liederdichter bekannten Guillaume le Peintre aus Amiens verfaſst und im Vat. Reg. 1490 mit Noten, die wohl auch von Guillaume stammen, überliefert. Interessant sind die dreiteiligen Refrains in 41 u. 42 und die Rhythmik in Nr. 50 u. 45; wenn die Melodie es zuläſst, wäre man versucht, in 45 daktylische Sieben- und Achtsilbner [–́ ⏑ ⏑ –́ –́ ⏑ ⏑ –́] anzunehmen; die Änderung der Sieben- in Sechssilbner ist zu unterlassen und für V. 6 die Lesart der Pariser Hs. vorzuziehen. Wieder geht eine Melodie (49) auf Kirchenmusik zurück; Nr. 43 (vgl. die Berichtigung in II, S. 31!) zeigt wieder freieren Bau.

I, S. 33 in der Melodie von 44 lies in der zweiten Zeile über *ses*; α (statt β); I, S. 37, Z. 7 lies *drois* (statt *trois*); Z. 9 ergänze etwa: *lez le bois*. Zur Mel. von 50 beachte den Besserungsvorschlag II, S. 35.

VII. (Nr. 53—65.)

Von der grofsen Beliebtheit der Rondeaux im 13. Jh. legt auch deren öftere Verwendung als Motettenstimmen Zeugnis ab. So ist zufällig das einzige provenzalische Rondeau in einer Motette erhalten (Nr. 54). Die Rondeaux waren so bekannt, dafs die Schreiber von ihnen in den Motetten (ähnlich wie von den Tenores) zuweilen nur die ersten Worte setzten; nur aus dem Bau der Melodie sehen wir, dafs ein Rondeau vorliegt. Bei dem Bau $\alpha\beta\gamma\gamma\alpha\beta\alpha\beta$ spricht G. von Virelais; ob nach dem obigen mit Recht? Sehr merkwürdig ist Stück 59 mit dem Bau $\alpha\beta\beta\beta\alpha\beta\alpha\beta$; wäre es damit nicht so isoliert, so würde es für die Auseinandersetzung mit den Theorien Riberas (betr. Zusammenhänge arabisch-spanischer und romanischer Strophentypen) vielleicht heranzuziehen sein. Bd. II bringt (S. 37—73) auch hier wertvolle Zugaben und führt in mehrere wichtige Motettensammlungen ein. — Der Refrain (bzw. Refrainteil) Jolietement kommt aufser an den angegebenen (II, 51) Stellen noch vor als Kehrreim in der Pastorelle R 608 und der Oxforder Ballete 79 (= Gennrich Nr. 220). — Die Bamberger Fassung von Nr. 56 wurde von Aubry in der Riemann-Festschrift (S. 215) herausgegeben.

VIII. (Nr. 66—83.)

Adan de le Hale (zu dessen Bibliographie der Herausgeber seiner Lieder, R. Berger, doch wohl Erwähnung verdient hätte) ist nach F. Ludwig (Archiv für Musikw. V) in seiner Bedeutung als Musiker vielfach etwas überschätzt worden; doch zeigen seine Rondeaux, im Gegensatz zu den langweiligen Minneliedern, sowohl im Text als in der Melodie die Glätte und Anmut der Singspiele. Entzückend sind die Einlagen aus Robin et Marion, die Bd. II in extenso gibt; sie zeigen, ausgenommen den Refrain 15 (II, 88) ganz freie Bauart. — In dem Rondeau 73 findet sich die auch in lateinischen Rondeaux (vgl. Dreves XX, 92, XXI, 51, 60 u. a.) öfters auftretende Identität von Strophenteilen, die nicht zum Refrain gehören. Das Zitat aus Audigier (II, 88) zeigt, dafs Adan gelegentlich fremdes Gut benutzte; so ist es möglich, dafs auch der Refrain 12 aus Robin et Marion: J'oi Robin flagoler — a flagol d'argent etc. — älter ist als Adan; derselbe wurde in der chanson religieuse R 1551 nachgeahmt[1]: der Schreiber setzte einmal irrig den Originalrefrain (mit dem die Herausgeber nichts anzufangen wufsten).

[1] S. Järnstrom-Långfors, Chansons pieuses II, 178.

Bd. I, Nr. 66, 6 ergänze wohl: *devers mi.* Zu Nr. 72 sind in Bd. I (S. 62) und II (S. 81) die griechischen Buchstaben über den Melodieteilen zu ändern: setze β über *par*, γ über *de* [*vos ieus*], α über *dame* (zweite Zeile), β über *sus* [*cuer*], γ über *dont* [*j'apiau*], β über *par* (Zeile 4), γ über *de* (Z. 4). — In der Anm. zu Nr. 74 (II, 82) hätte auf die Stelle: *et Baiart qui me portés* ... *je vous feray bien ferrer* — in Nr. 65 (I, 53) hingewiesen werden können. — Im Zitat zu Nr. 83 aus der Oxforder Ballete 113 (II. 90) mufste es heifsen: *baicelete* (statt *conpaignete*); s. die Varr. I, 199; zum Ausdruck (Ableitung von *baicheler*?) vgl. Spanke, l. c. S. 333.

IX. (N. 84—113.)

Ohne Melodien sind als sechster Teil einer Sammelhandschrift die Nummern 84—113 überliefert, doch konnten die Singweisen von sieben Stücken rekonstruiert werden. Die Hs. war für Notation eingerichtet, also wahrscheinlich das Original mit Noten versehen. Über das Alter der Stücke ist nichts bekannt, da aber einige von Adan de la Hale und Guillaume le Peintre stammen, dürfte auch der Rest in der gleichen Zeit entstanden sein. Von Bedeutung ist die von Aubry festgestellte Identität der Melodie von Nr. 108 mit dem lat. Rondeau der Egerton-Hs. 274 (Dreves 21, 80, Mel. IX; vier durchgereimte Strophen, Text von Dreves mangelhaft gedruckt): Veni sancte Spiritus, spes omnium; interessant auch die von J. Beck festgestellte melodische Gleichheit von Refr. 90 mit Refr. 167. Im Bau tragen mehrere Stücke ein ähnlich freies Gepräge wie viele Oxforder balletes; doch hat G. mehrfach, um „Virelais" herauszubekommen, stark den Text geändert.

In 84 ist die überlieferte Form des Refrains wiederherzustellen. — In 88 hätte der richtige Wortlaut *trop a* (statt *ai*) dem Oxforder Zitat (Bd. II) entnommen werden können. — 85 gleich gebaut wie 90. — 106 ist unnötig korrigiert. — Für 107 schlage ich den Refrain vor: *Vos n'alez pas si com je fas*, — *ne vos*, *ne vos n'i savez aler*, — *ne vos n'i savez aler*; dann sind die Änderungen in V. 4, 6, 8 unnötig, freilich müfste die aus Renart le Nouvel übernommene Melodie noch weiter verkürzt werden. — Zu 108 fehlt der Refrainnachweis Rayn. 1099[1].

X. (Nr. 114—303.)

Eine wichtige und nicht ganz leichte Aufgabe war es, von den zahlreichen in der bekannten Oxforder Hs. Douce 308 überlieferten Tanzliedern einen brauchbaren kritischen Text herzustellen. Der Text in allen Teilen der Oxforder Hs. ist vielfach verwildert, was besonders eine Untersuchung der Stücke zeigt, die auch in andern Hss. überliefert sind (vgl. z. B. Gennrich Nr. 347!).[1] Die Buchstaben *c* und *s* werden sehr oft in sinnstörender Weise verwechselt; statt *vo* steht dauernd *vos*. Der Verfasser hätte hier nicht nur in 151, 9 (nach Vorgang von Bartsch), sondern überall das

---

[1] Vgl. ferner die Ballete 139 = R 658 = R 659 (Adan de la Hale).

Richtige setzen müssen, um einen einigermaſsen lesbaren Text zu erzielen. Der Abschnitt

A (Nr. 114—150) umfaſst die Rondeaux, von denen Nr. 121 (Bd. II), 122 u. 147 aus fremder Quelle musikalisch rekonstruiert wurden. Die Refrains machen einen jungen Eindruck und sind oft syntaktisch mit dem sonstigen Text verbunden.

117, 8 (Bd. I) lies *häyr*. — 118, 3 *s'en ai*. — 119 Refrain (Bd. II): *Voist an lai* (= *voist en là!*). — Zum Refrain 121 vgl. R 979[1]. — In 125 ist der Bau des (dreizeiligen) Refrains verkannt; die Zeilen 1, 3, 4, 5, 7 bilden je zwei Verse! — In 127, 2 ist *haiez* zweisilbig, also wohl nicht *haïez* zu drucken. — 130, 6 lies *ses*. — Zum Refrain 131 vgl. den Strophenschluſs von Rayn. 88, 1. — 134 Der Refrain ist vierteilig; vierter Vers: *m'ont saisi*. Vers 8 ist in zwei Versen: *J'ai ami gai, saidet — et joli* — zu lesen. — In 146, 1 wird durch die vorgenommene Korrektur das Reimverhältnis gestört: lies .. *et ne veut mie*.

B. Die wegen ihres Umfanges und Inhaltes gleich wichtige Sammlung der Oxforder „balletes", die wegen ihrer freien Formgestaltung von Raynaud mit Recht in seine Liederbibliographie aufgenommen sind, ist zwar schon öfter nach verschiedenen Gesichtspunkten untersucht worden, entbehrte aber noch immer einer kritischen Ausgabe. Die Gennrich'sche Ausgabe (Nr. 151—303) können wir als édition définitive leider nicht bezeichnen: sie enthält (gewollte, aber für uns bedauerliche) Lücken, einen schwer lesbaren (doch oft emendierbaren) Text und in Bd. I sehr viele willkürliche Veränderungen an den Refrains, die in Bd. II vielfach zurückgenommen werden; wir werden unten die letzteren Fälle durch ein * an der Nummernzahl kennzeichnen. Auf die nötige und mögliche Schichtung der balletes (in Bd. III) dürfen wir gespannt sein; hier sei nur darauf hingewiesen, daſs die Anwendung rein stilistischer Prinzipien ihre Gefahren hat; eins der primitivsten Stücke (Nr. 194), geschrieben von einem Dichter, der sich „Bigamus" nennt, fällt durch seinen Inhalt in die Zeit nach dem Konzil von Lyon (1273/74), das die Kleriker, die unter diesen Begriff fielen, ihrer Ämter und Würden entkleidete.[1] Für eine ballete, G. Nr. 259, ist die Originalmelodie in Hs. K erhalten, für eine zweite (Nr. 212) in Hs. a. Dieselben weichen so stark von dem Schema ab, daſs Rekonstruktionen anderer Melodien (Or. 167, 169, 251) nach Refrains hier besonders gewagt erscheinen. Für weitere Stücke (151, 178, 185, 235) sind die Melodien in Motetten erhalten.

Zu 151 (Bd. II) ergänze: gedr. Ba[rtsch] S. 20, Mel. Aubry, Trouvères et Troubadours 44. — 152: Bau des Stückes = Ball. Ge. 300 u. R 2009 (dreistrophige Pastorelle); in Bd. II erg.: gedr. Ba. 21; die Lesarten bei Bartsch in Vers 12 *et* (statt *de*) und 17 (*ou col*) sind vorzuziehen. — 153 tilge das

---

[1] S. E. Langlois, La vie en France au moyen-âge, d'après les moralistes du temps, zu den Lamenta Mathieu's.

Komma nach V. 3. — 156: Bau = R 577 und 1077; Z. 10 *ou d.* — 157*. — Hier fehlt Ball. 6 (= R 1905, mit Wechselrefrains und Bau: $\underset{7}{a} \smile a \smile \underset{8}{b}$ v R). — 158: 10 *ses.* — Hier fehlt Ball. 8 (= R 457, *avec des r.*, Bau: $\underset{5}{a}\, a\, a\, \underset{7}{v}$ R). — 159 die Zahlen in den Varr. (Bd. I) teils falsch. — I, S. 112 letzte Zeile: *can* statt *cant.* — 162: 23 *nuns ke* (= *ki*). — 163*. — 164: Zeile 1 = Anf. von R 812; 10 *se je*, 22 *c'ou mont.* — 165: Die Varr. von Ball. 117 s. Bd. II; 10 *n'on.* — 166: 1 ff. *mi*; das Stück war dem Schreiber des Archetypus K N P X bekannt, der daraus V. 22 irrig in R 607, Str. 5 einfügte. — Hier fehlt Ball. 17 (= R 1197, *avec des r.*, Bau: $\underset{7}{a} \smile a \smile a \smile b$ R^b). — 167: Bau = Ge. 311; V. 1, 3 und 11 *s'il*; II, S. 111, drittletzte Zeile: *mes ele*; Mel. des Refr. = der von Nr. 90. — 170: 15 ist Zitat des Anfangs von R 511 (Duc de Br.). — 171: 8 korr. *aeit.* — 172: 11 *jes an*; Bau = Ge 253 und R 1878 (Mel.: $\alpha\, \alpha\, \beta\, \gamma\, \delta\, \gamma'$). — 173: 6 korr. in Bd. II; 14 *s'i*, hinter 20 Komma, 21 *s'il.* — 174*. — 175: 21 *se mi.* — 176: zum Refr. vgl. den von R 576 (*à refr.*); 18 *joie en ai*: alte Übersetzung des noch älteren Gaudeamus! — 178 (Bd. II): Der Text der Cambridger Fassung nach Chaytor: 6 *mun quer*, 8 *pur*, 10 (*me*), 24 *en mund nasqui mie*, 27 Hs. *se la*, 33 Hs. *fel enquisaunt*, 35 *nostre*, 37 *pur*, 41 *qe ans pussent*, 42 *moy vers*, 51 Hs. *de entere sa*, 52 *esgayer*, 56 *garé.* — 180: Der Refrain ist nicht zu ändern; die Zäsur nach der fünften Silbe (die gleiche, weiblich, im Refrain!) müſste im Druck sichtbar sein; 6 korr. *ferait.* — 181: 2 und 10 *nostre*, 11 mit Hs. *manaicet.* — 182: Die Var. *defaut* ist vorzuziehen, da durch Hs. 15131 (II, S. 291) bestätigt; 60 korr. *folz.* — 183: Refrain kommt auch vor R 1905[1]. — 184: Zum Refrain vgl. den leizten Vers in R 982 Str. I (Var. U). — 185: 16 *se.* — 188: Var. zu 3 *mies* statt *mie*; 16 *s'i.* — 190: 4 und 5 sind (vgl. die Coda) wohl nur ein Vers; 20 *c'aie*; 22 hinter *ami* Komma; 36 *s'il.* — 191: In Varr. einige Verszahlen falsch; 12 besser *signorie* (vgl. Varr. und V. 17). — 192: 21 *sa* (?). — 195: 15 *se.* — 198: Der hinzugefügte Refrainvers, in V. 18 und 26 zudem verdruckt, ist zu streichen. — 199: 25 Die Änderung, durch die ein häſslicher Rhythmus und eine Silbe zuviel herauskommt, muſs unterbleiben. — 200*: Beachte, daſs die Pastorelle R 1363, in der gleichfalls der bordon Thieris vorkommt, in der gleichen Oxforder Hs. steht; Donmartin wird hier genannt. — Hier fehlt Ball. 52 (R 195; *avec des r.*; Bau: 7 a b c ⌣ a b c ⌣ c ⌣ b v R; das Gedicht wird in Str. 3 „vireli" genannt). — 201: Zur Anm. II, 123 vgl. Ge. Nr. 189! Die gleiche Erscheinung findet sich in lateinischen Refrainliedern des 12. Jhs. — 202: 5 *mander*, 6 *s'il.* — 204: 6 *main* (statt *et*). — 205: Nach 18 Doppelpunkt. — 206: 5 *Cil ki*; 7 *c'outre*; 32 *ou*; Var. 206, 4 (statt 3). — 207: 4 ff. wohl *et* (statt *se*); 35 *devis* (?). — 210: Hinter 18 Satzzeichen! 33 *vostre.* — 211: 15 *ses.* — 214: Bau = R 887 (altes Unikum in C). — Nach 215 fehlen Ball. 70 (= R 1056: $\underset{7}{a}\, \underset{5}{b}\, a\, b \;\; \underset{7}{c}\, c\, \underset{5}{b}\, \underset{7}{b}$; drei Str., Refr. ausgefallen ?), Ball. 71 (= R 30: 7 a ⌣ b a ⌣ b b a ⌣ a ⌣ b, fünf Str., glatter Dialog zwischen Dichter und Beguine, fehlt Ba.!), Ball. 72 (= R 1165: 5 a ⌣ a ⌣ b a ⌣ a ⌣ b a ⌣ b a ⌣ b a ⌣ a b a ⌣ a ⌣ b, fünf Str., Estampie ?), Ball. 74 (= R 589, nach C von Guiot de Dijon, $\underset{8}{a} \smile \underset{7}{b} \;\; a \smile b \;\; \underset{5}{b}\, a\, \bar{\smile}\, \underset{5}{b}$, drei Str., Assonanzen). — 217: 8 *deservir* (wohl Druckf.). — 218: 28 *ou.* — 219: 7 *mout.* — 220*. — 221: Bau = R 2031 (Gont. de S.). — 222: 18 (mit Hs.) *et kan que i ai d'avoir an mai maison.* —

223: 17 (mit Jeanroy) *que il.* — Hier fehlt Ball. 83 (= R 80: $a_5\,a_7\,b_7\;a_5\,a_7\,b_7\;B_8\,B_7$ drei Str.). — 224: 4 *aimme*, 5 *jes ai* oder *j'en ai.* — 226*: 26 *riens que* (statt *que riens*). — 227: 30 *fauceis.* — 228*: Der zugefügte Refrainvers überflüssig. — Hier fehlt Ball. 89 (= R 971: $a_7\,b_7\,a\,b$ Duez $C_5 \smile B_8\;C \smile B$). — 230: Durch die Änderung des Refrains wird die Gleichheit von Coda und Refrain gestört. — 231: 12 *se* (*je*) *vos*; die Langverse erinnern sehr an die unregelmäfsigen Langverse in R 1979; vielleicht sind die Korrekturen nicht nötig. — 233: Bau = Ge. 236 und 297. — 234: 36 *avreis.* — Hier fehlt Ball. 97 (= R 1376, eine hübsche Kehrreimpastorelle, die auch bei Bartsch fehlt). — 236*: 5 *encusee.* — 237 und 238: Der Refrain ist nicht zu ändern. — 238: 22 Besser *ore* (statt *vite*). — 239*: In I und II lies R 404 (statt 102); 3 ff. *guerirei* (= *é* = *ai*). — 241 Der Refrain läfst an die Beatrix des Guilebert de Bernevile denken. — 242: 16 *avrai* — 243: Der Refrain ist nicht zu ändern! — 246: Der verworfene Vers *Por ceu chant* ist in allen Strophen vor dem Refrain (nach Grundstock) einzusetzen; vgl. das oben zu 201 Bemerkte. — 247: Der Refrain (zwei Elfsilbner) ist zu belassen; 27 *Se.* — 248: Die in den einzelnen Strophen versuchte Angleichung des Grundstocks an den Refrain ist überflüssig. — Nach 249 fehlt Ball. 123 (= R 621: 7 $a \smile b\,a \smile b\;b\,a \smile b\,a \smile b\;C_5 \smile B_9$, 3 St.). — 252*. — 254*. — 256*. — 257, 2. Die Änderung (Stengels) *päis* statt *vile* ist in der Zäsur unnötig; Vers 16 (der Hs.) braucht aus metrischen Gründen nicht gestrichen zu werden: in primitiven Stücken stehen öfters überschüssige Verse. Zum pauvre Gauterel vgl. meine Ausführungen Zts. f. fr. Spr. u. L. LII, S. 55. — Nach 258 fehlt Ball. 132 (= R 856, ein primitiver Dialog mit Refrain). — 259: Zur Bibliogr. in Bd. II erg.: gedr. Spanke, Altfr. Liedersammlung S. 242. — Nach 259 fehlt Ball. 134 (= R 1099; *avec des r.*: $a_7 \smile b_5\,a \smile b\;b\,a \smile a \smile v_5\,R$, drei Str.). — 260*. — Nach 260 fehlt Ball. 138 (= R 964: 7 $a\,a\,b\;a\,a\,b\;c \smile d\,d\;e_8\,E_8$, drei Str., Dialog, fehlt Ba.). — 262: Bau = 265. — 263: 1 *Cis*, 10 *ses.* — 264: 3 und 8: „*Plaisance*". — 265: 11 (*point*). — 267: 2 ff. Korr. *n'i* (statt *ne*). — 268: 5 *douce* (statt *doble*). — 270 Änderung des Refrains unnötig: 15 *baicheleis* = Plur. von *baichelet*? (vgl. *baicelete*); 11 *neis* (?). — 271*. — 273: Bau = R 2050. — Ball. 153 steht S. 282. — 274: Refrain ist nicht zu ändern; 4 und 9 *se.* — 275: Bau = dem des Stückes Nr. 9 aus der Narrenmesse in Sens (Drev. 20, S. 221): *Patrem parit filia* (musikalisch: $\alpha\,\beta\,\gamma\,\delta\,\gamma\,\varepsilon$). — 277*: 16 *si dirai je* ... — 278: 2 (mit Hs.) *et si*; zum Refrainvers: *Tort ait vers moi* vgl. das auch in die Carmina Bur. übergegangene: *Tort a vers nos li mestres* (bzw. *vers moi ma dame*) des Abälard-Schülers Hilarius; 19 *ses*, 29 *se.* — 279: Der Refrain (auch in Bd. II falsch) heifst: *Voir por voir — dame ne puis* etc. — 280: 29 *s'elle.* — 281: 4 Korr. *ke ciaus soffrent*; 24 *ses.* — 283: 9 *d'ameir* : *lors* (?). — 284: 7 *S'il*; 22 *ou* (statt *lou*). — 286: Bau = Ge. Nr. 287 und 302. — 289: 13 *n'en ai* (?); 22 *se j'ai.* — Nach 290 fehlt Ball. 171 (= R 984 (Dialog mit Grundstock $a \smile a \smile a \smile$ und langem Refrain; fehlt Ba.). — 293: 1 *se.* — 296 Beachte, dafs die Berner Hs. fünf Strophen hat. — 298: Bau = R 1360 (Pastorelle der Oxforder Hs.); 9 *se.* — Von den vier nach 300 ausgelassenen Stücken könnte das eine (R 792) vielleicht seinen Refrain verloren haben; die drei anderen, R 2051, 394 (= 37

= 1938) und 1882 gehören sicher nicht in die Sammlung. — 301: 7 *se.* — Zum Schlufs dieses Abschnittes möchte ich nicht verschweigen, dafs ich die vorgeschlagenen Änderungen keineswegs für ausreichend halte, um überall einen annehmbaren Text zu erzielen; weiterer textkritischer Arbeit bleibt hier ein fruchtbares Feld.

XI (Nr. 304—309).

In Bd. I brachte dieser Abschnitt nur wenige, in Verbindung mit dem Ausdruck Rondeau in epischen Dichtungen auftretende Refrains. In Bd. II hat der Verfasser den Kreis weiter gezogen und veröffentlicht auch die ohne diesen Ausdruck vorkommenden ähnlichen Einschiebsel aus folgenden Dichtungen:

1. Roman de la Violete (geschr. ca. 1227): 25 Refrains.
2. Tournoi de Chauvency (ca. 1285): 37 Refrains.
3. Roman de la Poire: 20 Refrains.
4. Prison d'Amours des Baudouin de Condé (ca. 1270): 51 Refrains.
5. Li conte de la rose von B. de Condé: 1 Refrain.
6. Lays dou blanc chevalier von Jeh. de Condé: 1 Refrain.
7. Roman du Renart le Nouvel von Jacquemars Giélée von Lille: 69 Refrains, grofsenteils mit Noten überliefert.

Das reiche und interessante Material bringt erwünschte Aufklärungen über die enge Verbindung zwischen Refrains und mittelalterlichen Tänzen und Tanzspielen. Nach Bédiers (Revue des deux mondes, 1906, S. 404) und meinen (Liedersammlung S. 312 ff.) Ausführungen wird wohl Bd. III Definitives bringen. Dafs freilich die Refrains trotz des Bildes, das wir aus den Quellen gewinnen, immer nur innerhalb eines Rondeaus aufgetreten sind, wie der Verfasser (vgl. II, S. 141 u. 147) anzunehmen scheint, wird schwer zu beweisen sein. Sehr anschaulich unterrichten uns über das Chapeletspiel die Refrains aus dem Tournoi de Chauvency; über die Ausführung der Carole vgl. ferner die hübsche lateinische Schilderung aus den Lamenta Mahieus.[1]

Berichtigungen zu Bd. II: Violete: 4. Zeile 3 tilge das Komma. 3. lies *Ja ne me mar*; 10 lies *Laissiés*; die Verse stehen als Ersatz für den richtigen Kehrreim nach einee in extenso angeführten Moniot-Str. (R 810); 16. lies *je me muir*; 17. lies *sarés.* Nach der Ausg. Buffum (Paris 1928) steht nach V. 5111 in Hs. Morgan: *Hé doux sires, vray corps Dieu — Qui tant estes vray et pieu — Quant verray celle que j'ain?*; 24. lies *J'en sai*; 25. auch hier hat Hs. Morgan den besseren Text: *Bonnes sont amours — dont l'en a doucours — aprés peine et mal.* — Tournoi: 12. der Refrain umfafst nur die beiden letzten Verse und heifst: *Clere blondete — sui, aimi laissette, — et si n'ai point d'ami* (= Nr. 850 des Refrainverzeichnisses; Nr. 652 ist dort zu streichen!); 15. ob der zweite Vers zum Refrain gehört? — Prison: 14. steht

[1] S. Langlois, Vie en France . . . d'après les moralistes (1926) S. 284.

auch Rayn. 2041[3] (was aus dem Verzeichnis nicht ersichtlich ist); zu 29 vgl. eine Motette der Hs. Montpellier: Jacobsthal (Zts. für rom. Phil. III, 539) 2, 1; 34. steht auch R 150[5] (fehlt S. 257 und Verzeichnis). — Renart le Nouvel 58) = Refrain der Kehrreimpastorelle R 61; 63. = dem der Pastorelle R 1256 (die auch als Tenor einer Doppelmotette auftritt); R 61 und 1256 stehen beide in der Oxforder Hs.; S. 158 letzte Zeile *les ai* (statt *lies a*). — II, 147 letzte Zeile v. u. lies [820].

XII (Nr. 310—312).

Von den textlich und musikalisch sehr interessanten geistlichen Liedern der Hs. Bibl. nat. fr. 12483 (= i nach Schwan) hat Gennrich drei, als zu seinen Kategorien gehörig, in Bd. I abgedruckt. Das erste, Rayn. 11, wird nunmehr (durchaus subjektiv) in Bd. II, S. 184 als „Rotruenge“ bezeichnet, gehört also eigentlich nicht in die Sammlung. Wir begrüſsen, daſs es doch darin steht und bedauern, daſs G. nicht auch die andern, ähnlichen Bau aufweisenden Stücke der Sammlung (R. 1177, 1646, 747) mit ihren Melodien aufgenommen hat. Die Texte sind ja jetzt in der schönen Ausgabe von Järnström-Långfors (Chansons pieuses II) allgemein zugänglich. Der Angabe (II, 183), daſs die weltlichen Vorbilder der Sammlung i unbekannt sind, ist wohl zu entnehmen, daſs der Verfasser auch für die von ihm selbst früher (s. Zs. f. rom. Ph. 41, 333 ff.) als „Kontrafakta“ von Troubadourliedern (1216 und 824) bezeichneten Stücke R 2114 und 911 diskrepante Melodien nunmehr annimmt. Doch das beweist hier nichts; wir wissen, daſs es das Bestreben des Sammlers von i war, seinen Stücken eigene Melodien zu geben. Ich verweise nur auf die musikalische Überlieferung von R. 1188 (s. Spanke in Zs. f. frz. Spr. u. Lit. 1928, S. 82) und das Verhältnis von R. 1093 zum Lai du chievrefeuil. Der Deutlichkeit halber seien hier die formalen Beziehungen von den Stücken der i-Sammlung zu weltlichen Liedern kurz angeführt:

1. R 1963 (Ch. avec des refr.). Vorbild mir unbekannt.
2. R 698 (von Thibaut von Amiens), wohl ohne weltliches Vorbild.
3. R 2114: Bau und Mel. = 1216 (Moniot von Arras).
4. R 11 (= Ge. Nr. 310) nach einer unbekannten Ballade.
5. R 1368 (besser 89 a) Nachbildung einer gleichfalls lat.-frz. Pastorelle (s. Järnström-Långfors II, 33).
6. R 1183: Bau = 1135; die Melodie von 1183 identisch mit der von 1135 in K und M (R und V haben hier, wie sonst oft, eigene Melodien.
7. R 1093: nach Lai de Chievrefeuil; metrisch sind die Stücke genau gleich; musikalisch zeigt das Vorbild die Bauart des Lai: gleiche Doppelversikel am Anfang und Schluſs, dazwischen neun Strophen aus je vier gleichen Teilen. Die Nachbildung hat Sequenzenbau: 10 Doppelversikel aus je zwei gleichen Hälften;

bei Str. 3 und 4 scheiterte die beabsichtigte Angleichung an dem verschiedenen metrischen Bau.

8. 1188: Bau (mit textlicher Beziehung) = 516; Mel. in PX = 1135; Mel. in i anders.

9. 458: Bau = 366 (ohne Mel. erhalten; die Gennrich'sche Rekonstruktion [Nr. 167] kann hier nicht verwandt werden); der Refrain kehrt wieder R 1372[4].

10. 894: Bau = 280 (in Hs. R erhalten); Mel. versch.

11. 1551: Bau isoliert; Refrain verwandt mit einem Refrain aus Robin et Marion (s. oben S. 293), die Mell. sind verschieden.

12. 1177: Vorbild eine Ballade (ch. de Femme).

13. 1195: erste Zeile ähnlich 1194, Bau ähnlich 527 (Rich. de Sem.), die Singweisen divergieren.

14. 836: Vorbild eine Ballade; enthält viel Tanzausdrücke.

15. 1646: Vorbild Ballade; vielleicht frei nach R 878 a (gleicher Anfang).

16. 911: Bau und Kehrreim nach R 824 (Pierre le Borgne); auffallenderweise sind die Melodien nur im Strophengrundstock identisch; der Refrain zeigt bei gleichem Wortlaut verschiedene Vertonung.

17. 1507: Bau = 468; die Mell. sind ähnlich.

18. 747: nach Ballade; vgl. die Romanze R 594.

19. 2076: nach Ballade.

Berichtigungen zu II: S. 184, Z. 1 setze I, 149. — Zu Nr. 310, 1: auch V. 13 und 14 Reimelision; 11. die Zäsur ist (auch in 311) 7 + 4 oder 7⏑ + 3. — 311: der Refrainwortlaut in 1372[4] spricht eher für einen Zwölfsilbner im zweiten Verse; nach V. 27 (Bd. I) tilge das Fragezeichen.

Die Abschnitte

XIII u. XIV (Nr. 313—318)

umfassen vereinzelte Rondeaux aus zwei Pariser Hss.; Bd. II bringt auch hier Vollständigeres.

XV (319—353).

Die Zahl der Romane und sonstigen Versdichtungen, die Tanzlyrik als Einlage bringen, war nicht mit den in Abschnitt XI ausgebeuteten erschöpft. [Nebenbei sei hier bemerkt, daſs wir eine wertvolle, wohl vollständige Aufzählung der afrz. Dichtungen, die eingestreute Lyrik enthalten, dem groſsen Musikforscher Friedrich Ludwig verdanken; s. Arch. für Musikw. V (1923), S. 216.] Auch in jüngerer Zeit treten neben Rondeaux (Bd. I) zahlreiche isolierte Refrains (Bd. II) in episch-didaktischen Stücken auf. Ob der in beiden Bänden gebrachte Bestand vollständig ist, d. h. ob alle Texte der Ludwig'schen Liste untersucht sind, wissen wir nicht; für zwei Dichtungen (Dame a la Lycorne und Acart de Hesdin,

Prise amoureuse) verweist F. G. auf die Ausgaben (II, 188). Die benutzten Werke sind:

1. Sone de Nansay: 2 Rondeaux (I).
2. Cleomades von Adenet le Roi: 7 Rondeaux (I).
3. Meliacin ou Conte du Cheval de Fust: 2 Rondeaux (I) und 6 Refrains (II).
4. Escanor von Girardin d'Amiens: 4 Refrains (II).
5. Kleine Dichtungen aus der Hs. Paris B. n. fr. 837:
   a) Complainte d'Amors: 2 Refr.
   b) ein Salus d'amors: 29 Refr.
   c) ein weiterer Salus d'Amors: 40 Refr.
   d) Confrere d'Amors: 12 Refr.
   e) Chastelaine de Saint Gille: 35 Refr.
   f) Salut des Lyrikers Philippe de Remi: 8 Refr.
   g) Mariage des Set Ars: 4 Refr.
   h) ein dritter Salut d'Amors: 10 Rondeaus u. Virelays (I) und 4 Refr. (II).[1]
   i) eine weitere Complainte d'Amors: 1 Virelay.
6. Rouman dou Chastelain de Couci von Jakemés: 3 Rond. (I) und 1 Virelay (II).
7. Traduction d'Ovide: 2 Rond. (I u. II) und 60 Refr. (II).
8. Ludus super Anticlaudianum: 1 Rond. mit Mel. (I).
9. Cour d'Amour von Mahieus Poriers: 33 Ref. (II).
10. Cour de Paradis: 17 Refr. mit Mel. (II).
11. Dit de la Panthère von Nicole de Margival: 3 Rond. und 4 Balladen (I), von denen eine in der Oxforder Sammlung steht; wichtig die Bezeichnungen „balade, baladele, rondel" im Text.
12. Restor du Paon (entst. 1315—25) von Jehan Brisebarre: 1 Rondeau (I) mit Mel.. Manche der aufgeführten Refrains kehren in der Kunstlyrik wieder, teilweise dort mit Melodien. Leider fehlen oft die einzelnen Hinweise, die man sich am besten nach dem Schlufsverzeichnis zusammensucht und vorn einträgt. So erfährt man z. B., dafs ein Salut d'amors (II, 197) zwei Refrains (Nr. 3 und 20) mit einer chanson avec des r. (R 1943) teilt, — was wohl kein Zufall ist.

Zu Meliacin (II, S. 191: Aus dem Strophenbau (s. die Texte in Zts. f. rom. Ph. X, 460) geht hervor, dafs (Stengels) Nr. 14 und 17 wohl kaum Motettentexte sind: 14 (= R 2117[a]) ist chanson; die zitierten Verse (Gennr. 6) sind kein Refrain, sondern gehören der Einleitungstopik an. 17 ist eine (wohl nicht erste) Strophe einer chanson avec des refrains. Auch für 24 braucht der Ausdruck „motet" nicht auf den musikalischen Begriff Motette hinzudeuten.[2] Bei Nr. 328 ist in II. die überlieferte Form des Refrains wiederhergestellt.

---

[1] Mit einigen Melodien aus der Motettenliteratur.

[2] Es sei hier bemerkt, dafs zu den im Meliacin zitierten Liederdichtern der König von Navarra hinzutritt; „Bone aventure . . ." ist die dritte Strophe von Rayn. 741; die bibliogr. Angabe Gennrichs in Zts. f. rom. Ph. 41, 320 ist zu berichtigen und R 1797[a] zu streichen.

Die Mel. auch Aubry, Riemann-Festschr. S. 220. — Zu Escanor (II, 194): 1. ist wohl in drei (statt fünf) Versen zu lesen. — Zu Salut d'Amors II, 197: 1 ist zweiteilig; Vers 2 beginnt: *au cuer*; 23 auch als Kehrreim in R 182 (fehlt überall). — Zu Confrere (II, 199): 5 ist nur ähnlich den Belegen; R 452 zu streichen. — Zu Salut d'Amors II, 203, Str. 11 vgl. den Kehrreim von R 469. — II, 206 drittletzte Zeile lies I, 276. — Zu Traduction (II, 211): interessant die schönen neuen Refrains und die Hinweise: *chantent as danses* (bzw. *as caroles*); 11 vgl. R 607[2]; 36 Mel. siehe Gennrich, Rotruenge S. 67; 39 in den vielen Belegen fehlt noch R 157[1]; 59 lies *dormiras*; Nr. 344[a] (II, 219) ist II, S. 301 rekonstruiert nach der Refrainmelodie, die in R 536[5] (II, 263) erhalten ist. — Zur Anticlaudianus-Imitation (II, 219) fehlt: gedr. Dreves, Anal. hymn. 48.

XVI (Nr. 354 und 354 A).

Dieser Abschnitt, der in Bd. I nur eine Ballade aus dem Chansonnier U enthält, ist in Bd. II bereichert um ein in der letzten Strophe von einem Teil der Hs. als balade bezeichnetes Lied des Guillaume de Vinier, der ja überhaupt die volkstümlichen Formen pflegte. Hierher hätte ferner ein in der Hss. T in der letzten Strophe als „barade" bezeichneter „chant nouvel" des Maistre Guibert Kaukesel (Schulmeister in Arras, lebte nach Guesnon noch 1250) gehört; metrischer Bau: a_{10} a a b_6⌣ C_6 C B⌣, melodischer: $\alpha\ \alpha\ \beta\ \gamma\ \delta$ (= C C) γ. Ferner noch manche Stücke der Liederliteratur, die den Charakter der hier veröffentlichten Formtypen haben, und deren Zahl durch die in F. Gennrichs Abhandlung „Die Rotruenge" herausgegebenen Stücke längst nicht erschöpft ist — besonders solche Stücke, die auch nach Inhalt und Ton den Charakter von Tanzliedern tragen (Pastorellen natürlich ausgenommen).

Dem Verfasser ist entgangen, daſs die aus U abgedruckte Ballade R 144 auch in Hs. London Brit. Mus. Add. 16559 fol. 220 r° steht, nicht mit dem Refrain beginnend, stark anglonormannisch gefärbt und die Strophen U 1—3 und fünf eigene umfassend; gedruckt durch P. Meyer, Romania 19, 104 und J. Chaytor, The Troubadours in England (Anhang). Der Refrain heiſst hier (verstümmelt): Va ester ke dundens va etc. (Str. I) bzw. Ester ke dundelle (Str. 8).

Bd. II, S. 228, 8. Zeile v. u. lies (Hs. C). In den Varianten zu R 1405 fehlt für Str. IV der Roman de la Violete Vers 3641 ff.; man beachte die vorzügliche, von der sonstigen stark abweichende Tradition.

XVII (355—367).

Der Roman de Fauvel, geschrieben von Gervais du Bus 1310—14, enthält in einer Hs. musikalische Einlagen, die 1316 von Chaillou verfaſst und für die Musikforschung von groſser Bedeutung sind; textlich sind sie weniger interessant. F. Gennrich veröffentlicht von ihnen in Bd. I dreizehn strophische Gedichte,

teils Rondeaus, teils „balades“ (so z. B. Nr. 360, obwohl mit Refrain beginnend), in Bd. II (232) ein Virelay und 32 Refrains. Bd. II bringt ferner aus der Fatrasie des Watriquet de Couvin 29 Refrains und aus desselben Verfassers dit: Les trois dames de Paris 2 Refrains.

XVIII (Nr. 368—400).

Auch die am Schluſs der berühmten Fauvel-Hs. Paris B. n. fr. 146 überlieferten „Balades, Rondeaux et Diz ...“ des wahrscheinlich 1303 in Paris hingerichteten clerc Jehannot de l'Escurel sind weniger inhaltlich als musikalisch von Bedeutung. Interessant ist die Riesenrondeaustrophe Nr. 379 (37 Verse). Die Autorschaft des genannten Dichters, die nur durch das Inhaltsverzeichnis verbürgt wird, könnte man in Zweifel ziehen wegen des Akrostichons „Gilles“, das die Anfangsbuchstaben der ersten sechs Verse von Nr. 399 ergeben; aber man tut wohl besser, nur Gille zu lesen und aus der Mitte von Vers 5 „te“ hinzuzunehmen, so daſs (die in Nr. 398 besungene) Gillete herauskommt. Nr. 399 ist ferner interessant wegen seiner Behandlung der Vorbildungsverse, die sich in ihrer Länge teils an den Grundstock (dann Achtsilbner), teils an einen Refrainteil anschlieſsen; diese Unkonsequenz, die in der Kunstlyrik nicht statthaft war, ist hier erträglich, da ja die Strophe selbst ohne Melodie war. Bei richtigem Verständnis hätte der Verfasser die Vorbildung für die Textkritik ausnutzen können: so ist V. 19 zu lesen: Or sai que d'amer n'est [destresse] und V. 149: Lors dis a qui qu'il ennuie. In Nr. 400 sind alle Vorbildungsverse Achtsilbner; die Str. I bringt als Refrain einen „hoquet“ (hoquetus), d. h. einen von textloser Musik durchbrochenen Singvers; in Str. II zeigt der Text, daſs die Strophen der Dits gelesen wurden.

395 (II, 251): die letzte Refrainzeile ist zu kurz (vgl. Bd. I). — In 399 müſste erkenntlich sein, daſs von Str. 13 an die Dame spricht. — 10 wohl l'amerai. — 400, 37 la moie (?). — 224 lieber den Hiat als das häſsliche cest estre.

Der Anhang.

Nachdem F. Gennrich in den bisher besprochenen Teilen des Bandes II, über den Plan von Bd. I hinausgehend, zahlreiche in den Quellen isoliert stehende Refrains abgedruckt hatte, war es fast selbstverständlich, daſs er in einem „Anhange“ auch die in den chansons avec des refrains auftretenden Wanderverse geschlossen herausgab. Leider zeigt diese Ausgabe, vielleicht infolge überstürzter Anfertigung, nicht unerhebliche Lücken und Versehen. Die typisch in den Refrains auftretenden, oft recht interessanten textlichen und melodischen Varianten hätten berücksichtigt werden müssen; der Verf. gibt wohl die Quelle der vfftl. Melodie, aber nicht die seines Textes an, der oft von dem der benutzten Melodiequelle abweicht. Welch schönes Geschenk für die Liederforschung

wäre es gewesen, wenn er, statt nur die Refrainmelodien, nach seiner vorzüglichen (F. Ludwig'schen) Transkriptionsmethode die ganzen Strophenmelodien veröffentlicht hätte. Die andern Stellen, an denen Refrains auftreten, sind nur in einem Teil der Fälle, und auch dann oft lückenhaft angegeben. Die Refrains, bei denen das Schlufsverzeichnis vollständigere Angaben enthält, sind im folgenden mit einem * versehen. Kurze Angaben über Verfasser, Dichtungsart, Handschriften und Ausgaben zu den einzelnen Liedern hätten den übrigen Angaben ein schönes Relief verleihen können. Die folgenden Hinweise, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben, werden vielleicht den Anhang A brauchbarer machen.

13: 4*; 6. s. Varr. bei Ba. — 73: 1 statt 1382[1] wäre besser der (wohl ursprüngliche) Text aus Guillaume de Dole (II, S. 2 oben) genannt;[1] 2 nur ähnlich 599 Vers 7 und 8; Mel. ganz verschieden; 6 nur erster Teil = 1377, 4a; 8 vgl. Renart 60. — 85: 1 zweiter Teil = 1377, 5d; 2 ebenfalls [wie 4] in Chast. (Nr. 5); 3*. — Hier fehlt Rayn. 104, eine der ältesten Ch. avec des refr. (Verf. Gautier d'Espinaus), überliefert in M ohne Mel.; Refrain der einzigen Str.: *Nus ne tient a moi, s'il n'aime par amors* [= Poire 5]. — 145: 1 vgl. Sprichwörter 2 (= R 1406). — 150: 2 als Kehrreim in R 665; es fehlt 5 [nur in C]: *Je l'ain sens repentir — Jai ne m'en partirai*; ebenfalls [wie 4] in Prison d'Amours (Vers 2214). — 157: 1 auch Traduction 39; 2 auch Salut III, 2; 3*; 6*. Beachte das gehäufte Auftreten dieser Refrains in Sal. III (2, 3 und 4), Prison (1 und 6), Traduction (1 und 4), Cour d'Amours (3 und 4). — 195: ist eine der oben ausgelassenen Oxforder „balletes". — 227: vgl. Spanke, l. c. S. 320; 3*; 4 [*Dolent men part*]; vgl. Spanke S. 328. — 236: 3 s. die Varr. von X (Ansg. Spanke 167); 5 die zweite Hälfte auch anderswo; s. Verz. — 368: 2 der erste Vers gehört formal nicht zum Refrain; er ist Vorbildungsvers; 3 = Salut III, 31. — 391: 2 auch Confrere 8. — 444: 1 = 1382[4]; 3 auch Traduction 35. — 457: die ausgelassene Oxforder Ballete 8. — 459: 5 vgl. auch 1957[4]. — 503: alt, da von Moniot [d'Arras]; 4 auch Salut II, 1. — 520: 1 und 2 Belege Bd. II, S. 4; ferner Sprichwörter 5; 3 und 4 = Rond. 22; anderes s. II, 14; 5 lies (auch im Verz.) *doi je*; 6 = 1377, 3d; 7*; beachte, dafs drei der Refrains, 1—2, 6 und 7 in 1377 (mit ähnlicher Mel.!) auftreten und zwei (der erste und letzte) in Stücken des Guillaume de Dole; über den Bau der Strophe s. Spanke, Zts. f. frz. Spr. u. L. 1928, S. 93.[2] — 536: Varr. in KO! 4 lies *fai ge*; 5 auch Traduction 344a. — 548: Varr. von O! 1 auch Trad. 44; 2 ferner R 1292[4]; 4 genauer nur Trad. 32. — 575: 2*; 3* Verz. Nr. 694 und 707. 1* Verz. Nr. 1036 und 1058; zwei Refrains (Str. 1 und 3) in Violete! — 584: siehe Varr. von U, H und der provenzalischen Version (bei Ba.); 1 vgl. Verz. 850; 2*; 5*. — 607: Bau und Mel. = 1698. Viele wichtige Varr. (s. Ausg. Spanke, l. c. S. 100); 2 s. auch Verz. Nr. 1068; 3. s. auch Verz. 506; 4 s. Verz. (803); 6 vgl. Verz. 1146. — 609: 1 vgl. Verz. 850 (= 652); 3 entsprechend dem Vorbildungsverse erg. [*mes je n'os*]. — 672: 1 lies *l'amer*; 2 lies R 1943 (statt 1913); 3 = R 1390[2] (fehlt auch Verz. unter 570); 5 in O

---

[1] Ein weiteres Zitat s. in den Anm. bei Ba. S. 391; dazu noch das Oxforder Motet enté Rayn. Rec. II, Nr. 41.

[2] Das Variantenmaterial s. jetzt Ro. 53, 518 (A. Långfors).

fehlt das [den musikalischen Takt füllende] *Dieus!* — 803: 4 noch Cour d'Amours 32. — 806: 1 = R 1705³. — 816: 1*; 2 in Hs. unvollständig; erg.: *si ne m'en doit nus blasmer*, nach dem Mot. enté (Hs. N) Rayn. Rec. II, S. 66; 3*, 1 und 3 in Rondeaux des Guill. le Peintre! — 824: das Lied teilt Bau und Refrain der ersten Strophe (am genauesten in U) mit dem geistlichen Kehrreimlied R 911 (s. oben S. 299), die wichtigen Varr. s. in der Ausg. Spanke, l. c. S. 98. 1 in Hs. N fremder Refrain: = 1240¹; 3 zu den zwischengedruckten Varr. fehlt KC. — 839 (Bau — R 104; s. ob.): 2 lies *garira* (auch Verz.); 5*; 6*. — 962: 3 und 4 Varr. K; 6 vgl. 1707¹; auch 7 hat (nach Ba.) in NP eigenen Refrain, nämlich den von 1375². — 979: Varr. von R und (für Str. 5!) O s. in der Ausg. Spanke 67; 4 auch Cour d'Amour 32; 5 lies *j'ai*. — 987: Bau (ohne Refr.) und Mel. = R 980; beachte die Varr. von U zu 2; 3 lies *n'onkes*. — 993: Die Pastorelle enthält auch im Innern der Strophen überschüssige Verse, die Refrainteile sind. Wahrscheinlich ist sie wegen ihres auch sonst abnormen Strophenbaus der Text einer (verlorenen?) Motette; Jehan Erart ist als Motettendichter bekannt. — Hier fehlt R 1099, die (oben ausgelassene) Oxforder Ballate 134. — 1148: teilt Bau und Melodie, auch die des ersten Refrains, mit R 1382; die Varr. sind zu beachten. Auffallend ist das gehäufte Auftreten der Refrains in Motetten. — 1192: 4 steht im Verz. an falscher Stelle; 5 auch Violete V. 236. — 1197: 3*. — 1240: nach Bau und Mel. Vorbild des geistlichen Liedes 1239, dessen Kehrreim dem Refrain 1 nachgebildet ist; 1 auch 824¹ in N; lies 1373⁸; 2 auch Renart 59 (Mel. anders) und Sal. III, 2; 4 auch Traduction 35. Beachte die Beziehungen des Liedes zu R 157 und Sal. III. — 1270: Die Hss. zeigen sehr divergente Texte. 2 zur zweiten Hälfte s. das Verz.; 3 steht im Verz. falsch (Nr. 863); 4 ist nicht Refrain, sondern Vorbildungsvers; der Refrain heiſst: *Mes cuers ne vos puet obliër — belle cui j'ain.* In Un noch die weiteren Refrains 6: *Ai amors me seus donois — se n'an kier partir mies* und 7: *De cest mal ne peus garir — sans vos, tres doce amie.* — 1292: 1 korr. *mal*; 4*. — 1301: vgl. die Varr. von C (Ausg. Spanke 1); 3 der erste Vers gehört nicht znm Refrain, sondern ist Vorbildungsvers. — 1372: 3 = R 72 (ebenfalls Oxforder Pastorelle). — 1374: 4 vgl. R 144. — 1375: 2 = 962² (in NP); 4 vgl. R 416 (Descort) V. 25 und 26; 5 = R 1820⁸. — 1377: 1b nur ähnl. Rond. 25; s. II, 18; 2a auch 510, 1 und 2 und Sprichwörter 5; 3a auch 520⁷ 3d auch 520⁶; 5d vgl. 85¹. Beachte die Beziehungen zu R 520 (Gautier de Coinci), sowie die musikalischen Beziehungen der Refrains von 1377 zueinander! — 1382: Melodie von 1 = 1148¹ (1148 Vorbild von 1382!); die übrigen Refrains ebenfalls Unika, aber ohne mögliche Beziehungen zu denen von 1148. — 1390: 2 = 672⁴; 4*. — 1449: 1 andere Belege s. II, 204. — 1503: ist wohl die älteste chanson avec des refrains (Guiot de Dijon gehört der frühesten Generation der bekannten Trouvères an) und für die Geschichte der Gattung von gröſster Bedeutung. Die Refrains, in der vorliegenden Form sämtlich Unika, verlangen nach Form, Herkunft (vielleicht aus Kunstlyrik?) und Melodie genau untersucht zu werden; es sei hier erwähnt, daſs Guiot einmal (R 117) einen Provenzalen (Peirol 31[1]) in Bau (10 a◡ b b c c d◡ d◡) und Reim nachgebildet

---

[1] Die Zahl nach Bartsch, Grundr. der prov. Literatur.

hat; R 117 ist ohne, Peirol 31 mit Melodie erhalten.[1] 1 in C: *Amors fait de moi son . . .*; 4 *luc* wohl verdruckt für *euc*; in C: . . . *loiaument servir, n'onques n'os de li confort*; 5 in C besser: *Del dous päix m'estuet partir, a Deu comant m'amie.* — 1509: 2a ferner Traduction 39; 2c weiteres s. II, 12; 3a*; 5b s. II, 7. — Hierher gehört 1576a aus Meliacin; s. oben S. 301. — 1583 teilt Bau und Mel. des Grundstocks mit R 1680; 3 *dureaus* ist zweisilbig, was aus Vorbildungsvers und „*durele*" hervorgeht; vgl. die Anm. bei Bartsch 382; 5 zum zweiten Vers vgl. das Verzeichnis. — 1596 (Roi de Nav.): woher stammen die Texte?, nach Hs. O heifst es: 1. *sent*, 2. *s'ele*, 3. *Dirai vos qui . . . li douz ris*, 4. *l'avra*, 5. *je ne vivrai mie . . .*, 6. *pans s'a.* — 1 nur ähnlich den angegebenen Stellen, aber = Sprichwörter 4; 4 auch in einer Montpellier-Motette; s. Rayn. Rec. I, Nr. 10; 5*. — 1660: 3 fehlt Verz. — 1669: K hat 1. [*ne*] *por*, *m'ont fet*, 5. *ça*; zu 1 vgl. Verz. 478; die Einteilung der Refrains besser bei Jeanroy-Långfors, Chansons satiriques Nr. XXIX. — 1698: Bau und Mel. der Strophe = R 607; 1 Mel. in anderer Höhe als 1375^1; 3 und 4 Mel. s. Gennrich, Rotruenge 56 und 67. — 1700, einziges Lied der Huistace de Fontaine, hat gleichen Bau und Mel. (von V. 5 an etwas abweichend) wie 1503; die Refrains selbständig; 3 vgl. Verz. 748; 4*; 5 lies *Mot.* [673]. — 1705: 3 = $8c6^1$. — Hier fehlt R 1707. — 1713; 3 tritt auf als Schlufs des Motetts Rayn. Rec. II. LXII. (Oxf.) — 1725: teilt Bau und Mel. mit dem Kehrreimlied 2088 (Perrin d'Angecourt); 3 fehlt im Verz. — 1740: das Lied ist keine ch. avec des refr.; es hat wie ein anderes Lied desselben Verfassers (215, Oede de la Couroierie) Bau ($a\smile_{10} b\ a\smile_{10} b\ b\ c\smile_{10} c\smile d_4\ d_4\ c\smile_7$) und Melodie dem Liede R 233 (Gace Brûlé oder Vielart de Corbie) entnommen, das ebenfalls eine chanson ohne Refrain ist. — 1820: 3 = 1375^6; 4 der erste Vers ist zu streichen (Vorbildungsvers!); lies *el*[2] *m'en* (statt *il*); 5 auch in dem Motet enté Rayn. Rec. I, Nr. 116. — 1852: die als Refrains aufgeführten Schlufsverse der zwei Strophen sind beide Elfsilbner. Nach dem Strophenbau macht das Liedchen den Eindruck eines Motettentextes; Robert de Reims ist unter den Liederdichtern, die F. Ludwig (Archiv f. Musikwiss. V, S. 195) als Komponisten von Motetten aufzählt.[3] Vielleicht gehört das Lied also nicht hierher. — 1895: hat ebenfalls keine Wanderverse, sondern ist einfache chanson mit dem Bau: $a_7 b_5 a b a b\ c_8 b_8 c$. Der gedruckte Text ist unkorrekt: lies 1. *occhirra*, 2. *M'a* gehört zum vorigen Vers; der Vers 1 ist verstümmelt; 4 *con fins . . . aligiez moy ma grief dolour.* Die Ähnlichkeit von 3 mit 1292^1 ist nur sehr entfernt. — 1896: Obwohl formal echte Refrains, machen die beiden Strophenschlüsse dieses Moniot'schen Liedes den Eindruck zitierter Trouvère-Poesie; der Wortlaut von 2 scheint verderbt zu sein. — 1905: Beachte die Herkunft der drei Refrains (Oxforder Balleten) dieser Oxforder Ballete. — 1943: 1 = Salut III, 20; 3 = Salut III, 3; 4 weitere Belege s. II, 197. Das Lied hat Vorbildungsverse mit wechselnder

---

[1] Ein anderes Lied Guiots R 561 (geschr. von 1189) teilt mit einem weiteren Liede Peirols (Ba. 366, 3) den ersten Vers; Bau und Mel. verschieden.

[2] So K, doch besser *ele*.

[3] Die andern sind: Richart de Fournival, Moniot [d'Arras], Moine de St. Denis, Jehan Erart, Ernoul le Vieil, Adan de la Hale.

Länge, entsprechend der Länge des zweiten Refrainteils. Der Vorb.-Vers in Nr. 4 ist ein Siebensilbner, also ist der Refrain zu teilen: *J'ai, jai amoretes — au cuer qui me tienent gai*; ebenso natürlich 157[3] und 1240[1]. — 1957: 2 weitere Belege des aus kirchlicher Musik stammenden Refrains s. II, 96; dazu noch 1099[1]; 4 vgl. auch Verz. Nr. 1224; 5 lies *cuer, ma dame*; so Hs. und Salut III, 26; 6 der zweite Vers auch Salut III, 7, der ganze Refrain (ähnlich) in Motet. enté Rayn. II, S. 62. — 1963 (aus Hs. *i*; s. oben S. 299): 1 lies *la plus*, R 536[4] in K; 5*. — 1975: 1 = 2101 a[4]; U: *J'a[i] si bien mis mes amors — ke sont a . . .* — 1991: 1 = Tournoi V. 2476; im Verz. doppelt (Nr. 850 und 652); 3 ferner Rond. 399, Str. 18; 4 = Rond. 299; Hs. richtig *pri*; 5 im Verz. doppelt (646 und 849). Beachte, dafs diese Oxforder Pastorelle drei Refrains (3, 4, 5) aus Oxforder Balleten aufweist. — 1995: über die starken Divergenzen der Hss. vgl. die Ausg, Spanke, l. c. 35; auch die Melodien gehen sehr auseinander; die von K und U s. ib. S. 444 und 445; die von Hs. a[1], die F. Gennrich für den Refrain bringt, ist wieder selbständig. In 1 und 5 bringen einzelne Hss. Erweiterungen; sind diese apokryph oder auf Quellen deutend?; 2 auch Traduction 53; 5 tilge die Kommata. — 2035: 1 lies *jöir*; 2 = R 1169[1]; zum Vers 3 vgl. Verz. 478; 5 fehlt und heifst: *Dites dont, avrai je vostre amor, amie?* — 2039: ist keine chanson avec des refrains; den unregelmäfsigen Bau, der sich über die ganze Strophe erstreckt, teilt es mit den anderen der Gruppe in V, der es angehört; s. die Ausg. Romania 45, 386. 1 lies *nul*; 4 ist anders zu teilen; s. Ausg. — 2041: eins der ältesten Stücke: Pierre de Corbie urkundlich schon 1188 belegt.[2] 1 die 14 Fassungen des aus kirchlicher Musik stammenden Refr. s. II, 26 ff., dort auch die Fassung der Hs. M; 3 auch Prison d'Amours V. 1002; im Verzeichnis unter zwei Nummern: 328 und 586; 6 andere Fassungen II, 7. — 2064: 2 S. 270 zu diesem Refrain ein weiteres Motettenzitat; 3 auch Cour d'Amour 32; 4 lies 459[5]; dort noch ein Motettenzitat; 459 ist wahrscheinlich von dem gleichen Verfasser (Pierre de Douai) wie 2064; s. Ausg. Spanke, S. 134 und 139. — 2072: 1 *K'en ferai* ist (als Vorbildungsvers) fortzulassen; Belege (lat. u. franz.) siehe II, 32 ff.; 3 der erste Vers gehört zum Strophengrundstock, der zweite ist Vorbildungsvers; der Refrain selbst (Reim *-elle*) fehlt. — 2101 a: 1 lies R 536[4] (in K); 2 der Refrain ist wiederzuerkennen in den zwei französischen Einschiebseln (*Et süef aleis* und *Et si m'entendeiz*) in den Conductus: Exultemus et laetemus[3]; 3 besser (*et je*); 5 (*belle*) *or.* — 2121: 1 Hier ist Gennrich durch Vernachlässigung des Vorbildungsverses zu einer falschen musikalischen Taktierung des Refrains gelangt. Im Refrain ist der Rhythmus: *qué nus soit jolis sánz Amoúrs* recht hübsch, ist aber nicht anzuwenden auf den gleich gesungenen Vers: *Car pour douz tens rose ne flor*; die Verse sind regelrechte Achtsilbner im ersten Modus mit Auftakt oder drei Silben im ersten Takt; 2 = Salut III, Str. 16.

Zur Verständlichmachung des Anhangs B (II, 291) einige kurze Angaben: gegen Ende des 13. Jhs. dichtete ein französischer Geist-

---

[1] Gennrich versucht für diese Handschrift überflüssigerweise die neue Abkürzung D einzuführen.
[2] S. Jeanroy-Långfors, Recueil des jeux-partis I, S. XLVII.
[3] S. Spanke in Zts. für frz. Spr. u. Lit. 1928, S. 117.

licher eine Anzahl frommer Lieder, die in der Hs. Paris B. n. lat. 15131 ohne Noten erhalten sind; er war gelehrt und prunkte gern mit Scholastik und griechischen Brocken: man hat in ihm, wohl wegen der Lieder auf St. Dionis, einen Schulmeister von St. Denis vermutet. Er war wohl kein Musiker und setzte an die Spitze etlicher Lieder, um dem Leser das Singen zu erleichtern, die Angabe der zugrunde gelegten französischen Melodie. Die Lieder sind fast sämtlich von Dreves in Bd. 20 und 21 der Analecta hymnica herausgegeben; leider gibt er nur zu zweien die französisch vorausgeschickten Texte an. Andrerseits suchen wir bei F. Gennrich vergebens die Angabe der lateinischen Stücke, zu denen die einzelnen Refrains gehören. Um Klarheit zu schaffen, setze ich die Refrainnummern Gennrichs in Konkordanz mit den Nummern ner Stücke in den Anal. hymnica. I: *Ecce nobilis*; fehlt Anal.; Refrain: *Marie prcconio-scrviat cum gaudio-militans ecclesia.* — II: 21. 91. — III: 21. 108. — IV: 21. 121. — V: 21. 96, — VI: 21. 110. — VII: 21. 124. — VIII: 20. 135. — IX: 21. 75. — X: 20. 229. — XI: 21. 90. — XII: 21. 109. — XIII: 21. 122. — XIV: 21. 89 (das Stück steht nach Dreves 20, S. 24 zweimal in der Hs.). — XV: 21. 76. — XVI, 20. 257. — XVII: 21. 123. — Diese Angaben entnehme ich einer Abhandlung, die Paul Meyer im Bulletin de la Soc. des anc. Textes, Jahrg. 1911 diesem Gegenstande gewidmet hat. Wir erfahren dort ferner, dafs die Hs. mit St. Denis nichts zu tun hat, sondern St. Victor entstammt. Eine Notiz, die kürzlich A. Thomas über diese Stücke in den Mélanges Jeanroy (Paris 1928) geschrieben hat, anscheinend ohne die Arbeiten von Dreves und P. Meyer zu kennen, bringt nichts Neues.

Vom formalen Standpunkte aus ist interessant, dafs die frz. Refrains, abgesehen von einigen rhythmischen Unregelmäfsigkeiten, genau den Refrains der lat. Stücke im Bau entsprechen, ohne jedoch über den Bau (bzw. die Musik) der Strophe selbst Auskunft zu geben. Die sich aufdrängenden wichtigen Fragen: War der Strophenkörper der lat. Lieder nur zum Lesen bestimmt? — Oder wies der frz. Refrain auf bestimmte französische voll ausgebaute Lteder hin? — können hier nur gestellt werden. — Bezeichnend ist das Vorkommen von zwei Refrains: 4 [nicht 3, wie G. irrig mitteilt] und 11 in dem kurz vor 1300 in Paris gedichteten Dit [Rond. 400] des Jehan de l'Escurel.

4 lies *J'öi*; beachte die Varr. bei Jehan de L'Escurel! — 11 Z. 2 lies *voz.* — 13 auch Renart Vers 4582 (mit Melodie!). — 14 lies *ouan* (auch Verz.). — 17 ist wohl in drei Verse zu teilen; interessant der Inhalt: Bitte an den König, die Juden zu hängen und zu schinden. — Zum Anhang C (Refrains in Sprichwörtersammlungen) I, 1 auch Cour de Paradis 3. — I, 2 = Rayn. 1406. — I, 4 streiche R 452. — II, 1 fehlt im Verzeichnis. — Zu den Nachträgen: S. 293, Zeile 4 von unten lies (1924). S. 308, Z. 8 von unten lies S. 259.

Das Refrainverzeichnis,

enthaltend 1276 Nummern, bildet den wertvollen Schlufsstein des II. Bandes; es ermöglicht uns, das Vorkommen und damit ein Stück der Geschichte der einzelnen Refrains zu ermitteln. Die Refrains sind, leider öfters nicht ganz korrekt, alphabetisch nach dem Endreim geordnet, ähnlich wie das kleine Verzeichnis meiner Liedersammlung. — Trotz seines Umfanges jedoch ist das Verzeichnis von absoluter Vollständigkeit noch ein Stück weit entfernt. Für einen „Nachtrag" wären folgende Quellen zu berücksichtigen:

1. die wenigen ausgelassenen chansons avec des refrains;

2. die Kehrreimpastorellen, deren Refrains, soweit sie nicht refrains musicaux (jodlerartig) sind, in die Literatur der Wanderverse gehören; einige hat der Verfasser benutzt, aber nur solche, die (zufällig) in den von ihm benutzten Quellen vorkamen;

3. die Kehrreime mancher chansons à refrain, besonders derjenigen, welche nach Form oder Inhalt sich den Tanzliedern nähern;

4. die Motettenliteratur, die der Verfasser, wie mir scheint, nur für Belege herangezogen hat;

5. vielleicht noch weitere episch-didaktische Werke mit Refraineinlagen.

Hans Spanke.

---

2. Vorbilder für einige Szenen und Motive in Calderons Alcalde de Zalamea.

1. Los Jueces de Castilla.

Die Comedia *Los Jueces de Castilla*, auf die die folgenden Bemerkungen sich beziehen, erschien zuerst in der *Primera parte de las comedias* des Moreto (Madrid 1654) und wurde dann wiederholt unter dessen Namen gedruckt, so auch von Fernandez-Guerra in seiner Ausgabe von Moretos *Comedias escogidas* (in der *Bibl. aut. esp.*, Madrid 1873; ich zitiere abgekürzt FG) S. 463ff. Nun ist aber ein Stück gleichen Namens in Lope de Vegas zweiter Peregrino-Liste seiner Comedias (1618) verzeichnet. Schon Chorley vermutete daher, dafs das Moretosche Stück nur eine Überarbeitung des (in der ursprünglichen Form nicht erhaltenen) Lopeschen Dramas darstellte.[1] Schäffer (Gesch. des span. Nationaldramas [1890] II, 175. 240) hielt es sogar für „eine ziemlich genaue Nachbildung" des Lopeschen Originals. Menéndez y Pelayo war ebenfalls überzeugt,

---

[1] Hugo A. Rennert, The Life of Lope de Vega, S. 514. (Nicht in der spanischen Ausgabe.) Rennerts Angabe bezieht sich jedenfalls auf eine Notiz in Chorleys handschriftlicher Neubearbeitung seiner Lope-Bibliographie, s. Rennert S. 417.

dafs die Überarbeitung durchaus keine tiefgehende gewesen ist, und fand, dafs Moretos Stück recht gut die Stelle des Lopeschen vertreten könne (sustituir muy aproximadamente a su comedia perdida); er nahm es denn auch in die Lope-Ausgabe der Akademie auf (Bd. VII [Madrid 1897] S. 363 ff.; ich zitiere Ac.) und gab in der Einleitung (VII, S. CLXXXIII—CLXXXIX) eine sehr einleuchtende Begründung seiner Auffassung von den *Jueces* als einem im wesentlichen Lopeschen Werke; eine Begründung, die zwar Restori (Ztschr. f. rom. Phil. XXVI [1902], 500 f.) nicht völlig überzeugend fand,[1] der man aber gewifs mindestens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zusprechen mufs. Neuerdings hat Emilio Cotarelo (in seiner Moreto-Bibliographie, in *Boletín de la Real Academia Española* XIV [1927], 478) Menéndez y Pelayos Meinung entschieden abgelehnt, aber ohne etwas Triftiges dagegen vorzubringen.[2] Leider hat M. y P.'s Besprechung eine bedauerliche Lücke: er hat, wie Restori l. l. schon bemerkt hat, übersehen, dafs es aufser der Moretoschen Comedia noch eine andere erhaltene über den Gegenstand gibt: *El deseado Príncipe de Asturias y Jueces de Castilla* von Hoz y Mota oder von Lanini und Hoz y Mota.[3] Auch dieses Drama ist, nach Schäffers Urteil, eine ziemlich genaue Nachbildung von Lopes *Jueces de Castilla*; Schäffer sagt ferner, dafs der Szenengang fast derselbe wie bei Moreto, aber um einige Szenen reicher ist, „welche La Hoz offenbar Lope entnommen, Moreto dagegen . . . gestrichen hat"; und dafs die Ausführung wesentlich geringer ist als bei Moreto. Sonst sind mir keinerlei Äufserungen über das Stück bekannt. Es wäre zu wünschen, dafs Näheres darüber mitgeteilt würde.[4]

Der poetische Wert des Moretoschen Dramas wird von M. y P. (wie auch schon von Fernandez-Guerra, S. XXXVI) mit vollem Recht hoch angeschlagen. Die Wirkung wird freilich durch die allzu weitläufige, zum Teil schleppende und unübersichtliche Handlung stark beeinträchtigt; aber das Stück ist gehaltreich, kraftvoll, eigenartig, sympathisch und reich an Schönheiten. Übrigens ist es

---

[1] „La dimostrazione è brillante, ma non saprei dire se definitiva".

[2] M. y P.'s kurze Bemerkung über die von Moretos gewöhnlicher Art abweichende Versifikation ist seitdem durch S. Griswold Morley (*University of California Publications in Modern Philology*, VII, Nr. 3 [1918]) bestätigt und präzisiert worden. Morley gibt auf S. 156 eine Statistik der Metra in den *Jueces*, wonach 67 % der Zeilen Redondillas und nur 22 % in Romanzenform sind. — Von Lopes *Jueces* und der Möglichkeit ihrer Benutzung durch Moreto sagt Morley nichts; er hat sich offenbar bei Abfassung seines Aufsatzes an M. y P.s Einleitung zu den *Jueces* in Ac. VII gar nicht erinnert.

[3] Ersteres sagt Schäffer II, 240, letzteres Paz y Melia im *Catálogo* der Dramen-Handschriften der Biblioteca Nacional, S. 138, und ebenlalls N. Díaz de Escovar im *Boletín de la Real Academia de la Historia* LXXXIX (Madrid 1926), S. 354. Das Stück scheint nur in der Madrider Handschrift erhalten zu sein.

[4] Nach Paz y Melia hat Duran (jedenfalls in einer handschriftlichnn Notiz) noch eine andere Comedia gleichen Titels, von ungenanntem Verfasser, erwähnt, von der sonst nichts bekannt zu sein scheint.

im *lenguaje antiguo*, einer Art von imitiertem Altspanisch, abgefaſst, wie wir das auch in Lopes *Las famosas asturianas* und manchen andern Stücken jener Zeit (s. Ac. S. CLXXXV) finden.

Calderons *Alcalde* zitiere ich nach Hartzenbuschs Ausgabe, Bd. III (Hz.) und nach Max Krenkels *Klassische Bühnendichtungen der Spanier*, Bd. III (Kr.).

Die von mir bemerkten Übereinstimmungen sind nun die folgenden:

I.

Jueces, FG 477a, Ac. 390b. (Nuño Rasura und Laín Calvo sind die beiden *jueces* von Kastilien; dieser Titel bedeutet hier soviel wie „Konsuln"; Richter im eigentlichen Sinn ist nur Nuño, Laín dagegen ist oberster Heerführer, s. FG 476b unten f., Ac. 389b unten f.) Nuño spricht die Meinung aus, daſs das Richteramt ohne Zorn geübt werden muſs. Dann heiſst es weiter: „Laín. Pues ¿cómo has de castigar? Nuño. *Sin enojo*; mas si cojo Un malfechor, *sin enojo* Le faré luego enforcar." Gleich nachher sagt er von einem eben Verhafteten: „veréis, *sin enojarme*, Cómo le doy un tormento." Und am Schluſs des Auftritts sagt er: „Mas ¿oís? de obrar cuidad, Porque si facéis maleza, Vos cortaré la cabeza *Sin enojo*. Ahora marchad." Hierauf gehen alle ab.

Dies erinnert sehr an die Stelle in Calderons *Alcalde* (Hz. 83b, Kr. 262f.), wo der Hauptmann bei seiner Verhaftung verlangt, mit Respekt behandelt zu werden, und der Richter, diese Wendung höhnisch aufgreifend, seinen Leuten befiehlt, ihn mit Respekt ins Gefängnis zu führen, mit Respekt zu fesseln usw. und zuletzt droht, ihn mit Respekt hängen zu lassen. Diese letzte Bemerkung bildet, ebenso wie die entsprechende in den *Jueces*, den wirkungsvollen Schluſs des Auftritts.

II.

Jueces, FG 485c oben, Ac. 407a oben.

Laín. ¿Cómo prendéis mis soldados,
Nuño, sin autoridad?
Nuño. ¿Soldados? ¡Buena verdad,
E son hoy recién llegados!
(4 Zeilen ausgelassen.)
Laín. Nuño, tirad vos en fuera,
Que no habéis jurisdicción
Con los que soldados son.
Nuño. E con vos mismo siquiera.
(12 Zeilen.)
Laín. Sea su culpa notoria,
A mí toca el castigallos.
Nuño. Toque ó no, yo he de llevallos.
Despachad inhibitoria,

E yo vos los mandaré,
Si consta ser vuesos, digo;
Empero aquí han de ir conmigo.
(7 Zeilen.)

Laín. Magüer los llevedes hoy,
Yo los sacaré mañana.
(8 Zeilen.)

Die Verhafteten werden abgeführt; Nuño und Laín bleiben allein auf der Bühne.

Nuño. Laín, quien juez me nombró[1],
No me estorbe la justicia.
Laín. Non lo fago de malicia,
Sinón por facerla yo.
Nuño. Laín, con eso non medras,
Que hé la razón en el puño.
Laín. Cosas tenedes, el Nuño,
Que farán fablar las piedras.
Nuño. Pues mirad.
Laín. ¿Qué he de mirar?
Nuño. Non me ocasionéis querellas,
Que vertiendo sangre en ellas,
Se hacen las piedras hablar.
Laín. En vos faré yo ese exceso,
Si el mi derecho me quita.
Nuño. Yo agora voy a visita,
Después veremos en eso.

Das Obige erinnert stark an den Streit zwischen Pedro Crespo und Don Lope de Figueroa bei Calderon (Hz. 84c Mitte — 85b Mitte, Kr. 270ff., V. 733—838), besonders an die 28 Zeilen von *¡Voto a Dios, que lo sospecho!* an (V. 779—806). Die Übereinstimmung liegt in folgenden Punkten:

1. Ein Heerführer sucht, mit Berufung auf die ausschliefsliche Militärgerichtsbarkeit über Soldaten, einen Angeklagten der bürgerlichen Justiz zu entziehen.

2. Die dramatische Gestaltung des Motivs in einem Streitgespräch zwischen Heerführer und Richter.

3. Der Heerführer und der Richter sind sonst sehr gute Freunde.

4. Der Angeklagte ist eine Hauptperson des Stücks.

5. Das Streitgespräch steht nicht sehr weit vor dem Ende des Stücks; es geht der unter III zu besprechenden Szene nahe bzw. unmittelbar voran und steht mit ihr in engstem inhaltlichen Zusammenhang.

6. Das heftige Aufeinanderprallen zweier ebenbürtiger, gleich charaktervoller, gleich eisenköpfiger, gleichermafsen von ihrem Recht durchdrungener Gegner.

[1] Das stimmt nicht genau zu FG 476c, Ac. 390a oben.

7. Der temperamentvolle, Schlag auf Schlag geführte, epigrammatisch zugespitzte, dramatisch wirkungsvolle Dialog.

8. Das Versmafs ist das der Redondilla.

III.

Jueces, vorletzte Szene des Stücks (FG 488, Szene XX; Ac. 411 a Z. 10 v. u. — b Z. 3 v. u.). Der Heerführer kommt mit Soldaten zum Gefängnis, um seinen Schützling aus der Hand der zivilen Gerichtsbarkeit zu befreien; der drohende gewaltsame Zusammenstofs wird aber noch im letzten Moment abgewendet durch die Nachricht von der Ankunft des Königs in der Stadt; gleich nachher tritt der König selbst auf.

Einen ebensolchen Vorgang finden wir, und zwar ebenfalls kurz vor Schlufs des Stücks, auch in Calderons *Alcalde* (Hz. 85, Szene XVI und Anfang von XVII; Kr. 274, V. 839—853), nur mit der Abweichung, dafs bei Calderon der Tumult nicht durch die Nachricht vom Kommen des Königs, sondern dadurch, dafs dieser selbst plötzlich und unangemeldet unter die Streitenden tritt, beendet wird.

IV.

Jueces, FG 487 c Z. 10—488 a Z. 3; Ac. 410 b Z. 12 v. u. — 411 b Mitte. Der Gracioso Sancho ist mit seinem Herrn eingekerkert worden und wird vom Richter Nuño zu 200 Hieben verurteilt; da verliert er die Fassung und will das Geheimnis, dafs sein Herr der langgesuchte Prinz Ramiro von Leon ist, nicht länger verheimlichen, sondern es laut verkünden, um der Strafe zu entgehen; sein Herr sucht ihn umsonst davon abzubringen. Das erinnert an die Stelle in Calderons *Alcalde* (Hz. 73 a Z. 12—26; Kr. 195, V. 815—829), wo Rebolledo — der viel von einem Gracioso hat — von Don Lope de Figueroa wegen seiner angeblichen Insubordination zu „zweimal Wippen“ verurteilt, die Fassung verliert und, obwohl sein Herr ihm zuredet zu schweigen, die List, wodurch jener sich den Zugang zu Isabel verschafft hat, ausplaudert. — Für sich allein betrachtet, könnte diese Übereinstimmung zufällig scheinen; da wir aber vorher schon drei offenbar nicht zufällige Übereinstimmungen zwischen den beiden Stücken gefunden haben, werden wir auch diese vierte für nicht zufällig halten dürfen. Hierfür spricht schliefslich wohl auch noch eine kleine Einzelheit: die am Anfang der beiden eben verglichenen Stellen sich findende verdutzte Frage des Verurteilten, mit der trockenen Antwort darauf: In den *Jueces*: Sancho. ¿Qué es eso, Señor secretario? Diga: ¿Ducientos y qué? Escribano. Y que siga. Im *Alcalde*: Rebolledo. ¿Tra — qué me han de dar, Señor? Don Lope. Tratos de cuerda.

Es fragt sich nun: sind die obigen *Jueces*-Stellen aus den *Alcalde*-Stellen abgeleitet, oder ist das Umgekehrte der Fall? Um

hierauf die Antwort zu finden, müssen wir die beiderseitigen Stellen I—III (Nr. IV eignet sich hierzu nicht) in bezug auf ihren Stil (im weitesten Sinn) miteinander vergleichen. Da finden wir folgendes: Die drei *Alcalde*-Stellen zeigen Calderons beste, klassisch reife Art, die mit den Worten „kunstvoll, geschlossen, straff, intensiv, effektvoll“ gekennzeichnet werden kann. Die *Jueces*-Stellen dagegen zeigen einen Stil, wie wir ihn vor allem bei Lope de Vega in seiner früheren Zeit finden;[1] dieser Stil ist viel schlichter, naiver, minder straff als der Calderonsche. Hiernach dürfte es ausgeschlossen sein, dafs Moreto hier den Calderon nachgeahmt hat. Nämlich: Es ist ohne weiteres denkbar (sogar sehr wahrscheinlich), dafs Moreto die *Jueces*-Stellen von Lope übernommen hat; es ist ferner allenfalls denkbar (obwohl sehr unwahrscheinlich), dafs er sie frei geschaffen hat; aber dafs er die prachtvollen, stilistisch vollentwickelten Calderon-Stellen vor Augen gehabt und sie in den viel bescheideneren, naiveren Stil einer älteren Entwicklungstufe des Dramas zurückgebildet haben sollte — das ist zu unwahrscheinlich, um ernstlich in Betracht zu kommen. Nehmen wir hingegen an, dafs Calderon der Nachahmer war, so erklären sich die Unterschiede zwischen den verglichenen Stellen auf die natürlichste und einleuchtendste Weise. Wir müssen also offenbar bei dieser Annahme bleiben.

Hier ergeben sich zwei Möglichkeiten: 1. Die von Calderon benutzten *Jueces*-Stellen sind Moretos geistiges Eigentum; oder 2. sie sind es nicht. Nach den oben erwähnten Ausführungen von Menéndez y Pelayo dürfte das letztere die bei weitem gröfsere Wahrscheinlichkeit für sich haben. Hier sind wieder zwei Fälle möglich: 2a. Calderon hat Moretos *Jueces de Castilla* benutzt; oder 2b. er hat Lopes gleichnamiges Originalwerk benutzt. Bei diesen beiden Fällen 2a und 2b ist die Wahrscheinlichkeit wohl die gleiche. Die Kenntnis des Vorbilds kann in beiden Fällen wohl nicht durch den Druck, sondern nur durch die Aufführung oder durch eine Handschrift vermittelt worden sein.

Calderons *Alcalde de Zalamea* hat bekanntlich sein Vorbild in einem gleichbetitelten Stück Lopes, das uns, wenn auch vermutlich

---

[1] Einiges einzelne sei hervorgehoben. Zu Nr. I: a) In den *Jueces* mehrere zerstreute Bemerkungen; im *Alcalde* eine zusammenhängende Rede. b) Calderon spart sich das Stärkste, das „ohne Zorn hinrichten lassen“, zum Zweck wirkungsvoller Steigerung für den Schlufs der Rede auf; in den *Jueces* dagegen wird es gleich am Anfang erwähnt. Zu Nr. II: a) Im *Alcalde* geht die prachtvolle Redefigur des gleichen Anfangs von symmetrischer Rede und Gegenrede 20 Zeilen lang fort (V. 779 ff.), während in den *Jueces* nur das „Lain“ am Anfang von zwei aufeinander folgenden Vierzeilern etwas entfernt ähnliches bietet. b) In den *Jueces* tritt am Ende des Streitgesprächs eine Beruhigung ein; im *Alcalde* (V. 835 ff.) geschieht das nicht. Zu Nr. III: Die schon oben erwähnte Abweichung, dafs der König bei Calderon gleich selbst auftritt (wodurch auch ein Szenenwechsel erspart wird), macht den Verlauf viel geschlossener, straffer und lebendiger.

in mehr oder weniger entstellter Form, erhalten ist.[1] Calderons Überarbeitung, die ihr Vorbild an dichterischem Wert sehr weit übertrifft, ist grofsenteils eine Neuschöpfung; Calderon übernahm aus dem ersten *Alcalde* im wesentlichen nur folgendes (und dies nicht unverändert): 1. Das Grundmotiv der Handlung, 2. die beiden Hauptcharaktere (Alcalde und Figueroa), 3. zwei Szenen: das erste Zusammentreffen des Alcalden mit Don Lope de Figueroa (sehr stark verändert) und die Schlufsszene vom Auftreten des Königs an. Die bei weitem meisten Szenen von Calderons Drama finden in dem Lopeschen gar keine Entsprechung. Man scheint nun bisher im allgemeinen angenommen zu haben, dafs alle Abweichungen des Calderonschen von dem Lopeschen *Alcalde* auf Calderons eigene selbständige Erfindung zurückgehen. Im grofsen und ganzen scheint das sogar Menéndez y Pelayos Meinung gewesen zu sein; nur mit Hinsicht auf zwei Nebenpersonen Calderons, die in Lopes *Alcalde* fehlen (Rebolledo und Chispa), weist er (Ac. XII, S. CLXVIII) darauf hin, dafs Calderon Vorbilder für sie in anderen Stücken Lopes fand. Nach den oben festgestellten Übereinstimmungen kann es nun wohl als sicher gelten, dafs Calderon bei seiner Erneuerung des Lopeschen *Alcalde* auch von *Los Jueces de Castilla*, nämlich entweder dem verlorenen Lopeschen oder dem uns erhaltenen Moretoschen Stück dieses Namens, Gebrauch machte; und als mindestens sehr wahrscheinlich, dafs auch im letzteren Falle das Entlehnte eigentlich von Lope (nur durch Moreto vermittelt) stammte.

Zu bemerken ist noch, dafs von dem, was, wie oben gezeigt worden ist, den *Jueces de Castilla* und Calderons *Alcalde* gemeinsam ist, nur das wenigste sich auch in Lopes *Alcalde* findet; nämlich von Nr. I, III, IV überhaupt nichts, und von II nur die Punkte 1, 2, 6,[2] nicht aber die fünf anderen Punkte.[3]

2. La venganza venturosa.

Eine der schönsten und bedeutendsten Szenen in Calderons *Alcalde de Zalamea* ist die, wo der sonst so stolze Alcalde sich

---

[1] Neugedruckt Kr. 295 ff. und Ac. XII (1901), S. 565 ff. Verdeutscht von Wurzbach. Inhaltsangaben: Kr. 371 ff.; Ac. XII, S. CLXIV ff.; Wurzbach S. 1—5. Inhaltsvergleichung der beiden Alcalde-Stücke: Schäffer II, 38 f.; Ac. XII, S. CLXVIII, Abs. 2 bis CLXXI, Abs. 1.

[2] Kr. 322 unten bis 324 unten; Ac. XII, 577a Mitte bis 578a oben.

[3] Lopes Stück zeigt nämlich folgende Abweichungen: Zu Punkt 3: Die Streitenden begegnen sich hier zum ersten Male. Zu 4: Der Angeklagte ist eine untergeordnete Nebenperson, der Setgeant. (Mit Hinsicht auf den Hauptmann wird das Jurisdiktionsmotiv im ganzen Stücke nur ein einziges Mal und ganz flüchtig berührt, nämlich in der einen Zeile in der Schlufsszene „Ya que os hicisteis su juez".) Zu 5: Der Auftritt steht gleich nach Anfang des II. Akts, und der Zusammenhang mit dem Folgenden ist ein anderer. Zu 7: Temperamentvoll ist hier nur der Heerführer, der Richter dagegen phlegmatisch; der Dialog hat einen ganz anderen Charakter, z. B. fehlt die Symmetrie von Rede und Gegenrede ganz. Zu 8: Das Metrum ist der elfsilbige Blankvers (versos sueltos).

dazu herabläſst, den Hauptmann, der durch seine schändliche Gewalttat ihm und seiner ganzen Familie das höchste Gut, die Ehre, geraubt hat, in langer Rede demütig, ja zuletzt fuſsfällig anzuflehen, durch die Vermählung mit seiner Tochter ihre und seine Ehre wiederherzustellen. In Lopes gleichbetiteltem Drama, dem Vorbild des Calderonschen, findet sich nichts irgendwie Entsprechendes. Dagegen findet sich eine ähnliche Szene in Lopes Schauspiel *La venganza venturosa.* Dieses Stück ist spätestens 1617 verfaſst. Gedruckt ist es nur im X. Teil der alten Ausgabe von Lopes *Comedias,* der zuerst Madrid 1618 und dann noch mehrmals erchien. Eine alte Handschrift des Stücks, nicht von Lopes eigener Hand, befindet sich in der Bibliothek zu Parma. Das Stück ist nicht gerade von hervorragender künstlerischer Bedeutung, aber immerhin gut gearbeitet, natürlich und ansprechend, auch recht interessant in der Sittenschilderung. Grillparzer gibt in seinen *Studien zum spanischen Theater* eine Inhaltsübersicht; eine solche bietet auch Dimitry Pétrof in seinen russisch abgefaſsten (mir nicht zugänglichen) *Études sur Lope de Vega* (St. Petersburg 1901) S. 135 ff., sowie (ganz kurz) in *Romanische Forschungen* XXIII (1907), 276—80.

Der Marquis von Lusignan, ein in Madrid wohnhafter Ausländer, knüpft eine heimliche Liebelei mit einem schönen Bürgermädchen an, mit Felipa, der Tochter des Witwers Feliciano, eines schon bejahrten, höchst ehrenwerten Mannes von gutbürgerlichem Stande — er ist Advokat — und, wie er sagt, „edler“ Herkunft, oder genauer, aus guter alter, aber nichtadliger Familie.[1] Felipa will den Marquis nicht erhören, wenn er ihr nicht zuvor ein schriftliches Heiratsversprechen gibt. Er stellt ihr also ein solches aus, aber bloſs um sie zu betören, ohne die mindeste Absicht, sein Versprechen zu halten. Sie läſst ihn daraufhin wirklich nachts in ihr Zimmer; aber ehe er noch seinen Zweck erreicht hat, hört er, wie der Vater, der etwas von der Sache gemerkt hat, das Haus alarmiert, und muſs eiligst die Flucht ergreifen, um sein Leben zu retten. Felipa, von ihrem aufs höchste entrüsteten Vater zur Rechenschaft gezogen, zeigt ihm das Heiratsversprechen, was Feliciano etwas beruhigt. Gleich am nächsten Morgen geht er

[1] Völlig verfehlt und willkürlich ist es, wenn Pétrof (Roman. Forsch. XXIII, S. 280 unten f.) eine Bemerkung Felicianos dahin deutet, daſs einer von dessen Vorfahren einen Adelsbrief gekauft habe; „c'est l'argent qui annoblit cette famille“, meint er. Daſs das falsch ist, geht ganz klar aus der von Pétrof selbst S. 279 gesperrt gedruckten Stelle hervor; Feliciano spricht ja hier vom gekauften Adel und vom Reichtum überhaupt mit Geringschätzung, und polemisiert damit gegen den Adelsstolz des Marquis. Unhaltbar ist auch P.s Meinung, daſs einer von *Lopes* Vorfahren einen Adelsbrief gekauft habe. Dagegen hat P. ganz richtig gesehen, daſs das Stück, und zwar besonders die von uns besprochene Szene, Beziehungen auf Lopes eigene Familiengeschichte enthält, und daſs insbesondere sein Vater, Felix de Vega, bis zu einem gewissen Grade als Vorbild für den Feliciano des Stückes gedient hat. Zum Namen Feliciano wäre hier noch zu bemerken, daſs (nicht nur des Dichters Vater Felix, sondern auch) der Dichter selbst Lope Felix und seine 1613 geborene Tochter Feliciana hieſs.

zum Marquis, der über den Besuch in großse Verlegenheit gerät — denn sein Gewissen regt sich —, ihn aber doch annimmt und, in Gegenwart seiner Schwester Flora, den Alten höflich empfängt. Feliciano kommt erst nach längerer Einleitung auf die Sache selbst zu sprechen, legt in sehr ruhiger und gemäſsigter Weise die Sachlage dar, spricht von der ihm angetanen Ehrenkränkung und sagt, daſs er seine Tochter sicher getötet hätte, wenn sie ihm nicht das Eheversprechen gezeigt hätte. Nun wünscht er vom Marquis die mündliche Versicherung zu erhalten, daſs das Versprechen gehalten werden wird. Er fügt hinzu, daſs er, wenn auch dem Marquis an Rang nicht gleich, doch auch edeln Blutes sei; er stamme „aus dem besten Tal des Gebirges" (d. h. aus dem Tal von Carriedo in Asturien, s. Barc. 1618, fol. 32 Bb, Z. 15 von unten, Madrid 1621, fol. 33 Bb, Z. 15 von unten); dort besitze er noch das ihm von seinen Vorfahren überkommene Stammhaus der Familie. Der Marquis, der kein schlechter Mensch ist, dem aber das Schuldbewuſstsein, die peinliche Situation und noch dazu das selbstbewuſste Benehmen des Alten schwer auf die Nerven gehen, verhärtet sich; er antwortet hochmütig und schroff ablehnend, ja er macht sich über des Alten Forderung und über seine Standesprätensionen lustig. Hierauf verficht Feliciano wieder seinen Anspruch auf *nobleza*, weist den Spott des Marquis zurück und macht zuletzt eine, wie er gleich nachher selbst zugibt („Aunque alguna causa os dí"), etwas unziemliche Bemerkung.[1] Durch diese Bemerkung fühlt sich der Marquis beleidigt und gibt im ersten Zorn dem Alten eine Ohrfeige. Feliciano empfindet diese neue schwere Ehrenkränkung, die er wegen seines Alters nichts selbst rächen kann, aufs tiefste; nach bitteren Klagen entfernt er sich mit den Worten: „Sesenta y seis años tengo; guárdaos de veinte y seis años" (d. h. vor meinem Sohn). Doch die angedrohte Rache wird nicht zur Wirklichkeit; der weitere Verlauf des Stücks führt zu einer Versöhnung; der Marquis heiratet Felipa, des Marquis Schwester heiratet Felipas Bruder.

Die oben besprochene Szene zwischen dem Marquis und Feliciano zeigt, neben bedeutenden Abweichungen, eine weitgehende Übereinstimmung mit Calderons groſser Szene zwischen dem Alcalden und dem Hauptmann, und zwar hauptsächlich in folgenden Punkten:

---

[1] Barcelona 1618, fol. 33 Aa oben: „... sé muy bien que vuestra hermana mi hija servir pudiera". Das scheint mir, auch wenn man *a mí hija* schreibt, keinen vernünftigen Sinn zu geben. Ich nehme daher an, daſs die Ausgabe Madrid 1621, fol. 34 Aa oben, mit *hijo* statt *hija* das Richtige bietet; vor *vuestra hermana* ist dann ein *a* einzufügen. (Die Erstausgabe konnte ich durch das Berliner Auskunftsbureau nicht nachgewiesen bekommen.) „Ehe durch Eure Schuld meine Ehre getrübt wurde, hätte mein Sohn sich um Eure Schwester bewerben dürfen". Das ist um so passender, als am Schluſs des Stückes dieser Sohn und diese Schwester tatsächlich ein Paar werden. — Nachher sagt der Marquis, Barc. 1618 fol. 40 Aa oben: „... porque dijo que mi hermana podía servir su hija" (Madrid 1621, fol. 40 Bb: *a su hija*). Hier wäre zu lesen *que a mí hermana* und *su hijo*.

1. Der Beleidigte führt eine Unterredung mit dem Beleidiger herbei und versucht ihn auf gütlichem Wege, mittels freundlichen, vernünftigen Zuredens, zur Ehrenwiederherstellung mittels Vermählung mit seiner Tochter zu bewegen.

2. Der hochfahrende Adlige und der schlichte, aber sittlich höherstehende Nichtadlige werden in dramatisch wirkungsvoller Weise gegenübergestellt.

3. Der Nichtadlige zeigt sich bescheiden im Auftreten, klug, verständnisvoll, rücksichtsvoll; bei aller Charakterfestigkeit und Selbstachtung, bei aller lebhaften Empfindung der erlittenen Ehrenkränkung und des unedeln Verhaltens der Gegenpartei, will er doch nicht mit dem Kopf durch die Wand; er beherrscht sich und beobachtet das *suaviter in modo.*

4. Der Adlige benimmt sich hart, gefühllos, schnöde und will in seinem Standesstolz und Egoismus von sittlicher Verpflichtung gegen den gesellschaftlich Niedrigerstehenden nichts wissen.

5. Der Beleidigte gibt schliefslich infolge der ihm widerfahrenen schroffen Zurückweisung seine versöhnliche Haltung auf und droht sich zu rächen.

Hiernach ist es klar, dafs Calderon in der erwähnten Szene von Lope abhängig ist. Nicht ganz sicher (wenn auch höchst wahrscheinlich) ist es dagegen, dafs gerade die oben besprochene Lopesche Szene das Vorbild für Calderon war; möglich ist es nämlich auch, dafs Lope anderswo (vielleicht in einem uns nicht erhaltenen Drama) noch eine andere ähnliche Szene geschrieben hat, und dafs diese es war, von der Calderon sich anregen liefs. Wiederholte Behandlung derselben Motive ist ja bei Lope nicht selten. Eine zweite Parallele zu der Szene zwischen Pedro Crespo und dem Hauptmann kenne ich bei Lope tatsächlich; hier ist aber die Übereinstimmung mit der Calderonschen Szene eine beschränktere, und die Stelle kann daher jedenfalls nicht als deren einziges oder hauptsächliches Vorbild in Betracht kommen. Der würdige, sympathische Charakter des Vaters und die feine, besonnene, taktvolle Art, mit der er dem Liebhaber seine Mifsbilligung ausdrückt und ihm ein verändertes Verhalten nahelegt, ist ganz ähnlich wie in *La venganza venturosa*; aber es kommt zu keinem Konflikt, da der Liebhaber die Zurechtweisung sogleich zum Anlafs nimmt, den Alten um die Hand des Mädchens zu bitten. Das Stück heifst *El galan de la Membrilla*; es wurde 1615 abgefafst, erschien zuerst 1618 in demselben X. Teil wie *La venganza venturosa,* und wurde nach dem erhaltenen Autogramm Lopes im IX. Band (1899) der (älteren) Lope-Ausgabe der Akademie neugedruckt; die erwähnte Stelle steht im X. Teil, Barcelona 1618, fol. 6 A unten f.; Madrid 1621, fol. 6 B; und in der Akademie-Ausgabe S. 92.

ARTHUR ALTSCHUL.

BESPRECHUNGEN.

Fritz Strohmeyer, *Der Stil der französischen Sprache*, zweite[1], vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1924. XXIV, 364. Preis geheftet 10 M.

Der vom Herrn Herausgeber kürzlich an mich ergangenen Aufforderung zur Besprechung der zweiten Auflage des in der Überschrift genannten Werkes, die nun schon seit zwei Jahren vorliegt, habe ich darum mich nicht entziehen zu sollen geglaubt, weil ich seinerzeit (1911) eine ausführliche Rezension der ersten Auflage in der *Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit.* Bd. XXXVIII, Heft 2/4, S. 64 ff. verfaſst hatte und nun gespannt darauf war, den Fortschritt — denn daſs es ein solcher sein würde, war bei der Gründlichkeit und Sorgfalt, die Verf. schon in der ersten Auflage bekundet hatte, bestimmt zu erwarten — kennen zu lernen, den die zweite jener ersten gegenüber darstellen würde. Er ist nicht gering. Nicht nur hat Verf. die von den Rezensenten der früheren Auflage gegebenen Anregungen in Einzelheiten sorgsam erwogen und, wo es mit seinen Überzeugungen vereinbar war, berücksichtigt,[2] er hat auch eine weitgehende Umgruppierung des Stoffes vorgenommen, die ihm geeignet erschien, dem Vorwurf des allzu Äuſserlichen und teilweise Widerspruchsvollen, der gegen verschiedene der bisherigen Kategorien erhoben worden war, den Boden zu entziehen. Statt in acht Kapiteln (I. Reichtum oder Armut in bezug auf Wortbildung und Flexion, II. Satzton und Wortstellung, III. Genauigkeit und Klarheit der franz. Ausdrucksweise, IV. Knappheit und Gedrungenheit, V. Schlichtheit und Natürlichkeit, VI. Lebhaftigkeit derselben, VII. Neigung zu konkreter Ausdrucksweise, VIII. Der Fluſs der franz. Rede) hat er den reichen Stoff seines Werkes nunmehr in vier Kapiteln untergebracht: I. Armut oder Reichtum in bezug auf Wortbildung und Flexion (also wie früher), II. Der Fluſs der franz. Rede (die früheren Kapitel II und VIII umfassend),

---

[1] Hinter „zweite" hätte ein Komma auf dem Titelblatt nicht fehlen dürfen. Verf. meint ja doch nicht: *seconde édition qui ait été revue et complétée* (was mindestens auf eine dritte, vielleicht aber auch vierte, fünfte usw. hinweisen würde), sondern: *seconde édition*, (Komma!) *qui **a** été revue et corrigée*, d. h. „zweite Auflage — und die ist vermehrt und verbessert worden".

[2] Beibehalten hat er das seltsame „sich folgern" statt „sich ergeben" („Erscheinungen, die sich aus der und der Regel folgern" — was ich nie gehört oder gelesen habe) nebst anderen Kleinigkeiten, und leider auch die unhaltbare Ansicht, daſs in *Il a les yeux vagues* das *vagues* „attributiv empfunden" wird; sowie die irrige Beurteilung des Imparfait und Passé défini, auf die ich weiterhin zurückkommen werde.

III. Das Verstandesmäfsige der franz. Sprache (= III, V und der ersten Hälfte der früheren Anordnung), IV. Die Lebendigkeit und Beweglichkeit der franz. Sprache (= der zweiten Hälfte von VII, sowie IV und VI der ursprünglichen Gruppierung). Man kann sich mit dieser Änderung der Stoffanordnung, wenn man die sehr heikle Natur des Unternehmens berücksichtigt, im ganzen einverstanden erklären. Ich hätte allerdings den ersten der unter IV aufgeführten Punkte: „Vorliebe für das Verbum (z. B. „die Anschauung von der Welt": *l'idée qu'on a sur le monde*, „in seinem Kriege gegen die Sachsen": *dans la guerre qu'il fit aux Saxons*, „eine Verschwörung gegen die Königin": *un complot formé contre la reine* usw.) lieber unter III A („Genauigkeit und Klarheit der franz. Ausdrucksweise") gesehen, doch ist hier zwingende Beweisführung durch die Natur des Gegenstandes ausgeschlossen.

Wenden wir uns von der Frage der Gruppierung nun der Besprechung der Durchführung des Planes zu, so ist zunächst zu sagen, dafs es bei der gewaltigen Fülle der Einzelheiten völlig ausgeschlossen ist, alles oder auch nur den gröfseren Teil dessen zur Sprache zu bringen, was dem aufmerksamen Leser des Buches aufstofsen und bedenklich oder gewagt erscheinen mag. Der seinerzeit an der ersten Auflage in dieser Richtung gemachte Versuch hatte, ohne dafs wirklich Vollständigkeit erzielt wurde, zu einer Besprechung von nahezu 40 Seiten geführt. So mag es denn hier bei einigen Berichtigungen und Ergänzungen einzelner Punkte und — zuletzt — der eingehenderen Erörterung von drei wichtigeren Fragen bewenden.

Einzelheiten: Bei dem Satze (S. 20) *Richelieu n'était indifférent à rien de ce qui pouvait contribuer à la grandeur de la France* liegt die Sache nicht so, dafs „infolge des zugefügten Determinativs *ce* die grammatische Funktion des Relativsatzes deutlicher angegeben werden mufs, als das im Deutschen der Fall ist", sondern so, dafs der Sinn ein ganz anderer wird, wenn man *rien de ce qui pouvait* durch *rien qui pût* ersetzt. Im ersteren Falle ist nur an die bestimmten schon vorliegenden Momente, an den bereits vorhandenen und feststellbaren Vorrat der für Frankreichs Gröfse verwertbaren Faktoren gedacht, im letzteren auch an die sich möglicherweise und wider Erwarten noch herausstellenden. — Bei der Umschreibung von *Quand le reverrai-je?* (S. 28) durch *Quand est-ce que je le reverrai?* ist „Wohlklang" ebensowenig im Spiele, wie bei den (von den meisten Grammatikern auf dieselbe Rücksicht zurückgeführten) Umschreibungen *est-ce que je dors* (*sers, mens* usw.)? Wie sollte in einer Sprache, welche Wörter wie *forge*, *serge*, *mange* usw. hat, ein *dors-je, sers-je, mens-je* usw. „schlecht klingen"? Vielmehr liegt der wahre Grund darin, dafs die Fragen in einfacher Form stets nüchternes, sachliches Auskunftsverlangen, die umschriebenen dagegen zugleich Erregung, Lebhaftigkeit, „Affekt" bekunden, und dafs es völlig ausgeschlossen ist, dafs jemand sich (wie es durch die Frageform „*dors-je?*" geschähe) bei anderen danach erkundigt, ob er selbst (in dem Augenblick der Frageäufserung) schläft oder nicht. „*Quand le reverrai-je?*" drückt lediglich das Verlangen nach Angabe des Zeitpunktes für das Wiedersehen aus „*Quand est-ce que je le reverrai?*" zugleich den schmerzlichen Zweifel, ob auf ein solches überhaupt noch zu rechnen ist. — Soll „eine grofse Wunde" (bei der es sich um „Breite, Ausdehnung oder Tiefe" handelt) franz. ausgedrückt werden, so wird man wohl weder *large blessure* noch *blessure profonde* sondern nur *large plaie*

oder *plaie profonde* sagen. — (S. 193 muſs *chanter* „singen", „krähen" aus Versehen an eine falsche Stelle geraten sein, da hier nur von solchen einfachen französischen Verben die Rede ist, denen im Deutschen Komposita [mit „ver", „vor", „ab", „weg" usw.] gegenüberstehen.) — Bei *journée* (S. 195) hätte, da es an jener Stelle auf die Charakterisierung der Bedeutungsmannigfaltigkeit französischer Substantiva ankommt, auſser „Tag" und „Tagesarbeit" wohl auch noch „Kampftag", „Putsch" angegeben werden können. — Zwei unrichtige Deutungen finden sich S. 77 und S. 314. Dort ist der Satz *Cela sentait bon les choux, les lards* (Sperrungen des Verf.) als Beispiel eines „nachklappenden Objekts" gegeben, d. h. Verf. faſst ihn augenscheinlich in dem Sinne: „Das roch mal schön, so gewissermaſsen nach Kohl, nach Speck" auf. Er heiſst aber: „Das roch schön nach Kohl und Speck", wobei die drei letzten Wörter nicht „nachklappendes Objekt", sondern — um im heute üblichen Jargon der Grammatiker zu sprechen — „psychologisches Prädikat"[1] des Satzes ist. Genau so heiſst es z. B. in *Les trois messes basses* (A. Daudet, *Lettres de mon moulin* 216) . . . *une vapeur tiède, qui sentait bon les chairs rôties et les herbes fortes des sauces compliquées* (ein Wrasem, der schön nach Gebratenem und nach den starken Kräutern der kunstvollen Saucen duftete). — An der zweitgenannten Stelle (S. 314) ist unter Hinweis auf ein früher besprochenes *il étouffait* („er erstickte fast", „er wäre fast erstickt") gesagt: ja sogar unter Umständen *il étouffa*, wo man meint: „er erstickte beinahe", so daſs begründeter Anlaſs zu der Besorgnis vorliegt, Verf. habe gemeint, daſs hier einmal das Passé défini zum Ausdruck von „fast, beinahe" verwendet worden sei — ein Irrtum, in den auch Lerch Jahrgang 1922 S. 418 dieser Zeitschrift verfallen ist und der (1928, S. 59) von mir — übrigens vorher auch schon, wie ich nachträglich bemerkt, von Winkler, *Germ. Rom. Mon.* 1924 S. 243 — dahin berichtigt worden ist, daſs intrans. *étouffer* nicht nur „ersticken", sondern auch „einen Erstickungsanfall bekommen" heiſst. Hieſse es wirklich nur „ersticken", so würde ein „*il étouffa*" stets und unter allen Umständen das Eintreten des Todes des Betreffenden ausdrücken, ein Passé défini kann niemals — wie das Imparfait — die bloſse „Annäherung", ein „beinahe" oder „fast" bedeuten. Es drückt vielmehr den (in der Vergangenheit tatsächlich stattfindenden) „Vollzug" eines Seins oder Geschehens (vom Anfang über die Mitte bis zum Ende) aus, und zwar nur diesen, nie etwas anderes, keine Folge oder Fortschritt, den ausdrücklich anzugeben auch müſsig wäre, da der Hörer ihn, wo er vorhanden, leicht errät (vgl. später). — Bei der vom Verf. S. 314 ff. (unter der Überschrift „Attraktion") gegebenen Erörterung der Verba mit logisch ungerechtfertigtem *ne* im „abhängigen" Satze vermiſst man auch in dieser Auflage noch die Berücksichtigung der ihm in der früheren Besprechung (S. 64 Anm. 1) ans Herz gelegten Toblerschen Auseinandersetzung (*Verm. Beitr.* IV, Beitr. 4: „Logisch nicht gerechtfertigtes *ne*"),

[1] Daſs die ganze von „logischem, psychologischem, grammatischem Subjekt ‚und Prädikat' sprechende Terminologie" lediglich eine wunderliche Verstiegenheit modernster Ultra-Grammatiker ist, ein ebenso irrtümlicher und sachlich unhaltbarer wie in der Form unnötig prunk- und pomphafter Ausdruck für eine furchtbar einfache und mit durchaus schlichten Ausdrücken bezeichenbare Sache, ist ausführlich im „Neuaufbau der Grammatik" dargetan, wird aber auch hier (im Folgenden) kurz gezeigt werden.

wo die einfache Lösung des Rätsels dafür gegeben ist, daſs der Sprechende sich in diesen Fällen, irregeführt durch den ihm vorschwebenden Gedanken, in der Wahl des „regierenden" Verbs vergreift, z. B. statt zu sagen: „Ich bewirkte, daſs er nicht wegging", mit „Ich verhinderte" beginnt und trotzdem so fortfährt, als hätte er „Ich bewirkte gesagt.[1] — Als weiterer Punkt sei die unzulängliche Erklärung von *C'est mon ami qui sera content* (S. 334) erwähnt, das nach des Verf. irriger Meinung „keine Auswahl" mehr andeutet und „inhaltlich nichts anderes besagt als ein einfaches *Mon ami sera content*". Er fügt hinzu: „Der Unterschied ist nur der: *Mon ami sera content* wäre die reflektierende Form, *c'est mon ami qui sera content* ist die affektvolle Form". Ein Affekt ist in der Tat bei der letztgenannten Ausdrucksweise im Spiele, aber ein Affekt, der zugleich die Gedankenbildung modifizierend beeinfluſst, so nämlich, daſs der gerade in Rede stehende Fall als alle anderen übertreffend, ihnen so weit überlegen hingestellt wird, daſs jene anderen dagegen überhaupt nicht mehr in Betracht kommen. Man kann, wenn man will, den Anfangssatz von A. Daudets *Installation* (in den *Lettres de mon moulin*) — wie Verf. es getan hat — mit „Sind die Kaninchen aber erstaunt gewesen!" übersetzen, dem wahren und vollen Sinn des franz.: „*Ce sont les lapins qui ont été étonnés*" ist man aber damit nicht gerecht geworden. Er ist: es gibt wohl noch andere Wesen, die im Laufe der Welt erstaunt gewesen sind, aber gegen die Kaninchen (hier in der Mühle) kommen sie alle nicht auf. Fragt jemand, wer wohl das wahre Erstaunen erlebt hat, dann muſs ihm die Antwort werden: „Die Kaninchen sind's". Eine halbwegs genaue Übersetzung müſste also lauten: „Noch nie ist jemand so erstaunt gewesen, wie es die Kaninchen waren". Ebenso: *C'est le grand qui riait!* „Keiner hat je so gelacht wie der Groſse" und nicht, wie der Verf. (welcher fälschlich meint, daſs „von einem Ingegensatzstellen hier keine Rede sein kann") übersetzt „Da lachte der Groſse!". Der Fall liegt ähnlich wie bei deutschen Ausrufen der Anerkennung z. B.: „Das ist die wahre Maibowle!" — „Der Wein ist wirklich echter Rüdesheimer!" — „Dieser Sekt hat endlich die richtige Temperatur!" usw., nachdem der Betreffende von allen ihm vorher angebotenen Getränken enttäuscht gewesen ist. — Die beiden letzten Beispiele an jener Stelle (S. 334) sind andrer Art. Das eine: *C'est-y ton p'pa qui t'a battu?* gehört überhaupt nicht dorthin, das andere aber: *C'est ça qui m'est un bonheur de vous voir* stellt einen Fall von Kontamination zweier verschiedener Redeweisen dar, nämlich von *Ce m'est un bonheur de vous voir* und (unserem Fall:) *C'est ça qui m'est un bonheur!* Ein Satz gleicher Mischform ist mir in Barbusse *Clarté* (S. 48) begegnet: *Ce fut ce jour-là qu'il y eut tant de vent!* Hier haben sich *Ce fut ce jour-là qu'il y eut du vent!* (unser Fall) und *Ce jour-là il y eut tant de vent!* (mit ausrufendem *tant*) gemischt.[2] —

[1] So wäre bei der Besprechung des „historischen Infinitivs" (S. 340) auch Marcous grundlegende Dissertation *Der historische Infinitiv im Franz.* Berlin 1888 zu erwähnen gewesen und bei der Erörterung von *Lequel de moi ou de toi* (S. 322) die Untersuchung des Gegenstandes in der *Zsch. f. frz. Spr. u. Lit.* XL, Heft 1/3, S. 111ff., in der ich gezeigt habe, daſs hier kein besonderer Fall von „Attraktion" vorliegt, sondern, daſs der Franzose — ungenau — überall *ou* statt *et* setzt, wo ihm irgendwie der Gedanke einer Wahl vorschwebt.

[2] Da hier einmal von ausrufenden Ausdrücken des Maſses und Grades die Rede ist, möchte ich die Gelegenheit benutzend, zu dem vom Verf. auf

Eine Verkennung — und das sei die letzte der geringfügigen Einzelheiten, die hier zur Sprache gebracht werden — liegt auch in der Beurteilung der beiden Sätze vor: *Croyez-le, madame, il est bien fort et habile celui qui va lutter pour la femme qu'il aime* (S. 62) und *Il ne peut aimer sa patrie le peuple qui n'a plus le culte de ses ancêtres* (S. 64), beide aus Feydeau, *Chalis* S. 49 und 332. Hier in *il* ein „grammatisches Subjekt" (der Terminus ist an sich schon falsch, vgl. später) zu sehen und die Konstruktion auf gleiche Stufe mit *il arriva trois étrangers* zu stellen, wie Verf. es tut, ist unmöglich. Es liegt lediglich Weglassung des (im allgemeinen hier üblichen) Kommas bei Verdoppelung des „Subjekts" (lies „Trägers") vor. Gemeint ist einfach: ... *il est bien fort et habile, celui qui* ... und *Il ne peut aimer sa patrie, le peuple qui* ... Die Mifsdeutung der beiden Sätze ist um so seltsamer, als Verf. S. 76 Anm. 2 treffend sagt: „Auch wenn das Komma einmal fehlt, liegt kein Grund zu anderer Auffassung vor. (Ein Bettler erscheint. *Qu'est-ce qu'il veut encore celui-là?* Renard, *P. Carotte* 42.) Erstens nehmen es viele französische Autoren mit der Interpunktion nicht allzu genau, und zweitens ist bei vielen derartigen Wendungen durch den ständigen Gebrauch die kleine Pause zu einem solchen Minimum zusammengeschrumpft, dafs von dem Komma überhaupt abgesehen wird." Von solchem (einwandfreien) Standpunkte aus lag doch wahrlich kein Grund zu einer gekünstelten Deutung jener beiden Sätze vor. Ja, wenn es noch geheifsen hätte: **il est bien fort et habile ceux qui vont lutter* ... oder **Il ne peut aimer sa patrie les peuples qui n'ont plus le culte de leurs ancêtres!* Aber man kann wohl getrosten Mutes jede Wette eingehen, dafs Verf. solche Sätze niemals entdecken wird.[1]

S. 200 (am Schlufs von Anm. 2) angeführten „*Si tellement triste!*" einen Fall noch gröfserer Häufung derselben erwähnen, den ich bei Farrère, *Les petites alliées* S. 72 gefunden habe: *Le septième bifteck!* (am siebenten Tage). *Nous le mangerons ensemble! Et c'est si tant tellement meilleur, quand on a beaucoup, beaucoup attendu! Et quand on a faim, faim, faim!* (Dabei erinnert man sich unwillkürlich der vulgären Häufung von Relativen in *dont auquel que* statt eines einfachen *dont* oder „konjunktionalen" *que*.) Um so befremdlicher darf es erscheinen, dafs ein Franzose, nämlich Jaubert, in seinem *Glossaire du centre de la France*, bei dem Ausdruck „*tant si peu*" in dem *si* eine „lautlich modifizierte" Form von *soit* sehen will.

[1] Hier sei es denn auch gestattet, die Druckversehen abzutun und von den 27, die ich mir angemerkt habe (unter Weglassung der Fälle einfacher Buchstabenvertauschung oder unrichtiger Akzent- bzw. Bindestrichsetzung), wenigstens diejenigen aufzuführen, die sich leicht auch in eine neue Auflage (die ich dem Verf. von Herzen wünsche) einschleichen könnten: Ich beginne mit meinem Namen, der, sonst stets richtig gedruckt, S. XI (leider gleich bei der ersten Erwähnung) ein „unorganisches" *s* hinter dem *p* erhalten hat. S. 8 Z. 6 lies *yeux* (statt *veux*); S. 41 Z. 10 l. *gros* (st. *grois*); S. 60 Z. 10 l. Fremde (st. Freunde); S. 115 Z. 2 v. u. l. sich aufs (st. sichs auf); S. 236 Z. 23 l. *lien* (st. *lieu*); S. 258 Z. 1 Fragezeichen hinter *que* zu tilgen; S. 287 Anm. l. Paul *Princ.* (st. *Pric.*); S. 306 Z. 8 ebenso wie S. 343 Z. 13 v. u. l. *Je* (st. *Le*); S. 336 Anm. l. *forgeron qui était* (st. *forgeion qui érait*); S. 345 Z. 20 ist *jamais* (hinter *reviendra*) einzufügen (oder *ne* vor *reviendra* zu tilgen). — In *L'angoisse que nous donnaient les portes de Paris fermées* ... (A. Daudet, *Siège de Berlin*) ist die Schreibung des Autors nicht genau wiedergegeben. Daudet hat *donnait* geschrieben, trotz des Plurals *les portes fermées* und der sich anschliefsenden weiteren „Subjekte" (l. „Träger"): *la bataille sous les murs, nos banlieues devenues frontières*, also ein beachtenswerter und interessanter Fall!

Und nunmehr kämen wir zu den angekündigten drei Punkten von prinzipieller oder sonstwie gröſserer Wichtigkeit. Der erste ist des Verfassers Behandlung der französischen Tempora. Daſs er beim „Konditional“ verabsäumt, zu bemerken, daſs dieser Name (ungerechtfertigter Weise) lediglich auf Grund einer „okkasionellen“ (Paul) Verwendung des betr. Tempus gewählt worden ist und daſs die zutreffende Bezeichnung „Futurum präteriti“ sein müſste; daſs es — ebenfalls einen „Reichtum“ der französischen Sprache darstellend — genau so wie das Futur in „prophetischem Sinne“, daneben aber in auſserordentlich reichem Maſse zum Ausdruck künftiger Dinge, „künftig“ nicht nur in den Gedanken der in der Erzählung genannten Personen, sondern auch „nicht näher bezeichneter Zeugen, Beobachter, Beurteiler vergangener Zustände oder Vorgänge“, ja des Erzählers selber, „der sich zu einem solchen Zeugen macht“ (A. Tobler, *Verm. Beitr.* II², 136 ff.) verwendet wird, sei nur nebenher bemerkt, als Anregung für den Verf. diese Lücke in einer späteren Auflage auszufüllen; (A. Toblers Abhandlung war ihm, wie die Anm. S. 312 zeigt, wohl bekannt.) Viel wichiiger und auch bedauerlicher ist, daſs Verf. bei der Besprechung des Imparfait und Passé défini zäh und unentwegt an der (nun doch schon etwas zu altertümlichen) Legende von dem erstgenannten Tempus als einem Mittel des Ausdrucks der „Dauer“ und von dem zweiten (dem P. déf.) als Bezeichnung des „Fortschritts“ festhält. So mag denn erneut und nachdrücklich — ob mit besserem Erfolge?? — erklärt werden, daſs das Imparfait nie auch nur die leiseste Spur von Dauer — wofern man nicht auch von einer Momentaufnahme (im kleinsten Bruchteil einer Sekunde) sagen will, daſs sie „die Dauer“ ausdrücke, was doch wohl der Sprache Gewalt antun hieſse — und daſs ebenso das Passé défini nie auch nur die leiseste Spur eines Fortschrittes (ich meine Fortschritt im Sinne des Verfassers, d. h. in dem Sinne, daſs die dadurch ausgedrückte Handlung einen Fortschritt gegenüber der nächst vorher erwähnten darstelle) andeutet. Ein durch das Imparfait ausgedrücktes Sein oder Geschehen kann ebensowohl $^1/_{100}$ Sekunde, wie ein durchs Passé défini ausgedrücktes 1000 Jahre dauern. Die Beurteilung der Dauer wird im allgemeinen dem Hörer überlassen. Ist eine Angabe darüber nötig, dann geschieht sie beim Imparfait mittels *depuis*, beim Passé défini mittels *jusqu'à* oder *pendant*. Und wie wenig das Passé défini mit „Fortschritt“ (immer im Sinne des Verfassers!) zu tun hat, zeigt z. B. die von Lerch in seiner Abhandlung über das Imparfait (Bd. 42, S. 330 dieser Zeitschr.) aus E. und J. de Goncourt, *Renée Mauperin* 192 angeführte Stelle, in der — nach einem einleitenden Passé défini — zwanzig unmittelbar aufeinander folgende(!) einmalige Handlungen einer der Personen durch das Imparfait ausgedrückt sind, unter gelegentlicher Verwendung von *puis* und versehiedener die Zeitpunkte bezeicheender Angaben wie *à deux heures*, *à quatre heures*, *au soir* (nämlich: tat er dann das und das). Es ist dasselbe Verfahren wie wenn man eine Geschichte in Bildern vorführt, von denen jedes eine prägnante Situation darstellt, aus der der Betrachter sich den jedesmaligen Vorgang konstruiert. Hätten die Gebrüder Goncourt überall Passé défini gesetzt, dann hätten sie statt des Bildverfahrens das kinematographische, mit Abrollen jedes einzelnen Filmstücks, gewählt.[1] Hier nochmals eine ausführ-

[1] Mit Verwunderung lese ich S. 35 Anm. 1, daſs ich Bd. 18, S. 508 dieser Zeitschr. „zugegeben“ haben soll, „daſs das Passé défini einen Fortschritt zum

liche Auseinandersetzung über das eigentliche Wesen der beiden (realen) Vergangenheits-Darstellungsformen entgegenzunehmen, darf ich den Lesern um so weniger zumuten, als ich aufser den früheren, Jahrzehnte zurückliegenden, in neuester Zeit, sowohl in dieser Zeitschr. als auch in der für franz. Sprache und Literatur, eingehende Betrachtungen darüber angestellt habe. Nur auf den Irrtum möchte ich den Verf. aufmerksam machen, der darin liegt, dafs er meint, das Passé défini in *une guerre qui dura trente ans* (S. 37) habe seinen Grund in einem „Fortschritt" der Darstellung, es könne also nur in Verbindungen wie z. B. „Daraus entstand ein Krieg der 30 Jahre währte": *Il en résulta une guerre qui dura trente ans* auftreten. Der Zusammenhang ist dafür völlig gleichgültig. Der Relativsatz würde genau so das Passé défini zeigen, wenn vorher ginge: *Le pays avait été ravagé par la guerre qui ...* oder *Nous avons parlé hier de la guerre qui ...* oder *L'année* 1648 *mit fin à cette longue et terrible guerre qui ...* (also überall gleich *qui avait duré*). Und dasselbe gilt von *L'année* 1793 *fut une anné terrible* (S. 43), wo das Imparfait absolut ausgeschlossen ist — es sei denn, dafs jemand den geistreichen Satz bilden wollte: „Das Jahr 1793 war am 1. Juli ein schreckliches Jahr". (Man hat das Imparfait mit Recht relatives, das Passé défini absolutes Tempus genannt.) Und ein Irrtum des Verfassers ist es auch, zu meinen (S. 40), dafs, „wenn bei einem Rückgreifen in der Erzählung gegen Erwarten (!) das histor. Perf. eintritt, der Erzähler seinen Standpunkt verändert hat und, statt die alte Erzählung ruhig fortzusetzen, plötzlich eine neue anfängt". So soll, wenn es nach *Louis XVI fut exécuté le* 21 *janvier* 1793 weitergeht: *La nuit qui précéda son supplice, il dormit tranquillement* hier nach des Verfassers Meinung „Anfang einer neuen Erzählung" vorliegen! Aber auch, wenn ich in der Geschichtsstunde nach dieser Nacht fragte, müfste ich sagen: *Que savez-vous de la nuit qui précéda* oder *a précédé son supplice?* Oder, wenn ich mit einem Fremden durch Stralsund wandere, würde ich, an der betreffenden Stelle stehen bleibend, nur *Voici l'endroit où fut tué Schill* oder *où il a été tué* niemals *où il était tué* sagen können. Wo ist in diesen Sätzen der „Anfang einer neuen Erzählung"?? Doch genug. Ich schliefse mit der Erklärung: „Wenn der Herr Verf. mir jemals ein **guerre qui durait trente* (oder beliebige Zahl) *ans*, oder ein **l'année* 1793 (oder sonst ein beliebiges) *était terrible* (vgl. oben die Einschränkung) oder **la nuit* (*le jour*, *la semaine* usw.) *qui précédait son supplice* (*sa mort* usw.) — natürlich aufserhalb einer Darstellung von Sitten, Gebräuchen, kurz ‚unbestimmter Wiederholung', die ja immer und ausnahmslos das Imperfait verlangt — in einem von Druckfehlern freien Werk eines gebildeten Autors nachweisen kann, sei der Zusammenhang auch welcher er wolle, dann bin ich bereit, Bufse in Sack und Asche zu tun und alles zu revozieren, deprezieren usw., was ich jemals in meinem Leben über Imparfait und Passé défini gesagt und gedacht habe."

Bei dem zweiten Punkte, der prinzipieller Erörterung bedarf, der Behandlung, die Verf. den „Haupt-" und „Nebensätzen" zuteil werden läfst,

---

Ausdruck bringe". Dort ist ja nur von der fortschreitenden Entwicklung der durch das P. d. ausgedrückten Handlung die Rede, (Anfang—Mitte—Ende!), aber nicht von einem „Fortschritt gegenüber vorher erwähnten Handlungen oder Zuständen", von dem der Verf. S. 35 (unten) und auch sonst spricht.

richten sich die Beanstandungen — ebenso wie die des dritten Punktes — mehr gegen das zur Zeit in Geltung befindliche grammatische System als gegen des Verfassers persönliche Ansichten. Zwar wenn er (S. 173) die „Konjunktionen“[1] „aber“ und „denn“ als Mittel der Unterordnung bezeichnet, befindet er sich auch mit diesem System nicht in Übereinstimmung, da dasselbe den genannten Wörtchen durchaus koordinierenden Charakter zuschreibt. Aber von dieser — durch nichts gerechtfertigten — Abweichung abgesehen, bleibt er bei der landläufigen Unterscheidung, obwohl er (S. 249 Anm. 2) offen bekennt, daſs es Fälle gibt, in denen die Frage, ob Haupt- oder Nebensatz, tatsächlich „strittig“ ist. Mir scheint, bei solcher Erkenntnis — verbunden mit derjenigen (S. 275 Anm. 1), daſs die „althergebrachte grammatische Terminologie und Erklärung“ sich in zahlreichen Fällen „als unzureichend erweist“ und daſs „es höchste Zeit ist in diese alte Terminologie Bresche zu schlagen“ — hätte Verf. sich bei der Scheidung der Sache in „Haupt-“ und „Nebensätze“ nicht beruhigen dürfen. Sie ist wissenschaftlich völlig unhaltbar, ebenso unhaltbar wie es die Scheidung der Menschen in Erwachsene und Kinder wäre (wo blieben da die Jünglinge und Jungfrauen?). Oder (um ein Beispiel mit „Haupt-“ und „Neben-“ zu nehmen), wie wenn man die Räume einer Wohnung in „Haupt-“ und „Nebenraum“ scheiden wollte. Wenn nun die Tochter des Hauses das Dienstmädchenzimmer — etwa wegen der schönen Aussicht — zu dem ihren macht, mit ihren Möbeln und sonstigen Sachen hineinzieht, ist es dann noch „Nebenraum“? Oder wenn das gröſste Zimmer der Wohnung wegen schwieriger oder zu kostspieliger Heizung etwa zur Aufbewahrung alter Möbel oder sonstiger ungebrauchter Sachen benutzt wird, ist es dann noch ein „Hauptraum“? Dieselben unlöslichen Schwierigkeiten erheben sich nun in Fällen wie *Je l'ai vu, il y a trois jours* (wo ein „Hauptsatz“ als Satzteil gebraucht ist) hinsichtlich der Frage, ob *il y a trois jours* Haupt- oder Nebensatz sei.[2] Oder, um einige der vom Verf. (S. 255 Anm.) gewählten Beispiele zu nehmen: *I hope you are well.* — *Crois-moi, il ne vivra plus longtemps* (Komma!). — *Il aurait tout l'or du monde, il ne serait pas content.* Hätte Verf., statt sich bei dem (von ihm selbst als unbefriedigend und „strittig“ erkannten) Üblichen zu beruhigen, eine energische Prüfung des Sachverhalts vorgenommen, dann wäre er vielleicht auch zu der (von mir im *Neuaufbau der Gramm.* formulierten Erkenntnis gekommen: Die einzig wissenschaftliche Unterscheidung ist die in „Satz“ (= kleinstes Mitteilungsganze, beim Sprechen durch Senken des Stimmtones, beim Schreiben durch Punkt markiert) und „Satzteile“

[1] Dieser Terminus ist wissenschaftlich unhaltbar, da es „Verbindungswörter“ in keiner Sprache gibt.

[2] Brandenstein, der — von der Richtigkeit der Unterscheidung durchdrungen — die Frage nach dem Wesen des Nebensatzes in jüngster Zeit (*Indogerman. Forschungen* XLIV, 117 ff.) eingehend untersucht hat, glaubt dasselbe dahin definieren zu können, daſs der Nebensatz immer „synsemantisch“ (mit dem Hauptsatze) sei. Darum sei in „Kaum seh' ich mich im ebnen Plan, flugs schlagen meine Doggen an“, der „Kaum“-Satz ein Nebensatz. Aber ist nicht der zweite Teil mit dem ersten auch „synsemantisch“? Dann wäre er also auch Nebensatz! Ja, so wäre denn jeder Satz, der durch ein „dieser“, „dort“, „damals“ usw. auf einen früheren zurückweist, Nebensatz, denn er stände doch in Sinnesverbindung mit dem vorhergehenden. Man sieht: ein völlig unhaltbarer Standpunkt!

(seien es nun einheitliche oder seien es aufgelöste, d. h. ein Trägerwort und eine finite Verform aufweisende.[1] Hätte er das festgestellt, so hätte es für ihn in der Satzbeurteilung auch keine zweifelhaften und strittigen Fragen mehr gegeben. Mit Recht sagt Paul Cauer in seiner *Grammatica militans* „Scharf geprägte Kunstausdrücke gehören zu dem unentbehrlichen Handwerkszeug jeder Wissenschaft". Ich füge hinzu: „Und leider fehlt es daran in keiner mehr als in der Grammatik"; oder sagen wir lieber: als in der „Formenlehre" und „Syntax"; denn die „Lautlehre" (Phonetik) hat sich im letzten halben Jahrhundert auch terminologisch in grandioser Weise zu einer tadellosen Wissenschaft entwickelt, ihre beiden Schwestergebiete darin weit, weit überflügelnd. „Haupt-" und „Nebensatz" nun sind „unscharfe" und darum unbrauchbare Termini. Geben wir ihnen, wie sich's gehört, den Laufpaſs, dann ist alles klar: In *Je l'ai vu il y a trois jours* ist *il y a trois jours* (aufgelöster) Satzteil, genau so wie etwa „vorvorgestern" ein (einfacher) Satzteil wäre. Hinzu kommt, wie im *Neuaufbau* gezeigt, die Schaffung der Satzlegierungen oder „Zwillings-" („Drillings-" usw.) Sätze durch die Sprache; so nämlich, daſs zwei (oder drei usw.) „Sätze" (also selbständige Sätze!), durch rasche Aneinanderreihung, zueinander in eine solche Verbindung gesetzt werden, daſs der durch sie ausgedrückte Gesamtgedanke ein Plus oder doch eine Modifikation, gegenüber der bloſsen Summierung, Addierung beider, darstellt. „Der Mensch denkt, Gott lenkt" besagt etwas anderes als die zeitlich gesonderte Nennung jedes der beiden Sätze. Durch diese erfahren wir einmal etwas von dem Tun des Menschen, sodann von dem Gottes. In jener Legierung aber ist ein Inferioritätsverhältnis des Menschen Gott gegenüber ausgedrückt. Noch deutlicher tritt der Unterschied in Zusammenstellungen wie *Plus il a, plus il veut* hervor, wo der Sondersinn der beiden Einzelsätze fast gleich Null ist. Und damit ist nun auch die Lösung des Zweifels in den vom Verf. zitierten Beispielen gegeben: *Crois-moi, il ne vivra pas longtemps* oder *Il aurait tout l'or du monde, il ne serait pas content* sind solche „Zwillingssätze", während in *Crois qu'il ne vivra pas longtemps* und *Il aurait tout l'or du monde qu'il ne serait pas content* gewöhnliche (also einfache) Sätze vorlägen mit je einem aufgelösten Satzteil, nämlich im ersten Falle einem Objekt, im zweiten einer modalen Bestimmung des „Zentralverlaufs", d. h. dessen, was man früher „Verbum des Hauptsatzes" nannte.

Statt die hier vorgeführten Feststellungen zu machen, hat Verf., im Banne eines durchaus zu verwerfenden modernen Auswuchses der grammatischen Spekulation (vgl. die Anm. 1 auf S. 321), sich leider mit einer Scheidung von grammatischen und psychologischen Nebensätzen zu helfen gesucht, in der Weise, daſs er (S. 254 Anm. 3) immer weiter in die Irre gehend, sagt: „In ‚Ich hoffe, Sie sind wohl' haben wir es dem tatsächlichen Sprach-

[1] Was die Grammatik zu der falschen Scheidung in Haupt- und Nebensätze verführt hat, war augenscheinlich der Irrtum, daſs eine Verbindung von „Subjekt" (lies „Trägerwort") und „Verbum finitum" einen „Satz" konstituiere. Diese Äuſserlichkeit der Form ist für die Auffassung und Beurteilung des Wesens der Sache völlig belanglos. Ob ich sage: „Ich erwarte sein Kommen" oder „Ich erwarte, daſs er kommt" (die deutsche Kommasetzung und Schreibung von „daſs" mit ſs ist abwegig und bedauerlich), — in beiden Fällen liegt nur ein Satz vor, in dem der hinter „erwarte" stehende Teil Objekt, also Satzteil, und auch im zweiten Falle kein „Satz" (also auch nicht „Nebensatz") ist.

empfinden nach mit einem Nebensatz (einem psychologischen Nebensatz)", — alle Sperrungen rühren vom Verf. her — „der äufseren Form nach mit einem Hauptsatz (einem grammatischen Hauptsatz) zu tun, ebenso wie wir umgekehrt in dem französischen *Qu'il vienne!* grammatisch zwar einen Nebensatz, psychologisch aber einen Hauptsatz zu sehen haben, da wohl kaum dem Sprachempfinden des heutigen Franzosen auch nur die Spur von dem ursprünglich hinzuzudenkenden *Je veux, je désire* noch vorschwebt, der Satz vielmehr einer (fehlenden) Imperativform der dritten Person gleichsteht." Ob beim Lesen solcher Ausführungen nicht manchem Fachgenossen etwas bange zu Mute wird? Denn ihnen liegt nicht nur ein Irrtum zugrunde, sie stellen vielmehr die Verschlingung zweier dar, des Haupt- und Nebensatz-Irrtums und des in der Unterscheidung von „grammatisch", „logisch" und „psychologisch" liegenden Irrtums.

Und damit sind wir bei dem letzten der angekündigten drei Punkte prinzipieller Wichtigkeit angelangt, an dem zu zeigen sein wird, dafs Verf. nicht wohl daran getan hat, diese — völlig aus der Luft gegriffene — Unterscheidung nicht nur hier, bei der Besprechung der Haupt- und Nebensätze, zu verwenden, sondern auch seiner gründlichen, ja ich möchte sagen liebevollen, und trotzdem (oder deswegen?) teilweise zu weit getriebenen,[1] hie und da geradezu spitzfindigen Behandlung, der „Wortstellung" im Französischen zugrunde zu legen. In der ersten Auflage unterschied Verf. — in Übereinstimmung mit A. Tobler (*Verm. Beitr.* I², 190 und auch sonst) — nur grammatisches und logisches Subjekt und Prädikat. Nach dem Zitat auf S. 60, Anm. zu urteilen hat Verf. sich durch Haas (*Franz. Synt.* § 60 ff. und J 509 ff.) zu der (den Sachverhalt noch mehr komplizierenden) Dreiteilung verleiten lassen, von der er (Vorwort S. XIII) irrtümlich hofft, dafs sie als berechtigt anerkannt werden wird. Gewifs, auch Toblers Standpunkt war in diesem Falle nicht einwandfrei. Einmal insofern nicht, als er das Wort „logisch" in zwiefachem Sinne gebraucht, nämlich teils — in Verbindung mit „Subjekt" — zur Bezeichnung des eigentlichen „Trägers" eines Seins oder Geschehens (z. B. I², 88 „Logisches Subjekt des Infinitivs" oder I², 233, im Gegensatz zu *il* als dem „grammatischen Subjekt"), teils zur Kennzeichnung des Betonungsverhältnisses der Satzteile zueinander (z. B. I², 190: wenn dem logischen Verhalte nach „er" das Ausgesagte, und das, worüber ausgesagt wird, „der Herr" ist) also in dem Sinne, den Haas und nach ihm der Verf. mit dem recht wenig treffenden Ausdruck „psychologisch" bezeichnen, der ein weiterer Beleg für die Wahrheit des Goetheschen Ausspruches ist, dafs, wo Begriffe fehlen, ein Wort zur rechten Zeit sich einstellt.[2] Sodann aber steht

[1] Vgl. (S. 18) „Der stets(!) zunehmende Satzton des Französischen bewirkt, dafs jeder(!) folgende Teil des Satzes eine wichtigere Stellung einnimmt als der vorhergehende". Unmittelbar vorher hat Verf. selbst eine Reihe Sätze angeführt, in denen der wichtigste (und daher am stärksten betonte) Satzteil an der Spitze steht: *Grande pour tous les êtres est la tristesse du soir* usw. Und trotzdem „stets" und „jeder"? Ich habe mir (vgl. S. 74, Bd. XLVIII) erlaubt, „rein apperzeptive" (d. h. impulsive, gefühlsmäfsige) und „präsentative" (d. h. auf die Bedürfnisse des Hörers Rücksicht nehmende) Redeweise zu unterscheiden.

[2] Ich habe im *Neuaufbau* all diese gequälten Künsteleien („logisch", „psychologisch", „grammatisch") mit den komplizierten „Epizykeln" verglichen,

Tobler hinsichtlich der Satzauffassung völlig auf dem überkommenen Standpunkt (über den ja auch Ries und H. Paul nicht hinausgekommen sind), wonach man „mit Recht überall das Ding als Subjekt betrachte, weil es objektiv als Grund der Eigenschaft und Tätigkeit erscheint, obgleich" — nun in Sperrdruck — „die Frage nicht müfsig ist, ob nicht streng genommen das zuerst im Bewufstsein Gegenwärtige als Subjekt, das ergänzend Hinzutretende als Prädikat genommen werden müfste" (I², 232 Anm. 2, Zitat aus Sigwart, *Die Impersonatien*, mit dem Tobler sich hier identifiziert).[1] Es ist die irrige Vorstellung, dafs ein Satz so entsteht, dafs man immer einen Begriff an einen andern fügt, wobei dann (wie Verf. z. B. S. 119 behauptet) der nächstfolgende Begriff immer etwas von dem bzw. den vorhergehenden prädiziert.

Wie liegt die Sache nun in Wirklichkeit? — In Wirklichkeit ist — trotz H. Paul — der Satz niemals eine „Verbindung von Begriffen", prädiziert auch niemals ein Begriff etwas von einem anderen — und erst recht niemals ein Wort etwas von einem anderen. Er zerfällt auch niemals in Subjekt, Prädikat, Objekt, adverbiale Bestimmungen usw.[2] Vielmehr ist jeder Satz

---

die Ptolemäus brauchte, um die Kluft zu überbrücken, die sich zwischen den aus der irrtümlichen Annahme einer Zentralstellung der Erde folgenden Planetenumläufen und den durch Beobachtung am Himmel festgestellten auftat, und die dann all und insgesamt mit einem Schlage erledigt waren, als Kopernikus dartat, dafs die Erde auch nur ein die Sonne umkreisender Planet ist. Wo immer jemand von falschen Voraussetzungen ausgeht, wird er stets zu „Epizykeln" greifen müssen, um die sich sofort herausstellenden Widersprüche mit der Wirklichkeit — nicht zu lösen, wohl aber zu verschleiern. Da nun einmal — auf dem Wege einer Bedeutungsmodifizierung — das Wort Grammatik gleichbedeutend mit „Sprachlehre" geworden ist, so kann man füglich die für eine solche in Betracht kommenden Begriffe und Termini, und zwar alle ohne Ausnahme, als „grammatische" bezeichnen. Wer aber nun in einem besonderen Falle dem „grammatisch" ein „logisch" oder „psychologisch" gegenüberstellen will, der beweist damit, dafs er vom richtigen Wege gründlich abgekommen ist.

[1] Nichts wäre ungerechter, als dem unvergleichlichen Gelehrten aus dieser „Rückständigkeit" einen Vorwurf zu machen. Wer mit einem solchen noch nicht da gewesenen Scharfblick und Fleifs die verwickelsten Fälle ältester und neuester Sprachäufserung durchdringt, die feinsten Fäden historischer Zusammhänge blofslegt, der kann nicht gleichzeitig noch grundstürzende Reformen innerhalb des überlieferten grammatischen Systems, dessen er sich dabei bedienen mufs, vollführen. Ja, es ist in gewissem Sinne ein Glück zu nennen, dafs er an diesem festgehalten, da sonst die Verbreitung seiner glänzenden Forschungsresultate unter den Fachgenossen, die jetzt schon vielfach über die Schwierigkeit sie zu erfassen klagen, geradezu gefährdet gewesen wäre. In dieser Hinsicht — ich meine für die Übermittlung neugewonnener Erkenntnisse — sind die schlechtesten Termini, falls sie allen geläufig sind, besser als die besten, wenn diese erst mühsam erarbeitet und erlernt werden müssen. Und dasselbe gilt für Meyer-Lübkes Riesenunternehmungen, die trotz aller Verbesserungen im einzelnen in grammatischer Beziehung — zum Glück — ebenfalls wesentlich konservativ sind. Wie sehr er aber das Bedürfnis nach einer Revision der Grammatik empfunden hat, geht am deutlichsten daraus hervor, dafs er sich der Ankündigung einer solchen noch nach 17 Jahren deutlich erinnerte und — unter genauer Angabe der Stelle (XX, 315 dieser Zschr.) — anfragte, wie weit die „Grundlegung zu einem wissenschaftlichen System der Sprachbeschreibung" gediehen sei.

[2] Die Unlogik einer solchen Satzzerlegung springt in die Augen. Bestände der Satz wirklich aus einem Subjekt und einem Prädikat, auf deutsch: Gegenstand und Aussage, dann könnte es ein Drittes, ein Weiteres daneben

selbst ein Prädikat, nämlich zu dem ihm zugrunde liegenden Wahrnehmungs- oder Bewufstseinsinhalt, seinem Subjekte. Wird dieses nicht einheitlich subsumiert (z. B. Schön! Vortrefflich! Schwach! Abscheulich! usw.), sondern (wie es meist der Fall) in Teile zerlegt, dann sind diese Teile niemals Subjekt und Prädikat, vielmehr sind sie — als Teile des Wahrnehmungs- bzw. Bewufstseinsinhalts, also des Subjekts — Träger, Zustand bzw. Tätigkeit, Erleider, Zielpunkt, Mittel oder Werkzeug, Ort, Zeit usw. Als Teile des ausgesprochenen Satzes, also des Prädikats, hingegen sind sie: Trägerwort, Zustands- bzw. Tätigkeitswort, Erleiderwort usw. usw. Jedem Teil des zerlegten Bewufstseinsinhalts, des Subjekts, entspricht ein Teil der darüber gemachten Aussage, des Prädikats, des Satzes, so dafs — wie der ganze Satz das Prädikat zu dem ganzen Bewufstseinsinhalt ist — nichts im Wege steht, die einzelnen Worte als Prädikate zu den einzelnen Teilen des Bewufstseinsinhalts (ihren „Subjekten") zu bezeichnen. Niemals aber kann ein Wort oder ein Teil des Satzes Subjekt oder Prädikat zu einem anderen Wort, einem anderen Teil des Satzes sein; niemals kann sich ein Wort nach einem anderen „richten", oder sich darauf „beziehen"[1] oder von ihm „abhängen"; niemals kann ein Wort „Attribut" oder „adverbiale Bestimmung" zu einem anderen Worte sein: die einzige Beziehung, die es für die Worte des Satzes gibt, ist die zu den entsprechenden Teilen des Bewufstseinsinhalts. Ein Beispiel: Stehe ich am Fenster, sehe in den Garten und berichte einem im Zimmer Sitzenden: „Karl pflückt Kirschen", so ist dieser (ganze!) Satz ein Prädikat, dessen Subjekt der (ganze!) von mir wahrgenommene Vorgang ist. Bevor ich den Satz (das Prädikat) ausspreche, habe ich den Vorgang (das Subjekt) in drei Teile zerlegt: 1. Träger, 2. Tätigkeit, 3. Erleider. Jedem dieser Teile des Vorgangs entspricht je ein Wort des Satzes: „Karl" ist Trägerwort (nicht die leiseste Spur von „Subjekt"!), 2. „pflückt" ist Tätigkeitswort (hier eine finite Verbform, welche a) den „Modus" der Aussage, b) des „Tempus" des Vorgangs, c) die „Person", d) den „Numerus" des Trägers[2] angibt, aber keine Spur eines Prädikats zu „Karl", 3. „Kirschen" ist Erleiderwort.

Haben wir nun „Subjekt" und „Prädikat" aus der Lehre von den Teilen des Satzes eliminiert — beide Termini haben in der Satzzerlegungslehre überhaupt nichts zu tun, sie sind für die Grammatik ein für alle Mal erledigt; ihr Platz ist nur noch in der Satzentstehungslehre, in der Lehre vom Wesen menschlicher Sprache, also in der Psychologie oder in dem psychologischen Zweige der Philologie — so erübrigt nun zu zeigen, dafs auch

---

doch gar nicht mehr geben; dann könnten Objekte und adverbiale Bestimmungen doch nur als Teile des Prädikats aufgeführt werden. Das ist in der Tat von konsequent Denkenden hie und da versucht worden, hat aber bei der Mehrheit der Grammatiker keinen Anklang gefunden, die nichts Bedenkliches darin sahen, von dem „Prädikat", das sie einfach mit „Verbum" identifizierten, alles Mögliche: Akkusativ-, Dativobjekt, lokale, temporale, modale usw. Bestimmungen als dem Subjekt und Prädikat koordinierte(!) gleichwertige(!) Satzteile abhängen zu lassen.

[1] Es kann also auch keine „bezogenen" und „beziehungslosen Relativsätze" geben, wie Tobler und andere sie fälschlich ansetzen.

[2] Es kann also eine finite Verbform niemals „subjektlos" (lies: ohne Beziehung auf einen Träger) sein, wie Tobler und andere fälschlich annehmen.

die oben gerügten Unterscheidungen „grammatisch“, „logisch“, „psychologisch“ (in bezug auf Satzteile) — nicht nur unsachliche und überflüssige, sondern auch — jeder Grundlage entbehrende Künsteleien sind. Habe ich den Satz: „Es pflückt Karl Kirschen“, so ist „es“ nicht grammatisches und „Karl“ nicht logisches „Subjekt“, sondern „es“ ist „verschwommenes“, „Karl“ dagegen „genaues“, „bestimmtes“ Trägerwort.[1] Dasselbe gilt natürlich für französische Sätze wie *Il arrive des étrangers.* (Über die Unberechtigtheit des Terminus „unpersönliche Verba“ oder „Impersonalia“ usw. vgl. *Die Neueren Sprachen* (Bd. XXXVI, S. 354 ff.). Und nun „psychologisch“? — Ich mufs an mich halten, um nicht fortzufahren: *Risum teneatis, amici.* Denn es liegt etwas wirklich Erheiterndes in der Sache. *Jugez plutôt*:

S. 61 lese ich in unserem Buche vom psychologischen Prädikat, dafs es „das Neue und damit das Wichtige der Aussage bringt“. S. 70 heifst es: „Das psychologische Subjekt stellt das dem Hörer bereits Bekannte, das, wovon ich etwas Neues erzählen will, also etwas sozusagen Unwichtiges, Nebensächliches dar“. S. 122 wird von dem Flufs der französischen Rede gesagt, dafs er unaufhaltsam vom Unbetonten zum Betonten, vom Unwesentlichen zum Wesentlichen fortstürmt (womit eben das Fortschreiten der Rede vom „psychol. Subjekt“ zum „psychol. Prädikat“ gemeint ist). Und beim gelegentlichen Durchblättern des VII. Bandes der *Germ. Rom. Monatsschrift* finde ich S. 105 folgende von Lerch gegebene Definition: „Das jeweils Betonte ist psychologisches Prädikat, das Unbetonte (weil Bekannte) psychologisches Subjekt“. Das war im Jahre 1915. Kann man sich klarere und einfachere Ersatzwörter denken? Und doch hat Lerch trotz jener Definition die Fremdausdrücke in seinen Schriften unentwegt beibehalten, hat Haas 1916 die von unserem Verf. (S. 69, Anm.) zitierte recht verzwickte Veranschaulichung der von ihm eingeführten Sechsteilung (grammat., log., psychol. kombiniert mit Subjekt und Prädikat) gegeben und hat unser Verf. sie konsequent in seinem Buche durchgeführt! Also: es gibt gute und treffende und klare deutsche Ausdrücke für das, was gemeint ist, deutsche Bezeichnungen, wie man sie sich besser gar nicht denken kann, doch man verschmäht sie und wählt hochtrabende fremde, die noch dazu ganz ungenau und unzutreffend sind! Denn was hat die in Rede stehende Unterscheidung des schon Gegebenen, Bekannten und darum Unbetonten vom Neuen, noch

[1] Genauer: „Es“ ist Bezeichnung eines nur verschwommen vorgestellten, „Karl“ die eines genau, bestimmt erkannten Trägers. Aber die Rücksicht auf praktische Verwendbarkeit läfst es erlaubt, ja geboten erscheinen, Epitheta der Vorstellungsteile auf die entsprechenden Satzteile zu übertragen (ähnlich wie man den, dem etwas zusteht „zuständig“ nennt, vgl. auch franz. *café chantant* = Kaffehaus, wo man singt). Eine solche sprachliche Kühnheit ist lange nicht so schlimm, wie der Wirrwar, der bisher in der Verwendung von „Subjekt“, „Prädikat“, „Objekt“ usw. herrschte, sofern man ganz nach Laune und Willkür sie bald auf Vorstellungsteile, bald auf die diese bezeichnenden Wörter anwandte. Im *Neuaufbau* wird eine erheiternde Geschichte von einer Schulrevision erzählt, wie Schulrat und Lehrer sich nicht einigen können, was in dem Satze „Der fleifsige Knabe arbeitet“ Subjekt ist. Der gefragte Schüler hatte geantwortet: „der fleifsige Knabe“, was der Lehrer gebilligt hatte. Der Schulrat lehnte diese Antwort als falsch ab und verlangte: Subjekt ist „Knabe“; „der“ und „fleifsige“ sind Attribut dazu.

Unbekannten und darum Betonten mit „psychologisch“ zu tun? Es handelt sich dabei doch blofs um eine Berücksichtigung der Bedürfnisse des Hörers, dem man, sei es lediglich durch Druck und Tonstärke (im Deutschen), oder zugleich durch eine bestimmte Wahl der Wortfolge (im Französischen) das richtige Verständnis erleichtern will. Mufs es denn also schon einmal ein Fremdwort statt einer gut deutschen Bezeichnung sein, dann käme doch nur „rhetorisch“, „oratorisch“ — oder, wenn man sich vor Neubildungen nicht scheut — „präsentativ“ in Betracht, freilich nicht in Verbindung mit „Subjekt“ und „Prädikat“, sondern etwa mit „Wortfolge“ oder „Prinzip der Wortfolge“ u. dgl. Es würde sich also (um das oben gebrauchte Beispiel auch hierfür zu verwerten) für den Fall, dafs die im Zimmer sitzende Person gemeint hätte, Karls Bruder, Heinz, pflücke Kirschen, das Trägerwort „Karl“ als „betonter, wichtiger Satzteil“ (statt „psychol. Prädikat“) ergeben; falls sie an Blumen gedacht, das Erleiderwort „Kirschen“, falls sie gemeint, dafs der Knabe die Früchte äfse, das Tätigkeitswort „pflückt“ als das Wichtige, oder Neue, oder Betonte, oder Wesentliche (vgl. die Aufzählung S. 331) ergeben. Und als Stilcharakterisierung könnte nun einfach gesagt werden: Eine sehr bemerkenswerte Eigenart des Französischen liegt darin, dafs, wo der Sprechende es für geboten hält, für den Hörer gewisse Teile seiner Rede als wichtiger denn andere zu kennzeichnen — denn es gibt Fälle genug, wo ein solches Bedürfnis gar nicht besteht — er diese Teile der Stelle der gröfsten Stimmtonhöhe zuleitet, sei es dafs diese — wie meist — den Abschlufs des Satzes bildet, sei es dafs sie (z. B. bei Ausdrücken mit *c'est . . . qui, que*) schon vor dem Ende liegt und das darauf folgende dann einen „nachklappenden“ Teil bildet. Wieviel hundert „psychologisches Subjekt“ und „psychologisches Prädikat“ — zwei Termini, von denen jeder doppelt falsch ist und die geeignet sind, durch ihre Gekünsteltheit den naiven Leser zu erschrecken, in dem kritischen aber den ein Lächeln bewirkenden Gedanken an ein deutsches Gelehrtenzöpfchen (oder ist es gar ein Zopf?) zu erregen — hätte sich Verf. ersparen können, wenn er sich der von ihm selbst gefundenen, aber leider nur zur gelegentlichen Erläuterung der Fremdausdrücke verwendeten deutschen konsequent bedient hätte!

THEODOR KALEPKY.

Zum Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz (AIS)[1] von Ernst Gamillscheg.

In einer Zeit der Abkehr weiter Kreise von der streng philologischen Forschung der vergangenen Jahrzehnte, in einer Zeit ebenso lauten wie wissen-

[1] *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz* von K. Jaberg und J. Jud. Die Mundartenaufnahmen wurden durchgeführt von P. Scheuermeier, G. Rohlfs und M. L. Wagner. Band 1, Familie — Menschlicher Körper. Gedruckt mit Unterstützung der Gesellschaft für wissenschaftliche Forschung an der Universität Zürich und privater Freunde des Werkes von der Verlagsanstalt Ringier & Co. Zofingen Schweiz 1928. (Preis pro Band, bei doppelseitiger Bedruckung 220 bzw. 235 Goldfranken, bei einseitiger Bedruckung 230 bzw. 255 Goldfranken.) Dazu K. Jaberg und J. Jud. *Der Sprachatlas als Forschungsinstrument.* Kritische Grundlegung und Einführung in den Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz. Niemeyer, Halle, 1928, 16 Mark.

schaftlich unfruchtbaren Streites über die Methodik der sprachwissenschaftlichen Forchung ist die Romanische Philologie um ein Forschungswerkzeug bereichert worden, um das sie alle nachbarlichen Disziplinen beneiden können. Der Samen der Lehrtätigkeit Gilliérons ist in diesem neuen Sprachatlas aufgegangen. Der Einführungsband, den Jaberg und Jud mit dem 1. Band des Sprachatlas erscheinen lassen, liest sich wie eine Epopöe von unermüdlichem Opfermut, von Hingebung an die grofse Aufgabe, von zielbewufstem Bekämpfen der Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen in allen Phasen seiner Verwirklichung entgegenstellten, und dem endlichen Sieg, von dem man heute sprechen kann, wenn auch für den Abschlufs der Veröffentlichung noch 8 Jahre in Aussicht genommen sind.

Dafs Jaberg und Jud die nötige wissenschaftliche Eignung zur Durchführung des grofsen Werks besitzen, hätte man ihnen auch ohne die einführende Rechtfertigung geglaubt. Nach zahlreichen eigenen mundartlichen Aufnahmen, die sie mit den Sonderheiten ihrer Aufgabe vertraut gemacht haben, nach Erprobung des Fragenprogrammes Gilliérons, nach Verarbeitung der Normalwörterliste Salvionis haben sie ihre endgültigen Fragebücher fertiggestellt, mit denen die Exploratoren an die Arbeit gingen. Das Normal-Fragebuch, das in dem Einleitungsband S. 144 ff abgedruckt ist, enthält ungefähr 2000 Wörter und Formen, die nach begrifflichen Gesichtspunkten angeordnet sind. Schon dieses Glossar ist eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, die ebenso auf den Wortschatz des einfachen Mannes, der im allgemeinen allein als Sujet für Mundartenaufnahmen in Betracht kommt, wie dessen psychische Sonderheit Rücksicht nimmt. Neben dem Einzelwort, das in einer bestimmten Begriffsreihe steht, werden Satzfragmente wie Verbum und zugehöriges Objekt und kleinere Sätze abgefragt, die das Verhalten des Wortes im Satzzusammenhang sowie die wichtigsten Beziehungsmittel zeigen. Was läfst sich alles in einem kleinen Satz wie: *Impossibile che io abbia detto ciò* studieren! Einen grofsen Umfang nehmen die speziellen Terminologien ein, so die Ausdrücke der Weberei, des Acker- und Weinbaues u. ä., aber auch die rein abstrakten Wörter sind aufgenommen, soweit sie dem Ideenkreis der grofsen Masse der Mundartsprecher eigen sind. Wir erfahren ferner, dafs neben diesem Normal-Fragebuch ein Fragebuch von doppeltem Umfang zur Feststellung der regionalen Sonderheiten verwendet wurde, so dafs auf etwa 12 Normalaufnahmen eine erweiterte Aufnahme vorgenommen wurde. Die Ergebnisse dieser erweiterten Aufnahmen, die genügendes Material für eigene Mundartenmonographien bieten, werden zum Teil in den Bemerkungen zu den einzelnen Sprachkarten mitgeteilt, zum Teil wird die Veröffentlichung für später in Aussicht genommen. Ein drittes, eingeschränktes Glossar ist endlich in einzelnen Städten abgefragt worden.

Mit diesen Frageprogrammen machte sich seit 1919 Paul Scheuermeier auf den Weg, der durch seine Dissertation (Einige Bezeichnungen für den Begriff Höhle in den romanischen Alpendialekten, Halle, 1920, Beiheft 69 der ZRP) seine Eignung für Mundartenaufnahmen erwiesen hatte. Damals war es geplant, die Aufnahmen auf die rätoromanischen Gebiete und Oberitalien zu beschränken. Unterdessen tauchte aber auf italienischer Seite der Plan eines eigenen Sprachatlas auf, den die Società filologica friulana unter ihr Protektorat genommen und dessen Ausführung sie den Turiner Romanisten Bartoli und Bertoni anvertraut hatte. Verhandlungen wegen einer gemeinsamen

Arbeit an dem Sprachatlas scheiterten, so daſs die beiden Herausgeber Jaberg und Jud im Jahre 1924, man muſs sagen zum Vorteil für die Sache, beschlossen, den alten urprünglichen Plan eines Gesamtatlas wieder aufzunehmen. Für die Aufnahmen in Süditalien stellte sich G. Rohlfs zur Verfügung, für Sardinien M. L. Wagner, die beide seit Jahren mit den von ihnen untersuchten Gebieten aufs engste vertraut waren. Welch unglaubliche Schwierigkeiten bei diesen Aufnahmen, die meist ferne von Kulturstätten vollzogen werden muſsten, zu überwinden waren, welchen Opfermut es verlangt, um immer wieder den gleichen Schwierigkeiten zu trotzen, das sieht man heute den klaren, regelmäſsigen Sprachkarten nicht an; aber man bekommt eine anschauliche Vorstellung davon, wenn man die Seiten 189 ff des Einführungsbandes liest, Seiten, die jeder beherzigen muſs, der sich an eine ähnliche Aufgabe, wenn auch nur im kleinsten Umfang, wagen will. Scheuermeier, Rohlfs und Wagner hätten sich allein schon durch ihre aufopferungsfreudige Mitarbeit am AIS einen bleibenden Ruhmestitel in der Geschichte der Romanischen Philologie gesichert.

Das Mundartennetz, das auf diese Weise umspannt wurde, hat ungefähr die Dichte des französischen Sprachatlas. Es ist am dichtesten im Norden, namentlich dort, wo die mundartliche Abstufung am stärksten ist, wird weiter im Süden. Es umfaſst auſser dem rätoromanischen und italienischen Gebiet auch das Sardische, ferner zwei griechische und eine albanesische Kolonie in Süditalien. Leider haben sich die beiden Herausgeber nicht dazu entschlossen, auch Corsica mit einzubeziehen. Man wollte offenbar dem Atlas linguistique de la Corse keine Konkurrenz bereiten, obwohl die Bedenken gegen diesen, wie es scheint auch nicht weiter erscheinenden Atlas nach den letzten Feststellungen von Bottiglioni in der Italia dialettale immer stärker werden. So ist es denn zu hoffen, daſs im Anschluſs an den AIS recht bald ein Sonderatlas diese offensichtliche Lücke ausfüllen möge.

Die Einteilung des untersuchten Gebietes konnte begreiflicherweise nicht nach dem Kreissektorensystem erfolgen, das Gilliéron verwendet hat. Die Autoren haben die Provinzen als Einheiten zusammengefaſst und ihnen je ein Hundert Punkte zugewiesen, z. B. der Lombardei die Nummern 200—300; und innerhalb einer solchen Provinz wird das Gebiet von Norden nach Süden in 10 Streifen eingeteilt, die ihrerseits wieder, aufsteigend vom Westen nach Osten, die zugehörigen Einerzahlen enthalten. Dieses System ist auſserordentlich zweckmäſsig, wie denn überhaupt aus jeder, auch der scheinbar nebensächlichsten Einrichtung des Atlas die praktische Erfahrung der Verfasser spricht. Die in dem Einführungsband abgedruckten Aufnahmeprotokolle enthalten alles, was für das Verständnis der betreffenden Aufnahmen wichtig ist, aber auch was die Mundart in ihrer Eigenart verständlich macht, so Angaben über die Ein- und Auswanderungsverhältnisse der Bevölkerung und ihrer Umgebung, über die Trachten, über die Charaktereigenheiten der Gemeinde und besonders des Sujets der Aufnahme, gelegentlich auch über die Konfession der Gemeinde, deren Sprache untersucht wird, kurz über alles was sich bisher bei mundartlichen Untersuchungen als beeinflussend erwiesen hat. Dazu kommen bibliographische Angaben über anderweitige mundartliche Untersuchungen der Gegend, über Vergleichstexte, Wörterbücher (soweit sie nicht eine ganze Region umfassen, diese werden in einer Übersicht an anderer Stelle angeführt), so daſs dem

Benützer des Atlas die Mittel zur Kontrolle in bequemster Weise zugänglich gemacht werden.

Wie Gilliéron es mit peinlichster Gewissenhaftigkeit vermied, an den Aufzeichnungen Edmonts auch nur die geringste Änderung vorzunehmen, so gilt auch Jaberg und Jud die Aufzeichnung der Exploratoren als unantastbar. „So haben wir uns denn jeder, auch der geringsten und naheliegendsten Änderung enthalten“ (S. 220). Gilliéron hat verschiedentlich gezeigt, wie aus den rein 'impressionistischen' Notierungen Edmonts sich sprachgeographische Folgerungen ergeben haben, die bei schematisierenden Aufzeichnungen spurlos untergegangen wären. Wir müssen es daher den beiden Herausgebern nur danken, dafs ihnen keine Kleinigkeit nebensächlich genug erschien, um sie etwa einer vereinfachenden Wiedergabe zu Liebe zu opfern. Die Karten werden auf lithographischem Wege hergestellt, so dafs „die Originaltranskriptionen mit allen ihren Nüancen unverändert wiedergegeben werden“. Das Transkriptionssystem hat als Grundlage das System Ascolis, das dem weiteren Rahmen des AIS entsprechend erweitert wurde. Es wird sich in der Praxis ebenso durchsetzen, wie das gleichfalls auf rein praktischer Grundlage aufgebaute System des ALF.

Wieder aus der rein praktischen Erfahrung heraus ist eine weitere Neuerung dem französischen Sprachatlas gegenüber erstanden, die Verbindung der Sprachaufnahmen mit Sachaufnahmen. Auch die Sachfragen sind, wenn auch nicht von allem Anfang an, in abgeschlossene Gruppen (31) zusammengefafst worden, so die Fragen nach den Formen der Viehzucht, nach den Wagenformen, der Erdbearbeitung usf. So ist eine Sammlung von über 3000 Photographien entstanden, die in einem eigenen Illustrationsband zum AIS zugänglich gemacht werden sollen. Welch prächtiges Material auf diese Weise gesammelt wurde, geht aus einem Probebogen: Hängewiegen, Korbwiegen, Holzwiegen, Holzpflüge hervor, der seinerzeit einer Subskriptionseinladung beigegeben wurde.

Wie dem ALF so werden auch dem AIS Kritiker erstehen, wie den beiden Autoren vollauf bewufst ist. Dafs unter den mehr als 400 Aufnahmen die eine oder andere sich befindet, die den strengen Anforderungen der Herausgeber selbst nicht zur Gänze gerecht wird, läfst sich nicht vermeiden. Bei meinen Aufnahmen in der kleinen Walachei ist es mir geschehen, dafs ein Sujet bewufst und in voller Absicht alle mundartlichen Eigenheiten vermied, um seiner Dorfmundart, wie er glaubte, ein vornehmeres Gewand zu geben. Erst bei einer Nachprüfung mit einem zweiten und dritten Sujet ist mir die Unbrauchbarkeit des ersten klar geworden. Was aber an Vorsichtsmafsnahmen angewendet werden konnte, um solchen bewufsten oder unbewufsten Irreführungen vorzubeugen, ist geschehen und die probeweisen Vergleiche der Aufnahmen Scheuermeiers und Rohlfs' mit den Aufzeichnungen anderer, die im Einführungsband S. 222 ff. abgedruckt sind, haben so glänzende Ergebnisse gezeitigt, dafs man das Werk mit dem Bewufstsein benützen können wird, dafs alles Menschenmögliche an Zuverlässigkeit und Voraussicht für die noch kommenden Aufgaben geleistet worden ist.

So wird der AIS für die Erforschung der italienisch-rätoromanischen Sprachgeschichte die gleiche Bedeutung haben wie der ALF für die Erforschung des Galloromanischen. Die Forschung wird den beiden Schweizer Gelehrten für Ihre Hingabe an die grofse Aufgabe nicht besser danken können als wenn

sie ihr Möglichstes tut, um die Schätze zu heben, die in den Atlaskarten niedergelegt sind. Tatsächlich ermöglicht schon der 1. Band, der auf 198 Karten die Ausdrücke für die Familie und den menschlichen Körper verfolgt, eine ganze Reihe von Problemen schärfer zu erfassen als dies bisher möglich war. Jeder Benutzer wird wohl zunächst erproben wollen, was ihm der neue Atlas für die Klärung der Probleme zu sagen hat, die ihn schon vorher beschäftigt haben, und so mag man es verständlich finden, dafs ich zunächst solche Fragen herausgreife, die sich auf das Verhältnis der rätoromanischen zu den oberitalienischen Mundarten beziehen. Dafs das Studium der Karten, das nicht durch ein bestimmtes Problem in eine bestimmte Richtung gelenkt ist, noch ganz andere methodisch und materiell wertvolle Ergebnisse zeitigt, haben Jaberg und Jud selbst schon in verschiedenen Aufsätzen gezeigt, s. Die Sprachgeographie, in Neuphilologische Handbibliothek 2, S. 5 und Anmerkungen 13 und 15 auf S. 75.

Es ist hier nicht der Platz, die ganze von Salvioni, Ladinia e Italia, 1927 ins Rollen gebrachte Streitfrage wieder aufzunehmen, ob die rätoromanischen Mundarten eine eigene Sprachgruppe oder einen norditalienischen Dialekt darstellen, s. Festschrift zum 19. Neuphilologentag in Berlin 1924, S. 34 ff. (Festschrift 24), vgl. immerhin Gauchat in der Neuen Züricher Zeitung vom 24. Juni 1924 „Auf einen Punkt (bzgl. des wissenschaftlichen Gewinnes, der aus dem AIS zu erwarten ist) möchte ich mit Nachdruck hinweisen ... Nichts beweist schlagender die Selbständigkeit des Rätischen als die Karten Kirche, Rufs, Anzünden, Auslöschen, Schuhmacher, Sichel, Kartoffel usw., wo die italienische Amphizone sogleich mit einem ganz anderen Wort einsetzt".

Vgl. dazu Karte 141, *La milza, Milz, rate.* Schon Zauner, Körperteile 173 ff., hat das Verbreitungsgebiet von lat. *splēn* bzw. **splēnia* (wegen der lautlichen Frage vgl. Bibl. AR 2/2, S. 3 und Anm.) festgestellt. Heute sieht man, dafs abgesehen von Punkt 15 mit *žnialtsa*[1], im Bündnerromanischen ebenso ausschliefslich *splen* und Ableitungen herrschen wie langob. *milza* in den Tessiner Mundarten[2]. Der **splenia*-Typus setzt sich im Zentralladinischen fort, wo sich das heimische *splenǧa* ebenso gegen das trientinisch-venetische *(ž)milsa* abhebt wie die entsprechenden Typen des Westens. Ebenso ist die Verteilung der Formen im Friaulischen gegenüber dem Venezianischen. Besonders auffällig ist, dafs hier 318 (Forni Avoltri) das Simplex la *śplem* hat, das in das südliche *splendza* übergeht wie im Westladinischen im Heinzenberg *splemə* in *spléča*;

[1] Die Form entspricht dem *schnieulza* bei Conradi, das Wort entstammt dem anschliefsenden oberitalienischen *znęltsa*, z. B. in Punkt 205.

[2] Osco, Punkt 31, die nördlichste aufgenommene Ortschaft der Val Leventina, weicht mit *śčena* „Milz" ebenso von dem südlichen, lombardischen *niltsi* (Chironico) wie von den nördlichen **splenia*-Formen ab. Die geographische Lage der Ortschaft am Randgebiet zwischen den zwei regionalen Typen könnte zu der Annahme verführen, dafs hier das Schwanken zwischen den beiden Ausdrücken der Umgebung zu der Übernahme eines Ersatzausdruckes geführt hat. Denn *śčena* ist der regionale Typus für „Rücken", = tosk. *schiena*, und tatsächlich wird für Punkt 31 *śčena* für „Milz" und für „Rücken" angegeben. Allein die Herausgeber erwähnen in den Protokollen zu Osca (S. 44 des Einführungsbandes), dafs das befragte Sujet mundartlich nicht immer ganz sicher ist. So wird das *śčena* „Milz" des Orts wohl einem Irrtum des Sujets zu verdanken sein. Der Fall zeigt aber gleichzeitig die Wichtigkeit des Aufnahmeprotokolles.

es gehört also dem Urromanischen des rätoromanischen Gebietes *splen* neben **splenia* an, wohl ursprünglich in der Bedeutung (Milz am Menschen bzw. am Tier) geschieden.

Der **splenia*-Typus findet sich aber aufser in den noch heute rätoromanischen Gebieten auch 1. in dem Übergangsgebiet zwischen Zentralladinien und Friaul, hier vertreten durch die Punkte 307, Padola, und 317 Pieve di Cadore, und im westlichen Randgebiet des Friaulischen; dann 2. in 376 Grado, dessen alte Mundart im Verlöschen ist, und im Süden von Istrien, dessen Mundart von Ascoli und Ive als *Ladino-Veneto* bezeichnet wird. Das Verbreitungsgebiet von *splen*, **splenia* läfst also die ehemaligen Grenzen des Rätoromanischen im Osten erschliefsen. Aber hier ist der altladinische Worttypus **splenia* unter die Wirkung des Lautgesetzes geraten, nach dem *l* nach Kons. palatalisiert wurde, ein besonders anschaulicher Beleg dafür, dafs auch Lauttendenzen, losgelöst vom Einzelwort, in Erscheinung treten können. Es läfst sich also hier das Eindringen von Eigenheiten der venezianischen Lautentwicklung auf altladinisches Gebiet in einem konkreten Fall beobachten. Das friaulische Randgebiet hat heute die Form *spienda* aus älterem **splenda*, **splenđa*. 307 Padola hat die Form *speinža*, in der scheinbar überhaupt kein Reflex des *-l-* von **splenia* zu sehen ist. Aber Padola liegt in dem Gebiet, in dem vielfach *-ie-* zu *-e-* rückgebildet wurde, s. u.; *speinža* geht also auf eine ältere Form *spieinža* zurück, die ihrerseits wieder die entsprechende altladinische Form *splenǵa* ersetzt hat.[1]

Die Form *spienza* verzeichnet auch Boerio, und zwar für die Milz am Tier, gegen *milza* „Milz des Menschen“, aber die heutige Verteilung der *splen*-Formen am Rand des friaulischen Gebietes zeigt deutlich, dafs es sich bei venez. *spienza* um einen ländlichen Ausdruck handelt, der aus der friaulischen Ebene ins Venetische gewandert ist. Umgekehrt zeigt der Osten des friaulischen Gebietes das Vordringen des venetischen *(z)milsa*, *(z)miltsa*, zunächst wohl von den Städten aus, die ja zum Teil vollständig venezianisierte Sprachformen zeigen. Für die Wortlagerung im rätoromanisch-italienischen Gebiet ergibt sich also, dafs das langobardische *milza* bis nach Sizilien hinabwanderte, die rätoromanischen Gebiete vom Quellengebiet des Rheins bis an den Isonzo haben dagegen das lat. *splen*, **splenia* bewahrt. Mit der langobardischen Ära ist die sprachliche Trennung des Italienischen vom Rätoromanischen vollzogen, erst im späteren Mittelalter kommen die rätoromanischen Mundarten immer mehr unter den Einflufs der oberitalienischen.

Ähnlich dürfte ursprünglich die Verteilung von *dossum* und **skĕna* gewesen sein[2] s. Karte 131; Zauner 149 ff.; trotz aller Verschiebungen, die

---

[1] Tagliavini, AR 10, 170 verzeichnet für Padola keine Form, für andere Ortschaften des Comelico *spenga*, *spə̀nga*, die die im Text beobachtete Rückbildung des *-ie-* zu *-e-* gleichfalls zeigen, vgl. zu dieser *pera* „pietra“ neben *piera* „pietra levigata“; das *-ei-* der für Padola beigebrachten Form hat seine Entsprechung in *forməinto* neben *formentu*, *strento* neben *strəinto* u. ä., Tagliavini 35.

[2] *scena* ist ahdt. neben *scina* belegt, es liegt also in dem Nebeneinander von fränkisch **skina* bzw. afrz. *eschine* und langobard. **skĕna*, ital. *schiena* ein germanisches, nicht romanisches Problem vor.

sich im Einzelnen vollzogen haben.[1] Ein drittes langobardisches Wort derselben Begriffssphäre schliefst sich hier an: langob. **skinka* „Schienbein", s. Bruckner, Charakteristik 30, RW 7995 (wo die *-o*-Form durch *-a* zu ersetzen ist; das romanische *scincum* ist romanische Rückbildung von *skinca* wie **spannum* von *spanna*, s. mein Frz. Wb. *empan*). Das Wort ist venezianisch (*schinco*), trientinisch (*schinch*), lomb. (*schinca*), Pavia (*stinch*), genuesisch (*schinco*), dazu bologn. *schincadura* — *stincata* usf., scheint aber im Rätoromanischen zu fehlen.

Die gleiche Beobachtung, dafs die langobardischen Elemente des Italienischen die rätoromanischen Gebiete, wenigstens in alter Zeit, nicht erreichen, wiederholt sich in verstärktem Mafs bei Wortformen, die im Oberitalienischen regional beschränkt sind; doch führen diese Betrachtungen über den Rahmen dieses Berichtes hinaus, wenn sie auch durch die Betrachtung der Atlaskarten angeregt sind.

Umgekehrt zeigt wieder die Betrachtung einer Atlaskarte (80, *si chiama*), wie eine galloromanische Neuerung das ganze rätoromanische Gebiet umfafst und nun zum Teil noch in die heute lombardisierten Alpenmundarten vordringt, d. h. in das Gebiet, für das sich die gleichfalls galloromanische Diphthongierung der langen Vokale in freier Stellung für die alte Zeit noch erschliefsen läfst.

Für „heifsen" hat das Lateinische die Ausdrücke *vocari*, *appellari* und die nominalen Umschreibungen *nomen habere*, *nomen mihi est*; nach dem übereinstimmenden Zeugnis der romanischen Sprachen vom Portugiesischen bis zum Rumänischen war aber der eigentlich volkstümliche Ausdruck *clamari* bzw. *se clamâre*, vgl. portug. *chamarse*, span. *llamarse*, ital. *chiamarsi*, rum. *a să chiemà* usf. Dafs auch im Galloromanischen ursprünglich der Typus *se clamare* „heifsen" vorhanden war, ist nach der sonstigen Verbreitung des Wortes nicht zweifelhaft. Aber Meyer-Lübke hat WuS 8, 12 ff. nachgewiesen, dafs *clamare* im Galloromanischen unter fränkischem Einflufs ein Ausdruck der Rechtssprache wurde, und so wird afrz. *clamer* zu „öffentlich bekennen", „laut bekennen", „Rechtsanspruch erheben", „Klage erheben", s. Tobler-Lomm. 2, 456. Ein reflexives *soi clamer* bedeutet „sich nennen", aber in der vollen Bedeutung „sich öffentlich zu etwas bekennen", nicht in der vlat. abgeschwächten Bedeutung des „heifsens". Ein afrz. **Guillaumes se claime* wie ital. *si chiama Guglielmo* läfst sich afrz. nicht belegen. Die vlat. Bedeutungsabschwächung von *clamari* wird also durch die volle Bedeutung von gallorom. *clamare* wieder rückgängig gemacht. Das schon lat. *nomen habeo* rückt also an die Stelle des vulgären *clamari*, sei es, dafs es als Ausdruck der gehobeneren Ausdrucksweise neben *clamari* „heifsen" weiterlebte, sei es, dafs es unabhängig von dem klassischen *nomen habere* sich als natürliche Neubildung wieder einfand.[2]

---

[1] Zentralladinisch *dò* ist zur Präposition geworden, in der Bedeutung „Rücken" tritt *spinale* „Rückgrat" ein; in Friaul ist das alte *duess*, das noch Pirona verzeichnet, am Atlas überhaupt nicht mehr nachweisbar.

[2] Afrz. Belege für afrz. *avoir (a) nom* zu geben ist nicht nötig; vgl. Sta Fides 72, *Fides a nom, per deu mandad.* Auch *apeler* hat afrz. noch die volle Bedeutung des „benennens", z. B. Ch. lion 3496 *Milz foiz las et dolanz s'apele*; ein *soi apeler* „heifsen" belegt Tobler-Lomm. nicht. Persönlich konstruiertes *Guillaume le claiment* kommt natürlich auch afrz. vor, es bedeutet „sie geben ihm den Namen" u. ä.; andrerseits lebt *nomen habere* vereinzelt auch in anderen rom. Sprachen neben *se clamare* weiter, vgl. besonders

Die Karte 80 des AIS zeigt nun, besonders deutlich im Westladinischen, dafs das Rätoromanische den galloromanischen Typus *nomen habet* dem nordital. *se clamat* schroff gegenüberstellt. Dabei kommt es darauf an, welche Ausdrucksform sich spontan einfindet, denn eine Umschreibung wie *ha il nome* kann sich natürlich auch im *si chiama*-Gebiet gelegentlich einfinden, ohne dafs darum Zusammenhang mit dem übrigen *nomen habet*-Gebiet vorliegen oder ununterbrochene Tradition bis zum klassischen Latein angenommen zu werden braucht. So zeigt es sich denn auf der erwähnten Karte, dafs sich der afrz. Typus *a (a) nom* in einzelnen piemontesisch-galloromanischen Grenzmundarten findet, deren Entsprechungen also noch dem galloromanischen Gebiet zuzuweisen sind (115, 124, 132, 140, 160, 181), dann in ganz Graubünden aufser dem Unterengadin, dessen *el s kloma* das vlat. *clamat se* fortsetzen, aber auch Nachbildung des lombardischen *el se čama* sein kann; vgl. wegen der engen heutigen Beziehungen zwischen dem Engadin und der Lombardei Jud in RDR 2, 108 ff. Der *habet nomen*-Typus ist dann für das Zentralladinische charakteristisch,[1] findet sich auch in dem altladinischen Rabbital (310), während das nächstverwandte Hochnonsbergische, vertreten durch Castelfondo, 311, und Pejo 32 bereits den lombardischen Typus zeigen.[2] Im Friaulischen ist der *habet nomen*-Typus im Randgebiet zu finden, während die Masse der friaulischen Mundarten das venezianische *si chiama*, d. h. *se čama*, sich angepafst hat.

Daneben findet man aber *habet nomen* vereinzelt auch sonst, z. B. in Novara, in der Lombardei und Venezien und selbst noch Emilia inmitten des *si chiama*-Typus, und ich mufs es dahingestellt lassen, ob hier individuelle Neubildung, oder Gallizismen aus der Zeit des Mittelalters oder gar Erhaltung des klassisch-lateinischen Typus vorliegt, s. die Anmerkung zur vorhergehenden Seite. Aber bezüglich des Nordens steht es fest, dafs das *habet nomen* ebenso eine charakteristische Wendung des Rätoromanischen ist, und zwar eine unter dem Einflufs des Galloromanischen entstandene Neubildung wie das *si chiama* eine charakteristische Ausdrucksform des anschliefsenden Oberitalienischen, und dafs bis in das heute lombardische Ledrotal hinab in dem *al ga nom* (341) eine syntaktische Reminiszenz an die altladinische Zeit nachlebt.

Höchst lehrreich ist ferner die Karte 16, *il nostro nonno* und 17 *la nostra nonna*. Jud schreibt ASSL 127, 418 „*Avus* hat nach den Ableitungen einst Rumänien, Veglia, Sardinien, Oberitalien ... und Ostfrankreich umfafst. Ob Bünden zum *avus*, *avius*-Gebiet gehörte, ist solange fraglich, als die Her-

---

charakteristisch Ia Crónica general 431 a: acaescio en aquella sazon que un alto omne ... et auie nombre Roy Blasquez, que caso con una duenna ... et dizien le donna Llambla.

[1] Die Worttrennung in 312, Selva im Grödental *l'a y nuəm* ist in *a inuəm* zu ändern, vgl. bei Gartner, Grödner Mundart 125 *ko es-a inuem* „wie heifst du", dazu *l di d'l sant inuem* „Namenstag"; auch im Enneberg gibt Alton die Form *inom* an, so dafs in 305 und einigen anderen benachbarten Mundarten die im AIS angegebene Form gleichfalls zu ändern ist.

[2] Gartner verzeichnet unter *tlamé* auch die Bedeutung „heifsen", aber nicht in dem reflexiven *si chiama*-Typus, sondern aktivisch, entsprechend einem italianisierten *che chiamano questo* „wie heifst das". Zu diesem persönlich konstruierten *clamant* vgl. auch rum. *mă chiamă*, s. die Anmerkung oben.

kunft des bündnerdeutschen *aui* ‚Grofsmutter' unentschieden ist", usf. Nach dem jetzt vorliegenden Kartenbild ist es kaum mehr fraglich, dafs auch im Bündnerromanischen *avus*, *ava* ehemals vorhanden waren und dafs das Wortpaar *avus, ava* gegenüber ital. *nonnus, nonna* ein Charakteristikum des Rätoromanischen darstellt, mit der Einschränkung, dafs hier rätoromanisch in dem weiten Umfang verstanden wird, in dem es im Mittelalter sich über den Südhang der Alpen erstreckte.

Wie bei dem gegenseitigen Verhältnis von *splen* und *milza* mufs man auch hier annehmen, dafs unter dem Respektausdruck *nonnus* eine *avus*-Schichte begraben liegt. Die Sprachschichtung auf italienischem Boden hat ja ganz andere Voraussetzungen wie etwa auf galloromanischem Boden und die z. B. ASSI 127, 418 angeführten *Avus*-Formen aus dem Alt- und Neugenuesischen (die nach dem AIS heute nicht mehr gebräuchlich sind) dürften solche Reste der ursprünglichen *avus*-Schichte darstellen. Über diese alte Schichte hat sich nun aber das kosend-Respekt-ausdrückende *nonnus* auf echt italienischem Boden gelegt, während es in das eigentlich rätoromanische Gebiet erst in der oben erwähnten Zeit der sekundären Annäherung der ladinischen Mundarten an das Oberitalienische zum Teil eingedrungen ist.

Heute ist die Wortverteilung im Zentralladinischen so, dafs für „Grofsvater" das deutsch-tirolische Wort *nêne* eingedrungen ist. Dafs aber der einheimische Ausdruck *avus* war, zeigt 1. die Femininform *ava*,[1] und 2. die Ableitungen *bezavon* „Urgrofsvater" und *bezališter* Ururgrofsvater", das mit Stammverkennung von **bezau-bisavum* abgeleitet ist, s. AR 6, 8 Anm. Wie das erhaltene *bezavon* zeigt, ist *avus* im Zentralladinischen in die *-n*-Deklination übergetreten, flektierte also ursprünglich **aus — *avon* wie erhaltenes *novicius* „Bräutigam", für das Gartner 137 Sgl. *nevitś*, Plural *nevitśoŋs* angibt.

Dieses Zentralladinische *avon* „Grofsvater" setzt sich im Friaulischen *von* in den westlichen Mundarten 318, 327 fort, wird aber auch im Südosten, 359, als veraltet neben dem neuen *nono* angeführt, bildet also mit dem auf der Karte 17

[1] So bei Gartner, Grödner Mundart und 73. Beiheft der ZRP S. 14; Alton S. 143 verzeichnet *ava*, daneben mit dem Artikel verwachsen *lava*. Dies ist auch die einzige Form des AIS, mit dem Possessivum *nosta lava*, die nur bei vollständigem Verwachsensein von *ava* mit dem Artikel verständlich ist. Um den Widerspruch zwischen den Angaben Gartners und des AIS zu klären, habe ich mich an Herrn Archangelus Lardschneider aus Wolkenstein im Grödnertal um Auskunft gewendet. Dieser schreibt mir: „Gartner hat 1879 und 1923 *ava*. 1923 ist es jedenfalls nicht mehr richtig. In der Anredeform heifst es *lava*, in der Aussage-Erzählform ebenfalls *lava*. Mit Possessivum verbindet man es ungern: *Lava a dit*, heifst: *mi* (oder *nosta*) *lava a dit*, man verwendet aber wohl nur *lava*, der Hörende versteht schon „meine" oder „unsere"; ebenso in der 2. Person. Kaum wird man sagen: *Vif-pa mo ti* (oder *vosta*) *lava?*, sondern *Vif-pa mo lava?* oder *Es-a mo lava?* Bleibt noch die 3. Person: *si lava* „seine oder ihre Grofsmutter". Das kann ich mir nun noch am ehesten denken. So kommt eigentlich „*ava*" wirklich nicht mehr vor; aber ebenso wenig gibt es ein „*la lava*". Wenn nun der Atlasmann einen Grödner fragt: Was heifst „*La nostra nonna*" (tatsächlich wurde aber im ladinischen Gebiet deutsch abgefragt), so antwortet der Grödner unbedingt „*Nosta lava*", obwohl er weifs, dafs man das kaum sagt". Es liegt also hier eine Form der Verschmelzung mit dem Artikel vor, die den Ausdruck zu einem Eigennamen macht, vgl. ähnliche Fälle im Rumänischen, Dacoromania 1, 185 ff.

gleichfalls bezeugten *ave*, *vava* „Grofsmutter" das alte Wortpaar neben dem heute vordringenden *nonno*, *nonna*. Zwischen das zentralladinische und das friaulische *avon*-Gebiet schiebt sich wie immer das venetische Comelico ein, in dem *nonno*, *nonna* durchgedrungen sind und die ladinisch-friaulische Einheit zerstört haben. Das ebenfalls noch ladinische Canazei im obersten Fassatal, 313, hat gleichfalls noch *avus*-Formen (s. d. F.): *ǵaf—ǵava* und selbst das heute trientinisierte Predazzo im Fleimstal, 323, hat neben trient. *nonu* veraltetes *ao* bewahrt, daneben *bezao* „Urgrofsvater", das die geographische Verbindung mit dem von mir seinerzeit in der deutschen Mundart von Lusern als Lehnwort nachgewiesenen *bischaus* dass. (27. Beiheft zur ZRP, 180) herstellt. Das bei Ricci, Voc. Trent. als ländlich verzeichnete *ao* dürfte wohl aus dem Fleimstal stammen.

Der merkwürdigen Form *ǵaf* in Canazei entspricht bei Battisti, La Vocale a tonica nel ladino centrale im benachbarten Penia die Form *dǵaf*, im mittleren Fassatal die Form *dǰaf*, und schon Alton, Lad. Idiome S. 270 unter *nenne* verzeichnet fassanisch *iaf*. Dieses ist wohl die Grundform aller der erwähnten Formen. Es liegt nahe, in diesem vorgeschlagenen palatalen Element den Rest des Artikels zu sehen, entsprechend der angeführten Femininform *lava*, und tatsächlich ist die Form *laf* „Grofsvater" im Westen 216 und 218 im Addatal belegt. Aber heute ist der Artikel in Canazei (mit *ǵaf* „Grofsvater") *el* bis *əl*, in dem benachbarten Gröden *l*, während die Pluralform *i* aus syntaktischen Gründen nicht in Betracht kommt. Aber Gartner, Rätorom. Gr. 103 verzeichnet als Maskulinform des Artikels für das Vorderrheintal neben *il* die vorvokalische Form *(i)ly*, und in den alten Texten des Unterengadins die Form *ilg*, entsprechend im Vorderrheintal alt mit Abfall des Anlautes *l'g*. Der Anlaut von *ǵaf* in Canazei und den verwandten Formen zeigt nun, dafs auch im Zentralladinischen eine vorvokalische Form des Artikels *(i)ly* bestand, so dals also wieder ein Beweis für die enge Zusammengehörigkeit des Zentralladinischen mit dem Westladinischen gegeben ist. *-lj-* ist im Grödnerischen im Wortinlaut zu *-j-* geworden: *filia* > *fia*, *folia* > *fueia*. Die Weiterentwicklung des durch die Verschmelzung des Artikels mit der Entsprechung von *avus* in den Anlaut getretenen *lj-* entspricht dem Übergang von anlautendem *j* zu grödnerisch *ǵ*, z. B. bei Gartner *dyazai* = *jacere*, *dyažuŋ* = *jejunus usf.*[1]

---

[1] Eine weitere Frage ist es, wie sich das heutige grödnerische *l* des maskulinischen Artikels zu diesem alten *-lj-* verhält. Im Grödnerischen ist bei den Maskulinen im Plural bald die alte Nominativform, bald die Akkusativform erhalten geblieben, s. Genaueres bei Gartner, Grd. Ma 83; Ettmayer, SAWien 191, 4, 31 ff., so läfst sich z. B. im AIS die Pluralbildung (*-s* im Bündnerromanischen und Friaulischen, *-i* im Zentralladinischen) an der Karte 51 *giovani* studieren. Das weist auf eine alte Zweikasusflexion wie im Galloromanischen, die ja auch sonst im Rätoromanischen nachweisbar ist, s. Gartner l. c. und AR 6, 8 Anm. So ist man berechtigt, auch bei dem Artikel alte Deklinationsformen zu erschliefsen. Die Form *igli*, s. o., läfst eine alte Nominativform *illi* annehmen, die vorvokalisch zu *(i)gli*, vorkonsonantisch zu *il* wird. Die alte Akkusativform zeigt noch das Friaulische mit den Doppelformen *el* und *lu*, die sich unter einer Urform *elu* vereinigen. *elu* teilte sich ebenso in die beiden Formen *el* und *lu* wie *illi* in die Formen *il* und *gli*. Grödnerisches *l* geht nun, nach den Formen der umgebenden Mundarten zu schliefsen, auf *el*, d. i. die vorvokalische Akkusativform zurück. Nur der *ǵaf*-Typus zeigt uns die alte Nominativform des Artikels erhalten. Die alten Deklinationsformen des Artikels lassen sich noch aus den Ortsnamen feststellen, vgl. bei Kübler, Die rom. u. dt. Örtlichkeitsnamen d. K. Graubünden,

AR 6, 8 Anm. habe ich vermutet, dafs hinter dem bündnerromanischen *bisat*, *basat* „Urgrofsvater“ bzw. „Ururgrofsvater“ ein lat. *bisavus* steckt, wie es eben für das Zentralladinische nachgewiesen wurde. Dafs in dem bündnerischen *bisat* nicht einfach eine Ableitung von ahdt. *atto* „Urgrofsvater“ vorliegt, ergibt sich schon daraus, dafs 1. ein Vorbild für eine *bis-bas*-Abl. im Bündnerromanischen fehlt, wenn man nicht von dem Vorhandensein eines lat. *bisavus* ausgeht, und das 2. *atto* schon Grofsvater heifst, eine Abl. **bis-atto* also im besten Fall den „Urgrofsvater“, aber nicht den Grofsvater bezeichnet hätte. Doch ist es gewifs möglich, dafs das bündnerische *bisat* ein älteres **bisaf* darstellt, das sich mit dem gleichbedeutenden ahdt. *atto* gekreuzt hätte, so dafs also die von mir l. c. versuchte lautliche Erklärung aufgegeben werden kann. Diese für das Bündnerromanische erschlossene ältere Form *bisaf* wird nun durch die Karte 16 des AIS für Chironico in der Val Leventina (*bazaf* neben *af* „Grofsvater“) aufgedeckt, so dafs wie für das Zentralladinische und Friaulische so auch für das Westladinische das Wortpaar *avus-bisavus* gesichert ist. Wie im Zentralladinischen das alte *avus* durch das tirolerdeutsche *nene*, so ist hier *avus* durch das alemannische *tatti* ersetzt worden; hier wie dort zeigen aber die alt-rätoromanischen Mundarten, die nicht unter den Einflufs des Deutschen gekommen sind, das alträtoromanische Wortgut noch erhalten.

Festschrift 24, § 6 habe ich vermutet, dafs in dem Wandel von lat. *ĕ* zu *-ei-*, gleichgültig ob in freier oder gedeckter Stellung, ein alt-rätoromanisches Charakteristikum der Lautentwicklung zu sehen sei, das sich über das gesamte rätoromanische Sprachgebiet erstreckte. Dem scheint zu widersprechen, dafs heute im Grödnerischen *ĕ* in freier Stellung zu *-ie-* wird, so dafs hier das Zentralladinische mit dem Venezianischen ginge und vom Westladinischen abwiche. Nun hat aber Ettmayer, SAWien 191, 4, 47 gezeigt, dafs die Diphthongierung des *-ĕ-* zu *-ie* zur Zeit der Berührung der Bajuvaren mit den Ladinern noch nicht vollzogen war. Dem Ortsnamen *Rešieza* entspricht in der deutschen Mundart *Raschötz*, u. ä. So habe ich l. c. angenommen, dafs dieses grödnerische *-ie-* eine Weiterbildung von älterem *-ei-* ist und sehe einen Beweis dafür darin, dafs auch das ahdt. *-ei-* in Lehnwörtern des Grödnerischen den Wandel zu *-ie-* mitmacht, vgl. grödnerisch *miene* ich meine d. i. ahdt. *meinu*, ennebergisch *litra* „Leiter“, dessen *-i-* älteres *-ie-* vorraussetzt, geht über *lietra* auf ahdt. *leitara* zurück.

Das Verhältnis der *-ei-* und der *-ie*-Formen für lat. *-ĕ-* läfst sich nun auf den Karten 91 *la pelle* und 140 *fiele* verfolgen, d. i. bei den Entsprechungen von lat. *fĕl* und *pĕllis*, bei denen schon aus Gründen der Bedeutung Beeinflussung durch eventuelle Umlautformen nicht in Betracht kommt. *pĕlle* und *fĕl* reimen im Westladinischen in 16, Scharans (*fę$^{\alpha}$ł*, *pę$^{\alpha}$ł*) und reimen fast in den benachbarten Mathon, 15 (*fẹ$^{\alpha}$l*, *pę$^{\alpha}$l*) und Lenz, 17 (*fẹ$^{\alpha}$l*, *pę̄$^{\alpha}$l*). Die gemeinsame Grundlage der Entsprechungen der Tonvokale ist ein diphthongisches *-ẹ͡ę-*, das vor einfachem Konsonanten gelängt und zu *-ei-* wird. Der Typus *feil* ist noch bezeugt im Westen in 19, 7, 46, dann weiterentwickelt in *fekl* in 28, 47, ist alt belegt im Vintschgau (Festschrift 24, § 6) und taucht wieder

---

S. 195 unter stabulum. *ilj Stăfel*, aber *jo·l Stafel* „unterhalb des Stalles“; dann korrektes *Plan del štavel* gegen *God dilj štavel*, mit Eindringen der Nominativform in den Obliquus. Ähnliche Erscheinungen s. unter *puteus* u. a.

in Friaul in 327 auf. Aber auch die Formen *fẹl* in 326, 328, 359 und *fīl* in 319, 329 setzen ein altes *feil* voraus, denn daſs nicht Rückbildung von *fiel* vorliegen kann, zeigt der Vergleich der Entsprechungen von *pĕlle*, *Pĕtrus* u. ä., die im Friaulischen durchwegs *-ie-* erhalten haben, vgl. 327 *fẹyl* neben *pyel* usf. Das friaulische *-ey-* ist also nicht Weiterbildung von *-ie-*, wie Rom. Gram. I, 141 vermutet wird, sondern ist die alte gemeinrätoromanische Entwicklungsstufe für lat. *-ĕ-* in freier Stellung. Damit ist dem Oberitalienischen gegenüber ein grundlegendes Unterscheidungsmerkmal gewonnen. Fraglich bleibt nur, auf welchem Weg im Zentralladinischen das alte *-ei-* zu *-ie-* wurde, so daſs hier der durch Umlautung entstandene *-ie-*Diphthong mit der Entsprechung von nicht umgelautetem *-ĕ-* zusammenfiel. Der Wandel von *-ei-*, vielleicht noch von *-ẹ͡ẹ-* zu *-ie-* hängt hier wohl mit der Vokallängung in freier Stellung zusammen, die im Rätoromanischen nicht zu den konstitutiven Merkmalen der Sprache gehört (was sich z. B. daraus ergibt, daſs auch die Vokale in gedeckter Stellung diphthongieren), die aber, vermutlich ausgehend vom Galloromanischen, sekundär eindrang, s. Genaueres Ettmayer l. c. Umgekehrt ist die Monophthongisierung des älteren *-ẹ͡ẹ-*, *-ei-* für *ĕ* in gedeckter Stellung die Folge der Vokalkürzung in gedeckter Stellung.

Denn auch die Diphthongierung des *-ĕ-* in gedeckter Stellung ist gemeinsame rätoromanische Entwicklung. Die ursprünglichste Form des Diphthongs scheint in 17, 15, 25 mit *peəl* zugrunde zu liegen; daraus einerseits *peil* s. LGRP 1924 col. 245, das also mit der Entwicklung von *fel* zusammentrifft, s. o. andrerseits *piəl*, das im Rheingebiet noch herrscht, ehemals auch im Voralberg herrschte (vgl. die ON *Casiel*, *Schaviel* bei Montavon), sich dann auf dem friaulischen Gebiet noch heute wiederfindet, während es im Engadin und Zentralladinischen, der allgmeinen Tendenz der Monophthongisierung entsprechend zu *-ẹ-* rückgebildet wurde, s. Lutta S. 58, Anm.; Festschrift 24, § 5.[1]

Ähnlich läſst sich an der Karte *cuore*, 137, zeigen, daſs *ŏ* im Rätoromanischen zu *-ou-* wurde, das im Friaulischen in den reinen Mundarten noch erhalten ist (*kòur*). Die Umlauterscheinungen lassen sich an Hand der Karten *corpo*, *petto*, *osso*, *ossa* verfolgen: Das Friaulische läſst sich abgrenzen an Hand der Karten *testa* (*čaf* : *tèsta*), *occhio*, 101 (*vóli* : *očo*), *orecchio*, 103 (*oréle* : *[o]reča*), *sangue*, 30 (*sank* : *sangue*) usf.; jede einzelne dieser Karten ist voll von Problemen, deren Lösung weit über den Rahmen dieses allgemeinen Berichtes hinausgeht.[2]

Man sollte meinen, daſs ein Wort wie *corpo* zum allgemeinen Wortschatz der Mundarten gehört. Die Karte 87 zeigt aber, daſs dies nicht der Fall ist. An den verschiedensten Stellen tritt für *corpus vita* ein, d. i. ital. *vita* in der Bedeutung „Taille", „Wuchs", s. Salvioni, Arch. glott. 16, 372. So im venetischen Einbruchsgebiet zwischen dem Ladinischen und Friaulischen,

[1] Die Lautentwicklung von *-ĕll-* läſst sich heute auch auf der Karte 49 *una bella signora* studieren. Doch ist hier Beeinflussung durch die umgelauteten *bellum*-Formen zu berücksichtigen, während bei *pelle* keinerlei Umlautformen in Betracht kommen.

[2] Das Engadinische ist mit dem Zentralladinischen und Friaulischen auch durch den Typus **cumbitone*=*cubitus* verbunden, dem oberitalienisches *cu(m)bitus* gegenübersteht: doch steht das Rheingebiet mit **combulus* abseits und ist seinerseits mit nordpiemontesischen Mundarten verbunden, s. Zauner, Körperteile 108.

in 305, 317, im venetisch-lombardischen Grenzgebiet 341 (vgl. bei Boerio; *Vita e Taglio della vita, dicesi Quella parte del corpo ch' è sopra i fianchi sino alle spalle*) wo man denken könnte, dafs das Schwanken zwischen den Formen *korp* und *korpo* den Ersatzausdruck herbeiführt, wenn sich nicht dieses Schwanken bei allen anderen Maskulinen auf *-o* wiederholte. *vita* findet sich vereinzelt auch im Ligurischen (189), Emilianischen (423), Toskanischen (511) usf. Auffällig ist, dafs in 547 in der Provinz Pesaro-Urbino auf die Frage *corpo* mit *persona* und *vita* geantwortet wird. Während bisher immerhin angenommen werden kann, dafs *vita* „Oberleib" seine Bedeutung erweitert hat (vgl. z. B. 511 mit *corpo = tutta la vita*), zeigt hier die doppelte Ersatzform, dafs *corpo* aus irgendwelchen Gründen geschwunden ist, so dafs ein Ersatz nötig wurde, der noch nicht einheitlich festgelegt ist. Ich vermute, ohne derzeit die Sache näher verfolgt zu haben, dafs in den süd- und zentralitalienischen Mundarten streckenweise ein Zusammenfall von *corpo* und *colpo* erfolgt ist, der in dem Vermeiden von *corpo* „Körper" sich auswirkt. Dieser Zusammenfall wird bestätigt von Antonio Greco, Nuovo diz. Napolitano unter *cuorpo-corpo . . . colpo, percossa, ferita*; von Malara, Vocab. dial. Calabro-Reggino-Italiano, 1909, der unter *còrpu colpo* und *corpo* vereinigt usf. Auch die Ableitung *korpuratura*, 780, in Südkalabrien scheint dem Zusammenfall von *colpo* und *còrpo* zu verdanken zu sein, sie zeigt Anlehnung an *membratura*, vgl. wegen der methodischen Seite der Frage meine Sprachgeographie S. 65. Der Zusammenfall ist nur streckenweise eingetreten da er 1. vom Wandel von *-l*-Kons. zu *-r*-Kons. und 2. von der Rückbildung des süditalienischen *-u*-Umlautes (*cuorpu* > *kórpu*) abhängig ist. Genaueres wird sich vermutlich ermitteln lassen, wenn die Karte *colpo* des AIS erschienen sein wird. Neben diesen Gründen der Homonymität kommt aber wohl auch noch in Betracht, dafs gerade *corpo* gelegentlich Ersatzausdruck für *ventre* ist, so dafs nun bei Verallgemeinerung der Bedeutung „Bauch" für *corpo* für dieses ein Ersatzausdruck eintritt.

Der 1. Band des AIS enthält, — das geht schon aus der Bedeutung der hier veröffentlichten Wortgruppen hervor — Typen, die sich mehr oder weniger über das ganze italienische Sprachgebiet erstrecken. Die regionalen Typen werden sich vermutlich deutlicher abheben, wenn die Ausdrücke der speziellen Terminologien veröffentlicht werden. Ascoli sieht Arch. glott. 8 im Appenin eine Sprachgrenze, wenn er auch die enge Verwandtschaft des Piemontesischen mit dem Ligurischen zugibt. Das bisher veröffentlichte Kartenmaterial läfst von einer solchen Sprachgrenze wenig erkennen. Nur im mittleren Verlauf ist der Appenin die Grenze zwischen dem Futurum *sarà* in dem Satz *quando sarà grande* und der östlichen Entsprechung *è grande*. Doch treffen die beiden Hänge im Süden mit dem Präsens wieder zusammen. Man kann im Gegenteil beobachten, dafs selbst dort, wo vom Norden gegen Süden sich verschiedene Typen ablösen, der Appenin nicht trennt, vgl. z. B. die Karte 60 *là pezza* „Windel", wo sich die Typen *drappo* und Ableitungen, *pezza, fasciatura* über den Appenin hinweg vereinigen.

Diese wenigen Andeutungen sollen zeigen, welcher Nutzen aus der jahrelangen opferfreudigen Arbeit der beiden Verfasser des AIS zu erwarten ist. Auf Jahrzehnte hinaus wird die Erforschung des Italienischen auf den Materialien des Atlas aufbauen müssen, aber auch die allgemeine Sprachwissenschaft wird neue Anregung gewinnen, da neben Problemen, die denen des

ALF entsprechen, ganz neue, mit der verschiedenen Art der Latinisierung Italiens zusammenhängende Probleme zu behandeln sein werden. Die gröfsten Schwierigkeiten, die sich der Veröffentlichung des AIS in den Weg stellten, sind zweifellos überwunden, aber noch viele Mühe und Arbeit steht den Verfassern bevor, bis sie das Werk unter Dach und Fach gebracht haben werden. Bei diesen Arbeiten mögen sie sich von dem Bewufstsein tragen lassen, dafs sie mit dem AIS sich und der Schweizer Wissenschaft ein dauerndes Ruhmesdenkmal setzen.[1]

ERNST GAMILLSCHEG.

Th. Capidan, *Elementul slav în dialectul aromîn.* Academia Romînă, Memoriile Secţiunii Literare. Seria III, Tomul II, Memoriul 4. Bucureşti 1925. 92 S. 8°.

Derselbe, *Meglenoromînii* I. *Istoria şi graiul lor.* Academia Romînă „Studii şi cercetări" VIII. Bucureşti 1925. VII + 225 S. 8°.

Derselbe, *Romînii nomazi. Studiu din viaţa Romînilor din sudul Peninsulei Balcanice.* S.-A. aus „Dacoromania" IV. Cluj, Institutul de arte grafice „Ardealul" 1926. 191 S. 8°.

Der Verfasser dieser drei Schriften, Universitätsprofessor in Cluj (Klausenburg), ist unbestreitbar der beste Kenner des Balkanrumänischen. Alles was er bis jetzt veröffentlicht hat — man kann das ziemlich reichhaltige Verzeichnis seiner Arbeiten auf dem Deckel des dritten hier zu besprechenden Buches lesen — bezieht sich, mit geringen Ausnahmen, auf das Mazedo-

[1] Der 1. Band des AIS ermöglicht ferner Studien zur Declinatio semigraeca, Typus *atta—attane*, s. Karte 5, padre 19, zio. Satzphonetische Studien ermöglichen besonders anschaulich die zahlreichen Karten, die das Possessivpronomen verfolgen, das im ganzen Süden, viel weiter als man es bisher festgestellt hatte, dem Substantivum nachfolgt, s. 9, figlio mio, 13 tuo fratello, 14 tua sorella mit dem Typus *sora-ta*, das zu *sora-da*, *sorda* verschmilzt; an dieses wird nun neuerdings *ta* angehängt, daher *sorda-ta.* Für Neapel zeigt der Satz *quando mio figlio sarà grande* die klassische Voranstellung des Subjekts: *filemə kwanne* =*filius meus quando.* Auf dieser Karte läfst sich auch das Gebiet abgrenzen, auf dem kein einheitliches Futurum vorhanden ist. Im *quando*-Satz steht das Präsens weiter in den Norden hinauf als im Nachsatz *lo manderò* usf. Zu 37, *figlioccio* „Patenkind". Im Zentrum und Süden wird die Bezeichnung für „Patenkind" durch eine Deminutivbildung zu *compater* „Taufpate" geschaffen. Das erinnert an die Bildung des Wortes „Enkel", das etymologisch „Grofsväterchen" bedeutet. Die sachliche Begründung dieser Deminutivbildung wird wohl eine ähnliche sein wie die, welche Kluge, s. Enkel für dieses gibt: „Man erklärt die Bezeichnung 'Grofsväterchen' aus der Anschauung der Naturvölker, dafs ein Kind die Wiedergeburt des Grofsvaters wäre". Nun wird aber die Deminutivform von *compater* = „Patenkind" gelegentlich entdeminutivisiert, so dafs z. B. für Punkt 567 die gleiche Form für „Pate" und „Patenkind" angegeben wird. Eine Fülle von Problemen bieten die Karten 40—60 mit Ausdrücken für Kind—Jüngling; die Karten 113 und 116 *guancia* und *mascella.* Zu 65 *lui l'ama. amare* ist fafst vollständig vor *voler bene* geschwunden. *amare* ist zu pathetisch. Zu 99. *Fronte* ist im Venezianischen fast durchwegs geschwunden, s. auch Zauner S. 22, auch sonst ist gelegentlich im Piemonteischen und Lombardischen *viso* dafür eingetreten. Warum? Nordlomb. *polek-pollice* ist ein hübscher Beleg für Rückbildung vom Plural *poles* her.

und Meglenorumänische. Das erklärt sich durch die Herkunft Capidan's: da er ein geborener Arumäne[1] ist, hat er seine Aufmerksamkeit natürlicherweise auf die heimatliche Mundart gerichtet. Darin ist er uns Dakorumänen, die wir dieselbe lediglich aus Texten und Wörterbüchern kennenlernen können, freilich überlegen, und seinen Landsleuten gegenüber, die sich bisher auf diesem Gebiet betätigt haben, besitzt er den wichtigen Vorteil, daſs er eine gute wissenschaftliche Vorbereitung zu solchen Studien hat.

I. ist eine Preisschrift, welche die rumänische Akademie, auf Grund des von S. Puşcariu und O. Densusianu verfaſsten und S. 1 f. gedruckten Berichtes, gekrönt hat. Die Frage nach den slavischen Bestandteilen des Rumänischen gehört zu den bedeutendsten der rumänischen Sprachwissenschaft, denn dieses Element nimmt den bei weitem gröſsten Platz unter den fremden ein; auſserdem wartet es seit langer Zeit, und zwar seit der Erscheinung von Fr. Miklosich's Untersuchung, *Die slavischen Elemente des Rumänischen*, Wien 1862, auf eine neue, eingehende und dem heutigen Stand unserer Wissenschaft entsprechende Behandlung. Daher ist es nur zu begrüſsen, daſs die rumänische Akademie, wenn nicht an die slavischen Bestandteile der ganzen rumänischen Sprache, wenigstens an die des Arumänischen gedacht und dadurch die Anregung zu dieser Arbeit gegeben hat.

Was sich einem von Anfang an mit Evidenz aufdrängt, ist die Tatsache, daſs das Mazedo-, ebenso wie das Dakorumänische, neben den neueren eine beträchtliche Anzahl von alten Entlehnungen aus dem Slavischen besitzt. Daher muſs die erste und zugleich wesentlichste Pflicht des Sprachforschers dahin zielen, das Neue vom Alten zu unterscheiden. Im allgemeinen kann man mit ziemlich groſser Sicherheit behaupten, daſs diejenigen Bestandteile, die sich im Dako- und Mazedorumänischen befinden, aus der Zeit stammen, wo alle Zweige der Rumänen noch ein gemeinsames Leben führten. Äuſserlich sind solche Elemente daran zu erkennen, daſs sie dieselben sprachlichen Wandlungen in den beiden Dialekten[2] aufweisen. Allein es ist nicht immer leicht, im einzelnen festzustellen, ob dieses oder jenes slavische Wort der alten Periode angehört, und zwar deshalb, weil einerseits die durchgemachten Veränderungen nicht sehr groſs, andererseits aber manche Elemente dieser Art von den entsprechenden, aus den slavischen Sprachen des Balkans später aufgenommenen beeinfluſst worden sind. Ein überzeugendes Beispiel für letztere Hypothese ist megl. *scǫmp* 'teuer': dieses, in allen rumänischen Mundarten bestehende Wort sollte *scump* (aus altbulg. *skǫpŭ*) lauten. Da megl. *ǫ* unter solchen Umständen nur aus einem älteren *ẵ* und *î̃* entsteht, ist anzunehmen, daſs entweder eine Kreuzung von *scump* mit megl.-bulg. *skɜp* oder aber eine Verdrängung des alten *scump* durch mbulg. *skɜmp* stattgefunden hat. Um sich über diese Schwierigkeit hinwegzuhelfen, hat C. ein weiteres, sehr wichtiges

[1] Ich schlage diese Form statt *Aromune* vor, weil man sonst *Rumäne* sagt: der Unterschied zwischen dem Namen der Dakorumänen und dem der sogenannten Mazedorumänen beschränkt sich im Rumänischen bloſs auf das prothetische *a*- des letzteren; derselbe Unterschied muſs folglich auch im Deutschen und in jeder anderen Sprache zwischen den beiden Namen bestehen.

[2] Freilich darf und muſs man das Megleno- und Istrorumänische ebenfalls in Betracht ziehen: das Vorhandensein eines slavischen Elements auch in diesen Mundarten spricht noch mehr für sein hohes Alter.

und originelles Kriterium herangezogen. Das ist der Vergleich mit den übrigen Balkansprachen. Was dem Neugriechischen und dem Albanesischen an slavischen Wörtern fehlt und sich lediglich im Dako- und Mazedorumänischen befindet, geht auf das Urrumänische zurück.

Nachdem Verf. die Unterscheidungsmerkmale der zu den beiden Kategorien gehörigen slavischen Bestandteile behandelt hat, geht er zur Darstellung ihrer wichtigsten phonetischen und semantischen Veränderungen im Arumänischen, dann zu der des slavischen Einflusses auf dem Gebiete der Grammatik. Was letzteres betrifft, ist zweierlei zu bemerken: 1. die grammatikalischen Kennzeichen slavischen Ursprungs sind im Mazedorumänischen zahlreicher als im Dakorumänischen; 2. manche darunter kommen in anderen Balkansprachen ebenfalls vor, daher dürfte man vielleicht an eine gemeinsame Grundlage denken, wie es Kr. Sandfeld Jensen, *Grundr. der rom. Phil.* I², S. 525 f.[1] für die Ersetzung des Infinitivs durch Nebensätze versucht hat. Die Untersuchung der lexikalischen Entlehnungen erfolgt vergleichend: S. 25 ff. gibt C. uns ein lehrreiches Verzeichnis der im Dako-, Mazedo- und Meglenorumänischen befindlichen slavischen Wörter, dann S. 28 ff. zwei andere, worin man die dem Dako- und Mazedorum. und dem Albanesischen, resp. dem Neugriechischen gemeinsamen Elemente sehen kann. Mit Hilfe dieser Wortlisten vermag man für jeden einzelnen Fall festzustellen, ob wir es mit ausschliefslich rumänischen oder aber mit gemeinbalkanischen Entlehnungen aus dem Slavischen zu tun haben, was für die Bestimmung des Alters der ersteren (s. hier oben) von Bedeutung ist. Fast alle, auf die neuere Zeit zurückgehenden Wörter des Arumänischen stammen aus dem Bulgarischen, und zwar namentlich aus den mazedonischen Mundarten desselben.

In den beiden letzten Kap. seiner Einleitung (S. 33 ff., 43 ff.) versucht Verf. zwei wesentliche Fragen zu beantworten: 1. Was für einen Charakter haben die slavischen Elemente des Rumänischen?; 2. Wie alt sind sie? Auf 1. antwortet er wie alle seine Vorgänger, d. h. die alten slavischen Entlehnungen sind bulgarisch, doch mit dem sehr wichtigen Vorbehalt, dafs ein serbischer Einflufs nicht abzuweisen wäre. Um letzteren wahrscheinlich zu machen, behandelt C. die Reflexe von *ǫ* im Rumänischen. Bekanntlich ist dieser Vokal einmal zu *un*, ein anderes Mal zu *în* geworden. Den Unterschied hat man auf das Alter der betreffenden Wörter zurückzuführen versucht. Die mit *un* soll das Rumänische in einer Zeit aufgenommen haben, wo der Wandel von lat. *ón* > *ún* noch nicht aufgehört hatte, während die anderen später entlehnt worden seien. C. unternimmt es zu beweisen, dafs *în* auf bulgarische, *un* dagegen auf serbische Herkunft hinweist. Altes *ǫ* ist im Bulg. von jeher durch *ɜn*, im Serb. aber durch *u* vertreten worden. Letzteres konnte jedoch

---

[1] Zuerst sehr ausführlich in einer dänisch geschriebenen Abhandlung und dann im *IX. Jahresber. Inst. rum. Spr.*, Leipzig 1902, S. 75 ff. — Interessant ist, dafs unteritalienische Mundarten (in Apulien, Kalabrien und Sizilien) eine ähnliche syntaktische Erscheinung aufweisen, indem sie den Infinitiv durch Personalkonstruktionen ersetzen. Vgl. G. Rohlfs, *hier* XLII, S. 211 ff., XLVI, S. 139 und *Griechen und Romanen in Unteritalien*, Bibl. Arch. Rom., S. II, Vol. 7, Genève 1924, S. 64 f.: R. führt diese Eigentümlichkeit auf das Griechische zurück, ebenso wie S. Jensen es mit der betreffenden in den Balkansprachen getan hat. S. jetzt auch Rez., *Arhiva* (Iași), XXXV (1928), S. 197 ff.

aus *ǫ* (= *on*) nur durch die Zwischenstufe *un* entstehen, was eine ziemlich starke Stütze in der Schreibung fremder Wörter mit Nasalvokalen findet (s. S. 38f.). Aufserdem begegnet uns *ǫ* > *un* auch in slavischen Elementen des Neugriechischen. Diese Tatsache schliefst eine unabhängige Entwicklung des betreffenden Lautes innerhalb des Rumänischen aus und verweist im Gegenteil auf ein und denselben Ursprung für beide Sprachen. Die Geschichte und die Sprachwissenschaft lehren uns, dafs die Slaven, als sie die Balkanhalbinsel zu besetzen anfingen, schon differenziert waren und dafs die Serben einen mächtigen Einflufs vor den Bulgaren ausgeübt haben. Bulg. Mundarten selbst, die an die serbischen grenzen, weisen ebenfalls *u* für *ǫ* auf, sie sind also von den letzteren beeinflufst worden. C.'s Argumentation hat sehr viel für sich, worüber allerdings nur von Slavisten endgültig geurteilt werden kann. Unter seinen negativen Beweisen führt er diesen an, dafs lat. *ón* > *ún* ein bis zwei Jahrhunderte vor der Berührung der Rumänen mit den Bulgaren in der altslavischen Epoche durchgeführt war. Wie er zu dieser Annahme, die dann (S. 36) zu einer vollen Sicherheit wird, gekommen ist, sagt er uns nicht. Dafs dieser Lautwandel seine Anfänge schon im Vulgärlatein hat, spricht noch nicht für ein Aufhören desselben gegen das Jahr 400, wie C. es will.

Was das Alter der slavischen Bestandteile aus der ersten Periode anbelangt, glaubt C. gegen alle seine Vorgänger, unter denen fast alle die Zeit vor dem VI. Jahrhundert als terminus ab quo annehmen, während Ilie Bărbulescu sich für das X.—XI. Jahrh. entscheidet, dafs die Wahrheit, wie so oft, in der Mitte steht, indem er die Zeit zwischen dem VIII. und X. Jahrh. festsetzt. Dabei gründet er sich auf sprachliche und geschichtliche Beweise. Erstere sprechen aber nicht unbedingt für C.'s These, denn sie weisen blofs auf ein gemeinsames Leben aller rumänischen Stämme hin und können keine bestimmte Antwort auf die Frage, wann dies geschehen ist, geben. Zwar ruft er die Geschichte zu Hilfe, aber die Tatsache, dafs die Rumänen während des X. Jahrh. im Süden der Balkanhalbinsel erscheinen und schon im nächsten Jahrhundert eine politische Bewegung machen, zwingt uns noch nicht, eine Trennung der Nord- und Südrumänen nicht früher als das IX. oder das Ende des VIII. Jahrh. anzunehmen. Vgl. jetzt A. Philippide, *Originea Romînilor* II, passim.

Aus dem Vorhergehenden sieht man leicht, was für bedeutende Probleme der rumänischen Sprachwissenschaft in 52 Seiten behandelt werden. Wenn sie nicht immer als gelöst betrachtet werden können, so ist doch C.'s Verdienst, sie gestellt und ihre Lösung gröfstenteils wenigstens angedeutet zu haben.

Der II. Teil der Arbeit (S. 53—91) enthält alle arumänischen Wörter altslavischer, bulgarischer, mazedobulgarischer und serbischer Herkunft. Sie werden semantisch und etymologisch erklärt, eventuell mit den entsprechenden neugriechischen und albanesischen verglichen.

Bemerkungen zum Einzelnen. C.'s Ausdrucksweise scheint mir manchmal nicht klar genug zu sein, vgl. beispielsweise S. 7, Z. 13ff. v. o., S. 8, Z. 17ff. v. o., S. 11, Z. 6ff. v. u., wo ich seine Worte nicht recht verstanden habe. Dazu kommen einige Wendungen, die nicht rumänisch sind, z. B. *se întreabă* statt *se pune întrebarea* oder *ne întrebăm* (S. 6, Z. 13 v. o., S. 8, Z. 12 v. o., S. 49, Z. 4 v. o.), *una singură dată* für *o singură dată* (S. 11, Z. 11 v. o., S. 79, Sp. 1 s. v. *pogórŭ*) u. ä. — S. 7, Z. 1ff. v. o.: die Erklärung von *jóngă* (statt **jómbă*)

als neuer analogischer Singularform aus Plur. *jong'ĭ* 'Milchzähne' findet eine Stütze in der hübschen Parallele mold. *bunghĭŭ* für und neben *bumb* 'Knopf', aus Plur. *bunghĭ* (für schriftspr. *bumbĭ*). Bei solchen meist in der Mehrzahlform gebrauchten Substantiven sind derartige Bildungen sehr verständlich. — S. 14, Z. 15 v. u.: dakorum. *învîrligát* (nicht *anvărligat!*) aus *Şezătoarea* IV, 67 hat mit mazedorum. *anvărligá* nichts zu tun, sondern ist = *îmbîrligát* = *bîrligát* (vgl. *ibid.*, S. 67 *încîrligát* = *cîrligát*) (s. *Dicţionarul Academiei* s. v. *bîrligá*). — S. 56, Sp. 1: die Etymologie von *arîstodcă* habe ich schon in meinem Buch *Diftongarea lui e şi o accentuaţi în poziţiile ă, e*, Iaşi 1921, S. 215 vorgeschlagen. — S. 58, Sp. 2: mit *báşnă* < serb. *baština* (zu *bašta* 'Vater') ist dakorum. *ócină* < altbulg. *otĭčina* (zu *otĭtsĭ* 'Vater') vollkommen gleich, was die Bildung und die Bedeutung betrifft. — S. 59, Sp. 2: könnte *brîŭ* 'Bund-, Strebeholz' nicht dasselbe wie *brîŭ* 'Gürtel' sein? Vgl. dakorum. *brîŭ* 1. 'ornement (en maçonnerie, etc., entourant un édifice)'; 2. 'poutre horizontale (dans une muraille)' (*Dicţ. Acad.* s. v.) und die Reflexe von *balteus* im REW 919. Keine semantische Schwierigkeit spricht gegen die Identität der beiden Wörter. — S. 61, Sp. 1 s. v. *călúgăr* finde ich nicht, in was für einem Zusammenhang *drum* < δρόμος mit γ > *g* steht. Etwa weil ein Reibelaut zum Verschlufslaut geworden ist? — S. 81, Sp. 1: *pústu* wird durch dakorum. *pust* erklärt, letzteres besteht aber nicht, so viel ich weifs, man hat dafür *pustíŭ*. — S. 90, Sp. 1, Z. 2 v. o.: mazedorum. *vărg'éscu* 'ich spreche' habe ich in meinem bereits erwähnten Buch S. 65 ebenfalls auf lat. *verbum* zurückzuführen versucht. Weder lautlich (*e* ist nach Labialen manchmal zu *ă* geworden), noch begrifflich ist etwas dagegen einzuwenden. Aber auch dakorum. *vorbésc* erklärt sich aus *verbum* ziemlich leicht: *ă* < *e* ist wegen der benachbarten labialen Konsonanten *v* und *b* in *o* übergegangen, welches sich von *ă* blofs dadurch unterscheidet, dafs es mit Lippenrundung gesprochen wird. In diesem Fall ist *vórbă* ein Postverbales von *vorbésc*. — Der Druck dieser Schrift läfst technisch nichts zu wünschen übrig, es gibt dennoch mehrere Druckfehler, von denen einige recht störend wirken. S. 6, Z. 8 v. u. soll *žabr-* statt *zǫbr-* stehen, sonst bleibt *ž* von **žǫbŭ* unerklärt. — S. 13, Z. 1 v. o.: *tšuruńĭdă* für *tšuru'nidă*. — S. 44 fehlt Anm. 3 mit Verweisung auf Tiktin. — S. 63, Sp. 1 s. v. *cotšină* wird als Beleg das nicht bestehende *cokină* angegeben. — S. 72, Sp. 1: Zeile 1 v. u. ist unlesbar.

II. Die letzte umfangreichere Arbeit über die Meglenorumänen hatte P. Papahagi verfafst: *Megleno-Romînii*, 2 Lieferungen, Bucureşti 1902. Eine neue Untersuchung war nach einem Vierteljahrhundert auf diesem Gebiete um so wünschenswerter, als die verdienstvolle Schrift von Papahagi sich auf die Ethnographie und Volkskunde dieses rumänischen Stammes beschränkte. C. hat es nun unternommen, uns ein vollständiges Werk darüber zu schenken, das aus drei Bänden bestehen wird: neben dem hier zu besprechenden, enthalten die zwei anderen, die schon lange druckfertig sind, die Volksliteratur, resp. das etymologische Wörterbuch. Auf diese Weise wird bald das Meglenitische unter den rumänischen Mundarten am besten bekannt sein. Verf. hat die Meglenorumänen und ihre Sprache an Ort und Stelle kennengelernt, indem er mehrere Reisen in ihrer sehr wenig ausgedehnten und im Norden des Meerbusens von Saloniki gelegene Heimat machte. Aufserdem hat er, als Lehrer und Leiter der Handelsschule in Saloniki, jahrelang in enger und

ununterbrochener Berührung mit Schülern gestanden, die aus jener Gegend stammten. So darf man die von C. beigebrachten Tatsachen als sicher annehmen und auf deren Grund die sich darauf beziehenden Fragen eingehend besprechen.

Der vorliegende Band zerfällt in zwei Teile: 1. Einleitung (S. 5—65) und 2. Darstellung der Sprache (S. 66—206). Der erste handelt im allgemeinen vom früheren und jetzigen Leben der Meglenorumänen: wo und wie sie leben, womit sie sich beschäftigen, was für Bräuche sie haben, wie sie gegen die ihre Nationalität und ihren Glauben angreifenden Fremden gekämpft haben, woher sie in ihre heutigen Wohnsitze gekommen sind usw. Aus der grofsen Fülle der meist sehr interessanten Einzelheiten vermag ich blofs einiges hervorzuheben. Die Megleniten sind die einzigen unter den rumänischen Stämmen, die ihren ererbten Namen spurlos verloren haben. Sie nennen sich selbst *Vlaşĭ*, d. h. mit dem Namen, den die Ausländer uns von jeher gegeben haben, was von einem alten und starken Denationalisierungsprozesse zeugt. In demselben Sinne spricht auch die Tatsache, dafs sie schon lange teilweise zum Mohammedanismus übergetreten sind. Mit Hilfe lokaler Überlieferung schildert C. ausführlich die Umstände, unter denen die Meglenorumänen ihre Religion ändern mufsten. Die sehr geringe Zahl dieser Bevölkerung, ebenso wie die geographische Lage ihrer Wohnstätten, erklärt uns diese Verhältnisse genügend. Von den fremden Einflüssen ist der bulgarische selbstverständlich aufserordentlich mächtig. Das sieht man ebensowohl in ihrer Mundart selbst wie in der unter solchen Bedingungen immer und überall auftretenden Erscheinung, dafs die wohlhabenden meglenorum. Familien das Bulgarische der Muttersprache vorziehen; letztere wird fast ausschliefslich von den Armen gebraucht (S. 13, 19). Auch in den Bräuchen läfst sich der bulgarische Einflufs sehr stark spüren: die meisten kehren bei den Bulgaren in der gleichen Gestalt wieder. Merkwürdig genug ist, dafs sich die Megleniten von den Arumänen auf diesem Gebiete ziemlich wesentlich unterscheiden. C. beschreibt möglichst ausführlich (S. 39—50) die Hochzeitsbräuche, die zahlreich und kompliziert sind und in ihren Einzelheiten von einem Dorf zum andern wider alles Erwarten oft verschieden aussehen. Man vermifst eine ähnliche Darstellung für die übrigen wichtigen Ereignisse des menschlichen Lebens, die Geburt und den Tod, worüber uns Verf. nichts sagt. Hat er vielleicht daran gedacht, dafs man so etwas bei P. Papahagi, *op. cit.* I finden kann? Letzterer spricht aber ebensogut von der Hochzeit der Meglenorum. Die Auskunft über die Beschäftigung der Einwohner (S. 50—54) gewinnt dadurch an Interesse, dafs sie von der betreffenden Terminologie meist begleitet ist. Ebenfalls mufs man dem Verfasser für die beigegebenen Landkarte und Bilder danken, welche das Verständnis seiner Ausführungen erleichtern.

Die bei weitem bedeutendste unter den in der Einleitung behandelten Fragen ist jedoch die nach dem Ursprung der Meglenorumänen. Bekanntlich hat man darüber alle möglichen Ansichten geäufsert. C. beschäftigt sich damit S. 54—65 seines Buches und kommt zum Schlufs, dafs die Megleniten ein Zweig der Südrumänen sind, die sich von den Nordrumänen ein paar Jahrhunderte später als die Arumänen getrennt haben, um in ihre heutigen Wohnorte einzuwandern. Das erklärt uns die Unterschiede zwischen dem Megleno- und dem Mazedorumänischen einerseits und die verhältnismäfsig grofse Ähnlich-

keit des ersteren mit dem Dakorumänischen andererseits. Man darf aber weder die einen, noch die andere übertreiben, wie es O. Densusianu getan hat, der in den Meglenorumänen eine dakorumänische, und zwar siebenbürgische Kolonie[1] sieht. Denn C. stellt 34 den Megleniten und Arumänen gemeinsame sprachliche Eigentümlichkeiten und deren bloſs 14 für das Megleno- und Dakorumänische fest. Es ist methodisch zu loben, daſs Verf., allerdings wie Densusianu selbst, die ganze Erörterung lediglich mit linguistischen Argumenten führt: eine Frage wie diese, über die die Geschichte keine oder nur sehr spärliche Auskunft geben kann, ist nicht anders als sprachlich zu beantworten. Die eingehende Untersuchung des Meglenorum. im Vergleiche mit den bulgarischen Mundarten hat C. dazu gebracht, zwei wesentliche Punkte ins Klare zu setzen. Ein charakteristischer Zug des Meglenitischen ist der Übergang von betontem *ă, î* zu *ǫ*: *fǫ́r(ă)* — dakorum. *fără*, *mǫ́nă* — dakorum. *mî́nă* u. ä. Demselben Lautwandel begegnen wir aber in einem bulgarischen, dem Altkirchenslavischen am nächsten stehenden Dialekt, der im Mittelpunkt des Rhodopegebirges gesprochen wird. C. nimmt m. E. mit Recht an, daſs die Meglenorum. die betreffende phonetische Wandlung von dieser bulg. Mundart herbekommen haben, und zwar während des Aufenthaltes, den sie in jenen Bergen genommen haben, indem sie nach ihrer jetzigen Heimat wanderten. Da jedoch die Aussprache von bulg. ѫ als *ǫ* in der uns beschäftigenden Mundart erst spät nach dem XII. Jahrhundert erscheint, erweist sich als völlig unbegründet die zuerst von C. Jireček, *Arch. f. slav. Phil.* XV, 91 ff. geäuſserte Ansicht, die Megleniten wären die Nachkommen der letzten noch im Leben gebliebenen Petschenegen, die nach der vernichtenden Schlacht von *Λιβοῦνιον* im Jahre 1091 vom byzantinischen Kaiser Alexios in die heute von den Meglenorum. besetzte Gegend gebracht wurden.

C.'s Beweisführung scheint mir im allgemeinen überzeugend, obgleich sie ziemlich oft darunter leidet, daſs sie nicht klar genug zum Ausdruck kommt. Als Ergänzung dazu muſs man einen Aufsatz von ihm selbst: *Romînii din Peninsula Balcanică* in *Anuarul Institutului de Istorie Naţională* (Cluj) II (1923), Bucureşti 1924, S. 91—117 und vor allem O. Densusianu's sehr ausführliche und wichtige Besprechung des hier angezeigten Buches in *Graı şi suflet* II, 2, Bucureşti 1926, S. 363—382 lesen.

Die grammatische Darstellung, die etwas mehr als zwei Drittel des ganzen Bandes einnimmt, ist äuſserst tiefgehend, man möchte fast sagen erschöpfend. Alle Zweige der Grammatik sind bis in die kleinsten Einzelheiten sorgfältig untersucht und die Behauptungen des Verfassers beruhen immer auf möglichst zahlreichen Belegen. Nur die Behandlung der Syntax scheint mir zu summarisch: vier Seiten (203—6) genügen nicht und bilden, im Vergleiche zu den 44, resp. 46, die der Laut- und der Formenlehre gewidmet sind, einen recht schroffen Gegensatz. Diesen Mangel darf man aber weniger dem Verf. selbst als dem heutigen Stand der syntaktischen Forschung in Rumänien zuschreiben. Im allgemeinen gibt uns C. eine deskriptive Grammatik des Meglenitischen,

[1] Tache Papahagi, ein Schüler Densusianu's, denkt in *Grai şi suflet* I, 2, Bucureşti 1924, S. 234 an die sogenannte *Ţára Oáşului* im Norden Siebenbürgens, wozu er den megl. Dorfnamen *Oşdnĭ* vergleicht, das aus *Oáş* mit dem die lokale Herkunft der Einwohner anzeigenden Suffix *-anĭ* gebildet sein könnte.

wie es nicht anders zu erwarten ist; es handelt sich ja um eine Mundart, die keine geschriebene Literatur besitzt. Wenn die Natur der erörterten Fragen aber eine historische Betrachtung verlangt, ruft er auch die Sprachgeschichte zu Hilfe. Der stärkste Eindruck, der sich einem bei der Lektüre des grammatischen Teils aufdrängt, ist, dafs der fremde, namentlich bulgarische Einflufs sich dieses Dialektes für immer bemächtigt hat. Auf allen Gebieten spürt man seine mächtige Wirkung. Am merkwürdigsten ist das Eindringen des Bulg. in die Morphologie: nicht nur zahlreiche Konjunktionen und Präpositionen (s. deren Liste S. 181 f., 183 f.), sondern auch Verbalformen, beispielsweise die Endung *-m* der 1. Pers. Sing. vom Präs. Indik. bei gewissen Verben der 1. Klasse (s. S. 158 f.), 1. Pers. Sing. desselben Modus und Tempus von *iri* 'sein' (s. S. 173) u. a., stammen aus dem Bulg. Daher kann man das Gefühl nicht loswerden, das Meglenorum. werde das Schicksal des Istrorum., dem es durch die geringe Zahl der Sprechenden und die geographische Lage so ähnlich ist, in einer mehr oder weniger entfernten Zukunft teilen. In dieser Hinsicht hat C.'s Werk auch eine sozusagen nationale Bedeutung, denn er hat dadurch noch manches gerettet, was einem sicheren Tode bestimmt war.

Das 1. Kapitel der linguistischen Untersuchung (S. 66—95) ist deswegen besonders wichtig, weil es mit der Frage von der Herkunft der Meglenorum. (s. hier oben) in engem Zusammenhang steht. Es wird nämlich der Versuch darin gemacht, dieses Idiom zu charakterisieren und seine Stelle innerhalb des Rumänischen festzusetzen. C. meint, dafs das Meglen. eine eigentliche, selbständige Mundart ist. Um dies zu beweisen, vergleicht er ausführlich dessen Grammatik und Wortschatz mit denen der übrigen Dialekte, und zwar sowohl das ererbte als auch das entlehnte Element. Die Ergebnisse dieses Vergleiches sind sehr interessant und können sich statistisch folgenderweise darstellen: 41 Merkmale gehören ausschliefslich dem Meglenorum. an, 34 teilt es mit dem Mazedo-, 14 mit dem Dako- und 4 mit dem Istrorumänischen. Die Übereinstimmungen mit dem Dakorum. sind nicht nur weniger zahlreich, sondern auch weniger wesentlich als die mit dem Arumänischen (s. S. 69 ff.), und das scheint gegen Densusianu's Auffassung (s. oben) entschieden zu sprechen. Man darf aber keineswegs an irgendeine Abhängigkeit des Meglenitischen vom Mazedorum. denken. Blofs in der letzten Zeit, nachdem sich Arumänen aus *Gramoste* in dem Dorfe *Livădz*, das dem meglenitischen Gebiete nahe gelegen ist, niedergelassen haben, vermag man einen arumänischen Einflufs festzustellen, er ist jedoch sehr schwach und übt sich lediglich auf die benachbarte Ortschaft *Ţîrnareca* aus. Was den Ursprung der verschiedenen Bestandteile unserer Mundart betrifft, nimmt sie ebenfalls einen besonderen Platz unter den anderen ein. So stellt sie sich hinter das Dako- und Mazedorum. in bezug auf ihre Latinität (s. S. 75 ff.), ebenso besitzt sie eine viel geringere Anzahl von albanesischen und griechischen Entlehnungen als die letztgenannten Dialekte, was einen, der die geographische Lage des Meglenitischen nicht genau kennt, sonderbar anmuten könnte. Dafür ist das türkische und vor allem das slavische (altkirchenslavische und bulgarische, namentlich meglenobulgarische) Element ungemein stark vertreten.

Zum Einzelnen habe ich mir folgendes notiert: S. 66, Z. 12 f. v. o. wird behauptet, die albanesischen Bestandteile seien in derselben Zeit („odată cu") mit den lateinischen eingedrungen. Diese Ausdrucksweise ist doppelt unrichtig.

Zuerst formell, denn man kann vom Lateinischen nicht sagen, daſs es „von der Sprache“ (von welcher? vom Rumänischen oder von der Sprache der Eingeborenen?) aufgenommen worden sei. Dann ist es unmöglich, daſs die albanesischen Lehnwörter, mögen sie auch noch so alt sein, das gleiche Alter wie das lateinische Element hätten. — S. 67, Nr. 6: betontes Anlaut-*o* wird zu *u̯ó* auch im Dakorum., wie Verf. selbst weiter (S. 115) anerkennt, und zwar nicht nur in der Mundart von *Oaş* (N. von Siebenbürgen) und in der kleinen Walachei, sondern auch im Moldauischen [vgl. Rez., *Arhiva* XXX (1923), S. 23 (= 151) f.]. — S. 67, Nr. 7: mundartlich geht Auslaut-*i̯* nach *ts*, *z*, *š*, *ž* u. ä. im Dakorum. ebenfalls verloren. — S. 67, Nr. 9: in Beispielen wie *júngl'ă* < lat. *jugulat*, *fitóñă* (*-óñă* < lat. *-onea*) haben wir es nicht mit *-i̯e* > *-i̯ă*, wie Verf. meint, sondern mit beibehaltenem *-i̯ă* zu tun, das dann im Dakorum. zu *-i̯e* wurde. — S. 67, Nr. 10: *ge*, *gi* > *(d)ze*, *(d)zi* ist auch mazedorum. (vgl. S. 69, Nr. 10). — S. 67, Nr. 18: Auslaut-*d*, dem ein *n* vorangeht, fällt auch im Dako- und Istrorum. teilweise weg (vgl. S. 128, Anm.). — S. 67, Nr. 22: der Genitiv mit vorgesetztem Artikel (Typus: *lu ampirātu*) ist auch istrorum. (vgl. S. 71, Z. 19 v. o.). — S. 70, Nr. 26: warum wird das Altrum. in Betracht gezogen? Man darf heutige Sprachzustände eines Dialektes mit den vergangenen eines anderen nicht vergleichen. Können wir wissen, wie das Megleno- und Mazedorum., für die wir keine alten Texte besitzen, im XVI. Jahrhundert aussahen? — S. 70, Nr. 34: die Identität von *ăi̯rám*, *ăi̯rái̯* etc. mit *i̯arám*, *i̯arái̯* etc. müſste näher begründet werden, denn sie springt gar nicht in die Augen. — S. 74, Z. 25 ff. v. u.: der Unterschied zwischen *ý* und *ǵ* ist in Wirklichkeit nicht so scharf, wie C. es will; in der Südmoldau, vielleicht auch anderswo, sagt man für schriftspr. *viţél* ebensogut *ýiţắl* wie *ǵiţắl* (letzteres sogar öfter). — S. 80: das Wort *scǫnd* figuriert unter 3. und 4., was ein Widerspruch ist. — S. 80, Sp. 1, Z. 4 v. u.: arum. *agurliu* finde ich in den mir zugänglichen Quellen nicht, und das entsprechende dakorum. *agur*, wahrscheinlich 1. Pers. Sing. von *agurá* ‘prophezeien’ (nur mundartlich in Siebenbürgen üblich, s. *Dicţionarul Academiei* s. v.) erklärt es nicht genügend. — S. 90, Z. 17 v. u.: zu megl. *sădés* < slav. *saditi* und *sădés* < slav. *sǫditi* wird „dacor. *sădésc* judec“ verglichen. Ich verstehe das nicht, denn die angeführten slav. Verba lauten dakorum. *sădésc* ‘pflanzen’, resp. *osîndésc* ‘verurteilen’. — S. 99, Z. 12 v. u.: *tái̯ti* erklärt sich aus *táti*, dessen Auslaut-*i̯* sich in die vorhergehende Silbe propagiert hat, vgl. *cî́i̯ne*, *pî́i̯ne* aus *cî́ne*, *pî́ne* (wahrscheinlich ist zuerst Plur. *cîni̯*, *pîni̯* zu *cîi̯ni̯*, *pîi̯ni̯* geworden). — S. 101, Z. 22 ff. v. o.: *u* ist nicht unmittelbar aus *ă*, sondern durch die Zwischenstufe *o* entstanden (vgl. lat. *familia*, das im Dakorum. *fămé̯i̯e*, *fomé̯i̯e* und *fumé̯ie* lautet). — S. 103, Z. 4 v. o.: wie kann sich *e*, ein palataler Vokal, in das velare *ă* unter dem Einfluſs des vorhergehenden Palatals verwandeln? Es begegnet uns die umgekehrte Erscheinung, vgl. dakorum. *tái̯e* aus lat. *taliat* (> *tál'ă*, *tái̯ă*). — S. 104, § 16: den in diesem Paragr. beschriebenen Lautwandel stelle ich mir anders vor. Im Megl. spricht man *š*, *ts*, *z*, *ž* wie im Moldauischen und anderen dakorum. Mundarten, d. h. ohne die geringste palatale Nuance, auch wenn ein *e*, *i* darauf folgt (vgl. *meş* aus *meşi̯*, *sirắţ* aus *-ţi̯*, *vez* aus *-zi̯*, ferner *e̯a* > *a* nach denselben Lauten, s. S. 106 ff., §§ 22, 24), daher werden *e*, *i* zu *ă*, resp. *î*, woraus dann unter dem Akzent *ǫ* entsteht. — S. 107, Z. 14 ff. v. o. *e̯a* > *a* nach *l'*, *cl'*, *gl'*, *chi̯* muſs von *e̯a* > *a* nach Sibilanten

getrennt werden, weil *e* im letzteren Fall tatsächlich verschwunden, während es im ersteren lediglich vom vorhergehenden mouillierten Laute absorbiert worden ist. — S. 110, Z. 22 ff. v. o.: ich finde, dafs Puşcariu, *Etym. Wb. rum. Spr.* 1519 Recht hat, wenn er in *şdră* 'Art Stickerei' und *şdră* 'Bergkamm, -rücken' ein Wort sieht. — S. 114, Z. 24 v. o.: *zúuă* für *zíuă* 'Tag' hört man sporadisch auch im Dakorum. und erklärt sich als eine assimilatorische Veränderung (*zíuă* > *zí'uă* > *zúuă*: *î* wird zu *u* wegen des folgenden *uă*, welches oft als *o* gesprochen wird). — S. 121, § 44 wird gesagt, *f* wäre näher als *v*, *p*, *b* „dem Laut, der zwischen dem Labial und dem folgenden Vokal [*ĕ*, *ī*, *i*] entsteht". Ich verstehe diese Worte nicht. Aufserdem sehe ich nicht ein, warum *f* und *v*, die sich voneinander blofs dadurch unterscheiden, dafs die Stimmbänder beim letzteren schwingen und beim ersteren in Ruhe bleiben, getrennt werden. — S. 124, Z. 9 ff. v. o.: C. spricht von einem eventuellen mazedorum. Einflufs auf das Meglenitische „der sehr erklärbar wäre"; dasselbe scheint er S. 85, Z. 8 v. u. zu meinen. Das stimmt aber mit der S. 73, Z. 13 ff. v. o. gemachten Äufserung (s. auch hier weiter oben) und mit der Stellung des Verfassers gegenüber den Beziehungen zwischen dem Megleno- und Mazedorum. im allgemeinen nicht überein. — S. 128, Z. 14 v. u.: zu *corbanghieu* = *corba-ń di eu* 'ich Unglückliche' gibt es eine hübsche dakorum. Parallele, d. i. *sărăcandemine* = *săraca-mi de mine* id., das im Affekt zu *ărăcandemine* oder einfach *ăraca*, *ăra* und *îra* (mit stark gerolltem *r* und dem Akzent auf der ersten Silbe) wird; die verkürzten Varianten empfindet man als Interjektionen. — S. 137, Z. 8 ff. v. o.: ist der Dativ mit *la* vor dem Substantiv unbedingt bulgarischer Herkunft? Ich sehe darin vielmehr eine Spur der alten, in den übrigen romanischen Sprachen überall verbreiteten Bildung mit *a* (= rum. *la*). Diese Annahme findet eine Stütze in dem Genitiv mit *di* (= rom. *de*) bei Eigennamen (S. 150, § 93, S. 181, Z. 21 ff. v. o.), wozu dakorum. Ortsbenennungen wie *Cúrtea de Árgeş* u. ä. (s. Rez., diese *Zeitschrift* XLIII, S. 197 und *Rumänische Toponomastik*, Bonn und Leipzig 1924—6, S. 188 ff.) zu vergleichen sind. Es ist kein blofser Zufall, dafs dieser alte *de*-Genitiv sich lediglich bei Orts- und Personennamen erhalten hat, deren Morphologie deswegen nicht so leicht geändert werden kann, weil sie im Laufe der Zeit gewissermafsen erstarrt sind. Allerdings begegnet man dem Dativ mit *la* ebenfalls im Dakorum., und zwar regelmäfsig vor Zahlwörtern (z. B. *dau aceşti bani la doi oameni*), gelegentlich aber auch in anderen hier nicht zu erwähnenden Fällen. — S. 154, § 99: das Relativpronomen *care* bleibt auch dakorum. im Genitiv und Dativ unverändert, doch nur im Munde der Ungebildeten (vgl. *copilul care tată-su e orb*, *omul care i-am dat banii* statt ... *al cărui*, resp. *cărui*), was sich, wie im Mgl., durch die in der Volkssprache so übliche Nachlässigkeit erklärt. — S. 158: das Verbum *zic* figuriert versehentlich in den beiden Listen (zur 3. und 4. Klasse). — S. 159, Z. 24 v. u.: *să(-ţ) spunim* ist offenbar Konjunktiv, nicht Indikativ und wird doch in der Anmerkung zu dem vom Präs. Indik. handelnden Paragraphen angeführt. Interessant ist es, dafs man in der Südmoldau (Tecuciu) *să vidém* für *să văd* sagt, eine Erscheinung, die an die S. 159 besprochene nur rein äufserlich erinnert: megl. *aflum* statt *aflu* u. ä. erklären sich durch bulg. Einflufs, während wir in südmold. *să vidém* die 1. Pers. Plur. an der Stelle der 1. Pers. Sing. haben; aufserdem ist der megl. Metaplasmus bei zahlreichen Verben, der dakorum. aber blofs bei *a vedéa* zu

finden. Vgl. L. Spitzer, *Dacoromania* V, S. 498 ff. — S. 161, Z. 23 ff. v. o.: was Verf. über die Formen des megl. Konjunktivs behauptet, stimmt nicht zu den Paradigmen auf derselben Seite, aus denen ersichtlich ist, daſs die 3. Pers. Sing. und Plur. der zu den 2.—4. Klassen gehörenden Verba von den entsprechenden Personen des Indikativs verschieden sind, also genau wie im Dakorum., wo dieser Unterschied allerdings auch bei der 1. Klasse besteht. — S. 163, Z. 6 v. u.: die Endung *-ţ* für altes gemeinrum. *-t* bei der 2. Pers. Plur. des Perf. Indik. stammt nicht vom Präs. Indik., sondern von allen Modi und Tempora, denn überall im Rumänischen geht diese Person auf *-ţ(i̯)* aus; daher konnte sich *-t* nicht mehr erhalten. Wahrscheinlich hat die Homonymie auch dazu beigetragen: ein *căntát, căzút, bătút, durmít* hätte man mit Partizipium Perfekti (s. S. 169) verwechseln können. — S. 168, Z. 16 ff. v. o.: die Verwendung von *ăs* (= *ă* < *va* + *si*) bei allen Personen Sing. und Plur. des Futurums hat eine genaue Entsprechung im dakorum. *o să* (walach. *o să cînt*, *o să cînţi̯*, *o să cínte* etc.); auch mold. hört man ziemlich oft *a să cînt*, *a să cînţi̯* usw. statt *am să cînt*, *ai̯ să cînţi̯*, *a(re) să cînte* usw. — S. 176, Z. 18 v. o.: es sollten Band und Seite von M. Bartoli, *Das Dalmatische* angegeben werden. — S. 183, Z. 13 v. u.: auch Dakorum. besteht *cacúm* (= *ca* + *cum*), aber als Adverbium und nur in Verbindung mit *nici̯*: *nici̯ ca cum* bedeutet mold. das gleiche wie *nici̯ de cum* 'keineswegs'. — S. 199, § 141: die mit Präfixen gebildeten Wörter sind als Zusammensetzungen, nicht als Ableitungen zu betrachten. — S. 204, Z. 7 v. o.: die Feststellung, daſs das Meglenitische keinen eigentlichen Superlativ besitzt (denn Superl. = Komparativ mit vorgesetztem bestimmten Artikel) gilt auch fürs Dakorum., wie für die übrigen romanischen Sprachen. — Z. 12 v. o.: *mult* als Superlativpartikel hört man gelegentlich ebenfalls im Dakorum., aber nicht in unmittelbarer Verbindung mit dem Adjektiv; in *Buzău̯* (groſswalach.) habe ich sehr oft gehört *mult e frumós*, *prost* u. ä. für schriftsprachl. *e foárte frumós*, *prost* u. ä. — Fehlerhafte Ausdrücke: *una singură familie* (S. 13, Z. 1 v. u. der Anmerkung), *una sută patruzeci* (S. 27, Z. 8 v. u.), *una singură zi* (S. 28, Z. 10 v. o.), *una singură fată* (ibid., Z. 26 v. o.); *s'a dus ca să spuie* (S. 16, Z. 15 v. o.), *să-l roage ca să facă* (ibid., Z. 16 v. o.); Pleonasmen wie *aproape mai* . . . (S. 38, Z. 5 v. u., S. 89, Z. 10 v. u.), *se reîntorc din nou* (S. 45, Z. 16 v. o.), *numai un singur* (S. 191, Z. 18 u. 21 v. o.); *spînzurătoarea mirelui* (S. 49, Z. 15 v. o.) statt *spînzurarea* . . .; *fiecare casă* . . . *le vînd* (S. 52, Z. 10 v. o.) statt . . . *vinde*; *rugămînt* (S. 79, Sp. 4, Z. 19 v. o.) statt *rugăminte* (Tiktin, *Rum.-deutsch. Wb.* s. v. *rugăminte* führt aus Dosofteiu, *Vieţile Sfinţilor* ein *rugămînt* an, aber das steht ganz vereinzelt da und ist offenbar eine Erfindung dieses Schriftstellers); *domeniuri* (S. 87, Z. 23 v. o.) statt *domenii*; *referitoare la pămîntul* (S. 88, Z. 22 v. o.) statt . . . *pămînt*; *pleop* (S. 88, Z. 12 v. o., S. 118, Z. 23 v. u.) statt *plop*; *romane* (S. 94, Z. 17 v. u.) statt *romanice* (*roman* bedeutet 'römisch'); *dintre vocalele lungi e este acela* (S. 102, Z. 19 v. u.) statt . . . *aceia*; *oridecîteori ea este accentuată* (S. 108, Z. 26 v. u.): man versteht nicht, worauf sich *ea* bezieht; *căcătos* (S. 115, Z. 16 v. u.) ist kein dakorum. Wort; *se întreabă* (S. 173, Z. 10 v. o.) statt *se pune întrebarea*; *şervetă* (S. 180, Z. 12 v. o.) statt *şervet*. — Der Druck ist sorgfältiger als in I., aber man hat, offenbar aus Sparsamkeitsrücksichten mehr als zwei Drittel des Buches in Petit drucken lassen, was die Lektüre ungemein ermüdend macht

(dafür trägt Verf. natürlich keine Verantwortung); daher auch ziemlich zahlreiche Druckfehler. S. 3, Z. 1 v. o. lies W. Vondràk statt V. Vondrak; S. 3, Z. 7 v. o. Miletič statt Mel-; S. 3, Z. 18 v. o. Wilhelm statt Wilch-; S. 3, Z. 15 v. u. 1907—1914 statt 1907; S. 3, Z. 12 v. u. 1895—1925 statt 1896; S. 4, Z. 14 v. o. Berneker, Slav. Etym. Wb. I, Heidelberg 1913 statt . . . Wien 1861; S. 58, Z. 14 v. u. W. Meyer-Lübke statt G. Mayer-Lübke; S. 61, Z. 1—2 v. o. apus statt răsărit, răsărit statt apus; S. 61, Anm. 2, Z. 2 1910 statt 1920; S. 70, Z. 4 v. u. *dž* > *ž* statt *dz* > *ž*; S. 74, Z. 13 v. o. Meglenoromînii din Nănta statt Aromînii . . .; S. 76, Sp. 2, Z. 10 v. u. **cubium* statt **čubium*; ibid., Z. 11 v. u. *conforio* statt **čonforio*; S. 79, Sp. 2, Z. 25 v. o. (dakorum.) *furnicár* statt *-gár*; S. 81, Sp. 4, Z. 17 v. o. (dakorum.) *făinár* statt *fărinár*; S. 84, Z. 6 v. u. *ἀγουρίδα* statt *ἰόα*; S. 86, Z. 6 v. o. (bulg.) *daskal* statt *dackal*; S. 88, Z. 9 v. u. (dakorum.) *clin* statt *clĭn*; S. 89, Z. 23 v. o. *sucésc* statt *suceesc*; S. 89, Z. 3 v. u. *cosésc* statt *coses*; S. 90, Z. 6 v. o. *glọdbă* statt *gloabà*; S. 90, Z. 1 v. u. (dakorum.) *zăbovésc* statt *-ves*; S. 103, Z. 2 v. o. *consobrīnus vērus* statt *consobrĭnus vĕrus*; S. 103, Z. 17 v. u. M.-Lübke statt Lubhe; S. 105, Z. 27 v. o. *smărędcă* statt *smăreaeă*; S. 147, Z. 28 v. o. ambigene statt omogene; passim sehr oft (Weigand's) Iahresbericht statt Jahresbericht.

III. Waren die beiden bereits besprochenen Werke ausschliefslich der Sprache der Balkanrumänen gewidmet, so verläfst das jetzt an die Reihe kommende das linguistische Gebiet, um auf das historische und ethnographische einzugehen. Dafür fehlt es ihm gar nicht an Interesse, im Gegenteil, man mufs darin einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des balkanischen Rumänentums sehen, der unsere Kenntnisse darüber aufs glücklichste ergänzt. Mit Hilfe von Belegen aus älteren und neueren, fremden und einheimischen Schriftstellern, von mündlicher Überlieferung, von zahlreichen an den alten Wegen und Strafsen hinterlassenen Spuren, von Ortsnamen u. a. verfolgt C. in einem ersten Teil die Schicksale derjenigen unter den arumänischen Hirten, die ein Nomadenleben geführt haben. Die betreffenden Seiten liest man mit einer Spannung, die sonst lediglich bei der Lektüre rein literarischer Bücher üblich ist, so fesselnd und anziehend sind die aus den erwähnten Quellen geschöpften Tatsachen. Verf. unterscheidet genau zwischen eigentlichem Nomadentum und einfachem Hirtentum. Ersteres kennzeichnet sich vor allem dadurch, dafs man sich an keinen bestimmten Ort gebunden fühlt: heute lebt man hier, morgen dort, ohne beständige Wohnungen zu haben und, im allgemeinen, ohne auf seine Schritte zurückzukommen. Ein solches ununterbrochenes Hin- und Herwandern mit den Herden hängt nicht nur, wie man gewöhnlich annimmt, von der ungleichen Verteilung der Wiesen und den klimatischen Verhältnissen in ein und derselben Gegend, sondern auch, und das ist wesentlich, von der Unsicherheit des Lebens ab. Das Nomadentum charakterisiert die Arumänen unter allen rumänischen Stämmen und den übrigen Balkanvölkern, mit Ausnahme der Albanesen, und erklärt uns einerseits, warum sie sich von ihren ursprünglichen Wohnsitzen so stark entfernt, andererseits aber, warum viele von ihnen im Laufe der Zeit ihre Nationalität eingebüfst haben. Vor der Erscheinung der Türken auf dem Balkan wanderten die Mazedorumänen vom Norden nach Süden, dann haben sie auch die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Indem C. von derartigen Dingen spricht, berührt er (S. 27 ff.) die sehr wichtige Frage, ob die Rumänen von Anfang an ausschliefslich

ein Hirtenvolk gewesen sind, das den Ackerbau erst später, und zwar von den Slaven, gelernt hätte. Bekanntlich ist von slavischen Gelehrten mit einem zuversichtlichen Ja darauf geantwortet worden. Verf. untersucht u. a. die betreffende rumänische Terminologie und findet, dafs die wesentlichen Begriffe auf dem Gebiete der Landwirtschaft mit lateinischen Wörtern benannt sind. Diese Feststellung spricht freilich dafür, dafs die Rumänen ursprünglich ebensogut Hirten wie Ackerleute waren. Offenbar war erstere Beschäftigung aber viel beliebter und verbreiteter, was auch daraus zu erschliefsen ist, dafs die Rumänen und die Albanesen die einzigen Balkanvölker sind, die, nach C.'s Behauptung selbst, als Hirten das Nomadentum kennen. Da die Verhältnisse südlich von der Donau im grofsen und ganzen für alle dort lebenden Bevölkerungen gleich waren, kann man sich die besondere Lage der Rumänen und der Albanesen auf die Weise erklären, dafs sie von alters her an ein solches Leben gewöhnt waren, d. h. dafs sie namentlich Hirten waren.

Die ethnographischen Ausführungen sind ebenso interessant und reichhaltig wie die historischen. Wir erfahren dabei viele neue Sachen über die arumänische Tracht, die sich von der der Griechen und Slaven scharf unterscheidet und blofs mit der albanesischen Gemeinsamkeiten hat, worin C. um so mehr eine bodenständige Spur zu sehen geneigt ist, als die geographische Verbreitung des charakteristischsten Kleidungsstückes, nämlich des Faltenhemdes, mit dem alten Illyrien ungefähr zusammenfällt. Das Leben der Hirten in der Ebene während des Winters und im Gebirge, wenn es warm ist, ihre tägliche Arbeit, die Tätigkeit der Frauen usw., dies alles wird uns in zwei umfangreichen Kapiteln aufs anschaulichste dargestellt. Der Wert dieser Beschreibung, wie auch des Abschnitts über die Tracht wächst wesentlich dadurch, dafs Verf. die ganze betreffende Terminologie, die er dann am Ende des Buches linguistisch erklärt, genau angibt: er zeigt, wie die verschiedenen Stücke der arumänischen Kleidung heifsen, sagt uns die Benennungen fur Schafe, für ihre Krankheiten und deren Heilmittel, für die zahlreichen Arten Milch und Milchprodukte, für Wolle und Wollenzeug usw. Leider befindet sich das Hirtentum heute in tiefem Verfall, wozu andere Beschäftigungen wie Handel und Handwerk, Fuhrwesen (dieses allerdings sehr alt), dann Krieg und Plünderung, beigetragen haben. Als Kaufleute sind die Arumänen sehr begabt. Die übrigen Balkanvölker sind von ihnen stark beeinflufst worden, und zwar auf den Gebieten, wo sie Eigentümliches erzeugt haben: in Tracht, Fuhrwesen, Hirtentum u. ä. Davon zeugen die mazedorumänischen Lehnwörter im Slavischen, Albanesischen und Griechischen [vgl. Verfasser, *Raporturile albano-romîne* in *Dacoromania* II (1921—2), S. 444ff. und *Raporturile lingvistice slävo-romîne*, *id.* III, S. 129ff., dann G. Pascu, *Rumänische Elemente in den Balkansprachen*, Bibl. Arch. Rom. II, 9, Genève 1924]. Besonders hervorzuheben ist die Tatsache, dafs der Einflufs der Mazedorumänen sich im gewöhnlichen Kulturleben des Balkan ebenso mächtig ausgewirkt hat. Alle diejenigen, welche die dortigen Verhältnisse gut kennen, haben festgestellt, dafs, was die Häuser und die Einrichtung der Wohnung, die Nahrung, Kleidung usw. betrifft, die arumänische Bevölkerung allen anderen sehr überlegen ist, die blofs dann ein besseres Leben führen, wenn sie mit den Arumänen in Berührung kommen. In diesem Sinne haben sich u. a. Cvijić, *La Péninsule Balcanique* und G. Weigand, *Die Aromunen*

ausgesprochen, Autoren, von denen nicht anzunehmen ist, dafs sie die Rumännen begünstigen wollten. Daher erweist sich A. Brückners verächtliches Wort von „kulturlosen Vlachen" in *Ungarische Jahrbücher* IV (1924), S. 85 [ap. V. Bogrea, *Anuarul Inst. Istorie Naţională* III (1924—5), S. 500, der dagegen mit Recht protestiert] als ganz unhaltbar. Auch balkanische Ortsnamen erinnern an die Wanderungen der arumänischen Hirten (s. S. 155 ff.). Drei Landkarten und 40 Bilder dienen zum Verständnis der Ausführungen dieses Buches, das in der Tat ein Novum in unserer wissenschaftlichen Literatur darstellt.

Zum Schlufs, ein paar Bemerkungen. S. 32, Z. 9 v. u.: ein beachtenswerter Versuch, rum. *sápă*, ital. *zappa* etc. und deren Ableitungen *săpáre*, *zappare* etc. neu zu erklären, stammt von G. Rohlfs, *hier* 1925, S. 662 ff., der darin dasselbe Wort wie in rum. *ţap*, ital. *zappo* 'Bock' sieht: die 'Hacke' ist der 'Bock' genannt worden, weil sie ursprünglich zwei 'Hörner', d. h. zwei Gipfel hatte und infolgedessen dem Tiere ähnlich aussah; *ţap, zappo* selbst sind Schallwörter, wozu u. a. frz. mundartl. *bīk* 'sarcloir, pioche' (ap. W. v. Wartburg, *FEW* S. 310, Sp. 1) = *biquet*, *biquot* 'junger Ziegenbock' (schon L. Spitzer, *hier* 1924, S. 189 hat diese Ableitung vorgeschlagen), letzteres auch Schallwort, zu vergleichen wäre. — S. 88—9: der Bedeutungswandel von 'Schuh' zu 'Gamasche' und weiter zu 'Beinkleider' ist nicht so schwierig, wie C. es glaubt; vgl. *REW* 1495 und namentlich K. Jaberg, *Sprachgeographie*, Aarau 1908, S. 13 ff. und id., *Zur Sach- und Bezeichnungsgeschichte der Beinkleidung in der Zentralromania* in *Wörter und Sachen* IX, 2, 1926, S. 137 ff. — S. 105, Z. 13 ff. v. o.: auch dakorum. wird das Alter der Schafe nach der Zahl der von ihnen geworfenen Lämmer berechnet. — S. 155, Z. 20 v. o.: Ortsnamen wie *Úrdă* und *Urdéştĭ* weisen blofs auf einen *Úrdă* genannten Dorfgründer oder -besitzer hin, daher dürfen sie nicht neben *Stînişoára*, *Drúmul O'ilor* u. ä. stehen. — S. 158, Z. 18 v. o.: in den Ortsnamen *Tîrnova* und *Magarova* kann *-a* kein „lokales" Suffix sein, sondern gehört zu *-ova*, welches das Femininum von slav. *-ov* ist. — S. 167, Z. 5 v. o.: *căşár* 'Oberhirt' ist eher ein rumänisches nomen agentis zu *caş* 'Käse' (vgl. *brînzár* < *brînză*, *urdár* < *úrdă* u. ä.) als lat. *casearius*, das 'zum Käse gehörig' bedeutete. — S. 169, Z. 13 ff. v. u.: über *sterp* 'unfruchtbar (von Tieren)' s. nun G. Rohlfs, *Griechen und Romanen in Unteritalien*, Bibl. Arch. Rom. II, 7, Genève 1924, S. 114 f. und dessen Besprechung von J. Jud in *Romania* LI (1925), S. 603 f.

IORGU IORDAN.

Reto R. Bezzola, *Abbozzo di una storia dei gallicismi italiani nei primi secoli* (750—1300), *saggio storico-linguistico* (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher herausgegeben von W. Meyer-Lübke, V. Reihe: Untersuchungen und Texte 6.). Heidelberg, Winter 1925. 281 Seiten.

In den letzten Jahrzehnten hat die Zahl der angenommenen Entlehnungen aus dem Wortschatz einer rom. Sprache in den einer anderen stark zugenommen. Meyer-Lübke hat zwar ziemlich viele Entlehnungen dieser Art schon in den ersten zwei Bänden seiner Grammatik der romanischen Sprachen angenommen,

wie man aus dem Sachverzeichnis unter dem Stichwort „Lehnwörter“ ersehen kann, hat aber doch noch viel mehr solcher Entlehnungen im romanischen etymologischen Wörterbuch gelehrt, wo durchschnittlich jeder dritte Artikel eine solche Entlehnung vorträgt und mancher Artikel deren mehrere. So haben denn die Entlehnungen von Wörtern aus einer rom. Sprache in eine andere das Interesse der Sprachforscher in steigendem Mafs auf sich gezogen und sind nicht nur von den Darstellern der Geschichte einer bestimmten Sprache, besonders von Brunot, sondern auch in Monographien behandelt worden. An die Abhandlungen von Robert Karch, Die nordfrz. Elemente im Altprov., 1901, von G. Kohlmann, Die Italianismen in der nfrz. Schriftsprache, 1901, von Christine Sarauw, Die Italianismen in der frz. Sprache des 16. Jahrhunderts, 1921, und L. Deschermeier, Zur Geschichte der it. Lehnwörter in der frz. Schriftsprache: Die Wörter des militärischen Gedankenkreises, Münchener Dissertation, von Schmidt, Die span. Elemente im frz. Wortschatz, 1914 (ZrP. Beiheft 54), 1914, und Richard Ruppert, Die span. Lehn- und Fremdwörter in der frz. Schriftsprache, 1915 schliefst sich nun die vorliegende Abhandlung von Bezzola an, die schon von G. Bertoni, AR. 9, 120 ff. und Salverda de Grave, Neophilologus 10, 66 ff. besprochen worden ist und die, dem Referenten erst vor acht Tagen zugekommen, nunmehr auch hier besprochen werden soll.

Die Abhandlung Bezzolas ist aus einer Züricher Dissertation hervorgegangen, ist somit eine Erstlingsarbeit und zeigt die charakteristischen Eigenschaften der Erstlingsarbeiten, stellenweise eine Unsicherheit des Urteils, wo ein sicheres Urteil möglich gewesen wäre, stellenweise eine zu grofse Ausführlichkeit und eine Behandlung von Fragen, die für den Fachmann längst entschieden sind, wie der, ob it. *-iere* aus Frankreich stamme oder nicht, an vielen Stellen eine starke Neigung zum Zitieren, auch wenn die Zitate für die sachliche Eröterung unnötig sind und nur in losem Zusammenhang mit ihr stehen. Dabei hat er das von ihm, S. 21 angeführte Buch des Referenten offenbar, wie sich gleich zeigen wird, nicht durchgelesen und mag auch das eine oder andere von ihm zitierte Buch nur halb kennen. Bezzolas Buch zerfällt in drei Teile, eine allgemeine Einleitung, die Premessi linguistici und storici, den den Einzelheiten gewidmeten Hauptteil, den Saggio storico-linguistico, und die Schlufsbemerkungen allgemeinen Charakters, die considerazioni finali. In der Einleitung erörtert B. die Gründe, aus denen man die Entlehnung eines Wortes aus einer anderen Sprache annimmt, und gibt als solche an die Form, wobei er als Beispiel auch it. *mis-* aus lat. *minus* anführt, weil er die Herleitung des afrz. *mes-* und seiner rom. Verwandten von germ. *miss-* durch den Referenten, ZrP. 39, 204 f., Lozinski, Rom. 50, 515; 51, 409 und z. T. auch Staaff, Nordisk tidskrift for filologi, 4. serie 7, 63 ff. nicht kennt, weiter die geringe Lebenskraft des Wortes in der betreffenden Sprache, seine Unfähigkeit, neue Ableitungen zu bilden, und seine beschränkte Verbreitung, dann die sekundäre Bedeutung, endlich die Herkunft der vom Worte bezeichneten Sache oder Idee aus einem anderen Lande. Im Buch „Der Einflufs der germ. Sprachen auf das Vulgärlatein“, 39 ff. habe ich für eine gröfsere Zahl it. und span. Wörter Herkunft aus Frankreich wegen ihrer Lautform, ihrer Beschränkung auf Oberitalien, ihrer begrenzten Verwendung im It. und Span. behauptet, also z. T. dieselben Gründe für die Entlehnung wie B. angenommen. Nun kann B. auf diese Gründe, die nahe liegen, von selbst

gekommen sein. Jedenfalls zitiert er mein Buch nicht. Nach seiner sonstigen Gewohnheit hätte er mich genannt, wenn er gewufst hätte, dafs schon ein anderer solche Gründe speziell für die Herkunft gewisser it. Wörter aus Frankreich angegeben hat; er hat offenbar mein Buch, das er bald darauf anführt, nicht zur Gänze gelesen. B. spricht dann von den Ursachen der Entlehnung von Wörtern, bemängelt die Unterscheidung zwischen Entlehnungen aus Notwendigkeit und Entlehnungen aus Luxus durch Tappolet, scheidet selbst zwischen dem prestito per comodità und dem prestito di valore affettivo, was doch mit den beiden von Tappolet unterschiedenen beiden Kategorien deutlich zusammenhängt, und meint S. 16 unten, dafs die beiden Typen, prestito per comodità und prestito di valore affettivo, einander nicht ausschliefsen, sondern sich gegenseitig ergänzen. Durch diese Bemerkung hat B., wie schon Salverda de Grave im Neophilologus richtig bemerkte, die Verwendung von comodità und valore affettivo zur Einteilung der Lehnwörter selbst wieder aufgehoben. B. erwähnt in diesem Kapitel nirgends das Büchlein von Salverda de Grave, L'influence de la langue française en Hollande d'après les mots empruntés; er hätte die dort, S. 50 gegebene Unterscheidung der Lehnwörter in mots techniques und mots non-techniques mit grofsem Nutzen verwenden können. An einer späteren Stelle und zwar auf S. 59 Mitte kommt B. noch einmal auf due modi di introdursi della voce francese zu sprechen und unterscheidet „benchè un po'arbitrariamente“ die Einführung „senza alcun intermedio o almeno senza che un tale intermedio appaia evidente“ und die Einführung durch das „intermedio di un ambiente speciale, di una lingua tecnica, intendiamo tecnica nel senso più vasto della parola“. Auch gegen diese Einteilung hat sich schon Salverda de Grave mit Recht gewendet und gefragt, was man unter der Einführung eines Wortes senza alcun intermedio verstehen solle. Jede Entlehnung bedarf der Vermittler; der Ausdruck von B. ist zumindest ungeschickt. Die andere von ihm angenommene Entlehnung, die durch Vermittlung einer lingua tecnica, erinnert an die mots techniques Salverdas. Jedenfalls wurde die Theorie des Lehnworts durch die öfters unklaren und schwankenden Ausführungen von B. nicht besonders gefördert. B. spricht dann (S. 17) vom prestito integrale, bei dem das Wort „nella sua integrità di forma e di significato“ entlehnt wird, und dem prestito formale und führt als Beispiele des letzteren *comenzare* für *cominciare*, *clamar* für *chiamare*, *aigua*, *agua* für *acqua*, *blondo* für *biondo* u. a. an. Ich gestehe, dafs mir der Unterschied zwischen dem prestito formale und dem prestito integrale entgeht; soll man „formale Entlehnung“ für die it. Wörter annehmen, die zwar die Form des frz. Wortes, aber nicht dessen Bedeutung haben? Aber nach B. ist die „qualità puramente formale“ in allen von ihm für den prestito formale angeführten Wörtern nicht die gleiche; in tante c'entra pure per un poco il senso, il valore affettivo. Wieder ist die Auffassung unklar und schwankend. In den premessi storici stellt B. unter dankenswerter Anführung reicher historischer Literatur die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien vor dem Zusammenbruch des römischen Reiches bis etwa 1300 dar, nicht nur die politisch-militärischen, sondern auch die privat-friedlichen wie die Fahrten frz. Pilger nach Italien, die Gründung von Klöstern in Italien durch frz. Mönche, das Studium von Italienern an der Pariser Universität, den Handel zwischen Italien und Frankreich. Dieses gut dokumentierte Kapitel, das viele dem Linguisten ferner liegende Verhältnisse behandelt, ist wohl das wertvollste im Buche von

B. Im Hauptteil geht B. nach seinen eigenen Worten von vornherein nicht darauf aus, alle frz.-prov. Lehnwörter des It. bis 1300 zu behandeln, sieht vielmehr von den senza alcun intermedio entlehnten Wörtern, den „voci di ordine più o meno indeterminato“ ab, verspricht zwar, sie am Schluſs anzufügen, hat aber am Ende des Wörterverzeichnisses auf S. 279 nur 15 Wörter dieser Art, zu denen er auch die „parole di marina“ und die „parole di cucina“ gestellt hat (!), von *abbaire* bis *ammainare* mit der Bemerkung „e così via“ verzeichnet. Aber auch unter den Wörtern technischen Charakters hat B. nach seiner Angabe eine Auswahl getroffen, sich besonders für Ausdrücke des Lehenswesens und der ritterlichen Zivilisation interessiert und auch bei diesen sich darauf beschränkt, „di parlare per esteso di alcune poche voci significative“. So hat B. die Ausdrücke der Pilger, Mönche, Geistlichen, Kreuzfahrer, Handwerker, Studenten und Kaufleute nur kurz (60—70) behandelt, dagegen ausführlich (78—258) die der Adeligen. Die Anordnung der Lehnwörter nach den sie entlehnenden Ständen ist jedem, der die Ursache der Entlehnung eines jeden Wortes feststellen will, ohne weiteres verständlich; aber die schon von Bertoni in seiner Besprechung gerügte Abwesenheit des chronologischen Momentes, das Fehlen einer zeitlichen Schichtung behindert die historische Betrachtung auf das schwerste. Zwei der Sprache des Handels angehörige frz. Lehnwörter des It. gehen, wenn auch ihre Entlehnung durch denselben Stand vermittelt wurde, in dem Falle, daſs das eine Wort aus dem 8., das andere aus dem 13. Jahrhundert überliefert ist, eigentlich auf verschiedene kulturhistorische Ursachen zurück, weil die Handelsbeziehungen zwischen Frankreich und Italien im 13. Jahrhunderte völlig verschieden von denen im 8. Jahrhundert waren. Wer die Entlehnungen eines so weiten Zeitraumes, wie es der von 750 bis 1300 ist, darstellt, hat Schichten zu unterscheiden, so wie man die aus den germ. Sprachen in die rom. übergegangenen Lehnwörter längst in Schichten teilt. Die Nichtbeachtung des chronologischen Momentes hat B. dazu verführt, nicht nur Wörter des 13. neben solche des 8. zu stellen, sondern gelegentlich auch unter den it. Gallizismen der Zeit bis 1300 ein Wort anzuführen, das aus viel späterer Zeit stammt, und daher seine Entlehnung aus einer Ursache herzuleiten, aus der es nicht überging. S. 65 sagt B.: colle crociate stanno in connesso ital. *almansore* . . . poi *turbante*, das er richtig von mfrz. *turban* herleitet. Nun ist frz. *turban* nach dem Dict. gén. aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bezeugt, *tulban* aus derselben Zeit, nur ein Jahrzehnt früher; die Bemerkung Philipps von Commines *ceste toile qu'ils appellent tolliban* bezeugt nur den Gebrauch des Wortes in der fremden Sprache, nicht in der frz. und gibt auch eine abweichende Form des Wortes. Somit wurde türk. *tülbend* erst um 1550 in Frankreich bekannt und ergab mfrz. *tulban*, bez. infolge des Ersatzes des in der Volkssprache fehlenden *l* vor Konsonant durch *r* mfrz. *turban*. Wenn it. *turbante* überhaupt von frz. *turban* stammt, so kann es frühestens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus dem Frz. entlehnt worden sein; weder das frz. noch das it. Wort hängen mit den Kreuzzügen zusammen. Auf der nächsten Seite führt B. auf die burgund. Werkleute, die die Zisterzienserkirchen in Italien bauten, *marrame* und andere Wörter zurück und bemerkt schlieſslich, vielleicht sei hier auch parmigiano *viadana* „scalpello“ anzuführen, das nach dem REW. von frz. *bédâne* stamme. Dieses Wort ist nach dem Dict. gén. zuerst 1611 bezeugt, während die Zisterzienserabteien Italiens

nach B., 49 in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und in der ersten des 13. erbaut wurden. Man hat kein Recht, für das seit 1611 bezeugte *bédâne* ein Bestehen schon im 12. Jahrhundert anzunehmen. Auf S. 68 in den Anmerkungen belegt B. selbst Bezeichnungen frz. Stoffe aus it. Inventaren des 14. und 15. Jahrhunderts, also aus der Zeit nach 1300, und verzeichnet S. 70 *flanella* aus frz. *flanelle*, das erst seit dem 17. Jahrhundert bezeugt ist, und *amoerre*, *amuerre* (dafür bei B. infolge Druckfehlers *aumerre*) von frz. *moire*, das bei demselben Autor wie *flanelle*, nämlich Ménage auftritt. B. hat die Zeit des Auftretens der it. Wörter bestimmt, soweit es ihm möglich war, was anzuerkennen und zu loben ist; er hätte aber auch das Alter der frz. Wörter studieren sollen, von denen er die it. herleitete. In den Schlufsbemerkungen vergleicht B. den sprachlichen Einflufs Frankreichs auf Italien mit dem auf andere Länder und findet die beiden Einwirkungen verschieden nach ihrer Dauer (S. 265 f.). In Spanien, Deutschland, Holland, England habe der frz. Einflufs einen dauerhaften Erfolg gehabt; in Italien dagegen sei der direkte Einflufs nur vorübergehend gewesen. L'influsso francese in Italia, sagt er, più che diretto fu indiretto; er habe die Kultur der Renaissance als nationale Reaktion erzeugt und so die beiden Epochen, die der modernen Zivilisation vorangehen, das Mittelalter und die Renaissance miteinander verbunden. Schliefslich behauptet B., der sprachliche Einflufs Frankreichs habe sich nicht nur direkt in der Einführung zahlreicher Lehnwörter, sondern auch indirekt in der Verwendung des It. als Schriftsprache geäufsert. Diese Verwendung sei nicht zufällig der frz.-prov. Einwirkung gleichzeitig; vielmehr habe die afrz. und die aprov. Literatursprache als Muster gedient. Gegen die Annahme eines wesentlichen Unterschiedes zwischen dem frz. Einflufs auf Italien und dem auf andere Länder hat sich schon Salverda de Grave a. a. O. gewendet und mit Recht. Die aus Frankreich übernommene Kultur des Rittertums überlebte nicht nur in Italien, sondern auch in den Ländern West- und Mitteleuropas die Zeit der Renaissance nicht und die frz. Einwirkung rief nicht nur in Italien, sondern auch in den anderen Ländern eine nationale Reaktion hervor. Die Verwendung des It. als Schriftsprache mag durch das frz. Vorbild begünstigt worden sein; sie wurde aber nicht dadurch direkt hervorgerufen. Den ungefähren zeitlichen Zusammenfall der Verwendung der Volkssprache zu schriftlicher Darstellung mit dem frz. Einflufs kann man nicht nur für Italien, sondern auch für andere Länder West- und Mitteleuropas behaupten. Überall beobachtet man zunächst einen Gebrauch der Volkssprache zu literarischer Darstellung durch die Geistlichen, die eben zuerst der einzige schriftlicher Darstellung fähige Stand waren und die Volkssprache zur religiösen Belehrung der Laien brauchten, erst später eine Verwendung der Volkssprache zur schriftlichen Darstellung profaner Gegenstände. Das hängt mit der allmählichen Beseitigung des Bildungsmonopols der Geistlichen, mit dem kulturellen Aufstieg der Laienwelt zusammen, in Frankreich ebenso wie in Italien. Diese in ganz West- und Südwesteuropa, wenn auch in verschiedenem Tempo, eintretende allgemeine kulturelle Entwicklung bewirkte die Verwendung der Volkssprache statt des Lateins zur schriftlichen Darstellung, nicht der frz. Einflufs auf Italien. Dieser wirkte nur insofern mit, als er die höhere Bildung des Rittertums und damit von Laien nach Italien brachte. Die Tatsache, dafs die Volkssprache in Italien etwas später als in Frankreich zu literarischer Darstellung gebraucht wurde,

hat ihren Grund in der gröſseren Ähnlichkeit des It. mit dem Latein, die ein Aufgeben des Lateins nicht so notwendig erscheinen lieſs wie in Frankreich. Sonst aber hat die Verwendung der Volkssprache in Italien wie anderswo ihre Ursache in allgemeinen Kulturverhältnissen.

Die einzelnen Artikel des Hauptteils, des Saggio storico-linguistico gäben zu manchen Einzelbemerkungen Anlaſs, die aber hier unterdrückt werden sollen. Zusammenfassend kann man sagen: das Neue und Gute am Buche Bezzolas ist die zusammenhängende Darstellung der kulturellen Beziehungen zwischen Frankreich und Italien im Mittelalter und die geordnete, wenn auch unvollständige Sammlung der frz. Lehnwörter des It., während die allgemeinen Bemerkungen zur Theorie des Lehnwortes am Anfang und die Schluſsbemerkung Bedenken erwecken. Vermiſst wird, wie bereits Salverda de Grave bemerkte, eine Behandlung der lautlichen Verhältnisse der Lehnwörter. Vielleicht gibt uns Bezzola später, mit Weglassung anfechtbarer allgemeiner Erörterungen, eine allseitige und vollständige, dabei etwas konzisere Darstellung der frz.-prov. Lehnwörter des Italienischen.

Josef Brüch.

Adolf Kolsen, *Trobadorgedichte. Dreiſsig Stücke altprovenzalischer Lyrik.* Zum ersten Male kritisch bearbeitet. Halle, Niemeyer 1925. VIII + 72 S. kl. 8⁰. (Sammlung romanischer Übungstexte, herausgegeben von Hilka und Rohlfs, VI. Band.)

Kolsens Art, Troubadourgedichte, die noch nicht kritisch herausgegeben sind, zu bearbeiten und sie in ziemlich zwangloser Folge zu veröffentlichen, ist so bekannt, daſs ich die Vorzüge und die Mängel dieses Systems nicht mehr zu erörtern brauche. Auf den ersten Blick mag es merkwürdig scheinen, daſs er eine solche Folge zur Benutzung bei Seminarübungen und zum Selbststudium bestimmt, aber eine Probe, die ich in meinem Königsberger Seminar gemacht habe, ist befriedigend ausgefallen. Die Texte bieten Beispiele der wichtigsten Dichtungsformen, sie sind abwechslungsreich und zumeist interessant, nicht zu leicht, auch nicht allzu schwer. Die Anmerkungen geben manche Hilfe, das Glossar ist kurz. Es bleibt genug zu erklären, und es bleibt auch allerhand zu bessern, wie ich nun versuchen will.

Stück 1, Vers 14/15 ändert Kolsen: *Qe ben sabetz q'om per vilana No fai gran bruit ni gran ufána*, der Text von a¹, der einzigen Hs., gibt aber einen ausreichenden Sinn *qom* (wie) *p. v. No fon g. b.* V. 24 würde ich ohne das Komma schreiben *Qan la trop grasseta ni plana* und *plana* nicht mit „schlicht, einfach" erklären, sondern mit „glatt". — 2, 14 scheint es mir eine Subtilität, wie Kolsen sie liebt, *q'i entent* abzuteilen statt *cel qi entent et enquier.* — Stück 3, eine Kanzone des Albertet, zitiert Matfre Ermengau als *canso* des *en Raimbaut de Vaquieiras* (der Name V. 31503 ist durch den Reim mit *manieiras* gesichert), und er bringt die Strophen I, II, VI, V ganz. Von den Lesarten des Breviari ist besonders die zu V. 14 bemerkenswert, der in Kolsens Text wenig befriedigt: *E s'ieu desrenc e laiss'anar mo fre.* V. 25 besser *Vil tenez* oder *Viltenez me*; 27 l. *Failliz, qu'e·us plevisc per ma fe*; 35 *cors* mit allen Hss. wie übrigens auch in 9, 7; 41 Komma hinter *me* und

nicht hinter *prec.* Die gute Konjektur *enojos* am Schlusse wird durch *enuios* im Breviari bestätigt. — Die unter Nr. 5 zusammengefafsten Stücke bieten manche Schwierigkeiten, weniger die Fragestellung des Bauzan (a) als die Antwort des Delfin (b) und die Replik des Bauzan (c). Das geht so weit, dafs die dritten Strophen in a, b und c nicht erkennen lassen, welche Meinung die beiden Streitenden über das Verhältnis von *drut* und *tozeta* haben. In a 17 bieten wohl DMa[1] die bessere Lesart, wie auch in V. 20 und in b 15. In b 19 Komma hinter *mestiers,* in V. 21 kein Fragezeichen, sondern Punkt. Die Deutung des Namens oder Verstecknamens V. 39 ist zu gesucht. Die Tornada in Q würde ich folgendermafsen herstellen: *E sai·n una ab gai cors plaçen En qe fora mes iuçamen, Mas pro vei qe n'i a de trit* (= *tri*). In c 5 Fragezeichen hinter *bes* und in V. 7 Punkt hinter *passar.* V. 9 ff. druckt Kolsen *Be·m deuriaz creire d'amar Del chausir que·us a premer mes*; l. *deuriaz, crei, reclamar* und *ai* statt *a* und Doppelpunkt hinter *mes.* V. 12 l. *C'amors es q'om non deu celar.* V. 18 ist *avol* unmöglich; vielleicht *on vol joven en prez montar.* V. 27 l. mit der Hs. *Q'el poing* (auf dem Punkt) *de valor fai estar Lo toset.* — Stück 6 ist das Sirventes des Bischofs Robert von Clermont, das gegen Peire de Maensac, in Wirklichkeit aber gegen den Dalfi d'Alvergne gerichtet ist. Es scheint die Antwort auf dessen Sirventes (Grdr. 119, 9),[1] ist jedenfalls in demselben Metrum und hätte also nicht von ihm getrennt werden sollen. *chatz* in V. 9 bedeutet schwerlich „Kriegsmaschine", es mufs ein Eigenname sein. V. 21 war *lui* vorzuziehen. — 7, 4 *çai venir* ist durch das unmittelbar folgende *lai* ausgeschlossen; ich würde *cartenir* im Sinne von *amar* nehmen. — Nr. 8, die Tenzone zwischen Gauseran und seinem *cozin,* ist nicht ganz leicht. V. 5 kann es nur heifsen *Qe laissetz manentia.* V. 9 gibt *Anz voil esser rics hom que son Que pecs ab cortezia* aus a[1] einen Sinn, aber auch *hom q'om son* „von dem man redet" in O ist zu erwägen. V. 16 ff. würde ich etwa schreiben *Ja no m'en faran col ni cais, Gauseran, q'ieu per un[a] lais Donc qant eu ai et* [*aurai*] *mais.* V. 23 *senz vestir* ist soviel wie *nuda.* — Zu den Kanzonen von Gaucelm Faidit, Stück 9—15, habe ich wenig zu bemerken. Über Andrieu de Fransa 9, 41 vgl. Niestroy, Der Trobador Pistoleta S. 75. 9, 40 ist *seriatz* besser gestützt. 9, 44 würde ich *lieis* stehen lassen und dementsprechend V. 45 *es.* V. 49 und 50 verstehe ich nicht. *Non ametz Dieu* statt *Non amet us* scheint mir den Sinn noch dunkler zu machen. — 10, 78 l. mit der Hs. *e·l mals poders.* 13, 58 *geu* statt *gen* ist Druckfehler; die Korrektur ist sonst überaus sorgfältig gelesen. — Stück 14, nur in E überliefert, ist gewifs eine Kanzone, und auch die Anfangsverse liefsen sich mit einigen Umstellungen auf vier Zehnsilbner mit den Reimwörtern *talan, robis, vis, semblansa* bringen. Hält man das Gedicht für einen Descort, so darf man kaum die Reimwörter im folgenden so ändern, wie es Kolsen, übrigens mit Glück, siebenmal getan hat. V. 13 *Que·m fai aucir la soa fin'amansa* ist keine glückliche Änderung; Hs. *faich auzir,* l. *fai chauzir.* — Guillem de Berguedan sagt in dem Sirventes Nr. 16 von Berengier de Monclar: *Que de premiers fo abat, Mas pois a apostatat.* Die Hss. DI haben V. 22 *Mas lo reis la apostaz,* H: *El rei an faita poestat*; will man bei DI bleiben, so

---

[1] Vgl. u. a. Strofiski, Annales du Midi XVIII, 477, A. 7.

schreibe man *Mas lo reis l'a a postat.* — Nr. 17, von Guillem Rainol d'At,[1] würde ich nicht eine Kanzone in Gesprächsform nennen, sondern wie 231, 4 eine fingierte Tenzone mit einer Bürgersfrau. Sie ist weitaus das merkwürdigste, aber auch das schwierigste Stück der ganzen Sammlung. Ich hoffe zu ihrer Erklärung einiges beizutragen. V. 3 heifst wohl „so hätte ich auch getan, wenn nicht ihr Wille [anders] wäre". V. 4 l. *Ma dona·m dis c'ai* (Hss. *car*) *de lleis cambiat.* V. 6 heifst *don Rainier l'afillat* nicht „Herrn R.'s Stiefsohn = mich?", das wäre grammatisch kaum möglich, sondern „Herrn R. den adoptierten Stiefsohn", nämlich seinen eigenen. Strophe II ist schlecht zu verstehen. *estrunat* 26 ist gut, besser wäre aber *estrenat.* Die Verse 30 ff. spielen auf ein Liebesabenteuer an, wie wir es aus Fabliaux und Novellen kennen. Die Frau hat ihn bei seinem Besuche unter einem grofsen Wäschestück versteckt und neckt ihn freundschaftlich mit ihrem gemeinschaftlichen Erlebnis. *E no·us tengatz ges a regastenat* (Kolsens Auffassung ist geistreich, aber zu spitzfindig) *Qu'e·us ai cubert en lansol bugadat*, *Que era totz ces estandiers de lin.* „Und haltet es nicht für einen Vorwurf gegen Euch, dafs ich Euch mit einem aus der Wäsche gekommenen Bettuch zugedeckt habe, das aus Leinen ohne Fehl war"; *ces* = *ses*, und *estantier* D, *estantior* H, *estandier* I werden wohl ein **escantier* vorstellen, das man sich denken könnte, und *ses escantier* etwa frz. *sans chanteau* entsprechen. Nun kann er antworten: *Domna*, *ben sai que·us er guizardonat Que no·m mesés en bassac pertussat*; so wenigstens würde ich die erste Hälfte von V. 34 herstellen. V. 40 als Rede des Dichters zu verstehen *Ben vos plevisc, bell'*, *aunest sobrefin.* V. 43 ist ganz mifsverstanden, l. *Qu'eu er'ensencha, c'avi'encargat*, „ich war ja schwanger [natürlich von dem Dichter!], ich hatte ja aufgeladen"; das zeigte sich daran, dafs, als sie auf die zinnengekrönte Stadtmauer stieg, sie krank auf ein Kissen fiel, und nun *Eu conuc ben con n'avias peccat E fui dolent' ab vos per amistat.* V. 59 ff. hat Kolsen: *Si fossetz lai on vos fon destinat*, *Foratz al bois part Sancta-Trinitat*, *Al port de Sorc*, *en terra de sanguin!* Ich übersetze: „Wenn Ihr dort gewesen wäret, wo es Euch bestimmt war [von den neidischen anderen Frauen], wäret Ihr im Wald über Sainte-Trinité hinaus gewesen, [ja sogar] im Hafen vnn Tyrus (l. *Sor* mit D), im Lande Sanguins!" Schon in dem ältesten französischen Kreuzlied (Les Chansons de croisade p. p. J. Bédier, S. 9) wird *la gent Sanguin le felun* erwähnt.[2] — In dem Partimen zwischen Rofian und Izarn, St. 19 sehe ich V. 42 als eingeschoben an und übersetze, „denn nichts hält sie ab (*no·us* = *no·ls*) in den Tod zu gehen, diejenigen, welche gut und tapfer sind". V. 53 *be·m plai qe·ns auj'amdos + Raimon del Plan.* Ein *En P. R.* im letzten Verse ist *En Peir Raimon.* — In Nr. 20 Punkt hinter *enrequit* 19 und hinter *amar* 22, Komma hinter *mantenir* 23. V. 20 und 23 l. *qui*; 35 *percasa*; 45 ff. würde ich belassen *S'un coutel, s'ieu non l'afil*, *Non vol taillar*, *al fozil Grazisc lo taill*;

---

[1] Der ganze Nachlafs dieses begabten Dichters ist jetzt kritisch herausgegeben, nämlich 231, 1 a = Grdr. 80, 6 von Stimming, Bertran de Born, grofse Ausgabe S. 136; 1 ist unser Gedicht; 2 von Appel, Rev. d. langues rom. XXXIV, 34; 3 von Naudieth, Der Trob. Guillem Magret, Beiheft 52 zur Zts., S. 135; 4 von Kolsen, Dichtungen dez Trobadors S. 61.

[2] Diese Erklärung fand ich nachträglich auch in der kurzen Besprechung von Schultz-Gora, Arch. CL, 304—5.

53 ziehe ich *val* vor. — 21, 6 ist *dic* unmöglich; l. *di* oder *ditz*. V. 50 *m'enten* nnd 51 *dic* würde ich behalten, auch kein Fragezeichen in 52 setzen. — 23, 43 und 46 würde die Schreibung *mal traire* deutlicher sein. — Den Dichter von St. 24 nenne ich mit den Hss. Pons de sa Garda. V. 18 und 43 streiche das Semikolon. — In der Kanzone des Raimbaut d'Äurenga, St. 25 ist der Anfang von Strophe V ganz mifsverstanden: „Gott [d. h. Christus], der vierzig Tage zubrachte [mit Fasten in der Wüste], wonach er die Welt (*mon* mit den Hss.) loskaufte". Kurz vorher, V. 39 bedeutet *en als cors non col* „auf anderes nehme ich nicht meinen Lauf". — Die Anspielung auf Isoldes Liebestrank in der nächsten Kanzone kommt nicht richtig heraus; ich würde V. 27 ff. lesen: *Car ieu begui de la* (so in A) *umor Que·us dej'amar a celada. Tristan, qan la·il det Yseus gen La bella, no·n saup als faire.* In V. 49 fasse ich Carestia als Spielmannsnamen auf und beginne die Tornada *Carestia, esgauzimen M'aporta d'aicel repaire.* — 27, 9 l. *fo·m*. V. 63 bedeutet *enpleg* wohl „ich stelle als Bürgschaft". Manches andere bleibt in dieser Kanzone des Raimbaut de Vaqueiras dunkel. — 28, 2 gehört das Komma nicht hinter *vos*, sondern hinter *benestar*. V. 39 gibt *olan* von L einen Sinn: „wohin er auch gehe" (*o'lan*). — In dem Partimen Str. 29 fällt auf, dafs *voliatz* 16 zweisilbig und *siatz* 22 einsilbig gemessen sind, obwohl auch die handschriftliche Überlieferung dagegen spricht. V. 38 l. *voill*, 40 *hai*. — 30, 24 in der bekannten Kanzone des Uc de Pena, ist *de Franss' Andrieus lo ros* eine sehr interessante Lesart, doch dürfte *tos* in D die bessere sein. Zu Andrieu de Fransa oder de Paris vgl. auch Niestroy, Der Trobador Pistoleta, Beiheft 52 der Zts. f. rom. Phil., S. 75 und zu Golfier de la Tors vgl. Naudieth, Der Trobador Guillem Magret, ib. S. 120.

† Alfred Pillet.

Paul Max Groth, *Kulturwandel und Bedeutungswandel.* (Münch. Diss.; erscheint in Idealistische Neuphilologie 1927.)

Hinter dem allgemeinen Titel verbirgt sich die Besprechung eines einzelnen Falles der altfranzösischen Bedeutungsentwicklung: Und zwar wird diejenige von *cointe* recht fleifsig, die von *acointier* sehr mangelhaft dokumentiert.

Die methodische Absicht ist erfreulich und unterscheidet sich zu ihrem Vorteil von den üblichen Schlagwörtern des Idealismus:

„Vor allem macht es sich stark fühlbar", sagt der Autor, „dafs man aus einer Psyche heraus an die Dinge herantritt, der das Sprachgefühl jener Zeit zu einem Grade abgeht, der uns nicht einmal fafsbar ist".

Das liest sich besser als Spitzers klassische Bemerkung zu dem parenthetischen *fait-il* in Arch. Rom. VIII, 350 ff.:

„Am deutschen Parallelgebrauch allein kann ich mein Sprachgefühl für die romanische Wendung schärfen. Das deutsche Wb. gibt ... Beispiele: *Wie macht der Hund? Er macht wauwau! Der Angeredete machte verwundert o!* ... Nun fällt es einem wie Schuppen von den Augen: *Machen* gilt ursprünglich jeder Gebärde".

Da wird man dann aber gefragt: Warum sagte man denn im Französischen des 12. Jhs. *fait-il* „macht er", aber nicht *fist-il* „machte er"? Sondern eben

dist-il? Und warum ist dieser problematische Zustand gleichzeitig mit dem Verstummen von *s* vor Konsonant? Groth ist zu klug gewesen sich der Farbbrille solcher Intuition prinzipiell zu verschreiben, und so wird man die erheblichen Schwächen seiner Arbeit vor allem gänzlich ungenügender Leitung des Anfängers zuschreiben.

Über das älteste Beispiel für *cointe* im Altfrz. lesen wir zu Anfang:

„(L, 12. Jh.:) *uait par les rues dunt il ia bien fut cointe*
(P, 13. Jh.:) *uait par les rues dunt iadiz fu bien cointes*
(S, 13. Jh.:) *uait parmi la rue u il fu ia bien cointes*

Aus dem Sinn der Gesamtsituation heraus ist die Stelle wiederzugeben mit ‚er geht durch die Strafsen, die er kannte‘[1] oder, um ein Adjektiv zu wählen,[1] ‚deren er kundig war‘. Zieht man auch noch die vorhergehende Zeile heran, die im Original etwa gelautet haben mag:

**eist de la nef e uait errant* (oder *endreit*) *a Rume,*

so sieht man, wie es ihn mit allen Fasern seines Herzens nach Rom zieht, wie er gerührt durch die bekannten Strafsen seiner Vaterstadt geht — einer jener knapp gezeichneten, feinen Züge, an denen das Werkchen so reich ist.

Gewisse Bedenken erregt nur das *ja* von L und S. Diese lösen sich jedoch rasch, wenn man erwägt, dafs das Präteritum auch gleichzeitig als Plusquamperfektum im Gebrauch war; die Darstellung gewinnt in diesem Sinne für uns an Vertiefung. Der Sinn ‚die Strafsen, die er früher (man vergleiche vor allem das *jadis* von P!) gekannt hatte“, stellt es dem Leser frei, die Gefühle des Heimkehrenden nachzuempfinden, der Vieles vergessen hat, dem Neues fremd ist.“

Ich habe mir nicht versagen können, diese Blüte der Münchener Neuphilologie umständlich zu zitieren.

Das afrz. positive *ja* bezieht sich auf einen vergangenen oder zukünftigen Zeitpunkt, entweder absolut („einst“) oder relativ („schon“, „sofort“ Passion 243). Es steht im Satzinneren meist schwachbetont:

Passion 424 ab lui parlet si(l) con jau (?) dit;
474 al dezen jorn ja cun perveng;
Gormund Cil qui fut ja sis escuiers;

Jede Unterstreichung zwingt das Wort an den Satzanfang zu stellen:

Passion 241 Pilaz cum audid tals raisons,
Ja lor gurpis (l: gurpit wie 267) n[ost]re sennior.

Dieses unterstrichene *ja* „schon“, „sofort“ entwickelt sich zur Beteuerung, und zwar nach Abschlufs der Diphthongierung oder Vorschiebung von frei Ton-*a*, denn sonst wäre ja **gié* und nicht *ja* das Resultat gewesen.

Passion 335 Jal vedes ela si morir „Obschon ihn Maria so sterben [sah“.
371 Ja fos la chars de lui aucise „obschon sein Fleisch [tot war“.
430 Ja dicen tuit;
Leod. 73 Ja fud tels hom;
77 Ja lo sot bien.

---

[1] „kannte“? Es sind mindestens 1200 Jahre her, dafs *cognitus — cointes* kein Partizip mehr ist!

Ich habe sämtliche positiven Fälle von *ja* in Passion und Leodegar gebucht. Alexius ist insofern altertümlicher als diese beiden, als er beteuerndes *ja* nicht zu brauchen scheint. Erst die jüngeren Hss. schreiben (439) *ja est*, statt *purquem*, (440) *ja est* statt *co est*. Infolgedessen ist es völlig unmöglich aus obiger Alexius-Stelle etwas anderes herauszulesen als:

„Er geht durch die Strafsen, deren er einst sehr kundig war". —

Ebenso unmethodisch wie der grammatische Teil, ist die ästhetische Betrachtung über die zitierte Stelle:

Warum soll es ihn mit allen Fasern nach Rom ziehen? *Vait errant* bedeutet im 11. Jh. sicher noch nicht „er eilt", sondern „er geht zu Fufs"; vgl. Alexius 76, 113, 190. Nach Hs. L geht er zwar geradewegs nach Rom, wäre aber lieber nicht hingegangen: 202 „*ci ne volisse estre!*" Aber er überwindet die Hemmung und folgt Gottes Willen. Also umgekehrt wie Groth interpretierte, indem er sein Heimatsgefühl einem mittelalterlichen Asketen unterschob.

Nun wird die weitere Entwicklung von *cointe* „kundig" zu *cointe* „schlau", „klug" ansprechend darstellt, und am Schlusse betont, dafs diese Bedeutungsflora dem Provenzalischen fehlt.

Und das Lateinische? Hat der Vf. nicht gefunden wie bedeutsam alle Ableitungen von cognoscere für die Rechtsprechung bis ins Mittelalter waren? Der Richter ist *cognitor*, der in alle Einzelheiten eingeweihte Richter oder Kaiser ist *cognoscens*; *causa cognita* „sachkundig" soll gerichtet werden. Ich empfehle G. und seinen Beratern die Lektüre von Cicero: *in Verrem* (I) und dann die ersten Abschnitte der *Pandekten*. Bei Cicero hätten sie Stellen wie die folgende gefunden:

„Mea quidem ratio, cum in praeteritis est rebus cognita, tum in reliquis explorata".

Dann hätte G. nicht geschrieben oder seine Berater hätten nicht durchgehen lassen: „Die Überlieferung setzt ein mit der Bedeutung „kundig, klug". Diese hat ihre festeste Wurzel in der religiösen Literatur als Hauptsphäre des Geistigen und Geistlichen". Ist denn der Autor dieser geistlichen Sphäre nachgegangen? Oder hat er sie, wie die Juristische, auf sich beruhen lassen?

„Zur Zeit Chrestiens ..., bieten Gebrauch und Bedeutung von *cointes* ein ganz anderes Bild, jedoch nur in der höfischen Literatur, während die religiöse und die *eh. d. g.* auch in den Bedeutungen konservativ sind".

Das ist scharf gesehen. In der Tat scheint *cointe* „höfisch" Walter von Arras noch fremd. Bei ihm kann ich nur *cointement* „heimlich" belegen.

Aus diesem neuen *cointe* „höfisch" entwickelt sich nun eine jüngere Bedeutungsflora, deren gute Analyse mit der Feststellung endet:

„Die neuen Bedeutungen finden sich im Provenzalischen lange vor der Chrestienzeit; man darf deshalb mit Sicherheit auf Bedeutungsentlehnung aus dem Provenzalischen schliefsen".

Gut! Mit dieser Bemerkung hätte nun aber die Analyse nicht schliefsen, sondern im Gegenteil ihr Hauptteil beginnen müssen. Denn was in den vorhergehenden Seiten als „Entwicklung" dargestellt worden war, hat sich ja nun als „Entlehnung" herausgestellt. Die eigentliche Untersuchung, diejenige

über die provenzalische Bedeutungsentwicklung beginnt also da, wo G. aufhört.

Im Gegensatze zu diesem wiederum sehr empfindlichen Mangel wird das spätere Schicksal von *cointe* „höfisch" im Altfranzösischen einwandfrei dargestellt. —

Dann wendet sich der Autor zu *acointier*. Dieser letzte Teil fällt sehr ab:

Für *acointier* im erotischen Sinne bringt G. nur folgende alten Stellen: M. Brut. 3986, 3989; Folie Trist. Bern 81; und Fabliaus. Und hieraus folgert er: „Die Entstehung dieser erotischen Bedeutung von *acointier* in einer (höfischen oder volkstümlich) erotischen Sphäre und ihr Euphemismus schließsen eine Beeinflussung durch die Bibelsprache (*cognoscere!*) aus, für die auch nicht der geringste positive Beweis vorzubringen ist." Wirklich?

Der älteste geistliche Beleg, den ich besitze, befindet sich in der Thomaslegende (ca. 1175) Vers 314:

Quida cil ke il fust o la dame kuchez;
. . . . il li ert acuintez.

Das ist also die eindeutige Redeweise eines Geistlichen. Diese Beobachtung wird vertieft und bestimmt durch mein zweites ungefähr gleichaltes geistliches Zeugnis:

Eructavit 1605 Se l'ame qui a Dé s'est jointe
Por sa folie ailors s'acointe,
Puis qu'ele iert del pechié retraite . . .
Si ait en Deu bonne esperance.

Der Sinn ist der folgende: Wenn eine Frau ihrem Mann die Ehe bricht, so verzeiht er ihr nicht. Aber Gott verzeiht!

Verfasser des Eructavit ist vermutlich der Prediger und Beichtvater englischer Prinzen und französischer Prinzessinnen: Adam von Perseigne. Die Dichtung ist der Marie von Champagne gewidmet, lobt sie und ihren Charakter. Das genannte Stück ist meiner Ansicht nach eine versifizierte Predigt. Sie kann als Muster für den geistlichen Ton an den Höfen von Eleonorens Töchtern gelten, ob nun Adam der Verfasser ist oder nicht.

An der Grenze zwischen Geistlichem und Weltlichem befindet sich der älteste Beleg, den ich überhaupt für *acointier* „lieben" besitze, derjenige aus Waces Alexandriner-Rou, den man etwa 1165 ansetzen kann:

Rou II, 3564 A Richart fist sa fille doner e noceier:
Bien poeit desormais deduit d'homme acuintier;

Außerdem braucht Wace noch *acointement* im gleichen Sinne. —

Damit haben wir den analytischen Teil des induktiven Verfahrens bis zu einem vorläufigen Abschluß gebracht und können zur Synthese übergehen. Synthese auf unserem Gebiete ist das Feststellen des Gemeinsamen aus einer Reihe ähnlicher, d. h. raumzeitlich und sachlich verwandter Fälle.

Da ergibt sich dann das folgende Überraschende:

Eructavit entstammt dem intimsten Kreise von Eleonorens Kindern aus beiden Ehen. Die Thomaslegende gilt dem langjährigen Kanzler (1155—1162) Heinrichs II. Da Eleonore 1152 den englischen König heiratete,

so hat auch die Umgebung des Thomas ihren Einfluſs gespürt. Und daſs Guernes de Ste Maxence zu dieser Umgebung gehörte oder ihr nahe stand, wird von niemand bezweifelt. Er ist in alle Einzelheiten von Thomas und Heinrichs II. Leben auf das Intimste eingeweiht.

Rou ist im Auftrage Heinrichs II. angefangen und, als Eleonore bei Heinrich in Ungnade fiel, abbestellt worden. Es ist die wahrscheinlichste Annahme, daſs auch der Münchener Brut von einem wallonischen Kleriker am Hofe Heinrichs und der Eleonore stammt.

S'acointier im eindeutig erotischen Sinne ist also zuerst in der näheren und weiteren Umgebung von Eleonore von Aquitanien belegt, und zwar im Munde von Geistlichen. Durch Predigt und Beichte dürfte sich also *acointier* „lieben" verbreitet haben, wie heute sich der Ausdruck *verkehren* durch Ärzte verbreitet. —

Ganz anders das höfisch-erotische *acointier* des 12. Jhs. Es ist (und das hätte Groth sehen müssen) nicht eindeutig, sondern vieldeutig „galant verkehren". Aber genau wie das geistliche „sexuell verkehren" kommt es zuerst in der weiteren Umgebung der Eleonore, und zwar an den Höfen ihrer Töchter vor:

Ille 6263 Lasse! Quel bliaut me vesti
Amours quant Illes m'acointa. —

Für den Gefühlswert ist besonders die kupplerische Stelle der Lunete im Yvain 1963 aufschluſsreich:

„Cinq cent dahez et ame . . .
Qui maine en chambre a belle dame
Chevalier qui ne s'an aproche
E qui n'a ne langue, ne boche,
Ne san don acointier se sache." —

Was für die Geistlichen eindeutig oder Ehebruch ist, das ist für die Höfischen vieldeutig gemeint von der ersten Annäherung bis zum Minnelohn.

Will der weltlich-höfische Dichter des 12. Jahrhunderts eindeutig sein, so bleibt ihm also nur das Bibelwort über:

Cligès 5237 „Onques ancor ne me connut,
Si comme Adans connut sa femme".[1]

Immerhin bestehen zwischen beiden Worten *connoistre* und *acointier* nächstliegende Assoziationen wie die folgende Christiansche Konsoziation zeigt:

Yvain 6728 Yvain . . . .
Qu'elle voloit mout acointier
Et mout connoistre et mout vëoir.

Beide im Sinne „liebender Annäherung" und auf die sinnliche Laudine bezogen.

Mein bisheriges Material läſst sich vielleicht folgendermaſsen deuten:

Schon Wilhelm von Poitiers sagt *coinde* „höfisch"; *acoindar* „bekannt machen" erhielt vermutlich hierdurch an den südfranzösischen Höfen modisch-galanten Beigeschmack, vgl. *amorosa coindanza* (lies *acoindanza?*) des

---

[1] Übrigens ist bedeutsamerweise galantes *acointier*, soweit ich sehe, Erec und Cligès noch fremd!

Gaucelm Faidit. Eleonore brachte *coinde* „höfisch" und *acoindar* „galant verkehren" in den Norden. Die dort einheimischen *cointe* und *acointier* nahmen den modischen Sinn an, und die Hofprediger und Beichtväter ersetzten das eindeutige und hausbackene biblische *conoistre* durch das vieldeutige *acointier*.

Wie man auch zu meinen Vermutungen sich verhalten möge, man wird anerkennen müssen, daſs sie ein äuſserst interessantes Kapitel anschneiden. Ich habe diesen Abschnitt ausgeführt, weil das von G. über *acointier* Gesagte offenbar bestimmt war, meine Kritik in Archiv 147, S. 95 an Voſslers Ansicht zu entkräften: Voſsler hatte nämlich in Frankreichs Kultur gesagt:

„*Acointier* (*adcognitare*) „mitteilen, erzählen, darlegen, sagen" kommt schlieſslich dazu bald eine feindselige, bald eine liebevolle Annäherung zwischen zwei Personen zu bedeuten."

Darauf hatte ich erwidert:

> Der Ausgangspunkt ist unrichtig. *Adcognitare* gibt es gar nicht; *cognitus* ist schon lateinisch personalistisch „bekannt, erprobt", *acointier* heiſst also „bekannt machen, vorstellen" . . . wenn aber *acointier fame* eine geläufige Beschönigung im Sinne von nfrz. *baiser* wird, so liegt hier vermutlich biblisches Erkennen zugrunde.

Zugleich veröffentlichte ich mein ältestes geistliches Beispiel zu *acointier* „lieben" im Glossar meines Elementarbuches.

Voſslers intuierte Bedeutungssgeschichte von *acointier* ist noch ebenso falsch (*adcognitare!*) wie einst. Von dem von mir ihm Entgegengehaltenen brauche ich auch nach der G.'schen Dissertation nichts zurückzunehmen.

So weit war diese Rezension, als mir Groth auf eine briefliche Kritik an seiner Darstellung von *acointier* folgendes sehr Merkwürdige mitteilte:

„Die Arbeit ist ursprünglich unter dem Titel *acointier* und *cointes* eingereicht worden . . . und enthielt ursprünglich die ausführliche Behandlung von *acointier*.

Die von Ihnen angeführten Belege waren mir, bis auf den aus Eructavit bekannt."

G. kannte also mindestens das durchaus geistliche Beispiel aus der Thomaslegende. Und trotzdem schrieb er:

„Die Entstehung dieser erotischen Bedeutung von *acointier* in einer (höfisch- oder volkstümlich-) erotischen Sphäre und ihr Euphemismus schlieſsen eine Beeinflussung durch die Bibelsprache (*cognoscere!*) aus, für die auch nicht der geringste Beweis vorzubringen ist."

Hierzu wurden nur die Beispiele aus der höfisch-erotischen und volkstümlichen Sphäre zitiert. Das Beispiel aus der Thomaslegende aber wurde ausgelassen. Ein ebenso unkritisches wie unmethodisches Verfahren. Denn das älteste Beispiel ist doch das erste, das man nennt.

Warum wurde es also ausgelassen?

Warum wurde nicht der ganze Abschnitt über *acointier* ausgelassen?

Wer wird aber auch Dissertanten mit seiner Polemik belasten!

Um so schlimmer, wenn der Dissertant Talent zur Analyse zeigt: Denn das ist dann nicht Leitung; das ist Verleitung.

LEO JORDAN.

B. Luyet, *Dictons de Savièse* (Extrait des *Petites Annales valaisannes*, 1927) = Fr. 5,80.

M. Basile Luyet vient d'enrichir la littérature de Savièse par l'apport d'une contribution fort importante. Travail de réelle valeur, ses *Dictons* feront la joie des amateurs de folklore et de littérature patoise. La *Zeitschrift für rom. Philologie* n'est sans doute pas la dernière à s'en réjouir, puisque — sans le savoir, il est vrai — elle n'a pas été complètement étrangère à cette publication. M. L. veut bien nous apprendre que ce sont nos *Proverbes et dictons de Savièse*, parus ici-même, qui lui ont donné l'idée de faire paraître ses *dictons*. Seulement sa collection dépasse de beaucoup la nôtre. Elle renferme exactement 601 dictons.

Les lecteurs de la *Zeitschrift* n'ont plus besoin d'être orientés sur Savièse, son patois, ses proverbes et ses contes. Ils éprouvent sans doute quelque sympathie pour ce petit peuple qui a conservé presque intacts sa personnalité, sa langue et son costume. Et certes il a du mérite à le faire dans notre siècle de nivellement, et surtout si l'on pense que loin d'être favorisé par l'isolement, il entretient des relations continuelles avec la capitale. Chaque jour bon nombre de ses enfants prennent le chemin de la gare pour se rendre dans les usines, tandis que d'autres vont au loin demander à l'agriculture des ressources qu'ils ne sauraient trouver dans leur territoire trop exigu. Dans ces circonstances, le conservatisme suppose un tempérament d'une certaine trempe.

Dans son *avis au lecteur*, M. L. nous fait savoir qu'il prend le mot *dicton* dans le sens très général de *formule stéréotypée*; ses dictons embrasseront donc des proverbes, des bons mots et même de simples expressions imagées.

Le système de transcription se rapproche de celui que nous avons adopté nous-même. N'écrivant pas exclusivement pour les philologues M. L. s'inspire du système de transcription de la langue française, et n'a recours à des graphies étrangères que lorsqu'il a affaire à des sons patois inconnus au français. Je note les signes suivants: *ä* est l'*é* très ouvert de l'allemand *Bär*; *ə* est l'*e* „de qualité intermédiaire (entre l'*e* muet et l'*é* fermé français) avec timbre vélaire") l'*è* est un *è* très faiblement ouvert (moins que l'*è* français); *ü* désigne l'*u* français. L'emploi de ces signes a rendu superflus l'*e*, l'*é* et l'*u*. Parmi les consonnes, *sh* est une *s* légèrement aspirée, *jh*, un son intermédiaire entre *j* et *z*, *chh* un son intermédiaire entre *ch* et *s*; le *ny*, que l'auteur n'indique pas, est le *gn* français.

Quant à l'œuvre même l'auteur a été bien inspiré d'en faciliter la lecture en „l'aérant" un peu: de là des groupements logiques, des sous-titres qui sont comme les chapitres d'un livre. Voici les divisions principales: I. Calendrier, pronostics, travaux et jours. II. Travail, métiers et professions. III. La vie. IV. Les animaux, les plantes, les éléments. V. L'ordre des choses. VI. Les vertus et les vices. VII. Expressions diverses.

Les *dictons* sont cités en patois et suivis de la traduction à peu près littérale en français. Parfois, le sens du dicton est brièvement indiqué.

Rien de varié comme le contenu de cette vaste collection? Par les titres des chapitres on peut déjà se rendre compte qu'il y a de tout dans ces maximes qui représentent la sagesse d'un peuple. Les unes sont fort anciennes:

on le reconnaît aux mots archaïques et au sens difficile à déterminer; d'autres trahissent une origine fort récente, par ex. celle-ci: *è bouatè dè óẓa móoutron o kou è katson a tèita*: les filles d'aujourd'hui présentent leur derrière et cachent la tête. Il y a des dictons fort crus, d'autres pourraient être de Grosjean qui en remontre à son curé. Si un grand nombre en sont terre à terre, prosaïques, égoïstes, machiavéliques même (cf. 436), d'autres sont d'un bel idéalisme; lisez les sentences que M. L. a classées sous la rubrique: les vertus et les vices. La charité envers le pauvre, la dignité du pauvre y sont relevées parfois en termes profonds. Le problème de la souffrance est exposé et expliqué par des formules d'un pittoresque heureux: *i boun Djyo l'a achhya a toui oun motson d'a kroui* (293): le bon Dieu a laissé à tous un morceau de sa croix. — *L'an tsəkoun rloə kroui, əj oun mèi groucha, əj oun mèi pətita, ma i boun Djyo l'a pòrta a plo groucha* (295), ils ont chacun leur croix, les uns plus grande, les autres plus petite, mais le bon Dieu a porté la plus grande. Somme toute, si la morale qui se dégage de ces proverbes rappelle maintes fois celle des fables de La Fontaine, elle la surpasse cependant de beaucoup au point de vue idéal; sans doute, telle qu'elle est, elle ne remplace pas le catéchisme, mais elle porte l'empreinte de la morale évangélique.

La transcription de ces dictons a été surveillée avec un soin tout particulier. „Elle a été vérifiée à plusieurs reprises, nous apprend l'auteur, lettre par lettre et les philologues peuvent compter sur son exactitude minutieuse".

Bel exemple de probité philologique! Un examen attentif de ma part n'a pas infirmé ce témoignage. M. L. est un guide éclairé que l'on peut suivre avec confiance. Voici cependant quelques détails dans lesquels je m'écarte de sa manière de voir.

L'accent tonique n'a pas été marqué. Je persiste à croire qu'il faciliterait beaucoup la lecture d'un texte patois. Le fait que l'accentuation est soumise à des règles rigoureuses dans toutes les langues, ne me semble pas justifier cette omission. Mais il faut compter avec les typographes!

M. L. désigne par une graphie unique (*ou*) aussi bien le *ou* voyelle que le *ou* consonne. J'imagine qu'un lecteur non averti doit faire mainte confusion dans la prononciation de ces *ou*. M. L. rendrait service à tout le monde en imitant ici le *Glossaire* ou n'importe quel dictionnaire, qui se servent d'un signe spécial pour désigner le *ou* consonne (*w*, *o̱u̱*, *o̱u̱* etc.).

A mon avis, il faut écrire *ənóbló* (dicton 10. *ənobló*), *Notrə-Dama* (12 *Nóoutrə-D.*), *tót'ə* (19. *tòt'ə*), *tan djyo* (38. *tan djyó*), *le* (87. *lé*), *tsaoun* (116. *tsaon*), *mitchyä* (118.—121. *mətchyä*), *klóou dé mó.oué* (192. 456. 539 *də mo.oué*), *piṛijou* (239. *pəṛəjou*), *koundüite* (318. *kondüite*), *ókajhyon* (334. *okazyon*), *kounbət'* (424. *konbət'*) *ch'ënmiouə* (426. *ch'ënməoue*). M. L. écrit tantôt *tüi*, tantôt *toui*, *tsashyou* et *tsachhyou*, admettant ainsi deux prononciations pour ces mots; je crois que la première est la seule juste; *houa* (celle), au lieu de *ha*, ne me semble pas justifié non plus.

A propos de *ou* consonne devant *on*, M. L. a écrit cette note (p. 7, note 3) „Le *ou* consonne remplace généralement le *l* français: *ouanpya* (lampe), mais lorsque ce *ou* est suivi d'un *o*, les deux sons ont fusionné et l'oreille ne les distingue plus; ce serait, selon nous, se laisser suggestionner que de les transcrire séparément, nous écrivons donc *on* (long̃) et non *ouon*". Ceci est une pierre dans mon jardin. *Me*, *me*, *adsum qui feci!* Le fait est que cette

question du fusionnement de *ou* devant *on* est plus complexe que M. L. veut bien le croire; je n'en veux pour preuve que les mots suivants ou lui-même n'a pas su se garder de toute suggestion: il écrit *ou.ouon* (132), *trou.ouon* (168), *pou.ouon* (175, 248), et même *vó.ouonta* (319), etc. La question reste donc encore ouverte.

Enfin il y a la question des *è* et des *ó*. Je ne veux pas y toucher ici. M. L. prépare une étude à ce sujet. Elle sera la bienvenue.

Que ceux qui me voient m'arrêter à ces détails ne croient pas que je ne sache pas discerner la haute valeur du travail de M. L. Trouver dans une seule commune six cents dictons suppose de longues, patientes et heureuses recherches. Ensuite il a fallu disposer ces matériaux, les transcrire, les traduire. Le patient auteur y a sans doute consacré bien des veilles. Mais sa peine n'a pas été perdue: il a doté sa petite patrie d'une collection de dictons des plus riches qui existent en Suisse romande. Il peut s'appliquer le proverbe 101: *kan o.n a dè pin.na a fóchóṛa* | *o.n a dè pin.na a rèkòrta*, quand on a [eu] de la peine à piocher | on a de la peine à récolter.

M. L. a relevé quelques variantes. Elles sont instructives et peut-être faut-il leur attribuer plus d'attention qu'on ne fait habituellement. On peut grâce à elles surprendre le proverbe en voie de formation ou à la recherche de sa formule définitive. Pour ne citer qu'un exemple, le dicton 437. *d'oun pi fè ona fāva, d'ona fāva fé oun raka*ª (d'un haricot il fait une fève, d'une fève il fait une grange), je l'ai entendu formuler ainsi *d'oun pi fan ọna fā̦va, d'ọna fāva oun racā̦*ª, *d'oun racā̦*ª *ọna mountạgnye* (d'une grange [ils font] une montagne).

La récolte des proverbes a-t-elle livré ses derniers épis à Savièse? L'auteur ne le croit pas, ni moi non plus. Même en resserrant le sens du mot dicton, il y reste sans doute mainte belle gerbe à cueillir. Depuis une année que la *Zeitschrift f. rom. Philol.* a publié mes *Proverbes et dictons*, j'en ai recueilli moi-même un certain nombre. En voici quelques-uns d'inédits encore.

1. *Oun traǫ́ ky'oun fé pa a néⁱ dé*ᵉ*aṇ*, *che trouọué fé pō̆ mateṇ*, un travail qu'on ne fait pas la veille, se trouve fait le matin. Se dit plaisamment aux gens qui vont se coucher sans se déshabiller.
2. *Ọmó kye ché trompé*, | *fẹ́na kye pẹ́té*, | *fé trompẹ́té*, homme qui se trompe, femme qui pète, fait trompette.
3. *Ou̯'ā̦djyó* | *amịné ou̯'ā̦nó*, l'âge mine (?) l'âne.
4. *Ā couịt'oun ché mā̦ryé* | *ā ou̯ejị oun ché répiṇ*, à la hâte on se marie, à loisir on s'en repend.
5. *Che o.n-ā̦bró flọẓe d'outoṇ*, | *i mōᵒ oun da mijoṇ*, si un arbre fleurit en automne, il meurt quelqu'un de la maison.
6. *Byin.noẓou kye pǭrte*, *e fẹtse ba e tǭrne kyeẓị*, bienheureux qui apporte, dépose sur la table et retourne chercher.
7. *Ou̯'ê*ᵉ *fé a tsansoṇ*, l'air fait la chanson.
8. *A mò l'a pa de' rèmyẹ́dó*, à la mort pas de remède (Var. de Luyet 209).
9. *Chin l'é prẹ́ẹ̄ é róbạ*, voilà qui s'appelle prier et voler. Se dit d'une personne dévote et peu délicate pour le bien d'autrui.
10. *É bon j-otị* | *fan é bon j-ovrị*, les bons outils font les bons ouvriers.

11. *Gaba-té, gnyoun té gabé*, vante-toi, personne ne te vante.
12. *Can [fevri] rintré avoué a têita côzônãe*, | *chal'avoué a cavoua ënvézôlae*, quand [février] fait son entrée avec la tête couronnée (le beau temps éclaire les sommets), il sort avec la queue entortillée (il se termine par les brouillards et le mauvais temps).
13. *Mêimó to ou'a fé*, | *mêimó to oua*, tu l'as fait toi-même, toi-même tu l'as.
14. *Peti bóou, grou vën*, petit bois (de la vigne), beaucoup de vin.
15. *Ch'i póoué tsanté déean dodjy'ouze*, *chénédze kye va borla*, si le coq chante avant minuit, c'est signe d'incendie.
16. *Can n'-oun fé troua, n'oun fé rin*, qui fait trop ne fait rien.
17. *A Chën-Gazën fan ó conche é tsóou pó chai kyëntou dion métr'a têita*, à la Saint-Garin (30 août) les choux tiennent conseil pour savoir lesquels doivent mettre la tête.
18. *I mi dé mãe l'e i mi di j-epouënté*, le mois de mai est le mois des points de côté.
19. *I mi dé mãe fé byó tin can l'é pa mindró kyé déean*, au mois de mai il fait beau temps, quand il ne fait pas plus mauvais qu'auparavant.
20. *Ch'oun n-a d'adzin o promyé dzò kye tsante i coco, o.n-a prou d'ardzin tó ou'an*, si l'on a de l'argent le premier jour que le coucou chante, on a assez d'argent toute l'année.
21. *Ch'ī promye kye n-oun réconţré ou promye dé ou'an l'a byin d'ardzin, o.n-é pa a ou'étinche tó ouan*, si le premier qu'on rencontre le premier jour de l'an a beaucoup d'argent, on ne sera pas dans le besoin toute l'année.

CHRISTOPHE FAVRE.

Jean Haust, *La Houillerie Liégeoise*. I. Vocabulaire philologique et technologique de l'usage moderne dans le bassin de Seraing-Jemeppe-Flémalle. Ouvrage orné de 260 figures, rédigé avec la collaboration de Georges Massart et de Joseph Sacré. Liège, H. Vaillant-Carmanne 1925—1926.

Es gibt wohl kein Mundartengebiet der Romania, das eine so konsequent und ununterbrochen geführte Dialektlexikographie kennt wie die Wallonie. Seit mehr als 60 Jahren bringen die *Bulletins de la Société Liégeoise de littérature wallonne* mehr oder weniger umfangreiche Beiträge zur Kenntnis des einheimischen Wortschatzes. Darunter nehmen eine ganz besondere Stellung die Spezialglossare zu den einzelnen Berufen ein. Jahrzehnte bevor in der Sprachwissenschaft die Wörter- und Sachenforschung aufkam, erschienen hier Arbeiten wie „Vocabulaire des agriculteurs", „Vocabulaire des serruriers" usw. Allerdings zielten diese nicht über eine genaue Darstellung des Tatsächlichen hinaus; aber schon durch das was sie boten, wurde eine zuverlässige Grundlage für weitere Erforschung der Zusammenhänge geschaffen.

Zweifellos ist das Originellste, was die Wallonie in Arbeitsorganisation geschaffen hat, die Ausbeutung der Kohlengruben. Daher enthält auch einer der ersten Jahrgänge der *Bulletins* das *Vocabulaire des Houilleurs liégeois* von Bormans (1863). Seit dem Erscheinen dieses Glossars hat natürlich die

Technik grofse Fortschritte gemacht; auch wäre einiges darin zu rektifizieren gewesen. Daher fafste vor etwa 12 Jahren Jean Haust, der hochverdiente Vertreter der wallonischen Dialektkunde an der Universität Lüttich, den Plan einer Neuausgabe des Werkleins. Aus dieser Neuausgabe wurde nun aber ein umfassendes, neues Werk.

Diese sachlich wie philologisch gleich hervorragende Darstellung der Terminologie der Lütticher Kohlengruben verdanken wir der engen Zusammenarbeit des Philologen Haust, des Mineningenieurs Massart und des Werkführers Sacré. Sie wäre nicht denkbar ohne die wissenschaftlich durchdrungenen technischen Kenntnisse des Ingenieurs, ohne die Verwachsenheit des intelligenten und zielbewufsten Arbeiters mit allen Einzelheiten des Grubenbetriebes, am wenigsten ohne die Redaktionskunst und glänzende Darstellungsgabe Hausts. — In alphabetischer Reihenfolge werden die verschiedenen Ausdrücke verzeichnet und sorgfältig definiert. Besonders wertvoll werden die Artikel durch eine doppelte Illustration: einerseits sind alle Werkzeuge, grubentechnischen Einzelheiten, Bauten usw. durch sehr klare Zeichnungen erläutert, so dafs selbst der Laie rasch sich Klarheit verschaffen kann. Sodann sind die Artikel belebt durch zahlreiche Ausdrücke und Sätze, so dafs das Buch zu einer ganzen Phraseologie des Minenarbeiters wird. — Endlich sucht Haust auch ganz kurz die Etymologie der Wörter festzustellen, wofern sie nicht ihre genaue Entsprechung im Franz. haben. — Plan und Ausführung des Buches sind gleich vorzüglich.

Abweichende Auffassungen und Kritiken kann der nicht einheimische Romanist blofs am etymologischen Teil machen. Auch da regt sich der Widerspruch nur selten. — S. 32 gehört *boûrson* zu *BULTJO (s. mein *FEW*); das *-r-* ist demnach nicht primär, wie Haust meint, und die Ablt. von *boûr* „Holzstamm“ fällt dahin. — S. 96. *Esponde* wird als dem frz. *éponde* entlehnt aufgefafst. Einheimisch kann es allerdings nicht sein, da hier SPONDA durch *sponse* vertreten ist. Hingegen stammt das frz. Wort selber aus einem Minenbezirk. Die einzige Gegend, wo es belegt zu sein scheint, ist der Hennegau, und hier ist die Form *sponde* wohl einheimisch, wie auch fläm. *sponde* nahelegt. Daher mag *sponde* eher aus der Gegend von Mons, denn aus der Schriftsprache nach Lüttich verschleppt worden sein. — S. 113. In meinem *FEW* habe ich *hansî* an ANXIARE angeschlossen. Haust bestreitet *Bull. de dial. wall.* 13, 64 die Richtigkeit dieser Verknüpfung mit dem Hinweis auf das gesprochene *h-*, das auf einen onomatopoetischen Ausdruck hindeute. Ich glaube, dafs das eine das andere nicht ausschliefst. Angesichts von afrz. *ainse* > ANXIA usw. mag auch ANXIARE weitergelebt haben und dann onomatopoetisch um das anlautende *h-* verstärkt worden sein. — S. 120. Das Verbum *hiyî* wird erklärt als „altération“ von *hirî*. Dieser Ausdruck sagt zu wenig; man hätte die Ansicht des Autors gerne präzisiert gesehen, um so mehr als er auch bei anderen Artikeln wiederkehrt. — S. 203. Statt dtsch. *spritzen*, lux. *stretzen* hätte man besser dtsch. *stritzen* als Etymon von *stritchète* zitiert. Dtsch. *stritzen* ist z. B. bei Fischart belegt und findet sich in vielen Mundarten heute noch. Im Wallon. und in Lothringen ist es weit verbreitet als Lehnwort.

Das Vokabular sollte ursprünglich noch einen zweiten Teil erhalten, ein Glossar der veralteten Ausdrücke. Leider erfahren wir im Schlufswort, dafs die Zahl der Subskribenten zu gering ist, um die Druckkosten zu decken, und

dafs daher auf die Publikation des zweiten Teils verzichtet werden mufste. Hoffentlich wird doch noch die Zeit kommen, wo die Umstände die Vervollständigung des Werkes ermöglichen werden.

W. v. Wartburg.

Luigi Pulci, *Il Morgante.* Stanze scelte collegate e commentate per cura di Guglielmo Volpi. Con un appendice e due illustrazioni. G. C. Sansoni editore, Firenze MCMXXVII, XVI und 129 S. 8°. Lire 7,50. (Biblioteca scolastica die classici italiani già diretta da Giosuè Carducci).

Volpi gibt eine gute Auswahl aus dem Morgante Maggiore mit verbindendem Texte unter Zugrundelegung seiner Ausgabe Florenz 1900—1904. Stücke der Einleitung und Anmerkungen sind oft wörtlich hinübergenommen. Die Einleitung in der Ausgabe ist etwas mager geraten: wenig Biographisches, etwas über Entstehung und Textüberlieferung des Morgante und kurze Bemerkungen zur Kennzeichnung und Wertschätzung des Gedichtes. Man vermifst vor allem eine Hindeutung auf Pulcis Stellung zur Religion. Volpi hat augenscheinlich Walsers schöne Darstellung noch nicht zu Gesicht bekommen.[1] Über die Entstehung der letzten fünf Gesänge des Gedichtes (XXIV—XXVIII) ist Volpi der Ansicht, die von Arx im Giornale storico della letteratura italiana Bd. L geäufsert hat. Vgl. dazu aber meine Ausführung in der Zeitschrift für romanische Philologie Bd. XXXII, S. 744. Ich glaube nicht, dafs Pulci diesen zweiten Teil vor 1482 begonnen hat. Die Erklärungen zum Text genügen durchaus. In Canto I, Str. 3, V. 6 sehe ich eine deutliche Erinnerung an Dante Par. XVII, 3, und auch der Titon V. 8 stammt daher (Purg. IX, 1). Str. 5 hätte ich an die bekannten Worte Alexanders am Grabe des Achilles erinnert oder an Petrarca CLXXXVII. In einem Anhange finden sich zum Vergleiche die beiden ersten Gesänge aus dem Cantare d'Orlando nach Hübschers Ausgabe und einige Strophen aus der Spagna nach einer Laurenzianischen Handschrift. Bei ersteren hätten der Bequemlichkeit halber wie bei Hübscher bei den einzelnen Strophen die entsprechenden Zahlen der daraus bei Pulci entstandenen Strophen angegeben werden sollen. Dem Bändchen ist auch das Bild Pulcis nach der Freske Filippino Lippis und das Faksimile eines Autographs beigegeben. S. 3, Str. 2, V. 4 l. *ti* statt *di*.

Berthold Wiese.

Giambattista Vico, *Neue Wissenschaft.* Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Übersetzt und eingeleitet von E. Auerbach. [Sammlung Philosophen, herausgegeben von Dr. Gottfried Salomon. Erster Band.] 444 S. 8°. Hlwd. Mk. 7., Hpgmt. Mk. 9. Allgemeine Verlagsanstalt München o. J.

Wer Vico nicht im Original lesen will oder kann, hat hier eine gute Übersetzung, um sich mit den Gedanken seines Hauptwerkes bekannt zu

---

[1] Ernst Walser, Lebens- und Glaubensprobleme aus dem Zeitalter der Renaissance. Die Religion des Luigi Pulci, ihre Quellen und ihre Bedeutung. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1926 (Die Neueren Sprachen, 10. Beiheft).

machen. Freilich ist es nicht eine vollständige Übersetzung wie die gar nicht mehr aufzutreibende von Weber (1821), aber doch eine sachkundig getroffene Auswahl mit verbindendem Text. In anerkennenswerter Weise ist bei der Übersetzung der Charakter des Originals möglichst bewahrt. Die Einleitung bietet alles über Vicos Stellung zu seiner Zeit und seine Bedeutung für die Jetztzeit Wissenswerte. Das Bild des Philosophen ist in Croces Ausgabe der Autobiographie (Laterza, Bari 1911) weit schärfer als in vorliegender Ausgabe.

BERTHOLD WIESE.

Jean Bourciez, *Recherches historiques et géographiques sur le parfait en Gascogne.* Bordeaux, Feret & fils, 1927. XVI, 251 S. und eine Karte. [Bibliothèque des Universités du Midi. Fasc. XVIII].

In meiner vor mehr als dreifsig Jahren erschienenen Arbeit „Zur Konjugation im Béarnischen" (ZfrPh 20, 1896, S. 433 ff.) habe ich die eigenartige Verbalflexion der wichtigsten der in der Südwestecke Frankreichs gesprochenen Mundarten behandelt. Nun stellt J. Bourciez einen engeren, aber gerade besonders charakteristischen Abschnitt der Formenlehre dieses Gebietes, die Entwicklung des Perfekts, dar. Er kann sich auf eine viel breitere Grundlage stützen, als sie mir damals zu Gebote stand: er kann alte Texte in gröfserer Anzahl heranziehen und für die modernen Mundarten steht ihm (der *Atlas linguistique* bietet nur wenig Einschlägiges) eine umfangreiche, in der Universitätsbibliothek zu Bordeaux aufbewahrte Sammlung von Übersetzungen der Parabel vom verlornen Sohn in die Mundarten von 324 Gemeinden (einige dieser Fassungen sind im Anhang mitgeteilt) zur Verfügung. Diese letztere, einst das Um und Auf der französischen Mundartenforschung, mutet heute allerdings etwas veraltet an; noch erstaunlicher ist es, dafs B., der doch als Professor am Lyzeum in Toulouse in nächster Nähe der Quelle sitzt, es verschmäht hat, die heute gesprochenen Dialekte durch mündliches Abfragen an Ort und Stelle (etwa wie es Millardet für einen Teil desselben Gebietes getan hat) heranzuziehen, — selbst in Fällen, in denen dadurch vielleicht Zweifel hätten behoben werden können (z. B. S. 107 Anm.). Trotzdem kann er auf Grund seines reicheren Materials manche Einzelheiten meiner Untersuchung richtig stellen, manches weiter ausführen, besonders auch die Grenzen der verschiedenen Formen schärfer ziehen, ohne allerdings, ich freue mich das feststellen zu können, die wichtigsten Punkte meiner Darstellung wesentlich zu ändern. Über die empfindlichste Lücke unserer Kenntnisse kann freilich auch seine Darstellung nicht hinwegkommen: über den Mangel an Zeugnissen für die Zeit vom Ende des 16. bis zum 19. Jh. So bleibt auch nach B.s Arbeit manches in der Geschichte des Perfekts noch dunkel, z. B. die Übertragung des Inkohativsuffixes auf das Perfekt (S. 113).

Die Untersuchung ist mit grofser Sorgfalt — vielleicht hie und da etwas breit — geführt; ihren Ergebnissen kann man durchaus zustimmen. Neu, aber nicht überzeugend, ist die Ansicht, dafs in bearn. Formen wie *begore* das *-e* betont gewesen sein soll (S. 94): die Angaben Lespys und die Verwendung bei Fondeville sprechen entschieden dagegen. Dafs das Plusqu. Konj. mit dem Futurum verwechselt worden sein sollte (S. 93), ist doch ganz unwahrscheinlich. — Auffällig ist ferner, dafs man heute noch Formen, die offenbar einzel-

sprachlicher Analogie ihr Dasein verdanken, dem Vulgärlat. zuschreibt: ein *mīsit* (S. 126 und 177) oder ein *venēre* (S. 152) anzusetzen, ist nicht erlaubt und solche Formen werden auch durch ein vorgesetztes Sternchen nicht gerechtfertigt. Unrichtig wird (S. 83) behauptet: La diphtongue *-ui* (nämlich von fui), qui pouvait être montante ou descendante, devint en Gascogne *-úi* (avec l'accent sur *u*); das Gask. hat doch hier zweifellos den vulgl. Akzent bewahrt. — Die beigegebene Karte, die alle in der Abhandlung genannten Ortschaften verzeichnet, ist sehr willkommen; wäre es aber nicht möglich gewesen, auch wenigstens die wichtigsten Grenzen der verschiedenen Perfektformen einzuzeichnen?

Adolf Zauner.

C. E. Anibal, *Mira de Amescua*: I. El Arpa de David. Introduction and critical text. — II. Lisardo-His pseudonym. Ohio State Univ. Studies 1925. 201 Seiten.

Zum ersten Male wird hier ein sorgfältiger kritischer Text der dem *auto sacramental* nahestehenden comedia geboten, als deren Entstehungszeit der Herausgeber 1611—13 annimmt. Mit einfachen Mitteln versteht es Mira, dessen dramatische Bedeutung noch immer unterschätzt wird, den religiösen Stoff wirkungsvoll zu behandeln. Das in den Schlufszeilen gebrauchte Pseudonym „Lisardo“, mit dem unzweifelhaft Mira gemeint ist, findet sich noch in einer Reihe von dramatisch recht bedeutsamen Stücken, und Anibal kommt auf Grund eingehender Untersuchungen zu dem überraschenden Ergebnis, dafs auch für diese Dramen Mira als Autor anzusehen sei. Nicht weniger als drei dieser comedias wurden bisher allgemein Lope de Vega zugeschrieben: 1. *La prospera* (bzw. 2. *La adversa*) *fortuna de Don Bernardo de Cabrera*, 3. *La ventura de la fea*. Die beiden übrigen (*La prospera* [bzw. *La adversa*] *fartuna de Don Alvaro de Luna*) gehen auf den Namen des Tirso de Molina. Aufserdem gedenkt Anibal demnächst überzeugend nachzuweisen, dafs auch „*El Condenado por desconfiado*“ als Werk Miras anzusehen sei. So stellt diese Studie einen bemerkenswerten Beitrag zu der literarhistorischen Forschung des Dramas der klassischen Zeit dar, deren Ergebnis vollste Beachtung verdient.

Ernst Werner.

Aubrey F. G. Bell, *Luis de León.* A Study of the Spanish Renaissance. Oxford (Clarendon Press) 1925. 394 Seiten. 8°.

Bell gibt uns in seiner anregend geschriebenen Studie nicht blofs ein auf genaueste Quellenangaben gestütztes Bild vom Leben und Wirken des menschlich wie literarisch gleichmäfsig anziehenden Salmantiner Theologen und Dichters: die einleitenden Kapitel geben eine derart fesselnde Darstellung des damaligen Spaniens in seinem Ringen mit der Renaissance und in seinem Kampf gegen die Reformation, dafs auf Grund dieser Skizze das Leben und Wirken des Fray Luis de León zu einem typischen Ausschnitt aus dem vielgestaltigen 16. Jahrhundert in Spanien wird. Die meisterhafte Schilderung der Verhältnisse an der Universität Salamanca dürfte unerreicht dastehen: wohltuend und reinigend wirkt, was Bell über die Inquisition zu melden weifs.

Eingehend wird Luis de León als Mensch, Dichter, Prosaist, Theologe und Politiker gewürdigt. Die mustergültige Übertragung einiger Perlen der Lyrik des Dichters sind ebenso wie die geschmackvollen Bilderbeigaben eine Zierde des Buches. Aufserdem findet sich noch eine synchronistische Tabelle der wichtigsten literarischen Ereignisse von 1500—1600, sowie ein sorgfältiger Index der von Luis de León zitierten Autoren. Bells Absicht „to bring Luis de León the man nearer to the reader" darf als in jeder Hinsicht erreicht bezeichnet werden. Die von wissenschaftlicher Gründlichkeit und ästhetischem Feinsinn zeugende Arbeit verdient als Beitrag zur Kenntnis des Spaniens der Renaissance vollste Anerkennung.

Ernst Werner.

Bekanntmachung.

Demnächst erscheint das Werk: "The Todd Memorial Volumes", will contain some forty articles and tributes by friends, colleagues and students of the late Professor Henry Alfred Todd of Columbia University. These contributions by R. Menéndez Pidal, Pio Rajna, J. Anglade, G. Cirot, C. H. Grandgent, F. Boas, F. M. Warren, L. H. Gray, H. C. Lancaster, F. de Onís, etc., cover not only the field of Romance, but also of General Linguistics and Literatures. The two Volumes will cost $ 10.00. A list of subscribers' names will appear in the Volumes, the final date for including such names in the list being April 15, 1929. Please send all orders to Dr. P. Taylor, 400 West 119 St., New York City, U. S. A.

Adolf Schaeffer †.

Im Alter von 83 Jahren starb am 17. November 1928 nach jahrzehntelanger stiller Zurückgezogenheit in Frankfurt a. M. der Hispanologe Adolf Schaeffer. Ursprünglich Bankier, widmete er sich, nachdem er in den Besitz eines grofsen Vermögens gekommen war, ganz seinen gelehrten und künstlerischen Neigungen. Wie aus den Widmungen seiner Bücher hervorgeht, war er ein begeisterter Verehrer der spanischen Nation und ihrer Kultur. Als vollständiger Autodidakt wählte er sich die spanische dramatische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts zum Hauptgebiet. Ein Arbeitsfeld, das bei der ungeheuren Fruchtbarkeit der spanischen Dramatiker jener Zeit ein wahres Labyrinth ist, in das nach Pfandls Urteil bis jetzt nur drei Männer eingedrungen sind: Ticknor, Graf Schack und Adolf Schaeffer. Es war Schaeffer klar, dafs, wenn er die Materie über das klassische Werk des Grafen Schack (Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst Spaniens) hinausführen wollte, er dies nur an Hand einer reichen Bibliothek erreichen konnte. So legte er sich bei der verhältnismäfsig dürftigen Vertretung der spanischen Literatur in den öffentlichen deutschen Bibliotheken eine eigene, nach Baists Urteil „eminent wertvolle“ Sammlung an. Er erwarb sie in rastlosem Sammeleifer gröfstenteils auf Londoner und Pariser Auktionen. Einzelne Teile stammen aus der berühmten Bibliothek von Salva, wie etwa die seltene Sammlung der Comedias nuevas escogidas, von der er alle Bände bis auf Bd. 17 und den zweifelhaften Bd. 41 erworben hat. Erwähnt sei ferner die über 1000 Nummern zählende Sammlung der Comedias sueltas, die eine wahre Fundgrube ist, sowie die ebenfalls in seltener Vollständigkeit vorhandene Sammlung der Comedias von Lope de Vega aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, von der er 27 Bände besafs. Einige Stücke sind Unica, die sonst nicht mehr bekannt sind. 1890 veröffentlichte Schaeffer seine zweibändige Geschichte des spanischen Nationaldramas, die heute noch grundlegend ist. Baist rühmt an ihr das selbständige individuelle Urteil und die reiche Kenntnis der Materie. Einige unbekannte Dramen, die er in einem rätselhaften gedruckten Bande seiner Bibliothek gefunden hatte, veröffentlichte er 1887 unter dem Titel: Ocho comedias desconocidas de Don G. de Castro etc. 2 Bde. Seiner poetischen Ader, der aufser einigen Buchdramen ein Band tiefempfundener Gedichte (1908) entsprang, verdanken wir ferner die Übersetzung zweier

Dramen des Diego Ximenez de Enciso: Der Prinz Don Carlos und Die gröſste Tat des Kaisers Karl V. (1887). Unveröffentlicht sind fünf Essays über einige spanische Dramatiker der Blütezeit. Eine andere Neigung führte ihn auf das Gebiet der altperuanischen Geschichte. Als Frucht dieser Studien liegt ein ebenfalls unveröffentlichtes Werk über die Mythologie der alten Peruaner vor.

Auf Veranlassung von Gottfried Baist wurde Schaeffer 1898 zum Ehrendoktor der Universität Freiburg i. B. ernannt. Die Fakultät hebt hervor, daſs er sich durch seine Geschichte des spanischen Dramas und durch die Anlegung einer Sammlung höchst seltener spanischer Druckwerke vorzüglich aus dem 17. Jahrhundert ein hervorragendes wissenschaftliches Verdienst erworben hat. Als Dank für die Promotion vermachte er seine Bibliothek der Freiburger Universitätsbibliothek. Zwei Drittel schenkte er bereits 1905, das letzte wertvollere Drittel kam jetzt nach seinem Tode nach Freiburg. Er knüpfte hieran die Hoffnung, „sie werde der Same sein, der auf dem so dankbaren Gebiet der spanischen Literatur reiche Früchte tragen werde". Die Freiburger Bibliothek besitzt nun, nachdem sie 1921 auch die an neuerer spanischer Literatur reiche Bibliothek Gottfried Baists erworben hat, einen in Deutschland einzigartigen Grundstock an spanischer Literatur. Einen gedruckten kritischen Katalog der Bibliothek Adolf Schaeffers stellt die Universitäts-Bibliothek Freiburg i. B Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Ludwig Klaiber.

Alfred Pillet †.

Prof. Alfred Pillet, dessen treffliche Übersicht über „Die Grundlagen, Aufgaben und Leistungen der Troubadourforschung" noch kürzlich einen besonders wertvollen Beitrag unseres 47. Bandes ausmachte, ist nach kurzer Krankheit am 26. Oktober 1928 in Königsberg i. Pr. gestorben. Er war am 25. Januar 1875 in Breslau geboren. Sein Vater, ein gebürtiger französischer Schweizer, war dort Oberlehrer und gleichzeitig französischer Lektor an der Universität. So wuchs der Sohn in doppelter Sprachzugehörigkeit auf, und es war sehr natürlich, daſs er sich der romanischen Philologie zuwandte. Er studierte an der heimischen Universität, zwei Semester auch bei Tobler in Berlin, und promovierte im November 1896 in Breslau mit einer sehr sorgfältigen Dissertation über „Die neuprovenzalischen Sprichwörter der jüngeren Cheltenhamer Liederhandschrift". Im Frühjahr 1898 ging er nach Paris und konnte dort an den berühmten Übungen von Gaston Paris teilnehmen. Im Februar 1901 habilitierte er sich, wiederum in Breslau, mit einer Abhandlung über „Das Fableau der Trois Bossus Menestrels". Nach einer vorübergehenden Vertretung des romanistischen Ordinariats in Münster wurde er im Sommer 1911 nach Königsberg berufen und ist dort 17 Jahre hindurch ein besonders hochgeschätztes Mitglied des Lehrkörpers gewesen.

Eine heute nicht eben gewöhnliche Scheu, in den Druck zu geben, was etwa nicht bis zum letzten ausgereift hätte erscheinen können, hat ihn nur weniges veröffentlichen lassen. Was erschienen ist: seine „Studien zur Pastourelle" (in den „Beiträgen zur romanischen und englischen Philologie" für den X. Deutschen Neuphilologentag in Breslau 1902), seine „Beiträge zur Kritik der ältesten Troubadours" (im 89. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, Breslau 1911), eine Reihe inhaltreicher Besprechungen, seine Rektoratsrede über „Geist und Charakter der Franzosen" (Königsberg 1924), ein paar Vorträge, die er auf Philologentagen oder in der Gelehrten Gesellschaft zu Königsberg gehalten hat, gibt Zeugnis von der Gründlichkeit und dem Umfang seines romanistischen Wissens, von der Feinsinnigkeit seines Urteils und von der Anmut seiner darstellenden Form. — So war er denn auch ein ausgezeichneter akademischer Lehrer. Die Wirksamkeit, die er als solcher besaſs, wird durch eine stattliche Zahl von guten Dissertationen erwiesen. Sie betreffen in

erster Linie das altprovenzalische und altfranzösische Gebiet (so die Ausgaben der Troubadours Pistoleta, Guillem Magret, der vier d'Uisel. Die Dichtungen des Guillem Ademar und Guiraudo lo Ros haben, wie eine Arbeit über „Die Natureingänge in den Minneliedern der Troubadours“, während der Kriegs- und Inflationszeit nicht gedruckt werden können). Aber auch die italienische, und vor allem die neuere und neueste französische Literatur, von Joachim du Bellay bis zu Rostand, Moréas und Duhamel, wird von diesen, leider zum grofsen Teil nicht mehr oder noch nicht veröffentlichten Dissertationen behandelt, und man erkennt so, wie Pillet in seinem Unterricht auch gerade der neuesten Zeit sein Interesse zuwandte.

Mehr als 20 Jahre hindurch war er damit beschäftigt, die Trobadorbibliographie, die Karl Bartsch seinem „Grundrifs zur Geschichte der provenzalischen Literatur“ beigegeben hatte und die seit 1872 die Grundlage aller Trobadorforschung geworden, mittlerweile aber vollständig veraltet war, neu zu gestalten. Aufschlufs über die Art, wie er die Aufgabe angefafst hat, gab er in dem genannten Aufsatz des 47. Bandes dieser Zeitschrift. Eine Probe von einigen Seiten, die Pillet schon vor vielen Jahren hatte drucken lassen, zeigte, mit welcher Umsicht und Gewissenhaftigkeit er seine Arbeit ausführte. Sie zu einem Abschlufs zu bringen, der ja immer nur ein vorläufiger hätte sein können, konnte er nicht über sich gewinnen. Das Manuskript ist, wie wir hören, in seinem Nachlafs in einer Form vorhanden, die gestatten wird, es bald zum Druck zu bringen. So dürfen wir hoffen, dafs Pillets Name dauernd mit jedem Fortschritt der provenzalischen Forschung verbunden bleiben wird.

Wie hoch in Pillet der warmherzige, für die allgemeinen Interessen stets tatbereite Mensch geschätzt worden ist, haben die weit über das gewöhnliche Mafs herzlichen Nachrufe der Kollegen, Freunde und Schüler in Königsberg gezeigt. Mit der ihren eint sich die Trauer aller, die ihn gekannt haben.

CARL APPEL.

Altgermanische Bestandteile im Rumänischen.

Erwiderung und neue Forschung.

In dieser Zeitschrift 43, 187 hat P. Skok meinen Standpunkt in der Frage nach dem Vorhandensein altgermanischer Bestandteile im Rumänischen (ebendaselbst 41, 420f.) gerügt und meine gepidischen Etymologien in ziemlich schroffer Weise abgelehnt. Ich glaubte jedoch, Skoks Ausführungen vorläufig unbeantwortet lassen zu dürfen, und dies nicht erst aus dem Grunde, weil viele meiner Etymologien bei sachkundigen Leuten günstige Aufnahme gefunden haben. Da aber der Aufsatz Skoks bis jetzt meinerseits ohne Replik geblieben ist, so glaubte man hie und da, dafs er vielleicht doch recht habe, und so schlossen sich ihm im allgemeinen zuerst A. Zauner (Lbl. 1924, Sp. 338; 1927, Sp. 209) und dann Th. Brüch (Revue de linguistique rom. II, 92—95) an, die beide unter ausdrücklicher Berufung auf den serbischen Gelehrten beinahe denselben Standpunkt wie dieser eingenommen haben.

Gern gestehe ich, dafs es unter meinen damaligen Versuchen auch solche gibt, die ich ausführlicher hätte begründen müssen. Dies und jenes veranlafst mich nun, die für die rumänische Sprach- und Volksgeschichte hochwichtige Frage einer neuen Prüfung zu unterziehen und zugleich auch meine Studien hierüber fortzusetzen.

Zauner stimmte als erster den Ausführungen Skoks zu und schlofs sich dem Standpunkt desselben wohl in der Annahme an, dafs S. mit den bezüglichen germanistischen Fragen und zugleich auch mit den rumänischen Lautgesetzen gut vertraut sei.

In der Tat sucht S. gleich im Anfang seines Aufsatzes durch einige von ihm selbst rekonstruierte altgermanische Grundformen als „Germanist" und dann auch als Fachmann auf dem speziellen Gebiete der rumänischen Philologie aufzutreten. Prüfen wir nun aber alles, was er auf diesen beiden Gebieten a. a. O. vorgebracht hat, näher, so werden wir gleich sehen, dafs seine Ausführungen völlig verfehlt sind.

Zunächst behauptet Skok, dafs vlat. *brutis* „Braut" eine altgermanische Grundform **bruþiþ* voraussetzt. Dafs aber diese eigens erfundene Form in keiner altgermanischen Sprache möglich war, ist ohne weiteres klar. Gotisch lautet das Wort *brūþs* (= urgerm. **brūþi-z*), anord. *brūðr*, ags. *brȳd* (= urgerm. **brūdi-z*) etc. Die Tatsache, dafs Skok keine Ahnung hat, dafs vor ihm vlat. *brutis*

von zwei Fachleuten[1] behandelt worden ist, berechtigt uns noch lange nicht, ihn auch als Germanisten zu betrachten, und dies um so weniger, als seine Rekonstruktion **bruþiþ* eine ungeheuerliche ist.

Hinsichtlich der Lautlehre wirft mir S. vor, ich hätte angenommen, dafs germ. *h* zu rum. *v* wird. An der betreffenden Stelle (ZfrPh. 41, 427) aber handelt es sich nicht um *h*, sondern um die Ligatur *ƕ* (= *hw*), was bekanntlich etwas ganz anderes ist. In meinem Aufsatz an dem angegebenen Orte steht deutlich *ƕ* und nicht etwa durch Druckfehler entstandenes *h*! Man könnte Skok auf Grund dieser Tat der Unterschiebung oder der bewufsten Fälschung bezichtigen, wenn man aus dem Voranstehenden nicht die Überzeugung gewonnen hätte, dafs seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Germanistik so gut wie null sind. Skok verwechselt hier *ƕ* mit *h*; er kennt also das so übliche Schriftzeichen *ƕ* nicht und hat auch keine Ahnung von dem Wert dieses dem Gotischen eigenen Lautes.

Das rum. Wort *grind* „Sandbank, Erhebung, Düne" habe ich (ZfrPh. 41, 422) vom gleichbedeutenden germ. **grindō* (= ostfries. *grind* „Sandbank" etc.) abgeleitet, und dies gegen die gewöhnliche Etymologie: ksl. *gręda* „Balken". S. hat aber aus dem von ihm ausdrücklich zitierten Deutschen Wörterbuch Weigands erfahren, dafs das angeführte germanische Wort im Ablautsverhältnis zu ndd. *grand* „Sand" steht, und auf Grund dieser Erkenntnis stellt er mir, um mich in die Enge zu treiben, folgende Frage: „Comment M. Diculescu peut-il savoir que **grind* (sic!) avait précisement *i* dans sa racine et non pas *a*?"[2] Für den Leser, der solche naiven Fragen sich nicht zu stellen braucht, kann meine Antwort darauf wohl nicht anders als banal erscheinen: *Grind* hat in seiner Stammwurzel *i* und nicht *a*, denn wenn es *a* hätte, so würde es *grand* und nicht *grind* lauten! *Grind* ist eben durch den Ablaut verschieden von *grand*, und selbst die Verbalwurzel, zu der beide Wörter gehören, zeigt *i*: ags. *grindan* „zerreiben, zermalmen".

Aus der obigen, von Skok gestellten Frage ersieht man, dafs er nicht einmal weifs, was eigentlich Ablaut ist; ferner, dafs er die in den germanischen Einzelsprachen so oft belegte Form *grind* (s. weiter unten) mit einem * versieht, was nicht richtig ist. Vielleicht hat S. *grindō* gemeint, welches die Grundform davon ist.

Dies ist alles, was S. seinen Lesern vorgebracht hat, um in ihnen den Glauben zu erwecken, dafs er das Thema über Vorhandensein bzw. Abwesenheit altgermanischer Bestandteile im Rumänischen auch als „Germanist" behandeln kann und darf.

Mit derselben laienhaften Zuversicht spricht Skok von rumänischen Lautgesetzen und Folklorfragen, mit denen er aber keineswegs vertraut ist. Er beanstandet beispielsweise (S. 193) die von

[1] W. Braune, Beitr. z. Gesch. d. deutschen Spr. u. Lit. 32, 38 ff.; G. Gundermann, Zeitschr. f. d. Wortf. I, 244; vgl. J. Brüch, Der Einflufs d. germ. Sprachen auf d. Vulgärlat. S. 48 u. 149.

[2] Revue des études slaves III (1923), S. 70.

mir (ZfrPh. 41,427) aufgestellte Etymologie für rum. *ĭasmă* „Gespenst, Phantom, Schemen“ und leitet es aus dem serbokroat. Adj. *jezan*, fem. *jezna* „schauderhaft“ ab, wenngleich die Bedeutung entschieden dagegen spricht. Im Serbischen bedeutet *jezan* nur „schauderhaft“ und als einfaches Adjektiv nie „Gespenst, Phantom, Schemen“. Da nun das Rumänische dieses Adjektiv nicht kennt, so hätte es daraus auch kein Substantiv machen können. Gewifs, das Gespenst ist schauderhaft; aber dies beweist noch lange nicht, dafs das rum. *ĭasmă* von einem serbischen Adjektiv kommt, das diese Bedeutung hat. Kann etwa rum. *cal* „Pferd“ vom griech. *καλλός* „schön“ abgeleitet werden, weil das Pferd ein schönes Tier ist? . . .

Lautlich will S. seine Etymologie dadurch rechtfertigen, dafs er behauptet, serbokr. *jezna* werde rumänisch „regelrecht“ zu *ĭasmă*, wie ksl. *basnъ* zu rum. *basm* „Märchen“. Ist das möglich? Kennt das Rumänische ein Lautgesetz, wonach *m* regelrecht zu *n* wird? Keineswegs. Der Nasal *n* kann wohl unter Umständen durch den Labial *m* substituiert werden; aber dies nur unter dem Einflufs eines anderen Labials des Wortes, wenn es einen solchen hat. Sonst nie! Es handelt sich folglich nur um vereinzelte Assimilationsfälle, nicht um ein Lautgesetz. So haben wir rum. *basm* neben *basn* „Märchen“ aus ksl. *basnъ*, rum. *bucim* (anch *bucĭum* durch Kreuzung mit *bucĭum* „Radnabe, Weinstock“) neben *bucin* oder *bucen* „Waldhorn, Schalmei“ aus lat. *būcina*. Es heifst dies, dafs *n* unter dem Einflufs des Labials *b* durch den Labial *m* substituiert wurde. Aber serbokr. *jezna* konnte im Rumänischen nicht *ĭasmă*, sondern nur **ĭaznă* ergeben, ebenso wie *caznă, glezna, razna* — rumänische Wörter ebenfalls slawischen Ursprungs — wofür wir nicht **cazmă, *glezmă, *razma* haben.

Diese Etymologie Skoks ist mithin sowohl lautlich als auch begrifflich völlig verfehlt, und doch meint Herzog (Dacoromania IV, 1520), dafs von den betr. Etymologien Skoks „vielleicht“ nur diese richtig sein könnte. Dies beruht aber wohl auf einem Irrtum, da Herzog eine falsche Lautform des slawischen Wortes im Sinne hat: „*iazmă* din scr. *jezma* ‚grozavă‘ = femee grozavă“. H. setzt also fälschlich ein fiktives serbokr. **jezma* statt des richtigen *jezna*!

Über die von mir vorgeschlagene Ableitung des rum. *ĭasmă* von einem altgermanischen Wort, das zunächst „Atem, Atemzug“ und dann „Geist“ bedeutet, wird weiter unten (Nr. 3) das nötige gesagt werden. Im Zusammenhang mit dieser Etymologie sagte ich a. a. O. ferner, dafs die rum. *ĭasmă* eine mythologische Gestalt ist, der die Vorstellung zugrunde liegt, dafs die Menschenseelen, von den Körpern getrennt, in der Luft umherziehen können. Die Seele verläfst den Körper als Hauch, als Atemzug. Atem ist sprachlich Seele, Geist . . . Skok wendet sich dagegen und sagt voll Zuversicht: „In der mir zugänglichen folkloristischen Literatur finde ich nichts davon.“ Skok will durch diese Behauptung seinen Lesern zu verstehen geben, dafs er, wenn nicht alles, doch recht viel gelesen hat. Man kann wohl seine Belesenheit bewundern, aber

Herr S. darf niemand zumuten, die Existenz einer Sache in Abrede zu stellen, weil er darüber nichts gelesen oder gefunden hat. Kann man die eigene Unwissenheit als Beweis verwenden? ...

Der Volksglaube, daſs die Seelen, von den Körpern getrennt, als Gespenster in der Luft umherziehen können, ist in der Tat bei den Rumänen ebenso gang und gäbe wie bei anderen Völkern. In der rumänischen folkloristischen Literatur ist dies trotz der Behauptung Skoks auf Schritt und Tritt bezeugt. Ich greife nur einige Beispiele heraus:

a) Hinsichtlich der pricolicĭ, eine Art Werwölfe, lesen wir im Dicţion. Academiei, unter dem Worte *golgoasă*, folgendes: *Pricolicĭĭ sunt nişte esme sau golgoase marĭ care umblă noaptea pintre morminte.* Folglich sind *esme* auch die *pricolicĭ*, und diese ihrerseits sind bekanntermaſsen nichts anderes als die Seelen gewisser Verstorbenen;

b) Hinsichtlich der stafiĭ (= Gespenster) bei T. Pamfile, Mitologie românească I, 255: *Stafia, umbra — cum îĭ zic Macedo-româniĭ sau fantasma, care este sufletul răposatuluĭ va rătăcì imprejurul clădiriĭ şi va apărà-o împotriva altor spirite rele, care ar căutà s'o nimicească*;

c) Hinsichtlich der strigoĭ (= Hexenmeister, Vampir), ebendaselbst, S. 132: *Căcĭ cum să ştiĭ, că vecinul de alăturĭ sau vecina din partea cealaltă, care se culcă noaptea în casa sa, îşi lasă peste noapte trupul pe pat neînsufleţit şi ese afară ca să se inhăiteze cu alte duhurĭ rele, spre a săvîrşi cele mai grozave blestemăţiĭ*;

d) Hinsichtlich der ale (= Ungetüme, eine Art Luftgeister), Etymologicum Magnum I, 679: *Se zice că alele se fac din oamenĭ care aŭ duh necurat şi care in timpul furtuneĭ se culcă adormind un somn greŭ. In acest interval sufletul celuĭ adormit făcându-se ală se duce a întîmpinà pe cealaltă ală, care este sufletul áltei fiinţe din localitate şi apoĭ se bat amândouă*;

e) Hinsichtlich der vîrcolacĭ, T. Pamfile, Mitologie I, 132: *Omuluĭ, care are un astfel de suflet îĭ vine întâĭ o picoteală şi apoĭ o nesăbuită poftă somn de parcă n-ar fi dormit o săptămînă dearîndul. Sufletul îĭ sboară atuncĭ la lună şi el rămîne caşi mort.* — O. Densusianu, Graiul din Ţara Haţegului S. 254: *Dupăce omul moare, dacă sufletul luĭ umblă încoace şi încolo, jur împrejur de casă şi stă pelîngă ea multă vreme şi se arată concăsenilor în vis* ...

Aus diesen Stellen, deren Zahl sich vermehren läſst, wird auch S. hoffentlich einsehen, daſs der weitverbreitete Volksglaube über den seelischen Ursprung der Gespenster und sonstiger geisterhaften Wesen auch bei den Rumänen lebendig und tief eingewurzelt ist. S. hat sich denn ziemlich beeilt, als er, mit der sonderbaren Berufung auf seine eigene Belesenheit, dies in Abrede gestellt hat.

Nicht minder unzuverlässig ist Skok sehr häufig auch in sonstigen etymologischen Fragen. Ein Beispiel hiervon mag aber hier genügen.

Die von mir aufgestellte Etymologie des Adjektivs rum. *stărnut* „mit einer Blesse gezeichnet" (s. weiter unten Nr. 22) wird von Skok a. a. O. S. 194 als unnötig hingestellt, da er dafür eine „bessere" habe. Er leitet es nämlich aus dem in drei Formen bezeugten lateinischen Wort *serna*, *zerna*, *tserna* „Flechte" ab. Abgesehen von dem unmöglichen Bedeutungswandel, ist diese Etymologie aber auch lautlich völlig verfehlt, denn weder *s* oder *z* noch *ts* können zu *st* werden. Was macht aber S.? Er beachtet die Form *tserna* (= *zerna*) nicht und setzt stillschweigend an deren Stelle *sterna*. Ja er zitiert auch die Quelle, Walde, Lat. etym. Wörterb. s. v., wo diese Form sich finden soll. Der Leser, der wohl keine Gelegenheit hat, dies zu kontrollieren, wird aber dadurch nur irregeführt, denn bei Walde a. a. O. steht bloſs *sarna* und *zerna* und nur in Klammern das durch einen Schreibfehler aus *tserna* entstandene *sterna*, wie etwa *ostius* „velocius", verschrieben für *otsius* = *otius*.[1] Das in Frage stehende lateinische Wort ist sonst auch bei Meyer-Lübke, REW Nr. 7611, in allen drei Formen: *serna*, *zerna*, *tserna* richtig gebucht! Eine Lautform *sterna* hat überhaupt nicht existiert!

Andere Ungereimtheiten, die uns in dem erwähnten Aufsatz Skoks begegnen, werden nur gelegentlich weiter unten hervorgehoben.

Bei dem Mangel an elementaren Kenntnissen auf dem Gebiete der Germanistik und der rumänischen Philologie, bei der langen Reihe von Verstöſsen und groben Fehlern aller Art, von denen Skoks Aufsatz wimmelt, könnte es recht verwunderlich erscheinen, daſs A. Zauner sich gerade jenen Aufsatz als Richtschnur und gerade Skok als Gewährsmann für sich in einer so wichtigen historisch-philologischen Frage auserwählt hat. „So sind in der Tat alle Phantastereien Diculescus, die besonders von P. Skok (ZfrPh. 43, 183) im einzelnen als hinfällig erwiesen worden", sagt Zauner a. a. O. mit Nachdruck. Aber Z. hat leider auch früher und auch in Fragen der rumänischen Sprachwissenschaft bei der Wahl seines Gewährsmannes kein Glück gehabt. So begegnen uns in seiner Romanischen Sprachwissenschaft, II. Teil, 2. Aufl., unmögliche rumänische Redensarten wie diese: *putința boĭerilor* = die Macht der Bojaren (S. 89) statt *puterea* ~, denn *putință* ist gleich Möglichkeit! — *mărime luĭ Dumnezeŭ* = die Macht Gottes (S. 80) statt *mărirea luĭ Dumnezeŭ* = die Herrlichkeit Gottes, denn *mărime* ist gleich „Gröſse"; übrigens heiſst auch die Gröſse rum. *mărimea* (mit Artikel), nicht *mărime*! — *asupra de masă* = über den Tisch (S. 100) statt *deasupra mesei*, — *înnainte judecătoriul* = vor dem Richter (S. 100) statt *înnaintea judecătoruluĭ*, — *an întîiul* = das erste Jahr (S. 102) statt *anul întîi*, — oder unrichtige Wortformen wie: *despărțime* „Trennung" (S. 70) statt *despărțire*, *pădura* „Wald" (S. 110) statt *pădure* etc.

[1] Vgl. M. Niedermann, Contributions à la critique et à l'explication de glosses latines (Neuchâtel 1905), S. 42.

Die angeführten rumänischen Sprachperlen Zauners, die ich der 2. Auflage seines Werkes entnommen habe, haben sich auch in die nachfolgenden Auflagen desselben verpflanzt, und sie prangen sogar in der vierten „verbesserten", 1926 erschienenen Auflage; vgl. SS. 55, 57, 73, 81 und 82. Es sind hier seltsamerweise noch andere hinzugefügt. So: *supt cerul* = unter dem Himmel (S. 46) statt *supt cer*; *lângă părăul* = neben dem Bache (S. 46) statt *lângă părăŭ*. Gegenüber der Behauptung Zauners (ebenda), der Rumäne von heute sage *supt cerul*, *lângă părăul* u. dgl., bemerke ich, daſs solche Redensarten weder für heute, noch für die Vergangenheit, noch auch für die Zukunft gelten können; es sei denn, daſs das rumänische Sprachgefühl in Auflösung geraten wäre. Es seien hier noch folgende Sprachproben angeführt: *calu-mi am pierdut* = ich habe mein Pferd verloren (S. 30); *a rămas de întrecut*! = er ist als überflüssig zurückgewiesen (? S. 106); *răspuse bătrânuluĭ*! = er antwortete dem Greise (S. 106) usw.

Der Gewährsmann, dem Zauner diese und dazu noch andere Ungeheuerlichkeiten abgelauscht hat, ist ersichtlich des Rumänischen völlig unkundig; dafür aber gleich Skok geschickt genug, um Kenntnisse, die er gar nicht besitzt, vorzuspiegeln, die eigene Unwissenheit zu verschleiern und dem Grazer Romanisten volles Vertrauen einzuflöſsen. . . . Zauner hätte sich den gröſsten Teil seiner Entgleisungen wohl erspart, wenn er sich in den Stoff hier wie dort lieber allein vertieft hätte, statt sich solchen Gelehrten anzuvertrauen, die nichts davon verstehen und darum auch nichts davon wissen wollen.

Für Einzelheiten beruft sich Zauner einfach auf Skok. Er selbst begnügt sich bloſs mit „allgemeinen Erwägungen", die, wie so oft, zu vollkommenen Plattheiten führen. Von seinen Erwägungen sind einige nur allgemein gesprochen richtig, andere aber sind völlig verfehlt.

So bemerkt Zauner a. a. O.: „Vereinzelte Beispiele beweisen gar nichts (richtig: nicht viel); es müſste die Übernahme ganzer Begriffskreise nachgewiesen werden." Gewiſs, aber nur je nachdem. Die keltischen Bestandteile im Französischen beschränken sich bekanntermaſsen nur auf vereinzelte Beispiele, und daraus hat niemand den Schluſs gezogen, daſs solche Elemente im Französischen fehlen. Übrigens sind die altgermanischen Bestandteile im Rumänischen keineswegs vereinzelt, denn sie umfassen ganze Begriffskreise, genau wie Z. will, vgl. mein Werk Die Gepiden I, 174—184 und weiter unten. Nur bestehen die Begriffskreise wohl zunächst aus vereinzelten Beispielen, und von diesen ist wohl auszugehen, nicht umgekehrt.

„Es ist auch immer — sagt Z. ferner — die sachliche Möglichkeit oder Notwendigkeit der Entlehnung zu erwägen." Selbstverständlich. Aber aus diesem Grunde, d. h. aus der bloſsen Äuſserung dieses Grundsatzes die Entlehnung von Ausdrücken des Hirtenlebens aus dem Germanischen abzulehnen, wie es Z. ohne

weiteres tut, geht nicht. Zauner hat nie und nirgends die sachliche Unmöglichkeit solcher Entlehnungen nachgewiesen. Dafs gerade das Gegenteil richtig ist, soll weiter unten dargetan werden.

Zauner will ferner (ebenda) das Vorhandensein altgermanischer Bestandteile im Rumänischen in Abrede stellen, da es sich in den anderen romanischen Sprachen, wo wir Lehnwörter aus altgermanischen Dialekten finden, in erster Reihe um Begriffe des Kriegswesens handelt, während solche im Rumänischen fehlen. Wenn Z. seinem eben erwähnten Grundsatze nachgekommen wäre, so hätte er das Vorhandensein von altgermanischen Ausdrücken aus dem Begriffskreis des Kriegswesens in den westromanischen Sprachen und den Mangel an solchen im Rumänischen für ganz natürlich gefunden. In der Tat waren die Franken, die Goten und die Langobarden, die alle in den westeuropäischen Ländern gewohnt und politisch gewirkt haben, ausgeprägt kriegerische Völker, im Gegensatz zu den Gepiden, die ein anerkannt friedliches Volk waren. Dieser Unterschied im Wesen der drei obigen Völker einerseits und den Gepiden andererseits kennen wir genau aus dem Hergang ihrer speziellen Geschichte. Dies ist aber von zeitgenössischen Schriftstellern auch ausdrücklich hervorgehoben. So berichtet Jordanes, dafs die Gepiden, im Gegensatz zu den unruhigen Goten, ein „ruhiges Volk" (*quieta gens*) waren.[1] Von den Oströmern verlangten die Gepiden, nach dem Bericht desselben Geschichtsschreibers, aufser den ihnen vertragsmäfsig zuerkannten Jahrgeldern „nur Frieden und Freundschaft",[2] und dies im Gegensatz zu den Franken, von welchen ein byzantinischer Spruch besagte: *Der Franke kann dein Freund nur dann sein, wenn du ihn nicht als Nachbarn hast.*[3] Und wenn Prokop den gepidischen Gesandten am Hofe Justinians die Worte in den Mund legt: *Die Langobarden sind im Unrecht, denn sie rufen die Entscheidung des Schwertes an, während wir* (die Gepiden) *den Streit friedlich durch den Richterspruch des Kaisers schlichten könnten*,[4] so hat er wohl die historischen Verhältnisse richtig gekennzeichnet.

Wenn es sich nun bei den altgermanischen bzw. gepidischen Bestandteilen des Rumänischen in erster Reihe nicht um Begriffe des Kriegswesens handelt, so ist dies nach dem Vorgebrachten ebenso natürlich wie das Gegenteil im Französischen, Italienischen und Spanischen.

Was ferner die Ausdrücke der Viehzucht und des Hirtenlebens betrifft, so kann man zunächst an den Unterschied zwischen

[1] Jordanes, Get. XVII, 97: *Rex Fastida quietam gentem* (*Gepidarum*) *excitans patrios fines dilatavit*; vgl. C. Diculescu, Die Gepiden I, S. 21.

[2] Jordanes, Get. L. 264: *Nam Gepidi a Romano imperio nisi pacem et annua sollemnia, ut strenui viri, amica pactione postulaverunt*; vgl. Verfasser, Die Gepiden, S. 101.

[3] Eginhard, Vita Caroli Magni XVI, Ende: *Unde et illud Graecum extat proverbium*: Τὸν Φράγκον φίλον ἔχεις· γείτονα οὐκ ἔχεις.

[4] Procopius, De bello Gotico III, 34, 40; vgl. Verfasser, Die Gepiden I, S. 137.

der Lebensweise z. B. der Goten und Gepiden — Wanderlust und Raubzüge als Bereicherungsmittel bei den einen, Hang zum seſshaften Leben und Freude an friedlichen Beschäftigungen bei den anderen — denken.[1] Es hängt wohl damit zusammen, daſs es sich bei den Kämpfen zwischen den Gepiden und den bei diesen in Dazien angesiedelten Herulern u. a. auch um geraubte Herden handelte.[2] Diese historischen Angaben werden andererseits auch von seiten der Archäologie bestätigt. Unter den Werkzeugen und Geräten, die an der berühmten goldenen Halskette von Şimleu angereiht sind, sieht man nämlich auch die Schafschere und den Keulenstab des Hirten.[3] Die bloſse Annahme Zauners von der sachlichen Unmöglichkeit solcher Entlehnungen im Rumänischen entbehrt mithin jeder tatsächlichen Grundlage.

Schlieſslich beruft sich Z. a. a. O., um die von mir aus dem Gepidischen hergeleiteten rumänischen Wörter in Abrede zu stellen, noch auf „unsere Unkenntnis dieser Sprache". Z. ist aber, wie ersichtlich, auch hier nicht gut unterrichtet. Wenn wir das Gotische gut kennen, und dies wird hoffentlich auch Zauner nicht bestreiten können, so kennen wir auch das Gepidische. Die Gepiden waren ja ein Zweig der Goten, wie die Ostro- und Wisigoten, und dementsprechend ihre Sprache eine Mundart des Gotischen. Die gepidische Sprache hieſs nach Prokop nicht etwa Gepidisch, sondern schlechthin Gotisch.[4] Die Gepiden, Ostro- und Wisigoten bilden zusammen, nach dem Zeugnis desselben gotischen Geschichtsschreibers, ein Volk derselben Sprache.[5] Diese historischen Zeugnisse werden dann durch das uns heute zur Verfügung stehende gepidische Sprachmaterial vollauf bestätigt.

Zauners Argument wird andererseits auch von Brüch (Revue de linguistique rom. II, 93) zurückgewiesen, der hierüber einige Fingerzeige gibt und dagegen noch hervorhebt: „Auch salfränkische Formen setzt man meist nur nach Wörtern des Ahd. und Ags. an und lehnt die Herleitung französischer Wörter von salfränkischen nicht wegen Unkenntnis des Salfränkischen ab."

Die Feststellung, daſs das Gepidische eine Mundart des Gotischen war, ist freilich nicht alles, was sich über die gepidische Sprache sagen läſst. Mit dem Nordischen ist bekanntlich das Gotische nahe verwandt, aber das Gepidische insbesondere muſs mit jenem noch engere Beziehungen gehabt haben als das eigentliche Gotisch. Die Gepiden haben sich ja in der Tat nach der gotischen Stammsage

---

[1] Näheres darüber in Verfassers Werk, Die Gepiden I, 43—44.

[2] Procopius, De bella Gotico II, 14, 27; vgl. Verfasser, Die Gepiden I, 113.

[3] Vgl. Verfasser, Die Gepiden I, 44.

[4] Procopius, De bello Gotico I, 2: *φωνή τε αὐτοῖς μία, Γοτθική λεγομένη*; vgl. Verfasser, Die Gepiden I, 3.

[5] Jordanes, Get. XXV, 133: *de cetero* [*Vesegothae*] *tam Ostrogothis quam Gepidis parentibus suis pro affectionis gratia evangelizantes hujus perfidiae culturam edocentes, omnem ubique linguae hujus nationem ad culturam hujus sectae invitaverunt.*

später von den Skandinaviern getrennt als die übrigen Goten.[1] Und selbst nach dem Abzug der letzteren aus ihrer Urheimat an der Ostsee sind die Gepiden noch lange dort zurückgeblieben.[2] Manche auffallenden Übereinstimmungen hinsichtlich des Wortschatzes und des Lautstandes zwischen dem Rumänischen einerseits und dem Nordischen nebst Anglo-Friesischen (Belege weiter unten) andererseits, lassen sich nur durch die uralten näheren Beziehungen der Gepiden sowohl zu den Skandinaviern als auch zu den Angelsachsen in ihrer nordischen Heimat erklären. Diese Beziehungen spiegeln sich gewissermaſsen auch im angelsächsischen Gedicht Beowulf deutlich wieder: *Nicht einmal braucht' er, Im Gau der Schweden, bei Gifden* (= Gepiden) *und Dänen, Sich minderwertige Männer zu werben mit schwerem Gold.*[3]

Was nun Brüchs Einwendungen gegen meine Etymologie betrifft, so sind davon wohl nur diejenigen beachtenswert, welche die germanistische Seite angehen, denn Fragen der rumänischen, slawischen oder magyarischen Sprachwissenschaft überläſst er vertrauensvoll, nach dem Vorgange Zauners, ganz und gar dem Urteil Skoks.

Daſs ich die früheren Erklärungen der von mir aus dem Gepidischen hergeleiteten Wörter nicht immer widerlegt habe, ist richtig, und Brüch (a. a. O. 95) macht mir auch dies zum Vorwurf, indem er sagt, ich hätte dies tun müssen, um für meine Erklärungen Platz zu machen. Aber selbst die einfache Vorführung aller Meinungsverschiedenheiten im Bereiche der Sprachrätsel ist nicht immer nötig, sondern nur je nachdem. Wie oft hat man sich um ein einzelnes Wort bemüht, und wie klein ist die Zahl der erwähnenswerten Erklärungen! Nehmen wir als Beispiel die in Frage stehenden Etymologien Skoks als die neuesten: rum. *sgudui* „erschüttern“ < serb. *godovati* „feiern“, rum. *strugure* „Weintraube“ < serb. *struk* „Strunk, Stengel“ etc. Glaubt Brüch, daſs die Unhaltbarkeit solcher Etymologien näher begründet werden muſs? Ist dies nicht selbstverständlich? Da aber der Streit der Meinungen in der uns hier beschäftigenden Frage noch nicht ausgetragen worden ist, so muſs Brüchs Rat wenigstens hier buchstäblich befolgt werden.

Es sei hier kurz noch eine Seite unserer Frage berührt. E. Herzog (Dacoromania IV, 1520) ist der Ansicht, daſs man bei der Annahme eines gewissermaſsen beträchtlichen Einflusses des Gepidischen auf das in Dazien gesprochene Latein mit der Möglichkeit rechnen müsse, daſs einige von den betr. Wörtern, sei es direkt, sei es indirekt, auch in die Nachbarsprachen eingedrungen seien. Es müſste dementsprechend eine solche Forschung auf eine breitere Grundlage gestellt werden, als ich es getan habe. H. hat

[1] Jordanes, Get. XVIII, 94—96; vgl. Verfasser, Die Gepiden I, 5.
[2] Vgl. Verfasser, Die Gepiden I, 18—19.
[3] Beowulf, übersetzt und erläutert von Hugo Gering (Heidelberg 1913), S. 76.

wohl recht; aber eine solche Forschung kann nur dann unternommen werden, wenn das Dogma von dem angeblichen Mangel an altgermanischen Bestandteilen im Rumänischen schon umgestoſsen ist. Daſs das Slawische altgermanische Elemente gotisch-gepidischen Charakters enthält, ist übrigens wohlbekannt. Hier handelt es sich aber nur darum, ob solche Elemente unabhängig auch im Rumänischen vorkommen. Dies kann aber wohl nur durch Wörter erwiesen werden, welche in den slawischen Sprachen nicht vorhanden sind oder höchstens nur vereinzelt und nur als Fremdwörter (nicht als Lehnwörter) vorkommen. Denn wenn ein altgermanisches Wort sowohl im Rumänischen als auch im Slawischen vorkommt, so wird es von gewissen Sprachforschern ohne weiteres für slawisch erklärt, d. h. das Rumänische habe es durch slawische Vermittlung und dies selbst dann, wenn, wie so oft, der Lautstand oder auch die Semantik dagegen sprechen.[1]

Nach diesen allgemeinen Erwägungen gehen wir zu den einzelnen Etymologien über. Von den schon von mir meist zu kurz besprochenen Wörtern werden hier nur 15 behandelt; auf die übrigen werde ich in einem anderen Aufsatz zu sprechen kommen. Dafür werden hier zugleich 15 neue Etymologien hinzugefügt. Ich verteile das Material dermaſsen, daſs vorstehender Aufsatz, wie ich ihn gedacht habe, als Beitrag, nicht als bloſse Erwiderung betrachtet werden kann.

1. *Ştimă* „geisterhafte Schattengestalt, Kobold, Fee, Geist“.

Nach Tiktin, DRG. III, 1380—81 wäre rum. *ştimă* „geisterhafte Schattengestalt, Kobold, Fee, Geist“ eins mit rum. *schimă* „Gebärde, Geste, Grimasse, Fratze; Mönchskleid“ = ksl. *skima* < mgr., ngr. σχῆμα „dass“. Diese Deutung ist aber semantisch unmöglich, da σχῆμα weder im Mittel- noch im Neugriechischen die Bedeutung des rum. *ştimă* hat. Diese Bedeutung hat es auch im Kirchenslawischen und im Albanischen nicht, wo es noch, als Lehnwort, vorhanden ist; vgl. ksl. *skima* „Mönchskleid“, alb. *skimë* „Schmuck“. Auch lautlich stimmt diese Etymologie nicht, da mgr. bzw. ngr. σχ + η sowie sl. *sk* + *i* rumänisch nie zu *şt* + *i* werden.

Tiktins Deutung wurde neulich von Puşcariu (Dacoromania IV, 418—419) mit der Modifikation angenommen, daſs er rum. *ştimă* direkt auf agr. σχῆμα zurückführt, welch letzteres auch im Sinne von rum. „arătare“ vorkommt. Was aber diese Deutung auf den ersten Blick an Wahrscheinlichkeit hinsichtlich der Semantik gewinnt, verliert sie ganz hinsichtlich des Lautlichen, denn agr. ῆ wird bekanntermaſsen nie durch *i*, sondern nur durch *ē* wiedergegeben. Andererseits ist es wiederum die Bedeutung, die diese Erklärung ganz unannehmbar

[1] Man denke nur an Wörter wie rum. *pungă* „Beutel“, *bardă* „Handbeil“ usw., worauf ich in einem anderen Aufsatz zu sprechen kommen werde.

macht. Agr. σχῆμα wird zwar im Rumänischen zuweilen durch „arătare“ übersetzt, aber hier ist *arătare* im Sinne von „Aussehen“ — *cum arată cineva* (la faţa, la exterior) = wie jemand aussieht —, nicht von „Phantom oder Schatten“. Das agr. Wort hat folgende Bedeutungen: 1. Haltung, Stellung, Miene, Gestalt; 2. überhaupt die ganze Art zu sein, der äußere Anstand, der Aufzug; 3. Vorwand; 4. Zustand (von Dingen); 5. Rüstung, Geschirr, Zeug (bei Tieren); 6. rhetorische und grammatische Figur; 7. Darstellung, Grundriß, Entwurf.[1] Aus keiner dieser Bedeutungen hat sich diejenige von „Schatten, Phantom, Geist“, zumal innerhalb des Rumänischen, entwickeln können.

Rum. *ştimă* hat folglich mit gr. σχῆμα entschieden nichts zu tun.

Die rumänische Mythologie kennt mehrere Geister, die *ştimă* genannt werden:

Voran steht *ştima comorii* (rum. *comoară* „vergrabener Schatz“) oder *ştima banilor* (rum. *banĭ* „Geld“), ein Geist, der auf vergrabenen Schätzen liegt und dieselben bewacht. Es ist ein weißbärtiger Mann oder eine weißgekleidete Frau, ein Schatten oder auch ein mit Leuchten umgebener Schatten.[2] Ähnlich sieht dieser Geist bei den Franzosen wie eine Nachtlampe (chandelle, veilleuse)[3] oder wie ein Schatten (ombre)[4] aus.

Rum. *ştimă*, dessen eigentliche Bedeutungen „Schatten, Leuchte“ schon durch die angeführten Angaben des Volksglaubens gegeben sind, geht zurück auf got. (gepid.) *skeima* „Leuchte“ (lies *skīma*) = anord. *scīmi* „Schein, Schimmer“, ags. *scīma* „Glanz, Schimmer“, ahd. *scīmo* „Schein, Schatten“, mhd. *schīme* „Schimmer, Glanz“, woneben Formen mit *i* (kurz): mhd. *schime* „Schatten, Schattenbild, spukhafte Erscheinungen“, as. *scimo*, holl. *schim* „Schatten, dunkles Bild eines Körpers, Schattenbild, Gespenst“.

Der Schimmer, das zuckende, schnell vorübergehende Licht, das man über vergrabenen Schätzen sehen will,[5] wurde also, wie die Etymologie lehrt, zu einem Dämon personifiziert und mit dem Ausdruck dafür selbst benannt.

Hinsichtlich des Lautlichen ist die Behandlung der Lautgruppe *sk* + *i* als *şti* im Rumänischen dieselbe wie in den lateinischen Erbwörtern: got. (gepid.) *skīma* > rum. *ştimă*, wie lat. *scīre*, rum. *ştire* „Wissen“.

---

1 Vgl. Pape's Handwörterbuch der griechischen Sprache II, 1055 usw.

2 T. Pamfile, Comorile p. 17/18: *Ştima comorilor bune este un om sau o femee cu îmbrăcămintea albă . . . Alteori nehotărîndu-se, ştima se zice că este o umbră încunjurată de sfeşnice . . .* Ebenda S. 14: *O umbră păzeà comoara.*

3 Revue de traditions populaires XIX, 535.

4 P. Sébillot, Le ciel et la terre, p. 474; vgl. T. Pamfile, Comorile S. 65.

5 I. Pitiş bei Marian, Sărbători III, 251: *atuneĭ ese din pămînt flacără ca de foc, da numaĭ cît ese cum sînt şi bani, adică de maĭ multe felurĭ: dacă e argint ese flaeără verde albastră; cînd e aur ese flaeără galbenă. Şi unde se vede flacăra se zice că joacă comoara.*

Aufser *ştima comorii* oder *ştima banilor* kennt die rumänische Mythologie noch folgende Geister, die mit diesem Ausdruck bezeichnet werden.

So ist *ştima apei*, d. i. die Wasserfee, eine kräftige Frau von hoher Gestalt und lichtweifsem Aussehen; ihr langes bis zur Erde herabwallendes Haar schimmert wie Gold.[1] Jede Wasserquelle, jeder Brunnen, jeder Bach und Wasserkanal hat seine eigene *ştima*.[2]

Eine andere ist *ştima casei*, ein Hausgeist, der die kleinen Kinder schützt, Glück im Hause bringt und nichts anderes ist als das Schattenmafs irgend eines Menschen, welches die Maurer in die Mauer eingebaut haben. Der Mensch, dessen Schatten zu diesem Zwecke gedient hat, stirbt dann bald.[3] Damit zu vergleichen ist besonders holl. *schim* „manes, die abgeschiedenen Seelen, der Geist eines Verstorbenen".

Die Waldfee, eine sehr schöne Frau, die jedwedes Aussehen annehmen kann, heifst ferner *ştima pădurei*.[4] Von dieser verschieden ist *ştima munţilor*.[5]

Schliefslich *ştima cailor*, ein wundertätiger (năzdrăvan) Schimmel in märchenhaften königlichen Gestüten,[6] und *ştima păpuşoiuluĭ*, d. i. der Schutzgeist der Maisfelder, ein weifsblättriger Maiskolben, den man nicht verderben darf.[7]

Alle diese Geistergestalten gehen, wie man sieht, gleich *ştima banilor*, auf dieselbe Vorstellung von etwas hellem, schimmerndem oder Schatten zurück.

Bildlich bezeichnet das Wort *ştimă* auch den mageren Menschen, dessen Knochen wegen der Magerkeit hervorragen, und der wie ein Gerippe oder wie ein Schemen aussieht.[8]

2. *Şteamătă* „Schemen, Schatten, Phantom; (bildlich) magerer Mensch"

Sinn- und wurzelverwandt mit *ştimă* „Schattengestalt, Phantom, Kobold, Fee; (bildlich) magerer Mensch" ist *şteamătă*, ein Wort,

[1] T. Pamfile, Duşmaniĭ I, 284.

[2] Ion Creangă IV, 149: *Orce fîntînă, izvor* etc. *îşi are ştima lui, în unele şede chiar drucu cel cu coarne.* Sadoveanu, Povestiri (Buc. 1904), 186: *Ştima apeĭ? Ce-i aceia ştima apeĭ? — Cum nu ştiĭ? Ştima!, zîna ĭazuluĭ.*

[3] Marian, Nasterea S. 68: *Prin Transilvania se crede că ştima caseĭ este un duh care apără copii micĭ.* Derselbe, Ornitologia II, 333: (*Cucostârcul*) *e ca un prieten, ca o schimă bună a căsii, căei el face omului de casă tot line, numai dacă; da pace.* Sezătoarea IV, 207: *Tot ce zideaŭ ziua era dimineaţa dărîmat, cu toate că în temelie avea şi o ştimă.* A. Gorovei, Credinţe şi Superstiţiĭ, 336: *Se zice că zidarii făcînd vreun zid mare, măsură cu sfoara lor umbra oarecăruĭ trecător pelîngă eĭ şi o zideşte în zid, carele apoi nu trăeşte mult.*

[4] T. Pamfile, Duşmanii I, 213; E. Sevastos, Anecdote 136: *Or vreo ştimă poate, A pădureĭ moarte, Strigă aşă tare.*

[5] Bodnărescu in Convorbiri Lit. III, 143: *Schima stîncilor dusese zgomotul zileĭ pe văile munţilor.*

[6] Ion Creangă III, 264.

[7] T. Pamfile, Agricultura 67.

[8] Dacoromania IV, 418.

das heute nur in einer Reihe von stehenden Redensarten, und nie selbständig gebraucht wird.

Dieses Wort hat mancherlei Erklärungen erfahren, wobei man nicht genau wufste, was es eigentlich bedeutet. Überdies hat die Endung *-ătă* die Blicke der Forscher immer verführt, die Herkunft des Wortes im Griechischen zu suchen. Bogrea (Docoromania II, 899) dachte an *stemmata* < gr. *στεμμα* „Kranz, Binde, Totenkranz" und Giuglea an gr. *σκέμμα* „Betrachtung, Untersuchung" zum Verb *σκέπτομαι* „umherblicken, sich umsehen".

Mit diesem Worte hat sich neulich auch Puşcariu (Dacoromania IV, 411 f.) befafst, und ihm ist es gelungen, nicht nur das Verbreitungsgebiet (beinahe ganz Grofsrumänien), sondern auch die Grundbedeutung desselben: „umbră, arătare, fantomă, nălucă" festzustellen.[1]

Was nun die Herkunft des Wortes betrifft, so sucht sie Puşcariu ebenfalls im Griechischen; er führt es nämlich auf agr. *σχῆμα, -ατος* > lat. *schēma* zurück. Selbst angenommen aber, dafs die altgriechische Lautgruppe *σχ* > lat. *sch* den Wert von *sk* hatte, um vor *e* zu rum. *şt* werden zu können, was nicht der Fall zu sein scheint, so bleiben doch noch genug Schwierigkeiten formeller und semantischer Natur, die diese Erklärung völlig unannehmbar machen. Es ist zunächst die grammatische Form selbst, denn *σχῆμα, -ατος*, Akk. *σχῆμα* hätte im Rumänischen *şteamă* und keineswegs *şteamătă* ergeben müssen; vgl. agr. *οἶδμα, -ατος* „Geschwulst" > rum. *uĭmă* „dass.". Eine Rückbildung des Singulars nach dem Plural *σχήματα*, im kollektiven Sinne, läfst sich begrifflich kaum rechtfertigen. Nun die Semantik. Von den Bedeutungen des agr. Wortes (siehe oben Nr. 1) genügt keine, und nicht einmal diejenige von „Aussehen", die Bedeutung des rum. *şteamătă* „Schemen, Schatten, Phantom" zu erklären. Die griechische Etymologie des Wortes ist damit erledigt.

Wir müssen für rum. *şteamătă* von einem Quellwort ausgehen, das „Schemen, Schatten, Phantom" bedeutet. Dieses Wort läfst sich nur im Germanischen ausfindig machen, und es ist in der Tat wnrzel- und sinnverwandt mit demjenigen, das dem rum. *ştimă* zugrunde liegt. Puşcarius Annahme, rum. *şteamătă* sei im Grunde eins mit *ştimă* „geisterhaftes Schattenbild usw.", läfst sich auf diesem Wege rechtfertigen.

Rum. *şteamătă* „Schemen, Schatten, Phantom" deckt sich in der Tat, lautlich und begrifflich, mit ostfries. *schemte* „Schemen, Schatten oder Schein, Nebel- oder Schattenbild, schattenhaftes Spukbild eines Verstorbeneu",[2] afries. **schemethe* — wegen der Zusammenziehung vgl. ostfries. *lämte* „Lähmung" = afries. *lamethe*

---

[1] Puşcariu führt a. a. O. hierfür eine Reihe von Redensarten an. Davon seien hier folgende zwei wiedergegeben: *Vaĭ ce om jīb* (= bine făcut, zdravăn, voĭnic) *şi amu-ĭ şteamătă* (= slăbit de boală). *N-am şteamătă de banĭ* = nicĭ umbră, nicĭ urmă = nicĭun ban.

[2] Doornkaat Koolman, Wb. der ostfries. Sprache (Norden 1884), III, 109.

„dass.“ — das ein got.-gepid. **skimiþa* voraussetzt. Wir haben also mit einer gotisch-gepidischen *iþa*-Ableitung zu tun, welche zu ags. *scima* „Schatten“, as. *scimo* „Schatten“, mnd. *scheme* „Schatten, Schemen“, md. *sehimen* „Schatten geben“ gehört. Solche Bildungen sind in den altgermanischen Dialekten sehr beliebt; vgl. got. *diup-iþa* „Tiefe“, *hauh-iþa* „Höhe“ *hrain-iþa* „Reinheit“, *mēr-iþa* „Gerücht“, ahd. *pflig-ida* „Gefahr“ zu ags. *pleoh* „Gefahr, ahd. *trug-ida* „Trugbild“ etc. Auf eine ähnliche germanische Bildung geht auch ven., trient. *grinta* „Grimm, Zorn“ zurück: got. *grimmiþa*, ahd. *crimmida* „Zorn, Unmut“.[1] Gepid. **skimiþa* wird nicht nur durch rum. *şteamătă* vorausgesetzt, sondern auch durch das friesische *schemte, schemete* gut verbürgt. Das mufs betont werden.

Lautlich ergibt gepid. **skimiþa* rumänisch regelrecht *şteamătă*. Denn sowohl *sk* + *i* oder *e* > rum. *şti* bzw. *şte* als auch kurzes *i* > rum. *e*, sind Lautgesetze, denen sich bekanntlich sämtliche rumänischen Erbwörter unterworfen haben.

3. *Iasmă* „Gespenst, Phantom, Schemen“.

Was Skok über die Herkunft dieses rum. Wortes meint, habe ich oben S. 387—388 widerlegt.

Gegen die von mir aufgestellte Etymologie wendet Brüch, a. a. O. 95 ein: „Die Herleitung des rum. *ĭasmă* „Gespenst, Ungeheuer“ von einem gepid. **eþma* „Atem“ ist begrifflich nichts weniger als zwingend“. Brüch hätte vielleicht recht, wenn das germanische Wort nur in der Bedeutung von „Atem“ vorkäme. Allein, wie ich hervorgehoben habe, bedeutet das germ. **ēþma*, gleich dem lat. *spiritus* „Atem“, nicht nur „Atem“, sondern auch „Geist“, und dies sogar im Sinne von „Heiliger Geist“ (ahd. und mhd.).

Was nun das rumänische Wort betrifft, so bedeutet dies zunächst „Nachtgeist, Gespenst, Phantom, Schemen, böser Geist“. Von einem boshaften, herzlosen Menschen sagt man, dafs er statt Seele eine schwarze *ĭasmă* (vgl. *suflet negru* : schwarze Seele) hat.[2] Die Bedeutung „Ungeheuer“, worauf Brüch seine Einwendung stützt, ist erst sekundär und hat sich leicht aus derjenigen von „bösem Geist“ entwickelt. Übrigens steht in meinem vorigen Aufsatz diese Bedeutung nicht, und Tiktin, DRG. 750 Wb. s. w. kennt sie auch nicht. Am geläufigsten wird *ĭasmă* im Sinne von „Schemen“ gebraucht: *slab ca o ĭasmă* = mager wie ein Schemen“. Die Geister sind nämlich als Schemen, als fleischlose Gestalten gedacht.

Von seiten der Bedeutung liegt mithin kein Grund vor, die Herleitung des rum. Wortes *ĭasmă* Pl. *esme* von gepid. **ēþma* anzuzweifeln, welch letzteres eins ist mit fries. *ēthma* „Atem, Hauch“, ags. *æþm* „Spiritus, Atem, Atemzug“, holl. *adem* und *asem* „Atem“, ahd. *ātum* „Atem, Geist“.

---

[1] Vgl. W. Bruckner, Charakteristik der germanischen Elemente im Italienischen, S. 13; Meyer-Lübke, REW. no. 3869.

[2] V. Alexandri, Poesiĭ III, 326: *Tu aĭ în loc de suflet o ĭasmă neagră.*

Von einer Einwendung hinsichtlich des Lautlichen (*þm* = *sm*!) hat Brüch Abstand genommen, wohl weil er eingesehen hat, daſs innerhalb dieser Wortfamilie der Lautwandel *þm* > *sm* selbst im Germanischen vorkommt: holl. *asem* „Atem“, das eine Grundform **ēsma* statt **eþma* voraussetzt. Über diese Lauterscheinung werde ich weiter unten (bei der Etymologie von rum. *strugure* „Weintraube“) noch zu sprechen kommen.

4. *Turecĭ* „wollene Gamaschen; Stiefelröhre“.

Die Herleitung dieses rum. Wortes aus alb. *tirk* „dass.“, sowie dessen Urverwandtschaft mit russ. *perčatka* „Handschuh“ habe ich aus leicht verständlichen Gründen zurückgewiesen. Selbst Skok (ZfrPh. 43, 192) gibt stillschweigend zu, daſs diese Etymologien unannehmbar sind.

Nicht minder verfehlt ist aber auch die Herleitung aus magy. *török* „Türke, türkisch“, die S. selbst aufstellt, da *török* im Ungarischen nie und nirgends den Sinn „Gamaschen“ gehabt hat. Oder glaubt S., daſs jene Art Gamaschen aus weiſsem Tuch, womit der rumänische Bauer und besonders die Bäuerin den unteren Teil des Beines bekleidet, um ihn im Winter gegen Kälte, im Sommer bei der Feldarbeit gegen Dornen zu schützen, wirklich ein türkisches Kleidungsstück ist? Skok behauptet dies wohl nicht offen, er gibt es aber deutlich zu verstehen. Allein seine Annahme, die rumänischen *turecĭ* seien eins mit der bekannten türkischen Fuſsbekleidung der Balkanvölker, die man *tuslugĭ* (türk. *tozluk* „sorte de guêtres, pantalon large du haut et droit du bas qui préserve de la poussière“, bulg. serb. *tozluk* etc.) nennt, ist falsch. Selbst wenn dies richtig wäre, was unbedingt zu bestreiten ist — man denke an den Schnitt! — so würde es für die magyarische Herkunft des Wortes *turecĭ* nicht das geringste beweisen. Man müſste dafür noch annehmen, daſs die Rumänen mit den Türken erst durch ungarische Vermittlung Bekanntschaft gemacht hätten; ferner daſs der türkische Volksname im Rumänischen anfangs nicht *turc*, sondern **turec* gelautet habe. Darf jemand dies behaupten oder es wenigstens annehmen? ... Aber die Gamaschentracht ist entschieden keine türkische Mode; die Ungarn konnten sie nicht als solche betrachten und sie haben sie in der Tat auch nicht betrachtet, wie Skok ohne weiteres meint. Um so mehr gilt dies für die Rumänen selbst. Übrigens hätte magy. *török* im Rumänischen nicht *turec* sondern **turuk* ergeben; man vergleiche *Turuc*, siebenbürgisch-rumänische Familienname (Hălmagiŭ) = magy. *Török*. Skoks Erklärung ist mithin als grundlos zurückzuweisen.

Iorgu Iordan (Arhiva Iaşi XXXII, 134) hat dann noch zwei etymologische Möglichkeiten für rum. *turecĭ* in Erwägung gezogen. Er möchte das Wort zunächst von ksl. *turъ* *Stier“ vermittels eines slawischen Suffixes *-iak* herleiten. Aus Gründen, die wiederum leicht zu verstehen sind, ist diese Erklärung für Iordan selbst unbefriedigend,

denn er schlägt an demselben Ort eine andere vor. Nach dem Vorgange Skoks, dessen Etymologie auch er nicht billigen kann, denkt I. an türkische Herkunft des Wortes und betrachtet es möglicherweise als eine rumänische Bildung zu *poturĭ* „unten enge, oben weite Hosen", einem Worte türkischer Herkunft. Allein die *poturĭ* sind entschieden ein fremdes Kleidungsstück, wie die *şalvarĭ* und die *nădragĭ*, und sie gehörten zur Uniform der früheren Postillone, die man ebenfalls mit einem türkischeu Ausdruck, *surugii*, bezeichnete. Als Wort und als Sache in Altrumänien wenig bekannt und noch weniger gebraucht sind die *poturĭ* bei den Rumänen jenseits der Karpathen nie bekannt gewesen, während die *turecĭ* in der Tat hüben und drüben überall bekannt und gebraucht sind. Übrigens ist das Wort *turecĭ* viel älter als *poturĭ* — es kommt schon bei Dositeiu vor — es hätte mithin nicht erst aus diesem gebildet werden können. Auch formell kann *turecĭ* aus *poturĭ* nicht erklärt werden; die Regeln der rumänischen Worbildungslehre sprechen entschieden dagegen.

Aus diesen mifslungenen Versuchen, das Wort anders zu erklären als ich es getan habe, wird der Leser wohl die Überzeugung gewonnen haben, dafs es weder magyarisch, noch slawisch, noch türkisch sein kann.

Rum. *turecĭ* „Gamaschen" kann meines Erachtens nicht getrennt werden von mlat. *tubroces* „Gamaschen",[1] *tubruci vocati, quod tibias braccasque tegant*;[2] *tubrugi* „wollene Gamaschen, das Kleidungsstück, das die Langobarden beim Reiten über die Hose anzogen"[3] = ahd. *theobroch* „Art Hose", mhd. *diechbruoch* „Hüftenbekleidung".[4] Die Reduzierung der intervokalen Lautgruppe *br* auf *r* durch die Mittelstufen *-vr -ur*, *r* ist eine bekannte rumänische Lauterscheinung, vgl. lat. *Februarius* — *Fevruariu* > rum. *Făurar*; lat. *consobrinus* „Geschwisterkind" — *cosovrinu* > südrum. *cusurin*. Die mittellateinischen Formen kommen, wie Meyer-Lübke, REW 8967 gezeigt hat, teils von westgot. **þeubrōks* (**þiubrōks*), teils von ostgot. **þeubrūks*. Die rumänische Form *turecĭ* weist indessen durch ihr *e* statt *o* vor *ĭ* der Folgesilbe auf den umgelauteten gepidischen Plural **þeubrœkīs* hin.

Die Spuren dieses germanischen Wortes auf westromanischen Boden sind von Meyer-Lübke a. a. O. zusammengestellt (vgl. noch G. Bertoni, L' elemento germanico nella l. ital. 292 und 210). Die Gamaschentracht war bei den Germanen des frühen Mittelalters besonders beliebt.[5] Ein anderer germanischer Ausdruck dafür hat in den westromanischen Sprachen weite Aufnahme gefunden: ital.

---

[1] Glossarium Aelfrici Saxonicum; vgl. M. Heyne, Die Körperpflege und die Kleidung bei den Deutschen I, 261, Anm. 27.

[2] Isidor, Originum lib. XIX, cap. 22.

[3] Paul Warnefrid, Historia Langob. lib. IV, 22.

[4] Graff, Althochdeutscher Sprachschatz III, 278; O. Schade, Altdeutsches Wb. I, 101.

[5] Vgl. G. Girke, Die Tracht der Germanen 50—52.

uosa, afrz. *huese* (vgl. nfrz. *houseaux*), aspan. *huesa* < germ. *hosa* „Kurzhose, Gamaschen". [1]

Das germanische Wort ist ein Kompositum, dessen erster Teil sich zu ags. *þeoh*, *þeo* „Schenkel", ahd. *theoch*, *theoh* „Hüfte, Schenkel" etc. stellt. Der zweite Teil deckt sich mit anord. *brōk* „Hose", ags. *brōc*, afries. *brōk* „Hose", ahd. *bruoh*, mhd. *bruoch* „Hose um Hüfte und Oberschenkel". Die Bedeutungsentwicklung stellt sich also folgendermaſsen dar: „Hose um Hüfte und Oberschenkel, Halbhose überhaupt, Gamaschen". Ähnlich bezeichnet rum. *cioarecī* sowohl die (Bauern-)Hosen als auch, landschaftlich, die wollenen Gamaschen. Die Bedeutung des Wortes im Mittellateinischen (*tubroces*, *tubruci*) sowie im Rumänischen (*turecī*) weist darauf hin, daſs die Übertragung derselben auf die Gamaschen sich schon im Ostgotischen und Gepidischen vollzogen hatte.

Wegen der vorauszusetzenden Umlautsform des Plurals gepid. **þeubrœkis* bzw. **þeubrēkīs* vergleiche man die germanischen Pluralformen: ags. *brēc* „Hosen", afries. *brek* „Hosen", engl. *breches* „die langen weiten Hosen", anord. *broekr* „Hosen". Das Kompositum ahd. *theobroch* etc. würde im Plural, wenn es belegt wäre, ags. **þeobrēc* etc. lauten.

Densusianu (Grai şi Suflet I, 350), der sonst in der uns beschäftigenden Frage Skok folgt und sich an dessen Erklärungen klammert, kann in diesem Punkte nicht umhin, notgedrungen zuzugeben, daſs rum. *turecī* mit dem von mir angegebenen germ. Worte wirklich in Verbindung stehen könne. Aber er fügt sofort hinzu — es handelt sich doch um ein Dogma! — es könnte durch lat. Vermittlung aus jenem *tubrucus* gekommen sein. Allein *tubrucus* (< ostgot. *þeubrūks*) hätte im Rumänischen **turuc* ergeben, und *tubroces* (< westgot. **þeubrōkeis*), das er nicht kennt, **turocī*, während rum. *turecī* eine umgelautete Pluralform **tubrœci* (gepid. **þeubrœkis*) erfordert. Im Spätlatein des Westens hat eine Form *tubrœci* bzw. *tubreci* nicht bestehen können, da weder die Sprache der West- und Ostgoten noch die der Burgunden und der Langobarden den Umlaut gekannt haben. Diese Form weist auf die gepidische Sprache in Dazien hin, die, wie angenommen, schon ganz früh von der groſsen, von Norden her begonnenen Bewegung des Umlauts wirklich berührt worden ist. Über den Grund der besonders engen Beziehungen des Gepidischen zum Nordischen ist schon oben S. 392—393 gesprochen worden.

Hier tritt aber Brüch (Revue de linguistique rom. II, 93) ein und bestreitet die von mir für rum. *turecī* aufgestellte Etymologie, weil die Annahme eines Umlautes von *o* zu *e* im Gepidischen sehr unwahrscheinlich sei. Diese Meinung sucht B. durch den Hinweis auf das nahe verwandte Gotische zu begründen, das den Umlaut wirklich nicht kannte. Das Nichtvorhandensein des Umlautes im

[1] Vgl. Meyer-Lübke, Einführung[3], 46; Bruckner, Charakteristik der germ. Elemente im Italienischen (Basel 1899), S. 6, Anm. 4.

Gotischen beweist aber nicht, daſs das Gepidische denselben nicht kannte. Könnte man beispielsweise behaupten, daſs das Ober- und Mittelfränkische die zweite Lautverschiebung nicht durchgemacht haben, weil das Niederfränkische diese tiefgreifende Lauterscheinung gar nicht kennt? . . .

Als Probe gepidischen Umlautes habe ich den Namen des Gepidenfürsten *Reptila* (6. Jahrh.) statt **Raptila* zu wandal. *Raptus* gegeben. Auch Brüch gibt zu, daſs *Reptila* mit dem Namen des Hasdingers *Raptus* zusammenhängt, er erklärt ihn aber mit Berufung auf Schönfeld, Wb. d. altgerm. Personen- u. Völkernamen 188, durch Ablaut, nicht durch Umlaut. Allein eine bloſse Behauptung Schönfelds ist noch lange kein Beweis; übrigens stellt Sch. die Sache nur als eine wahrscheinliche, nicht als eine sichere hin. Die Einwendung Brüchs wäre jedoch entscheidend, wenn uns gestattet wäre, den Umlaut mit dem Ablaut zu verwechseln. Das geht aber nicht. Gepid. *Reptila* ist die umgelautete Form von *Raptila* zu *Raptus*, wie westgerm. *Beldila* neben *Baldila* zu *Baldo* bzw. zu einem damit zusammengesetzten Namen, *Bedilo* neben *Badilo* (= ostgot. *Badwila*) zu *Bado*, *Regilo* neben *Ragilo*[1] etc. oder wie das Appellativum ahd. *nezzila* „Nessel" statt **nazzila* zu *nazza* „dass." etc.

Dieser gepidischen Umlautsprobe vermag ich jetzt eine andere zur Seite zu stellen. Es ist der Name des Gepidenkönigs *Elemund*, der ebenfalls im 6. Jahrh. gelebt und geherrscht hat.[2] Eine Berufung auf Schönfeld 78 kann hier nicht mehr stattfinden, denn dieser Gelehrte läſst den ersten Teil in *Elemund* unerklärt und hält ihn für „wenig durchsichtig". *Elemund* ist wohl durch Umlaut aus **Alimund* entstanden, vgl. *Eliman* statt und neben *Aliman*, *Eliperht*, *Ellibrecht* statt und neben *Alibert* bzw. *Aliperht*, *Elifred* statt und neben *Alifrid* bzw. *Alefrid*, *Eligern* neben und statt *Aligern* etc.[3] *Eli-* in *Elemund* statt *Elimund* ist mithin dasselbe wie in *Eligern*, *Eliman* etc. und gehört also zu got. *aljis* „ein anderer", *alia-* „dass.", asächs. ahd. *eli*, ags. *el*.

Angesichts des spärlichen gepidischen Sprachmaterials, das uns zu Gebote steht, könnten die zwei gepidischen Namensformen *Reptila* statt **Raptila* und *Elemund* statt **Alimund* vollauf genügen, um nachzuweisen, daſs das Gepidische den Umlaut wirklich gekannt hat. Es kommt aber noch ein drittes Beispiel hinzu. Es ist *Recidiva* statt *Ercidiva* — wegen der Liquida-Metathese vgl. beispielsweise anord. *ragr* statt und neben *argr*, *ars* statt und neben *ras* — gegenüber **Arcideva* weist deutlich den gepidischen Umlaut von *a* auf, vgl. franz. *arbergier* aus germ. umlautlos. *haribergōn* gegenüber franz. *herberge* aus germ. umgelautet. *heriberga*. Jenes in älterer, dieses in späterer Zeit entlehnt.[4]

---

[1] E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch², I, 236, 227, 1241.
[2] Vgl. Verfasser, Die Gepiden I, 93.
[3] E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch², I, 80—83.
[4] Vgl. J. Brüch, Der Einfluſs d. germ. Sprachen auf das Vulgärlatein, S. 142.

In *tureci* statt **turoci* spiegelt sich demnach sehr deutlich der germanische Umlaut von *o* wieder. Daſs der Vokal *e* in *tureci* wirklich auf den Umlaut von *o* zurückgeht, zeigt auch die Mehedinţer Lautvariante *turueci* bzw. **turoeci*,[1] in welcher der Diphthong *œ* in seine Bestandteile aufgelöst erscheint.

Von dem gepidischen Umlaut und dessen Spuren im Rumänischen wird weiter unten noch die Rede sein. Hier werde ich sogleich die Etymologien von drei Wörtern (*nasture, bumb* und *ateĭă*) behandeln, die zum selben Ideenkreis der Volkstracht wie *tureci* „Gamaschen“ gehören.

5. *Nasture* „Knopf“.

Die Herleitung dieses vielbesprochenen Wortes aus lat. *nassula* „Reuse“ ist begrifflich unmöglich und formell bedenklich. Es läſst sich schwer, wie Diez Wb. 386 zuerst erkannt hat, von ital. *nastro* trennen, das seinerseits gewiſs dem Germanischen entstammt. Die Annahme einer Entlehnung aus dem italienischen Worte ist andererseits darum wenig wahrscheinlich, weil die anderen Balkansprachen es nicht kennen. Man könnte diesen etymologischen Ausweg nur dann nehmen, wenn man im Rumänischen bloſs auf ein einziges Wort dieser Art stoſsen würde. Das ist aber nicht der Fall.

Das Wort beruht auf got.-gepid. **nastilō* = oberhess. *nastel*,[2] ahd. *nestila*, nhd. *Nestel* „Bundesschleife, Schnurriemen, Binde“, mndd. holl. *nestel* „Gurt, Schnurriemen“. Im Neuhochdeutschen bedeutet *Nestel* vorzugsweise den (an dem einen Ende mit einem Stifte oder Metallbeschlag zum Durchstecken versehenen) Schnurriemen, das Schnürband, den Senkel etc. Aus derselben germanischen (got., langob. bzw. ahd.) Quelle stammen: ital. *nastro*, com. *nastola*, wall. *nâle*, berg. bresc. *nestola*, *niestola*. Die Ableitung des rumänischen Wortes direkt vom Germanischen schien Meyer-Lübke RGr. I, 36 schon zu der Zeit, wo das Dogma von dem angeblichen Mangel an altgermanischen Bestandteilen im Rumänischen herrschte, „nicht geradezu undenkbar“.

Gegen die germanische Etymologie des rumänischen Wortes wendet Brüch 45, n. 1 ein, daſs die südrumänische Bedeutung desselben „Knoten, Schnalle“ auf einen rundlichen bzw. mit rundem Loch versehenen Gegenstand hinweist und schlecht zum länglichen Bande paſst. Die ursprüngliche Bedeutung des rumänischen Wortes war wohl Nestel, als aber an deren Stelle der Knopf bzw. die Nestel mit Knoten trat, wurde der Ausdruck auf diese übertragen. Im älteren Rumänisch war das Wort nach Tiktin Wb. II, 1038 noch in der ursprünglichen Bedeutung üblich. Indessen scheint die Bedeutung „Knopf“ auch dem deutschen Worte nicht ganz

[1] Haşdeu, Chestionar IX, 124: *turuecĭ, numai dela genunchĭ în jos*; Cuvinte din jud. Mehedinţi von J. Boceanu = Anal. Acad. rom. Seria II, tom. XXXV, S. 87: *turuecĭ* „jambiere de dimie în forma cărîmbilor de cisme“.

[2] Crecelius, Oberhess. Wb. II, 623.

fremd zu sein, denn sie blickt aus dem von M. Heyne, Deutsche Hausaltert. III, 279, Anm. 109 b zitierten Glossen deutlich empor: *ansulis* hæftelīn, Steinm. 3, 409, 39. *nastulis* hæftelīn, l. nestelen, l. chnopfelīn 79, vgl. H. Schuchardt ZfrPh. 33, 80. Desgleichen läfst sich die Bedeutung „Schnalle“ schon im Germanischen belegen. Die Stammform got. *nastilō* als eine *l*-Ableitung ist nämlich deminutiv und weist auf germ. **nasta*, mit dem sich agutn. *nast* und das entlehnte finn. *nasta* „Schnalle“ deckt. Dem italienischen *nastro* ist die Nebenbedeutung „Schnalle“ ganz fremd. Sie haftet also nur dem germanischen Quellwort sowie dem daraus entstandenen rum. *nasture* an. Die Annahme einer Entlehnung desselben aus dem Italienischen ist auch aus diesem Grunde ganz ausgeschlossen.

6. *Bumb* „Knopf“.

Bumb ist ein in der Moldau, in Siebenbürgen und im Banat an Stelle von *nasture* „Knopf“ gebräuchliches Wort. Aus lautlichen Gründen ist die übliche Herleitung dieses Wortes aus magy. *gomb* „dass.“ entschieden abzulehnen.[1]

Da *nasture*, wie gezeigt, ursprünglich nur die Nestel bezeichnet hat, so mufs *bumb* der eigentliche rumänische Ausdruck für Knopf gewesen sein. Es deckt sich lautlich und begrifflich mit älterem engl. *bump* „Knopf, Knauf“. Das Wort bedeutet sonst im Englischen „Stofs, Beule, Geschwulst“ und gehört zum Verb *to bump* „stofsen“ = dän. *bumpe* „stofsen“. Rum. *bumb* ist aus *bump* durch Angleichung des tonlosen auslautenden *p* an das tönende anlautende *b* entstanden. Hervorzuheben ist ferner, dafs die übrigen Bedeutungen des englischen Wortes auch bei den rumänischen Ableitungen von *bumb* uns begegnen. So: rum. *bumben* (durch Assimilation aus *bumbel* entstanden) „Klotz, Holzblock“ = engl. dial. *bump* (Plur.) „blocks of wood“; rum. *bumbăreață* „Bürzel, Steifs der Vögel“ = engl. dial. *bump* „the posterior, buttock“. Zu rum. *bumb* gehört auch das Verb rum. *îmbumbì* „Knospen treiben, ausschlagen“.

Vielleicht ist das germanische Wort ursprünglich lautnachahmend, und unter dieser Voraussetzung hat Giuglea (Dacoromania II, 385) wohl recht, wenn er rum. *bumb* „Knopf“ mit lat. *bombus* „dumpfes Geräusch“ in Verbindung bringt. Das lateinische Wort genügt aber nicht, die Bedeutungen des rumänischen und dessen Ableitungen zu erklären. Lautlich und begrifflich kann rum. *bumb* samt dessen Ableitungen von dem englischen Worte nicht getrennt werden. Auch setzt rum. *bumben* ein **bumbilō* voraus, was ebenfalls auf germanische Herkunft hinweist.

Auch die Bedeutungsentwicklung „stofsen, schlagen — Knopf — Knospen treiben, ausschlagen — Klotz, Holzblock — Bürzel, Steifs“ ist echt germanisch; man vergleiche mndl. *botten* „schlagen;

[1] Vgl. auch G. Giuglea, Dacoromania II, 384.

spriefsen (dazu franz. *bouter* „schlagen, stofsen, keimen, spriefsen“), ndl. *bot* „Sprofs, Auge“, ndd. *butte* „Knospe“ (dazu franz. *bouton* „Knospe, Knopf“), norw. *butt* „Baumstumpf, Klotz“, ags. *buttuc* „Hintere“, engl. *buttok* „Hinterteil, der Hintere, das Kreuz des Pferdes“ — sämtliche zum Verb anord. *bauta* „schlagen, stofsen“ usw.

7. *Ateĭà* „festlich kleiden; jemanden zur Vernunft bringen.“

Mangiuca (Familia 1884, 67) und Philippide (ZfrPh. XXXI, 294—295) stellen dieses interessante, nur im Banat übliche Wort zum romanischen Verb ital. *attilarsi* (un vestito) „sich mit ausgezeichner Eleganz kleiden“, aprov. *atilhar*, *atillar* „disposer, arranger, ajuster“ etc. Aber diese Etymologie scheitert an lautlichen Schwierigkeiten, vgl. dazu Puşcariu (Dicţion. Acad. I, 350) und besonders Meyer-Lübke (REW Nr. 564). Aus demselben Grunde und einigermafsen noch wegen der zweiten Bedeutung kann rum. *ateĭà* auch nicht mit span. port. *ataviar* „schmücken“ (got. *tauian* „fertig machen“ Meyer-Lübke, REW 8601) in Verbindung gebracht werden, wie ich früher glaubte.

Da die zweite Bedeutung „zur Vernunft bringen“ sich nicht leicht oder nicht direkt aus derjenigen von „festlich kleiden“ erklären läfst, sondern beide sich in der Grundanschauung „in Ordnung bringen, ordnen, regeln“ — vgl. *Te ateiŭ eŭ pe tine* = *Te regulez eŭ, te aranjez eŭ pe tine!* — vereinigen, so ist von dieser allgemeinen Bedeutung auszugehen.

Als Etymon stellt sich gepid. *tēwjan* „ordnen“ = got. *ga-tēwjan* „ordnen“ zu got. *tēwa* „Ordnung“. Wegen der Partikel *ga-* in got. *ga-tēwjan* vgl. got. *ga-þeihan* „gedeihen“ neben dem Simplex *þeihan* in derselben Bedeutung, ferner got. *ga-lūkan* „schliefsen“ = anord. *lūka* „schliefsen“ usw.[1] Es beruht mithin auf reinem Zufall, dafs das Simplex *tewjan* im Gotischen neben *ga-tewjan* nicht bezeugt ist. Das anlautende *a* im rumänischen Worte ist die rum.-lat. Verbalpartikel (lat. *ad*), wie in rum. *apărà* „verteidigen“, lat. *apparare* gegenüber franz. *parer*, ital. *parare* in derselben Bedeutung, oder wie in rum. *acoperì* = *coperì* „decken, bedecken, zudecken“.

8. *Sguduì* „erschüttern“.

Die alte, von Cihac II, 343 aufgestellte Etymologie dieses rumänischen Verbums aus tschech. *kutiti*, *skutiti* „secouer, racler, gratter“ ist wegen der lautlichen Schwierigkeiten von niemand gebilligt worden. Man fuhr deshalb auch weiterhin fort, das Wort für unbekannter Herkunft zu halten. Nachdem ich aber seine Herkunft in dieser Zeitschrift 41, 424 besprochen habe, sind dafür hintereinander, um die gepidische Etymologie wenigstens unnötig

---

[1] Vgl. W. Willmans, Deutsche Grammatik², 2. Abt. § 130.

zu machen, nicht weniger als drei verschiedene Deutungen aufgestellt worden.

Giuglea (Dacoromania III, 970) denkt an magy. *zökkeg* „stolpern, holpern, einmal anstoſsen", mundart. *zöködni*, das dem rum. *sgudui* zugrunde liegen soll. Lautlich und auch begrifflich ist diese Erklärung nicht annehmbar.

Skok a. a. O. 191 will rum. *sgudui* „erschüttern" um jeden Preis aus dem Serbischen herleiten und schlägt als Etymon das serbkr. *godovati* „feiern" vor, und zwar mit *s*, das ihm den entgegengesetzten Sinn gibt! Puşcariu (Dacoromania III, 838) sagt darüber: „Ich verstehe den Lautwandel nicht." Ob jemand ihn verstehen könnte?

Skoks Erklärung wird nicht einmal von Densusianu gebilligt, der sonst sich auf dessen Ausführungen ausdrücklich beruft. Für rum. *sgudui* schlägt Densusianu (Grai şi Suflet I, 350) das bulg. *gudъ*, *guždam* „stelle" vor und behauptet, daſs eine Ableitung davon mittels des rum. *s* oder *z* (sl. *iz*) „bewegen" bedeuten könnte. Jene Ableitung, deren vorauszusetzende Form **izguždovati* D. nicht angibt, besteht aber weder im Bulgarischen noch in anderen slawischen Sprachen, so daſs mit ihr nichts anzufangen ist. Densusianu will also rum. *sgudui* von einen slawischen Wort ableiten, das überhaupt nicht existiert. Wir erinnern uns, daſs nur Cihac rumänische Wörter aus dem Slawischen auch dann abzuleiten pflegte, wenn im Slawischen selbst davon keine Spur war.[1] Jene Zeiten sind jedoch längst überwunden. Übrigens, wenn jene Ableitung Densusianus auch zu recht bestände, so würde sie nicht „bewegen", sondern „umstellen" bedeuten, aber keineswegs „erschüttern". Schlieſslich könnte ein bulg. **izguždovati* unter keinen Umständen *sgudui* ergeben.

Nach der Ansicht Skoks, der sich auch Densusianu anschlieſst, wäre es in rum. *sgudui* das *ui*-Suffix, das auf eine slawische Herkunft weisen sollte. Dieses Suffix begegnet uns aber im Rumänischen bekanntlich nicht nur bei den Verben slawischer Herkunft, wie *trebui* „müssen" < ksl. *trebovati trebują*, *dărui* „schenken" < ksl. *darovati darują* etc., sondern auch bei solchen magyarischer Herkunft, wie *făgădui* „versprechen" < magy. *fogadni*, *tăgădui* „verneinen" = magy. *tagadni* etc. Rum. *sgudui* läſst sich jedoch, wie wir sahen, aus dem Magyarischen ebensowenig wie aus dem Slawischen erklären. Ähnliche Verba auf *-uiri* kennt auch das Südrumänische, und diese sind albanischer Herkunft: arom. *şiruesc* „säge" < alb. *šaroj*, arom. *minduesc* „denke, überlege" < alb. *mεndoj* etc.[2] Nach alledem darf uns das Verbalsuffix *-ui* nicht mehr zwingen, die Herkunft eines solchen Verbums nur in einer Richtung zu suchen, zumal auch das Altgermanische ein ähnliches Suffix kennt: *-ojan*, das im Rumänischen regelrecht zu *-ui* wird.

[1] So hielt Cihac II, 72 beispielsweise rum. *căpistere* „Backtrog" für aus dem Slawischen entlehnt, ohne das entsprechende slawische Quellwort angeben zu können. Das Wort ist bekanntlich lateinischer Herkunft: *capisterium* „dass.".

[2] Vgl. Th. Capidan, Raporturile albano-române (= Dacoromania II, 538 f.).

Ich beharre denn bei meiner Überzeugung, daſs rum. *sguduì* „erschüttern“ nicht zu trennen ist von schwed. *skudda* „erschüttern“, as. *skuddian* „schütteln, erschüttern“, mnd. *skudden* (holl. *schudden*), wfries. *schoddien* „dass.“, afries. *skedda* „stoſsen, schütteln“, ndd. holstein. *schüdden* „schütteln“, ahd. *scutten* „schütteln, schwingen“; wurzelverwandt mit saterländ. *sgudderie* „schaudern, zittern, beben“, mengl. *schuderen*, eng. *shuder* „schaudern“.

Die vorauszusetzende gepidische Form **skudojan*, worauf rum. *sguduì* beruht, ist eine Verbalbildung wie as. *gebojan* neben *gebōn* „geben“, *halojan* neben *halōn* „holen, bringen“ etc. Ähnlich wird ksl. *kupiti* „kaufen“ auf got. *kaupōn*, aber ksl. *kupovati* „Handel treiben“ auf got. *kaupojan* zurückgeführt.[1]

Verbalbildungen auf *-ojan* statt oder neben denjenigen auf *-ōn*, welche die sog. zweite schwache Konjugation ausmachen, begegnen uns häufig im Altsächsischen; vgl. noch as. *tholojan* „ertragen, dulden“, *fandojan* „prüfen“ etc. Solche Bildungen, die im Ahd. nur spärlich vorkommen, sind im Ags. allgemein; nur ist hier *-ojan* lautgesetzlich zu *-ian* geworden, z. B. ags. *liccian* „lecken“ aus **liccojan* = as. *likkōn*, ahd. *leccon*; agl. *clifian* „kleben“ aus **clifojan* = as. *klibon*, ahd. *klebēn* etc.[2] Gepid. **skudojan*: *skudōn* gegenüber as. *skuddian* beruht auf einem Konjugationswechsel ähnlicher Art wie die germanischen Grundformen *fatōn* neben *fatjan*, *raubōn* neben *raubjan*, *skundōn* neben *skundjan* usw., bei Fick-Falk & Torp, Wb. 226, 352, 469. Aus von Brüch angegebenen Gründen haben die altgermanischen *ojan*-Verba auf westromanischem Gebiet keine Spuren hinterlassen.

Ich vermag jetzt im Rumänischen noch ein zweites ähnliches Verbum gepidischer Herkunft nachzuweisen. Es ist das gleich zu behandelnde *smicuì* "peitschen“.

9. *Smicuì* „geiſseln, peitschen“.

Dieses von Tiktin, Wb. III, 1826, als unbekannter Herkunft hingestellte Verbum deckt sich mit ndd. *smicken* „peitschen, klappsen, geiſseln, schlagen“, nhd. *schmicken* „schlagen, feine Schläge wider etwas tun mit einer Gerte; peitschen, geiſseln“, norw. *smikka* „klappsen, klatschen, schlagen“ zu ndd. *smicke* „Peitsche“. Die durchsichtige Grundform von norw. *smikka* ist **smikkōn*, und sie setzt, wie gezeigt, ein entsprechendes gepid. **smikkojan* voraus.

Rum. *smicuì* sowie das gleichbedeutende *smicurà* „geiſseln, peitschen“ (< gepid. **smikkilōn*, nhd. dial. *schmickeln* „dass.“) weist lautliche Einwirkung seitens *smicurà* „zerbröckeln, zerkrümeln, auskörnen“ auf; dieses wie das sinnverwandte *dumicà* zu lat. *mīca* „ein Krümchen, ein Biſschen, ein Korn“ gehörend. Sonst würde man **smăcui* und **smăcurà* erwarten.

---

[1] Fr. Kluge in Grundriſs f. germ. Philologie, I. Bd.[2], S. 361.

[2] Vgl. W. Willmans, Deutsche Gramm. III. Abt. Flexion, S. 85; Richard Löwe, Germ. Sprachwiss.[3]. S. 41.

10. *Smiceă* „schlanke Gerte, Rute, Züchtigungsrute, dünner Zweig"; pl. *smicele.*

Dieses noch nicht aufgeklärte Wort gehört zu nd. *smick, smicke* „die Schmitze oder das klatschende Ende der Peitsche; die Peitsche oder das, womit geklatscht und geschlagen wird", ostfries. *smikke* „Schmitze, klatschendes Ende einer Peitsche oder das, womit geklascht und geschlagen wird", norw. *smikk* „Schlag, Klapps, Streich", mhd. *smicke* „Züchtigungsrute; Schramme",[1] nhd. *Schmicke* „Gerte, Rute; Peitsche; Schmiſs, Wunde", deutschsiebenb. *šmuk* „Peitschenende". Die vorauszusetzende gepid. Grundform **smikkilō* ist eine deminutive *l*-Bildung dazu wie beispielsweise got. *mawilō* „kleines Mädchen" zu got. *mawi* „Mädchen", ahd. *lîchamilo* „Körperchen" zu ahd. *lîchamo*, nhd. *Gertel* „kleine Gerte" zu *Gerte* usw. Durch latinisierende Umdeutung des Suffixes wurde gepid. **smikkilō* zunächst zu **smiccella*, woraus sich die heutige rumänische Form unmittelbar entwickelt hat.

Angenommen, daſs *smiceă* zur ersten Schicht der gepidischen Bestandteile im Rumänischen gehört, so hätte es wegen der ursprünglichen Kürze von *i smăceă* (= **smeceă*) oder *smîceă* lauten müssen. In der Tat kommt die letzte Form in Westsiebenbürgen noch heute ausschlieſslich vor, während *smăceă* im Lex. Bud. belegt ist. Was *i* in *smiceă* betrifft, so ist es vielleicht ebenso zu beurteilen wie in rum. *mişel* „elend" aus lat. *misellus* (ebenfalls mit kurzem *i*).

Die rum. Lautvariante *sminceă* „Gerte, Rute" geht auf eine germanische nasalierte Nebenform zurück, worauf auch nhd. *Schminke* „Peitschenschlag" zurückzuführen ist, vgl. Falk & Torp, NDWb. unter *sminke.* Das germanische Wort wird mit poln. *szmiga* „schlanke Gerte" für unverwandt gehalten.

11. *Smetie* „Züchtigungsrute".

Rum. *smiceă* „Rute, Gerte" hängt begrifflich mit rum. *smetie* bzw. *smete* „Züchtigungsrute"[2] zusammen.

Nach Skok, a. a. O. 193 soll dieses rum. Wort von slawischen Verbum *metati* „schlagen" kommen. Ein entsprechendes Substantivum, das dem rumänischen Worte zugrunde gelegt werden kann, hat aber Skok in keiner slawischen Sprache nachweisen können, und daſs die unmittelbare Herleitung desselben von dem erwähnten slawischen Verbum ein Ding der Unmöglichkeit ist, scheint S. selbst eingesehen zu haben. Denn er schlägt sogleich eine andere Erklärung vor: rum. *smetie, smete* < ksl. *metla* „Besen",

---

[1] Bei Lexer, Mhd. Wb. II, 1015 ist mhd. *smicke* falsch mit „Geiſsel, Peitsche" glossiert. Selbst die angeführte Stelle zeigt, daſs es sich um Ruten handelt: *mit geisselen und mit smicken slan* (*schlagen*). Wegen der übrigen Gleichungen vgl. Doornkaat Koolman, Wb. d. ostfries. Sprache s. v. *smikke.* Die deutschsiebenb. Form bei G. Kisch, Nösner Wörter u. Wendungen, S. 142.

[2] Rădulescu-Codin, O seamă de cuvinte, 67: *smetie* „prăjină pentru bătae".

gekreuzt vielleicht mit dem Worte serbokr. *smetl̡e* „Mist“ (derselben Abstammung wie *metla*). Die Art und Weise, wie S. die lautlichen Schwierigkeiten seiner Etymologie zu beseitigen sucht, sind geradezu ungeheuerlich: „Die Konsonantengruppe *tl* wurde (im Rumänischen) durch einen Einschubvokal und dann durch Suffixwechsel beseitigt“!

Ich halte diese Erklärung Skoks formell wie semantisch für ganz verfehlt und bestehe darauf, daſs rum. *smete* „Züchtigungsrute“ zur selben germanischen Wortsippe gehört wie ndd. brem. *smet* „Schlag, Streich; Rutenstreich auf der Hand“.

Wegen des näheren begrifflichen Zusammenhanges habe ich bei der Besprechung dieses Wortes, auſser dem dazugehörigen germanischen Verbum, bloſs das holstein. und brem. entsprechende Substantivum, also nur ein ndd. Wort, herangezogen. Brüch (Revue de l. rom. II, 94—95) hat daraus den Schluſs gezogen, daſs das Wort als Substantivum nur im Niederdeutschen vorhanden wäre, und aus diesem Grunde hat er die Richtigkeit meiner Etymologie angezweifelt. Aber wenn dies auch der Fall wäre, so wäre die von mir aufgestellte Deutung des Wortes auch dann nicht anzufechten, denn die betreffende ndd. Entsprechung genügt vollauf zu beweisen, daſs im Germanischen neben dem Verbum auch das zugehörige Substantivum bestanden hat. Der wandalische Name **Stilika*, latinisiert *Stilico*, hat seine Entsprechung bloſs im ndd. Familiennamen *Stilke*,[1] und trotzdem hat niemand daraus den Schluſs gezogen, daſs er kein germanischer wäre. Unser Wort ist aber in der Tat in sämtlichen germanischen Sprachen vorhanden: ndd. brem. *smet* „Wurf; Streich, Schlag“, holstein. *smeet* „Wurf; Streich besonders mit einer Rute ausgeführt“[2] = mhd. *smiz* (*-tzes*) „Spitze; Streich mit der Rute“ und *smitze* f. „Hieb, Streich; Fleck, Makel“, nhd. *Schmitz(e)* „Hieb, Streich, besonders mit einer Rute ausgeführt“. In den übrigen germanischen Sprachen ist das Wort meist in der übertragenen Bedeutung „Fleck, Schmutz, Ansteckung“ gebraucht: angls. *smitta* „Fleck“, dän.-norw. *smitte* „Ansteckung“, mnd. *smitte, smette* „angeworfener Schmutz, Fleck“, holl. *smet* „Fleck“.[3]

Die Bedeutungsentwicklung: „Schlag, *Streich*, *Rutenstreich*“ und dann „*Rute zum Schlagen, Züchtigungsrute*“ versteht sich von selbst; man vergleiche rum. *prăjină* „Stange, Rute“ = südrum. *pîrjină* „Klopfen, Schlagen, Prügel“, nhd. *Prügel* „Knüttel; Klopfen, Schlagen“. Im Rumänischen wird aber *smetie* auch in der älteren Bedeutung gebraucht: *I-am tras două smetiĭ* = Ich habe ihm zwei Rutenstreiche versetzt. Im Germanischen weist indessen das Wort, wie wir sahen, eine Mannigfaltigkeit von Bedeutungen auf: „Schlag, Streich —

[1] Vgl. M. Schönfeld, Wb. der altgerman. Personen- uud Völkernamen S. 209—211.

[2] Bremisch-niedersächs. Wb., hrsg. von der bremischen-deutschen Gesellsch. (Bremen 1768) IV, 866; J. Fr. Schütze, Holsteinisches Idiotikon (Hamburg 1800) s. v.

[3] Die Zusammenstellung bei Falk u. Torp, DNEW. II, 1083, wo auch über die Sippe gehandelt wird.

Fleck — Schmutz, Ansteckung“. Diese Bedeutungen gehen im Germanischen aber auch sonst ineinander über; man vergleiche innerhalb derselben Wortsippe: mhd. *smitzen* „peitschen, schlagen; bestreichen, beschmutzen“.

Es ist beachtenswert, dafs das Rumänische aus der grofsen Fülle von Bedeutungen des germanischen Wortes nur diejenige bewahrt hat, die sich auf Züchtigung bezieht: „Rutenstreich, Züchtigungsrute“. Damit hat es folgende Bewandtnis. Die Gepiden waren in Dazien das herrschende Volk, die Urrumänen das beherrschte. Die Züchtigungsmittel jener mufsten diese, als solche, wohl kennen; es mufste ihnen auffallen und infolgedessen die gepidischen Bezeichnungen dafür sich ihrer Sprache aufdrängen, gleichviel ob diese Ausdrücke im Gepidischen noch andere Bedeutungen hatten. Die rumänische Sprache besitzt ja, wie wir sahen, noch andere Ausdrücke gepidischen Ursprungs, die zum selben Ideenkreis gehören: *smicuì* „geifseln, peitschen“, *smiceà* „Gerte, Rute“.

Die gepidische Grundform **smitla* f. hätte allerdings im Rumänischen **smeată* und dann **smată* ergeben. Das heutige *smetie*, nach der älteren Aussprache *smete*, ist die Pluralform davon. Ein ähnlicher Fall von Nachbildung der Singularform nach derjenigen des Plurals ist rum. *vĭespe* „Wespe“ < lat. *vespae*, Sing. *vespa*, denn man würde sonst auch hier **vĭaspă* erwarten. Dasselbe läfst sich auch von rum. *carte* „Buch“ gegenüber lat. *charta*, Pl. *chartae* sagen usw. Es ist aber bezeichnend, dafs selbst das germanische Wort in der Bedeutung von „Streich, Rutenstreich“ meist im Plural gebraucht wird. So bedeutet brem. *smet* „Wurf“, aber *smete* (Plur.) nur „Streiche“: Woveel smete kreeg her? = rum. *Cîte smetiĭ a primit el?* (Wieviel Streiche empfing er?); *handsmete* „Rutenstreiche auf die Hände“, holstein. *smeet* „Wurf“, aber *smeete* „Streiche“, *handsmeete* „Rutenstreiche, die man in Schulen Kindern auf die Hand gibt.[1] Desgleichen mhd. *smiz* (*-tzes*) „Spitze“, aber im Plural *smitze* „Rutenstreiche“ (swie manege herte smitze der meister in der schuole streich). Rutenstreiche werden ja meist mehrere versetzt; selten kommt jemand blofs mit einem davon.

Die Verbalwurzel der angeführten germanischen Wörter liegt vor in got. *smeitan* „schlagen, streichen“, angls. *smītan* „schlagen“ etc., wozu Intensivbildung angls. *smittian*, mndl. *smitten*, *smetten* „schlagen“

12. *Butură* „Baumstumpf“.

Die slawische, von Tiktin, Wb. I, 247 mit Zweifeln aufgestellte Etymologie dieses Wortes, sowie die türkische Şăineanus Infl. orient. I, 65, die ich abgelehnt habe, befriedigen auch Skok nicht mehr. Skok macht zunächst einen Umweg und erst dann spricht er seine

---

[1] Bremisch-niedersächs. Wb. IX, 866; J. Fr. Schütze, Holsteinisches Idiotikon (Hamburg 1800) s. v.

Meinung aus: serbische Herkunft. An Hand der Wörterbücher Miklosichs, Meyer-Lübkes, Bernekers usw. und besonders mit dem Aufsatz Schuchards (ZfrPh. 15, 97 f.) stellt er fest, daſs der adjektivische Wortstamm *but-*, *bot-* „kurz, stumpf, verstümmelt" in den germanischen und romanischen Sprachen und dann auch im Serbischen und Magyarischen vorhanden ist. Aus diesem Grunde erklärt er es, die Ansicht Meyer-Lübkes, REW. 1007, Falks u. Torps, DNW. I, 120, Bernekers SEW. 77 usw. betreffs des germanischen Ursprungs desselben mit Stillschweigen übergehend, für „international", als ob deswegen dieser Wortstamm keinen bestimmten Ursprung mehr hätte. Nachdem er nun den Weg so „geebnet" hat, bringt er das rum. *buturǎ* „Baumstumpf" einerseits mit den serbokroatischen Apfelnamen *botola, butola, -ula* etc., andererseits mit slov. serb. *butara* bzw. *butora* „Bürde, Last" in Verbindung. Das Übrige überläſst er dem Leser, der selbst zwischen der internationalen[1] oder der serbischen Herkunft zu wählen hat. Serb. *butura* „Last, Bürde" ist aber magyarischen Ursprungs[2] und, wie die Bedeutung zeigt, hat es mit rum. *buturǎ* entschieden nichts zu tun. Fern zu halten sind auch die angeführten skr. Apfelnamen; über diese, im Gegensatz zu Skok, handelt (nach Molnár Istvan, Magyar pomologia und G. Alexics) N. Drăganu in Dacoromania III, 801—802. Wenn Zauner und Brüch die Etymologie Skoks wirklich billigen, so beweist dies, daſs sie dieselbe nicht genau geprüft haben.

Densusianu (Grai şi Suflet I, 348) hält rum. *buturǎ* noch zuversichtlicher für slawisch als Skok, indem er es auf bulg. *boturъ* „daſs" zurückführt. Allein letzteres, das von Skok gar nicht in Erwägung gezogen worden ist, und zwar mit Recht, ist selbst rumänisches Lehnwort und nur landschaftlich gebraucht. Auch lautlich kann das rumänische Wort nicht aus dem Bulgarischen kommen, wegen *u* aus *o*, wohl aber wird rum. *u* zu bulg. *o*: rum. *buturǎ* > bulg. *boturъ*, wie rum. *fluture* > bulg. *flotora* „Goldflitter".[3] Vielleicht hält Denunsianu diese lautliche Schwierigkeit für belanglos; was möchte er aber sagen, wenn jemand dieser Methode gemäſs rum. *mult* „viel" nicht von lat. *multus*, sondern von ital. *molto* ableiten würde? . . . Übrigens ist das Wort *boturъ* im Bulgarischen, trotz der Fülle von Lautvarianten, die es hier zeigt,[4] ganz isoliert, während es im Rumänischen das Glied einer groſsen Familie ist: *butor, butoarǎ, butuc, butǎiu, butaş, butaciŭ.*

Aus diesem Grunde, aus sachlichen Erwägungen, sowie wegen seines erbwörtlichen Aussehens, habe ich betont, daſs *buturǎ* im

[1] Von der „internationalen" zur „thrakischen" Herkunft des Wortes zu gelangen, ist bei gutem Willen wohl eine Kleinigkeit. Dies hat, freilich ohne Begründung, Herr Tagliavini (Studi rumeni II, 236) besorgt: „La voce rumena potrebbe essere benissimo dunque di origine trace".

[2] Vgl. Berneker, EWS. I, 104.

[3] Vgl. Th. Capidan, Raporturile lingv. slavo-rom. 221 u. 181: Dacoromania III; D. Scheludko in: Balkan-Archiv III, 284.

[4] Vgl. D. Scheludko, Lateinische und rum. Elemente im Bulgarischen: Balkan-Archiv III, 276.

Rumänischen kein Fremd-, sondern ein Erbwort ist. Ähnlich beurteilt es zuletzt auch G. Weigand (Balkan-Archiv III), der, als fleifsiger Dialektforscher des Rumänischen und als guter Kenner sowohl des Bulgarischen als auch des Albanischen, hier wenigstens besser urteilen kann als Skok und Densusianu. Weigand zählt a. a. O. *buturǎ*, *butoarǎ* und *butuc* sogar zu den lateinischen Erbwörtern des Rumänischen und stellt sie „samt und sonders" zu spätlat. *buttis* > rum. *bute* „Fafs". Diese Etymologie, obgleich verfehlt (s. weiter unten), ist wohl der festen Überzeugung entsprungen, dafs das Wort jedenfalls Erbwort ist. Nur scheint Weigand rum. *buturǎ* für innerhalb des Rumänischen entstanden zu halten, und dies wohl aus dem Grunde, weil das Lateinische sowie die übrigen romanischen Sprachen weder formell noch semantisch irgendeine Basis dafür bieten. Innerhalb des Rumänischen ist aber eine solche Bildung ausgeschlossen, da das *ur(ǎ)*-Suffix nicht produktiv ist.

Weigand hat wohl Recht, wenn er stillschweigend annimmt, dafs Ausdrücke für Holzgefäfs mit solchen für Baumstumpf in Beziehung stehen. Es scheint aber, dafs er keine Ahnung davon hat, dafs bei solchen Gleichungen zuerst der Baumstumpf kommt und nach ihm das Gefäfs, nicht umgekehrt. Das Holzgefäfs, in seiner ursprünglichen Gestalt, ist ja nichts anderes als ein ausgehöhlter Baumstumpf. Das lehrt uns nicht nur die praktische Wirklichkeit, sondern auch die Sprachwissenschaft. Man vergleiche: lat. *truncus* „Baumstumpf" > mlat. *truncus* „arcella cujusmodi in ecclesiis nostris prostant ad recipiendas fidelium eleemosynas sic dictas, quod eae arcellae ex truncis arborum cavatis fieri solent"; mnd. mhd. *strunk* „kurzer und dicker Stengel" = norw. *strokk* „schmaler Holzkübel mit Deckel, Butterfafs, Tonne" eigentlich „ausgehöhlter Baumstumpf"; mhd. *strunze* „Stumpf, Strunk" = hess. *strunz* „Zuber"; nhd. *Stotz* „Baumstumpf" = tirol. *Stotz* „weites rundes Milchgeschirr, Art kleinen Kübels oder Schaffes überhaupt" usw.[1] Wäre nun rum. *buturǎ* „Baumstumpf" wirklich mit rum. *bute* „Fafs" (spätlat. *buttis*) verwandt, so müfsten beide auf ein Grundwort *buttum* „Baumstumpf" zurückgeführt werden, welches aber das Lat. nicht kennt und nie besessen hat.

Nach all dem Vorgebrachten ist Weigands Etymologie grundsätzlich falsch. Rum. *buturǎ* ist so wenig lateinisch, wie es griechisch oder slawisch ist.

Ich bleibe dabei, dafs das rumänische Wort germanischen Ursprungs ist. Es stimmt, dafs der germanische adjekt. Wortstamm *but(t)-* auch in zwei Nachbarsprachen, d. i. im Serbischen und Magyarischen, vorhanden ist, aber es handelt sich hier nicht um dasselbe, sondern um das Substantiv rum. *buturǎ* „Baumstumpf",

---

[1] Das erste Beispiel bei Du Cange, die folgenden zwei bei Falk u. Torp, NDEW. II, 1177 unter *strant*, und 1182 unter *strokk*; letzteres bei Fr. Kluge, EWD.[8], 440.

das trotz Skoks *butara* „Bürde, Last“ weder slawische noch magyarische Beziehungen hat.

Der Form nach ist rum. *buturǎ* eine *ura*-Deminutivbildung zu **but* „Klumpen, Baumstumpf“, wie beispielsweise rum. *ramurǎ* „Zweig, Ast“ zu lat. *ramus* „dafs.“. Rum. *buturǎ* f. bzw. *butur(e)* m. setzt mithin ein urrum. *butulu* voraus. Gegen diese Auffassung des Wortes wendet Skok a. a. O. 189 ein, dafs der Wortsinn nicht gestattet, in *-urǎ* das Deminitivsuffix *-ula* zu sehen, und dieser Auffassung hat sich auch Densusianu (Grai şi Suflet I, 348, Nr. 3) angeschlossen. Dagegen ist aber zu bemerken, dafs Fälle, wo der ursprüngliche Deminutivbegriff eines Wortes verblafst war und vergessen wurde, uns in allen Sprachen begegnen. So im Griechischen, im Deutschen, im Französischen, sehr oft im Italienischen etc.[1] Interessant ist für uns, dafs das Rumänische gerade hier, im Begriffskreis des Waldes, weitere Belege für diese semantische Erscheinung bietet. Baumstamm. heifst beispielsweise lat. *truncus*, ital. *tronco*, rum. *trunchiu*. Letzteres kommt aber nicht von lat. *truncus*, sondern von der Deminutivbildung dazu *trunculus* „kleiner Baumstamm, Stengel“. Ebenso bedeutet rum. *ramurǎ* heute nicht etwa „kleiner Zweig“ wie sein lat. Etymon *ramula*, sondern „Zweig überhaupt“. Auch von *trunchiu* „Baumstamm“ könnte man sagen, dafs der Sinn des Wortes uns nicht gestattet, es auf ein ursprüngliches lat. Deminutivum zurückzuführen. Aber dafs dem so ist, wird von niemand bestritten. Skoks bzw. Densusianus Einwendung ist mithin als grundlos zurückzuweisen.

Nun setzt rum. *but-urǎ*, sowie die wurzel- und sinnverwandten *but-uc* „Baumstumpf, Klotz“ und *but-aş* „Absenker, Pfropfreis“ einen Grundstamm *but* „Klumpen, abgehauenes Stück Holz, Baumstumpf“ voraus. Letzteres deckt sich mit anord. *but-r* „kurzes Stück eines Baumstammes“ (das *r* blofs Nominativzeichen), norw. *butt* „Baumstumpf, Klotz“, schwed. *but* „Klumpen, Klotz, Stück“, schwed. dial. *bute* „Klotz“, mengl. *butt* „dickeres Ende eines Gegenstandes“, engl. *butt* „das übrig gebliebene Ende eines Gegenstandes“, ndd. *butt* „das stumpfe Ende eines Gegenstandes“, mhd. *butze* „abgeschnittenes Stück, Klumpen“. Es mufs hier nochmals betont werden, dafs dieser germanische substantivische Wortstamm, der im Rumänischen so tief eingewurzelt ist, in keiner Nachbarsprache vorkommt. Dies hätten sich Skok und Densusianu merken müssen.

Innerhalb des Rumänischen ist das deminutive *ura*-Suffix, wie erwähnt, nicht produktiv und wird an kein Wort slawischen Ursprungs angehängt. Dies weist darauf hin, dafs rum. bzw. urrum. **butulu* sein Suffix nicht erst dem Rumänischen verdankt. Es geht vielmehr auf eine gepidische *l*-Ableitung **buttilō* zurück, die durch latinisierende Umdeutung des Suffixes im Urrumänischen zu *buttulu* wurde. Rum. *buturǎ* verhält sich folglich zu gepid. **buttilo*, wie das

---

[1] Vgl. R. Kühner, Gramm. der griech. Sprache[3] II, Bd. 279, Anm. 4; W. Willmans, Deutsche Grammatik[2], 2. Abt., §§ 208 u. 212; etc.

besprochene rum. *nasture* „Knoten“ zu got.-gepid. **nastilō* „Nestel, Schnurriemen“.

Begrifflich läſst sich die gepidische *l*-Deminutivbildung **buttilo* „(kleiner) Baumstumpf“ zu norw. *butt* „Baumstumpf“ usw. mit ndd. *stümpel* „Stumpf, Endstück“ zu ndd. *stump* „Stumpf“ vergleichen. Von den sonstigen Parallelen des gepidischen **buttilo* auf germanischem Boden weist nur norw. *byttel* „kleiner Baumstumpf“ eine ähnliche Bedeutung auf. Dagegen bedeutet ndd. holstein. *büttel* den Hügel; nhd. *Bützel* die Geschwulst, das Zwerglein und den Klumpen des Sauerteigs. Die abweichenden Bedeutungen lassen sich unter der Grundanschauung „abgestutztes klumpiges Ding, Klumpen“ vereinigen; man vergleiche: nhd. *Stotz* „Baumstumpf“ = schweiz. *Stotzen* „Hügel“, nhd. *Bühel* „Geschwulst; Hügel“; rum. *budur* „tronc d'arbre creux; rocher élevé sur lequel le chamois aime à se tenir“. Daſs auch rum. *buturǎ* ehemals nicht nur den Baumstumpf, sondern gleich dem germanischen Grundwort auch den Hügel bezeichnet haben muſs, scheint die Ableitung *butur-oiŭ* „Maulwurfshügel“ zu zeigen.

Die Wortsippe von *butt-* „Klumpen, Baumstumpf“ ist echt germanisch und gehört zum Verb anord. *bauta* „stoſsen, schlagen“, as. *bōtan*, *bōȥan* „stoſsen, schlagen“ usw., wie nhd. *Stotz* „Baumstumpf“ zum Verb anord. *stauta* „stoſsen“, ahd. *stōȥan* „stoſsen, schlagen“. Die Anwendung dieses germanischen Wortes auf Holz ist aber, wie Falk & Torp, DNW. I, 120 hervorheben, ausschlieſslich nordisch, und sie war, wie aus rum. *buturǎ* „Baumstumpf“ zu schlieſsen ist, auch gepidisch. Nordisch und Gotisch-Gepidisch sind nahe verwandt. Man vergleiche ferner rum. *butor* „Holzklotz, auf dem die Holzstämme zerlegt werden“ und isländ. *buta* „einen Holzstamm teilen“, schwed. *buta* „hauen, zerstückeln“.

Meglenorum. bedeutet *buturǎ* „Weinrebe“; damit ist mlat. *rumpus* „truncus vitium“ = ndd. *rump* „Rumpf, Stumpf“ zu vergleichen.

13. *Butuc* „kurzes und dickes Holzstück, Stumpf, Klotz“.

Butuc ist keine rumänische Bildung zum Wortstamm *butt-*, sondern entstammt dem Germanischen, gleich *buturǎ*, als fertig gebildetes Wort. Es verdankt also sein Suffix nicht erst dem Rumänischen. Das vorauszusetzende gepid. **butluk-* ist eins mit ags. *buttuc* „Stumpf, Endstück“, engl. *buttock*. Bildlich bedeutet rum. *butuc* auch „Tölpel“; ähnlich engl. *buttock* „der gemeine Mensch, Flegel“. Aus dem Rumänischen drang das Wort ins Ukrainische: *botjuk* „daſs“. Warum der Entlehnunsweg nicht der umgekehrte sein kann, wird weiter unten bei der Besprechung von *burduf* dargetan werden.

14. *Strugure* „Weintraube“; 15. *butaş* „Pfropf, Ableger“.

Auch mit diesem Worte, das die eigentliche Bezeichnung für Weintraube im Dakorumänischen ist, hat man sich viel abgeplagt.

Man hat an lat. *uvula* „kleine Traube“,[1] an lat. *surculus* „Schöſsling“,[2] an griech. *τρύγη* „Obst“,[3] an ksl. *strugъ* „Werkzeug zum Schaben“[4] gedacht. Das altgriechische Wort *τρύγη* wird zuletzt auch von Pascu (Archiv. Rom. 10, 472) als Quelle des rumänischen Wortes betrachtet. Allein, daſs schwerwiegende Gründe gegen diese Deutung sprechen, scheint Pascu selbst eingesehen zu haben, denn er schlägt sogleich, an derselben Stelle, eine andere vor: agriech. *τρυγερός* „hefenartig, voll Hefen, hefig“. A. Philippidè, Originea Rom. I, 717 hat diese Etymologie mit Nachdruck zurückgewiesen.

Skok (ZfrPh. 43, 191) hält rum. *strugure* „Weintraube“ einfach für serbisch und leitet es, trotz der fernstehenden Form und trotz des Bedeutungsunterschiedes, von serb. *struk* „Strunk, Stengel“ ab. Ich zweifle, daſs Zauner und Brüch über diese Etymologie Skoks wirklich nachgedacht haben. Puşcariu (Dacoromania III, 838) hat sie abgelehnt; desgleichen E. Herzog (Dacoromania IV, 1520).

Rum. *strugur(e)* „Weintraube“ setzt lautgesetzlich ein urrum. **strubulu* voraus — s. weiter unten! —, das die regelrechte Wiedergabe ist von gepid. **þrubilō* = md. *trūbel* „Traube“, *win-trūbele* „Weintraube“, elsäss. *trübel* „Traube“, mhd. *triubel, treubel* „Traube“, *wintriubel* „Weintraube“.[5]

Weigands (Balkan-Archiv III, 309) Ansicht, daſs gepid. **þrobilō* im Rumänischen **truar* **tror* oder **trul* ergeben hätte, beruht auf Unkenntnis der rumänischen Lautgesetze. In dieser Beziehung sind die Kenntnisse Weigands ganz verworren, denn er behauptet ebenda 210, in anderem Zusammenhang, daſs „thrakisches *-b-* in rum. *abur* ‘Dunst, Dampf’ < thrak. **abul-* > alb. *avull* ‘Dunst, Dampf’ bewahrt werden muſste, da lat. *-b-* bereits vorher zu *-v-* geworden war“. Die thrakischen Bestandteile des Rumänischen wären also nach Weigand jünger als die gepidischen!

Was nun die Wiedergabe von *-b-* bzw. *-v-* durch *g* betrifft, so ist sie in **strubulu* > *strugur* ebenso regelrecht wie in rum. *negură* „Nebel“ < lat. *nebula*, in rum. *rug*, älter *rugu* „Brombeerstrauch“ < lat. *rubus*, in rum. *uger* „Euter“ < lat. *uber*, in rum. *fagur* „Honigwabe“ < lat. *favulus*.[6] Daſs diese Lautentwicklung nicht lateinisch sein kann, versteht sich von selbst; das Latein hat ja *-b-* bzw. *v*, nicht *g*. Daſs dieselbe aber auch nicht rumänisch ist, ergibt sich aus der Tatsache, daſs die slawischer Elemente des Rumänischen sie nicht kennt. Sie muſs mithin urrumänisch sein, und als solche fällt sie chronologisch mit dem gepidischen Zeitalter in Dazien

---

1 Laurian şi Maxim, Dicţion. II, 1317—1318.

2 Gr. Creţu, Lexicon slavo-rom. 371.

3 Zuerst G. Joannidŭ, Dicţion. elino-rom. II, 1105.

4 Cihac II, 376.

5 M. Lienhart, Wb. der elsäss. Mundarten II, 739; Staub u. Tobler, Schweiz. Idiotikon s. v.; Schmeller, Bair. Wb. I, 672. Über die Wortsippe vgl. A. Bachmann bei Fr. Kluge, EW.[8] 457.

6 Über diese Lautentwicklung handelt J. A. Candrea in: Buletinul Soc. filologice (Bucureşti) I, 40f.

zusammen. Kein Wunder also, daſs sich ihr auch ein gepidisches Wort unterworfen hat.

Hinsichtlich der Lautgruppe rum. *str-* gegenüber gepid. *þr* des Anlauts wendet Brüch, a. a. O. 94 ein, daſs die von mir angenommene Wiedergabe des gepid. *þ* durch *st* durch *Strapstila* bei Paul Warnefrid und Fredegar für *Trapstila* (= got. **þrafstila*) bei Jordanes nicht erwiesen werde, da *Strapstila* für *Trapstila* durch Vorwegnahme des inlautenden *st* verschrieben wäre. — Kann dies Brüch beweisen? . . . Warum übergeht er dann mit Stillschweigen das andere von mir noch vorgebrachte Beispiel derselben Lauterscheinung: mlat. *stroppus* „certus ovium numerus“, grex = *troppus* „Herde“ (in Lex Alamann.) statt **throppus* zu mengl. *þruppe* „Gedränge, Haufe, dichte Menge oder Schar“, schweiz. *truppele* „Haufen Vieh; Menge Haselnüsse“, bair. *trauppen* „ein ganzen von mehreren, eng zusammenhängenden Einzelsachen oder Einzelwesen“, frühahd. *thrupo* „Kriegshaufen“? Brüch hätte dieses Beispiel für *þr* > *str* um so mehr berücksichtigen müssen, als es sich hier um ein und dasselbe Wort handelt, und zwar das letztere in oberdeutscher Gestalt. Wenn man nun nicht bezweifeln kann, daſs *stroppus* aus *þropp-* entstanden ist, so kann man auch nicht in Abrede stellen, daſs urrum. **strubulu* „Traube“ auf gepid. **þrubilō* „dass.“ zurückzuführen ist.

Überdies wirft mir Brüch in derselben Frage vor, ich hätte für *turecĭ* „Gamaschen“ die Wiedergabe des gepid. *þ* durch *t* als normal bezeichnet. Selbstverständlich, ich habe dies immer angenommen und getan und ich tue es auch jetzt. Aber oben handelt es sich um die Lautgruppe *þr*, nicht um einfaches *þ*, wie ich auch ausdrücklich bemerkt habe. Bei mir steht tätsächlich an derselben Stelle geschrieben: „Als alter Beleg für die Behandlung des germanischen *þr* als *str* kann der Name usw.“. Brüch hat mich, von Skok verleitet, falsch verstanden. Wenn in attischen Wörtern wie βασμός = βαϑμός, βασμίς = βαϑμίς ϑ durch σ wiedergegeben wird, so bedeutet dies nicht, daſs ϑ im Attischen immer zu σ ward, sondern zuweilen nur vor μ; ein ähnlicher Fall ist uns bei der etymologischen Besprechung von rum. *ĭasmă* „Gespenst, Phantom, Schemen“ begegnet. Vor Konsonant kommt die Aspiration kräftiger zum Ausdruck, sodaſs *þ* leicht als *s* aufgefaſst werden kann. Und vor *t* kann *þ* überhaupt nicht ausgesprochen werden und wird notgedrungen durch *s* ersetzt, was im Gotischen regelrecht geschieht.[1]

Mlat. *stroppus* gegenüber germ. *þrupp-*, *Strapstila* gegenüber got. **þrafstila*, urrum. **strubulu* gegenüber gepid. **þrūbilo* zeigen, daſs in diesen Wörtern germ. *þr*, als *sr* aufgefaſst, durch Einschiebung eines *t* als Gleichlaut wie *str* nachgesprochen wurde. Erkläre man schlieſslich das anlautende *s* in rum. *strugure* auch als euphonischen Zusatz wie in: rum. *sturz* „Krammetzvogel“ < lat.

---

[1] Z. B. 2. Sing. Praet. *qast* (zu *qiþan*), *warst* (zu *wairþan*) usw. Vgl. W. Braune, Gotische Grammatik[8], 38, no. 3.

turdeus zu *turdus*, rum. dial. *sbicu* „Peitsche“ = *biciŭ*, rum. dial. *smijloc* „Mitte = rum. *mijloc*, was viel bequemer ist; das eine ist sicher: Rum. *strugure* „Traube“ kommt aus dem Altgermanischen bzw. Gepidischen.

Zum Semantischen ist noch zu bemerken, dafs mold. *strugure* nicht die Weintraube überhaupt — das heifst mold. *poamă* — sondern nur den Beerenbüschel (meist nur von der Frucht des Weinstocks), den Traubenbüschel oder den Traubenkamm bezeichnet. Dies ist in der Tat die Grundbedeutung des Wortes, vgl. ostfries. *drufel* „Büschel zusammenhängender Früchte“, ndd. *drubbel* „Klumpen; Traube; Menschenhaufe“, schweiz. *truppel*e „Haufen Vieh; Menge Haselnüsse“ usw.

Angesichts der Tatsache, dafs die Germanen den Weinbau von den Römern lernten, könnte das Vorhandensein eines alten germanischen Kulturwortes aus dem Begriffskreis des Weinbaues im Rumänischen auf den ersten Blick seltsam erscheinen. Die Germanen sprachen aber, wie bekannt, den geistigen Getränken in einem den Römern auffälligen Mafse zu, sodafs sie in allen romanischen Ländern, wo sie während des frühen Mittelalters die Herrschaft führten, den Weinbau auf das eifrigste betrieben haben. So erklärt sich wenigsten, dafs auf dem Gebiete der westromanischen Sprachen nicht weniger als drei germanische Ausdrücke für Weintraube fortleben. Es sind dies: 1. ital. *raspo*, franz. *râpe*, prov. kat. span. pg. *raspa* „Kamm der Weintraube“; 2. franz. *grappe* „Weintraube“, ital. *grappo grappolo* „Weintraube“; 3. triest. *rapo*, piem. *rap* „Traubenkamm“.[1]

Das gleiche gilt auch für Dazien. An den Seiten der berühmten, einem Gepidenfürsten zugeschriebenen Goldkette von Şimleu in Rumänien (Siebenbürgen), sind zwischen allerlei Werkzeugen und Geräten der friedlichen Beschäftigungen, in Miniaturnachahmung und ebenfalls in Gold gearbeitet, auch eine Winzerschere, ein Winzermesser und fünf Weinblätter eingereiht. In dem Grabe des christlichen Gepidenfürsten Omharus, in Apahida bei Cluj, fand man neben allerlei Beigaben auch zwei silberne Weinkrüge.[2] Über ein gepidisches Trinkgelage im Banat, wobei die Leute bis zur Besinnungslosigkeit getrunken hatten, berichtet Theophylakt Symokatta VIII, 3, 11. Es geschah dies im Jahre 601 n. Chr., als die Byzantiner gegen die Awaren und Gepiden im Banat gekämpft haben.[3]

Auch steht *strugure* „Weintraube“ als Wort germanischen Ursprungs nicht vereinzelt da. Zum Ideenkreis des Weinbaues gehören noch, wiewohl nur teilweise, auch die schon behandelten *buturŭ* und *butuc*, das erstere, wie erwähnt, auch „Weinrebe“, das zweite auch „Weinstock“ bedeutend. Derselben Wurzelsippe *but-* wie diese,

---

[1] Vgl. Meyer-Lübke, REW. nr. 7077, 4760, 7058.
[2] Vgl. C. Diculescu, Die Gepiden I, 77—78; Derselbe, Din Istoria religioasă a Gepizilor (Cluj 1925) S. 12—13.
[3] Vgl. C. Diculescu, Die Gepiden I, 222—223.

aber mit anderem Suffix gebildet und als spezieller Ausdruck des Weinbaues ist *but-aş* „Pfropfreis, Ableger, Absenker“ entsprungen. *But-àş* ist nämlich eine Deminutivbildung zu *but* „abgehauenes Stück Holz usw.“ wie beispielsweise *cuţit-aş* „kleines Messer“ zu *cuţit* „Messer“, *molid-aş* „kleine Fichte“ zu *molid* „Fichte“ usw. Freilich hat *but-aş* auch indirekt aus *but-ur* durch Suffixwechsel entstehen können, vgl. *înger-el* = *înger-aş* „Engelchen“. Das gleichbedeutende franz. *bouture* „Steckling, Setzling“ ist eine Kollektivbildung zum Verb franz. *bouter* „spriefsen; schlagen, stofsen“ [1] und gehört mithin nur indirekt zur selben germ. Wortfamilie (fränk. *buttan,* mndl. *botten* „schlagen, spriefsen“ zu anord. *bauta* „stofsen, schlagen“ etc.). Man vergleiche dazu das weiter unten zu behandelnde *rîpcă* „abgehauenes dürres Rebenholz“.

16. *Grind* „Sandbank (im Wasser), Erhebung, Düne, Anhöhe, Bergspitze“.

Rum. *grind* „Sandbank, Anhöhe, Bergspitze“ wird von Skok Revue des études slaves III, 70; ZrfPh. 43, 190 aus ksl. *gręda* „Balken“ hergeleitet, das im Serbischen (*greda*) landschaftlich auch in der Bedeutung „Schotter, Sandbank, grofser Steinblock“ vorkommt. S. fügt dann hinzu, dafs von seiten der Bedeutung kein Grund vorliegt, die Herleitung aus dem Slawischen anzuzweifeln.

In der Tat hat man rum. *grind* schon vor Skok mit serb. *greda* verglichen. [2] Wir werden aber sehen, dafs das rum. Wort sich weder begrifflich noch formell mit dem slawischen deckt. Es ist entschieden ein ganz anderes Wort. Aus ksl. *gręda* „Balken“ kommt rum. *grindă* „Balken“ und dieses hat nie und nirgends die Form *grind* gehabt. Andererseits weist ksl. *gręda* in keiner slawischen Sprache, das Serbische ausgenommen, die Bedeutung „Sandbank, Erhebung, Düne, Anhöhe“ auf, und da diese Bedeutung im Serbischen nur landschaftlich vorkommt, so liegt die Vermutung nahe, dafs serb. *gredu* von seiten eines fremden Wortes beeinflufst worden ist. Jenes fremde Wort hat nun kein anderes sein können als das rumänische. In der Tat wurde das serbische Wort, selbst nach der Angabe Skoks, zur Bezeichnung des Schotters, der Sandbank oder des Steinblocks nur in jenen Gegenden — Sirmien, Lika und Montenegro — umgedeutet, wo im Mittelalter starke rumänische Ansiedelungen waren. [3] Das kann kein zufälliges Zusammentreffen sein.

Skok glaubt aber seine Ansicht verstärken zu können, indem er noch bemerkt, das serb. *greda* in der Bedeutung des rum. *grind* in jenen (früher mit Rumänen besiedelten) Gegenden auch als Ortsname vorkommt. Er möge aber auch an die zahlreichen rumänischen Ortsnamen denken, welche dieselben Gegenden aufweisen und von

[1] Vgl. E. Gamillscheg, FrEW. 137.

[2] Tiktin, Wb. II, 702; Dicţion. Acad. II, 312.

[3] Vgl. Silviu Dragomir, Vlahii şi Morlacii (Cluj 1924) S. 13f., 29f., 102, 104, 107; S. Puşcariu, Studii istroromâne (Buc. 1926) passim.

denen er selber eine gute Anzahl gesammelt hat, wie: *Kormatura*, *Kormata*, *Magura*, *Barbatovici*, *Durmitor* usw.[1] Wie dort das rumänische Appellativum *grind* mit dem anklingenden serb. *greda* bzw. *grenda* zusammenfiel, ebenso mufste auch *Grind* als Ortsname serbisch zu *Greda* umgeformt werden.

Aus all dem Vorgebrachten geht hervor, dafs serb. *greda* „Balken" seine landschaftlich übliche Nebenbedeutung „Schotter, Sandbank, grofser Steinblock" dem rumänischen Worte *grind* verdankt.

Rum. *grind* „Sandbank, Anhöhe, Bergspitze" entstammt mithin keineswegs dem Slawischen. Es deckt sich augenscheinlich mit ostfries. *grind* „Sand, Sandbank", holl. *grind* „Kieselsand", mhd. *grinte* „Bergrücken",[2] schweiz. *grind* „kegelförmige Bodenerhebung, hervorragende steile Bergspitze, jede gröfser holperige Steinmasse, sei sie kahl oder bewachsen; Sandbank, Hügel von Geschieben im Flufsbett",[3] anord. *grind* „eingehegter Ankerplatz". Das germanische Wort steht im Ablaut zu anord. *grandi* „Sandbank", ndd. *grand* „grober Sand, Kies" etc. und gehört zum germ. Verb ags. *grindan* „zerreiben, zermahlen" etc. Es hat also mit ksl. *gręda*, serb. *greda* „Balken" nichts zu tun. Dies ist um so sicherer, als dem sl. *gręda* „Balken" im Germanischen *grendi-* „Gatter, Rahmen, Grindel, Balken" (anord. *grind* „Heck", schwed. *grind* „Heck, Rahmen, Gestell", ags. Demin. *grindil*, ahd. *grintil* „Stange, Querbalken" als urverwandtes Wort entspricht und das nicht zum Verb ags. *grindan* „zermahlen, zermalmen" gehört.

Die germanische Herkunft des rumänischen Wortes *grind* ist nun über jeden Zweifel erhaben. Es könnte nur der Entlehnung aus dem Deutschsiebenbürgischen verdächtigt werden, zumal es im Nhd. dieselbe Form hat wie im Rumänischen. Ob das Wort auch im Deutschsiebenbürgischen vorhanden ist, kann ich augenblicklich nicht feststellen, da das grofs angelegte Wörterbuch des A. Schullerus meines Wissens noch nicht bis zum Buchstaben G gedruckt vorliegt. Ich glaube jedoch schon jetzt nachweisen zu können, dafs die Möglichkeit einer Entlehnung des rum. *grind* aus dieser Mundart ganz ausgeschlossen ist. Wer mit der Art der rumänischen Lehnworte aus dem Deutschsiebenbürgischen sich vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus ein wenig vertraut gemacht hat, der wird nämlich leicht erkennen, dafs rum. *grind* unmöglich auf dieselbe Stufe mit jenen gesetzt werden kann. In der Ortsnamengebung Rumäniens ist das Wort *grind* sehr beliebt und kommt häufig in Siebenbürgen, Oltenien, Muntenien und in der Dobrudscha vor. Gegen die etwaige Annahme der Entlehnung aus der genannten deutschen Mundart sprechen noch entschiedener lautgesetzliche Momente. Sollte nämlich das Wort eventuell sich auch im Deutsch-

[1] ZfrPh. 38, 551—552; vgl. dazu das eben zitierte Werk S. Dragomirs, S. 102—105 nebst Literatur.

[2] Mhd. *grinte* „Bergrücken" verschieden von mhd. *grînt* „der Grind, Grindkopf" bei Lexer, Mhd. Wb. I, 1087.

[3] Staub u. Tobler, Schweiz. Idiotikon II, 759—763, gegen Ende.

siebenbürgischen belegen lassen, so würde es hier, wenn echt, sicher *gränt* bzw. *grant* oder ähnliches (wie z. B. *känt kant* etc. „Kind") lauten müssen.[1] In der Tat, wie ich jetzt aus dem „Vergleichendes Wörterbuch der Nösner- und moselfränk. Mundart" von G. Kisch ersehe, kommt das Wort auch im Deutschsiebenbürgischen, aber nur in dieser Form und nur in der Bedeutung von nhd. *Grind* „Ausschlag besonders am Kopfe, Krustenbildung, Schorf" vor: *gränt* = moselfr. *grent* „Grind" (S. 95). Aus diesem Worte von solcher Form und Bedeutung kann rum. *grind* nicht erklärt werden.

Es leuchtet nun nach dem obigen ein, daſs das rumänische Wort *grind* „Sandbank (im Wasser), Erhebung, Düne, Anhöhe, Bergspitze" sicher germanisch ist, aber nicht etwa aus dem Deutschsiebenbürgischen stammt.

17. *Bulz* „Klumpen, Ballen, Kloſs; einsamer Berg, Hügel, Anhöhe.

Puşcariu, Wb. No. 235 hat für dieses Wort lat. **bulgius* zu *bulga* „Sack" vorgeschlagen. Diese lautlich einwandfreie Etymologie ist aber wegen der Bedeutung nicht zufriedenstellend. Giuglea (Dacoromania III, 5957) führt das Wort auf ein substantiviertes Adjektiv latein. **bullidus* zu *bulla* „Blase, Buckel, Knospe, Kapsel" zurück, woraus rum. zuerst **buld* und dann *bulz*, nach dem Plural *bulzĭ*, neu gebildet. Diese Etymologie ist ebenfalls einwandfrei und paſst gewissermaſsen auch begrifflich, aber die zu weit gehende Rekonstruktion macht sie bedenklich. Immerhin ist den Erklärungen Puşcarius und Giugleas zu entnehmen, daſs *bulz* jedenfalls zum rumänischen Erbwortschatz gehört.

Anders urteilt Densusianu (Grai si Suflet 1, 352 No. 1), der durch meine Deutung veranlaſst sich mit diesen Worte am meisten abgeplagt hat. Nachdem er eingesehen hat, daſs die Herkunft desselben weder im Lateinischen noch im Griechischen noch im Albanischen noch auch im Slawischen zu suchen ist, verläſst er mit Umgehung des Germanischen das Gebiet der europäischen Sprachen und zieht, die Herkunft des Wortes immer suchend, in entfernte Gegenden, nach Asien, jenseits des Kaspischen Meeres. Hier will er sie auch gefunden haben. Er schlägt nämlich ohne weiteres vor: kirg. *bultai* „sich schwellen", *bultak* = türk. *buldak* „unebener Ort". Daſs diese Erklärung nichts für sich hat, scheint aber selbst D. eingesehen zu haben; denn er wagt nicht einmal die augenscheinlichen Hindernisse vom Wege zu beseitigen oder die Etymologie näher zu besprechen und sie historisch zu rechtfertigen. Mit dieser seltsamen Deutung will D. anscheinend bloſs eine Diversion machen, um die Leser seiner Zeitschrift hinsichtlich meiner Erklärung, die er als „tendenziös" zurückweist, irrezuführen. Man könnte wohl mit demselben Recht behaupten, die Herleitung von

[1] Siehe die Lauttafeln im erwähnten Werk von Schullerus, I. Lieferung, S. XLVIII.

rum. *fiŭ* „Sohn“ aus lat. *filius* sei nicht nötig, da es auch von magy. *fi* „Sohn“ kommen könne. Damit halte ich den Einfall Densusianus für erledigt.

Dies alles bestärkt mich in der Überzeugung, daſs die von mir gegebene Deutung doch die richtige ist. Das Rumänische hat das Wort von einer Sprache übernommen, welcher es auch das sinnverwandte *grind* verdankt. Rum. *bulz* „Klumpen, Kloſs; Hügel“, woneben die Lautvariante *bulţ*, die sowohl als Appelativum als auch als Ortsname bezeugt ist, — vgl. weiter unten! — setzt in der Tat ein urrum. **bultiu* voraus und stellt sich zu mnd. *bulte* „Klumpen, Hügel, Haufe“, ndd. *bulte bülte* „Anhöhe, Hügel, Haufe“, ostfries. *bult bülte* „Beule, Höcker, Klumpen, Hügel, Anhöhe, Haufe, Menge“, holl. *bult* „dass.“,[1] nhd. schweiz. *bülz* „Klumpen; kleine Erhöhung etc.“[2]

Bulz heiſst rumänisch auch ein Hirtengericht, welches aus zu Kugeln geformter Mamaliga mit Käse besteht. Ähnlich bedeutet nhd. schweiz. *bülz* „mit Blut gefüllter Schafsmagen als Gericht“.

Die germanische Grundform *bultia-* m. (urrum. *bultiu*) neben *bulta-* wird wenigstens noch von schweiz. *bülz* erfordert, (vgl. bair. und schweiz. *kütt* „Volk jagdbarer Vögel“, das auf der germ. Grundform *kudja-* beruht, wozu noch ndl. *kudde* „Herde, Kleinvieh, Gemeinde“). Daſs *ţ* in *bulţ* < urrum. **bultiu* auf romanischer Assibilierung, aber *z* in schweiz. *bülz* auf deutscher Lautverschiebung beruht, versteht sich von selbst. Wegen des Wechsels *ţ* : *z* *bulţ* neben *bulz*, vgl. rum. *grunt* „Klümpchen“ neben *grunz*, *osînţă* neben *osînză*, *solţ* neben *solz* „Schuppe“.

In der Ortsnamengebung Rumäniens kommen vor: *Bulţul*, Berggipfel im Districht Argeş und *Bulzul* in Mehedinţĭ und Prahova.

18. *Cotîngan* „strammer Junge, gut gebauter Bursche“.

In dieser Zeitschrift XLI, 422 sagte ich über rum. *cotîngan* „strammer Junge, gut gebauter Bursche“,[3] daſs es eine rumänische *an*-Bildung zu einem abhanden gekommenen **cotîng* „Knabe“ ist, wie beispielsweise rum. *băet-an* „ausgewachsener Knabe, junger Bursche“ zu *băĭat* „Knabe“, rum. *junc ăn* „junger Ochs“ zu *junc* etc. Nun finde ich aber, daſs auch die einfache Form *cotîng* üblich ist,[4] so daſs sie nicht mehr mit * versehen werden muſs.

Bevor ich meinen erwähnten Aufsatz schrieb, hatte niemand versucht, rum. *cotîng* bezw. *cotîngan* etymologisch zu erklären. Titkin,

---

1 Besprochen ist dieser Wortstamm von E. Schwentner in: Beiträge z. Gesch. d. deutschen Sprache 47, S. 169f.

2 F. Staub und S. Tobler, Schweiz. Idiotikon IV, 1228.

3 Tiktin, DRG. I, 425 glossiert dieses Wort durch: „erwachsener Junge, Bursche“. Aber dies ist eine allzu allgemeine Bedeutung, woraus man nicht ersehen kann, um was für einen Burschen es sich handelt. Unter den Zetteln des Dicţionarul Acad. ist einer, auf dem man lieſst: *cotîngan „voinic, flăcăiandru, fecĭor bine făcut“*. Vaida.

4 Gebucht nicht nur in Vicius Glosar, sondern bezeugt schon bei Budai-Deleanu, Ţiganiada, ed. Cardaş.

Wb. I, 425 stellte es als unbekannter Herkunft hin. Nachdem ich aber dafür eine gepidische Etymologie aufgestellt habe, tauchten unter dem Druck des Dogmas von dem Mangel an altgermanischen Bestandteilen im Rumänischen hintereinander innerhalb kurzer Zeit nicht weniger als fünf verschiedene Erklärungen auf. Ein wahres Füllhorn der rumänischen Wortforschung!

Als erster warf sich Skok (ZfrPh. XLIII, 190) ziemlich ungestüm auf den Fechtboden und erklärte a. a. O. das Wort rum. *cotîngan* aus rum. *copil* „Kind“ + magy. *bitang* „Bastard“ + *an*. Ein seltsames etymologisches Flickwerk! Ähnlich sollen nach Skok, ebenda 189, auch rum. *buştean* „Baumstumpf“ entstanden sein: *but* + rum. *fuşte* „Stab, Knüttel“ + *an*; *bucĭum* < *cĭomăg* + *butuc*. Es soll dies eine neue Methode der etymologischen Forschung sein.[1] Wer könnte aber erraten, wie die seltsame Bildung dieser Wörter im Skoks Sinne hat zustande kommen können, denn dies zu zeigen, hat S. selbst nicht gewagt!

Skoks Etymologie wurde sofort von Puşcariu (Dacoromania III, 837—838) zurückgewiesen, nachdem Bogrea (Anuarul Institutului p. Istoria Naţ. III, 392, Cluj 1923) eine nach allen Seiten hin völlig verfehlte Erklärung gegeben hatte: rum. *cotîngan* „Bursche“ < rum. *cotonog* „krummbeinig“ + *an*. Warum der Bursche krumme Beine haben muſs, damit er ein solcher ist, ist ebenso unverständlich, wie die lautliche Entwicklung des einen Wortes aus dem anderen unmöglich ist.

Puşcariu a. a. O. dachte an das Verbum magy. *katangolni* „lärmend umhergehen“. Die Bedeutung dieses Verbums ist aber zu allgemein, als daſs sich aus ihm ein Substantiv wie rum. *cotîng* „Knabe“ hätte herausbilden können. Übrigens weder kennt das Rumänische das magy. Verbum *katangolni*, um aus ihm ein Substantiv bilden zu können, noch besitzt das Magyarische ein Substantiv, das dem rumänischen *cotîng* zugrunde gelegt werden kann.

Auch Densusianu ist der Meinung, daſs das Wort magyarischer Herkunft sein könnte. Er leitet es aus magy. *katona* „Soldat“. Diese Erklärung wäre begrifflich nicht ganz unmöglich, formell ist sie aber ganz ausgeschlossen, denn die Sprache nach deren Wortbildungsregeln magy. *katona* im Rumänischen *cotîng* oder *cotîngan* hätte ergeben können, läſst sich nicht ermitteln. Von magy. *katona* leitet man übrigens rum. *cătană* „Soldat“ her, weiter nichts. Als Stütze für die magyarische Herkunft des Wortes *cotîngan* bringt Densuşianu die Tatsache vor, daſs es nur in Siebenbürgen gebraucht wird. Ein Beweis dafür ist aber dies noch immer nicht, solange die magyarische Etymologie augenscheinlich verfehlt ist. Übrigens kann das Verbreitungsgebiet eines Wortes, wie auch von anderer Seite betont wird,[2] nicht zu einem ausschlaggebenden Kriterium

---

[1] Puşcariu (Dacoromania III, 837) fertigt diese Deutungen Skoks mit den Worten „*Nu cred*“ ab.

[2] E. Gamillscheg, FrEW. XV.

der Herkunft gemacht werden. Denn man müſste alsdann manches rumänische Wort lateinischen Ursprungs, das heute nur in Siebenbürgen oder nur im Banat üblich ist, für magyarisch oder für serbisch halten.

Die fünfte und bis jetzt die letzte Erklärung des Wortes rum. *cotîngan* „Bursche“ ist von G. Pascu (Archivum Rom. 10, 471) gegeben worden. Pascus Erklärung ist ebenfalls nur gegen die meinige gerichtet, denn die übrigen vier werden von ihm nicht einmal erwähnt. P. identifiziert das Wort *cotîngan* „Bursche“ — die Form *cotîng* blieb auch ihm unbekannt — einfach mit „*l'adverbe cătingan cîtingan chitingan* ‚doucement, lentement‘ propre dit ‚avec précaution‘ < **cătingan* < *căta căutà cotà* ‚regarder, observer, chercher‘ + *igan*, cf. Pascu Suf. Rom. 297“. Aber *cătingan* „sachte, sanft, leise“ steht für **cătinigan* und ist durch Suffixtausch aus *cătinel* „sachte, sanft, leise“ entstanden. Wegen *-igan* vgl. rum. *multigan* zu *mult* „viel“, *tirigan* zu *tire* = tare „stark“. Das ist also ein ganz anderes Wort. Weder die Form und noch weniger der Sinn gestattet uns, beide Wörter irgendwie in Verbindung zu bringen. Pascu versucht, wie ersichtlich, rum. *cotîng(an)* aus innersprachlichen Mitteln zu erklären. Allein dieser Grundsatz, so richtig er auch ist, wird hier miſsbraucht. Aus demselben Grunde habe ich anderswo auch Pascus Erklärung von rum. *căpete* „eine Art Getreidemaſs“ aus rum. *cap* „Kopf“ + *ete* abgelehnt. In der Tat kommt rum. *căpete* „ein Getreidemaſs“, wie ich (Dacoromania IV, 477) gezeigt habe, aus dem gleichbedeutenden agriech. *καπίϑη* bzw. *καπέτις* „ein Getreidemaſs zwei *χοίνικες* haltend“.

Damit sind alle Versuche, das Wort *cotîngen* anders zu erklären, als ich es getan habe, erschöpft. Es sind da, wie man sieht, Erklärungen, von denen einige weder der Form noch der Bedeutung noch beiden zugleich gerecht werden und andere, die dem Begriff „Möglichkeit“ auf dem etymologischen Gebiet geradezu Hohn sprechen. Auch sind diese Deutungen, mit Ausnahme der Puşcarius, in Unkenntnis der Tatsache gegeben, daſs im Rumänischen nicht nur *cotîngan*, sondern auch dessen Stammform *cotîng* besteht, die ich ohne etwas von seiner Existenz gewuſst zu haben, als Grundform berücksichtigt habe. Andererseits ist das weiter unten zu behandelnde gleichbedeutende und wurzelverwandte *cotîrloiŭ* „Bursche“, das für unsere Frage sehr wichtig ist, selbst Puşcariu entgangen.

Aus all diesen Gründen halte ich an der von mir gegebenen Deutung fest.

Entlehnungen von Wörtern derselben Bedeutung wie rum. *cotîng* „Knabe“ begegnen uns auch in den anderen Sprachen. So ist bulg. *fičor* „Schäferjunge“ aus rum. *fecĭor* „Bursche, Diener“,[1] ferner afranz. *drenc* „garçon“ aus dem Nordischen, denn es ist eins mit dän.-norw. *dreng* „Knabe“.[2] Ähnlich ist rum. *cotîng* „Knabe“ eins

[1] Vgl. Th. Capidan, Raporturile lingv. slavo-rom.: Dacoromania III, 195; D. Scheludko, Balkan-Archiv III, 284.

[2] Vgl. Kr. Nyrop, Grammaire hist. I, 18.

mit schwed. dial. *kutting* oder *kotting* „fetter und dicker Knabe" zu schwed. dial. *kutte*, *kotte* oder *kotti* „Knabe, junger Bursche"[1] Rum. *cotîng* ist also nordischen Ursprungs wie auch das gleichbedeutende afranz. *drenc*. Das Altfranzösische hat dieses von den Normannen, das Rumänische sein *cotîng* von den Gepiden.

Lautlich verhält sich rum. *cotîng* zu seinem germanischen Quellwort, wie beispielsweise rum. *stîng* „lösche aus" aus lat. *stinguo* „dass.". Die einzige von Densuşianu a. a. O. gemachte Einwendung, daſs *kutting* oder *kotting* rumänisch nur *cuting* habe ergeben können, ist unhaltbar, denn das tonlose *o* statt *u* in *cotîng* ist ebenso zu beurteilen wie in *copleşi* „überwältigen, erdrücken" statt **cupleşi*, in *corastă* „Biestmilch" neben *curastă*, in *comînd* „Leichenschmaus" älter *cumînd*, in *coprind* (Muntenien) „fasse um" gegenüber *cuprind* etc. Diese Lauterscheinung ist so bekannt, daſs ich es nicht mehr für nötig hielt, derselben Erwähnung zu tun. Auch D. kennt sie ganz gut, denn er selbst hat sich einmal auf sie berufen.[2]

Wenn wir das Wort *cotîng* „korpulenter Knabe, junger Bursche" mit dem weiter unten zu behandelnden *cotîrloiu* „junger Bursche" nebeneinander stellen, so erkennen wir leicht, daſs diesen beiden Wörtern ein gemeinsamer Stamm *cot-* zugrunde liegt, der uns tatsächlich in dem erwähnten schwed. *kutte* bzw. *kotte* „Knabe" begegnet. Auf diese Weise können wir weiter erkennen, daſs der zweite Teil in rum. *cotîng* nichts anderes ist als das germanische männliche Genussuffix *-inga*, vgl. ags. *lytl-ing* „Kind" zu *lytel* usw.

19. *Cotîrloiŭ*, „junger Bursche".

Zur selben Wortsippe wie *cotîng* gehört, wie schon bemerkt, auch das gleichbedeutende *cotîrloiu* „băeţandru fără mustaţă", Dieses ist eine rumänische Augmentativbildung zu **cotarla* „dass.". das wegen des Zusammentreffens mit *cotarlă* „fauler Hund" — über dies s. weiter unten — auſser Gebrauch gekommen ist. Das vorauszusetzende gepid. **kuttarila* hängt als deminitive *l*-Ableitung mit schwed. dial. *kyttare* „junger Bursche"[3] zusammen und gehört zu schwed. dial. *kutte* „Knabe", woher auch schwed. dial. *kutting* neben *kytting* „fetter und dicker Knabe".

Das rumänische Wort ist nur in Siebenbürgen üblich; im Banat gilt die Lautvariante *cotîrloñiŭ*. Anders gebildet: *cotărlăŭ* (Westsiebenbürgen) und *cotărzoiŭ* (< **cotăr-ez*) bei den Mokaren.

---

[1] J. E. Rietz, Svenskt Dialect-Lexicon (Lund 1867) 368. Näheres über die Sippe des schwedischen Wortes im Bereich des Germanischen s. bei Bjorkman, Indogerm. Forschungen 30, 265.

[2] Candrea u. Densusianu, Dicţ. etim. al limbe i rom. 391 (ich zitiere wörtlich): **copleşì* < lat. **complexire* (cf. *complexare*) . . . Forma regulată ar trebuĭ să fie *cupleşi*, dar *u* a fast înlocuit cu *o* ca în alte cazuri (comp. *coprinde*)." Sind die Lautgesetze vielleicht nur für den Hausbedarf des Herrn D. da?

[3] E. Rietz, Svenskt Dialect-Lexicon 368.

20. *Coteiŭ* „fauler Hund; Dachs-, Spürhund".

Für dieses Wort liegt wieder keine annehmbare Deutung vor. Tiktin, Wb. I, 425 vergleicht es mit ksl. *kotelĭ* „Kater", wogegen freilich die Verschiedenheit der Bedeutung spricht. Zum Bedeutungswechsel: Kater — (fauler) Hund, vergleicht Tiktin zwar rum. *căţel* „Hündchen" gegenüber spätlat. *cattus* „Katze". Allein diese Zusammenstellung, ist wenigstens innerhalb des Lateinischen trügerisch, da lat. *catulus catellus* (rum. *căţel*) bekanntermaſsen nicht zu spätlat. *cattus* „Katze" gehört.[1]

Gegen die slawische Herkunft des rumänischen Wortes spricht ferner auch rum. *cotarlă* „schlechter Hund, Schmähwort für Hunde", ein Wort, das sich von *coteiŭ* nicht trennen läſst. *Cotarlă* ist aber eine Bildung, über die das Slawische uns keinen Aufschluſs geben kann. Ebensowenig hat diese Bildung innerhalb des Rumänischen entstehen können. Wir haben darnach die Herkunft von rum. *coteiŭ* in einer Sprache zu suchen, die uns auch über *cotarlă* Aufschluſs geben kann. Diese Sprache ist das Germanische.

Ich verbinde das Wort rum. *coteiŭ* „fauler Hund; Dachs-, Spürhund" mit ndd. *koter köter* „schlechter Hund; Schmähwort für Hunde", womit es sich nicht nur begrifflich, sondern auch formell völlig deckt. Rum. *coteiŭ* steht nämlich für **coteriŭ*, wie beispielsweise rum. *cofeiŭ* „Holzkanne" neben *coferiŭ* „eine Art Schöpflöffel", oder rum. *holteiŭ* „Hagestolz" neben *holteriŭ* in derselben Bedeutung. Die Suffixe *-eiŭ* und *-eriŭ* wechseln im Rumänischen miteinander.

Das ndd. Wort *koter* setzt eine asächs. Form **kotāri* oder (mit Umlaut) **kotēri* voraus und bedeutet eigentlich „Beller", denn es gehört, wie Feist (Beitr. z. Gesch. d. deutschen Spr. XXX?, 387) gezeigt hat, zum Verb got. **kautan*, bair. *kaussen* „bellen", wozu got. **kautareis* „Beller, Hund, der nur bellt" = ndd. *koter*. Die Form des rumänischen Wortes weist auf die gepidische umgelautete Form **kotāri* bzw. **kotēri*.

21. *Cotarlă* „schlechter Hund, Schmähwort für Hunde".

Nach dem besprochenen *turecĭ* „Gamaschen" ist das Wort rum. *coteiŭ* „fauler Hund; Dachs-, Spürhund" das zweite Beispiel gepidischen Umlautes im Rumänischen. Es gibt aber im Rumänischen sogar Fälle, wo beide Formen, sowohl die umlautlose als auch die umgelautete üblich sind. Ein solcher Fall begegnet uns gerade innerhalb der Wurzelsippe von *coteiŭ* und zwar: *cotarlă* „schlechter Hund, Schmähwort für Hunde", woneben *cotîrlă* (Südmoldau) und *cocearlă* bzw. *coţarlă* (Siebenbürgen) genau in derselben Bedeutung.[2]

Rum. *cotarlă* beruht auf gepid. **kotarila*, einer Demunitivbildung zu **kōtāri* „Köter", wie beispielsweise got. *wulfila* „Wölflein" (zu-

[1] Vgl. Walde, LEW.[2] 142.

[2] Diese drei Lautvarianten hat A. Scriban in Archiva Jaşi XXXI, 244 zusammengestellt.

fällig nur als Personenname bezeugt) zu got. *wulfs* „Wolf", got. *barnilo* „Kindchen" zu got. *barn* „Kind". Die gepidische umgelautete Form **kotärila* lebt in rum. *cotîrlă* bzw. *cotărlă* „schlechter Hund" fort.

Neben dem Verb got. **kautōn* = bair. *kaussen* „bellen" hat auch die Nebenform (dazu) **kautjan* „dass." bestanden. Wie schon oben S. 407 bemerkt, wechseln im Germanischen die Verbalform auf *-ōn* häufig mit denjenigen auf *-jan*. Auf **kautjan* weifst, wie Feist, a. a. O. gezeigt hat, oberd. und westmd. *kauzen* „bellen". Diese Form nebst dem dazu gehörigen Nomen agentis got. **kautjareis* wird auch durch das rum. *cocîarlă* bzw. *coțarlă* „schlechter Hund" vorausgesetzt: gepid. **kotjarila*. Ähnlich gebildet ist schweiz. *chäuzerli* „ein kleiner Hund, der viel bellt",[1] dies mit *z* aus *tj* — deutsche Lautverschiebung — im Gegensatz zu rum. *ț* in *coțarlă*, das auf romanischer Assibilierung beruht.

22. *Stărnut*; 23. *strămut*.

Aus dem Begriffskreis der Viehzucht habe ich unter anderen das Wort *stărnut*, Adj. (vom Pferde) „mit einem weifsen Fleck an der Nase oder an dem Maul gezeichnet", besprochen.

Über die von Skok vorgeschlagene unmögliche Herleitung dieses Wortes aus dem vermeintlichen lat. **sterna* „Flechte", das übrigens im Lateinischen nie und nirgends bestanden hat, ist schon oben S. 389 die Rede gewesen.

Nach Weigand (Balkan-Archiv III, 308) erklärt sich das Adj. rum. *stărnut* „mit einem weifsen Fleck an der Nase oder an dem Maul gezeichnet" „ohne Schwierigkeit" aus dem Substantiv rum. *strănut* „Niesen", sodafs nach ihm rum. *cal stărnut* „Pferd mit einer Blesse" = „Pferd mit Niesen" wäre! „Und das einzusehen, bedarf es keiner Phantasie, es ist Wirklichkeit" sagt Weigand voller Zuversicht. Gegen diese Erklärung, die höchstens als Volksetymologie gelten könnte, spricht aber entschieden, trotz Weigands Beteuerung, das gleichbedeutende und wurzelverwandte rum. *streinel: boŭ streinel* „Ochs mit einer Blesse".[2] Dieses *streinel* hat nun mit dem Adjektiv rum. *strein* „fremd", wie Weigand seiner Methode gemäfs glauben möchte, wohl nichts zu tun und entfernt sich ganz, nicht nur begrifflich, sondern auch formell von rum. *strănut* „Niesen". Wäre es eine Ableitung dazu, so würde es nicht *streinel*, sondern **strănuțel* lauten! Die Endung *-el* in *strein-el* ist das rumänische Deminutivsuffix, wie beispielsweise in *tiner-el* zu *tînăr* „jung" etc.; und was *strein-* betrifft, so steht es für älteres **strenin-*, da inlautendes *n* in ähnlicher Lage auszufallen pflegt, vgl. rum. *făină* „Mehl" < rum. dial. *fănină* < lat. *farina* „Mehl"; rum. *vizuină* „Höhle" < rum. **vizunină* (vgl. mold. *vizunie*) < *vizurină* (Banat) zu rum. *viezure*

---

[1] F. Staub und L. Tobler, Schweiz. Idiotikon III, 595, wo auch das Zeitwort *chauzen*, *chäuzen* „eine gellende Stimme hören lassen; bellen" gebucht wird.

[2] G. Dem. Theodorescu, Poesiĭ pop. 141: *Boĭ boureĭ, In frunte streineĭ, In coade codălbieĭ* . . .

„Dachs"; rum. *noteină* „die Wolle eines vorjährigen Schafes" *anotinina* scl. *lana.*[1] Die Grundform **strenīn-* bzw. *sternīn-* ist ihrerseits ein germanisches Farbenadjektiv zu got. *stairnō*, ahd. *sterno* „Stern". Suffix *-ina* wird aber im Germanischen zugleich auch für substantivische Deminutivbildungen gebraucht. So gehört beispielsweise zu got. *qino* „Weib" sowohl das Adjektiv *qineins* „weiblich" (lies *quinīns* als auch das Substantiv *qinein* „Weibchen" (l. *quinīn*).[2] Es ist demnach kein Wunder, dafs im Rumänischen neben dem Adjektiv *streinel* „mit einem Sternchen bzw. mit einer Blesse versehen" auch das Substantiv *streineà* „Sternchen" Pl. *streinele* bzw. *străinele* besteht. Dies weifst auf gepid. **sternīn* „Sternchen", eine Bildung wie mhd. *sterlīn* „Sternchen", hin. Unter *străinele* (Sing. *străineà* bzw. *streineà*) versteht man ein altes rumänisches sternförmiges Stickereimuster.[3]

Nach all dem Vorgebrachten genügt nun Weigands *strănut* „Niesen", um die rumänische Wortfamilie: *stărnut* oder *sternut* „mit einem Stern bzw. weifsen Fleck versehen", *streinel* „dass.", *streineà* „Sternchen als Stickereimuster" zu erklären nicht einmal lautlich, geschweige denn begrifflich. Rum. *sternut,* als Adjektiv, gehört mithin nicht zum Wort für Niesen (rum. *strănutà* „Niesen" < lat. *sternutare*) sondern zum Wort für Stern: got. *stairnō* (l. *sterno*, ahd. *sterno,* mnd. *sterne.* Die Anwendung des Wortes auf den weifsen Fleck an der Stirn der Pferde und des Rindviehs stammt unmittelbar aus dem Germanischen, wo sie gut bezeugt ist. Man vergleiche: schwed. *stjerna* „an Pferden, Kühen usw. der Stern der Blesse",[5] norw. *stjerne* „Stern, (am Vieh) Blesse".[6] oberd. kärnt. *stearna* „Kuh mit einem weifsen Fleck an der Stirne"[7] zu kärnt. *stearn* „Stern", bair. *Sternl*, *Sternlein* „Pferd oder Rind mit einem weifsen Fleck" auf der Stirn.[8]

Gegen diese Erklärung wendet O. Densuşianu (Graiu si Suflet I, 349) ein, die Bedeutung passe nicht genau, denn nach ihm müfste *stărnut* „mit einem weifsen Fleck an der Stirn", nicht „an der Nase", d. i. ein paar cm. höher, bedeuten! Es ist geradezu verblüffend, dies gerade von Densusianu zu hören, der, wenn er es nötig hat, ganz unmögliche Bedeutungsübergänge annimmt, wie beispielsweise folgender: rum. *teleleu* „einer der immerfort in Bewegung ist, der zweck- und ziellos umhergeht" nach Densusianu (Graiu şi Suflet II, 350) aus magy. *telelö* „winterlich, Winter" zu magy *tél* „Winter". Der kaum merkliche Bedeutungswandel bei *stărnut*: mit einem

---

[1] Für das letztere vgl. G. Giuglea in: Dacoromania I, 249.

[2] Vgl. Fr. Kluge, Stammbildungslehre[2] § 198, Anm. 1; W. Wilmanns, Deutsche Gramm. I. Abt., § 243.

[3] D. Comşa, Din ornamentica romînă (Sibiu 1904) S. 19, no. 88: (*Altiţa:*) *străinele sau stelele se aplică pe umăr; model străvechiŭ.*

[5] S. H. Helms, Schwed.-deutsches Wb. S. 378.

[6] J. Brynildsen, Norsk-tysk Ordbog S. 829.

[7] M. Lexer, Kärnt. Wb. S. 242.

[8] Schmeller, Bair. Wb. II, 738.

weifsen Fleck an der **Nase** statt an der **Stirn** versteht sich von selbst. Das Wort wurde durch Volksetymologie mit dem Verbum rum. *strănut* „niese“ in Verbindung gebracht und deswegen auf die Nase angewandt. Es geschah dies um so leichter, als das Urrumänische bei der Entlehnung von *stărnut* schon das sinnverwandte *steiŭ* bzw. *steliu* in der festen Bedeutung „mit einem weifsen Fleck an der Stirn“ besafs. Übrigens zeigt der entsprechende weiter unten anzuführende Ausdruck in der oberdeutschen steierischen Mundart, dafs im Germanischen der weifse Fleck nicht unbedingt an der Stirn des Rindviehs zu liegen brauchte, um danach das entsprechende Atribut oder den entsprechenden Namen zu bekommen.

Das hohe Alter von *stărnut* im Rumänischen wird durch die Tatsache verbürgt, dafs das *ut*-Suffix im Rumänischen nicht produktiv ist. Es mufs jedoch nicht geglaubt werden, dafs im Urrumänischen wirklich das germanische Substantiv *sterna* „Stern“ bestanden hat, von dem, nach Analogie von *cornut* „mit Hörnern versehen, gehörnt“ zu *corn* „Horn“, *limbut* „mit grofser Zunge, geschwätzig“ zu *limbă* „Zunge“ usw., *sternut* abgeleitet wurde. Das Urrumänische mufs vielmehr dem Germanischen direkt ein ähnlich klingendes Eigenschaftswort zu *sternō* entlehnt haben, welches in die Klasse der lateinischen Adjektive auf *-ūtus* eingereiht wurde. Das bezügliche Adjektiv hat im Gepidischen etwa *stern-uht* oder höchstens *stern-utt* lauten müssen. Man vergleiche zur Bildung: norw. dial. *hjelm-utt* „mit einer Blesse gezeichnet“ zu nhd. *helm* „weifser Fleck an der Stirn; Stier mit weifser Stirn“; norw. dial. *hump-utt* „uneben knorrig“ zu norw. *hump* „kleinere Unebenheit, Bergknollen“; norw. dial. *sprekl-utt* „bunt, scheckig“ zu norw. *sprekla* = mhd. *sprekel* „Hautfleck“ usw. Die genaue Entsprechung des rumänischen *stărnut* (vom Pferde) „mit einem Fleck an der Nase gezeichnet“ ist norw. *stjernt* (vom Rindvieh) „mit einer Blesse“, dem ein norw. dial. *stjern-utt* entspricht, wie norw. *grimt* „gestreift“ = norw. dial. *grim-utt* „dass.“.[1] Das Wort lebt ferner auf oberdeutschem Boden in der steirischen Mundart als *sternet* (vom Rindvieh) „mit sternartigen Flecken gezeichnet“. Steirisches Suffix *-et* entspricht hier dem norw. dial. *-utt*, vgl. steir. *helm-et* (vom Alpenvieh) „am Kopfe, an der Brust und an den Füfsen weifs, sonst braun oder schwarz gefärbt“ = norw. dial. *hjelm-utt* „mit einer Blesse gezeichnet“ zu steir. *helm* „Weifser Teil an Kopf und Brust bei der Zeiringer (sogenannten *helmeten*) Rinderrasse“. Anord. lautet dieses Suffix *-óttr* : *bles-óttr* „mit einer Blesse gezeichnet“, ahd. *-oht* : *horn-oht* „cornutus“ etc. Es sind dies Adjektiva des „Versehenseins“ aus beliebigen Stoffworten.[2]

---

[1] Über die angeführten norw. mundart. Adj. auf *-utt* s. Falk u. Torp, DNW. s. v.; die steirischen Ausdrücke bei Unger, Steir. Wortschatz s. v.; die schriftnorw. bei J. Brynildsen, Norsk-tysk Ordbog (Oslo 1926) s. v.

[2] Fr. Kluge, Stammbildungslehre² § 218; W. Willmanns, Gramm. der deutschen Sprache² 2. Abt., 467. Im Ahd. erscheint *-oht* bzw. *aht* auch erweitert durch *ja*-Suffix: *-ohti*, *ahti*. Im Mhd. gelten neben *-oht* die geschwächten Formen *-eht*, *ëht*, im Bayrischen, Österreichischen und Schwäbischen: *at*, *et*, *it*; vgl. Unger, Steir. Wortschatz S. 87.

Auf die etwaige Einwendung hinsichtlich des Lautlichen, daſs got. *stairn-* bzw. *stern-* im Rumänischen *ştern-* also *şternut* nicht *stărnut*, ergeben hätte, ist zu erwidern, daſs das betreffende germ. Adjektiv durch seine Einreihung in die Klasse der lateinischen Adjektive auf *-ūtus* im Urrumänischen wohl *sternútu* hat lauten müssen, wobei die Lage des Akzents die Assibilierung von *s* hindern muſste. Es ist derselbe Fall, den wir bei rum. *săptămînă* „Woche" < lat. *septimana* (nicht **şeptemînă!*) gegenüber rum. *şapte şepte* < lat. *septem* bemerken.

Verschieden von *stărnut* ist rum. *străm-ut* „vom Pferde mit weiſsem Fleck an der Nase", *cal strămut.*[1] Dieses gehört zu germ. *strēma-* in mhd. *strām* „Streifen", nhd. dial. *Strām* „Streifen", *gestramt* „gestreift". Gemeint sind also jene Pferde, deren Nase mit einem weiſsen Streifen gezeichnet ist. Man vergleiche bair. *gestreimt* (vom Rindvieh: eine gestreimte Kuh) „mit einem weiſsen Streifen an der Stirn gezeichnet" zum nhd. *Streim* „Streifen".[2]

24. *Mărţoagă, mărţină.*

Mărţoagă „elende Stute, Mähre", woneben die Lautvarianten *mîrţoagă* und *mărsoagă* in derselben Bedeutung vorkommen.

Der von mir gegebenen Erklärung dieses Wortes aus dem Altgermanischen (vgl. mein Werk „Die Gepiden" I, 176) stellt Densusianu (Graĭ şi Suflet I, 349) ohne Begründung die traditionelle slawische gegenüber: ksl. *mrъcına* „Aas". Weigand (Balkan-Archiv III, 309) sucht diese Etymologie gegen die meinige dadurch zu stützen, daſs er darauf hinweist, daſs auch im Deutschen das Wort „Aas" als Schimpfwort für Menschen und Tiere gebraucht wird. Selbstverständlich, und dasselbe läſst sich auch von rum. *mortăcină* „Aas" sagen. Im Rumänischen gibt es aber kein Wort *mărţină* oder *mărţoagă* (mit Suffixwechsel) in der Bedeutung „Aas", welches der Rumäne dann, wie Weigand meint, auf das schlechte Pferd hätte anwenden können. Und selbst wenn ein solches Wort slawischen Ursprungs auch bestünde, was keineswegs der Fall ist, so würde man auch dann nicht berechtigt sein, das eine aus dem anderen unbedingt herzuleiten. Im Polnischen begegnen uns beispielsweise *marcha* „Aas" neben *marcha* „Schindmähre, schlechtes Pferd", und niemand hat, so viel ich weiſs, das zweite aus dem ersten hergeleitet. Man leitet hingegen *marcha* „Schindmähre" von ahd. *marha* „Mähre, Schindmähre" ab, und man führt *marcha* „Aas", woraus das Verb *zmarchać* „verfallen, herunterkommen", auf die Verbalwurzel ksl. *mrŭti mьra* „sterben" zurück.[3] Nun denn, wenn man auf dem Gebiete des Slawischen, wo beide Wörter der Form

[1] Giuglea u. Vâlsan, Dela Românii din Serbia S. 13.

[2] Über germ. *strēma-* und *straima-* „Streifen" vgl. Falk u. Torp DNW. Das bayrische Wort bei Schmeller, Bayr. Wb. II, 813.

[3] Vgl. Miklosich, EWS. S. 190 unter *mer-i* und S. 191 unter *mercha*; Berneker, EWS. II, 19.

nach gleichlautend, aber das eine in der Bedeutung von „Schindmähre“, das andere in derjenigen von „Aas“ nebeneinander bestehen, etymologisch voneinander trennt, wie kann man von rum. *mărţoagă* „Schindmähre“ behaupten, es komme von ksl. *mrъcina* „Aas“, wenn letzteres im Rumänischen nicht einmal existiert?

Ein Wort *mărţină* existiert wohl im Rumänischen, aber dieses bedeutet nicht „Aas“, sondern „junge gute Stute; gutes Saumpferd; Schindmähre“,[1] und diese Bedeutungen passen gar nicht zu „Aas“. Es ist also ein anderes Wort, ganz verschieden von ksl. *mrъcina* „Aas“; seine Verwandtschaft aber mit rum. *mărţoagă* „Schindmähre, schlechtes Pferd“ liegt auf der Hand. Nun hat *mărţină* eine Nebenform *mărsină* in derselben Bedeutung.[2] Diese Nebenform ihrerseits ist zugleich ein Beweis mehr dafür, daſs diese rum. Wörter mit ksl. *mrъcina* „Aas“ nichts zu tun haben, denn sl. *c* (= *z*-Dental) wird rumänisch nicht zu *s*, sondern bleibt immer *ţ*.

Da aber ein ursprüngliches *s* rumänisch in gewissen Lautverbindungen in *ţ* übergehen kann — vgl. rum. dial. *coapţă* „Hüfte“ neben *coapsă* < lat. *coxa* usw. —, so ist die Form rum. *mărsină* bzw. *mărsoagă* als die ursprüngliche anzusehen. Wir sind somit zu einem gepidischen Wortstamm geführt, der sich mit schwed. dial. *märrsa* „junge Stute“ deckt. Es ist eine *s*-Ableitung zu schwed. *marr* „Mähre, Stute“, got. *marhi*, ahd. *marha* „Mähre, Stute“, wie norw. dial. *tiksa* „weibliches Schaf“ gegenüber norw. *tikla* „junges Schaf“, *tikka* „weibliches Schaf“, schwed. dial. *konsa* „leichtfertiges Frauenzimmer“[3] zu schwed. *kona* „Frau“ usw. Das im Nordischen produktive *s*-Suffix war auch dem Gepidischen eigen. Dies zeigt *Ostriguso*, der Name einer gepidischen Prinzessin (6. Jahrhundert) = *Ostrigoto*, der Name einer Tochter Theuderiks des Groſsen. Eine andere Tochter Theuderiks hieſs nach Prokop *Θευδιχοῦσα*, nach Jordanes aber *Thiudigoto*.[4] Also *Ostri guso* aus **Ostrigut-sa* etc.

Die Stammform von rum. *mărţ-oagă* und *mărţ-ină* lebt landschaftlich auch im Rumänischen fort und zwar als *mârţă* „mâgeres Pferd“.[5] Letzteres, entstanden durch Suffixwechsel aus **marisa* (*-isa* : *-iţa*) deckt sich mit schwed. dial. *märrsa* „junge Stute“ und geht auf gepid. **marhiso* zurück.

Was das Suffix *-ina* in *mărs-ina* betrifft, so ist es hier ebenfalls germanisch und zwar das weibliche Genussuffix *-ini*. Das vorauszusetzende gepid. **marhisini* ist eine Weiterbildung ohne Bedeutungswechsel zu der einfachen *s*-Ableitung, wie z. B. mndfränk. *burgerse* „Bürgerin“ = *burgersin* „dass.“, *meisterse* „Meisterin“

---

[1] Vgl. S. Pop, Terminologia calului: Dacoromania V, 209.

[2] Documente Bistriţene; vgl. Anuarul Institutului de Istorie Naţională (Cluj 1924) II, 391. Die Variante *mărsoagă* kenne ich aus der Mundart der Mokanen (Jud. Turda).

[1] Die schwed. mundartlichen Wörter bei E. Rietz, Svenskt Dialect-Lexicon s. v.

[2] Vgl. Verfasser, Die Gepiden I, 6.

[3] S. Pop, Terminologia calului: Dacoromania V, 209.

= *meistersin* „dass", *clapperse* „Schwätzerin" = *clappersin* „dass.". Es liegt also hier eine Suffixverkettung vor, die im Germanischen sehr beliebt ist. Das weibliche Genussuffix *-ini* ist im Gotischen zufällig nur einmal belegt: *Saúrini* „Syrerin".[1]

Das Wort *mărțoagă* (*mărsoagă*) „schlechtes Pferd" ist hingegen innerhalb des Rumänischen entstanden aus *mărțină* (*mărsină*) durch Suffixwechsel entstanden. Suffix *-oagă* ist im Rumänischen pejorativ.

25. *Burtă;* 26. *Burduf.*

Rum. *burtă* „Leib, Mutterleib"; Bauch, Schmerbauch" begegnet uns als *burtă* in derselben Bedeutung auch im Bulgarischen, aber nur als Dialektwort, besonders in Novo-Selo, anerkanntermaſsen als Entlehnung aus dem Rumänischen.[2]

Es beruht auf gepid. **burþi* = got. *baúrþei* (lies *borþı*) „Last", ahd. *burdi* „Bürde, Last", schweiz. *burde* „Traglast; die Gebärmutter beim Rindvieh, der schwangere Leib einer Frau; häutiger Sack, worin die Eingeweide der Tiere sich befinden; die Eingeweide selbst", bair. *burde* „Bürde; die Gebärmutter bei Kühen" usw.

Die Lautvariante rum. *bîrtă* geht zurück auf die entsprechende gepidische Umlautsform *bürþi*, die dem dän. *byrde*, schwed. *børda* „dass." genau entspricht. *Bîrtă* verhält sich also im Rumänischen zu *burtă*, wie beispielsweise rum. *bîlcă* „Krüglein" zu *boalcă* „kleiner irdener Topf, worüber weiter unten gehandelt wird. Auch im Norwegischen bestehen nebeneinander zwei Lautformen, die umlautlose wie die umgelautete, von einem wurzelverwandten Wort: *burd* und *byrd* „Geburt; Leibesfrucht". Über den Lautwandel *ü* > rum. *î* wird weiter unten, bei der Besprechung von rum. *bîlcă* „Anhöhe, Hügel", ausführlicher die Rede sein.

Burduf „die Netzhaut, worin die Eingeweide der Tiere sich befinden; der daraus gefertigte Balg oder Schlauch, Ledersack überhaupt; hervorstehender Leib einer Frau, besonders einer schwangeren; dicker Bauch; kleines Kind".

Pascu (Arch. Rom. VII, 566) leitet rum. *burduf* von bulg. *tărbuh* „Bauch, Leib; Magen" ab, was lautlich unmöglich ist, wie wohl eine Beeinflussung desselben durch dieses nicht zu verleugnen ist (s. u.). Aus dem Ukrainischen will es Weigand (Balkan-Archiv III, 309) erklären, aber ukrainisch *bordjuh* „Schlauch von Ziegen- oder Kalbsfell" ist selbst fremd und entpuppt sich als rumänisches Lehnwort, denn ukrain. *ju* wird nie zum rum. *u*, wohl aber rum. *u* zu ukrain. *ju*, vgl. rum. *turmă* „Herde, Schar" > ukrain. *tjurma*, rum. *butuc* „abgeschälter, entrindeter Baumstamm, Stumpf, Klotz" > ukrain. *botjuk* in derselben Bedeutung. Ukrain. *bordjuh* beruht in der Tat auf der moldauischen Lautvariante *burduh*, worüber weiter unten die Rede sein soll. Selbst die enge Bedeutung des ukrain. *bordjuh* gegenüber der Bedeutungsmannigfaltigkeit des rum.

[1] Vgl. Fr. Kluge, Stammbildungslehre[2] §§ 41 u. 47.
[2] Vgl. Th. Capidan, Raporturile lingv. slavo-rom.: Dacoromania III, 226.

burduf[1] zeigt, dafs jenes fremd, dieses aber echt ist; man vergleiche beispielsweise ukrain. *urma* „die Spur der Schafe auf dem Gras“ < rum. *urmă* „Spur überhaupt“!

Rum. *burduf* ist in dieser Lautgestalt, wie weiter unten gezeigt wird, ein zusammengesetztes Wort, und es kommt im Rumänischen auch als Simplex vor: *burde* „Balg, Schlauch, Schmerbauch usw.“, südrum. *burdă* „hanfener Sack“.[2] Die Tatsache nun, dafs das Rumänische auch das Simplex davon kennt, während das Ukrainische es nicht besitzt, ist ein schwerwiegender Beweis, dafs das ukrainische Wort dem Rumänischen entstammt, nicht umgekehrt. Man vergleiche ukrain. *kornuta* „gehörntes Vieh“ < rum. *kornut* „mit Hörnern versehen, gehörnt“ gegenüber rum. *corn* „Horn“, das dem Ukrainischen fehlt; ukrain. *vakar* „Kuhhirt“ < rum. *vacar* gegenüber rum. *vaca* „Kuh“, das im Ukrainischen ebenfalls fehlt usw. Das Vorhandensein des Wortes als Simplex auch im Südrumänischen schliefst ferner Weigands Ansicht unwiderleglich aus.

Lautlich und begrifflich kann rum. *burde* nicht getrennt werden von bair. (im Auslaut wohl mit dem sinn- und wurzelverwandten *burde* „Bürde, Traglast“ vermischt) *burd* „die Gebärmutter bei Kühen“, schweiz. *burt* „Geburt, das Geborene, das Kind, das Junge, Nachgeburt“, nhd. *Bürtel* „Nachgeburt, Haut, in der die Leibesfrucht eingeschlossen ist“, *Geburt* „Geburt, (landschaftlich) Gebärmutter“, dän.-norw. *byrd*, (dial.) *burd*, *bor(d)* „Geburt, Leibesfrucht; Mutterleib, uterus“, schwed. *bord* „Geburt“, ags. *byrd* „Geburt“, mhd. *burt* „Geburt, das Geborene“. Die germanische Grundform aller dieser Wörter sowie des rum. *burde* ist *burdi-* zur Verbalwurzel von got. *bairan* „tragen, gebären“ usw.

So klar die Herkunft des Simplex rum. *burde* „Bauch, Schmerbauch usw.“ ist, so wenig durchsichtig ist der zweite Teil in *burd-uf*, woneben noch zwei Lautvarianten vorkommen: *burd-uh* und *burd-uv*. Als einfaches Suffix kann *-uf* bzw. *-uh*, *-uv* nicht aufgefafst werden, da weder das Germanische noch das Rumänische so etwas kennt. Es mufs hier andererseits eher eine Kreuzung als eine Zusammensetzung vorliegen. Es handelt sich, anders gesagt, um eine innerhalb des Rumänischen entstandene Kreuzung, nicht um eine direkt vom Germanischen übernommene Zusammensetzung, wie ich früher annahm.[3] In der Tat ist *f* in *burduf* eher sekundär als primär

---

[1] Vgl. Dicţ. Acad. I, 697.

[2] Mit südrum. *burdă* „hanfener Sack“ vgl. drum. *burduf* „sac primitiv făcut din pielea (argăsită) a (stomacului) vreunui animal (de capră, vătuiŭ, bivol) în care se păstrează şi se transporta diferite substanţe precum brînză, făină, mălaiu“, Dicţion. Academieĭ I, 697. Wegen der Sinnübertragung: *lederner Sack* > *hanfener Sack* vgl. rum. *scoarţă* „wollene (hanfene) Decke, wollener Überzug“ < lat. *scortea* „Lederzeug, δερματοχιτών“.

[3] Die Gepiden I, 177: rum. *burduf* < germ. *burdi* + die gepidische Entsprechung von anord. *hufr* „Bauch, Schiffsbauch“, ags. *hyf* „Bienenkorb“. Eine ähnliche tautologische Zusammensetzung ist zwar nhd. *Lindwurm* „Drache“, mhd. *lintdrache* „dass.“ und viele andere Beispiele bei Kluge, EWD.[8] 287, aber die Erklärung des *h* in der Lautvariante *burduh* als Rückbildung nach

und zwar wie im rum. *praf* „Staub" < ksl. *prahŭ* „pulvis". Desgleichen *v* in der Lautvariante *burduv*; vgl. die Nebenform *prav* „Staub" < ksl. *prahŭ*.[1] Es ergibt sich daraus, dafs *h* in der Lautvariante *burduh* der primäre Konsonant ist. Dies deutet darauf hin, dafs rum. *burde* „Bauch" sich mit einem slawischen Worte gekreuzt hat. Dies kann nun kein anderes sein als bulg. *trăbuh* etc. Ähnliche Wortbildungen, die auf einen engen Verkehr der Völker hinweisen, begegnen uns in vielen anderen Sprachen. Für gebildet wie rum. *burduf* bzw. *burduh* „Bauch etc." < rum. *burde* „Bauch" + sl. *trŭbuhŭ* „Bauch" werden nämlich gehalten (tautologische Zusammensetzungen und echte Kreuzungen): got. *aúrtigards* „Garten" (l. *ŏrtĭgards*) < vlat. *ortus* (= schriftlat. *hortus*) „Garten" + got. *gards* = aisl. *gardr* „Garten"; franz. *haut* „hoch" < lat. *altus* + fränk. *hok* „dafs"; afranz. *guerredon*, ital. *guiderdone* „Belohnung", mlat. *widardonum* „Vergeltung" < germ. *uidarlon* „Belohnung" + lat. *donum* „Geschenk"; it. *guado*, franz. *gué* „Furt" < germ. *wad* „Furt" + lat. *vadum* „dass."; franz. *résille* „Haarnetz" < franz. *reseau* + span. *redille*.[2]

Die Lautform rum. *burduh* ist danach älter als *burduf*, und diese verhält sich zu jener wie beispielsweise, wie erwähnt, rum. *praf* „Staub" zu ksl. *prahŭ* „pulvis".

27. *Bîtcă*; 28. *rîpcă*; 29. *bîlcă*.

Ich behandle diese drei Wörter an einer Stelle, weil sie gleiche Bildung und gleiche Lautentwicklung aufweisen; auch könnte man wegen ihrer Endung dazu verführt werden, alle drei als Entlehnungen aus dem Slawischen zu betrachten, wiewohl freilich im Slawischen keine Spur davon besteht.

Bîtcă bedeutet „Anhöhe oder Hügel auf dem Abhange eines Berges" und ist in der Ortsnamengebung der Moldau (56mal) und der Bukowina (12mal) ein sehr beliebtes Element.

Densusianu (Grai şi Suflet I, 351) möchte das Wort für slawisch oder für magyarisch halten; er bedauert aber, dafs sich

---

dem Plural *burduhĭ* (> *burduşĭ*) ist nicht so sicher, und die Zusammensetzung kann nicht ohne weiteres auf das Konto des Germanischen gesetzt werden, solange eine einfachere und natürlichere Erklärung möglich ist; s. o. im Text.

[1] Vgl. darüber S. Puşcariu in Dacoromania II, 77.

[2] Die Deutung des gotischen Wortes: nach Fr. Kluge, Elemente des Got. 99, und Grienberger, Untersuch. 38. Für die romanischen Beispiele vgl. Diez, Wb. 187, 180, 175; zustimmend Meyer-Lübke, REW. no. 613, 3529, 9120; Nyrop, Gramm. hist. I, 468. — Andere Beispiele: rum. *craidon* „Wüstling, Mädchenjäger" < rum. *craiu* „† König; Wüstling" + rum. *donjuan* oder *donjan* „Mädchenjäger"; deutschsiebenbürg. (Ungra am Olt) *kolophāt* „Hut" < magy. *kalap* „Hut" + deutschsiebenb. *hāt* „Hut"; deutschsiebenc. *tschikofellen* „Füllen" < magy. *csiko* „Füllen" + deutschsiebenb. *fellen* „dass.". Mein Kollege, der Germanist G. Kisch, dem ich die letzten zwei Beispiele verdanke, teilt mir noch die seltsame Zusammensetzung *Lapostasche* (die ~) „Tasche am Kleide" < franz. *la poche* „die Tasche" + nhd. *Tasche* „dass.", die er aus der Umgangssprache der Strafsburger kennt.

das entsprechende Quellwort weder im Slawischen noch im Magyarischen ausfindig machen läſst. Ich bestehe darauf, daſs das bloſse Aussehen eines Wortes noch lange nicht genügt, um seine Herkunft zu bestimmen; auch ist das *(i)ka*-Suffix nicht ausschlieſslich slawisch, wie man bei uns glaubt, sondern auch germanisch.

Ich halte jetzt das Wort noch zuversichtlicher für gepidisch als früher. Das zugrunde liegende gepid. **büttika* f. ist eine deminutive *k*-Ableitung wie mnd. *hulleke* „kleiner Hügel" zu *hull* „erhöter Rasen", ostfr. *blömeke*, *blömke* „Blümchen", engl. *dalke* „kleines Tal" usw.[1] und deckt sich bis auf das Suffix mit ndd. holst. *büttel* „Hügel, erhabener Platz". Die *k*- und *l*-Deminutivsuffixe wechseln im Germanischen miteinander. Gepid. **büttika* verhält sich nämlich hinsichtlich der Suffixbildung zu ndd. holst. *büttel* „Hügel", wie beispielsweise ostfr. *tipke* „spitzes Ende, Zipfel" zu nhd. *Zipfel* (das Grundwort liegt vor in ndl. engl. *tip* „Gipfel, Ende, Spitze") oder wie ndd. *metke* „Regenwurm" zum gleichbedeutenden nhd. *mettel* usw.

Hinsichtlich der Form ist zu bemerken, daſs *î* in rum. *bîtcă* auf gepid. *ü* in **büttika* zurückgeht. Daſs dieser Lautwandel im Urrumänischen ein regelrechter war, zeigen auch die Reflexe des altgr. *υ* im Rumänischen, sofern es als *ü* ausgesprochen wurde.[2] Ein anderes Beispiel bietet uns, wie wir sahen, das schon besprochene *bîrtă*, die Lautvariante von *burtă* „Bauch, Leib".

Das germanische Grundwort von ndd. holst. *büttel* „Hügel, erhabener Platz" (= gepid. *büttiko*) lebt in franz. *butte* „Erdhügel, Anhöhe" (engl. *butte* „die einzelne Höhe, Hügel, Berg") fort und gehört zur Wurzelsippe von anord. *bauta* „stoſsen, schlagen", anord. *būtr* „kurzes Stück eines Baumstammes, Klumpen", norw. *butt* etc., wozu auch die schon behandelten rum. *buturā*, *butuc* etc. gehören.

Rîpcă „durch Beschneiden der Weinstöcke gewonnenes dürres Rebenholz", wozu das Verb *rîpcui* „das dünne Rebenholz abschneiden". Daneben eine interessante Lautvariante *hreapcă* mit unorganischem *h* vor *r*, wie in *hrăpi* neben *răpi* „rauben". Sowohl *rîpcă* als auch *(h)reapcă* zeigt *p* statt *b* vor stimmlosem Konsonant wie rum. *supt* „unter" aus lat. *subtus*. So weist die Lautform *(h)reapcă* auf ursprüngliches **rebka*, das eine *k*-Deminutivbildung ist zu ahd. *rebo* „Rebe, Ranke, Schöſsling", mhd. *rebe* „dasselbe", schwed. *refva* „Ausläufer an Pflanzen" etc. Die gepidische Grundform **rebika* entspricht als deminutive *k*-Ableitung der deutsch-tirolischen *l*-Ableitung *rebel* „kurzgehauene Fichtenzweige nach bereits fortgehauenen Nadelzweigen". Wegen der Wechselbeziehung der *k*- und *l*-Deminutivableitungen im Germanischen war schon oben die Rede. Der dunkle Vokal in der Lautvariante *rîpcă* gegenüber *e* in *(h)reapcă* weist auf eine gepidische Nebenform mit *ä* oder *ö* statt *e*, vgl. nhd. dial. *Räb(e)*, ndd. *rave* (*winrave* „Weinrebe"), tirol. *röbel* = *rebel*.

---

[1] Vgl. Kluge, Stammbildungslehre², 31.
[2] Vgl. Dacoromania IV, 428.

Bîlcă „Krüglein", woneben die Lautvariante *boalcă* „kleiner irdener Topf". Das Wort gehört als deminutive *k*-Ableitung zu ags. *bolla* „Gefäſs, Schale", ahd. *bolla* „Knospe, kugelförmiges Gefäſs", mhd. *bolle* „eine Kanne, oben und unten eng, in der Mitte weiter", anord. *bolli* „bauchiges Gefäſs, Krug". Die entsprechende Deminutivableitung ist im ahd. *bolc-* belegt.[1] Dem Altfränkischen entstammt afranz. *bolc bouc* „vase pour les liquides". Die Lautvariante rum. *bîlcă* beruht auf einer gepidischen Umlautsform **böllika*.

30. *Ghĭoagă* „Streitkolben, Knüttel, Streitkeule".

Miklosich, Consonantismus II, 57, dachte an ksl. *glogъ* „Dorn", was formell nicht stimmt, da kein slawisches Lehnwort im Rumänischen die Behandlung von *gl* als *ghĭ* (älter *glĭ*) durchgemacht hat. Und begrifflich paſst diese Deutung erst recht nicht.

Noch weniger annehmbar ist Haşdeus (Columna III) **clova* statt lat. *clava* „Knüttel, Keule"; desgleichen Weigands (Jahresb. XII, 109) **clavica* zu lat. *clavis* „Schlüssel", und dies selbst, wenn man **clavica* mit Puşcariu (Dicţ. Acad. II, 260), der übrigens diese Etymologie nicht billigt, als eine Rückbildung von *clavicula* „Schlüsselchen; Zapfen, Ranke, Gäbelchen" erklärt. Es sind dies lauter Rekonstruktionen, die immer wieder Zweifel aufkommen lassen. Auch formell geht **clavica* nicht; denn das Etymon muſs in seiner Lautform wenigstens ein *g* gehabt haben, dem der andere Guttural, *c*, sich hätte angleichen können. Andererseits hätte **clavica* > **clauca* im Rumänischen, wo der betonte Diphthong *au* bewahrt ist, **chĭaucă* und südrum., wie Weigand a. a. O. selbst zugibt, **clafcă* ergeben. Indessen lautet das Wort südrum. *cḽoagă* und *gḽoagă* „Stab, der oben umgebogen ist".

Giuglea (Dacoromania IV, 1554) erwog eine andere Möglichkeit. Er schlug nämlich ein **globica* zu lat. *globus* „Kugel, Ball, Klumpen" vor. Diese Deutung stimmt formell und paſst gewissermaſsen auch begrifflich, aber die Rekonstruktion läſst sich durch nichts stützen. Ich gebe hier eine andere Erklärung des Wortes —, die fünfte:

Die südrumänische Lautform *cḽoagă* neben *gḽoagă* zeigt, daſs die urrumänische Grundform **cloga* hat lauten müssen. Nun steht *cloga*, nach den lautlichen Eigentümlichkeiten des Urrumänischen, für **cogula*; vgl. urrum. **clagu* „Lab" (> südrum. *clĭag*, dakorum. *chĭag*) aus lat. *coagulum*; urrum. **clinga* „Gurt" (> südrum. *cḽingă*, dakorum. *chingă*) aus lat. *cingula*, rum. *plop* „Pappel" aus lat. *populus* usw. Das vorauszusetzende **cogula*, woher rumänisch regelrecht *clĭoagă*, *glĭoaga*, *ghĭoagă*, ist etymologisch eins mit mnd. holl. *kogel* „Kugel", ags. *cycgel* „Keule, Stock mit kugelförmigem Ende", engl. *cudgel* „Knüttel, Keule"; germanische Grundform *kugula*.[2]

---

[1] Graff, Altdeutscher Sprachschatz s. v.: *bolcon vel caston* (Dat. Pl.) „bullis".
[2] Vgl. Falk u. Torp, Norw.-dän. Wb. I, 590 (unter *kugle*).

Rum. *ghioagă* ist mithin weder slawisch noch lateinisch, sondern germanisch. Als Waffenbezeichnung zeigt es, dafs germanische Ausdrücke aus dem Begriffskreis des Kriegswesens auch dem Rumänischen nicht gänzlich fehlen. In den anderen romanischen Sprachen stehen solche Ausdrücke, die Lehnwörter aus altgermanischen Dialekten sind, bekanntlich in der ersten Reihe.

Die einfache oder die mit Nägeln beschlagene Keule wurde in den Völkerkriegen häufig verwendet. Ammianus Marcellinus XXX, 7 schildert sie als wirksame Wurfwaffe in den Händen der Goten in der Schlacht bei Salices, in der Dobrudscha, im Jahre 377 n. Chr. Er nennt sie *clava ambusta*, d. i. im Feuer gehärtete Keule.[1] Eine grofse Rolle spielte diese primitive Waffe bei den Moldauern während der früheren Jahrhunderte.[2]

Aus dem Rumänischen drang das Wort als *kjoga* „dafs." ins Bulgarische.[3] Alb. *kl̰okă* „Stab mit gebogener Spitze, Keule" ist (gegen Weigand ebenda usw.) fern zu halten. Nichts zu tun hat damit auch rum. *ghegă* oder *ghigă* „Streitkolben mit gebogenem Ende".

Constantin Diculescu.

---

[1] *Barbari ingentes clavas in nostros conjicientes ambustas.*

[2] Vgl. A. D. Xenopol, Istoria Rom.[2] vol. IV, 213; I. Bogdan, Organizarea armateĭ moldovene în sec. XV, S. 75—76.

[3] Th. Capidan, Raporturile lingv. slavo-rom.: Dacoromania III, 176.

Der Trobador Raimbaut von Vaqueiras.

Metrik.

Einen wesentlichen Bestandteil der Form altprovenzalischer Dichtung bildet die Metrik, vom provenzalischen Standpunkt aus, wegen der damit verbundenen Musik, den wesentlichen.

Die Gesetze der provenzalischen Metrik erstrecken sich auf Silbenzahl des Verses, Verszahl der Strophe, Strophenzahl eines Gedichtes, wozu die Anzahl der Geleite tritt, und endlich die Reimtechnik.

Ehe die einzelnen Fragen in bezug auf Raimbauts ganze Dichtung behandelt werden, folgt eine Übersicht über seine einzelnen Gedichte. Die römische Zahl über jedem Gedicht bedeutet die Anzahl der Strophen, wobei die längste erhaltene Fassung zugrunde gelegt wird. S = coblas singulares, d. h. jede Strophe hat ihren besonderen Reim. U = coblas unissonans, d. h. der Reim der ersten Strophe kehrt in jeder folgenden gleichmäfsig wieder. Einige Gedichte wechseln den ganzen Strophenbau: z. B. „Engles, un novel descort". Der kleine lateinische Buchstabe im Schema des Gedichts gibt natürlich den Reim an, die vorhergehende Zahl die Silbenzahl des Verses, wobei also 6 a eine sechssilbige Zeile mit männlichem Reim, 6′a eine ebensolche mit weiblichem Reim bedeutet. Die Querstriche innerhalb des Gedichtes geben die Anzahl der Tornaden an, die Stelle, an der sie angebracht sind, die Verszahl, die zu ihnen, vom Ende der Strophe an rückwärts gerechnet, gehört. Ihre Reime sind damit gegeben, die Reimsilben stehen daneben.

Nr. 1.[1]	Nr. 2.	Nr. 3.	Nr. 4.	Nr. 5.
	V u	VI u	V s[3]	VI u
	10 a — us	10 a — ar	7 a	8 a el
	10 b — elh	10 b — o	7′b	8 b on
	10 B cosselh[2]	10 b	7 a	7′c ibres
	10 a	10 a	7′b	8 d urs
	10′c ansa	10′c anha	7 a	7′e aca
	10 d ans	10 d atz	7 a	8 f ams

[1] Nr. 1 Ara·m digatz Rambaut, kommt nicht in Frage, da Albert als Fragesteller Strophenbau und Reim bestimmt, es sind sog. coblas doblas.

[2] B. bedeutet Refrainreim.

[3] Reimsilben 1. ar, -atges; 2. àyo, ò; 3. iera, ey; 4. os, era; 5. eito, ado.

Nr. 1.	Nr. 2.	Nr. 3.	Nr. 4.	Nr. 5.
	V u	VI u	V s	VI u
	10 d	10 d	7′b	7′e
	10′c	10′c		8 d
		10 e er		8 f
		10 e		
		10′c		

Nr. 6.	Nr. 7.	[Nr. 8.][2]	Nr. 9.	Nr. 10.
VI u	VI s[1]		V s[3]	V u
7 a = os	7′a		4′a	10 a = aut
7 b = ir	7 b		4′a	10 b utz
7 a	7 b		4 8′ b a[3]	10 b
7 b	7′a		4′a	10 a
———				
7′c = atge	7 b		4′a	10′c ọna
7 d = ars	7 b		4 8′ b a	10 d
7 d	7′c		4 8′ b a	10 d
7′c	7 b		4 8′ b a	10′c
	═══			
	7′c		2′a	
	7 b		2′a	
	7 b		2 6′ c a	
	7 b		2′a	
	7 b		2′a	
	4 d		2 6′ c a	

Nr. 11.	Nr. 12.	Nr. 13.	Nr. 14.	Nr. 15.
VI u	IV u	VI u	VIII s[5]	VI u
7 a = ir	7 a = ais	10 a = ọr	6′a	10 a = ọs
7 b = ar	6′b = ia	10 a	4 b	10 b iers
7 a	7 a	10′b eia	6′a	10 a
7 b	6′b	10 c ẹ	4 b	10 b
———				═══
10 c = is	7 a	10 c	6′a	
		———		
10 c	6′b[4]	10′b	4 b	10 b
10′d = ia	4 c = ẹ	10 d at	6′a	10′c ansa

[1] Reimsilben 1. ada, atz, eza, es; 2. eso, ò, ao; 3. ida, ẹns, aire, ics; 4. ato, ei, ọsa, al; 5. era, ai, ire, atz; 6. esco, i, ego, ar.

[2] Nr. 8. gehört ihm nicht.

[3] b + c = Binnenreim. 1. Str. aya, elh, ọs; 2. ia, os, a; 3. uda, ans, ai; 4. ira, iers, ans; 5. ida, or, ẹs.

[4] Diese Zeile ist nicht in allen Strophen gleich. 3. Str. = verstümmelt.

[5] Reimsilben: 1. Str. ęnsa, ey; 2. ansa, ans; 3. ía, ier; 4. aire, ęl; 5. elha, at; 6. ẹna ar; 7. alha, itz; 8. anha, ut.

Nr. 11.	Nr. 12.	Nr. 13.	Nr. 14.	Nr. 15.
VI u	IV u	VI u	VIII s	VI u
10′d	7 c	10 d	4 b	10′c
	4 c		6′a	10 b
	7 c		4 b	
			6′a	

Nr. 16. Engles un novel descort.

V s

1.	2.	3.	4.	5.
7 a ęrt	3′a=ansa	5 a—ẹr	5′a enha	7′a aita
5′b ansa	7′a	6 a	6 b ai	7′a
7 a	5′b endre	5 b iers	5′a	7′a
6′b	3′ 8′ a a	5 a	6 b	7′a
7 a	5′b	6 a	5′a	7′a
5′b	3′ 7′ a a	6 b	6 b	7′a
7 a	6′b	5 a	5′a	
6′b	3′ 7 a a	6 a	6 b	
7 a	6′b	5 b		
5′b	6 c ẹs	5 a		
7 a	6 c	6 a		
6′b	6 c	6 b		
7 a	6 c			
5′b	6 c			
7 a	6 c			
6′b				

Nr. 17.	Nr. 18.	Nr. 19.	Nr. 20.	Nr. 21.
IV u	VI u	V u	VII u	VI u
8 a=ǫrs	7 a=ǫn	8 a=atz	6 a=er	8 a=ǫst
8 b=an	7 b=eich	8 b=itz	6 b=ẹs	8 b=ar
8 b	7 b	8 b	6 b	8 b
8 a	7′c=ire	8 a	6 a	8 a
10 c=er	7 d=als	8 a	6 c=olh	8 c
10 c	7 d	8 c=ęn	6 c	8 c
10 d=ẹrtz	7 e=ic	8 c	6 d=ęnz	8 d
10 d	7 e	8 d=ẹs	6 d	
	7 f=ers	8 d	6 e=ier	
	7 f	8 e=an	6 e	
		8 e	6 f=anh	
			6 f	
			6 g=ar	
			6 g	
			6 h=ọs	
			6 h	

Nr. 22.
VI u

6 a = ọlh
6 b = an
6 b
6 c = ai
6 c
6 d = anz
4 d
6′ e = atges
6′ e
6 f = alh
6 f
6 g = atz
6 g
6 g
6 g

Nr. 23.
VI u

8 a = ẹr
8 b = ar
8 b
8 a
8 c = alh
8 c
8 d
8 d
8 e = ọs
8 e

Nr. 24.
VII u

8 a = ors
8 b = iex
8 b
8 a
8 c = ẹr
8 c
8 d = iers
8 d
8 e = itz
8 e
8 f = ọrtz
8 f

Nr. 25.
V u

10 a = ẹtz
10 b = au
10 b
10 a
10′ c = ina
10 d = ui
10 d
10′ c

[Nr. 26.]
V u

6 a = alh
6 b = ẹ
6 b
6 c = atz
6 c
10′ d = ia
10′ d
10 e = at
10 e

[Nr. 27.][1]

Nr. 28.
V u

10 a = ọs
10 b = itz
10 b
10 a
10 c = ẹs
10 c
10 d = er
10 d

Nr. 29.
IV? u[2]

10 a = ọrs
10 b = ai
10 a
10 b
10′ c = age
10′ c
10 d = ir
10 d

Nr. 30.

10 a = ẹs
10 a
10 b = az
10 b
10 c = ẹrs
10 c
10′ d = endre
10′ d

Nr. 31.
3 u

10 a — aut
10 b = utz
10 b
10 c = ọna
10 d
10 d = ẹs
10′ c

Ar pren comgat
V u

10 a — ar
10 b = ẹr
10 b
10 a
10 a
10 c = an
10 c

Nr. 9a.

8 a = ẹr
8 b = ais
8 b
8 a
8 a = aise
8 d = ọs
8 e = an
8 d
8 e
7′ c

L'altas undas
III s[3]

10 a
10 a
10 a
10 a
5 B
12 b

[1] Gehört Raimbaut nicht.
[2] Das Lied ist nicht vollständig. Eine halbe Strophe folgt der vierten nach.
[3] Reimsilben: 1. ar. B Refrainzeile: Et ey, deu d'amor, 2. Str. a = ai, 3. a = is.

Nr. 32.	Gaita ben	Destreg d'amor	[388, 1]	[388, 4]
IX s[1]	IV s[2]	IV s[3]		
5'a	$3_9{}^a b$	8 a	8 a	8 a it
6 b	$3_9{}^a b$	8 b	8 b	8 b ais
5'a	$3'_5{}^a b$	8 b	8 b	8 b
6 b	$3_4{}^a b$	10'c	8 a	8 a
5'a	3 b	10'c	8 c	8 c ẹn
6 b	8'c	10 d	8 c	8 c
2 c		10 e	8 d	8 d als
6 c		10 d	8 d	8 d
5'a			8 e	8 e ẹr
6 b			8 e	8 e
2 c				
6 c				
10'd				
10'd				
10'd				

Die Übersicht über die Silbenzahl[4] in Raimbauts Gedichten ergibt ungefähr folgendes Schema:

6	Silbler	Nr.	20, 22
6' + 4	„	„	14
7	„	„	4, 6, 7, 18
8 + 7'	„	„	5
8	„	„	19, 21, 23, 24, 9a [388, 1 u. 4]
10	„	„	2, 3, 10, 13, 25, 28, 29, 30, 31, Ar pren comgat
6 + 10	„	„	26
7 + 10	„	„	11
8 + 10	„	„	17, Destreh d'amor
10 + 12	„	„	L'altas undas.

Die andern Gedichte haben in ihren Strophen Verse ungleicher Länge, zwischen 4—10 Silben schwankend, Nr. 16 ja auch in den einzelnen Strophen verschieden, doch überwiegt der Zehnsilbler bei

---

[1] Reimendungen: 1. Str. erra, ar, ors, eira; 2. ọsta, atz, ẹs, aire; 3. ilha, ọst, ẹs, anha; 4. enda, itz, o, ẹla; 5. arda, ortz, ai, aja; 6. ana, enc, itz, ia; 7. aja, ọs, ais; 8. endre, els, ọs, enda; 9. onta, ir, onh, os. Zwei Tornaden anf -orta.

[2] 1. Str. a = en, b — el, C. = albe; 3. Zeile der 1. Str. Ai mi tro. squ'a l'Albe, muſs verderbt sein. Statt tro wird ein Binnenreim auf en verlangt. 2. Str. a = ics, b = ay; 3. a = ọs, b = ọr: 4. a = en, b = ar.

[3] 1. Str. ọs, ẹ, atge, or, ire. Die Verteilung der Reime in den folgenden Strophen ist so, daſs 1 d = 2 a, 1 a = 2 b, 1 c = 2 c, 1 b = 2 d. Die 3. Str. verhält sich zur 2. wie diese zur 1. usw. So sind nur dieselben Reimsilben in verschiedener Anordnung in allen Strophen. Zeile 4 der 1. Str. ist zu streichen.

[4] Vgl. zu diesem ganzen Kapitel, Appel, B. v. Ventadorn, Metrik.

weitem. Es ist dies ein vorwiegend epischer Vers, den Marcabru in die lyrische Dichtung einführte. Raimbaut benutzte ihn auch in den Briefen an Bonifaz. Wenn man in Nr. 14 je eine lange und eine kurze Silbe zusammenzählt, ergibt sich der zehnsilbige Vers des Girart von Roussilhon mit weiblicher Cäsur. Vielleicht rührt Raimbauts Vorliebe für epische Versmaſse aus seiner Beschäftigung mit der Epik her. Aus der Übersicht bei Appel ist ersichtlich, daſs die früheren Trobadors viel öfter andere Silbenzahlen im Vers vorziehen. Den alten Versfuſs, 11 und 14 Silben, wie ihn Wilhelm von Poitiers besonders gern anwendet[1] und noch Marcabru einmal, fehlt bei Raimbaut völlig. Da Jaufre Rudel und Marcabru acht Silben am häufigsten haben, Bern. v. Ventadorn Siebensilbler, kann man von einer bestimmten Entwicklungstendenz in der provenzalischen Lyrik in bezug auf die Silbenzahl der Verse nicht reden. Man kann nur sagen, daſs die Neigung zu komplizierten Strophenformen wächst.

Für die Zeilenzahl der Strophen ergibt sich folgende Übersicht:

(6	Zeilen	Gaita ben, L'altas undas) 5 Str. von Nr. 16	
7	„	Nr. 21	Ar pren comgat
8	„	„	2, 4, 6, 10, 11, 13, 17, 25, 28, 29, 30, 31, 4. Str. von Nr. 16
9	„	„	5, 26
10	„	„	12, 18, 23, 9a (388, 1 u. 4)
11	„	„	3, 14, 19
12	„	„	24, 3. Str. von Nr. 16
14	„	„	7, 9, 2. Str. von Nr. 16
15	„	„	22, 32
16	„	„	20, 1. Str. von Nr. 16.

Wie bei der Silbenzahl der Zehnsilbler überwog, so hier die achtzeilige Strophe, 15 Gedichte weisen sie auf. Aus der Übersicht bei Appel S. C V, erkennt man, wie die Zeilenzahl der Strophen von den ältesten Trobadors an ständig zunimmt. W. v. Poitiers geht nur bis sieben Zeilen, J. Rudel bis acht, Cercamon bis neun, Marcabru bis elf, Bernart bis zwölf Zeilen. Er hat noch ein stärkeres Überwiegen der achtzeiligen Strophe vor jeder anderen. Spätere Trobadors haben dann die Strophen noch viel länger.

Bezüglich der Strophenzahl der Gedichte läſst sich ein Schema schlecht aufstellen, weil die Handschriften in der Anzahl der überlieferten sehr voneinander abweichen. Legt man die längste Fassung ohne die Tornaden zugrunde, so ergibt sich die Übersicht:

1 Strophe	Nr.	30
3 Strophen	„	31, L'altas undas
4 „	„	12, 17, Gaita ben, 29?

[1] Nach Bartsch, Diez, Poesie, 2. Aufl., seinem Ursprung nach keltisch.

5 Strophen Nr. 2, 4, 9, 10, 16, 19, 25, 26, 28, Ar pren comgat
6 „ „ 3, 5, 6, 7, 11, 13, 15, 18, 21, 22, 23
7 „ „ 20, 24
8 „ „ 14
9 „ „ 32.

Die fünf- und sechsstrophigen Gedichte überwiegen bei weitem. Der „Carros“ nimmt wie in Vielem, so auch hier eine Sonderstellung ein.

Noch weniger genau zu lösen ist die Frage der Tornaden, da gerade hier die Überlieferung sehr ungenau ist.[1] So fehlt bei dem Partimen mit Aymar von Poitou und Perdigo die Schlufsantwort von diesem, ebenso wie bei Nr. 29 die des Coine. Doch können hier auch beide Schlufsantworten eine ganze Strophe gebildet haben, wobei denn an Raimbauts letzter Strophe zwei Zeilen fehlen würden. Vielleicht stammt aus Coines Schlufs die Zeile „E tramet li fin'amor per messatge“, die dann überzählig und sinnwidrig in die dritte Strophe gedrungen wäre.

Bezüglich des Inhalts der Tornaden ergibt sich auch bei Raimbaut die Einteilung, die Appel S. C XVIII anführt: Die „Nachklang-“ und die Adrefstornade[2] oder, wie man mit Anwendung des ursprünglichen Sinns des provenzalischen und des deutschen Fachausdrucks sagen könnte: Tornada und Geleit.

Die Adrefstornade überwiegt bei ihm, wie schon bei B. v. V. im Gegensatz zu den älteren Trobadors, die Nachklangtornada. Diese haben wir in Nr. 4, 7, 15, 25, 29, Ar pren comgat, jene in 2, 5, 6, 10, 18, 20, 23, 26, 28. Nr. 17 und Nr. 24 haben beides.[3] Bei Nr. 24 erscheint die eine Nachklangstornade „Los pelegris perjurs“ wie angeklebt. Es erscheint mir deshalb zweifelhaft, ob man sie zur Datierung des Gedichtes verwenden kann, wie Schultz-Gora es tut.[4] Die beiden andern werden echt sein.

Bei den Adrefstornaden kann man wieder unterscheiden zwischen solchen, die an die Dame gerichtet sind, der das ganze Lied gilt, und denen, die jemand anderes anreden, die deshalb mit dem Lied nur lose zusammenhängen. Zu ersteren gehört Nr. 11, das die unbekannte „bona dona“ anredet. Unklar ist 5; in 2, 3, 17, 28, 32 wird Bels cavaliers und na Beatritz angeredet. Davon erscheint das zweite Geleit von Nr. 20, das den Namen Na B. enthält, auch erst später angehängt, denn es fängt fast gleichlautend mit dem ersten an: „Bona dona valenz, cortes'e conoisenz“ und „Na Beatritz valenz es bell'e conoissenz. — An andere Personen gerichtet sind Nr. 6, worin ein Spielmann Vencut

[1] Vgl. aus dem Kapitel „Überlieferung“ das zu den kat. Hss. Gesagte.
[2] Schon Diez, Poesie 2 S. 78 hatte den Begriff der Nachklangtornade ohne das Wort, die Tornade halle die letzte Zeile des Gedichts gewissermafsen nach.
[3] Vgl. zu den Tornaden von 17 das darüber in R.'s Leben Gesagte.
[4] Briefe S. 11.

angeredet wird, das aber auch den Namen der na Beatritz enthält, Nr. 23, in dem Jehan „ses terra“ genannt wird, worunter man doch kaum den König von England dieses Namens verstehen kann,[1] und Nr. 24 wird „engles“ noch einmal angeredet. Dafs die Geleite realistischer seien, d. h. mehr Persönliches enthielten als die Gedichte selbst, kann man bei Raimbaut nicht sagen. Die Persönlichkeiten, die er darin nennt, hat man noch mit niemandem identifizieren können. Das 1. Geleit von Nr. 24 gibt allerdings eine Erklärung zu den Briefen: wir sehen daraus, dafs er nicht vergebens um „esmend'e do“ gebeten hat.

Bei der Reimtechnik kommen in Frage: 1. Die Art des Reimes und darauf beruhend die Einteilung der Strophen und 2. die Art der Reimendungen.

Die Art des Reimes.

Über den ganzen Strophenbau von Raimbaut, besonders über die Art der Reime nebst der Silbenzahl der Zeilen und der Zeilenzahl der Strophen, gibt der Anfang der Abhandlung von Maus[2] Auskunft. Er zeigt zugleich, welche von diesen Strophenformen schon vor Raimbaut da waren, also von ihm entlehnt sind (und mit ihnen zugleich die Melodie), welche ihm ursprünglich und etwa noch von andern nachgeahmt worden sind. Ob man wie bei Nr. 28 und 17 von gleichem Strophenbau sprechen kann, wenn zwar das Reimschema das gleiche ist, aber die Anzahl der Silben entweder in allen oder in einem Teil der Verse verschieden ist, bezweifle ich. Die provenzalischen Gedichte sind ja nicht von ihrer Musik zu trennen, und für diese ist die Silbenzahl doch mindestens von der gleichen Wichtigkeit wie die Reimverknüpfung, die ja nicht an sich, sondern nur als Grundlage für die Einteilung der Strophen in Untereinheiten auch musikalischen Charakters in Betracht kommen. „Inwieweit eine Abweichung vom Reimgeschlecht die Benutzung derselben Singweise hindert, ist noch nicht genügend untersucht.“[3] Doch sollte man annehmen, dafs dadurch wenigstens in etwa die Modulation geändert würde.

Ich gebe die Liste, die sich aus Maus' Abhandlung über Raimbaut zusammenstellen läfst, zugleich aber die Verbesserungen, die sich stellenweise ergeben, da Maus z. B. den Binnenreim nicht beachtet hat.[4]

$a'_4\ a'_4\ b\,a'_{4_8}\ a'_4\ a'_4\ b\,a'_{4_8}\ b\,a'_{4_8}\ b\,a'_{4_8}\ a'_2\ a'_2\ c\,a'_{2_6}\ a'_2\ a'_2\ c\,a'_{2_6}$ = Nr. 9.

$a_{10}\ a_{10}\ b_{10}\ b_{10}\ c_{10}\ c_{10}\ d_{10}\ d_{10}$ = Nr. 30.

---

[1] P. Andraud identifizierte ihn, wie schon gesagt, mit „mon Jehan“ in Nr. 22.
[2] Maus, Peire Cardinals Strophenbau, Anhang S. 96 ff.
[3] Appel, Vom Descort Z. 11, 215.
[4] Zur gröfseren Klarheit ist jedesmal die Silbenzahl und ob männlicher oder weiblicher Reim hinzugefügt.

$a_{10}\ a_{10}\ b_{10}\ c_{10}\ c_{10}\ b_{10}\ d_{10}\ d_{10}$ = Nr. 13.[1]
$a_{7}\ b'_{7}\ a_{7}\ b'_{7}\ a_{7}\ a_{7}\ b'_{7}$ = Nr. 4.[2]
$a'_{5}\ b_{6}\ a'_{5}\ b_{6}\ a'_{5}\ b_{6}\ c_{2}\ c_{6}\ a'_{5}\ b_{6}\ c_{2}\ c_{6}\ d'_{10}\ d'_{10}\ d'_{10}$ = Nr. 32.[3]
$a_{7}\ b'_{6}\ a_{7}\ b'_{6}\ a_{7}\ b'_{6}\ c_{4}\ c_{7}\ c_{4}\ c_{7}$ = Nr. 12.[4]
{ $a_{10}\ b_{10}\ a_{10}\ b_{10}\ c'_{10}\ c'_{10}\ d_{10}\ d_{10}$ = Nr. 29.[5]
{ $a_{7}\ b_{7}\ a_{7}\ b_{7}\ c_{10}\ c_{10}\ d'_{10}\ d'_{10}$ = Nr. 11.[6]
$a_{7}\ b_{7}\ a_{7}\ b_{7}\ c'_{7}\ d_{7}\ d_{7}\ c'_{7}$ = Nr. 6.[7]
$a'_{7}\ b_{7}\ b_{7}\ a'_{7}\ b_{7}\ b_{7}\ c'_{7}\ b_{7}\ c'_{7}\ b_{7}\ b_{7}\ b_{7}\ b_{7}\ d_{4}$ = Nr. 7
$a_{8}\ b_{8}\ b_{8}\ a_{8}\ c_{8}\ c_{8}\ d_{8}$ = Nr. 21.[8]
{ $a_{8}\ b_{8}\ b_{8}\ a_{8}\ c_{10}\ c_{10}\ d_{10}\ d_{10}$ = Nr. 17.[9]
{ $a_{10}\ b_{10}\ b_{10}\ a_{10}\ c_{10}\ c_{10}\ d_{10}\ d_{10}$ = Nr. 28.[10]
$a_{8}\ b_{8}\ b_{8}\ a_{8}\ c_{8}\ c_{8}\ d_{8}\ d_{8}\ e_{8}\ e_{8}$ = Nr. 23 [388, 1 u. 4].
$a_{8}\ b_{8}\ b_{8}\ a_{8}\ c_{8}\ c_{8}\ d_{8}\ d_{8}\ e_{8}\ e_{8}\ f_{8}\ f_{8}$ = Nr. 24.[11]
$a_{6}\ b_{6}\ b_{6}\ a_{6}\ c_{6}\ c_{6}\ d_{6}\ d_{6}\ e_{6}\ e_{6}\ f_{6}\ f_{6}\ g_{6}\ g_{6}\ h_{6}\ h_{6}$ = Nr. 20
$a_{8}\ b_{8}\ b_{8}\ a_{8}\ c'_{8}\ d_{8}\ e_{8}\ d_{8}\ e_{8}\ c'$ = Nr. 9a.
$a_{10}\ b_{10}\ b_{10}\ a_{10}\ c_{10}\ d_{10}\ d_{10}\ c_{10}$ = Nr. 2, 10, 25, 31.[12]
$a_{6}\ b_{6}\ b_{6}\ c_{6}\ c_{6}\ d'_{10}\ d'_{10}\ e_{10}\ e_{10}$ = Nr. 26.[13]
$a_{8}\ b_{8}\ b_{8}\ c'_{10}\ c'_{10}\ d_{10}\ e_{10}\ d_{10}$ = Destrehs d'amor
$a_{6}\ b_{6}\ b_{6}\ c_{6}\ c_{6}\ d_{6}\ d_{4}\ e'_{6}\ e'_{6}\ f_{6}\ f_{6}\ g_{6}\ g_{6}\ g_{6}\ g_{6}$ = Nr. 22.[14]
$a_{8}\ b_{8}\ e'_{7}\ d_{8}\ e'_{7}\ f_{8}\ e'_{7}\ d_{8}\ f_{8}$ = Nr. 5.
$a_{10}\ b_{10}\ a_{10}\ b_{10}\ b_{10}\ c'_{10}\ c'_{10}\ b_{10}$ = Nr. 15.[15]
$a_{8}\ b_{8}\ b_{8}\ a_{8}\ a_{8}\ c_{8}\ c_{8}\ d_{8}\ d_{8}$ = Nr. 19.[16]
$a_{7}\ b_{7}\ b_{7}\ c'_{7}\ d_{7}\ d_{7}\ e_{7}\ e_{7}\ f_{7}\ f_{7}$ = Nr. 18.[17]
$a_{10}\ b_{10}\ b_{10}\ a_{10}\ c'_{10}\ d_{10}\ d_{10}\ c'_{10}\ e_{10}\ e_{10}\ c'_{10}$ = Nr. 3.[18]
$a'_{6}\ b_{4}\ a'_{6}\ b_{4}\ a'_{6}\ b_{4}\ a'_{6}\ b_{4}\ a'^{6}\ b_{4}\ a'$ = Nr. 14.
$a_{10}\ b_{10}\ b_{10}\ a_{10}\ a_{10}\ c_{10}\ c_{10}$ = Ar pren comgat.
$a\,b_{3\ 9}\ a\,b_{3\ 9}\ a\,c'_{3\ 5}\ a\,b_{3\ 4}\ b_{3}\ c'_{8}$ = Gaita ben.
$a_{10}\ a_{10}\ a_{10}\ a_{10}\ B_{5}\ b_{12}$ = L'altas undas.

Wie ersichtlich ist die Anordnung der Reime sehr verschieden. Dieselbe Reimsilbe in der ganzen Strophe durchgereimt bei „Kalenda

---

[1] Aimerie de Peguilhan 39.
[2] 461, 194.
[3] Albert de Sestaro nachgeahmt.
[4] Lafranc Cigala 17 und Sordel 11 mit nicht ganz derselben Silbenzahl.
[5] Pistoleta und Bertran de Born mit anderer Silbenzahl.
[6] Peire de Cavarel und viele andere.
[7] Formit de Perpignan.
[8] R. d'Aurenge 34, Strophe also von unserem Raimbaut entlehnt. P. Rogier 7. Schon Jaufre Rudel.
[9] G. Faidit 13.
[10] Albert de Sestaro und Pistoleta.
[11] Die anderen von Maus angeführten haben andere Silbenzahl.
[12] Schon B. v. Ventadorn. Sehr häufige Strophe. R. bei 10 und 31 die gleichen Reimsilben.
[13] Andere haben andere Silbenzahl.
[14] G. de Bornelh 47.
[15] B. v. Born 25. P. Cardinal 56.
[16] P. Cardinal 13 mit anderen Silben.
[17] P. Cardinal 28 in 7 Silblern.
[18] Diese beiden fehlen bei Maus.

maya", der fünften Strophe von „Engles un novel descort" (und in den Briefen mit Ausnahme der viersilbigen Schlufszeile). Paarweise Reime in „Si ia amors"; meistenteils in „Leu sonet" und „Nuills hom" und „Ja hom pres" u. a. in diesen dreien mit einer Vorschlagzeile. Häufig gekreuzter Reim: „El so que pus m'agensa", erste Strophe von „Engles un novel descort". Umarmend: „Tuit me pregon Engles, D'amor no·m lau, No posc saber". Am öftesten Verbindung von einer dieser Arten „Senher n'Aymar, Guerra ni plaich" usw.

Stropheneinteilung.

Wenn man die Einteilung der Strophen in musikalische Einheiten ins Auge fafst, ergibt sich folgende Übersicht.

6	zeilige Strophe:			L'altas undas	3 + 3
6	„	„		Gaita ben	3 + 3
7	„	„		Ar pren comgat	1 + 2 + 2 + 2
7	„	„	Nr. 21	Las frevols	4 + 2 + 1
8	„	„	„ 2	Era·m requier	4 + 4 [ebenso Nr. 10, 25. 31.]
8	„	„	„ 4	Ara can vei	2 + 2 + 2 + 2 [ebenso Nr. 30]
8	„	„	„ 6	A vos, bona dona	4 + 4
8	„	„	„ 31	Tuit me pregon	4 + 4
8	„	„	„ 29	Senher Coine	4 + [2 + 2]
8	„	„	„ 28	Savis e folhs	4 + [2 + 2]
8	„	„	„ 17	Ges sitot	4 + [2 + 2]
8	„	„	„ 15	Senher n'Aymar	4 + 4
8	„	„	„ 13	Eissamen	2 + [3 + 3]
8	„	„		Destreh d'amor	3 + 2 + 3
8	„	„	„ 11	Del rei d'Aragon	4 + (2 + 2) oder [2 + 2] + [2 + 2]
9	„	„	„ 26	Nuills hom	1 + 2 + 2 + 2 + 2 oder 1 + [2 + 2] + [2 + 2]
9	„	„	„ 5	Ar vei escur	3 + 3 + 3 oder ungeteilt
10	„	„	„ 23	Leu pot hom	4 + 2 + 2 + 2 [ebenso 388, 1 u. 4
10	„	„	„ 12	D'una dona	3 . 2 + 4
10	„	„	„ 9a	Conseill don	4 + 2 . 3
10	„	„	„ 18	Guerra ni plaich	4 + 3 . 2
11	„	„	„ 19	Ja hom pres	5 + 3 . 2
11	„	„	„ 14	El so	4 . 2 + 1
11	„	„	„ 3	Ara pot hom	4 + 4 + 3
12	„	„	„ 24	No m'agrad'	4 + 4 . 2
14	„	„	„ 9	Kalenda maya	ungeteilt

14 zeilige Strophe:	Nr.	7	Donna tant	3 + 3 + 3 + 4 + 1
15 „ „	„	22	Leu sonet	1 + 5 . 2 + 4
15 „ „	„	32	Truan	3 . 2 + 3 + 3 + 3 oder 3 . 2 + 6 + 3
16 „ „	„	20	Ja no cugei	4 + 4 . 2 + 4

Engles un novel descort: Jede Strophe besonders

1. Strophe	= 16	zeilig	8 . 2
2. „	= 14	„	4 . 2 + 5
3. „	= 12	„	4 . 3
4. „	= 8	„	4 . 2
5. „	= 6	„	ungeteilt

Es ergibt sich bei Raimbaut wie bei den ältesten Trobadors ein starkes Vorkommen der paarweisen Gruppierung. Doch kann man nicht mehr wie noch bei Bernhart von Ventadorn sagen, es überwiege alle anderen Möglichkeiten. Es hängt noch mit dieser paarweisen Gruppierung zusammen, dafs viel öfter vier Zeilen zu einer Einheit zusammengefafst sind oder gefafst werden können als drei Zeilen, was erst später sich einstellte. Die Dreiteilung jeder Strophe in 2 Stellen und den Abgesang läfst sich wohl manchmal feststellen z. B. „D'una dona·m tolh e m lais" oder „Ara pot hom conoisser e proar" aber längst nicht immer. — Ungeteilt ist sicher „Kalenda Maya". Drei- vier- fünfzeilige Strophen, die bei frühern Trobadors ungeteilt sind, hat Raimbaut nicht.

Reim.

Raimbaut de Vaqueiras bevorzugt die „cobla unisonans", d. h. die Reimsilben der ersten Strophe kehren in den folgenden wieder. Daneben hat er „Coblas singulares", d. h. jede Strophe hat ihren eigenen Reim. „Coblas doblas" oder „ternas", wobei je zwei oder drei Strophen ihren gemeinsamen Reim haben, finden sich nicht bei ihm. Die Tenzone „Ara·m digatz", Raimbaut, hat allerdings „Coblas doblas". Es wurde aber schon darauf hingewiesen, dafs nicht Raimbaut, sondern Albert von Malaspina als Fragesteller nach den Gesetzen der Tenzone den Strophenbau bestimmte, also hat das Gedicht bezüglich seiner Form keine Bedeutung für Raimbaut. Dieses Fehlen der „Coblas doblas" ist ein Hauptargument Appels, „Quan lo dous tems comensa", das diese Reimbildung aufweist, nicht Raimbaut zuzuschreiben.

Im allgemeinen haben wir keine Reimkünsteleien bei ihm. Darum fällt das Lied „Destreh d'amor" mit der Umstellung der gleichen Reimsilben in jeder folgenden Strophe aus seiner Art heraus. Binnenreim haben wir in „Kalenda maya", das ja überhaupt einen kunstvollen Strophenbau aufweist, und der 2. Strophe von „Engles, un novel descort". Auch „Gaita ben" weist ihn auf.

Refrainzeilen haben nur „Gaita ben“, wo der Charakter des Gedichtes als Albe dies verlangt, und „L'altas undas“, was diesem den volkstümlichen Stempel gibt. — Am kunstvollsten ist aufser Nr. 16 u. 9 „Truan, mala guerra“ gebaut. „Coblas unissonans“ Nr. 2, 3, 5, 6, 10, 11, 12, 13, 15, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 28, 29, 31, 9a; „Ar pren“. „Coblas singulares“ Nr. 4, 7, 9, 14, 16, 32, „L'altas undas“, „Gaita ben“, „Destreh d'amor“.

Reimendungen.

Appel stellt S. CXIII von den ältesten Trobadors bis auf Bernhard von Ventadorn ein fortwährendes Anwachsen der weiblichen Reime fest. Bei Raimbaut dagegen haben wir ein Überwiegen der männlichen Reime. Sie überwiegen selbst innerhalb der Gedichte, die daneben weibliche Reimsilben haben. Die Zahl der vorkommenden weiblichen Reimsilben ist zwar nicht viel geringer als die der männlichen, aber dies rührt daher, dafs eine Reihe sehr seltener dabei sind. Nur „Kalenda maya“ und die 5. Strophe von Nr. 16 haben ausschliefslich weibliche Reime. Sie überwiegen auch in „Donna, tant vos ai pregada“. Die Reimsilben sind, mit Ausnahme der ganz ungewöhnlichen im „Carros“ und „Ar vei escur e trebol cel“, die gleichen wie bei Bernhart von Ventadorn — auch ein Beweis für den Schematismus der provenzalischen Lyrik, der die Attribuierung auf Grund oder mit zu Hilfenahme dieses Mittels fast unmöglich macht.

Übersicht über die Reimendungen bei Raimbaut de V.

a.

ai	9, 32, L'altas undas, Gaita ben	aus	14
		aut	10, 31
alh	22, 23, 26	acca	5
als	18	ada	7
ais	9a, 12, 32	aire	7, 9a, 20, 32
ams	5	aita	16
an	9a, 17, 19, 22, Ar prenc	aya	9
anh	20	ana	32
ans	2, 9, 22	anha	3, 14, 32
ar	3, 4, 11, 20, 21, 23, 32, Ar pren, L'altas, Gaita b.	ansa	4, 14, 15, 16
		alha	14
ars	6	atge(s)	6, 27, 29, Destr. d'am.
atz	7, 19, 22, 26, 30, 32	arda	32
at	13, 14, 26	atre	32
au	25		

e.

ẹ	12, 13, 26, Destr. d'am.	elh	2, 9
ey	14	els	32
el	5, 14, Gaita ben	en	19, Gaita ben

enc	32	ẹla	32
ens	7, 20	elha	14
ẹr	20, 21, 23, 24, 28, Ar prencomgat	ena	19
		endre	16, 30, 32
ẹrs	18, 30	enta	32
ẹs	7, 9, 10, 19, 20, 28, 30, 31, 32	enda	32
		ensa	14
etz	18, 25	erra	7, 32
eia	13	ẹza	7
eisa	32		

i.

ic	18	ia	9, 11, 12, 14, 26, 32
icx	7, 24, Gaita ben	ida	7, 9
ier	6, 14, 17	ibres	5
iers	9, 15, 16	ilha	32
ir	6, 11, 29, 32	ina	25
is	11, L'altas undas	ira	9
itz	14, 19, 24, 28, 32	ire	7, Destreh d'am.

o.

ọ	18, 19, 32	ọs	9, 9a, 6, 15, 20, 23, 28, 32, Gaita, Destr. d'am.
onh	32		
ọlh	20, 22	ọst	32
ọr	9, 21, 23, 13, 9a, L'altas, Gaita	ọtz	24
		ou	5
ǫrt	16, 21	oja	32
ọrtz	17, 24, 32	ọna	10, 31
ors	17, 24, 29, 32	onda, orta, osta 32	

u.

us	2	utz	10, 31
urs	5	uda	9
ui	25, 22	utz	24
ut	19		

Musik.

Die Frage der Musik hängt aufs engste mit der Metrik zusammen, wurde diese ja nicht dem Inhalt, sondern der Form des Liedes angepaſst, ob nun der Trobador den „Ton" eines fremden oder eigenen Liedes wiederholte oder auch einen neuen schuf. Maus gibt S. 7 u. 8 seines Buches Beispiele von „altem" und „neuem" Ton. Wenn Bartschs[1] Vermutung richtig ist, haben wir bei Raimbaut ein Beispiel von ersterem im „Tournei". In den Worten „El so que pus m'agensa de Monrabei" sieht Bartsch eine Anspielung

[1] Appel scheint nach seiner Schreibung „de mon rabei" eher die Übersetzung von Raynouard „meine Leier" anzunehmen.

auf das Epos Girart von Roussilhon, in dem Peire von Monrabei eine Rolle spielt. Zwei kurze Verse des Gedichtes entsprechen einem langen des Epos.

An andern Stellen der Lieder betont Raimbaut, dafs er ein „neues Lied" singen will· So in Nr. 16 „Engles, un novel descort". Auch der Beginn von Nr. 22 „Leu sonet si cum soill voil chantar" ist wohl so aufzufassen. Im fünfsprachigen Descort hebt er die neue Melodie besonders hervor, und zwar scheint er für jede Strophe eine andere anzukündigen, was bei ihrem gleichen Bau auffallend ist. Sehr grofs werden die Abweichungen nicht gewesen sein.

Wir sind verhältnismäfsig in günstiger Lage bezüglich Raimbauts Musik. Die Handschriften C u. 4, die uns Noten aufbewahren, enthalten eine Reihe seiner Lieder. Wie verschieden man allerdings diese mittelalterlichen Notensysteme transkribieren kann, zeigen die vier voneinander abweichenden Wiedergaben der „Estampida" in Lommatzschs „Provenzalisches Liederbuch", S. 447 ff.

Im übrigen bin ich leider nicht imstande, ein Urteil über mittelalterliche Musik abzugeben.

Die epische Dichtung.

Im Kapitel über die Form von Raimbauts höfischer Dichtung wurde zu zeigen versucht, dafs er durch den reichen bildlichen Schmuck, mit dem er sie zierte, ihr mehr Leben und Anschauung zu verleihen bestrebte, als es das blofse Schwelgen in Gefühlen oder das Zersetzen dieser Gefühle möglich machte. Seine auf Taten gerichtete Natur suchte hierin innerhalb des festgefügten Rahmens der höfischen Lyrik einen ihr gemäfsen Ausdruck. Gefunden hat sie ihn in seiner epischcn Dichtung, in einem ersten tastenden Versuch, dem Garlambei oder Tornei, vor allem aber in den Briefen an den Markgrafen Bonifaz.

Über den Inhalt dieser Dichtung ist im Lebensbild des Dichters gesprochen, über meine Auffassung ihres Zusammenhanges im Kapitel über die Überlieferung seiner Gedichte. Hier möchte ich auf die Veranlassung und den Aufbau eingehen und im Anschlufs daran stilistische Fragen besprechen

Schultz geht S. 30—42 seines Buches auf Formales und Stilistisches ein. Er hebt die Leichtigkeit, Eleganz und Anschaulichkeit der Schilderung hervor, die bei der Erzählung vom Raub der Jakobina und der Flucht Alexius[1], sogar heutigen Ansprüchen genügen würden. Er tadelt dagegen die Anordnung und ungleiche Länge der erzählten Begebnisse und den unglücklichen Anfang des Briefes auf -ar. Der auf -o scheint ihm der bestgelungenste zu sein.

[1] Inzwischen ja als Murzuphlus' Flucht festgestellt.

Beide von Schultz als Mängel gerügten Eigentümlichkeiten scheinen mir mit der Entstehung des Gedichtes und dem von Raimbaut damit verfolgten Zweck unlöslich zusammenzuhängen. Diese denke ich mir folgendermaſsen.

Es ist im Frühjahr 1205. Dem Markgrafen Bonifaz ist als Beuteanteil des eroberten griechischen Reiches das griechische Königreich zugefallen. Damit ist für seinen Freund und Waffengefährten der Augenblick gekommen, einen Lohn für seine treuen Dienste zu fordern, der weit über das hinausging, was dem Mann von schlichter Herkunft, dem ehemaligen Spielmann zukam. Er konnte um ein Lehn bitten und erst dadurch seiner Ritterwürde den rechten Hintergrund geben. Aber mit welchen Mitteln etwas so Ungewöhnliches erbitten? Die herkömmlichen Lobsprüche würden dazu nicht genügen. Etwas Ungewöhnliches muſste es sein.

Vielleicht kam ihm ein Zufall zu Hilfe?

In der trotz äuſserer Ehren nicht ganz angenehmen Zeit — muſste doch Bonifaz ständig mit den Bewohnern des ihm zugewiesenen Landes kämpfen — wandten sich die Gedanken naturgemäſs oft in die lichtvollere Vergangenheit. Durch einen Austausch solcher Erinnerungen mag Raimbaut der Gedanke gekommen sein, sie zu benutzen, um seine Bitten um Lohn wirksamer vorzubringen. Gleichsam die Voraussetzung eines solchen Gespräches ist der erste Brief auf -ar, der mitten in die Ereignisse hineinführt und dadurch vom ersten Wort an packt. Es könnte sogar sein, daſs Bonifaz selbst seinem Trobador hingeworfen hätte, eigentlich könnte er doch auch von diesen „ioves fagz“ einmal etwas im Liede verherrlichen. — Der Gedanke zündete, und Raimbaut schrieb eine neue Art „salutz“, in dem er seinen Herrn pries und zugleich seine eigenen Verdienste ins hellste Licht setzte.

Gemeiniglich begnügten sich die Minnesänger provenzalischer und deutscher Herkunft damit, auf den, der ihnen „esmend'e do“ gewähren sollte, alle erdenkliche Vorzüge zu häufen, ohne den Versuch zu machen, den Beweis für ihre Behauptungen anzutreten.

Raimbaut bringt, und das ist das Neue bei ihm, auch Taten vor, ohne dabei auf das andere, ihm geläufige Mittel zu verzichten und macht erst dadurch die Briefe zu einem vollendeten Panegyrikus. Wie das Lied „No m'agrad“ zeigt, erreichte er auch sein Ziel. Gerade in der Verbindung von beidem liegt ein besonderer Reiz der Briefe. Durch die Anklänge an den epischen Stil wird er noch erhöht. Was Schultz als einen Tadel ausspricht, die damit verbundene Ungleichheit der Darstellung, ist m. E. ein Vorzug.

Der Dichter beginnt mit der Schilderung zweier Jugendtaten, an denen Bonifaz als senher: als schon Gereifterer, er selbst als frischer Jüngling teilgenommen. Es ist ihm ungewohnt, so von Erlebtem im Lied zu sprechen. So wird die erste Erzählung, die Entführung der Saldina von Mar etwas ungelenk und nicht ganz durchsichtig. Bonifaz muſste sie mit seiner eigenen Erinnerung ergänzen. Aber während des Erzählens erwärmt sich Raimbaut.

Frischer und lebendiger treten die Gestalten langversunkener Tage vor ihn, sein Stil hat sich an das Ungewohnte angepafst. Die Entführung der Jakobina da Ventimiglia aus den Händen ihres habgierigen Onkels, ihre Vermählung mit Gui de Montelh-Azemar steht, vom hellen Lichte der Südlandssonne umflossen, klar vor unserm Auge. Eine Reihe kleiner bezeichnender Einzelzüge erwecken und verstärken den Eindruck des Unmittelbaren aufs glücklichste. Das feinste ist unstreitig v. 25—28. Bonifaz hat durch einen Spielmann Botschaft erhalten von Jakobinas harter Gefangenschaft, wie man sie wider Willen nach Sardinien verschleppen und dort einem ungeliebten Manne verheiraten will. Es ist nicht im Brief gesagt, aber es geht aus dem Folgenden hervor, dafs Bonifaz von andern Wünschen Jakobinens wufste, die sie vielleicht dem Spielmann nicht anzuvertrauen wagte, deren Erfüllung sie aber von dem ritterlichen Freunde hoffte. „Und es überkam Euch ein stiller Seufzer, und Ihr erinnertet Euch, wie sie Euch einen Kufs beim Abschied gegeben, als sie Euch so innig bat, sie vor dem Oheim zu schützen". (E vos prezes un pauc a sospirar e membret vos cum vos det un baizar al comchat pendre quan vos preguet tan car que de son oncle la volcsetz amparar.) Es sind nur ein paar Worte, aber sie zaubern die Abschiedsszene, und was sich dabei an verschwiegenen und männlich beherrschten Gefühlen im Herzen des jungen Markgrafen regte, lebendig vor unsere Seele, einem in zarten Farben ausgeführten Miniaturbild gleich, dem die Jahrhunderte nichts von seiner Frische genommen haben. Die provenzalische Lyrik hat nichts, was die Innigkeit dieser Verse überböte.

Es folgt ein kriegerisches Bild — ebenfalls von seltener Anschaulichkeit. Man sieht die Helme und Harnische im Sonnenlicht glänzen und die Banner sich im Winde blähen — besonders dieser Vers „tan gonfaino contra·l ven baneyar" zeigt eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe. Und darüber hin klingen die Hörnerrufe und tönt das Feldgeschrei.[1] Schultz-Gora tadelt, dafs der Kampf nicht ganz durchsichtig geschildert ist. Aber man mufs bedenken, dafs die Erzählung für jemand bestimmt ist, der alles miterlebt hat und der vor allem die Örtlichkeiten genau kannte, die wir infolge der verstümmelten Eigennamen auch mit Hilfe der Karte nicht sicher bestimmen können. Dafs Raimbaut vielleicht kleine Ungenauigkeiten unterlaufen sind, darf uns bei der zwischen Erlebnis und Dichtung verflossenen Zeit nicht wundern.

Wie ein Liebesidyll der Haupt- und Staatsaktion verausging, so löst wieder eines sie ab: Die Ruhe des kampfmüden Helden im Schlofs von Pueg-Clar und am folgenden Morgen die Vermählung Jakobinas mit dem Sohn der Schlofsherrin und die von dessen Tochter mit einem andern Ritter. — Wir haben gewissermafsen

---

[1] Das ist das vierte Mal, dafs R. von Feldgeschrei spricht, von wirklichem in Nr. 24 u. 25, in übertragenem Sinne in Nr. 16. Auch hierin kommt seine Freude am Ritterwesen zum Ausdruck.

ein Tryptichon vor uns: ein figurenreiches, farbenprächtiges Mittelstück, voll reichster Bewegung und zwei nur von einigen Personen belebte, zartere Seitenstücke. Die kriegerischen Fanfaren, die jäh den zarten Flötenton der Abschiedsszene bedeckten, sind wieder in eine sanfte Musik übergegangen.

Ist es zu verwundern, daſs Raimbaut nach diesem Wiederdurchleben „kampffroher Jugendzeit", deren Held Bonifaz war, nun begeistert in dessen Lob ausbricht? Aber wenn er sich hier auch an die herkömmlichen Tugendpreisungen hält, so findet er doch persönliche Töne. Er hebt seine Freigiebigkeit nicht nur durch Vergleich mit ihrem Musterbild Alexander hervor, der sie ihm gewissermaſsen als Erbe hinterlassen habe, er fügt zu dem Abstrakten einen konkreten Zug: Bonifaz wolle keinen Pförtner an seinem Palaste haben, wie die reichen Leute zu tun pflegten. „Er hat dort nichts zu tun" „n'i a que far".

Durch diese Bemerkung und die beiden vorhergehenden Verse: „En vostra cort renhen tug benestar": „Dar e dompneys, belh vestir, gent amar, Trompas e ioc e viulas e chantar", ist das Bild dieses glänzenden Hofes in wenigen Strichen plastisch gezeichnet; man begreift, wie er eine solche Anziehungskraft auf die Troubadours ausüben konnte.[1] Man begreift auch, daſs dieser Mann an diesem Hofe einen so unruhigen Geist wie Raimbaut dauernd fesseln konnte.

Raimbaut erzählt uns noch mehr von seinem Herrn, welche Taten er vollbrachte während seiner Regierungszeit, als die der Jugendtaten vorbei war. Wenn wir in der Schilderung dieses vorbildlichen Fürstenlebens allem Anschein nach auch wieder literarische Einflüsse, diesmal epische, finden,[2] so ist wenigstens ein Zug darin, wieder der Wirklichkeit unmittelbar entnommen, weil er gar nicht zum feststehenden Vorzügekatalog gehörte: Über 100 Jungfrauen habe man ihm vermählen sehen, aber mit keiner habe ihn Jugend sündigen lassen. Um den Wert dieses Lobes zu ermessen, braucht man nur das barbarische Anerbieten des Herrn von Pueg-Clar damit zu vergleichen, das ein so grelles Schlaglicht auf die mittelalterlichen Sitten wirft.

Am Schluſse kommt Raimbaut ganz verblümt auf den eigentlichen Zweck seines Briefes: Und dann Herr, weiſs ich soviel von Euren Angelegenheiten, daſs Ihr mir so viel Gutes wie drei anderen tun solltet. („E pus, senher, sai tan de vostr'afar Per tres dels autres mi devetz de be far") und diese schüchterne Bitte hat er durch das Schluſswort „Qu'en mi podetz trobar testimoni, cavalier e

[1] Crescinis Meinung, wir hätten hier eine Schilderung vom Hofe Bonifaz' in Griechenland, vermag ich durchaus nicht zu teilen. Aus Villehardouin ist ersichtlich, welch unaufhörliche Kämpfe Bon. zu bestehen hatte: trotz des von ihm zitierten Ausdrucks „autes noces et planiers" kann man sich einen solchen Hof dort schwer denken.

[2] Vgl. Schultz, Briefe S. 74. Die angeführte Stelle aus der Chevalerie Ogier scheint mir zu ähnlich, um bloſsen Zufall anzunehmen.

ioglar“ unterstrichen. (Denn in mir findet Ihr einen Zeugen, Ritter und Spielmann.)

Diesen Teil hat er vermutlich seinem Herrn und dessen Umgebung vorgetragen und fährt dann, durch den Beifall angespornt, in der poetischen Schilderung der gemeinsamen Heldentaten fort. Er geht chronologisch vor. Auf die Jugendtaten, bei denen, da sie als Einheit gefaſst sind, die genauere Chronologie nebensächlich war, folgen Taten aus den Kämpfen des Markgrafen mit den Städten der Lombardei, von dem Zug nach Sizilien und endlich aus dem Kreuzzug (oder vielmehr dieser ganz, wenn Crescinis Vermutung über das Fehlen der eigentlichen Eroberung von Konstantinopel richtig ist). Skizzenhaft werden einige Episoden aus diesen Kämpfen herausgehoben. Keine langatmigen Schilderungen, alles ist Einzelheit, Bewegung, Leben. Wie sie beide gemeinsam den aus dem Sattel gefallenen Markgrafen Albert vom Sande aufheben. Des Trobadors Gefangenschaft zieht flüchtig an seinem Geiste vorbei. Sie wird verdrängt durch die angenehmere Erinnerung an die Kämpfe auf Sizilien, da er seinem Herrn das Leben rettete, als diesen der Feinde Geschosse auf Brust und Kinn bedrohten. Wieder ein konkret erlebter Einzelzug! Es folgt ein schier atemloses Aufzählen all der vielen Orte, die sie gemeinsam erobert haben, nein, in die sie ohne groſse Kämpfe als Sieger einzogen. Endlich die Krone alles gemeinsam Erlebten — der Kreuzzug. Wenigstens scheint er das in den Augen der Welt zu sein. Raimbaut muſs zerknirscht bekennen: („Dieu m’o perdo“), daſs er zuerst gar keine Lust hatte, übers Meer zu gehen. Aber als er sich um seines Herrn willen dazu entschloſs, wird er ein tapferer Krieger. Ob er auch verwundet wird, er bleibt in dem Kampf um die in Flammen lodernde Stadt. „Quan vi la gran fum e la flam’e l carbo E·l mur traucar en man luec ses bonso“. — Wieder wie bei dem Kampfe im Engpaſs von Belhestar hat man ein Gemälde vor sich, nein, eher ein Bühnenbild, das Aug’ und Ohr durch seine unheimliche Gröſse fesselt. Die Flucht des Kaisers „en lairo“ seine Verfolgung: „nos fom austar et ylh foro aigro, E cassem los si cum lops fai mouto“, ist wieder voll dramatischer Lebendigkeit. Schultz tadelt, daſs er den Kaiser mit Unrecht das Beiwort „ab lo cor al talo“ gebe (mit dem Herzen in der Ferse), so glücklich diese individuelle Wendung auch sei. Aber kann man von einem mittelalterlichen Dichter und dazu bei dem Verdruſs, den die Kreuzfahrer mit den griechischen Kaisern hatten, eine objektive Einschätzung verlangen? Der Kaiser floh, also war er feige, argumentiert Raimbaut einfach.

Im ersten Teil hatte er gesagt, nicht von allen gemeinsamen Jugendtaten berichten zu können, weil er dann kein Ende finden könne, aber immer sei er bereit, als Zeuge und Spielmann vom Ruhm seines Herrn zu sagen. Dem entsprach seine verschleierte Bitte um Lohn. Auch hatte er bis dahin ja allein von Taten berichtet, die nur für einen kleinen Kreis von Bedeutung waren. Jetzt hatte er aber solche geschildert, die nicht der junge Ritter Bonifaz

vollbracht, sondern solche, durch die der Markgraf Bonifaz von Montferrat, der Marschall des Kaisers, der Führer des Kreuzzuges, vor den Augen Oberitaliens, des römischen Reiches, der abendländischen Christenheit, hohen Ruhm erworben hatte. Diese Taten mufste sein Waffengefährte und Freund, der Hofdichter Raimbaut von Vaqueiras, kraft seines Amtes im Liede feiern. Er tat es gern, „in manchem Vers und Lied", die seines Herren Ruhm bis in die Ewigkeit tragen sollten. Darum, und in Anbetracht seiner eigenen Leistungen in diesem kampferfüllten Jahrzehnt, darf er nun kühnlich um Lohn bitten. Bonifaz erhöht durch Gewährung dieser Bitte ja wiederum seinen eigenen Ruhm, da man vom Diener auf den Herrn schliefst. „E quant hom a senher bon e pro Pretz l'en rema et a·n bon guizardo: Perqu'ieu n'esper de vos esmend' e do, senher marques". — Damit schliefst der zweite Teil.

Raimbaut ist mit der Schilderung der gemeinsamen Fahrten und Abenteuer bis in die Gegenwart gekommen. Er holt noch einmal zur ausdrücklichen Bitte aus, hält dem edlen Herrn von Monferrat vor, was er ihm bisher schon Gutes getan, wie andererseits er dem Markgrafen treue Dienste geleistet hat, erwähnt kurz den Zug durch Griechenland, der zur Eroberung des Königreiches diente, und fafst noch einmal alles zusammen, was er gemeinsam mit ihm an Hohem, Rühmlichem vollbracht. Dafs er danach Einzelheiten mit Namensnennungen aus den Kämpfen um die Errichtung des lateinischen Kaiserreiches nicht schildert, sondern nur aufzählt, fällt aus dem Stil dieses Teiles heraus. Das Abflauen der lebendigen Darstellung in diesem letzten Teil wird mit Recht schon von Schultz hervorgehoben (S. 41).

Raimbaut scheint das auch selbst zu finden. Er bricht unvermittelt ab und sagt seine Bitte noch viel deutlicher als im Teil auf -o. Er bittet nicht nur um irgend ein Gut,

> E si per vos no soi en gran rictat
> no semblara qu'ab vos ai estat
> ni servit tan cum vos ai repropchat
> e vos sabetz qu'ieu dic del tot vertat,
> senher marques!

Aus der zarten Andeutung ist ein verhaltenes aber eindringliches Bitten und endlich ein trotziges Fordern geworden, das man freilich bei Leibe nicht als eine ernstgemeinte Kampfansage auffassen darf für den Fall der Ablehnung. Da hätte er sich wohl mit einem Seufzer wieder in sein Amt geschickt! Der Ton der letzten Bitte hat in seiner Begründung — der Markgraf schade seinem Ruhm nur selbst durch die Ablehnung — etwas von einem trotzigen Kinde an sich, das gleichzeitig ängstlich schielt, ob man seine Drohung auch nicht ernst nimmt und es etwa auf ihre Ausführung ankommen läfst! — Glücklicherweise tat das der Markgraf nicht, sondern gab ihm „gran terr'e gran renda". —

Die obigen Ausführungen hoffen gezeigt zu haben, dafs der Aufbau der Briefe ganz folgerichtig ist, wenn man die Reihenfolge -ar, -o, -at nimmt und die Entstehung der einzelnen so nahe aneinander rückt, dafs man von einem dreiteiligen Brief sprechen kann. Gerade auf diesem Aufbau beruht ein grofser Teil der Wirkung, besonders die von Raimbaut beabsichtigten Wirkung: Lohn, ein Lehn zu erhalten. — Auf die Vorzüge der Darstellung, der Schilderung, sowie auf glückliche Einzelzüge hat schon Schultz rühmlich hingewiesen. Ein paar Einzelheiten seien noch hinzugefügt, die den Eindruck des Miterlebens bei uns steigern: So, dafs sie nachts nach dem Abendessen aufbrechen und der Jakobine zu Hilfe kamen; wie sie angstvoll in dem Versteck zwei Tage ohne Speis und Trank ausharrten, Raimbaut am Koller („al colar") verwundet wurde und besonders, wie sie alle zusammen von einem Brote, ohne sich zu waschen und zu trinken, zu Mittag afsen.

Schultz führt die Verwandtschaft von Raimbauts Stil in den Briefen mit dem des französischen Heldenepos näher aus. Seinen Beispielen möchte ich noch hinzufügen die Wendung „el critz se leva per terra e per mar", die ebenfalls dem Formelschatz des Epos entstammt.[1] Schultz weist ferner darauf hin, dafs die Vergleiche aus der Tierwelt, die „selten mehr als einen Vers einnehmen, also skizzenhafter Natur sind", vom Rolandlied ausgehend in steigendem Mafse in der höfischen Epik angewandt werden. Aufser den beiden schon genannten, kommt in Betracht V. 9 auf -o „Pueys vos dupteron mas que grua falco". Wenn aber die Chevalerie Ogier dieser Vergleiche nur sieben hat, bei Raimbaut der kurze Teil auf o dagegen drei, dann mufs man daraus wenigstens den Schlufs ziehen, dafs dies Samenkorn bei ihm auf fruchtbaren Boden fiel. Dies sahen wie wir ja auch bei der Untersuchung seiner höfischen Dichtung.

Epische Einflüsse will Settegast[2] in noch viel stärkeren Mafse in dieser Dichtung Raimbauts erkennen. Er meint, die beiden Entführungsgeschichten seien nicht Wiedergabe von etwas wirklich Erlebtem, sondern Fabeleien im Anschlufs an das afr. Heldenepos Bueve de Hantone. Er stützt seine überraschende Behauptung auf folgende Gründe. 1. Die genannten Personen kämen nicht in Urkunden und Chroniken der Zeit vor und diese berichteten von diesen Ereignissen nichts. Aber es gibt bedeutendere Persönlichkeiten als Ponset d'Aquilar usw., die in Urkunden nicht genannt sind. So der Name der Frau des Bonifaz, der seiner mit A. v. Malaspina vermählten Schwester, um nur in diesem Kreis zu bleiben. Bezüglich dieser Urkunden hat Brader gezeigt, wie ungemein wenig sie von Bonifaz' Leben, selbst von dessen wichtigsten Ereignissen sprechen. Wie sollten sie solche Streiche erzählen? Die Anspielung auf die

---

[1] Cf. Aucassin et Nicolette Nr. 6: Li cris et le noise ala per tote le terre. „Noise" kehrt in derselben Bedeutung noch in Scarrons „Roman comique" wieder.

[2] Settegast Z. 38, 5.

Entführung der Saldina da Mar in der Tenzone „Aram digatz“ wäre sicher, wie Settegast richtig sagt, nicht für sich allein beweiskräftig, aber sie ist ein Glied in der Kette. Was seine Bemerkung betrifft, eine wirkliche Liebeskrankheit, die einen Menschen ans Bett fesselt, wie von Ponset berichtet wird, sei den Medizinern unbekannt, so kann man nur sagen: den Medizinern ist sie vielleicht nicht bekannt, den Psychologen schon eher! Auch hat Schultz schon hervorgehoben, wie die Hinzufügung von „el liet“ zu „muria“ dem Gesagten einen schelmischen Anstrich gibt.

Die Dichtungen der Zeit berichten freilich von Entführungen, aber sie kamen auch in Wirklichkeit vor. Settegast hat vielleicht recht, dafs die Gefahren, die der Markgraf und seine Gefährten bei der Entführung von Jakobina bestanden, von Raimbaut übertrieben worden sind. Aber Raimbaut war Dichter und er war Südfranzose! Dürfen wir einem Landsmann von Tartarin de Tarascon es verdenken, wenn er aus einigen Verfolgern eine ganze Schar macht?

Noch zwei Hauptgründe gegen Settegasts Behauptung: 1. Wie konnte Raimbaut zur Erzählung solcher Märchen die Namen zweier so vornehmer Familien gebrauchen wie die der de Mar und der Ventimiglia und als Entführer den Markgrafen Albert von Malaspina nennen? 2. Der Zweck des Briefes war, durch Erinnerung an gemeinsam Durchlebtes Lohn von Bonifaz zu erbitten. Wie konnte er an Erreichung dieses Zweckes denken durch solche Fiktionen, zu deren Zeugen er auch noch den Markgrafen aufrief? Wie reimt sich dieses mit dem Inhalt des Übrigen? Sind das auch literarische Entlehnungen? Die Behauptungen Settegasts widersprechen jeder logischen Möglichkeit.

Die von ihm aufgedeckten Beziehungen sind oberflächlichster Art, so die Ähnlichkeit Jakobine und Josione, Bonifaz und des Dieners Bonefoi usw. Der Bueve de Hantone war wenig bekannt in Südfrankreich, nicht eine Anspielung darauf bei den Trobadors bringt Birsch-Hirchfeld. Auch wäre eine solche Entlehnung und das Ausgeben als eigene Erlebnisse noch viel einziger dastehend als Raimbauts autobiographische Darstellung.

Unter den glücklichen individuellen Wendungen, die Schultz-Gora anführt, bedarf eine noch einer Beleuchtung. Bei der Aufzählung von Bonifaz' Tugenden ruft Raimbaut aus, all seine guten Werke würden ihm den Weg ins Paradies öffnen, „wenn überhaupt jemand dort durch Barmherzigkeit Einlafs finde“ („si per merce nuls hom hi deu entrar“). Vielleicht lassen diese Worte einen Schlufs auf Raimbauts religiöse Anschauungen zu oder wenigstens werfen sie ein Streiflicht auf die seine Zeit bewegenden Fragen: Um die Wende des 12. Jahrhunderts machten sich Strömungen geltend, die gegenüber den äufseren Werken, denen man, wenn auch nicht in der Lehre der Kirche, so doch manchmal in der Praxis, den Hauptwert beimafs und die man als Hauptrechtstitel zur Erlangung des Himmels ansah, die innere Gesinnung als das

Ausschlaggebende betonten. Zu solcher Geistesrichtung paſst der Zweifel an der herkömmlichen Auffassung, der aus Raimbauts Worten spricht. (Über Raimbauts religiöse Anschauung insgesamt spricht das Schluſskapitel.)

Die Vorzüge der Briefe — die bildhafte, lebenssprühende Darstellung eigenen Erlebens, in kecker, oft ganz persönlich gefärbter Sprache, die auch das überkommene Gut an Wendungen und Formeln wieder neu aufglänzen läſst, stechen merklich von Raimbauts Minnedichtung ab.

Es fragt sich, ob wir keinerlei Ansätze zu all dem in seiner früheren Dichtung finden. Vielleicht doch.

In etwa könnte man schon seine Vorliebe für Bilder und Vergleiche in Erwähnung bringen, in denen sein Drang nach Verlebendigung sich ausspricht, und die Anspielungen auf sein Rittertum, die von eigenem Erleben künden. Doch das ist alles wenig. Aber wir haben ein Gedicht aus seiner frühesten Zeit — vielleicht sein erstes überhaupt — in dem wir eine überraschende Beobachtungsgabe zugleich mit der Fähigkeit, das Geschaute zum Ausdruck zu bringen, finden. Es ist das „Garlambei", die bekannte Schilderung eines Turniers in der Provence: „El so que pus m'agensa". Das ganze Gedicht ist eine trockene, gereimte Aufzählung der einzelnen Kämpfe ohne jeden dichterischen Schwung und ohne Durchsichtigkeit in der Darstellung (weshalb es sich auch aus stilistischen Gründen an den Anfang seiner Trobadorlaufbahn stellen lieſse). Mitten dazwischen stehen aber Bemerkungen über die einzelnen Pferde, die ganz realistisch anmuten. Einige Pferde der Mitkämpfer werden zwar nur allgemein bezeichnet, das des Herrn von Vila als „sour pomat", oder das des Avengut, „ein spanisches Pferd, das er zu enge hielt". Wenn es aber vom Roſs des Grafen von Belcaire heiſst: „das man für schön hielt", so liegt darin schon eine Abschätzung dieses „destrier vaire . . . fresque'e noel". Dann aber heiſst es vom Pferd des Herrn von Baus, es habe „ein groſses Maul und einen dicken Bauch gehabt". Herr Dragonet kam auf einem minderwertigen Pferd, („destrier pauc"), obwohl er ein starkes, gut ausgesuchtes Pferd hätte haben können. Baral von Marpille auf einem Roſs, „das schwarze Augenbrauen" und „eine glatte Haut" hat. Herr von Molho ritt einen Araber, „der fetter als eine Wachtel" war, ganz im Gegensatz zu dem von Mondrago, dem ein Knappe ein graues, so mageres Roſs herbeiführte, „daſs man an seinem Halse den Hafer herunterrutschen sah, wenn es fraſs" („lo ros liar magre, cuy par l'avena groſs'al colar"). Diese Beobachtungen können noch heute bestehen. Ein Turnier war, wenn auch nicht ganz auſserhalb des üblichen Stoffgebietes, so doch selten, und seine Darstellung hatte deshalb noch nicht eine festbestimmte engumgrenzte Anzahl von Ausdrücken. Auch war Raimbaut bei Abfassung dieses Gedichtes mit all den Handwerkszeug des Minnesangs noch nicht völlig vertraut. Nach diesem Anfange, der ihn, wie wir vermuteten, an den Hof der Baus führte, vervollkommnet er sich

dann im „ben cantar e trobar". Von unserm Standpunkt ausgesehen, könnte man beinahe sagen, er verschlechtert sich. Am Ende seines Lebens schlofs er wieder an diesen Anfang an und gab, gereift durch die Kunstübung langer Jahre, in seinen „Briefen" eine vollendete Verbindung von Kunst und Leben.

1. Anhang.

Raimbauts Weiterleben.

Im Kapitel über die Metrik ist auf diejenigen Trobadors hingewiesen, die Strophenformen von Raimbaut nachahmten. Es sind Formen allgemeiner Art. Die ihm eigenen, Estampida, Carros, Garlambei und der Kontrast mit der Genueserin, sind nicht nachgeahmt worden. Ebensowenig haben seine Briefe eine Spur in der provenzalischen Dichtung hinterlassen.[1]

Parodiert hat sein Partimen „Senher n'Aymar chausez de tres baros", Blacatz in seinem „En Pellisier, chausetz de tres lairos". Das dem Dante zugeschriebene „Aï! fals ris", das in Lateinisch, Italienisch und Französisch geschrieben ist, soll eine Nachahmung seines fünfsprachigen Descorts sein.[2]

Lommatzsch führt noch ein Gedicht von Colin de Muset als Nachahmung Raimbauts an.[3]

Raimbaut wurde von seinen Zeitgenossen zu den bedeutendsten Trobadors gezählt. In P. d'Auvergnes Spottlied auf seine Standesgenossen kommt er zwar nicht vor. Der dort genannte Raimbaut wird von Appel auf R. d'Aurenga gedeutet. Doch nennt ihn Matfre Ermengaud in seinem Breviari d'amor mehrfach.

V. 28086 spricht er von den Äufserungen der „maldizen", die Liebe nehme mehr, als sie gäbe, und gäbe nichts ohne Mühe und Leid. Als Beweis führen sie aus „Leu pot hom" die Strophe „Mas per so m'en vuelh estener" an. Matfre antwortet darauf, R. habe keine Vernunft gehabt, als er das sagte. Er habe dies auch nur mit melancholischem Herzen getan. Und wie schnell habe er das Übel vergessen, als ihm von der Liebe wieder Gutes kam, wie er im selben Liede wieder sagt. „Pero ben sai" usw. Es folgt die ganze Strophe, v. 28290ff. Diejenigen Trobadors handeln sehr schlecht, die ungünstig über die Liebe reden. Manche, wie Gaubert de Puegsibot, hätten es aber später so demütig bekannt und so bitter bereut, dafs ihnen alles verziehen worden sei.

---

[1] Die von Gröber aus R. Vidals „Lo fo e·l temps e' om era iois" angeführte Stelle „valen marques" mufs auf einem Irrtum beruhen. — Bezeichnenderweise hat auch die Singemär Aucassin und Nicolette keine Nachahmung gefunden. Man liebte ausgetretene Gleise.

[2] Lommatzsch, Prov. Liederbuch, S. 398, 3. S. 395.

[3] Leider handelt es sich um das Lied „Quan lo dous tems comensa" 392, 27, das wir ja Raimbaut nicht zuschreiben.

v. 28310 ff. En Raimbaut de Vaquieiras
No seguet ges las manieras
Degudas de confessio
Perque·l cofessars no·lh tenc pro
Enpero el s'en confesset
E dis quez el amor blasmet
En sos cantars, per so, ses als
Quar si dons l'havia fait mals
Ve·us quals fo sa cofessio:
D'amors dis mals e mas autras cansos
Pel mal que·m fetz la bel engainaritz.

Also: man sieht, er hat durch die Liebe nicht, sondern durch eine Betrügerin Übles erlitten. Also hätte auch nicht über die Liebe schimpfen sollen! (Diese Unterscheidung ist ergötzlich.) Weil aber in diesem Bekenntnis nicht genug Zerknirschung herrsche („non ac de contricio") und nicht hinreichend Genugtuung, darum werde er lange im Fegfeuer gewesen sein.[1]

Matfre spricht weiter von der Schönheit der Dame und zitiert als Beweis aus Raimbauts „Guerra ni plaich" die Strophe „Iois e iovens et avinens faissos". — Auf die Frage der Damen, wie sie sich in der Liebe verhalten sollen, gibt er u. a. den Rat, sich nicht an die Reichen zu halten, die in jeder Beziehung unverschämt seien, wie Raimbaut de Vaqueiras (v. 30807 f.) „cum senatz" sage. „Vilas es et autra cuidatz Totz hom quant si sent enriquitz" usw. bis zum Schlufs der Strophe. — Jeder solle sehen, wie er sich nach dem Vorbild der andern wohl benehme, wie R. d. V. „cum servis e membratz" sage:

v. 31067 Ben pot hom en altrui foldatz
Apenre quez es plus complitz
Plus onratz e plus apezitz
E plus francx e plus essenhatz
E non pot esser fort senatz
Qui nois dona garda soen
Cum l'us pueja e l'autre dissen
E qui non conquier, quam locs es
Amics, e quan les a conques
Gart los car mais i a d'afan
Qui·el conquerre, al mien semblan.

Bei der Auseinandersetzung über den Gegenstand der Liebe rät Matfre, eine hohe Dame zu lieben, wie en R. de Vaqueiras es getan: „Don dis se lauzan d'aquel us: Anc non amet tan aut" bis: „larc es d'aver e d'onrad acoindansa" (zitiert Nr. 2). — Wer wirklich liebt, hat viel Unruhe durch seine Liebe, die er kaum zu

---

[1] Gabr. d'Azais hat dieselbe Stelie anscheinend nicht verstanden, er liest das Gegenteil, R.'s Befreiung vom Fegefeuer, auf sein Bekenntnis hin daraus (Vorrede S. LXXXII).

gestehen wagt, er gelobt, ihrethalben ein untadelhaftes Leben zu führen, wie en R. d. V. es sagt in seinem Lied über diesen Gegenstand „Destreh d'amor venc davan vos —". Inwiefern dies Gedicht in seinen vier Strophen von solchen Vorsätzen sprechen soll, ist etwas rätselhaft, da seinen eigentlichen Inhalt verblümt ausgesprochene sinnliche Wünsche bilden.

Bei den guten Eigenschaften, die Matfre den Baum der Liebe als köstliche Frucht tragen läſst, zitiert er bei der „Alegraissa" die „Cobla esparsa" von Raimbaut „Si ia amors" (ohne die fünfte in den meisten Handschriften sehr verderbte Zeile). Bei der „Largueza" tadelt er diejenigen, die im Geben nicht rechtes Maſs hielten, wie en Raimbaut de Vaqueiras „cum hom senatz" sage: „Ja hom pres ni desbaratatz" (bis zum Ende der Strophe zitiert). Dies schwache Sirventes scheint Matfre besonders Eindruck gemacht zu haben, da er es so oft zitiert.

In den Lais d'amors wird Raimbaut auch zitiert, und zwar sein Descort „Eras can vei verdeyar I, S. 334, was um so bemerkenswerter ist, da nach Gröber [1] nur fünf Zitate von Trobadors darin enthalten sind.

Raimon Vidal zitiert in der Novelle „Lo fo el tems c'om era iays" v. 784/89 aus Nr. 13 „mostra·ls pros so sen e sa beutat, Salvan s'onor e reten de totz grat" und v. 809/10 aus Nr. 25 „Leu pot hom gaug a pretz aver" bis „e fassa de be tot son poder", also vier Zeilen.

Von den Italienern, die Trobadors nennen, erwähnen ihn Dante und Francesco da Barbarini nicht, wohl aber Petrarca in seinem Trionfo d'amore „I dico l'uno e l'altro Raimbaldo".

Che canta pur Beatrice in Monferrato.

Den Wert dieser Namensnennung hat A. Thomas richtig gekennzeichnet: „Les quinze troubadours qui figurent dans le Triofono d'Amore n'y sont pas été appelés au hasard: Pétrarque les a choisis en connaissance de cause, comme les plus célèbres à ses yeux entre tous leurs confrères; à ce point de vue ce passage du chantre de Laure est précieux. C'est une histoire sommaire de la lyrique provençale écrite par le plus grand lyrique italien." [2]

Auf die oben angeführten Worte Petrarcas geht vielleicht die Behauptung des Johann de Nostredame zurück, die er im Leben des R. d'Aurenga aufstellt: „Rambaud de Vachières et luy estoient grands compagnons ensemble." [3] Eine solche Schluſsfolgerung, die ja schon durch das verschiedene Alter der beiden unmöglich ist, lag für Nostredames blühende Phantasie sehr nahe. Seine übrigen Angaben, [4] R. sei 1218 an den Hof von Bonifaz gekommen und sehr geehrt worden von Friedrich II., stimmen

---

[1] A. a. O. S. 648.
[2] A. a. O. S. 15. Text des Trionfo bei Lommatzsch, S. 236f.
[3] A. a. O. S. 59.
[4] A. a. O. S. 51ff.

nicht. Er kann diese Angabe aus dem einen Vers in Nr. 18, wo von dem „conseilh del emperador Freiric“ die Rede ist, geschöpft haben und denkt vielleicht an Bonifaz II. von Monferrat, der allerdings erst 1225 zur Regierung kam. Seine übrigen Behauptungen kommen ihm langsam selbst unwahrscheinlich vor, und er ruft das Zeugnis anderer seiner Gewährsmänner, Lo Monge des Isles d'Or und Saint Cezari dafür an, daſs es sich um einen andern Raimbaut handele. Woher er die Nachricht von dem Traktat „Lous plours del segle“ hat? Jedenfalls scheint mir Bartschs Meinung, dieser gehe auf das Kreuzzugslied „Ara pot hom conoisser e proar“ zurück, ganz unbewiesen.

In dem Versuch der „Reconstruction du chansonnier du Sault“,[1] der Hauptunterlage für Nostredame, führen die Herausgeber verschiedene Stellen an, die von Raimbaut sprechen. Unter „Volpil“ ist aus dem Lied Nr. 28 angeführt „Savis e folhs, umils e orgulhos, Cobez e larcs, e volpil e hardit“.[2] Ferner die Anfänge von „Ara can vey verdeyar“, die ja auch in dem von Nostradame entworfenen Lebensbild als das ihm am meisten Aufgefallene angeführt sind. Vielleicht sei auch noch eine Anspielung auf „Ara pot hom“ vorhanden.[3]

Raimbauts Leben ist auch von Crescembini erzählt. Millot widmet ihm in seiner „Histoire des troubadours“ einen sehr ausführlichen Artikel. Damit reichen wir bis an die Schwelle der wissenschaftlichen Behandlung des Minnegesangs und seiner Träger. Auch hier ist die Beschäftigung mit ihm nie abgebrochen, hat sich im Gegenteil, wie die Bibliographie ausweist, immer mehr gesteigert und langsam manches Dunkel, das über seinem Leben war, gelichtet. Wieviel die von Crescini angekündigte kritische Ausgabe seiner Dichtungen bringen wird, vermag noch niemand zu sagen.

2. Anhang.

Edierte Gedichte Raimbauts.

(Reihenfolge und Schreibweise nach B. Gr.)

Nr. 1. Aram digatz, Raimbaut. Tenzone mit Albert von Malaspina, Appel, Chrest. S. 127.

Nr. 2. Aram requier sa costum e son us. Parnasse occitanien 78, Raynouard 3, 258.

Nr. 3. Ara pot hom conoisser et proar Raynouard 4, 112, Bartsch-Koschwitz, Chrest. S. 138.

Nr. 4. Ara quan vei verdeiar, Rayn. 2, 226, P. O. 79, Crescini, Manuelletto provenzale, S. 278, Appel, Chrest. S. 77.

Nr. 7. Bella, tant vos ai prejada, Appel, Chrest. S. 131.

[1] Romania V, 243 von Chabaneau und J. Aglade.
[2] A. a. O. S. 254.
[3] A. a. O. S. 795.

Nr. 9. Calenda maya, Appel, S. 89.
Nr. 11. Del rei d'Aragon consir, Rayn. 4, 184.
Nr. 14. El so que pus m'agensa, Appel, Prov. Inedita, S. 268.
Nr. 15. En Ademar, chausetz de tres baros, Appel, Chr. S. 137.
Nr. 16. Engles un novel descort, Appel, Prov. Inedita, S. 273.
Nr. 17. Ges, sitot ma don'e amors, Appel, Chrest. S. 67.
Nr. 19. Ja hom pres ni dezeritatz. Rayn. 4, 427.
Nr. 20. Ja no engei vezer, Lex. Rom. S. 364.
Nr. 21. Las frevols venson los plus fortz, App. Chrest. S. 82.
Nr. 24. No m'agrad'iverns ni pascors, Rayn. 4, 275.
Nr. 28. Savis e fols, humils et orgoillos, Rayn. 3, 256.
Nr. 29. Seignen Coine, jois et pretz e amors, Zt. 1921, S. 703 f.
Nr. 32. Truan, mala guerra Rayn. 3, 260, Bartsch-Koschwitz, S. 140., Crescini, Manualetto, S. 281.

Destreg d'amor, Gr. Liedersammlungen der Trobadors 9 a. Conseil dou' al emperador Zt.?

L'altas undas, Gaita ben, Ar· pren comgat in Anuari Cat.

Unedierte Gedichte Raimbauts.

Nr. 5. Ar vei escur e trebol cel. (Nach C und E, einzelnes nach N.)

1. Ar vei escur e trebol cel,
Don per l'air vent' e giscl'e plou
e chai neus e gels e gibres,
e·l soleil, qu'era cautz e durs,
a sa colors teuns e flaca;
E fueill e flors chai ius dels rams,
Si qu'en plaissatz ni en blaca
Non aug chans ni cris, mas dins murs,
Perquieu chantarai alques grams.

2. Mas aura ni plueia ni gel
no·m ten grien plus qu·el gens tems nou,
s'auzes despleiar mos libres,
de dir d'amor ab digz escurs
so don plus temers me saca;
qu'ira·m ies dir midonse clams
que mais d'amor don m'estaca,
no chantaria ab nuls agurs,
tro plais vengues entre nos ams.

3. Mais d'aiso que·m sag pro e fel,
puesc chantar don grans mals mi mou:
Dels fals plus punhens que gibres,
enueios parlars, mals tafurs,
c'unsquecx ponha et atacca,
con als fis drutz sia iois lams.
Et ni caia porc ni vacca,
ill n'auron pro, el vis er purs,
e puois fan gran critz, rotz e brams

4. Qu'ieu sai un trachor mal fizel,
que par c'aia sen meins d'un bou,
et es ben dels begoybres,
car ponha, com traia segurs
son senher, que·l cor l'ensacca
e s'er entoisegutz els cams
no·s cug, quel quezes tiriacca
ans li querria ab totz agurs,
ab com lo pendes ab fortz liams.

5. Quar anc Caym, c'aucis Abel,
no saup de tracion un ou
contra lieys. Mas ieu par ibres,
quar li dic so, don sui madurs,
si·m carga·l col e·m maca.
Mas tan me destrenh plus que fams,
quan me soven de la raca;
non aus paralar neys dels peiurs
de leiys, quan me membra·l satams.

6. E si·m sembra·l chantars a mal
d'annou,
ab mon vers, qu'ai fag pres
quan garangals e gingibres
an lor sazo ab mains gazurs,
e mos estremps que·s part laca,
non faria tal per dos dams
en aquesta rima braca,
abqu'ieu fos sens acres e durs
e de sai Poitans e Roams.

Nr. 6. A vos, bona dona. (Nach C und E.)

1. A vos, bona don'e pros,
ves cui van tug mei cossir,
dic en chantan mas razos,
qu'estiers no·us aus descobrir
so qu'ieu ai en mon coratge,
perque quar no·y es lauzars.
Tant es el pessamens cars,
qu'ades li tem dir folhatge.

2. E s'intre las mil cansos,
domna·i puesc esdevenir,
en un bon mot o en dos
que·m vulhatz sol obezir
intratz sui el dretge viatge
d'amor, et totz mos cantars
sera fis, e mos cors clars
e restaura·l dampnatge.

3. Mas per vos mezeis sons fos
qu'o·m laisasetz morrir,
e car anc parlei de vos,
qu'autra no·m pot abelhir,
Per Dieu, no·y gardetz paratge,
qu'eisid'etz de totz cuiars,
qu'ieu ni autre no·us es pars
de pretz ni de ric linhatge.

4. E si·m queretz ochaisos,
adreyt mi podetz aucir,
E qui·n vol esser ianglos
si·s vol mal o be·m pot dir:
Mai pauc fai de vassalatge
selh, que lai on merceyars
no val, ni gen razonars,
ditz enuegz ni vilinatge.

5. Mas no en sui cossiros,
mai de vos agrat servir,
perqu'ieu n'ai maintas sazos
pensamen, que·m fai languir,
qu'az autra for'agradatge
so que·us es enuegz amars;
e quar de re no·us sui vars,
mostratz mi semblant salvatge!

6. Mas lai, on es abs perdos,
on nuils hom pot faillir,
me sia Dieus amoros
aitan, quant ieu vos dezir
ses tric e ses cor volatge;
e s'anc ves amor fui vars,
ona m'es dous l'esperars
e no·m clam de lonc badatge.

Vencut, en nostre lengatge
m'es plus dous qu'autre parlars
de na Biatritz lauzars,
et ai en trop bon usatge.

Nr. 10. D'amor no·m lau. (Nach C, einzige Handschrift.)

1. D'amor no·m lau qu'anc non pogey tan aut
qu'atretam bas non sia dessendutz,
e s'anc fug gays entendaire ni drutz
ma dona·m fai tot refrezir del caut
que·m tolh tot gaug, e tot ira·m dona,
e me meteys et tot, qu'an m'a promes,
e mas cansos me sembla sirventes
et ieu qu'en pert lo cor e la persona.

2. Qu'ieu fara pro ricx e de bon azaut
sol de s'amor pogues issir allutz!
Mas trahitz sui, si cum fo Ferragutz,
qu'a Rotlan dis tot so maior espaut,
per on l'aucis. E la bella fellona
sap, qu'ieu l'ai dig, al qual gienh m'aucices:
Ab un dous ris me nafra·l cor d'un pes
ab que·m auci, on mielh m'acuelh ni·m sona.

3. Sol, que·l plagues emblar lo premier saut,
jamais per lieys no fora cossegutz.
Pero, s'ieu fos ben amatz ni volgutz,
ieu chantarai ab cor verai e baut.
Mas er tenso, car ma dona tensona,
car sap qu'ieu am mielhs d'autr'hom e genses
e·lh trefana sol quar es belha res
vol, que·m la sirveren non gazardona.

4. Cortz e guerras e tornay et assaut
e domneyar e donar e condutz,
son tug mei pes, e sol d'amor tengutz
a la falsa, so tot noqua (?) m'en lau,
mas mala fos tam bella ni tam bona,
qu'ab son ric pretz m'a ses bon fag conques
et ylh val mais, ab sol que·y fos merces
que nulh autra e genzer, si·m razona.

5. Si m'a ben cor, ara·lh prec et l'incaut
que·m do sa joi e·m prometa salutz,
que·m port anelhs e manjas e·ls escutz,
e·m fassa tant perque de lieis no·m saut.
Si no:vau m'en el pays de Tortona,
E si de sai mi deu venir nus bes:
A Dieu coman Proensa e Gapenses!
Qu'ieu remanh pres si cum perditz en tona.

Nr. 12. D'una dona·m tolh e·m lais. (Nach C und E.)

1. D'una dona·m tolh e·m lais,
qu'ieu no vuelh sa paria,
pus vey que vai de biais,
ni te autre via.
Qu'ieu l'era fis e verais,
ses tota bauzia.
Que — per ma fe! —
ylh clamava. Mais que re?
Fassa so be,
qu'a far l'er, si·s pleu a me.

2. Ges no pretz un botocays
una don, qu'aitals sia,
qu'un prenda et autr'en lays,
no fai ges cortezia.
Soven presta sen carcays
nuls hom no·s fadia,
segon en cre!
Quar molt es de gran merce!
Qu'ieu o sai be,
e d'autr'es moltz, per ma fe!

3. Ges una pruna d'avays
en s'amor non daria,
si be·m fai e colh e cais,
perque·us o celaria
sal ren podia (?)
me tenh a folia
quan la ve.
Sabetz perque?
Dieus, que·m mente
l'en don, so que l'en cove!

4. Ben es tornada en degays
la beutat, qu'ilh avia,
e no l'en te pro borrays,
ni te(sinhos) que sia,
et es bon razos huymais,
que·l iovens te sa via.
E par li be
a son escuelh, qui la ve,
mal si capte,
e fara ho piegz iasse.

(Teilweise verderbter Text.)

Nr. 18. Guerra ni plaich. (Ge, mit Verbesserungen nach A, I und den katalanischen Handschriften.)

1. Guerra ni plaich no son bo,
contr'amor en null endreich,
e cel fabrega fer freich,
qui vol ses dan far son pro;
C'aissi·m vols amors aucire,
com auci·ls seus segnor mals
que sa guerra mes mortals.
E sapetz — peiz de martire! —
e si anc faz enemic
en Tibautz ab Lodovic
no tes plaich ab tan plazers,
cum eu, quam sos torz m'aderz.

2. Si m'estacetz a razo,
bella dona, ni a dreich,
ja no·m ten gratz tan destreich
en vostr'onrad preiso,
que non ai poder que·m vire!
Anz sui tans fins e leials
ves vos, que ves mi·n sui fals,
e·us am tan, que mi·n azire,
e s'eu no faiz tan ni·n dic
com se taing al vostr'amic:
als faiz me sofraing poders,
et al vostre laus sabers.

3. En luoc de faiz d'aut baro
vos am e·us prec' e·us doneich,
e·l vostre bel cors adreich
lau e gar aqui on so.
E quan puosc ben far — no·m vire! —
qu'esser deu vostr'amic tals
que si entre·ls pros cabals,
e car sufrez que·us desire,
cuit esser pars al plus ric,
e quan d'autres mi faidic,
no mi fai far non calers
mas vostr'onraz capteners.

4. Car par esmend' e per do
m'a sobre·ls amanz eleich
ma don', o son tuit bon deich
pausat en bella faizo,
don muer d'ir e·d cossire.
Car no m'estai comunals
amors, c'ab sospirs corals
m'auci·l bel semblan traire
de lei, cui am ses cor tric.
C'ab ioven guerrei' antic,
e val sobre toz valers,
com vostr'auzir e vezers.

5. E non es ni er ni fo
gensser de neguna leig
ni mieillor; perqu'ieu enpleig
lo mien Oc e·l vostre No.
E si fos de plus gauzire
al dieu d'amor fora engals!
Qu'el sieu paradis sui sals,
car vos sui hom e servire,
que·l sieu meillor san prezic (?)
mas fals lauzengier enic,
m'an tout als precs maint lezer
e m'an tout gaug e plazers.

6. Quans pens, cals etz ni qui so,
ben sui mes en ord' estreig,
e s'ie·us quier mais non deig,
la gran beutat m'ochaiso
que·m forss' e·m fai l'orgueill dire
e sa colors naturals;
c'ades genssa es, no·i met als
mais gais solatz ab doutz rire;
e posc tant amar si·m gic
faire l'enans al mieu destric,
e si·l sieus bels digz es vers,
(ieu dic) tot val mos espers.

7. Donna, ric conseill m'es mals
que·m dones, so non detz als.
E car non volc contredire
de vos l'onrad conseill ric
del emperador Freiric,
qu'aissi·m taing mais deplazers
con sui d'amans lo plus vers.

8. Lo ric pretz sobre cabals
de na Biatritz es tals,
com no·l pot en lauzan dire.
Mas endreig d'amor vos dic
de mon Bel Cavalier ric,
c'a mais de pretz e es vers,
Aissi·n'ai en mos plazers.

Nr. 22. Leu sonet si cum soill. (Nach A und I.)

1. Leu sonet, si cum soill,
voill ades en mon chan,
qu'un sirventes prezan
voill far. Mas hom no·s cui,
qu'ieu ia cel avol brui
estiers ni en chantanz.
Qu'ancta e danz
me par e volpillages,
quant ia·s part bon linhages,
ni l'uns, ni l'autre faill.
Qu'eu vei que·l Baus assaill
(e talatz est e latz)
et a parents assatz,
manenz e soiornatz,
e mais autres iuratz,
cui faill cors e barnatz.

2. Per so dregs non acoill
com sos amics soan
per guerra co·l Baus fan,
lor paren dui e dui,
que n'Aymars lor fui
de Peitieus totz enans.
Tant les affanz
guerra e mettre gages!
Mas del plag fon messages!
Puis tolc se del trebaill
en Guirautz, Almiraill!
Ademars, sos coignatz,
l'en blasme, et eu si fatz.
Mas Bar es derrocatz,
c'a del comt'es privatz
qu'el a deseretatz.

3. Guiraudetz amics voill,
que·s soiorn aquest an,
C'aissi coven d'enfan,
que sas armas estui,
quant hom gast e destrui
sos amics plus prezans,
E·l er ostans
plus parliers qu'un gramages .
tenan per guerr'ostages.
Qu'anc trepas ni sonaill,
ni auberc ab coraill
non fon per els portatz,
ni lor cavals armatz,
ni colp pres, ni donatz.
Pero·l coms ten en patz
lo castel de Mornatz.

4. Si·l comtetz del orgoill
que·l coms li vai mostran,
no fai meillor deman.
Ben sapchatz qu'eu non sui
dels seus, anz lor refui
c'uimais es bels e grans,
e per semplanz
als enemics salvages,
e·l poders e·l parages
taing, qu'a bon pretz s'engaill,
e guerra e baraill

cum ioves estrunatz,
mals e braus es doptatz,
e cel deseretatz,
qu'es humils ni vol patz
e prenda cal li platz.

5. E si mielz d'autre fuoill
chantari', car si van
li baron cambian,
qu'en Guillems se dedui
de Monpeslier, a cui
vi iurar sobre sânz
guerr'e massanz
e dec segre·ls viages
del Baus, mas ses corages
les viratz d'autre taill.
E·l coms non es d'un aill
cregutz, ni sos comtatz.
En Bernatz, qu'es raubatz,
d'Anduse se desfiatz,
et a·ls covinenz fratz
del Baus et oblidatz.

6. Los vasletz de Nantoill
feri mielz de son bran
qu'en Dragones ogan!
E·l Baus pensa d'autrui
que·l no fer, ni hom lui,
de manes ni de lanz.
Hai! quans bons vasselages
sol far, et es damnages
que tan leu s'anvaill,
quant ve que sobresaill
sos parenz plus presatz.
E sojornatz del latz
En Guillelms arnauts iatz
que n'es tan mal proatz
qu'an le·n ten per malvatz.

(Eine Zeile auf anz fehlt.)

Nr. 23. Leu pot hom gaug e pretz aver. (Nach U mit Lesarten aus A, I und katal. h.)

1. Leu pot hom gaug e pretz aver
ses amor, qui be·i vol pognar,
abque·s gart de tot malestar
e fassa de be tot son poder.
Perqu'ieu, si tot amor mi failh,
fai tot quan posc de bon e de vailh,
e s'ieu perd'ma don'e amor,
no·m dei perdre prez ni valor,
qu'estiers puesc viur'onraz e pros,
perque no·m cal far d'un dan dos.

2. Pero sai, si·m desesper,
que·l meilh se perz i desampar,
qu'amor fa·l meillior meillurar,
e·l plus malvatz pot far valer,
e sap far de volpil vassailh
e·ls desavinenz de bon tailh
e don'a mains paubre ricor.
E pois tant i trob lauzor,
ieu sui tan de prez cobeitos
que ben amar', si amatz fos!

3. Mas per ço me voilh estener,
qu'amor tolh mais que non vol dar,
que per un be·il vei cent mals far
e mil pesar contr'un plazer,
e anc no det gaug ses trebailh,
mas non ia voillia so egailh,
qu'eu non voilh sos ris ni so plor,
E pois no·i trob gaug ses dolor,
sivals no·il serai mals ni bos,
e lais m'estar desamoros.

4. Pois totz bon aibs voilh retenar
ja no remanga per amar,
pois non poiria iois reprochar
ni·l prez quel met'e non caler
ni quenren vas lur mas m'en vailh,
qu'un amoros desir m'assailh
per tal, qu'el mon non a gensor
e prend' en luoc del ben l'onor,
quar vol qu'ieu lau en mas chanços
sos prez e sas bellas faisos.

5. Ja sa beutat ni son saber,
son dolz ris ni son gent parlar
no·m cug ma dona vendre car,
que be·m puesc de s'amor tener.
Mas sol, quar ve dinz son mirailh
colors de robins ab cristailh
e quar la lauzon li meillor,
me cuid' aver per servidor,

quais qu'enors m'er, si non m'es pros.
Mas non cug, qu'ieu l'am en perdos.

6. Ab cor fait vau midon veder,
qu'era·m pot perdr'o gazagnar,
e s'il vol mos perc escontar,
aura·m sempr'a tot son voler,
e s'ab autre raison m'assailh,
no·s taing que·m tenson ni·m barailh,
ab lieis, mas pens d'autr'amador:
E anc Floris de Blancaflor
non pres comgat tan doloros
com eu, dona, si·m part de vos!

7. Jehann ses terra, si d'amor
non ai en breu ben e honor,
jamais no serai amoros,
e viurai malgrat d'amor pros.

8. Pero, si ma dona·m secor,
qu'es cap de prez e de valor,
ben poirem estar, eu e vos,
onraz entre·ls druz cabalos!

Nr. 25. No posc saber perque·m sia destretz. (Nach R.)

1. Non puosc saber perque·m sia destretz
ni sai on es amors c'om tan mentau,
qu'ieu non l'auzi, ni la vey, ni l'au,
mais per semblans plus y truep tortz que dretz.
Mais al clamans l'aug clamar l'amor fina,
Ve·us lo conort que·m destrenh e m'enui
e·m fai amar leis, que·m ten pres e·m fui,
Et en fugens m'encausa e·m camina.

2. Partir no puesc, ni no say restar quetz,
qu'ira·m fay dir gaban mon talan brau.
Tam sui destretz, qu'ie·m rancur, car noz gau
leys, qu'ieu am mais que non amet
Guis de Nantuelh la pieusel Ayglantina,
e muer aman, tan outracuidat sui,
(car non poder dire·l marit abdui
en tornaria en casa sa vezina).

3. E donc que·m val lauzengier ni (abretz)
Pel Oc remanh e per lo No m'esmau,
Et er m'a far lo conort d'en Bertau,
com cel que ditz en chantan en Folquetz,
c'a Cartona lay part Alexandrina;
queira mercey, mas say non truep refui,
Et er me greus, si·m part de leys per brui,
sol o comens, qu'er dans, si no s'afina.

4. Bona dona, fis e francs e adretz!
Vos ay estat e portat vostre lau,
parlar abduy planamen e suau,
e entendetz, que·us dirai esta vetz:

Amada·us ay mas qu'Andrieus la reyna,
premieyramens que fos mieus ni d'autrui
soi ieu vostres e serai ses tot cui;
Donecx, non es vos ma sor ni ma cozina.

5. Lo iorn que·ns ac amor abdos eletz,
vostra beutat me det l'orguelh del pau,
que remira·l vert e·l vermelh e·l blau,
tro per orguelh serra de la paretz.
Aquel orguelh li te tro que·l cap clina
que ve sos pes. Et eu contrafay lui:
Quan vey midons, c'ab bel semblans m'adui
gaug et orguelh, tro c'ab No m'atayna.

6. En Proensa, cant encaus ni can fuy,
crit: „Monferrat", la senha de qu'ieu suy,
e Cartona lay part Alexandrina.
(Einmal wird diese Zeile falsch sein.)

Nr. 26. Nuills hom en re non faillh. (Nach B, S, A, I.)

1. Nuills hom en re non faill
so tost, ni·l mesave,
cum en luoc, on si te
per plus asseguratz.
Perque es gran foudatz,
qui non tem so c'avenir li poiria,
qu'ieu cuidava — car amor non temia —
que no·m pogues forssar outra mon grat.
Mas ara m'a del tot apoderat.

2. Tant es d'amoros taill
la bella que·m rete,
c'om no l'au, ni la ve,
non sia enamoratz.
E doncs s'ieu sui forsatz,
non cuidetz, ies gran merveilla sia!
Que sa beutat lai, on ill se deslia,
venz en aissi trastot autra beutat,
cum lo soleil venz tot autra clartat.

3. De robins ab cristaill
me par, que Dieu la fe,
e del sieu dols ale
l'espiret, so sapchatz!
C'ab digz enamoratz,
Plens de doussor ab orgoill ses folia,
parla e ri'ab tant doussa paria,
qu'alz amadors creis d'amor voluntat
e fai amar cels, que non an amat.

4. E car eu tant no vaill,
cum al sieu pretz cove,
am leis ed air me.
Car m'en sui adantatz,
com non es tant prezatz,
que sa valors al sieu ric pretz par sia.
Pero, s'amors d'entre·ls amans li tria
lo plus leial ni·l mieilles enamorat,
no·il cal temer son pretz ni sa rictat.

5. Tant sofri gran trebaill,
c'a pauc no m'en recre,
mais aisso·m fai gran be,
cum plus en sui loignatz,
m'estai sa grans beutatz
lai, on la vi en mon cor nueich e dia,
e·l gens parlars e l'avinens paria,
Ab qu'ieu dompnei maintas vetz en privat,
com se cuia qu'ieu ai d'als en pensat.

6. De la contessa Beatritz non paria
tan de bon dir, que mais en lai non sia,
qu'en leis a deus tan de ben aiostatz,
com per part n'a las autras donatz.

7. Senger n'Imo, s'amors no·m retenia,
de vos veders mais tenir no·m porzia.
Mas amor m'a tant fort apoderat
que non puosc far mas a sa voluntat.

Nr. 31. Tuit me pregon, Engles. (Nach D und H.)

1. Tuit me pregon, Engles, que vos don saut
del fol amor, don es en fol vengutz,
don totz autr'om fora decasegutz,
mas vos etz tan de ric corage et haut,
que la foldat, don nuls hom no·us rasona,
sabes cobrir, e si fosses Frances,
cil d'Osteilla veniamen n'agraz pres,
car no·us donet lo reis com non chaizona.

2. Be·m meraveill de vos, en Raimbaut,
com vos etz tan endreich me irascutz,
Qu'en breu seretz per fol reconogutz
plus qu'en Peirol, que hom ten per arnaut.
Anaz vos en al rei de Barcelona,
et als autres, si com avez enpres.
Que mais amaz deniers e pauc d'arnes
qu'en conoguz l'amor de na Falcona!

3. Engles, ben tost venguet n'Aymar l'assaut,
queill pescador si·us preiron com un luz,
non dic enges que anc fosses batutz,
si non fon colps, que vengues de resaut.
E no·m mier s'il reis ni·us det ni·us dona
ni car crezes lo sagel del borgues,
lo prodome, perque m'aves comes.
Bons Dieus fara n'Aimars que tost perdona!

Klara M. Fassbinder.

Drei Lieder von Raïmbaut von Orange.

I. Raïmbaut d'Aurengas Joglar und das Lied: Si'l cors es pres, la lengua non es preza (Bartsch, Grdr. 389, 39).[1]

Unter den Trobadors der Frühzeit hat sich die Forschung bisher von einem ziemlich ferngehalten, obwohl er zu den fruchtbarsten gehört, obwohl er von seinen Zeitgenossen und Späteren oft genannt wird, obwohl er infolge seines fürstlichen Standes besser als die meisten anderen historisch zu erfassen ist: von Raïmbaut von Aurenga. Es ist wohl die Schwerverständlichkeit vieler seiner Stücke, welche die Provenzalisten bisher zurückgehalten hat. Gilt er doch, und mit Recht, als einer der Hauptvertreter der „dunklen Dichtart". Und was man bei Diez und sonst von seinem Dichten las, lud auch nicht ein, die Mühe einer eingehenden Beschäftigung auf sich zu nehmen. Es wird aber doch an der Zeit sein, auch diesem Trobador näher zu treten. Ich hoffe in Kürze zu zeigen, dafs wenigstens ein Teil der Schwierigkeiten, die dem Verständnis seiner Lieder entgegenstehen, sich überwinden läfst, und dafs es auch durchaus lohnt, den originellen, geistvollen Mann kennen zu lernen, der einen nicht unbedeutenden Platz in der Entwicklung der älteren provenzalischen Dichtung einnimmt.

Hier möge zunächst eine kleine Vorstudie Raum finden, die sich mit einem für Raïmbaut nicht unwichtigen Problem beschäftigt.

---

[1] Der Aufsatz über Raïmbaut d'Aurenga's Joglar ist einer Einladung der Faculdade de Letras der Universität Coimbra folgend am 1. Oktober 1926 für einen Band eingesandt worden, der von ihr dem Andenken unserer hochverehrten Fachgenossin Caroline Michaelis de Vasconcellos gewidmet werden sollte. Dieser Band ist seither nicht erschienen. Man wird mir, nachdem nahezu drei Jahre nach dem für die Einsendungen festgesetzten Endtermine vergangen sind, keine Vorwürfe machen können, wenn ich jetzt meinen Artikel (auf den schon mein Versuch über Raïmbaut von Orange in den Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, philol.-histor. Klasse, Neue Folge, Bd. XXI, verweisen mufste, während doch dieser Artikel hier in seinem Eingang auf jenen Versuch vorausweisen sollte) an anderer Stelle zum Abdruck bringe; oder doch nur den Vorwurf, dafs er auch heut noch zu problematisch in seinen Ergebnissen ist, um überhaupt gedruckt zu werden. Aber ich habe, seitdem ich mich nun einmal mit dem Vorkämpfer des Trobar clus einliefs, mehr als einmal den Wagemut zeigen müssen, der eigentlich nur der Jugend ansteht. Ich lasse mit dem übrigen Artikel auch die Schlufsworte unverändert, die sein Hervortreten vor drei Jahren entschuldigen sollten. — Zugleich mit diesem Liede bringe ich zwei andere desselben Trobadors zum Abdruck, die wohl auch eine bessere Veröffentlichung verdienen als sie bisher erhalten haben.

In der Nachricht, welche die Hs. N[2] von ihm bringt, heifst es: „und er liebte lange Zeit eine Dame aus der Provence, welche Frau Maria von Vertfuoil hiefs; und er nannte sie in seinen Liedern seinen ‚Spielmann‘. Lange Zeit liebte er sie und sie ihn, und um ihretwillen dichtete er viele gute Lieder und verrichtete viele andere gute Taten.“ Von Maria von Vertfuoil wissen wir sonst nichts.[1] Die historischen Angaben dieser Lebensnachricht Raïmbauts haben sich als sehr zweifelhaften Wertes erwiesen (s. Schultz-Gora im Archiv 92, 229 ff.). Es ist sehr wahrscheinlich, dafs, was uns hier von Raïmbaut erzählt wird, nicht glaubwürdiger ist als ein sehr grofser Teil der anderen alten Trobadorbiographien.

Wer aber war dann der „Spielmann“ des Dichters, der uns in der Tat in 12 oder 13 seiner Lieder begegnet? Und wenn nicht Maria de Vertfuoil der *Joglar* und die Geliebte des Trobadors war, bezeichnete der Versteckname wenigstens überhaupt eine von Raïmbaut geliebte Dame? In meinen Poésies provençales inédites tirées des Manuscrits d'Italie (p. 118 ff. = Rev. d. langues rom. XL, 416 ff.) glaubte ich die letzte Frage bejahen zu dürfen, obwohl einige Verse des Dichters zu verstehen geben, dafs *Joglar* und die Dame des Dichters verschiedene Personen sind. Ich meinte, dafs der Trobador in diesen Versen durch ein listiges Spiel seine Zuhörer von der rechten Fährte ablenken wollte. Kolsen dagegen, der die Frage wieder aufnahm (Zeitschr. f. Rom. Phil. 41, 549 ff.), fand heraus, dafs *Joglar* sich überhaupt auf keine weibliche Person beziehe, sondern er sah darin den Namen des Trobadors Giraut von Bornelh, dessen nahes freundschaftliches Verhältnis zu Raïmbaut er schon früher aufserordentlich wahrscheinlich gemacht hatte.[2]

---

[1] Ein Verfueil existiert im Dép. du Gard. Chabaneau fragt (Biographies 76, n. 6), ob es sich im Namen der Dame vielleicht um diesen Ort handele.

[2] Die Verse Raïmbauts, in denen er vom *Joglar* spricht, sind von mir und von Kolsen zusammengestellt worden. Zur Bequemlichkeit mögen sie hier noch einmal gedruckt stehen:

1. Lied 1, 57 Dieus gart ma Domn'e mon Joglar,
e ja mais Domna no·m prezen.

2. Lied 5, 66 Joglar, s'eu ja cautz sabata,
qui no·us ve, pauc a cavalgat,
ni sap per que se debata.

3. Lied 11, 67 Joglar, Dieus, que fetz tam be
e·us creix vostre pretz quec dia,
vos capdel si co·us cove.

4. Lied 12, 64 Ai, domna prezans,
ar pens que·us acol em baizans.
Joglar, vostr'enans
voil, e Dieus o vol
mil aitans.

5. Lied 16, 51 Joglar, gran re ai menhs de joy
quar no·us vey, e·n fas semblan croy.

6. Lied 18, 57 Der Trobador spricht vom Ring (den er von seiner Dame erhalten hat), bricht aber plötzlich ab:

Beide Erörterungen hatten auf eine genauere Erklärung des 39. Liedes verzichtet, auf das ich am Schlusse meiner Auseinandersetzung noch hingewiesen hatte: „Nous avons la preuve que *Joglar*

... ieu tenrai mon cor enclaus;
Mas be·l sabra mos belhs Joglars
qu'ilh val tant e m'es tant coraus
que ja de lieys no·m venra maus;

E mos vers tenra, qu'era·l paus,
a Rodes, don son naturaus.

7. Lied 19, 67 Qan la chandela·m fes vezer
vos baizan rizen, a, cal ser!

Joglar, ades, lo jorn e·l ser,
me tira·l cors vostre vezer.

8. Lied 20, 47 Joglar, per que·m desazaut?
ma dompn'e vos mi fatz baut.

9. Lied 27, 60 Joglar, vos avetz pro oimais,
et ieu planc e sospir et ais.

10. Lied 30, 1 Joglar, fe qed eu dei
a Dieu ni a ma donna ni a mei,
qazutz son en esfrei
q'armad' ab cor non vei
lieis a cui totz m'autrei
per ar e per totz temps.

11. Lied 33, 49 Jotglar, Dieus nos gart d'enguan
si tot ... non fan deman.

Das 12. Lied ist dasjenige, welches *Joglar* zum Refrainwort der 4. Zeile jeder Strophe hat und das diesem Aufsatze zu Grunde liegt.

Als 13. Stelle kommt 28, 43 in Betracht:

sui folhs chantaire cortes
tan qu'om m'en apela joglar.

Es fragt sich, ob *Joglar* hier bloſses Appellativum ist oder Hindeutung auf das Senhal. Jedenfalls aber bezeichnet hier *joglar* den Dichter selbst und nicht die von ihm sonst so genannte Persönlichkeit.

Von den anderen Stellen läſst sich aus 2, 3, 4, 11 schwerlich etwas über die Person des *Joglar* erschlieſsen. In 1, 8, 10 wird *Joglar* neben der Dame des Dichters genannt, so daſs beide also verschieden zu sein scheinen. Dagegen spricht 5 eher für die Identität beider, denn das Lied ist fern von der Geliebten geschrieben (s. die 6. Strophe, die das Lied in die Ferne entsendet) und die Tornada beklagt, daſs der Trobador *Joglar* nicht sieht. Aber freilich steht vor dieser Tornada schon eine andere an die *Doussa Dona* gerichtete. Stelle 6 spricht wenigstens für das weibliche Geschlecht des *Joglar*, wenn *ilh* und *lieys* auf ihn gehen. Kolsen freilich (Zts. 41, 550 f.) bezieht beide Pronomina auf die Geliebte: „Aber mein lieber Joglar wird es wohl wissen, daſs sie so viel wert und mir so freundlich gesinnt ist, daſs mir von ihrer Seite nie ein Übel erwachsen wird". Aber die Dame ist vorher nicht derart genannt, daſs das Pronomen grammatisch wohl auf sie bezogen werden könnte. Am deutlichsten scheint die Übereinstimmung der Worte in den vier Versen der 7. Stelle für die Identität der Personen des *Joglar* und der Geliebten zu sprechen. Aber es ist zuzugeben, daſs auch hier eine Gewiſsheit nicht vorliegt.

Und nun bringt Kolsen die Tornada an *Joglar* an der 2. Stelle (Lied 5, 66) in Verbindung mit der letzten Strophe des Gedichts: *Alegrat monges, grans parliers, D'aquest vers imple tos paniers, E porta·n tot tot col cargat A'n Giraut, de cui ai pechat, a Perpignan part Leucata*, aus der hervorgeht:

désignait aussi bien le poète que la dame, dans une pièce qui serait d'une grande valeur pour l'histoire de cette liaison, si elle était plus claire. Mais j'avoue que je n'ai pas réussi a en pénétrer le sens, bien que, généralement, les paroles ne soient pas difficiles à comprendre. C'est la pièce *Si·l cors es pres, la lengua non es preza.*"

Wir wollen jetzt zusehen, inwieweit wir zu einem Verständnis dieses Liedes gelangen können.

Es ist in einer einzigen Handschrift, E, überliefert, und auch da leider mit den Verstümmelungen, die in ihr so oft durch das Ausschneiden von Initialen verschuldet worden sind. Glücklicherweise sind die so entstandenen Lücken in unserem Stück verhältnismäfsig von geringem Umfang und werden sich zum Teil ausfüllen lassen. Ich teile, um den Leser nicht voreinzunehmen, den Text zunächst genau nach der Wiedergabe bei Mahn, Ged. 524, nur in Zeilen abgesetzt, mit:

I Sil cors es pres la lengua non es preza.
doncx dir puesc ieu ho ieu meills ... far.
poirai men en dieu fiansar.
et (pr)op deu men fi en mon joglar.
quen els ... es tot del meu desliurar.

II ... ls dir ho ai sitot un pauc uos peza.
... an daiso uos pot hom apelar.
quar de ... stra dona queus te tan quar.
per nuil ... re tenetz pres son iotglar.
dieus a fol ... queus ensenhet amar.

III Senher en fol es paraula corteza.
las quar per me fauc madona plorar.
que maues tout tres mes so puesc comdar.
tuit deu on dir fe que dei mon iotglar.
que uos es sel que fai donas raubar.

IV Fol per mon cap enques sa cresma meza.
non a tan fort raubador sobre mar.

„dafs Raïmbaut das Lied nach Perpignan an ‚Herrn Giraut' sandte, an dem er gesündigt habe. Unter dem ‚Herrn Giraut' ist aber gewifs Giraut de Bornelh zu verstehen (vgl. dazu G. v. B., Berlin 1894, S. 49), und so will es mir scheinen, dafs Raimbaut mit *Joglar* diesen Trobador bezeichnet habe. Giraut de B. hat bekanntlich R. d'Aurenga seinen *Linhaure* genannt (G. v. B. S. 44), vielleicht auch *n'Antic* ... und etwa auch *Joios* ... und *No conten* ..., und so wäre es nicht zu verwundern, wenn Raimbaut auch seinerseits seinem Freunde Giraut ein *senhal* gegeben hätte ... An Giraut gesündigt zu haben, bereute Raimbaut wahrscheinlich, als er einsah, dafs er ihm aus falscher Eifersucht unbegründete Vorwürfe gemacht habe. Der Gegenstand der Eifersucht mufs dann wohl die *contesa d'Urgel* gewesen sein, die von Raimbaut herzlich geliebt und von Giraut sehr geschätzt wurde". So schliefst Kolsen. Dafs aber all diese Annahmen Kolsens sehr hypothetisch, ja äufsert gewagt sind, wird niemand verkennen. Weder von Kolsen noch von mir war bisher das Problem des Joglar gelöst.

que drutz raubatz e donas faitz plorar.
non agratz pro raubar en mon iotglar.
voletz doncx mai non auetz pro som par.

V Fol de meus prec quar merce uos ai queza.
que nom uolcsetz del tot adreiturar.
cab sol mon dreg nom podetz ben paguar.
si per dreg fos uos non agratz mon iotglar.
iaus crezet ill de si eussa donar.

VI Fol essieus det quen uos ses de tot meza.
e uos de leis e non es ges ben.
pos tan ual ill mais ben li deuetz tornar.
siuals non mi capela son iotglar.
et al tot mi non lo podetz egar.

VII Si tot ab mi nous hi podetz eguar.
si mil rendetz ieus en farai fin far.

Als Form des Gedichts ergibt sich das Schema: VI d a◡bbBb, in Zehnsilbnern, eine fast epische Form (die Singweise ist uns leider nicht erhalten), für die ich nur bei unserem Dichter selbst, in dessen 14. Liede eine in der Reimordnung annähernde Parallele finde: VII (7×1) Abbbbb, die aber doch wesentlich anderen Charakter zeigt. Und das stilistische Prinzip des Gedichts ist ganz abweichend. Das 14. Lied ist ganz und gar als ein Spiel gedichtet, das in jeder Zeile das Wort *malastre* oder *malastruc* wiederholt. Raïmbaut will damit, im Scherz, den Empfänger seines Dichtwerks (vielleicht einen bei ihm als Gast weilenden Dichtgenossen)[1] überzeugen, daſs sie beide in gleichem Maſse, aber in anderer Hinsicht, Unglücksvögel sind: *Tu est malastrucx de senhor Et ieu sui malastrucx d'amor*.

Hier wird zwar auch ein Wort durch seine Wiederkehr als Thema des Liedes bezeichnet. Es ist eben: *Joglar*. Aber es steht in jeder Strophe nur einmal, als Refrainreim der 4. Zeile. Überdies aber beginnt jede Strophe, auſser der ersten, mit der Anrede *Fol* (oder in der dritten: *Senher en Fol*). Die Tornada, die die letzten beiden Zeilen der Strophe wiederholen läſst, enthält diese Anrede begreiflicherweise nicht; aber auch das Refrainwort *joglar* fehlt ihr, und das ist auffallender.

Die Situation, aus der unser Lied erwuchs, ist zum Teil ziemlich durchsichtig. Der Dichter beklagt sich, daſs die von ihm als *Fol* angeredete Persönlichkeit ihn, und zwar schon seit drei Monaten (v. 13), gefangen hält. Aber nicht um seiner selbst willen ist ihm das leid. *Fol* hat ihn derjenigen geraubt, die Raïmbaut

[1] Es fallen unwillkürlich die letzten Verse der Sirventes-Romanze Giraut's von Bornelh ein (*Lo dous chanz d'un auzel*): „*Toz', ieu m'irai laixan De chantar mais ongan, S'a mon Sobre Totz platz, Car non sui enastratz*". Der Inhalt dieses Stückes würde gut den Worten Raïmbautz entsprechen. Und noch genauer klingt V. 6 in Girauts Lied *Amars, onrars e charteners* an: *S'ieu fos astrucs de bo senhor*.

„seinen *Joglar*“ nennt und von der er „ihr *Joglar*“ genannt wird. So ist er ein Räuber, der die Frauen weinen macht (v. 15).

Schwierig wird aber nun das weitere Verständnis des Gedichts. Denn einmal scheint sich zu ergeben, dafs nicht nur Raïmbaut, sondern auch der *Joglar* sich in der Gewalt *Fol*'s befindet: *Si per dreg fos, non agratz mon jotglar* (v. 24), und nun handelt es sich in den letzten Strophen offenbar um ein schwieriges Rechtsgeschäft: *ab sol mon dreg no·m podetz ben paguar* (v. 23). Wenn ich nicht irre, sind *adreiturar*, *creire*, *tornar*, *egar* alle als Ausdrücke dieses Handels zu verstehen. Wenn *Fol* den *Joglar* des Dichters besitzt, so ist es, weil dieser sich ihm gegeben hat: *ja·us crezet ill de si eussa donar* (v. 25). Aber indem er, oder sie, sich gab, hat sie zuviel gegeben: *pos tan val ill, ben li devetz tornar* (v. 28). Wenn ich recht verstehe, heifst das: „da sie so viel wert ist, müfst Ihr etwas herausgeben (s. Mistral *tourna* „rendre, restituer, donner de retour“, *me tournè cènt franc* „il me donna cent francs de retour“; s. Levy *tornar* 6). Was aber sollte *Fol* herausgeben? *Si vals non mi c'apela son jotglar*? „nicht wenigstens mich, den sie ihren *joglar* nennt?“, denn *Fol* hatte ja doch der Dame ihren *joglar* geraubt! Aber diese Herausgabe wäre freilich gering gegenüber dem Wert der Dame (daher: *si vals non mi* „nicht wenigstens mich“): *et ab tot mi non lo podetz egar* „und mit mir ganz und gar, mit meinem ganzen Wert, könnt Ihr es (d. h. Eure Schuld) doch nicht ausgleichen“ (*egar* s. Mistral *asega* „ajuster“). „Aber wenn Ihr Euch mit mir ihr gegenüber (*hi*) nicht ausgleichen könnt, gebt mich ihr dennoch zurück; ich werde Euch zum friedlichen Ausgang (Eures Handels mit ihr) verhelfen!“ (v. 31/32).

Wenn das aber der Sinn der letzten Strophen ist, wer war denn der *Joglar*? Er hat sich dem Herrn *Fol* selbst gegeben, wie wir sahen, hat sich ihm ganz anvertraut (*en vos s'es de tot meza* v. 26), und zwar hält er ihn sehr teuer, hat ihn lieb (*que·us te tan quar* v. 8). Ist es, da es sich um eine Dame handelt, die Geliebte *Fols*? oder ist es nicht etwa gar seine Gattin?

Jedenfalls wird es jetzt an der Zeit sein, das Gedicht in seinem ganzen Texte wieder zu lesen und die Lücken des Verständnisses, soweit es geht, auszufüllen.

V. 2 und 3 fehlen je zwei Silben; und sie sind nicht ganz leicht zu ergänzen. Zu *dir* und *far* scheint ein Objekt zu fehlen, das nur in v. 3 seine Stelle haben könnte, denn vor *far* mufs doch wohl noch das regierende Modalverb stehen, etwa *degra*. Das Objekt müfste ungefähr besagen: „was recht ist; das, was mir zukommt“. „Wenn mein Körper gefangen ist, ist es doch die Zunge nicht. So kann ich sagen (oder besser sollte ich tun) was rechtens ist.“ Darf man vermuten: *Mon dreg*? Der Rest des Verses 3 ist dann eine Frage (*sé fiansar en* wird durch v. 4 mit *sé fiar en* gleichgestellt). Diese Frage beantwortet sich der Trobador selbst mit einem unausgesprochenen: „gewifs!“ und fügt hinzu: *et aprop Deu m'en fi en mon joglar.*

V. 5 fehlt eine Silbe. Der Vers mufs sagen: denn von ihnen erhoffe ich alles für meine Befreiung. Nach dem Druck bei Mahn steht *es* hinter der Lücke; sonst würde man vermuten: *esper*. Vor ... *es* weifs ich nichts Überzeugendes zu ergänzen.

V. 6 ist im Anfang natürlich *Fols* zu lesen.

V. 7 fehlt im Anfang eine Silbe. Es mufs ein Scheltwort stehen. Soll man ... *an* zu *truan* ergänzen?

V. 8. L. *vostra* oder *nostra*.

V. 9. L. *per nuilla re*.

V. 10. Ergänze *sen*? „Törichten Sinn hat Gott, der lehrte, Euch zu lieben." Also die Dame *Joglar* liebt den, der ihren *Joglar* gefangen hält, und vielleicht kann der Trobador selbst dieser von Gott gelehrten Liebe sich nicht entziehen?

V. 11/12. Der Trobador redet den Gegner sehr höfisch „*Senher en Fol*" an. Dazu pafst aber das Benehmen des „Herrn Tor" nicht, wie das Folgende zeigt. Freilich v. 12 mufs wohl geändert werden: *fauc ma dona plorar* ist schwerlich richtig, da es v. 18 heifst: *donas faitz plorar*. Vielleicht hatte die Vorlage *fatz*, und diese 2. Plur. wurde vom Abschreiber als 2. Sing. verkannt.

V. 15. *raubar* hier natürlich nicht „rauben", sondern „berauben" (s. Supplw. VII, 45b *raubar* 2).

V. 16. *en qu'es sa cresma meza*: wessen *cresma*? das des *Joglar*, weil nämlich dieser den Dichter zuerst *son joglar* genannt hat? oder ist die Strophe nicht vielmehr umgestellt, so dafs *sa cresma* das Tauföl Gottes (s. *Dieus* v. 10) bezeichnen soll? Wenn das Letzte das Richtige ist, würde ich meinen, dafs man die jetzige Strophe III vor II stellen sollte. So schliefst sich dann *sa cresma* natürlich an *Dieus* (jetzt v. 10, dann v. 15) an. Die erste Anrede an den Empfänger des Liedes wäre *Senher en Fol*; die folgenden Anreden lauten gleichmäfsig: *Fol*.

V. 17. *raubador sobre mar*, also ein Pirat, ein Korsar.

V. 18. „Ihr raubt *drutz*" oder „Ihr beraubt *drutz*"? V. 12f. hiefs es: *per me fatz ma dona plorar, Que m'aves tout tres mes*. So scheint *drutz* hier das Objekt des Geraubten, nicht des Beraubten zu sein. Dann bezeichnet sich aber der Dichter selbst als *Drut* der Dame.

V. 19. „Im Berauben meines *Joglar* hättet Ihr keinen vorteilhaften Raub" (denn der *Joglar* gehört Euch ja selbst an), oder, als Frage: „hattet Ihr nicht genug daran, meinen *Joglar* geraubt zu haben"?

V. 24. Der Vers hat eine Silbe zuviel. Streiche *vos*.

V. 26. *sieus* ist gleich *si* + *us* „so Euch", s. Prov. Lautlehre § 34, dazu vermifst man ein zweites *si* oder *se* „und so gab sie sich Euch" (dafs sie sich Euch ganz anvertraute); aber das Akkusativpronomen, das ja in v. 25 ausgesprochen war, konnte hier in bekannter Art neben dem Dativpronomen fehlen (denn es wird weder *si* in doppelter Geltung stehen, wie ja Ähnliches sonst freilich nicht

unerhört ist, s. Tobler, Verm. Beitr. I, 137 ff., 218 ff., noch wird *que* an sich „so daſs, derart daſs“ heiſsen.)

V. 27. *E vos de leis* ist mir unverständlich. Am Ende fehlt eine Silbe mit dem Reim *-ar*. Ich wage zu ergänzen: *E vos detz leis e non es ges ben par* „und Ihr gabt ihr Euch; und es ist nicht recht ein Gleiches“. Darauf v. 28 „Da sie so viel wert ist, sollt Ihr ihr wohl herausgeben“.

V. 28. Die Überlieferung zeigt eine Silbe zuviel. Es ist entweder *mais* zu streichen, wie ich soeben in der Anm. zu v. 27 übersetzt habe, oder es ist in v. 27 hinter *leis* ein Punkt zu setzen und in v. 28 *be·il* zu lesen:

Fol, e si·us det, qu'en vos s'es de tot meza;
e vos detz leis. E non es ges ben par,
pos tan val ill, mais be·il devetz tornar.

„Und es ist nicht gleich, da sie so viel wert ist, sondern Ihr müſst ihr noch herausgeben“. Aber dann sollte man wohl noch umstellen: *pos ill tan val.*

V. 30. *al* ist natürlich zu *ab* zu ändern.

So lautet also nun das ganze Lied in hergestelltem Text:

I Si·l cors es pres, la lengua non es preza.
doncx dir puesc ieu, ho ieu meils *degra* far
mon dreg (?). Poirai m'en en Dieu fiansar?
Et *apr*op Dieu m'en fi en mon joglar,
qu'en els *esper* tot del mieu desliurar.

II (?) „Senher en Fol (es paraula corteza),
las! quar per me *faitz* ma dona plorar?
que m'aves tout tres mes (s'o puesc comdar).
tuit devon dir, fe que dei mon jotglar,
que vos es sel que fai donas raubar.

III (?) *Fo*ls, dir ho ai, si tot un pauc vos peza:
*tru*an d'aiso vos pot hom apelar,
quar de *no*stra dona, que·us te tan quar,
per nuil*la* re tenetz pres son jotglar.
Dieus a fol *sen,* que·us ensenhet amar!

IV Fol, per mon cap, en qu'es sa cresma meza,
non a tan fort raubador sobre mar,
que drutz raubatz, e donas faitz plorar.
non agratz pro raubar en mon jotglar.
voletz doncx mai? no·n avetz pro, so·m par.

V Fol, de me·us prec, quar merce vos ai queza,
que no·m volcsetz del tot adreiturar,
c'ab sol mon dreg no·m podetz ben paguar.
si per dreg fos, no·n agratz mon jotglar.
ja·us crezet ill de si eussa donar.

VI Fol, e síeus det, qu'en vos s'es de tòt meza;
e vos de*tz* leis; e non es ges ben par.
pos tan val ill, ben li devetz tornar.
si vals non mi, c'apela son jotglar?
et a*b* tot mi non lo podetz egar.

VII Si tot ab mi no·us hi podetz eguar,
sí mi·l rendetz! ie·us en farai fin far".

Man wird nun ungefähr erkennen, wie ich den Rechtshandel verstehe. Ungefähr, denn zur juristischen oder kommerziellen Klarheit wird er kaum zu bringen sein. Der Trobador ist von *Fol* gefangen genommen, seiner Freiheit beraubt. Um eine eigentliche wörtliche Gefangensetzung wird es sich schwerlich handeln. Dasjenige, worauf es ankommt, ist, dafs der Trobador nicht in der Lage ist, seiner Dame nach seinem und ihrem Willen zu dienen. Ihr ist er fortgenommen. Von ihr erhofft er auch jetzt wieder die Freiheit. Aber die Dame selbst gehört *Fol* an. Sie hat sich ihm gegeben. Und nun setzt das eigentümliche Spiel ein. Raïmbaut sagt, dafs wenn sie sich *Fol* gegeben hat, dieses Geschenk zu grofs ist, so dafs er es nicht annehmen durfte. Ihr Wert ist derart, dafs, was *Fol* auch als Gegengabe zu bieten hat, zu gering ist, auch wenn er sich selbst gab. Die Dame gab also mehr, als sie irgend schuldig sein konnte; sie *kreditierte* ihm (so ist, wenn ich nicht irre, das *ja·us crezet ill* v. 25 zu verstehen).[1] Was soll Herr *Fol* ihr nun auf diesen Wert hin herausgeben? Der Dichter sagt: ihn selbst, den er doch der Dame weggenommen hatte. Freilich würde auch das nicht genügen, die Rechnung glatt zu machen. Aber *Fol* möge ihn trotzdem wiedergeben; dann werde er, Raïmbaut, das Seinige tun, den Frieden zwischen Herrn *Fol* und der Dame wiederherzustellen.

Die kulturhistorische Bedeutung des Liedes, wenn wir es so recht verstanden haben, würde in dem Licht beruhen, in welchem sich uns hier das Verhältnis zwischen Raïmbaut, *Fol* und der Dame zeigt. Der Trobador rechnet sich zwar als *drut* seines *Joglar* (v. 18). Aber es ist natürlich von keinem ernsthaften Liebesverhältnis die Rede. Wir können ja im *Joglar* kaum etwas anderes sehen als die Gattin Herrn *Fol*s. Raïmbaut, der Freund beider, kann sich erlauben mit beiden zu scherzen, indem er sich zwar als Geliebter der Dame stellt, aber zugleich als Friedensstifter

[1] Nicht bestimmt klar ist mir der Sinn von *adreiturar* v. 22 das natürlich auch seine technische Bedeutung hat. Seiner Bildung nach mufs es etwa heifsen: „nach Recht behandeln". Ausgehend von v. 24 kann man denken: wenn es nach Recht ginge, dürftet Ihr meinen *Joglar* nicht haben (denn es ist eben mein *Joglar*). Ihr könntet ihn, wenn es nur nach meinem Recht ginge, ihr gar nicht bezahlen. So bittet denn der Trobador Herrn *Fol*, nicht nach Recht zu verfahren, was freilich hiernach mehr im Interesse Herrn *Fols* als in seinem eigenen Interesse wäre; aber man darf bei der Interpretation nicht vergessen, dafs alles ja nur ein Scherz ist; und der Verfasser bezeichnet sich ja doch als in der Gewalt des Herrn *Fol* befindlich.

zwischen ihnen, die einen Interessenkonflikt an seinem Besitz haben, auftritt. Und nun möchte man freilich doch wissen, was für eine Art von Persönlichkeit Herr *Fol* war. Ein solcher Scherz ist nur möglich in einer freien, gegenseitig vertrauensvollen Geselligkeit, die feineren sozialen Formen und einer edleren Auffassung der Ehe entspricht, als wir zwischen dem sinnlichen Trobador, dem brutal eifersüchtigen Gatten und der aus Furchtsamkeit spröden Dame vorauszusetzen pflegen. Und der Trobador weifs sein Spiel nicht ohne Esprit zu spielen. Wir sind in keinem rohen Mittelalter mehr. Nicht nur die Literatur, auch die Geselligkeit der Renaissance findet ihr Vorspiel in der Provence. Schade, dafs die Worte *que drutz raubatz* immerhin doppelsinnig bleiben.

Für den Namen *Joglar* ersehen wir aus dem Stück, dafs er, in einer auch sonst bekannten Weise, sowohl für die Dame gilt, wie für den Dichter selbst. Wie steht es aber nun mit der Anwendung in den anderen Liedern des Trobadors? Hier in unserem Liede rechnet sich der Dichter, wie wir meinen, als *Drut* der Dame. Ist der *Joglar* aber auch sonst und wirklich mit der „Geliebten" gleich? Schwerlich. Die Drutschaft ist ja hier nur ein Scherz. In der Tat war der *Joglar* wohl eher eine Vertraute des Dichters, der er seine Lieder zusandte. So werden wir denjenigen Versen des Trobadors recht geben, welche den *Joglar* und die geliebte Dame als verschiedene Personen nebeneinander stellen.

Die Erklärung, die ich von dem Liede Raïmbauts versuche, mag gewagt erscheinen. Ich habe sie lange, wenn auch nicht bis zum neunten Jahr, im Schreibtisch behalten. Sie ist mir unterdes nicht unwahrscheinlicher geworden. So mag sie hinausgehen. Es handelt sich jedenfalls um ein anziehendes Rätsel, das ich den Freunden der hochverehrten Frau vorlege, deren Andenken dieser Aufsatz gewidmet ist.

II. **Ab vergoinha part marimentz** und **Car vei que clars chans s'abriva** (Bartsch, Grdr. 389, 2 und 23).

Das Gedicht Ab vergoinha part marimentz steht nur in der Hs. V und ist nach ihr in diplomatischem Text im Archiv 36, 449 und Mahn Ged. Nr. 1031 abgedruckt.

Die Form des Liedes ist: VII d a_8 b_8 c_8 $d\smile_7$ e_8 a_8. Die beiden Tornaden umfassen die letzten drei und zwei Verse.

Diese Form entspricht durchaus den metrischen Tendenzen, die wir auch sonst bei Raïmbaut finden.[1] Die Mischung männlicher Achtsilbner mit weiblichen Siebensilbnern begegnet siebenmal in seinen uns überkommenen 38 Gedichten (s. a. a. O. S. 65 unten), und dafs gerade nur ein einzelner weiblicher Vers unter sonst lauter männlichen steht, treffen wir auch in den Liedern 7, 8 und 31.

---

[1] S. den Abschnitt über Raïmbauts Metrik in meiner Abhandlung S. 63 ff.

Das Eintreten immer neuer Reimendungen ist bekanntlich einer der charakteristischen Züge der Metrik Raïmbauts; dafs aber schliefslich die Strophe noch einmal zum Anfangsreim zurückkehrt, ist auch in 8: a b b c c d⌣a und in 13: a⌣b⌣b⌣a⌣c c c a⌣ der Fall.

Die Reime geben, abgesehen vom ersten, keinen besonderen Anlafs zur Besprechung. Reim *b c d e* sind: *-als*, *-ẹr*, *-ansa* und *ọrt*. Anders steht es mit *a*. Die Handschrift bietet *entz* oder *ens*: *marimentz* 1, *dolentz* 7, *jauzentz* 12, *manentz* 18, *mentz* 19, *dens* 24, *talentz* 25, *sentz* 30, *faillimentz* 31, *turmentz* 36, *etrois examentz* 37, *parmentz* 42, *ualentz* 45, *ardidamentz* 47. In v. 6 steht *finament*. Dieses *finament* ist natürlich leicht in *finamentz* zu ändern. Aber in v. 19 kann *mentz* kaum etwas anderes sein als 1. Praes. Ind. des Verbum *mentir*. Diese Form aber lautet provenzalisch *ment*, nicht *mentz*, wie der Konjunktiv *menta*, s. Harnisch § 175 ff.

Nun liefse sich zwar eine Anzahl von Reimen ohne Schwierigkeit zu *-ent* ändern, wie ja v. 6 die Hss. schon *finament* hat und wie entsprechend v. 47 *ardidament* gelesen werden könnte. Im ersten Verse scheint *mariment* sogar besser als *marimentz* und v. 25 wäre *vila talent* durchaus ebensogut wie *vilas talentz*. Aber in anderen Fällen ist eine Umsetzung in *-ent* unmöglich. So bleibt also, sofern man nicht die Überlieferung des Verses anzweifeln will, nur übrig, entweder die Form *mentz* = mentio anzuerkennen, oder zu untersuchen, ob aus mundartlichen Gründen ein Zusammenfallen von *-ent* und *-entz* annehmbar erscheint.

Den Vers für fehlerhaft überliefert zu halten, liegt ein Anlafs kaum vor. Freilich hat er in der Hs. eine Silbe zu wenig, aber wir dürfen für *qu'eu* getrost *quea eu* schreiben, denn *qued* als Hiatusform erscheint wiederholt bei Raïmbaut und es ist uns willkommen, eine Hiatusform *quet* gerade durch annähernd gleichzeitige Dokumente aus Orange bestätigt zu sehen, s. Brunel *quet el* 226, 4. *quet aizo* 226, 8, *quet il sabrian quet aizo* . . . 226, 10.

Das mundartliche Schwanken zwischen *-t* und *-tz* im Auslaut ist eine wohlbekannte Erscheinung, die zuerst wohl am altlimousinischen Johannesevangelium beobachtet wurde (Diez, Jahrbuch I, 364 f.), dann aber in der erzählenden Literatur und in Prosadenkmälern oft festgestellt ist, s. Daurel p. LVII ss., LXXVIII, Flamenca v. 5167 note, 5470 note, St. Enimie usw. Auf diese Erscheinung dürfte auch eine grofse Zahl der Fälle im Jaufre zurückzuführen sein, die der Herausgeber in der Einleitung S. LVI f. § 30—38 unter dem Kapitel der Nominalflexion behandelt. Vgl. ferner Rom. 8, 111 f.; 20, 174, Rdlr. 19, 211; 28, 53; 29, 213, Studj di fil. rom. 5, 332.

Für die Trobadorliteratur habe ich ein Zusammenfallen von *t* und *tz* bei Bernart von Ventadorn abgelehnt, s. S. CXXXVIII; und bei Sordel 40, v. 671 würde es sich nur um eine Schreibung im Innern des Verses handeln, wenn dort *grat* für *gratz* gelten sollte (s. Anm.), käme also für den Dichter selbst kaum in Betracht.

Dagegen scheint nun *-ent* = *-entz* oder *-ens* bei unserem Dichter selbst durch den Reim im 23. Gedicht: *Pos vei que·l clars* gesichert. Das Lied ist nach den Hss. NN² von Constans, Rdlr. 19, 272 ff. abgedruckt (N² auch von Pillet, Archiv 102, 190). Das Reimschema ist a◡ b b a◡ c d◡ (so, abweichend von Constans, in meiner Abhandlung über Raïmbaut S. 64). Im 4. und 6. Vers stehen in wechselnder Folge *viva* und *gaia* als Refrainwörter im Reim. Reim c (der in den geradzahligen Strophen in die Stelle von b eintritt, wie andererseits b für c) ist *-ens* bzw. *-enz*: *comens*, *ardenz*, *talenz* usw. Mit Ausnahme der ersten Tornada.[1] Diese heiſst bei Constans:

Domna, meiller[2] es que viva;
Mas de tan loig m'escompren
Lo fox: prec, mi siatz gaia!

Hier haben wir also *escompren* im Reim mit *-enz*, und so würden wir also auch in unserem Liede *Ab vergonha* v. 19 ein *men(t)* für *mentz* einsetzen können, ohne daſs dadurch der Reim gestört würde.

Aber wir besitzen das von Constans abgedruckte Gedicht auſser den beiden Hss., die er benutzt, auch noch in der Hs. a; und, da sein Text an mehr als einer Stelle nicht befriedigt, wird es nützlich sein, auch diese Hs. zu befragen. Ihre Fassung ist in der Rdlr. 45, 213 f. abgedruckt. Es zeigt sich sogleich, daſs NN² und a als unabhängige Fassungen gegenüberstehen.

Ich schicke die Anmerkungen, die zur Feststellung des Textes dienen, voraus:

1. Als Reimwort des 1. (bei ihm des 2.) Verses gibt Constans *s'abravia.* N² hat *sabrauia* und dann *sabraiua* oder *sabrauia* (s. Pillet 190 a). So scheint auch in N in der Tat *sabrauia* zu stehen. Der Reim zeigt, daſs mit a: *s'abriva* zu korrigieren ist. NN² lesen demnach:

Pos vei que·l clars temp[s] s'abriva,
dels aucels lo prims fremirs
m'es bels e doz lur auzirs ...

1 quel N², *fehlt* N · 2 prim NN² 3 d.] boz N²

a: *Car vei qe clars chanz s'abriva*
dels aucels e·l prims fremirs,
mi (korrigiert aus *Tu*) *es douz e bels lor auzirs*
tan que ...

Zu bestimmen ist hier zunächst der Sinn des Wortes *fremir.* Das Wort bezieht sich seinem Ursprung nach gleichzeitig auf die Bewegung und das Tönen. Lat. heiſst es: „dumpf tosen, rauschen, murren, murmeln", auch

[1] Constans druckt allerdings die beiden Tornaden als eine neunte Strophe; aber es ist keine Frage, daſs es sich um zwei Tornaden von je 3 Versen handelt.

[2] Constans allerdings schreibt *meillar[s]*, aus seiner falschen Auffassung heraus, daſs dieser Vers, als erster Strophenvers, in 4 + 3◡ mit Reim *-ars* zerfallen müsse. Aber was soll dieses *meillars* bedeuten? Die beiden Hss., die er benutzt, zeigen *meills* und *meiller.*

„brüllen" usw. Iu der Trobadorsprache bedeutet es die Bewegung: *Totz trassalh e brant e fremis Per s'amor, durmen o velhan*, Cercamon, *Quant l'aura doussa* v. 31; *Non ai membre no·m fremisca, neis l'ongla, Aissi cum fai l'efans denan la verja*, Arnaut Daniel, *Lo ferm voler* v. 10. Dann aber auch ein Tönen verschiedener Art: das Knirschen der Zähne, das Murren einer Menschenmasse. Levy bezweifelt, wie es scheint, Raynouards Übersetzung *rugir* (3, 394a); aber Rayn. belegt *fremissimen de leio*, das „Brüllen des Löwen". So scheint das Wort doch für gewöhnlich eher ein gewaltsames als ein anmutiges Tönen zu bezeichnen. Wenn wir es hier auf den ersten Vogelgesang angewendet finden, so ist wohl die Vielfältigkeit verschiedener Vogelstimmen gemeint; oder gilt es dem Erzittern, Erbeben als Zeichen der Frühlingserregung der Vögel? Ich übersetze mit gleichfalls zweisinnigem Ausdruck: „Geschwirr".

NN² also sagen: „Wann ich sehe, dafs die helle Zeit hereinbricht, ist mir das erste Geschwirr der Vögel willkommen, und süfs, sie zu hören".

a: „Da ich sehe, dafs der helle Sang und das erste Geschwirr der Vögel sich verstärkt, ist es mir süfs, und willkommen sie zu hören".

Die Wahl ist schwer. Die Vorstellung des *clar temps* bringt etwas neues zu der ungefähren Tautologie von *chan* und *fremir*; und auch *vezer* pafst eher zu *clar temps* als zu den beiden Ausdrücken des Tönens. Andererseits ist der Hinweis auf die helle Frühlingszeit so banal, dafs jeder Abschreiber ein *clar temps* hineindichten konnte. Nur weil wir vielfach a als besonders beachtenswert erkennen werden, habe ich seine Lesung auch hier in den Text gesetzt. Demnach dann auch in v. 4 *Tan*. — An der Existenz von *coisí* (mit *oi* wohl nach *aissí*) in a ist wohl nicht zu zweifeln.

7. Im Anfang der Strophe erscheint zunächst *Mas* aus NN² als die natürlichere Konjunktion; aber auch für *e* ist die adversative Verwendung ja wohlbekannt (s. Levy II, 312b *e* 6 und die Anm. Hoepffners zu Sa Fides v. 64), und für das folgende hat a offenbar wieder die bessere Überlieferung. *Mas* steht dann in v. 10, und zwar in allen 3 Hss. — Man beachte den Realismus der Verse 7—9!

16—18. Auch hier hoffe ich, indem ich wesentlich a folge, ungefähr das Richtige getroffen zu haben. Aus *maina gaia* a und *mesglaia* NN² läfst sich wohl *meins gaia* erschliefsen.

20. *Mest* = mixtum ist als Präposition wohlbekannt (Rayn. IV, 176, Gesta Karoli Gloss., Trov. d'Italia 70, 45, Joyas² 1, 52). Hier steht es als Adverb, oder, in der Schreibung von a, adjektivisch flektiert (wie *totz*): „gramvoll und froh gemischt".

21. *bel comens*, wie auch wir „beginnen" im Sinne von „Unternehmen, Handeln, Tun" gebrauchen. Soll man für den Sing. den Plur. *bels* setzen?

23. Ich schliefse mich wieder an a an; aber *mador* in N soll wohl auch *m'adorm* bedeuten.

24. Nach Constans steht in N: *voluptat*, und bei Raïmbaut ist auch dies wohl möglich „mit toter und lebendiger Begier", (vgl. v. 25 *us volers clars qe·m caliva*). Aber N² stimmt in *voluntat* mit a überein.

27f. NN²: Temers mostra·m qe jauçirs
Val(s) mais pro al hom que viva
Que corz gauz.

„Fürchten zeigt mir, dafs Geniefsen dem Menschen besser hilft als kurze Freude". Der „kurzen Freude" müfste doch wohl ein „langes Geniefsen" gegenüberstehen (wobei denn doch nur ein arger Gemeinplatz herauskommen würde). Dies aber fehlt. Überdies müfste *hom* zu *home* geändert werden, und der Vers würde dann zu lang.

Die Lesung von a sagt: „Die Zeit zeigt, dafs fürwahr das Kommen in der Ferne (so verstehe ich *venirs a loin* [oder *al lonh?*]) mehr dazu hilft, dafs ich lebe, als kurze Freude". Also das was zwar nicht gleich, sondern erst ferner, später, dann aber als sicheres Ergebnis eintrifft, ist mehr wert als die schnelle aber kurze Freude.

36. Aus Na ergibt sich vielleicht ein *Li eis* und man kann nun an *eissir* Levy II, 342, 4) denken: „herauskommen als, sich herausstellen als, erscheinen als" wie ital. *mi riesce* (*strano*).

37 ff. Die 7. Strophe vermag ich nicht befriedigend zu deuten. Ich stelle die Lesungen von NN^2 und a übersichtlich nebeneinander:

NN^2	a
37 Que nom es clars ab que·s pliva	Qe non es clars ab com pliva
amix si gems e mentirs	amics ni ab genz mentirs
no i es si que l'us adirs	si nō tem so camatirs
40 no i vegna avan q'om viva	leu deu venir anz quel viva
qu'om non ama finamens	com non ama finamenz
senes gran temensa gaia.	ses granz alqes gaia.

38 Amix si g. *N*, Ans mors i g. *N*^{2} *Constans las*: Ans mors e gems.

37 compliva *korrigiert aus* complita 40 leu *korrigiert aus* ieu.

45 fehlt in a. NN^2 haben *Seu non sui tanta sapiens.* Constans liest *S'eu non sui tant asapiens.* Ein *asapiens* und auch ein *sapiens* ist provenzalisch kaum möglich. Ich sehe keinen anderen Weg als hier lateinische Worte zu erkennen. Marcabru, dessen Vorbild Raïmbaut so oft folgt, beginnt seinen *Vers del lavador* mit: *Pax! in nomine Domini . . .*, Raïmbaut selbst ruft in seinem *No-sai-que·s-es* aus: *Dieus aiuda, in nomine Patris es Filii et Spiritus sancti.* Weshalb sollte er hier nicht, freilich in etwas weitergehender Art, zwei lateinische Worte einflechten? Wir hätten dann ein neues Zeugnis für die Freiheit, in der Raïmbaut mit dem Stil der Dichtung spielte, und immerhin ein Zeugnis seiner lateinischen Bildung, wenn diese auch der paar Worte wegen noch keine wesentliche Tiefe haben brauchte.

46. In v. 10, 30, 51 steht nicht nur *gaia* als Refrain, sondern *voluntat gaia.* So könnte man auch hier das *voluntat* aus NN^2 aufnehmen. Ich glaube aber auch hier a folgen zu sollen.

48. NN^2 haben *Mon dan*, a *Nom dan.* In *dan*, das doch verbale Form sein mufs, möchte ich 3. Konj. Praes. von *damnar* = lat. *damnet* erkennen, das ebenso *damn dan* ergibt wie *damnum.* — *damnar* ist „Schaden zufügen", s. Levy II, 3^b, also: das Leiden möge mir keinen derartigen Schaden zufügen, dafs mein Leben dadurch gefährdet wird.

50. Auch hier werden wir nun wieder der Hs. a folgen, deren Lesart die Schwierigkeit des Reimes beseitigt, um deren willen wir uns hier mit dem Gedicht beschäftigen. Wir haben in a *escomprens*, die 2. Sgl. Praes. Ind. Dafs es die 2. Singularis ist, während der Trobador sonst (v. 31 ff., 46, 48) in der

2. Plur. zur Dame gesprochen hat, wird kein schwerwiegender Grund gegen diese Fassung sein. In V. 51 und 54 kann sowohl 2. Sing. (*das* gegen das handschriftliche *datz*) wie Pluralis vorliegen.

So werden wir also nun das Gedicht in folgender Weise lesen:

I Car vei qe clars chanz s'abriva
dels aucels e·l prims fremirs,
m'es douz e bels lor auzirs
tan qe no sai cossi·m viva
sens chantar, per qe comenz
una chansoneta gaia.

II E·l sols blancs clars veg qe raia
cautz greus secs durs et ardenz,
qe·m frain totz mos bons talens.
mas una voluntatz gaia
d'un franc ioi, qe·m mou dezirs,
no vol c'ap flacs volers viva.

III Ges no m'es clars ni m'esqiva
est iois, don faz lez sospirs,
ni sai s'anc mi valc mos dirs
ni mi noc; e tem qe·m viva
enaissi trop loniamens
l'amors qe·l tenc, meins gaia.

IV Mos cors es clars e s'esmaia;
aissi vauc mestz grams-iauzens,
plens e voigz de bel comens,
qe l'una meitatz es gaia
e l'autra m'adorm cossirs,
ab voluntat mort'e viva;

V C'us volers clars, qe·m caliva,
m'espeing enant e faillirs.
Mostra tems qe ia venirs
val pro mais, a loin, qe viva,
qe cortz gaugz, per q'espaventz
s'atempra ab voluntat gaia.

1—3 *s. Anm.* 4 Si NN^2; quos un N, ques un N^2, coisim *a* 5 queo N, quec N^2 7 Mas lo b. c. sols q. r. NN^2 8 Canz NN^2; gr. s.] gens (grens N) faiz NN^2; durz NN^2 9 Qem o f. *a*, Ne fraig N, Me fraing N^2; tot NN^2; m. mals t. NN^2 11 qe mon (mos N^2) desirs (desir N) NN^2 12 flac uolis N, lac uoler N^2 13 Gas N^2; nunes quiua NN^2 14 Cest NN^2; les s. *a* 15 s'anc] sant *a*; me noc trop dirs NN^2 16 Ni me valc NN^2; e t. q. v.] quades (quadens N) sauiua NN^2 17 En mon cor lai l. NN^2; loniamen *a* 18 De lamor q. teig NN^2; mesglaia NN^2, meina g. *a* 19 s' *fehlt* N 20 An sui a m. grantz i. *a*; mes grams i. N, mescladamens N^2 21 v.] noiz N, uers N^2 22 mistaz N, mistaç N^2 23 mador N, *fehlt* N^2; E li autrama dorm *a* 24 voluptat N 25 Us NN^2; quera c. N^2 26 Mempeig N, Mempeing N^2; auan als f. NN^2 27, 28 *s. Anm.* 30 Satrempral N, Sa trempa (ab *fehlt*) N^2

VI Vostr'amics clars no·us essaia,
domna, ni·us mostra parvens,
car es en vos totz sos sens,
ni sap si·l etz dur'o gaia.
Tant vos tem qe·l descubrirs
li es cars, e no sap co·s viva;

VII Qe non es clars . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

VIII Ai! francs cors clars, res veraia,
domna, vailla·m chausimens,
s'eu non sui *tanta sapiens*
qe·us sapcha per foudat gaia
dir so q'eu voil; mas sofrirs
no·m dan, si volez qe viva.

IX Domna, ·l meilher res qe viva,
de loing, ses fuec, m'escomprens
e·m donas voluntat gaia!

X Ai, dousa res coind'e gaia,
ara·m proismara·l morirs,
si no·m datz socors co·m viva!

Die Orthographie folgt, wie der Text im wesentlichen der Hs. a.

---

31 Vstre *NN*^{2} 32 ni m. *NN*^{2} 33 Quer *NN*^{2}, Cor *a*; en vos es *NN*^{2} 34 es *NN*^{2} *a* 35 descobris *NN*^{2} 36 es] ihe *avec un* s *au dessus de l'*e *N*; Lieis chars *a*, cum u. *NN*^{2}, qes u. *a* 37—42 *s. Anm.* 43 cor cl. res er ai[a] *NN*^{2} 44 Vailam ab vos ch. *NN*^{2} 45 *s. Anm.* 46 Qem sapchatz *a*; Queus sapchab voluntat g. *NN*^{2} 47 so] se *N*^{2}; sofris *NN*^{2}; qe vol mes suffris *a* 48 Mon dan *NN*; uoles *a* 49 ·l *fehlt* *NN*^{2}; meills *N*^{2}; res] es *NN*^{2} 50 mes compres *a*; Mas de tan (tal *N*^{2}) loig mescompren *NN*^{2} 51 Lo fox (fos *N*^{2}) pres mi siatz g. *NN*^{2} 53 propcha lo m. *N*^{2}, peris mara m. *a* 54 d.] faiz *NN*^{3}; om *N*^{2}

I. Da ich sehe, daſs der helle Sang und das erste Geschwirr der Vögel anhebt, ist es mir so süſs und willkommen sie zu hören, daſs ich nicht weiſs wie ich ohne Gesang zu leben vermag, weshalb ich denn ein fröhlich Liedchen beginne.

II. Aber die weiſse helle Sonne sehe ich warm schwer trocken hart und glühend strahlen, so daſs sie all mein gutes Gelüste bricht. Doch ein frohes Verlangen nach einer edlen Freude, das mein Sehnen mir erwirkt, will nicht, daſs ich mit schlaffem Wollen lebe.

III. Diese Freude leuchtet mir nicht, noch flieht sie mich, so daſs ich denn in Frohheit seufze. Und ich weiſs nicht, ob mir

je mein Reden half, oder ob es mir geschadet hat; und ich fürchte, daſs so die Liebe, die ich zu ihr hege, gar zu lange weniger froh lebt.

IV. Mein Herz ist freudig und erschreckt. Ich gehe gramvollfroh dahin, voll und leer an schönem Beginnen, so daſs die eine Hälfte fröhlich ist; die andere schläfert Kummer ein; mit totem und lebendigem Wollen (oder: mit toter und lebendiger Begier);

V. Denn ein helles Wollen, das mich erhitzt, drängt mich ins Verfehlen hinaus. — Die Zeit zeigt, daſs das Kommen in der Ferne weit mehr dazu verhilft, daſs ich lebe, als eine kurze (vergängliche) Freude, und so mildert sich das Fürchten mit frohem Wollen.

VI. Euer offenkundiger Freund, Herrin, versucht Euch nicht und zeigt Euch keinen (falschen) Schein, denn all sein Sinnen ist auf Euch gestellt. Aber er weiſs nicht, ob Ihr hart oder freundlich gegen ihn gestimmt seid. So voller Furcht ist er, daſs (jede) Klärung (des Zweifels) ihm willkommen ist (?); und er weiſs nicht, wie er leben soll.

VII. . . . .

VIII. Ach, edler, heller Leib, wahrhaftes Wesen, Herrin, möge Erbarmen mir helfen, wenn ich nicht so wissend bin, daſs ich in froher Torheit Euch zu sagen weiſs, was ich begehre! Aber, wenn Ihr wollt, daſs ich lebe, möge mir (mein) Leiden keinen Schaden tun.

IX. Herrin, bestes Wesen das lebt!, Du entzündest mich von ferne, ohne Feuer, und verleihst mir frohen Willen.

X. Ach, süſses schönes frohes Wesen, jetzt nahet mir der Tod, wenn Du mir nicht Hilfe gibst wie ich leben mag!

So kehren wir denn mit der Überzeugung zu unserem Liede *Ab vergoinha* zurück, daſs der Reim *ens* : *en* bei unserem Dichter nicht existiert,[1] und daſs wir uns mit *menz* als 1. Präs. Ind. abzufinden haben werden. Ob das gleichlautende nördliche französische *menz* (bzw. *mench*) auf mentio zurückzuführen ist oder erst analogisch gebildet wurde, ist bekanntlich die Frage (s. Behrens § 348, 2 Anm., Meyer-Lübke, Histor. franz. Gramm.[2] I, § 319). Meyer-Lübke führt für noch vulgärlat. mentio portugiesisches *menço* an. Man darf sich vor allem auch auf *mentionia : frz. *mensonge*, prov. *menzonha* berufen. Ob man das bei Arnaut Daniel XIII, 17 reimende *mint* aus mentio zu erklären hat, ist die Frage, denn neben *sint* v. 10 als 1. Pers. steht auch *cossint* v. 38 als 3. Präs. Ind. Aber wir haben im Girart de Ross. Hs. P v. 5911 den Konjunktiv *mensa* (= Hs. O 6709 *mence*),

---

[1] Ein Konjunktiv *consensa*, der bei Arnaut de Maroill *La grans beutatz* (30, 16) 4. Str. in der Kopenhagener Hs. und in der Hs. Q steht (*Sol que·us plassa que n'aiatz mantenensa E cor, dompna, que d'amor vos consensa* . . . Zs. 1, 392, 28; Bertoni, Canzoniere prov. della Riccardiana p. 128a, 3. 7) und der auch durch *cossen fa* Rayn., Lex. rom. I, 348 z. 4 vorausgesetzt wird, scheint durch andere Hss. nicht bestätigt zu werden (s. Hs. A no. 304 (S. 330), Seite 115, U Arch. 35, 408, V Arch. 36, 319).

zu dem freilich die 1. Pers. v. 1158 und 2186 *menc* heifst (O 1751, 2827). So ist *menz* auch in der Trobadorsprache nicht unmöglich. Es soll nicht verschwiegen werden, dafs Raimbaut im Liede *Ab nou cor* (389, 1) v. 53 die 1. Präs. Ind. als *ment* reimt. Wir wissen ja, wie oft die Trobadors gerade im Reim Doppelformen gebrauchen, s. Bernart von Ventadorn S. CXXVI.

I Ab vergoinha, part marimentz,
chantarai, mas eu no·n pusc als,
car vergoinha deu ben aver
  qui es en gran benanansa,
e puix, ja per dreit ni per tort,
la pert l'om c'ama finamentz.

II Mas eu no paresc tan dolentz
com so, per que m'en ve grans mals.
Mas Deus, c'a midons met voler
  que·m faza mala semblanza,
no·t pot mais mal far de mort.
e d'aquel eus serai jauzentz?

III E si d'aizo no son cre*zentz*,
no·n pusc als. Mas Dieus, qu'es leyals,
me don encar ogan un ver
  colp de cairel o de lanza,
ho c'om en escut freiz m'en port,
e puix er l'envejos manentz

IV E qui·l ditz so qu*ed* eu li mentz,
per que ma dona·m ten per fals.
Mas, seinors, cal pro pot tener
  qui zo ... per devinanza,
don bon amic son en descort?
et el men suau per las dens!

V Mas ples *es* de vilas talenz
istz lausengiers ab ditz venals,
si que un rei cuia valer,
  s'a totz non ditz, e·n romanza,
zo que·l sembla per fat deport,
don camia bos cors e bos sentz;

VI Per que, ma don', es faillimentz
qui cre tot cant au dels aitals!
E vos, s'anc m'ametz jorn ni ser,
  donc com fotz anc en duptanza
qu'eu faillis vas vos tan de tort?!
Mas zo sai que·us dol mos turmentz

---

6 finament 22 pert 25 es] son 33 mames 34 fos

VII . . . .
si que paresc fols naturals,
e farai totz tems, zo esper,
tro·m tornetz en alegranza
e·m perdonetz ses mal ressort
lo tort qu'eu non ai, qu'es parventz.

VIII E, don', en breu, ses duptanza,
per merce·m tornatz en acort,
si no·us platz ma mortz, o·l valentz!

IX Car me sen vas Amor ses tort,
vos en prec tan ardidamentz!

---

37 Don uau uers e trois examentz, *s. Anm.* 38 fol 45 mort.

5f. *L'om* könnte entbehrlich scheinen: *qui es en gran benanansa e la pert.* Aber dann würde sich der Relativsatz *c'ama finamentz* nicht anknüpfen lassen. Eine Konjunktion im Sinne von „obwohl" müſste eintreten. So ist die Einfügung von *l'om* eine ganz geschickte Hilfe.

Wer (Liebes-)glück besitzt, meint der Trobador, muſs es zu wahren verstehen. Selbst wenn ihm die Dame Unrecht tut, muſs er sich so zu benehmen wissen, daſs er ihre Gunst nicht verscherzt. Das hat er nicht getan, und so singt er nicht nur mit Schmerz, sondern auch mit Beschämung.

7f. Wir erfahren hier, was das Unglück des Dichters verschuldet hat: er sieht nicht so traurig aus, wie er doch in der Tat ist. Das hat man benutzt, um seine Liebe zu verdächtigen.

11. Es wäre einfach, das *not* der Hs. zu *no·m* zu ändern. Aber der Dichter kann auch in eindringlicher Weise einen vorgestellten Hörer zum Zeugen der Wahrheit des allgemein ausgesprochenen Satzes machen: „Gott kann Dir (wie mir) nichts Schlimmeres antun als Dich zu töten (wie es mir geschehen würde, wenn die Dame in ihrem Groll beharrt)."

13. In der Hs. steht dem Druck zufolge nur *cre.* Der Reim verlangt die Ergänzung zu *creentz crezentz*: „und wenn ich dessen (der Wahrheit meines Schmerzes) nicht glaubwürdig bin ..."; *crezen* wie afrz. *creant*, für das Tobler, Verm. Beitr. I², 41 Beispiele beibringt. Neutrales *es crezen* „credendum est" findet sich bei unseren Trobador: *Er m'er tal un vers a faire* v. 60 (Raïmbaut von Orange S. 46). Wollte man diesen Sinn von *crezen* nicht zugeben, so müſste man *son* wohl zu *es* ändern: „wenn sie mir nicht glaubt".

15. *un ver colp* „einen wahrhaften, einen wirksamen Schlag".

17. *o*] zu erwarten wäre *e*: „und daſs man mich (infolge des Schlages) auf dem Schilde davontrüge". Aber man darf dem Dichter eine zu strenge Logik nicht aufzwingen.

18. „Dann wird der Neidische (oder *enujos* der Arge, der Garstige?) reich, d. h. befriedigt sein".

22. Mit *pert* weiſs ich nichts anzufangen. Es scheint, man muſs dafür *ditz* oder etwas ähnliches setzen.

25. Gegenüber den Sigularen *el men* in v. 24, *istz lauzengiers* v. 26 und *cuia* v. 27 ist zweifellos der Plural *son* in den Singular *es* zu ändern. — *Mas*

wieder mit derselben Entgegnung auf eine nur vorgestellte Einwendung, der wir sonst (s. v. 2) gelegentlich den Anlafs verdanken, *mas* mit „denn“ zu übersetzen. An sich kann *mas* natürlich nicht „denn“ bedeuten.

37. In *e trois examentz* glaube ich *entoissegamentz* zu erkennen (s. *entoissegar* Raïmbaut von Orange S. 47 v. 82). Aber was steht vorher? Etwa ungefähr: *Domn'es vers e.* „es ist wahrhafte Vergiftung“?

41. *ses mal ressort* (s. Levy VII, 264 *resort* 1) „Berufung, Appellation“, Godefroy unter *ressort* „restriction“ mehrere Beispiele von *sans ressort.*

42. *parventz* „(falscher) Schein“ s. *Car vei que clars* v. 32. Oder will der Dichter gerade sagen: „denn das ist offenbar, dafs ich kein Unrecht habe“? Doch wohl nicht, denn v. 7 sagte er: *eu no paresc tan dolentz Com so.*

45. Für *valen* subst. „Gleichwertiges“ kenne ich zwar keine Parallele, aber die Bedeutung scheint hier doch sicher.

I. Nicht nur mit Kummer, mit Beschämung habe ich zu singen, da ich nicht anders kann; denn wohl mufs Beschämung fühlen, wer in grofsem Glücke war, und dann verliert es, sei's mit Unrecht, sei's mit Recht, der, der treulich liebt.

II. Aber ich erscheine nicht so leidvoll, wie ich bin, woher mir grofses Übel zustöfst. Aber Gott, der meine Herrin mir ein böses Antlitz zeigen läfst, kann Dir nichts Schlimmeres antun als den Tod! Und um desselben willen soll ich (nach Eurer Meinung) fröhlich sein?

III. Und wenn ich darin nicht glaubwürdig erscheine (dafs ich nämlich zu Tode betrübt bin), so kann ich nichts dagegen tun. Aber Gott, der wahrhaft ist, möge mir [wenn es nicht wahr ist] noch heuer einen solchen Streich von Pfeil oder Lanze zukommen lassen, dafs man mich kalt auf dem Schilde davontrage. Dann wird der Argsinnige zufrieden sein

IV. und der, der sagt, dafs ich ihr lüge (woher mich meine Herrin dann für falsch hält). Aber, Ihr Herren, was kann der taugen, der sich ausdenkt und dann sagt, was treue Freunde uneins macht?! Er lügt sacht durch die Zähne!

V. Aber voll gemeinen Sinnes ist dieser Lügner mit käuflichen Worten, so dafs er glaubt, soviel wie ein König wert zu sein, wenn er nicht all und jedem [sondern nur flüsternd — *suau per las dens* — dem einen oder andern] das sagt und davon redet, was ihm aus alberner Lust erscheint, woher denn guter Wille und guter Sinn [der Liebenden und treuen Freunde] sich ändert;

VI. Weshalb denn, Fraue, es verwerflich ist, wenn man alles glaubt, was man von solchen Menschen hört. Und Ihr, wenn Ihr mich jemals einen Tag oder einen Abend liebtet, wie konntet Ihr jemals in Sorge sein, dafs ich mich gegen Euch so schändlich verginge? Aber ich weifs, dafs meine Qual Euch schmerzt.

VII. [Herrin, so wahrhaft vergiftet bin ich (?)] dafs ich wie ein Tor erscheine. Und das werde ich immer tun (erwarte ich), bis Ihr mich wieder fröhlich macht und mir ohne üble Einschränkung

das Unrecht verzeiht, das ich nicht habe, denn das ist nur (falscher) Schein.

VIII. Ach, Herrin, nehmt mich doch aus Gnade bald, ohne Schranken, wieder in Frieden auf, wenn Ihr nicht meinen Tod wollt, oder was ihm gleich ist!

IX. Da ich mich ohne Schuld gegen die Minne fühle, bitte ich Euch so kühnlich darum!

Dem Liede, das wir so gedeutet haben, wird es möglich sein, auch einen ungefähren Platz im Rahmen der Dichtung Raïmbauts anzuweisen. Für das v. 37 vermutete *entoissegamentz* haben wir auf *entoissegar* in Raïmbauts *Er m'er tal un vers a faire* v. 82 hingewiesen (s. Raïmbaut von Orange S. 47). In diesem Liede spricht der Trobador in ähnlich leidenschaftlichen Ausdrücken von einem Vergehen, das er der Geliebten angeblich zugefügt, und das ihm ihre Ungnade zugezogen habe. Mit diesem Respieitlied und dann auch mit dem Briefe *Donna, cel qe·us es bos amics* (Mélanges Jeanroy, p. 361 ss), der mit ihm zusammengehört, werden wir unser Lied zusammenstellen können. Die Zuweisung an Raïmbaut d'Aurenga, die sonst nur auf der Angabe der Hs. V beruht, erhält so eine willkommene Stütze.

Carl Appel.

Nouveaux contes de Savièse.[1]

I.

Les Revenants.

1. *I conta dou peti faèrǫ́ou da Tsa.*

Dzójẹ́ R. amou oué̥ irè faèrǫ́ou. Prinjīé tòrdzǫ́ oun domestẹcó, oun mé̥ peti avoué̥ rloui. Oun ǟdzó l'a pri amou Dzójẹ́ a nó po peti domestẹcó.

Ǫna né̥ ky'é faé iron tòť épantchyẹ́ amou pé a Tsa, Dzójẹ́ R. l'a ënvoué̥ạ amou o domestẹcó arémachạ é faé, é l'a de: „Yó aroueri amou aprẹ́.“ I domestẹcó l'é parti inạ, l'a arémachạ, e poue tó ó tin kye rémachǟe é faé, viie oun avoué̥ oun taouantsoņ dé foua ky'ó ť a.onǟé. Rloui ch'ënkyétǟé rin dé chin, chondzīe ky'īr choun mẹ́tre ky'īr'amou. Aprẹ́ l'é tòrnạ ba ou tsaoué e poue can l'a córtédjyạ avoué̥, l'a chopou ky'i mẹ́tre l'é rin itạ amou, é l'e itạ forni pèr-lé̥.

1. Le petit berger de la Tsa.[2]

Joseph R. là-haut [c.-à-d. qui habite la partie supérieure de notre village] était berger de moutons.[3] Il prenait toujours un domestique, un plus petit, avec lui. Une fois il a pris notre Joseph comme petit domestique.

Une nuit que les moutons étaient tout dispersés par la Tsa [la Chaux], Joseph R. a fait monter le domestique pour assembler les moutons, et il lui a dit: „Je monterai, moi, après.“ Le domestique est monté, il s'est mis à ramasser [les moutons], et [pendant] tout le temps qu'il les assemblait, il voyait quelqu'un avec

---

[1] Pour la prononciation du patois de Savièse, le lecteur trouvera les indications nécessaires dans notre travail *Proverbes et dictons de Savièse* publié dans cette Revue, vol. XLVI (1926), p. 1 sqq. Voir aussi nos *Contes de Savièse, Zeitschrift f. rom. Philol.* XLVI (1926). p. 645 sqq.

[2] La Tsa est un paturage de l'alpage de l'Allée, cf. *Contes de Savièse, Zeitschrift*, p. 661, note 2.

[3] Le patois n'a pas recours à des périphrases pour désigner les différentes espèces de bergers: *faèrǫ́ou*, c'est le berger de moutons, *tchyévrérǫ́ou*, le berger de chèvres, *atsérǫ́ou*, celui qui garde les vaches, *modzoni*, celui qui garde les génisses, etc.

une torche enflammée, qui l'éclairait. Lui ne s'en inquiétait pas [n'en était pas surpris], il pensait que c'était son maître qui était monté. Après, il est redescendu au chalet et puis, quand il a parlé avec [son maître], il a appris que celui-ci n'était point monté là-haut, et ç'a été fini par là.

2. *Dzójẹ́ C. ba a dzō$_0$ de Tsoupọuẹ.*

Dan j-oun tin, ba ën Tsoupọuẹ, l'ạ̄ịe 'na dzịnta dzō$_0$ dé tsạ̄gnó. Ọ́ra é Chavyejaṇ fajị̄on prou e prou dé contravansyoṇ. Ché pachạ̄ẹ́ pa 'na nê^i kye ẹché pa désparọu ọna. planta ou ọu'ạ̄tra.

Ọ́ra Dzójẹ́ C. pó pa étr'atrapị di j-espetọ̄$_0$ l'e jou ba a nê^i da Tósiṇ. L'e enọu ba i fẹ́na avọuẹ́^{i} po idjyẹ; l'ạ̄ịon ó móọuẹ́ é tó chin kye falị̄e pó fẹ́re oun bon có^{ou}. Ch'ëntindị̄e dé pòrtạ chin inạ a grạndze dou mótẹ́^{i} dé Crétaoṇdze. Can l'é aróọuạ ba ịré djya tọ́pó e.n-ọ́dre; ịre fọura ọutre pā nê^i. L'ạ̄ị́é pa on'ạ̄rma pé ché coụën prou récóọua. Dzodjyẹ! ā nê^i da Tósiṇ! Cọui l'oṛị te ou aạ ba pè.r-lé^i? L'oṛị pa pochọu ẹ́tré mê^i byin arindjyạ. Ọ́ra di kye l'a jou cópạ, l'a jou tó ó tin ọna tsandịọua pó ó t'a.onạ. Ha tsandịọua ó té chyouọuịe outr'ënsẹ́^{i}, ạvọue vajị̄e; vị̄e e.n-ọ́dré a man ma pa ó cô$_0$. Ọ́ra can l'a you chin, l'a tọ̀te achyạ plạte, é amọu mijoṇ é l'é pa mê^i tòrnạ ba.

2. Joseph G. à la forêt de Tsoupoue.

Autrefois, à Tsoupoue,[1] il y avait une jolie forêt de chênes. Les Saviésans y coupaient beaucoup de plantes sans permission [proprement: y faisaient de très nombreuses contraventions]. Il ne se passait pas de nuit sans qu'une plante ou l'autre disparût.

Joseph G., pour ne pas être attrapé des forestiers, s'y est rendu la nuit de la Toussaint. Sa femme est descendue avec [lui] pour aider; ils avaient le mulet et tout ce qu'il fallait pour faire un bon coup. Il avait l'intention de transporter cela [les plantes qu'il abattrait] dans la grange qui est sur le monticule de Crétaondze.[2] Quand il est arrivé [à la forêt], c'était déjà très sombre; on était fort avant dans la nuit. Il n'y avait pas une âme par ce coin si reculé. Jugez donc! La nuit de la Toussaint! Qui donc aurait voulu aller par là? Cela n'aurait pas pu être mieux combiné.[3] Or, depuis qu'il eut abattu [des plantes], il y

---

1 Monticule situé au sud-ouest du village d'Ormone, en face du château de la Soie.

2 Crétaondze, la *longue Crête*, est une petite colline au sud du mont de la Soie, dont elle est séparée par le vallon d'Ercoma.

3 Le lendemain de la Toussaint est la Commémoration des morts. Cette fête des défunts commence, à proprement parler, la veille avec les Vêpres et les Matines des morts. Elle revêt toujours une assez imposante solennité. Autrefois, à Savièse, on y mêlait la voix des cloches qui sonnaient à de courts intervalles toute l'après-midi de la Toussaint et une partie de la nuit.

eut tout le temps une chandelle pour l'éclairer. Cette chandelle le suivait ici et là, [partout] où il allait; il voyait très bien la main mais pas le corps. Quand il a vu cela, il a tout laissé sur place et en route vers la maison et il n'est pas redescendu.

3. *Ha dou parịṇ dé Sénịṇ.*

Oun ạ̄dzó Dzèrmaṇ Déboṇ vajị̄e ọutr'a Vouespẹla. L'é aróouạ dó tạ̄$_{a}$ amoụ pé a Vyélạ é vajị̄e ọutre pé a Gran Croui. Can l'itạ outr'ën dri di tsaouẹ́ dé Tsanfléɣoṇ, ën Sénịṇ, l'a you oun parịṇ kye vajị̄e inạ contr'oun tsaouẹ́ avouẹ́^{i} ọna brachyạ dé bó^{ou}. Ọ́ɣa sti-la chondzị̄e: „Ọ́ɣa va fran byin ṗó pachạ a né^{i}, vẹjó outr' ën ché tsaouẹ́ avouẹ́^{i} ché parịṇ.“ L'e jou ọutre e deɣëṇ ën ché tsaouẹ́. L'a pa you ni bó^{ou} ni foua ni parịṇ. L'é tòrnạ ën derị ënsẹ́^{i} ën vạé é ba pé ó Pa. L'a tòł'achyạ tsệre chin kye pòrtạ̄é.

3. Histoire de l'homme du Sanetsch.

Une fois Germain Debons se rendait à la Vuispille.[1] Il est arrivé le soir à la Viéla et il se dirigeait vers la Grande-Croix. Lorsqu'il s'est trouvé en face des chalets de Tsanfléron, au Sanetsch, il a vu un homme qui montait vers un chalet avec une brassée de bois. Alors celui-ci a pensé: „Voilà qui va très bien pour passer la nuit; je vais à ce chalet avec cet homme.“ Il y est allé et est entré dans ce chalet. Il n'y a vu ni bois, ni feu ni homme. Il est revenu sur ses pas jusqu'au chemin et en bas par le Pas.[2] Il a tout laissé tomber ce qu'il portait.

4. *Ha da marịṇ.na kye pouënjị̄é d'ẹ́^{i}voue a Chéɣẹna.*

L'aị̄e oun parịṇ kye vegnị̄e amoụ di coṇtré Tralẹ. Tralẹ l'é ba a pya da mountạgnye dé Sénịṇ. Ọ́ɣa can l'itạ oun pṓ mé^{i} amoụ, ou dri di tsaouẹ́ dou Dzenị̄vró, l'aị̄e ọna marịṇ.na ënsẹ́^{i} a Chéɣẹna; pouënjị̄é d'ẹ́^{i}voue e poue partị̄e outr'ëncoṇtr'oun tsaouẹ́ ëntọ́ ou'ẹ́^{i}voue. Ọɣa ché parịṇ l'a you partị outr'a marịṇ.na pè.r-lé^{i} e.n-oun tin kye l'aị̄é pa de mouṇdó pè.r-lé^{i}. L'e jou ọutre, e poue l'a ëntèrvạ kye fajị̄e pe.ɣ-ëṇkye adoṇ. Ọ́ɣa le l'a de: „L'a sin t-an kye chọfró pe.ɣ-ëṇkye;“

[1] La Vuispille („Walliser Windspillen“) est un des nombreux pâturages que les Saviésans possèdent depuis un temps immémorial sur le canton de Berne, autour du Châtelet („Gsteig“, en all.).

[2] La Viéla est une belle petite plaine gazonnée que l'on côtoie avant d'arriver au col du Sanetsch (2234 m.), marqué par une grande croix. Ici commence l'alpage du Sanetsch qui va jusqu'au Pas. Les 5 montagnes ou consortages de Savièse ont ici des chalets, tous les troupeaux de Savièse s'y trouvant en été pendant quelques semaines. Au Pas commence la descente abrupte sur le Châtelet. Le Sanetsch est un des plus beaux passages des Alpes.

l'a de: „Ọ́ɣa l'a pa oun di myó paɣiṇ mé^{i} chou a tệra;“ l'a de: „Yó i toua o.n-infaṇ ëṇkye chou sta pẹra.“ Ọ́ɣa l'a de ou pariṇ chin kye falt̰ịé fẹ́ɣé pó ché détsardjyẹ. Ọ́ɣa i fémạoua l'a déspaɣoụ.

4. La femme qui puisait de l'eau à la Sarine.

Il y avait un homme qui montait de [vers] Traillé. Traillé est au pied de l'alpage du Sanetsch. Quand il a été un peu plus haut, en face des chalets du Genièvre, il y avait une femme au bord de la Sarine; elle [y] puisait de l'eau, puis elle s'en allait vers un chalet avec l'eau. Cet homme a vu partir cette femme dans cette direction à une époque où il n'y avait pas de monde par là. Il y est allé et puis il lui a demandé ce qu'elle faisait là alors. Celle-ci a dit: „Il y a 100 ans que je souffre par ici“; elle a ajouté: „Maintenant il n'y a plus un seul de mes parents sur la terre“; elle a [encore] dit: „J'ai tué un enfant ici sur cette pierre.“ Puis elle a dit à cet homme ce qu'il fallait faire pour qu'elle fût déchargée [de son châtíment]. Alors la femme a disparu.

II.

Diables et Sorciers.

1. *I gran clọse dé Chavyẹje.*

Ịɣon dó^{ou} ou tre Chavyejaṇ oụtre pe Trecǭ$_{o}$,[1] *é l'a cóminsyạ a enị dé grẹ́^{i}ló e stou ché chon catchyạ a chọ́ta pè.r-lé^{i}. Ọ́ɣa l'an you enị ọna groụcha biṇda dé djyạ̄bló, fou kye fajị̄on voun.nạ é grẹ́^{i}ló. Adoṇ l'an avọuị a gran clọse dé Chavyẹje. Chẹla dri ky'oun vi enị é grẹ́^{i}ló, oun va chónạ a gran clọse é arẹ́^{i}té rạpé. Can l'an avọuị a gran clọse dé Chavyẹje, é djyạ̄bló chon enoụ tó décọ́ɣadjyạ é l'an de: „Ọ́ɣa l'e ënmọ́dạ i gran gộrdze dé Chavyẹje, l'e forṇị mé^{i}.“ É chon tui partị en derị.*

1. La grande cloche de Savièse.

Deux ou trois Saviésans se trouvaient dans le val de Triqueut;[1] la grêle a commencé à tomber et ceux-ci se sont cachés à l'abri par là. Alors ils ont vu venir une grande bande de diables, ceux qui faisaient tournoyer la grêle. En ce moment, ils ont entendu la grande cloche de Savièse. Ici aussitôt qu'on voit venir la grêle, on va sonner la grande cloche, et la grêle est arrêtée sur le champ. Quand ils ont entendu la grande cloche de Savièse, les diables sont devenus tout découragés et ils ont dit: „Maintenant la grande

---

[1] Le val de Triqueut s'étend d'Ardon aux sources de la Lizerne, au pied du Diableret, c'est une contrée exposée aux orages.

gueule de Savièse est en mouvement, c'est fini." Et ils sont retournés en arrière.

2. *I close de Chën Tchyódǭₒ.*

Chin l'e 'na conta dou to vyou tin, can Chën Tchyódǭₒ ir' ééḳye dou Vaoui. Oun ādzó Chën Tchyódǭₒ l'e jou foura a Róma è adon Chën Peró ire i pape. Óra l'a bala dé cadǭᵒᵘ a ou'ééḳye de Chyoun ona groucha close pó a gran elije ba a Chyoun. Charę prou ita contin, ou'ééḳye, d'ai ona parèle béoua close, ma chin ir' achebën o.n-ënbara pa peti. Chondzīe ëntré ché: „Cómin fari ᵉó pó pòrta ha groucha close tinky'a Chyoun?"

Óra sti iré oué ᶦ oun pó ᵒᵘ trestó aprę ᶦ chondjyę; l'é rin jou grantin, l'e enou i djyāblò e poue l'a de a ou'ééḳye: „Vó chādé pa cómin féré pó pòrta ha close tinky'a Chyoun." E i djyāblò rejīe; l'a ouncó mé ᶦ de: „Vo poud'atindré grantin dé ᵉan ky'i close chóneche po fou de Chyoun. Ma achyę pye fér'a mé." E poue l'a patsé ᵉa avoué ᶦ ou'ééḳye kye rloui porteri ha né ᶦ a close tinky'ā véoua de Chyoun, e kye l'orí pòrta ou'ééḳye achebën; ou'ééḳye ire ouibró, ma ch'oouīe, i djyāblò ó té pòrtāé égaoue. Óra ch'i djyāblò aróouāé a Chyoun dé ᵉan o promyę pou, ou'ārma de Chën Tchyódǭₒ ir'a rloui.

Ou'ééḳye l'a aséta ó patsó.

Chin iré djya chou ó pó ᵒᵘ tā ₐ. I djyāblò l'a dri pri a close chou ó có ᵒᵘ, e Chën Tchyódǭₒ ina chou. Óra avoue l'a t-e pacha avoué ᶦ ha tsārdze, chin poui pa dére, yó cógnyéchó pa fou pai. Ma vajīé cómin oura; ch'arétāe gny'ona pā ₐ; he grouché j'é ᶦvoue, hé plan.né, hé mountagnyé, trêchāe tòte cómin éché rin jou a pòrta. Óra chondjyę cómin vajīé. Grantin dé ᵉan dzò pachāé djya chou é chêré dou Vaoui. Ou'ééḳye cóminsīe a ai pouire; l'ori jamę ᶦ chondjya dé ᵉan kyé chin fori jou vitó dinche. Dichya 'na vouarbéta i djyāblò l'a trècha o Roun.nó é l'é dri ita dé ᵉan a pōrta da véoua. Iré chêra né ᶦ, 'n'avouejīe pa na dzin, pa oun pöoué, rin. I djyāblò rejīe, chondzīe kye l'aīé gagnya a pariora. Óra jestó can ch'ënmódāé pó pacha chou e morale da véoua Chën Tchyódǭₒ l'a kyerya chin kye l'a pochou:

> *Póoué, tsanta!*
> *Kye to tsanté,*
> *Ou kyé jamę ᶦ plo to tsanté!*

Óra dri kye l'a jou de chin, tui é póoué da véoua l'an tsanta. I djyāblò l'a achya tsêr'a close; ën tséjin ba l'a fé oun grou clòte derën pé têra, ma l'a rin jou dé ma. I djyāblò l'a désparou.

2. La cloche de saint Théodule.

Ceci est une histoire du tout vieux temps, où saint Théodule était évêque du Valais. Une fois saint Théodule est allé à Rome; alors saint Pierre était pape. Il a fait cadeau à l'évêque de Sion d'une grande cloche pour la cathédrale, à Sion. L'évêque aura sans doute été content d'avoir une si belle cloche, mais cela n'était pas un petit embarras non plus. Il pensait en lui-même: „Comment faire pour porter cette grande cloche jusqu'à Sion?"

Celui-ci était donc là, un peu triste, en train de penser. Cela n'est pas allé longtemps, le diable est arrivé et puis il a dit à l'évêque: „Vous ne savez comment faire pour transporter cette cloche jusqu'à Sion?" Et le diable riait, et il a encore ajouté: „Vous pouvez encore attendre longtemps avant que la cloche sonne pour les gens de Sion. Mais laissez-moi seulement faire." Et puis il a proposé un contrat à l'évêque, que lui [satan] porterait cette nuit [même] la cloche jusqu'à la ville de Sion, et l'évêque également; l'évêque, était libre, mais s'il voulait, le diable le porterait aussi. [La condition était que si] le diable arrivait à Sion avant le premier chant du coq, l'âme de saint Théodule lui appartiendrait.

L'évêque a accepté ce contrat.

C'était déjà un peu sur le tard. Aussitôt le diable a pris la cloche sur les épaules, et saint Théodule de monter dessus. Maintenant où a-t-il passé avec cette charge? je ne saurais le dire, je ne connais pas ces pays. Mais il allait comme l'ouragan, il ne s'arrêtait nulle part; fleuves, plaines, montagnes, il traversait tout comme s'il n'avait rien eu à porter. Pensez comme il allait. Longtemps avant le jour il passait déjà sur les montagnes du Valais. L'évêque commençait à prendre peur; [vraiment]il n'aurait jamais pensé auparavant que cela serait allé aussi vite. Au bout d'un petit moment, le diable traversait le Rhône et déjà il était devant la porte de la ville. C'était nuit noire, on n'entendait pas une âme, pas un coq, rien. Le diable riait, il pensait qu'il avait gagné le pari. Or, juste au moment où il se disposait à sauter sur le mur de la ville, saint Théodule a crié de toute ses forces:

Coq, chante!
Que tu chantes,
Ou que jamais plus tu ne chantes!

Aussitôt qu'il eut prononcé ces paroles, tous les coqs de la ville chantèrent. Le diable a laissé tomber la cloche, qui en tombant, a fait un grand trou dans la terre, mais elle n'en a pas eu de mal. Le diable a disparu.[1]

---

[1] La légende de la cloche de saint Théodule est une des plus populaires du Valais. Elle a aussi tenté maint littérateur, par ex. Courthion, *Les Veillées des Mayens*; Solandieu, *Légendes valaisannes*, p. 199 sqq.

3. *I chòrchyęrę kye fajīe chyǫre.*

L'aī' oun ādzó ǫna marin.na dé Tsandoouën ky'īr' aprę̂ myęre ënsę̂ pe fou tsan, dé°an ky'aróoua outr'a Tsandoouën. Ǫra yó i avoui dęré ky'īre ha kye dejīon ha dé Frantson. Ir' avoué on'ātra marin.na. E poue dejīon kyé ha-ouę̂ fajīe chyǫre.

Ǫra l'aīe ǫna marin.na ina ou mêin kye chę plinjīe kye poouīé pa fęré calę ó ouasę̂. Ou mę̂mó mêin ouę̂ l'aīe oun parin kye l'aīé djya avoui parla dé ha chorcheouerī. L'a de a sta: „Ache pye fęre, nó farin prou a calę ó ouasę̂." E sti oui a ënségnya kye falīé métr'oun fêₑ rǫdzǫ derën ou ouasę̂ dri aprę̂ kye l'orī metou ó kyęle. Ǫra sta l'a fé.

To d'oun cóᵒᵘ, ba ou tsan avou'é davoue īron aprę̂ myęre, i chòrchyęre metīe o forda dé°an a gǫrdze e kyeryāe: „A chócò dé mé, me bǫrle!" É can l'a jou repeta 'na vouārba, l'é partī'a gran cha avouę̂ o forda tòrdzǫ ina dé°an a gǫrdze.

I marin.na ky'īré ouę̂ chaīe pa kye ch'ën dęre. Dóᵒᵘ tré dzò aprę̂ l'a aprī ky'īr'ita borlāe, é aprę̂ l'aīé plin dé maouan outò.r-dé gǫrdze é l'a pa mę̂ tsasya a fęré dé ma a ha marin.na.

3. La sorcière qui faisait suivre.

Il y avait une fois une femme de Chandolin[1] qui était en train de couper le blé dans un de ces champs [qu'on traverse] avant d'arriver à Chandolin. J'ai entendu dire que c'était celle que l'on disait „celle de Frantson". Elle était avec une autre femme. Et puis on disait que celle-là „faisait suivre".

Il y avait au mayen[2] une femme qui se plaignait qu'elle ne pouvait pas faire cailler le lait. Dans ce même mayen il y avait un homme qui avait déjà entendu parler de cette sorcellerie. Il a dit à celle-ci: „Laisse seulement faire [c.-à-d. sois sans crainte], nous ferons bien cailler le lait." Et celui-ci lui a enseigné qu'il fallait mettre un fer rouge dans le lait aussitôt après y avoir mis la présure. Celle-ci l'a fait.

Tout à coup, au champ où les deux [femmes] étaient occupées à couper le blé, la sorcière porta son tablier à la bouche et elle criait „A mon secours! je brûle!" et quand elle eut gambadé [de douleur] un moment, elle est partie à toutes jambes avec le tablier toujours devant la bouche.

La femme qui était avec elle ne savait que penser. Deux ou trois jours plus tard elle a appris qu'elle avait eu des brûlures

---

[1] Chandolin est un village de Savièse.

[2] Sur le sens du mot „mayen" en Valais, voir *Proverbes de Savièse,* dans *Zeitschr. f. r. Philol.* (1926), au proverbe 41.

et qu'elle avait des éruptions autour de la bouche. Elle n'a plus cherché à faire du mal à cette femme.

4. *Ha dou mandzoṇ kye l'itạ tótchyạ.*

Dạvoué mariṇ.né vajīon amoụ pé vạé; ǫṛa ọna l'aīé ó mandzoṇ chou ó cóou. E poue l'an récontrạ de mounḍó, de fou kye cógnyechīon pa. Ǫṛa oun de fou-oué l'a fotoụ a man diṇche, chou ou'étchyéblа da fémạoua, e poue ch'ënpạrté ba. Ǫṛa ou'ātra, ha kye l'ītạ tótchyāe diṇche, poouīé rin mé avansyẹ amoụ; ǫṛa tsasīé a tòrnạ en derị, ba aprẹ ó pariṇ. Ǫṛa ou'ātra l'a de: „L'a rin pochoụ tótchyẹ kyé ó mandzoṇ; fó ba ó mandzoṇ." É sta l'a acolị ó mandzoṇ; é i mandzoṇ partīé ba aprẹ ché cómiṇ i foụdra, e l'e itạ débarachyāe.

Ǫṛa ché pá tan chouīe che l'an de kyé ché-oué l'aīé tsaplạ ó mandzoṇ prën pé bócoṇ.

4. Histoire du ‚mandzon'[1] qui avait été touché.

Deux femmes montaient par les chemins [qui conduisent dans les mayens]; l'une portait le ‚mandzon' sur l'épaule. Et puis elles ont rencontré du monde, des gens qu'elles ne connaissaient pas. Or, un de ceux-ci a jeté sa main comme ceci, sur l'épaule de la femme, et puis il a continué à descendre. L'autre, celle qui avait été touchée ainsi, ne pouvait plus avancer; elle cherchait donc à retourner sur ses pas [à descendre] vers cet homme. Mais l'autre lui a dit: „Il n'a pu toucher que le ‚mandzon'; jette-le donc après lui." Et celle-ci a jeté le ‚mandzon'; et le ‚mandzon' partait en bas vers cet homme comme la foudre; et elle a été ainsi débarrassée [de ce mauvais sort].

Je ne suis pas bien sûr si [ces deux femmes] ont dit que cet homme-là avait coupé le ‚mandzon' en menus morceaux [de dépit].

5. *Ha dou croué bócoṇ.*

Iṛ'ọna mariṇ'na kye vajīe outr'ā Vouespẹla, ā mountạgnye. Ǫṛa vegnīon inạ é j-Aouemaṇdé tsasyẹ de vën, dé brinteëṇ. Ǫṛa, ā dechīja, ọna l'aīe jou dé brinteëṇ é l'aīé pa paea, é sta atetsīe kye o.ouīé aị. Ǫṛa l'e jou pe on'ātra mijoṇ poue, ou'Aouemaṇda, pó balẹ é l'a pa tróouạ, é ché pa fran che l'a falou partị inạ avoué cạkyé tsóouja. Ǫṛa l'a dri cóminsyạ ën vegniṇ inạ, cóminsyạ a borlạ pé ó viṇtró, ọna borlouiṛe, prou e prou borlạ, ma pé ó viṇtró. Can l'itạ ënsẹ, l'itạ maāda poue to ou'evêe pa dé rémyẹdó.

[1] Le ‚mandzon' est un vêtement de dessus des femmes, une espèce de casaque couvrant les bras et la partie supérieure du corps. Cf. *Proverbes de Savièse*, proverbe 47.

Ọ́ɣa i djyon kye che ạchon moɣị cācoun̥, fou kye l'an balạ ó croụẹ́^{i} bócon̥, fó^{ou} kye moụɣon rlō$_{o}$ ché an.

Ọ́ɣa é j-Aoụemanḍḗ l'an pa pochoụ pachạ ënsẹ́^{i} pó ótạ ó croụẹ́^{i} bócon̥. A fën de outon̥ e to ou'evệ$_{e}$ fó^{ou} pa chondjyẹ dé pachạ Sénin̥. De fortin̥, dri kye l'itạ byó tin, chon enoụ ënsẹ́^{i} dạvoụé, amou pé ó Trontsẹ́^{i}; l'an tsasyạ ạvoue itạé i marin̥.na. Ọ́ɣa ha marin̥.na ịɣe jọ̈stó mộrta. Hé dạvoue fajị̄on oun cancan̥, oun cancan̥ pé ó Trontsẹ́^{i}, prou titchyẹ e.n-aoueman̥, lilạ lilạ ëntọ́ a gộrdze, e poue chon partịte oụtre. Ọ́ɣa ^{e}ó i pā mé^{i} avouị dẹ́ɣé che chon mộrté tọ́té dạvoụé ou rin kye ọna ba dé chin. Marị̄e Fạ̄vre contạ̄é din̥ché. Ha kye ịɣ' énoụạ ënsẹ́^{i} avoụẹ́^{i} ó croụẹ́^{i} bócon̥ ịɣe ọna a hou dou vyou Vaɣoun̥.na amoụ ën̥kye.

5. L'histoire du mauvais sort.

Il y avait une femme qui allait à la Vuispille, à la montagne. Les Allemandes [du Châtelet] montaient [à la Vuispille] pour chercher du vin, de l'eau de vie. Or, à la descente [des troupeaux des alpages], une [Allemande] qui avait reçu de l'eau de vie ne l'avait pas payée et celle-ci [la Saviésane] insistait qu'elle voulait avoir [son dû]. Elle est allée ensuite dans une autre maison, l'Allemande, pour payer et elle n'a pas trouvé [moyen de le faire], et je ne sais pas exactement si elle dut monter [vers le col du Sanetsch] avec rien ou avec quelque chose. Or, cela a déjà commencé dès la montée, commencé à [lui] brûler dans la région du ventre, une inflammation, une brulûre terrible. Elle est donc partie, et tout le temps cette inflammation, ce mal de ventre. Quand elle fut arrivée [à Savièse], elle a été malade tout l'hiver, et pas de remède [efficace].

On dit que s'ils laissent mourir quelqu'un, ceux qui ont donné un mauvais sort, il faut qu'ils meurent eux-mêmes cette année.

Les Allemandes n'ont pas pu traverser [le Sanetsch] pour ôter le mauvais sort. A la fin de l'automne et pendant tout l'hiver, il ne faut pas penser de passer le Sanetsch. Mais en printemps, aussitôt qu'il a fait beau temps, deux sont venues, là-haut au Trontzé;[1] elles se sont informées où restait la femme. Or, cette femme était justement morte. Ces deux faisaient un cancan [un vacarme], un cancan par le Trontzé, jargonnaient en allemand,[2] [faisant] lila lila avec la bouche, et puis elles s'en sont allées. Pour moi, je n'ai plus entendu dire si elles sont mortes toutes les deux ou seulement une par suite de cela. Marie Favre racontait ainsi [ce conte]. Celle qui était rentrée chez elle avec le mauvais sort était une *à ceux* du vieux Varone, ici tout près.

[1] C'est le nom de la place située au centre du village de Saint-Germain, où se croisent les chemins de Sion, de Chandolin et de Drône.

[2] „titchyẹ", verbe patois formé de l'allemand haut-valaisan *titsch* ‚deutsch'.

6. *Ha dé ché kye l'ita vę̄re ó chòrchyę̀ dé Plan-Counti.*

Oun ą̄dzó, outr'a Tsandoouëṇ l'aīe oun kye l'aīon róbą 'na tsemīje; óȥa sti l'e jou ba a Plan-Counti vĕr'oun kye pachą̄é pó chòrchyę̀. I chòrchyę̀ oui a balą oun papē kye falīé mętre chou ó ouindą̄ da pō̧rta e poue l'a de kye fooueché pa chorti ha néi. Óȥa sti l'a fé chin. Óȥa can l'itą ou le, byin outre pā néi, l'a avoui bochyę ā pō̧rta, fę́ȥé dé trin outò de mijoṇ; l'an arapi iną ënconṭr'é fénę́itre, e sti ch'e tenou kīa, l'a pa boudjyą; l'an pochou fę́r'ó trin kye l'an ou. Óȥa po forni, l'a balą oun cóou kye l'itą pouiȥe d'avouęre; l'a tó trinblą i mijoṇ, cómiṇ foouech'itą chóoueą̄e é fótouą ba pe oun sanlǫ́. Óȥa ó matëṇ ch'é tróouą ky'i mijoṇ l'aīé rin dé ma, i tsemije iȥe chou ó ouindą̄ da pō̧rta. Ma sti iȥé tan ëncharvadjyą kye l'e itą grantiṇ maądó. E mouṇdó dejīon ky'iȥe itą écǫ́ dou djyą̄bló.

6. Histoire de celui qui est allé consulter le sorcier de Plan-Conthey.

Une fois il y avait à Chandolin un [homme] à qui l'on avait volé une chemise. Celui-ci est descendu à Plan-Conthey consulter quelqu'un qui passait pour sorcier. Le sorcier lui a donné un papier qu'il devait placer sur le seuil de la porte, et puis il [lui] a dit de ne pas sortir cette nuit. Celui-ci a fait cela. Quand il a été au lit, il a entendu frapper à la porte, faire du bruit autour de la maison; ils ont grimpé contre les fenêtres et celui-ci est resté tranquille; il n'a pas bougé, [quand même] ils ont pu faire le vacarme qu'ils ont voulu. Pour finir, on a donné un coup à faire peur; toute la maison en a tremblé comme si elle eût été soulevée et jetée dans un abîme. Le matin, il s'est trouvé que la maison n'avait aucun mal; la chemise était sur le seuil de la porte. Mais celui-ci était si épouvanté qu'il en a fait une longue maladie. Les gens disaient qu'il avait été battu du diable.

7. *I fąva kye chochīé ó chan.*

Óna fą̄va vegnīé ba di bogyę́ȥé ënsę́i i mêiṇ dé Chavyęje, e dejīé a ǫna mariṇ.na de chorti fouȥa ó cacanëṇ pe o bogaṇ da cla, é sta fajīé chin, é i fą̄va vegnīé tui i dzò e chochīé o di 'na vouarbéta. Ma dabǫ̀ i mariṇ.na l'a cóminsyą a declinq, a eni mę́igra, aą ën deri. On'ą̄tra mariṇ.na l'a ëntèrvą chin kye l'aīe é sta l'a de kyé. Óȥa sta l'a de: „Cha-to chin kye fóou fę́ȥe? Té fóou etsoudą oun fē rǫ́dzó é can i fą̄va vëndrę ënsę́i, to oui bąlé ó fē a chochyę.

É l'a pa mancą: can i fą̄va l'e enoų ënsę́i, l'a pri ó fē deȥëṇ ën gǫ̂rdze. Oun pou chondjyę vouéȥó chin l'aȥé fé ma. I fą̄va kyeryą̄e, fajī' oun trin ky'o.n-avouejīe fouȥa iną pé Bèrtsę́i.

Ma dẽan kyé parti, pó ché vindjye, l'e enou ëntèrva a Chavvejan.na kye l'aẽe noun. Sta ch'e debeta é l'a de: „Mẽma yó.“

L'e poue partite outre pẽ bogyẽrẽ vêr'é j-ãtré fãvé. Ọra sté, can l'an you é pọse tọte borla, fën nẽ, vyóoue é tó gonfló, l'an de: „Ó mọdjye don! coui t'a t-e fé chin?“ — É sta l'a de: „Mẽma yó.“ — Adon é fãvé l'an de: „Mẽma t'a fé, mẽma to oua!“

I fãva l'a poue tó conta cómin chin iẽita. Ọra sté chon ita prou e prou ëngrëndjyẽ. Chon tót'enou ënsẽ po' poni a Chavvejan.na. Ma sta l'aẽe you a maou'ënparada é iẽé partite ba. Adon é fãvé l'an borla ó tsaoue, é can i Chavvejan.na l'é tòrna amou mêin, l'a rin mé tróoua ky'e morache dou tsaoue.

7. La fée à la bouche brûlée.

Une fée descendait des fentes [de rochers de la Grande Forêt [1] et se rendait] dans les mayens de Savièse; elle disait à une femme de sortir le petit doigt par le trou de la clef, et celle-ci faisait cela [se rendait à ce désir]. La fée venait chaque jour et suçait le doigt un petit moment. Mais bientôt la femme a commencé à décliner, à devenir maigre, à aller en arrière [à baisser]. Une autre femme lui a demandé ce qu'elle avait, et celle-ci lui a dit quoi. L'autre lui a dit: „Sais-tu ce qu'il faut faire? Il faut rougir un fer au feu et quand la fée reviendra, tu lui donnes le fer à sucer.“

Et cela n'a pas manqué: quand la fée est revenue, elle a pris le fer dans la bouche. On peut s'imaginer combien cela lui a fait mal. La fée poussait des cris, faisait un train qu'on entendait jusqu'à Bertsé. [2]

Mais avant de partir, pour se venger, la fée est venue demander à la Saviésane comment elle s'appelait. Celle-ci a flairé la ruse et lui a dit: „Moi-même.“

Alors elle s'en est retournée dans les fentes voir les autres fées. Quand celles-ci ont vu ses lèvres complètement brûlées, toutes noires, violettes et enflées, elles ont dit: „O mon Dieu donc! Qui t'a fait cela?“ — Et celle-ci a répondu: „Moi-même!“ — Alors les fées ont dit: „[Toi] même tu l'as fait, [toi] même tu l'as.“ [3]

La fée a ensuite tout raconté comment cela s'était passé. Celles-ci en ont été terriblement fâchées. Elles sont toutes venues

---

[1] La Grande Forêt (*i Gran Dzõ₀*) se trouve dans la partie supérieure de la vallée de la Morge, entre les mayens du Serné et de Lari. Sur les pentes du rocher qui borde la forêt à l'ouest il y a deux grottes, ou fentes, les *bogyẽrẽ* dont il est question dans ce conte. Cf. aussi *Contes de Savièse*, I Partie, 2. *La sage-femme chez les fées.*

[2] Bertsé est un pâturage situé au-dessus des mayens de Savièse entre les deux Morges sur un rocher qui surplombe le mayen de Roua.

[3] Cest une réédition de la ruse qui avait déjà si bien réussi à Ulysse chez le Cyclope Polyphème.

[au mayen] pour punir la Saviésane. Mais celle-ci avait prévu l'orage et était descendue [à Savièse]. Les fées ont alors brûlé le chalet. Quand la Saviésane est retournée au mayen, elle n'a plus trouvé que les restes des murs de son chalet.

8. *I pọ́^{ou}ṛó còrdagnyẹ̀ é i rẹtsó avā$_a$.*

On'oṇda é còrdagnyẹ̀ vajīon byin tralẹ pe e mijoṇ, Ọ́ṛa oun có^{ou} kye oun tòrnāé a mijoṇ tā$_a$ dó tā$_a$, fajīé croué^i tin e ịṛe prou tọ́pó e poue ouncọ́ rlouin de mijoṇ, l'e jou ché rédondạ deṛëṇ e.n-ọna graṇdze. L'a metoụ ba oué^i e.n-oun couëṇ a bouịte di j-otị e rloui déplan chou ó fin. L'é dabọ̀ chóbrạ adromị. Ché^i pa che l'a dromị grantiṇ, ma oụtre pā né^i l'ītạ désónạ de chobẹ. Avouejīe outọ̀ da graṇdze oun trin ky'iṛ' afroụ, é chon dri enoụ deṛëṇ ā graṇdze. Ọ́ṛa chin ch'é tróouạ ky'ịṛe i chenegọ́^{ou}da. Ọ́ṛa kyé fẹ́ṛe? Sti ịṛé tāmiṇ ëncharvadjyạ kye chaīé pa ạvoue ché mẹ́tré. L'aīé rin a fẹ́ṛé ky'a réstạ kīa oué^i chou ó fin, pa boudjyẹ. Dichyạ 'na vouā̤rba, l'e enoụ deṛëṇ ọna chòrchyẹṛe, ọna brọta vyẹle. E tui é j-ā̤tró outọ̀ pó acoutạ chin kye l'oṛị de i chòrchyẹṛe. Ọ́ṛa sta l'a contạ kye ch'īṛe oun pó^{ou} ën rétā̤$_a$, l'aīé pa perdoụ ó tin; l'a de: „I balạ ó croué^i bóconṇ a fel' ou roué; sti có^{ou} l'e chouē$_e$ kye mō$_o$". E poue l'a esplecạ kye l'aīé rin ky'ọna tsọ́^{ou}ja kye l'oṛị pochoụ fẹ́ṛé partị ó croué^i bóconṇ: foṛị itạ dé bagnyẹ a maā̤da deṛëṇ ou chan d'oun tsoouạ blan. Ọ́ṛa bën cnouē$_e$ kyën meṛesëṇ chondzeṛị t-e a oun rémyẹ́dó diṇche? Ọ́ṛa tui fou da chenegọ́^{ou}da ịṛon déstrạ contiṇ dé chin. Chon chortị dā graṇdze é chon partị mé^i oụtre. I còrdagnyẹ̀ l'a rin mé^i avouị, é a rloui l'an rin fé dé ma.

Ọ́ṛa dri kye l'e enoụ ou'ā̤rba, i còrdagnyẹ̀ l'e chortị e l'é partị pó aạ vêr'ó roué. Dri kye l'a jou de kye l'aīe oun rémyẹ́dó pó a fẹle ou roué, ó t'an menạ deṛëṇ dé^{e}aṇ ó roué. Ọ́ṛa i roué prou contiṇ l'a dri fé prépaṛạ ó rémyẹ́dó é, l'a pa mancạ, dó tā$_a$ ịṛé djya vouaṛịte e.n-ọ́dre.

L'an fé poue ọna groụcha fẹ́^{i}ta kye l'a doṛạ ọna chenaṇ.na e i còrdagnyẹ̀ l'itạ prou e prou fé^{i}tạ, e poue i roué l'a balạ d'ardziṇ tan kye l'a ou priṇde, é di adoṇ l'ītạ prou rẹtsó, l'a rin jou mé^i béjouiṇ dé tralẹ.

Ọ́ṛa décọ́^{ou}te ó còrdagnyẹ̀ réstā̤e oun rẹtsó avā̤$_a$. Can l'a you kye sti ịṛe prou rẹtsó, l'a pa mé^i jou oun mómaṇ de douṛa, oouīé chaị cómiṇ l'aīé fé pó aị tan d'ardziṇ. I còrdagnyẹ̀ l'a contạ cómiṇ chin ịṛe jou.

Dri kye l'ītạ né^i ou'avā̤$_a$ l'e jou ba ën ha graṇdze, é l'a atindoụ déplan chou ó fin. Dichyạ 'na vouạrba l'e enoụ i chenegọ́^{ou}da fran

cómiṇ l'aị̄e de i còrdagnyẹ̀. É ịṛe achebëṇ oué^{i} i crouē$_{e}$ chòrchyẹṛe. L'a cóminsyạ a parlạ; iṛ' ëngrëndjyā̤e com'ọna vouẹ́^{i}pa é fajī̤e oun trin da métsaṇse, é l'a de ky'i fẹle ou roué ịṛé vouaṛitē; ky'iẓon itạ traị ën ha graṇdze, l'a de: „Nó chin pa mé^{i} chouē$_{e}$ ëṇkye, l'a de fou ky'acoụton tọ̀te". Ọ́ẓa l'an tsasyạ é l'an tróouạ sti déplan chou ó fin; ó t'an teryạ ba a fon é ó t'an tsaplạ prën pé bócoṇ é chon tòrnạ a partị.

8. Le pauvre cordonnier et l'avare.

Autrefois les cordonniers allaient souvent travailler dans les maisons [à journée]. Or, une fois que l'un retournait chez lui tard le soir, il faisait mauvais temps, c'était très sombre et encore loin de la maison; il est allé se réfugier dans une grange. Il a déposé là en un coin la boite aux outils et il s'est couché sur le foin. Il s'est bientôt endormi. Je ne sais s'il a dormi longtemps, mais vers le milieu de la nuit il a été réveillé en sursaut. Il entendait autour de la grange un tapage affreux et tout de suite ils sont entrés dans la grange. C'était la „chenegoda".[1] Que faire? Celui-ci était si épouvanté qu'il ne savait où se mettre. Il ne lui restait qu'à se tenir tranquille là sur le foin, sans bouger. Au bout d'un moment, est entrée une sorcière, une vilaine vieille. Et tous de l'entourer pour écouter ce qu'allait raconter la sorcière. Or donc, elle a raconté que, si elle était un peu en retard, elle n'avait pas perdu son temps; elle a dit: „J'ai donné un mauvais sort à la fille du roi; cette fois elle en mourra sûrement". Et puis elle a expliqué qu'une seule chose pouvait faire partir le mauvais sort; c'était de baigner la malade dans le sang d'un cheval blanc. Or, quel médecin penserait à un remède de cette espèce? Tous les membres de la „chenegoda" en étaient contents. Ils ont quitté la grange et sont partis plus loin. Le cordonnier n'en a plus rien entendu, et à lui ils n'avaient fait aucun mal.

Aussitôt que l'aube fut arrivée, le cordonnier est sorti [de la grange] et s'est mis en route pour aller voir le roi. A peine eut-il dit qu'il avait un remède pour la fille du roi qu'ils l'ont conduit devant le roi. Alors le roi, tout heureux, a tout de suite fait préparer le remède, et cela n'a pas manqué, le soir [sa fille] était bien guérie.

Alors ils ont fait une grande fête qui a duré une semaine, et le cordonnier a été fêté on ne peut plus, et le roi lui a donné de l'argent autant qu'il en a voulu, et depuis lors il a été assez riche, il n'a plus eu besoin de travailler.

Or, à côté du cordonnier restait un [homme] riche [et] avare. Quand il a vu que celui-ci était assez riche, il n'a plus eu un moment de repos; il voulait savoir comment il avait fait pour

---

[1] Voir dans *Contes de Savièse* tous les contes de la IIe Partie.

arriver en possession de tant d'argent. Le cordonnier le lui a raconté.

Aussitôt la nuit arrivée l'avare s'est rendu à la grange, et il a attendu couché sur le foin. Bientôt la 'chenegoda' est arrivée exactement comme le cordonnier l'avait dit. La méchante sorcière y était aussi. Elle a commencé à parler; elle était en colère comme une guêpe et faisait un train du diable, et elle a dit que la fille du roi était guérie; qu'ils avaient été trahis dans cette grange; elle a ajouté: „Nous ne sommes plus en sûreté ici, il y a ici des gens qui épient tout". Alors ils ont cherché et trouvé celui-ci couché sur le foin; ils l'ont tiré par terre et ils l'ont coupé en menus morceaux, puis ils sont repartis.[1]

9. *I tsousevyẹle.*

I tsousevyẹle, chin iṛ' ọna fantọ́ᵒᵘma kye rṓᵒᵘouā́é ó nḗⁱ; vegnī̆e inạ chou fou kye dromī̆on foụra, dousemiṇ inạ chou, é che tsanpeī̆on pa vī̆a, vegnī̆é tòrdzọ́ mḗⁱ amoụ, tòrdzọ́ mḗⁱ péjaṇ tiṇkye ché-ouẹ́ⁱ poouī̆é pa mḗⁱ chófḷạ. Chenblā̆e ky'étófā̆é. Pó féṛ'a partị, falī̆é aị ou'idẹ́ⁱ dé ché chégnyẹ́. Ch'oun fajī̆é pa chin, o.n-iṛe pri, o.n-iṛe ëntsousyạ da tsousevyẹle. I vegnī̆é rin kye can dromī̆on pa.

I par'a nó contā̆e kye l'aī̆e oun ba ou cā̆ró de Rouṇ.ma kye dromī̆e inạ chou o pịló. Óṛa oun ā̆dzó kye poouī̆é pa dromị, dichyạ 'na vouā̆rba ky'iṛ' ou le, l'a avouị choutạ ba a fon cómiṇ foouẹch'oun tsạte, chin l'a balạ oun cóᵒᵘ cómiṇ can chouté ba ọna bẹ́ⁱtchye. É dri aprẹ́ⁱ chintī̆é cạkyé tsọ́ᵒᵘja kye l'a arapị inạ chou o le, inạ chou é pya a rlouị. Óṛa sti l'a chondjyạ: „Bḗⁱ che chaṛẹ́ i tsousevyẹle?" é l'a dri chacọ́ é tsaṇbé, fotoụ vī̆a avouẹ́ⁱ é pya é é brḗⁱ chin ky'iṛe chou é pya. Ma l'é rin jou grantiṇ é l'a ouncómẹ́ⁱ chintoụ péjaṇ chou é tsaṇbé. L'a fé cómiṇ dḗᵉáṇ e poue l'a atindoụ. Óṛa dichyạ 'na vouā̆rba repẹle i mẹ́ⁱma tsọ́ᵒᵘja. Adoṇ l'a chopoụ fran ky'iṛ' i tsousevyẹle. L'a rin fé kyé ché ouéᵉạ e l'e enoụ ba ou pịló dromị. É di adoṇ l'a pa mḗⁱ jou ënvẹde d'aạ dromị defoụra, pé grandzé ou bën inạ pe choụ o pịló.

9. La Chauchevieille.

La chauchevieille[2] était un fantôme qui rôdait la nuit; elle grimpait sur ceux qui dormaient hors [de la chambre], arrivait

---

[1] Ce conte est très connu dans les communes du centre du Valais. M. J. Jeanjaquet en a donné une version en patois de Haute-Nendaz, avec traduction française et quelques annotations philologiques, dans le *Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande*, VI (1907), p. 26 sqq.

[2] Ce mot qui vient de *calcare* et *vetula* est très répandu dans les pays romands; c'est le piémontais *karkaveya*, le nouveau provençal *šaušovielò* (cf.

doucement sur [les dormeurs] et s'ils n'avaient soin de la chasser, elle avançait toujours plus haut, [devenait] toujours plus lourde, jusqu'à ce que le dormeur ne pouvait plus respirer. Il semblait qu'il étouffait. Pour la faire partir, il fallait avoir l'idée de faire le signe de la croix. Si l'on ne faisait cela, on était pris, on était *chauchiè*[1] [on était sous l' emprise] de la chauchevieille. Elle ne venait que quand on ne dormait pas.

Notre père racontait qu'il y avait un homme au *Cāro*[2] de Rouma qui dormait sur la chambre d' habitation [au grenier]. Or, une fois qu'il ne pouvait pas dormir, au bout d'un moment qu'il était au lit, il a entendu [quelque chose] sauter par terre comme si ç'avait été un chat; cela a donné un coup comme quand un animal saute sur un plancher. Et aussitôt après il sentait quelque chose qui a grimpé sur le lit, sur ses pieds. Celui-ci a pensé: „Serait-ce la chauchevieille?“ et aussitôt il a secoué [la couverture avec] les pieds, jeté loin avec les pieds et les bras ce qui était sur les pieds. Mais ce n'est pas allé longtemps, et il a de nouveau senti un poids sur les jambes. Il a fait comme tout à l'heure et puis il a attendu. Après un instant, voilà le même manège qui recommence. Alors il a su à n'en pouvoir douter que c'était la chauchevieille. Il s'est levé et il est descendu dans la chambre [pour] dormir. Et depuis lors il n'a plus eu envie d'aller dormir dehors, dans les granges ou au grenier.

III.

La geste du chasseur Ignace-Joseph.

1. *Nąse-Dzóję ina ën Mósévroņ.*

I prou cognyoų ᵉó Nąse-Dzóję; can įŗó dzoouęna, réstąé iną ën Cortęne; iŗ'oun vyou, byin cǫrbó; adoņ vajīé pa mèⁱ ā tsąse, ma can iŗ'ou bon, iŗ'itą tsasyoų, chin l'é pa on'ënvinsyoņ; ǫŗa pó canta da ręⁱsta, l'é nęte vouęŗó conton de brotchyą chou ché pariņ. Yó contó cómiņ i avouį dęŗé.

Oun ądzó, djya tó déᵉaņ dzǫ, l'é partį ā tsąse; l'a apelą dri iną vé damoų Cortęne, iną ëncontr'a dzōₒ. Chin įŗé djya byin outré pé ó tsatiņ. L'é aróouą iną ën Mósévroņ fran can ouéᵉąé chooue. Ǫŗa to cha ouéⁱ fran a son di pra, ąvoue che crouįjon é dąvoue vąé, ha dé

---

le fr. *cauchemare*), pour le français, cf. Godefroy (cit. du XVIe s.) et *Nouveau Larousse*. Pour la Suisse romande, voir Bridel *tschautzevilha*, Odin *tsouşevīlè*, Pierrehumbert, *Dict. hist. du parler neuchâtelois*, p. 117. Le sens n'est pas partout le même, cf. en part. Odin, *loco citato*.

[1] Le verbe *chauchier* (du lat. *calcare*) est fréquent dans l'ancien français. Cf. Tobler-Lommatzsch, *Altfranz. Wörtb.* II, p. 321 sq.

[2] Sur ce quartier du village de Rouma, voir *Contes de Savièse*, II, 2 *La Chenegoda au Cāro*.

Pra Djye é ha kye va iną ou Fountanį, l'a oun tsaouę oué^{i} avouę^{i} oun promį dí blantsę́té. Iŗounçǫ chóbrą cą̄kye prouņ.me; charaņ prou itą e derįre. Sti l'a chaçǫ hé prouņ.mé e poue l'a mëndjyą. Can l'á jou prou mëndjyą, chóbrą̄é ounçǫ cā̆cǫné pé ó fon. L'a tó rémachą chou a groųcha pę̄ra plątá kye l'é oué^{i} dé^{e}an o bou, e poue dé^{e}aņ kyé tòrną a ch'ën.módą mé^{i} iną, l'a pichyą chou é prouņ.me. L'a chondjyą: „Kyëņta bǫ́na fą̄se po fou kye pachéŗaņ peŗ-ëņkye e kye mëndzéŗaņ hé prouņ.me!“ E poue ch'ën pąrté iną pé a dzō$_{o}$.

Ǫ́ŗa l'itą poue tò ò dzò ā tsąse, iną é ba e outr'ëņsę́^{i} pé a dzō$_{o}$; can l'e enoų chou ó pó^{ou} tā$_{a}$, yó ché^{i} pa che l'ą̄įé atrapį dé bę́^{i}tchye, l'a tòrną a ch'ën.módą ba mijoņ. Can l'a pachą décǫ́^{ou}té ó tsaouę dé Mósévroņ, oui a pri bon d'aą vę̂re che cacouņ l'ą̄įe mëndjyą é proun.me.

L'ą̄įon gnyoun tótchyą, įŗon ounçǫ tǫ́té oué^{i} chou a pęra. Ǫ́ŗa sti-chęla įŗé ouagnyą, e poue l'ą̄įe chi, l'ą̄įe prou fé tsa tò ò dzò, l'a cómínsyą a radą hé prouņ.mé, radą è radą, e poue l'ą̄įé adémę^{i} ënvęde. L'a pri ǫna deŗëņ a man, ha ky'įŗe o plo fouŗa di j'ą̄tré, é poue l'a de: „Sta l'e chouē$_{e}$ pa itą mólą̄e“, é l'a mëndjyą. Dichyą ǫna vouą̄rba l'a pri on'ą̄tra, ǫna ky'įŗ'achebëņ mé^{i} fouŗa pe e couën e l'a ouncómę^{i} de a męma tsǫ́^{ou}ja: „Sta l'a chouē$_{e}$ rin jou noun plo“. É l'a pri dinche on'aprę́^{i} ou'ą̄tra, tinky'a deriŗe é ou'a ta mëndjyą̄e. L'a pa achyą ǫna.

1. Ignace-Joseph au mayen de Mosévron.[1]

J'ai bien connu Ignace-Joseph; quand j'étais jeune, il restait à Courtine[2]; c'était un vieux, bien voûté; alors il n'allait plus à la chasse, mais quand il était à la force de l'âge, il était chasseur; cela n'est pas une invention. Pour le reste, c'est énorme combien on raconte de bourdes sur [le compte de] cet homme. Moi, je raconte comme j'ai entendu dire.

Une fois, déjà bien avant le jour, il est parti pour la chasse. Il est monté tout droit au-dessus de Courtine, vers la forêt. L'été était déjà bien avancé. Il est arrivé à Mosévron juste au moment où le soleil se levait. Or, tu sais bien, là, au sommet des prés, où se croisent les deux chemins, celui de Pra Dié et celui qui va au Fontani, il y a un chalet avec un prunier de petites prunes blanches. Il y était encore resté quelques prunes; c'étaient les dernières sans doute. Il a secoué [abattu] ces prunes et en a mangé. Quand il en eut assez mangé, il en restait encore quelques-unes par terre. Il les a ramassées sur la grande pierre plate

[1] Mosévron est un mayen situé à l'entrée de la forêt qui couvre la pente sud du Prabé; un peu plus haut se trouvent les mayens de Pra Dié, du Fontani et le mayen de la Zour.

[2] Voir *Contes de Savièse*, II. 3 *La Chenegoda à Courtine.*

devant l'étable et puis avant de continuer la montée, il a arrosé les prunes d'une certaine eau. Il pensait: „Quelle bonne farce pour ceux qui passeront ici et qui mangeront ces prunes!“ Et il s'en va par la forêt, plus haut.

Il a donc chassé toute la journée, en haut et en bas, à gauche et à droite par la forêt; quand le jour a commencé à baisser, je ne sais pas s'il avait attrapé quelque gibier, il s'est mis en route pour rentrer chez lui. En passant à côté du chalet de Mosévron, la curiosité l'a pris d'aller voir si quelqu'un avait mangé les prunes.

Personne n'y avait touché, elles étaient telles quelles sur la pierre. Or, celui-ci était las, et il avait soif, il avait fait très chaud pendant le jour; il s'est mis à considérer ces prunes longuement et il en avait toujours plus envie. Il en prit une dans la main, celle qui était le plus à l'écart de la masse, puis il a dit: „Celle-ci n'a sûrement pas été mouillée“, et il l'a mangée. Un moment après il en a pris une autre qui était aussi un peu plus excentrique et il a répété la même chose: „Celle-ci n'a sans doute rien eu, non plus.“ Et il les a prises ainsi l'une après l'autre, jusqu'à la dernière, qu'il a mangée aussi. Il n'en a pas laissé une.

2. *Can Nạ̄se-Dzójẹ́ tòrnạ̄e da tsạse.*

O plo ky'i̯ɣe rijịbló, l'é can Nạ̄se-Dzójẹ́ iɣ'itạ a tsạ̄se amoụ pé damoụ. Can l'aị̄e pochoụ tẹryẹ dé bẹ́^{i}tchye, étatsị̄é chin e.n-élsèrpa é pó byin ché fẹ́ɣé vêɣe, chyouo̮uị̄é tô on a vāe; pachạ̄é ba a Tsandoo̮uëṇ e ënsẹ́^{i} a Grano̮uẹ́ e outr'ā Drouṇ.na. E bin o.n-oɣị de ky'ē mouṇdó ch'iɣon balạ ó mọse; trêchạ̄e tui é véo̮uạ̄dzó é l'aị̄é pa 'na dzin defouɣa, pa 'na dzin i fénẹ́^{i}tré, tóï'é pọ̄rté cló^{ou}ché adrị, gnyoun pé̄ vạé di Tsandoo̮uëṇ tinky'ën Cortẹne.

Ọ́ɣa vo̮uẹ́ɣó dé ^{e}ạ̄dzó charẹ́ t-e itạ fouɣ'amoụ pé̄ mêiṇ, cọré tò ò dzò pe fou co̮uën, pé hé rapạche é falị̄é tòrnạ ba ëntó rin. Adoṇ pó pa étr'ā vergọgnye, pachạ̄e ou Tóriṇ ou bën vegnị̄e tin kyé ba a tsapạo̮ua dé Tsandoo̮uëṇ e di o̮ué^{i} apelị̄e inạ é oụtre pé̄ batạ̄$_{a}$. Iɣé pèrtọ́ bën plin de mouṇdó; ch'arétạ̄on dé trālẹ e dri: „Tó! Nạ̄se-Dzójẹ́! é é bẹ́^{i}tchye? é é bẹ́^{i}tchye?“ D'ạ̄tró oun pó mé^{i} oụtre che reboudzị̄on di pe derị é bóchoṇ é ouncómé^{i} i mẹ́^{i}ma tsansoṇ kye repelị̄e: „É é bẹ́^{i}tche? é é bẹ́^{i}tche?“. D'ạ̄tró có^{ou} pachạ̄e inạ a dzō$_{o}$. Iɣ'ouncọ́ miṇdró: o.n-oɣị de ky'ē mouṇdó iɣon tui inạ ā dzō$_{o}$ chè dzò. Avo̮uẹ́^{i} chin iɣé tòrdzó nē$_{e}$ de vergọgnye po enị a mijoṇ.

2. Quand Ignace-Joseph revenait de la chasse.

Le plus comique, c'est quand Ignace-Joseph avait été à la chasse dans les mayens supérieurs [dans la vallée supérieure de la Morge et la région du Sanetsch]. Quand il avait trouvé du gibier, il se l'attachait sur le dos et, pour bien se faire voir, il

descendait à Chandolin, passait à Granois et jusqu'à Drône. Eh bien! on aurait dit que les gens s'étaient donné le mot: il traversait tous les villages, et il n'y avait personne dehors, pas une âme aux fenêtres, toutes les portes fermées, pas un chat sur les chemins de Chandolin à Courtine.

Mais combien de fois aura-t-il été tout en haut dans les mayens, couru par ces coins, ces vilaines pentes et il devait s'en retourner avec rien! Alors pour échapper à la honte, il passait par le Torrent-Neuf[1] ou bien il descendait jusqu'à la chapelle de Chandolin, de là il grimpait la montée et traversait les prés batards.[2] Partout cela fourmillait de gens; ils cessaient de travailler et s'écriaient: „Tiens! Ignace-Joseph! Et le gibier? Et le gibier?“ Un peu plus loin d'autres encore sortaient de derrière les buissons et de nouveau le même refrain qui reprenait: „Et le gibier? Et le gibier?“ D'autres fois il montait jusqu'à la forêt. C'était pire encore. C'était à croire que tout le monde était à la forêt ce jour-là. Ainsi il était toujours noir de honṭe pour rentrer chez lui.

3. *E j-ënvinsyoṇ dé Nā̦se-Dzójẹ́.*

L'é achebëṇ dé Nā̦se-Dzójẹ́ kye coṇton sta coṇta. Oun matëṇ oun de Drouṇ.na pachā̦e inạ ën Cortẹne. L'a you Nā̦se-Dzójẹ́ fouɼa dé^{e}aṇ mijoṇ. L'aī̦e metoụ o fojẹ chou dạvoue pẹre e poue choutā̦e chou di pya. Ọ́ɼa sti l'a ëntèrvạ chin kye fajī̦e. Nā̦se-Dzójẹ́ l'a de ky'iɼ'aprẹ́ʿ còrbạ o fojẹ. Can vajī̦é ā tsạse inạ pē mountạgnye, l'aī̦e choouiṇ you pachạ dé tsamọ̀ derị é chệré; ọ́ɼa l'aī̦e tróouạ ha ënvinsyoṇ po teryẹ é bẹ́ʿtchye derị é chệre. L'a ouncó de: „L'é riṇkyẹ́ damā̦dzó ky'i pa ọna onẹ́ta cọ̀rba, adoṇ l'oɼaṇ pa gra é bẹ́ʿtchyé“.

3. Les inventions d'Ignace-Joseph.

C'est aussi d'Ignace-Joseph qu'on ṛaconte l'histoire suivante. Un matin, un [homme] de Drône passait par Courtine. Il a vu Ignace-Joseph dehors devant sa maison. Il avait placé [les extrémités de] son fusil sur deux pierres et il sautait dessus avec les pieds. Celui-ci lui a demandé ce qu'il faisait. Ignace-Joseph lui a répondu qu'il était en train de courber le [canon du] fusil. Quand il allait à la chasse par les monts, il avait souvent vu passer des chamois derrière les montagnes; maintenant il avait trouvé ce moyen pour tirer le gibier derrière les montagnes. Il a encore ajouté: „Dommage que je n'aie pas une lunette d'approche courbée, alors le gibier aurait chaud“.

---

[1] Nom du *bisse* ou aqueduc de Savièse.

[2] Les près *batards* sont les près qui s'étendent sur toute la partie supérieure du plateau de Savièse jusqu'à la forêt qui couvre le flanc sud du Prabé; on les arrose, mais on n'y met pas d'engrais; on ne les fauche qu'une fois.

4. *Nǟse-Dzoję́ é i ouįvra.*

Oun ǟdzó Nǟse-Dzóję́ l'aīe ǫna ouįvra viviǫta, yó ché[i] pa che l'aīe atsetą ou bën che l'aīe apelą. Sti poue pó fę́ŗe crere kye oua t'aīe teryǟe, l'a étatchyą a ouįvra pé a cąvoua ąvoue[i] ǫna fiséoua. Ǫŗa rlout ǫna vëntiņ.na dé pa mé[i] rlouin ameryę, ameryę; can l'a jou prou ameryą l'a teryą, é l'a t-e pa falou feŗi jęstó a còrdęta, é i ouįvra rape vīa, rin dé ma, avouę[i] oun motsoņ dé cordéta ā cąvoua. Can l'a yòu chin Nǟse-Dzóję́, chënblǟé kye dīīé che teryę fouŗa e pi da tę[i]ta.

4. Ignace-Joseph et le lièvre.

Une fois Ignace-Joseph avait un lièvre vivant, je ne sais pas s'il l'avait acheté ou s'il l'avait pris. Celui-ci, pour faire croire qu'il l'avait tiré, a attaché le lièvre par la queue avec une ficelle. Et lui, une vingtaine de pas plus loin de viser, viser; quand il et assez visé, il a tiré et n'a-t-il pas atteint juste la corde, et le lièvre aussitôt de prendre le large, n'ayant aucun mal, rien qu'un bout de corde à la queue. Quand Ignace-Joseph a vu cela, il semblait qu'il voulait s'arracher les cheveux de la tête.

5. *I derįre tsąse.*

O.n-ǟtre [i]ǟdzó l'a de fou kye l'an you Nǟse-Dzóję́ iną pé a dzō₀; chon jou mëtr'ǫna pé[i] kyę l'an arindjyą cómiņ foouęch'itą ǫna ouįvra fran ąvoue dīīé pachą Nǟse-Dzóję́. É l'a pa mancą; sti vegnīé ba dousemiņ avouę[i] o foję tsardjyą i man, é l'a you ha tsǫ́[ou]ja. I bę́[i]tchye boudzīé rin, réstǟé kīa oué[i]. Sti l'a byin pochou ameryę e poue l'a teryą. Ǫ́ŗa can l'a you fóouatą ha pé[i], l'a dri chondjyą ky'iŗe 'na fǟse. L'a fotou o foję chin kye l'a pochou ba pé ó ché[i].

Ché[i] pa che l'é véŗę[i], ma i ąvouį déŗé kye di adoņ l'a achyą platę a tsąse.

5. La dernière chasse.

Une autre fois il y a des gens qui ont vu Ignace-Joseph dans la forêt. Ils sont allés placer une peau qu'ils ont arrangée comme si elle avait été un lièvre juste à un endroit où devait passer Ignace-Joseph. Et cela n'a pas manqué [c'est arrivé comme ils s'attendaient], celui-ci descendait tout doucement avec le fusil chargé dans les mains et il a vu cet objet. L'animal ne bougeait pas, il restait là tout tranquille. Celui-ci a pu viser à son aise et puis il a tiré. Quand il a vu voltiger cette peau, il a tout de suite pensé qu'on lui en avait joué une. [De dépit] il a jeté le fusil de toutes ses forces par le rocher.

Je ne sais si c'est vrai, mais j'ai entendu dire que depuis lors il avait laissé la chasse.

IV.

Divers.

1. *Qu'ëncoṛạ kye l'itạ afenạ.*

Vajīon amoụ cómiṇ ọ́ṛa dḗṛ'a mẹ́cha. Ọ́ṛa iṛé ọ̄dre dé balẹ de bọ̄ró ou prẹ̄tre. Ọ́ṛa oun pạ̄tó oué[i] l'a de a cācouṇ, l'a de: „Ọ́ṛa sti an dzooueṛị ọna fạ̄se a mochọ̄₀". L'a de: „Vẹjó fḗṛ'ọna bẹ́oua batouạ de bọ̄ró e fẹ́tsó oun grou galọ́[ou] deṛëṇ". Ọ́ṛa l'an tòrnạ dẹ́ṛè chin a mochọ̄₀ e kye ẹchè pa prí a batouạ ëntchyẹṛe.

Ọ́ṛa ché dzò poue, i pạ̄tó oué[i] l'aīé prẹ́paṛạ ọna bẹ́oua batouạ, l'a de a mochọ̄₀: „Ọ́ṛa chó l'é pò.r-vó". — Ọṛa mochọ̄₀ l'a de: „Chó l'è troua, yó priṇjó pa tọ̀le". — É i pạ̄tó l'a de: „Bin, l'é pò.r-vó, priṇdé tọ̀te". — „Ma, Fransị, kye choṇdze-to, i prou rin ky'avoué[i] a mitchyạ". — „Na, na, chin ché partạdzé pa", e tiṛe taṛa. I pạ̄tó ch'atetsīe kye ẹche pri tọ̀te e mochọ̄₀ kyé na. Chè chon atetchyạ 'na vouạ̄rba é ā fën i pạ̄tó l'a balạ o coutẹ́[i] a mochọ̄₀: „Dabọ̀ kye ooue pa priṇde ky'a mitchyạ". Iṛon tui aprẹ́[i] che choṛiṛe, chondzīon ky'i pạ̄tó l'oṛị jou prou vergọgnye. Ọ́ṛa l'a findoụ a batouạ pe o mitiṇ. Iṛé tọ̀te de pō₀ bọ̄ró. L'a jou chin poue; l'a perdoụ oun bó ạ̄dzṓ de bọ̄ró; a mitchyạ d'ọna groụcha batouạ.

Fóou t-e crẹṛe ky'i pạ̄tó l'oṛị de kye metīe oun galọ́[ou] deṛëṇ ou bọ̄ró che ẹche jou qu'ëntinsyoṇ dé fẹ́ṛé chin? Ma l'a prou chondjyạ ky'é taboche l'oṛaṇ tọ̀te tòrnạ a dẹ́ṛè a mochọ̄₀, é diṇche l'e mochọ̄₀ kye l'itạ atrapị. Chin l'é aróouạ ou vyou tin, dé[e]aṇ kye foouẹchon itạ é mariṇ.né ā mountạgnye.

1. Le curé attrapé.

Ils [le clergé] montaient [au Sanetsch] comme maintenant dire la messe. Il y avait l'obligation de donner du beurre au prêtre [comme redevance]. Un pâtre a dit a quelqu'un: „Eh bien! cette année je jouerai un tour au curé". Il a ajouté: „Je m'en vais faire une belle pelote de beurre et j'y mets au milieu un gros caillou". Naturellement on a rapporté ce propos au curé et [on l'a averti] de ne pas prendre la pelote entière.

Or, [pour] ce jour-là le pâtre avait préparé une belle pelote; il a dit au curé: „Ceci est pour vous". — Le curé a dit: „C'est trop, je ne prends pas tout". — Et le pâtre de répliquer: „Si, c'est pour vous, prenez le tout". — „Mais François, que penses-tu? j'ai assez avec la moitié seulement". — „Non, non! cela ne se partage pas" *et cetera, et cetera*: le pâtre insistait pour que le curé prît tout et le curé [prétendait] que non. Ils ont discuté un moment. A la fin le pâtre a remis le couteau au curé, „puisque

vous ne voulez prendre que la moitié". Tous souriaient, pensant que le pâtre en serait pour sa honte. [Le curé] a fendu la pelote par le milieu. C'était du pur beurre. Il a eu cela; il a perdu une bonne quantité de beurre: la moitié d'une grosse barattée.

Peut-on croire que le pâtre aurait dit qu'il mettrait un caillou dans le beurre, s'il avait eu [vraiment] l'intention de faire ce coup? Mais il a bien pensé que les mauvaises langues rediraient tout au curé, et ainsi c'est le curé qui a été attrapé.

Ceci est arrivé au vieux temps, avant qu'il y eût les femmes à la montagne.[1]

2. *L'é myó ky'i bǫ^{ou}le choutį ky'i bǫna ^{e}aṇda choubrį.*

Ou vyou tin fajīon é j'armouṇ.né. Ǫ́ṛa ché kye balīé pó é j-armouṇ.né balīe ā míjoṇ dou comouṇ, dé ^{e}ą̄dzó ën tchye rloui. Avouę^{i} de grouche tsodįṛe fajīon prou dé bǫ́na chǫpa; couijīon deṛëṇ oun cartį dé ^{e}ątse, e poue de pi, de peoua, prou 'na bǫ́na chǫpa.

Chin įṛe ou vyou tin. Adoṇ e mouṇdó įṛon tó mé^{i} rętsȍ kyé ǫ́ṛa. L'aīon mé^{i} dé danrę^{i} dé tǫta chǫ̂rta é l'aīon rin d'ënpǫ́ a paę. I fandaṇ įṛé pa cognyoų, l'aīon rin kye de vyou plan dou paį: de moscą, d'omągnye, dé rǫ́dzó dou paį: chin cótą̄é pó^{ou} pó tralę; l'aīon rin béjouiṇ dé tan mętré dé fémę^{i}, pa tui é dó^{ou} dzò pachą dé matįṛe. L'aīon mé^{i} dé tǫte prou. E rętsó balīon dē tin j-ën tın dé j-armouṇ.né.

Ǫ́ṛa ché có^{ou} l'an fé é j-armouṇ.né outr'a Tsandoouëṇ. Ǫ́ṛa vajīon tui outré priṇde de grouché bidónę^{i}, é balīon achebëṇ chopą ouę^{i} chó^{ou} rlō$_{o}$ e poue partīon ëntǫ́ o bidoṇ.

Ǫ́ṛa ǫ́na cǫ́^{ou}oua, ǫna vyęle mariṇ.na de Drouṇ.na, oui dejīon Felisitę^{i}, įṛé achebëṇ itą̄e outr'a Tsandoouëṇ e poue vegnīe ënsę^{i}. Chin įṛé djya oun pó^{ou} tā$_{a}$. Di pé Granouę l'a pachą ënsę^{i} pé damoų, to cha ënsę^{i} pé ha vąe kye pą̄ché iną pé damoų Syon é ënsę^{i} a Mountèlę. Ou vyou tin fou de Drouṇ.na pachą̄on byin pè.r-lé^{i} Ǫ́ṛa can l'itą ënsę^{i} i Moṛése ouę^{i} l'aīe ǫna graṇdze, įṛé djya byin tā$_{a}$ poue, ǫ́ṛa l'e jou deṛëṇ ou bou ouę^{i} ché répóją. Dichyą 'na vouą̄rba che tǫṛné métr'a chopą, é l'a ouncǫ́ pęskye to chopą a bidóną; avouę^{i} ȍ matëṇ įṛe choutą̄e poue.

Chin ra e t-e pa adrį cómiṇ djyon:

L'é myó ky'i bǫ^{ou}le choutį,
Ky'i bǫna ^{e}aṇda choubrį.

---

[1] Le conte admet qu'originairement les pâtres étaient des hommes; depuis une trentaine d'années il en est ainsi, mais auparavant c'étaient les femmes qui, à Savièse, allaient à la montagne; elles s'appelaient *patóṛéché.*

2. Il vaut mieux que ventre saute,
Que laisser perdre bonne sauce.

Au vieux temps on faisait les „*aumônes*“. Celui qui se chargeait de fournir les *aumônes* les faisait distribuer à la maison de commune, des fois aussi chez lui. Dans d'énormes chaudières il cuisait d'excellente soupe; on mettait dedans un quartier de vache, de l'orge perlé, [bref] une soupe délicieuse. Cela se passait au vieux temps. Alors les gens étaient beaucoup plus riches que maintenant; ils avaient plus de denrées de toute sorte et n'avaient point d'impots à payer. Le fendant[1] n'était pas connu; ils n'avaient que de vieux plants du pays: du muscat, de l'humagne, du rouge du pays; ils n'avaient pas besoin d'y mettre tant de fumier, ni d'y mettre des ingrédients chimiques tous les deux jours. Ils avaient davantage assez de tout. Les riches donnaient [donc] de temps en temps des *aumônes*.

Or cette fois-ci on avait fait l'*aumône* à Chandolin. Tous s'y rendaient et y remplissaient de gros bidons, et on y donnait aussi de quoi manger sur place à leur appétit et puis ils s'en allaient avec le bidon.

Or donc, une mendiante, une vieille femme de Drône, — on l'appelait Félicité — s'était aussi rendue à Chandolin, puis elle revenait [pour rentrer à Drône]. C'était déjà un peu tard. De Granois elle a passé par en haut, tu sais bien par ce chemin qui passe au-dessus de Syon et à Monteiller.[2] Au vieux temps les gens de Drône prenaient souvent ce chemin. Quand elle fut arrivée aux Moresses, là, tu sais, il y avait une grange; c'était déjà bien tard; elle est donc entrée à l'étable pour s'y reposer. Et voilà qu'au bout d'un moment elle se remet à manger, et elle a presque vidé tout le bidon. Le matin le ventre lui avait sauté.

N'est-ce pas le cas de dire:

Il vaut mieux que ventre saute
Que laisser perdre bonne sauce.[3]

CHRISTOPHE FAVRE.

---

[1] Le fendant est un plant de vigne dont l'importation en Valais n'est pas très ancienne. Il y est devenu le vin de commerce par excellence. Sa culture est coûteuse et exige des soins particuliers. Le muscat, l'humagne, le rouge du pays, d'acclimatation plus ancienne, sont préférés des indigènes.

[2] Petit hameau du village de Drône, le plus élevé de Savièse.

[3] Voir *Proverbes de Savièse*, Prov. 97. Il faut remarquer que le mot *armouṇ.na* ne désigne que les distributions de nourriture dans le genre de celle racontée ici. Pour une aumône ordinaire on dit *baḷẹ a chaṛitẹ́*ⁱ.

VERMISCHTES.

I. Zur Wortgeschichte.

1. Lat. *ballāre,* span. *bailar,* franz. *danser.*

In „Wörter und Sachen“ 9, 124 habe ich das seit Augustinus bezeugte lat. *ballāre* „tanzen“ von griech. *πάλλειν* hergeleitet, woran schon Aeppli, Die wichtigsten Ausdrücke für das Tanzen in den rom. Sprachen, 11 dachte, genauer von intrans. *πάλλειν* „sich schwingen, sich heftig bewegen“, das Aristophanes in der Lysistrata 1304 von Tanzenden gebrauchte. Nun behauptet Rohlfs, ZrP. 49, 115 Anm. 1, daſs dieser Herleitung „schwere historische und lautliche Bedenken entgegenstehen“. Da Rohlfs wegen seiner Arbeiten über griech. Wörter im Rom. bei manchen als Kenner der griech.-rom. Wortbeziehungen Ansehen genieſst, so ist zu erwarten, daſs die Romanisten, die sich mit etymologischen und überhaupt mit linguistischen Fragen nicht näher befassen, meine Herleitung für durch Rohlfs erledigt halten. Daher müssen wir uns diese schweren Bedenken näher ansehen.

Rohlfs trägt seine Bedenken mit folgenden Worten vor: Die ganze lat. Tradition weiſs von der Aufnahme dieses griech. Wortes nichts; und doch müſste das Wort in alter Zeit ins Lat. gedrungen sein, da nur dann der Wandel von *π* zu *b* eine Erklärung fände, andererseits das Wort dem Moderngriech. verloren gegangen ist. So Rohlfs. Was soll der Satz, daſs die ganze lat. Tradition von der Aufnahme dieses griech. Wortes nichts weiſs, bedeuten? Lat. *ballāre* ist seit Augustinus mehrfach bezeugt. Die lat. Tradition weiſs von *ballāre.* Von dessen Herkunft vom genannten griech. Worte weiſs sie allerdings nichts, braucht aber auch davon nichts zu wissen. Die Angabe eines römischen Grammatikers, daſs lat. *ballāre* vom genannten griech. Verbum herkomme, fehlt allerdings; aber eine solche Angabe fehlt bei den meisten auf volkstümlichem Wege entlehnten lat. Wörtern griech. Ursprungs, die man trotzdem mit groſser Sicherheit für griech. Lehnwörter hält. Das wäre überhaupt eine traurige Sprachwissenschaft, die Entlehnungen von Wörtern aus einer Sprache in eine andere nur dann erkennt, wenn die Entlehnung zufällig von einem Zeitgenossen angegeben wird. Neben der ausdrücklichen Angabe eines Grammatikers könnte eine Nebenform mit *p-* die Herkunft des lat. *ballāre* von griech. *πάλλειν* sichern.

Eine solche Nebenform fehlt allerdings; aber dies widerlegt die Herkunft von einem mit *p-* anlautenden griech. Worte nicht. Lat. *buxus* „Buchsbaum“ hat auch keine Nebenform **puxus* oder **pyxus* und wird doch von Saalfeld, Weise, Walde u. a. mit Sicherheit vom griech. πύξος hergeleitetet. Die griech. Lehnwörter des alten Lateins zerfallen eben in zwei Klassen, in die vom niederen Volke mit Lautsubstitution entlehnten Wörter und in die von den gebildeten Römern ohne Lautsubstitution mit möglichst getreuer Wiedergabe entlehnten Ausdrücke. In jene Klasse gehört z. B. *buxis*, *buxida* Cgll. 5, 93, 7, des Volkslateins, in diese *pyxis*, *pyxida* der Sprache der höheren Stände, während das bei Scribonius Largus, 80 und 228 überlieferte *puxis* ein Kompromifs von *buxis* und *pyxis* ist. Aber das von Tanzenden gesagte πάλλειν wurde eben nur auf volkstümlichem Wege entlehnt wie πύξος im Gegensatz zu πυξίς. Deshalb erscheint neben *ballāre* keine Nebenform mit *p-*. Wie bei *buxus* schliefst auch bei *ballāre* das Fehlen einer Grammatikernotiz und einer Nebenform mit *p-* die Herkunft von einem mit *p-* anlautenden griech. Worte nicht aus. Es ergibt sich also bei näherer Betrachtung, dafs die Bemerkung „die ganze lat. Tradition weifs von der Aufnahme dieses griech. Wortes nichts“ kein Einwand ist.

Rohlfs’ weitere Bemerkung, es „müfste das Wort in alter Zeit ins Lat. gedrungen sein, da nur dann der Wandel von π zu *b* seine Erklärung fände“ ist richtig und ist nur in den Satz zu ändern: das griech. Wort ist in alter Zeit ins Lat. gedrungen. Hier ist Gelegenheit, eine bisher übersehene Tatsache in der Geschichte der Überlieferung von *ballāre* hervorzuheben. Das Verbum selbst wird zwar auch im Thesaurus aufser aus dem Cgll. 2, 255, 43 und den Not. Tiron. 93, 30, also aus einer Glosse und einer tironischen Note, deren Abfassungszeit nicht feststeht, erst bei Augustinus, sermones ed. Mai 106, 2 (auch bei dem Pseudo-Augustinus, sermones 265, 4; 266, 3), bei Cäsarius von Arles und Ferrandus von Karthago belegt, ist also mit Sicherheit erst seit etwa 400 n. Chr. bezeugt. Aber *ballator* „Tänzer“ findet sich nicht nur in der römischen Inschrift CIL. VI, 2265, zu der der Herausgeber in der Anmerkung *ballare* einen „barbarismus antiquus pro saltando“ nennt, und in den Not. Tiron. 93, 31, sondern auch in einer in den Notizie degli scavi di antichità 1893, 42 herausgegebenen Inschrift aus Pompeji, die die Worte *Vitalio baliator est musicus* bietet. Da diese Inschrift im Thesaurus II, 1700, 29 f. unter *ballator* angeführt wird, hat offenbar auch die Redaktion dieses Wörterbuches *baliator* für verschrieben statt *ballator* angesehen. Wenn dies, wie wahrscheinlich, richtig ist, bestand *ballātor* „Tänzer“ (vgl. das folgende *musicus*) und dann natürlich auch sein Grundwort *ballare* im Volkslatein Pompejis vor 79 nach Chr. Da *ballāre* von Augustinus in Nordafrika und von Ferrandus in Karthago, *ballātor* in einer Inschrift Pompejis und einer Roms gebraucht wurden, waren das Verbum und seine Ableitung zunächst in Unteritalien bis Rom und in Nordafrika üblich. Im Anfange des 6. Jahrhunderts wurde *ballāre*

allerdings auch schon von Cäsarius in Arles gebraucht. Das ursprüngliche Auftreten in Unteritalien und Nordafrika stimmt zu der Annahme griech. Herkunft. Somit wurde griech. *πάλλειν*, das von der Bewegung der Tanzenden wie von Aristophanes gebraucht wurde, im 1. Jahrhundert nach Chr. in Unteritalien aus dem Griech. ins Latein auf volkstümlichem Wege mit der Lautsubstitution des *b* für griech. *p* übernommen und breitete sich von Rom später aus. Da nach unserer Ansicht griech. *πάλλειν* schon im 1. Jahrhundert nach Chr. übernommen wurde, ist die von Rohlfs noch hervorgehobene Tatsache, dafs es dem modernen Griech. verloren gegangen ist, für unsere Auffassung ohne Bedeutung. Kurz, Rohlfs' Argumente gegen meine Herleitung des lat. *ballare* sind nichtig.

Da lat. *b* für griech. *p* in vielen anderen Fällen auftritt, pafst *πάλλειν* lautlich; da es von Aristophanes für die Bewegungen der Tanzenden gesagt wird, pafst es begrifflich. Weiteres sehe man in meinem ersten Aufsatze.

In „Wörter und Sachen" 9, 125 habe ich span. *bailar* „tanzen" über **badilāre* und älteres, später dissimiliertes **badidāre* von griech. *βαδίζειν* „schreiten" hergeleitet. Rohlfs, ZrP. 49, 115 Anm. 2 nennt das „eine Schreibtischkonstruktion, die niemand ernst nehmen wird" und fügt hinzu: was soll das griech. Verbum, das sonst kein rom. Gebiet kennt, gerade in Spanien?

Befassen wir uns zunächst mit dem im zweiten Satze ausgesprochenen Einwande. Rohlfs hat übersehen, dafs ein lat. *badizāre* „schreiten" überliefert ist. Es wird von Georges und im Thesaurus aus des Plautus' Asinaria 706 belegt, wo in einer Rede *tolūtim nī badizās* vorkommt. Die Aufnahme des griech. *βαδίζειν* ins Latein ist eine Tatsache, die auch Rohlfs nicht wird leugnen können. Danach ist die Frage: was soll das griech. Verbum gerade in Spanien? überhaupt unberechtigt. Es müfste heifsen: was soll dafs lat. Verbum griech. Ursprungs gerade in Spanien? Da *badizāre* von Plautus, einem Manne niederer Herkunft, in der Rede eines gewöhnlichen Mannes gebraucht wurde, gehörte es zweifellos zur Zeit seiner literarischen Tätigkeit, d. i. um 200 vor Chr., der lat. Volkssprache Mittelitaliens an. Bald darauf wurde Hispanien, wenigstens dessen Osten, als römische Provinz eingerichtet und die Romanisierung begann. Warum soll *badizāre* damals nicht nach Hispanien eingeführt worden und dort geblieben sein, während es im Mutterlande später verloren ging? Gerade das Span. enthält viele alte lat. Wörter, die auf anderen rom. Gebieten untergingen. Der von Rohlfs mir gemachte Vorwurf wäre vielleicht unterblieben, wenn ich es nicht in meinem ersten Aufsatze unterlassen hätte, auf lat. *badizāre* hinzuweisen. Dies habe ich hiermit nachgeholt. Ob man übrigens, auch ohne Kenntnis des lat. *badizāre*, die Herleitung des span. Wortes von einem vorhandenen griech. Worte eine „Konstruktion" nennen kann, mögen andere bei sich entscheiden. Der Vorwurf kränkt mich, der ich seit vielen Jahren gegen alle konstruierten Etyma bin. Der Ausdruck „Schreibtischkonstruktion" erinnert an die Vorwürfe „Kon-

struktivitis“ und „Schreibtischlinguist“, die Spitzer, ZrP. 46, 481 Anm. 3, bez. 574 unten gegen Gamillscheg richtete; als angeblicher Verfertiger von „Schreibtischkonstruktionen“ bin ich also in bester Gesellschaft. Rohlfs bemerkt auch, daſs meine Herleitung „niemand ernst nehmen wird“. Er begnügt sich nicht, zu sagen: ich und viele andere werden das nicht ernst nehmen; er sagt vielmehr, daſs alle es nicht ernst nehmen werden. Um die Sicherheit der Überzeugung, daſs seine Ansicht von allen anderen geteilt werde, und um das darin sich äuſsernde Selbstbewuſstsein beneide ihn ich als bescheidener Österreicher besonders. In der angeführten Anmerkung fährt Rohlfs fort: wann wird einmal die mechanische mit spitzfindigen Lautregeln operierende Aufstellung von Etymologien, die rücksichtslos über alle anderen Gesichtspunkte hinwegschreitet, ein Ende haben? Ob die Herleitung des span. *bailar* von einem, wie sich zeigen wird, lautlich sehr gut und begrifflich ziemlich gut passenden vorhandenen Worte eine „mechanische“ Etymologisierung ist, will ich dahin gestellt sein lassen. Aber welches sind die „spitzfindigen Lautregeln“, mit denen ich bei meiner Erklärung von *bailar* operiert habe? Die Annahme, daſs *z* im Volkslatein *di̯* ergeben habe, stammt nicht von mir, ist vielmehr schon von Meyer-Lübke, Rom. Gram. 1, 34 Mitte; GGr. I^2, 473 oben und anderen gemacht worden. So entsprach dem überlieferten *badizāre* im Volkslatein Hispaniens **badidiāre.* Die weitere Annahme, daſs *d-d* im Span. zu *d-l* dissimiliert worden sei, stammt auch nicht von mir, ist vielmehr schon von Baist, GGr. I^2, 897 Zeile 17 und Hanssen, Gramática histórica 66 unten und anderen gemacht worden. In der Sprache, in der **madrideño* zu *madrileño* wurde, kann **badidiāre* zu **badilāre* geworden sein. Daſs diese Zwischenformen nicht bezeugt sind, ist nicht meine Schuld, sondern die Folge der ungemein dürftigen Überlieferung. Daſs man **badilāre* und nicht **badiliāre* gesagt habe, habe ich durch die Anpassung an die Verba auf *-ilāre,* vor allem *ventilāre* erklärt, das von den Spaniern Martial und Seneca gebraucht wurde und in span. *bieldar* erhalten ist. Ich füge hier hinzu, daſs nach dem frühen Zusammenfall von *b* und *v* in Spanien *ventilāre* und **vadilāre* einander lautlich sehr ähnlich waren. Man könnte, da auch ein **vadilāre* dem span. *bailar* genügen würde, an eine Ableitung von *vādere* denken; aber diese hätte **vādulāre* gelautet. Die Annahme endlich, daſs das intervokale *d* im Span. geschwunden sei, ist auch schon anderen gemacht worden, was ich nicht zu belegen brauche. Daſs die darnach zusammentretenden Vokale span. *ai,* nicht mehr *ei, e* ergeben haben, ist allerdings erst von mir festgestellt, aber mit *arraigar* „wurzeln“ bewiesen worden, das sicher von **adrādicāre* herkommt. Bei meiner Herleitung des span. *bailar* von *badizāre* habe ich also mit der bekannten Vertretung des *z* durch *di̯,* mit der bekannten Dissimilation von *d-d* zu *d-l* und mit dem bekannten Schwunde des intervokalen *d* operiert, drei einfachen Lautübergängen; wer diese „spitzfindige Lautregeln“ nennt, verrät eine gewisse Einfachheit des Intellektes, der wenig Kompliziertes schon sehr kom-

pliziert findet. Bei meiner Erklärung von *bailar* habe ich die Lautentwicklung in allen Punkten und die Bedeutung, über die ich gleich noch einiges sagen werde, berücksichtigt, hier auch die Bewahrung des altlat. *badizāre* gerade in Spanien durch die Erhaltung anderer alter Wörter gerade auf der iber. Halbinsel gestützt. Griech. Ursprung eines rom. Wortes für das Tanzen wird durch den gleichen Ursprung des lat.-rom. *ballāre* und durch den griech. Stamm des afrz. *carole* „Reigentanz“ gestützt. Habe ich da wirklich eine Etymologie aufgestellt, die „rücksichtslos über alle anderen Gesichtspunkte hinwegschreitet?“. Auf Rohlfs' Frage, wann die von mir und wohl auch von einigen anderen geübte Art des Etymologisierens ein Ende haben wird, antworte ich für meine Person: wann alle rom. Wörter eine befriedigende etymologische Erklärung gefunden haben werden. Alle bisher noch nicht in befriedigender Weise gedeuteten Wörter einfach als Schallwörter zu erklären, sehe ich und wohl mancher andere allerdings nicht als befriedigende Erklärung an.

Während Rohlfs gegen meine Erklärung des span. *bailar* nicht stichhaltige Argumente vorgebracht hat, hat er das einzige stichhaltige Bedenken nicht geäufsert, nämlich den Unterschied der Bedeutung des lat. *badizāre* „schreiten“ und des span. *bailar* „tanzen“. Nun hat Aeppli in seiner genannten Schrift, 34 Mitte richtig „den lebhaften, gesprungenen oder gehüpften Tänzen, wie sie vornehmlich den Bauern und dem niederen Volke eigneten, die ruhigeren, getretenen oder gegangenen, wesentlich höfischen und den höheren Gesellschaftsschichten angehörenden Schreit- oder Schleif-Tänze“ gegenübergestellt. Wenn *bailar* zunächst nur den Schreittanz bezeichnete, kann es sehr wohl von *badizāre* „schreiten“ hergeleitet werden. Dafür, dafs *bailar* zuerst den Schreittanz benannte, kann man folgendes anführen. Neben *bailar* bestand im Altspan. noch ein zweites Wort für das Tanzen, nämlich *sotar* aus lat. *saltāre* „tanzen“. Den von Aeppli, 51 Mitte und Anm. 2 gegebenen Belegen, nämlich dem *sotare* „saltare“ der Glossen von Silos, ed. Priebsch, ZrP. 19, 4 ff., Nr. 216, jetzt ed. Menéndez Pidal, Origenes, Glosse 251, und dem *sotar* der Danza de la muerte kann ich *sotar* des Alexandre O (ed. Janer in BAE. 57), 252c, bez. Alexandre P (ed. Morel-Fatio) 258c und *sotar* bei Juan Ruiz ed. Cejador 1001b, 1229d, 1516d hinzufügen; bei Ruiz 1229d steht *sota* „er tanzt“ im Reim auf *nota, nota, mota.* Neben *sotar* bestand die Ableitung *sota* „Tanz“ nach *ena sota* „in saltatione“ der Glossen von Silos ed. Priebsch Nr. 222, ed. Menéndez Pidal, Glosse 258. Altspan. *baylar* findet sich bei Juan Ruiz ed. Cejador 408d, 899b, ein abgeleitetes *bayla* „Tanz“ im Alexandre O 1976c (P 2118b hat *balladas* für *las baylas* der Handschrift O). Es ist von vorneherein wahrscheinlich, dafs altspan. *sotar* und *baylar* nicht genau dasselbe bedeuteten, vielmehr verschiedene Arten des Tanzes bezeichneten, dafs das eine Verbum den gesprungenen Tanz, das andere den Schreittanz benannte. Dabei wird man *sotar* nach seiner Herkunft von lat. *saltāre,* dem Frequentativum von *salīre,*

als Bezeichnung des gesprungenen Tanzes ansehen. In den Glossen von Silos ed. Menéndez Pidal, Origenes 23 oben bietet der lat. Text *ballare vel saltare*; davon ist *ballare* mit *cantare*, *saltare* mit *sotare* glossiert. Die Übersetzung des lat. *ballare* mit altspan. *cantare* — die Glossen haben noch auslautendes *e* — weist darauf hin, dafs der alte Spanier bei lat. *ballare* nicht an eine lebhafte Bewegung dachte; diese war mit *saltare*, altsp. *sotare* bezeichnet. Wenn *sotar* den gesprungenen Tanz, *bailar* eine andere Art des Tanzes bezeichnete, so ist es wahrscheinlich, natürlich keineswegs sicher, dafs *bailar* eine Art Schreittanz benannte. Aus den angeführten alten Belegen für *baylar*, *bayla* läfst sich leider nicht entnehmen, welche Art des Tanzes damit gemeint war. Wegen des Gegensatzes zu *sotar* „springend tanzen" darf man annehmen, dafs *baylar* eben „schreitend tanzen" bedeutet habe, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist. Wie nach Aeppli, 35 im Frz. *danser* Bezeichnung des höfischen, getretenen Tanzes, die Benennungen des gesprungenen bäurischen Tanzes verdrängte, so im Span. *bailar*, Benennung des eleganten Schreittanzes, das bäurische *sotar*.

Nunmehr glaube ich die Herleitung des span. *bailar* von lat. **badidiāre*=*badizāre* auch nach der Seite der Bedeutung gestützt zu haben. Seiner Zeit vermutete ich, dafs lat *ballāre* einst auch in Spanien gebraucht worden sei, weil *ballematia* nach den Belegen im Thesaurus und bei Du Cange dort üblich war, was schon W. v. Wartburg, FEW. 222a konstatierte. Isidor von Sevilla, Orig. 3, 22, 11 gebraucht *ballematia* „das Tanzen", das übrigens ein griech. Suffix hat, nebst *cymbala ballematica*. In anderer Bedeutung ist *ballāre* ja in veraltetem span. *aballar* „umstürzen" erhalten. Vermutlich nahm also altspan. *baylar* ein lautlich und begrifflich ähnliches altspan. **ballar* „tanzen" in sich auf.

Wenn man *bailar* überhaupt für ein altes Wort der Sprache hält, was man wegen des Vorkommens von *bayla* im Alexandre doch wohl tun mufs, kann man ihm nur eine Grundform mit *-adi-*, also ein **badilāre* zugrundelegen. Lat. *-adi-* ergab nach *arraigar* span. *ai*, während lat. *ai*, *ay'*, *agi* span. *e* nach *lego*, *merino*, *mego* aus *laicus*, *majorinus*, *magicus* lieferten.

Rohlfs, der die Herleitung des lat. *ballāre* von griech. *βάλλειν* und die des span. *bailar* von lat. *bajulāre* mit Recht, meine Erklärungen, wie ich glaube, mit Unrecht ablehnt, meint, dafs eine endgültige Lösung erst dann möglich sein dürfte, „wenn einmal restlos das gesamte rom. Material, das auf dem Stamm *ball-* (*pall-*) beruht, durchgearbeitet würde". Diese Auffassung ist sehr zweifelhaft. Das in Frankreich vorhandene Material ist von W. v. Wartburg, FEW. 217 ff. gesammelt; das in Spanien ist gering und das in Italien vorhandene könnte Rohlfs selbst am besten beibringen. Von einigen allenfalls erst zu findenden Dialektwörtern sind grofse Offenbarungen nicht zu erwarten. Jedenfalls hat Rohlfs schon jetzt, vor der vollständigen Sammlung des Materials, seine Ansicht über den Ursprung des lat. *ballāre* und seiner Sippe verraten. Er sagt,

es werde sich „vielleicht ergeben, dafs unsere Sippe überhaupt keine historischen Ahnen hat, die bis ins Altertum zurückreichen, sondern lautmalenden Umständen ihre Entstehung verdankt". Wie man bei dem Vorkommen von *ballāre* bei Augustinus, von *ballātor* in einer Inschrift Pompejis das Zurückreichen des Stammes ins Altertum bezweifeln kann, ist mir unverständlich. Da Rohlfs im Vorhergehenden selbst den Gebrauch von *ballāre* durch Augustinus erwähnt, der 430 nach Chr. starb, scheint er unter „Altertum" nicht wie alle anderen Menschen den bis 476 gerechneten Zeitraum zu verstehen. Für den lautmalenden Ursprung der Sippe verweist er in der Anm. 3 auf Sainéan, Sources indigènes de l'étymologie française II, 18 und auf nprov. *balin-balan* als den Ausdruck einer schaukelnden Bewegung (bei Mistral *balin-balant* „en balançant de côté et d'autre") sowie auf Frieda Kocher, Reduplikationsbildungen im Frz. und Ital., 93, eine mir nicht vorliegende Arbeit. Sainéan stellt im Kapitel „Mouvement oscillatoire" bei der Nuance „flottement" einfach frz. *baller* „voler au gré du vent, être pendant", *baloier* dass., *balocher* „vaciller", *balle* „enveloppe du grain" (!) mit nprov. *balin-balan*, *balalin-balalan* zusammen und behauptet deren onomatopoetischen Ursprung. Nprov. *balin-balant* hat zwar den bei Bezeichnungen schaukelnder Bewegungen beliebten Ablaut *i-a* wie *zigzag*; aber dieser Ablaut kann hier jung sein, kann, da *balin-balan* in der Provence „clopin-clopant" bedeutet, von *clopin-clopant* stammen. W. v. Wartburg, FEW. 219a oben hat prov. *balin-balan* „clopin-clopant", nprov. *balin-balant* „id., en se dodelinant", zu Pézénas *balalin-balalan* „clopin-clopant; va-et-vient d'une cloche en branle" als Ableitungen „mit reduplizierendem Ablaut" unter *ballāre* „tanzen" eingereiht und 218 gesagt, dafs „von der wiegenden Bewegung des Tanzes ausgehend das Verbum verschiedene sekundäre Bedeutungen annimmt". Ich kann ihm nur beistimmen. Bei der Erörterung der Frage nach dem Ursprung das neuprov. *balin-balant* dem altprov. *balar* und dem lat. *ballāre* voranzustellen, wiederspräche dem historischen Prinzip. Als sekundär beweist der nprov. Ausdruck nichts für den lautmalenden Ursprung der Sippe.

Da Rohlfs, ZrP. 49, 13 Anm. 1 bei der Besprechung der Herkunft des frz. *danser* daran erinnert, „dafs *din-*, *dan-* in Frankreich ein weitverbreiteter Stamm zur Bezeichnung eines Schaukelns ist", wobei er auf savoy. *dandala* „osciller", champagn. *dandoler* „se bercer" und auf Sainéan, Sources II, 14 ff. verweist, so vermutet er für *danser* ebenfalls Herkunft von einem Schall- oder vielmehr von einem Schaukelwort. So zeigt Rohlfs deutlich die Neigung, etymologisch dunkle Wörter durch Lautmalerei oder akustische Nachahmung der Schaukelbewegung zu erklären. Der dieser Auffassung entgegenstehende Umstand, dafs Schälle den Tanz meist nicht begleiten oder, wenn sie ihn begleiten, geringfügig und für die Bewegung des Tanzes ohne Bedeutung sind, und der der Herleitung von einem Schaukelwort entgegenstehende Umstand, dafs die für Schaukelwörter charakteristische Reduplikation mit anderem Vokal (*zigzag*),

allenfalls mit sekundärer Dissimilation (*dandalà* wohl aus *dandanà*) bei den Stämmen *ball-* und *danç-* fehlt, diese seiner Auffassung hinderlichen Umstände werden von Rohlfs mit keinem Worte erwähnt. Ist das keine „mechanische Aufstellung einer Etymologie, die rücksichtslos über alle anderen Gesichtspunkte hinwegschreitet"? Die Erklärung etymologisch dunkler Wörter durch Lautmalerei ist eine nicht nur von Rohlfs, sondern auch von anderen jüngeren Romanisten geübte Mode geworden, bei deren Ausübung man nicht mehr nach dem ursprünglichen Sinn des Wortes 'Lautmalerei' fragt. Der in den Anfängen meiner romanistischen Studien, vor 25 Jahren, von mir gehörte Vers: „was man nicht erklären kann, sieht man flugs für keltisch an" ist durch den Grundsatz ersetzt worden: was man nicht erklären kann, sieht man für ein Schallwort an.

Zum Schlufs habe ich noch über die Herkunft des afrz. *dancier* „tanzen" zu sprechen, von dem auch nach Rohlfs, ZrP. 49, 116, die entsprechenden Verba der anderen rom. und der nicht rom. Sprachen stammen. Rohlfs hält für „einzig diskutierbar" das von Kluge im etymologischen Wörterbuch unter *Tenne* in der 9. (noch nicht in der 8.) Auflage, auch im Buch „Deutsche Sprachgeschichte", 216 und 287 zugrundegelegte mlat. **danetsare* „tennen" zu *danea* „Tenne", genauer „die Tenne mit Füfsen treten, stampfen".

Kluge sprach im Wörterbuch von einem „mlat. **danetzare*", in der „Deutschen Sprachgeschichte", 278 von einem „frühmlat. **danetsare*", nahm also eine rom. Ableitung von gallorom. *danea* „Tenne" an, das in den Reichenauer Glossen 851 (*area danea*) bezeugt und in altwallon. *daigne*, neuwallon. *deñ* erhalten ist (Behrens, Beiträge zur frz. Wortgeschichte und Grammatik, 69 f.). Im Gegensatz zu Kluge vermutet Aeppli, 87 unten das in got. *-atjan*, ahd. *-azzen*, *-ezzen* vorliegende germ. Verbalsuffix. Ein germ. **danjatjan* wäre eine reine Konstruktion, da eine Ableitung von germ. **danja* mit diesem Suffixe in keiner altgerm. Sprache erhalten ist. Ein gallorom. **danetsare* könnte ein älteres **daniciāre* oder **danitiāre* oder eine entsprechende Form mit *cc* oder *tt* fortsetzen; aber auch die Anfügung eines solchen Suffixes an *danea* im Gallorom. wäre, soviel ich sehe, ganz singulär. Das junge *-asser* (Meyer-Lübke, Frz. Gram. 2, 136) kann nicht verglichen werden, da ursprünglich denominal. Mit Recht bemerkte daher Aeppli, 31, dafs **danetzare* „vom Standpunkte des Germ. wie dem des Roman. aus hinsichtlich der Gestaltung des Verbalsuffixes ziemlich vereinzelt dastände". Auch Rohlfs gibt zu, dafs das Suffix „Schwierigkeiten macht". Weiters hätte **danetsare* als stammbetonte Formen des Präsens **danétso' -as, -at, -ant* gehabt, die afr. **danéz*, **danéces*, *-e*, *-ent* ergeben hätten; im Afrz., das bei anderen Verben bekanntlich den betonten Stamm neben dem vortonigen bewahrt hat, findet sich keine Spur eines Stammes **daneç-*. Dafs ein *danetsare* „die Tenne festtreten, stampfen" nach afrz. *treschier* „tanzen" aus fränk. **þreskan* „dreschen" begrifflich passen würde, ist Rohlfs, der diese Parallele bringt, ohne weiteres zuzugeben. Aber formell pafst es nicht. Für Kluges Etymon macht Aeppli, 31 unten

noch geltend, dafs ein germ. Ursprung von *dancier* wahrscheinlich ist als ein lat. Dies sage ich auch; aber das von mir vorgeschlagene, gleich zu besprechende Etymon ist ja auch ein germ. Kluges Etymon ist konstruiert, pafst formell nicht und sein begrifflicher Zusammenhang mit *dancier*, das nirgends „die Tenne feststampfen" bedeutet, ist nur vom modernen Etymologen hergestellt. Wenn ich es aufgestellt hätte, hätte Rohlfs es wohl eine „Schreibtischkonstruktion" genannt.

In „Wörter und Sachen" 9, 126 habe ich *dancier* über gallorom. **dintiāre* von fränk. **dintjan*, der Entsprechung des fries. *dintje* „leicht zittern", isländ. *dynta* „den Körper auf- und niederbewegen", hergeleitet. Jetzt bemerke ich noch, dafs *dẽsé* im Nord 272, Oise 247, Vendée 459; *dẽsi* im Gebiet von Belfort 75, im Doubs 53, der Schweiz 64, 72, 73, 74; *dẽsyœ* im Rhône 908, *dẽšé* im Rhône 914, der Schweiz 939 auf Entstehung von *dancier* aus **dencier* weist und dafs **dintjan* wegen der Verschmelzung des *j* mit dem *t* zu *t'* gallorom. **dintiāre*, nicht **dintīre* ergab. Rohlfs, ZrP. 49, 116 Anm. 1 erwähnt meine Aeppli noch unbekannte Herleitung und bemerkt zu ihr: ich sehe darin gegenüber der Klugeschen Meinung keinen Fortschritt. Der Ersatz eines konstruierten, formell gar nicht, begrifflich nicht direkt passenden Etymons durch ein vorhandenes, lautlich und begrifflich passendes Grundwort ist für Rohlfs kein Fortschritt. Ist das ein unparteiisches Urteil?

JOSEF BRÜCH.

---

2. Ibridismo e tautologia ibrida nel siciliano.

Ibride, come è noto, sono le parole costituite da nuclei appartenenti a lingue diverse; *tautologiche* quelle composte da parti aventi lo stesso significato. L' ibridismo naturalmente può avvenire nelle lingue delle regioni state dominate da popoli parlanti lingue diverse. E' ovvio per esempio che nel francese possano trovarsi voci che conservino l' elemento gallico accanto al latino.

Qualche scarso ibrido di lingue preelleniche con lingue meno antiche, per quanto poco sicuramente, si può rilevare nel siciliano, specie nella toponomastica, poichè in questa la tradizione scritta e l' uso letterario valgono a fissare la forma delle voci, o reintegrarla, se alterata per le vicende fonetiche. Meno scarsi sono gl' ibridi genuini greco-latini, arabo-romanzi, arabo-greci e romanzi (siciliano-francese, siciliano-spagnuolo).

Vero ibrido non tautologico mi sembra il sic. *anzaru* 'erba dei porci', dall' ar *khanzir*, porco, e *arum* (gr. ἄρον). Cfr. G. De Gregorio in *Romania* LI, 528. Tale potrebbe essere il sic. *piturru* o *pitirri*, messin. *pittirru*, da *pettu* e gr. πυῤῥός rosso, poichè l' uccello così designato, detto anche *petturrussu*, ha il petto rosso. Vi si dovrebbe soltanto ammettere l' incrocio delle due parti della voce, incrocio che produsse la caduta del *p* interno.

Meno raro è l' ibridismo nei toponomastici. *Catanissetta* Caltanissetta, dall' ar. *kala't*, castello, e il siculo, adottato dai Romani, *Nissa*, a cui fu aggiunto il suff. *-etta* (cfr. *Turretta*, *Burgettu*). *Cozzuriddu* (a Pachino) dal sic. *cozzu*, poggio, e l' ar. *ʿarid*, pianura. *Muntariddu* (a Gagliano), dal sic. *munti* e l' ar. *ʿarid*. *Cavalusi* (a Ragusa) dal sic. *cava* fossa, e l' ar. *lûzah*, mandorlo. *Malacria* (a Lentini) dal lat. *malus*, melo e gr. ἄγριος, selvatico, furioso, ultimo significato che ci si palesa nel sic. *míngria* o *míngara*, corruccio dei bambini che hanno sonno, essendo la prima parte della voce costituita da μῆνις ira. La denominazione del fiume *Diriddu*, che sorge dalla montagna di Vizzini, e corre tra la provincia di Caltanissetta e quella di Siracusa, è *wadi Igriqu* in Edrisi, che la indica come greca. Secondo M. Amari l' *Odogrillum* o *Dirillum* dei diplomi del sec. XIII e XIV contiene l' ar. *wadi*, fiume, e il greco „*akrilla*, da *akris*, cima del monte". *Aciriali*, Acireale, è ormai un ibrido, perchè col gr. Ἄκις porta incorporato il sic. *riali*, dato anche che questo non provenga dall' ar. *rahal*. In *Castruriali*, *Castrunovu* è probabile che il *Castru-* non provenga dal lat. *castrum* ma dall' ar. *qasr*. *Castronuovo* è chiamato da Edrisi *kasr nubu*, in cui il *nubu* pare riproduca arabicamente il sic. *novu*. La via principale di Siracusa tempo addietro era chiamata *Mastrarua*, che è un ovvio composto del sic. *mastra*, principale, e *rua*, che si suole considerare come imprestito francese (*rue*).

Parmi che l' ibridismo possa constatarsi anche nell' elemento morfologico delle voci. Così credo ravvisarlo nelle formazioni col suffisso *-otu*, che non è propriamente del latino, ma del greco, come penso aver dimostrato il Prof. Paul Kretschmer: *galiotu*, *cunzariotu*, *massariotu*, *Bagariotu* (*Bagaria* dall' ar. *bgar* bue + suff. gr. lat. *ia*).

Gl' ibridi genuini sono rari nel siciliano; ma il numero degl' ibridi impropri o dei composti ibridificati, specie nella toponomastica, sono numerosissimi. Premetto che in questa l' elemento arabico equivale, se non prevale, al greco e al latino, specie nella parte meridionale e occidentale dell' isola, se si eccettuano i nomi delle grandi città. Tra' nomi delle 24 città, notate nel *Mo'gen*, vi sono di origine arabica solo quelli di Alcamo, Khalesa (al sec. X una cittadella, oggi un rione di Palermo), Marsala e Sciacca. Però i nomi arabici delle terre minori (senza contare quelli numerosissimi dei fiumi, monti, cale, promontorî) tornano a 328. Se ai toponomastici indicati dagli autori arabi si aggiungono quelli relativi alle contrade e ai feudi, che facilmente si lasciano ravvisare come arabici, si giunge a parecchie migliaia.

Dopo i lavori dei dotti arabisti palermitani Rosario Di Gregonio, Francesco Tardia, Michele Amari, per non citare il *Lexicon topogr.* del catanese Vito M. Amico e il *Saggio di topon. sic.* del notigiano Corrado Avolio, tutti i colti siciliani sanno ravvisare certi elementi arabici più comuni nei nomi di luogo dell' isola. La prima parte delle voci composte per designare piccoli centri abitati è costituita

da una delle voci *kala't* castellum, *rahal* casale, *menzîl* oppidulum, *casr* castrum; di quelle per designare sorgenti è costituita da *ʿain* acqua (fatta astrazione di quelle per designare capi, *ras*; di quelle per designare fiumi, *nahr*). Tali voci fondamentali hanno subìto non soltanto alterazioni fonetiche, ma talvolta trasformazioni complete per etimologie popolari. Perdutasi la coscienza del significato dei vocaboli arabici, il popolo li trasformò secondo analogie o anafonie con voci neolatine; e gli scrittori talvolta compirono l' opera della trasformazione con false etimologie dottrinarie, in modo che si formarono delle voci, in cui gli elementi arabici, o uno di tali elementi venne cangiato in un elemento siciliano.

Così il *Ragal-*, *Racal-*, *Ral-*, *Rial-* (it. *Regal-*), *Ra-* di *Ragalbutu* o *Regalbutu* (it. *Regalbuto*), *Ralbiatu* (un feudo a Piazza-Arm.), *Racalmutu*, *Racameni*, *Rabburduni*, *Rammacca* etc. non è altro che l' ar. *rahal*.

Il *Cala-*, *Calata-*, *Cata-*, *Carta-* di *Calafrasi*, *Calattubbu* (un feudo presso Alcamo), *Calascibetta*, *Calatamáuru*, *Calatabianu*, *Calatafimi*, *Cartabillotta*, *Cartagiruni*, *Cartanissetta* (Caltanissetta) e *Catanissetta*, *Cartavuturu* e *Catavuturu*, *Cartafausa* (un feudo presso Alcamo) etc. è l' ar. *kala't*.

I *Danni-*, *Denni-*, *Dinna-*, *Donna-*, *Cani-* di *Dannisini* (località presso Palermo), *Dinnammari* e *Ntinnammari* (monte in pr. di Messina) (*ʿAyn addam* sorgente delle lacrime), *Donnalucata* (a Sicili) (*ʾAyn al Awqal* 'fonte delle ore' di Edrisi), *Canicattì* (*Ayn al Tini* 'fonte del fico') etc. provengono dall' ar. *ʾayn* sorgente, acqua. I nomi di località in cui entra *cani-*, dalla stessa base, ammontano a centinaia, secondo G. M. Calvaruso (v. *Sicania, rivista di archeologia e folklore*).

Meno facile riesce determinare la seconda parte dei composti arabici toponomastici. Generalmente si sono tanto alterati da potersi con dificoltà e incertezza reintegrare.

Tali voci possono considerarsi come ibridi improprî, e principalmente quelle in cui gli elementi, o uno degli elementi arabici originari sono divenuti parole siciliane: *carta*, *calata*, *donna*, *cani*. Una metamorfosi completa ha subito l' ar. *Fahs-el-Emir* „campagna dell' Emiro" (secondo il Mongitore), che nei diplomi dei sec. XII e XIV è *Fahssimeria* (M. Amari, *St. dei Mus.* III, 869), ed ora *Fausumeli* (it. Falsomiele), quasi come a dire 'falso miele'.

Vi sono poi denominazioni ibridificate dagli Arabi, che a un elemento arabico accopiarono una voce romanza arabizzata. Così *Calatafimi*, detto da Edrisi *Kala't el fimi*, secondo M. Amari vale „rocca di Eufemio". Castrogiovanni sic. *Castrugiuvanni* è poi doppiamente ibrido. Il *castrum Ennae*, con una voce latina ed una greca, divenne in arabo *Qasryanni*, nell' asic. *Castrujanni*, e infine *Castrugiuvanni* con evidente intrusione di *Giuvanni*. Il *Yusuf*, Giuseppe, di *Menzîl Yusuf* (Edrisi) è divenuto *iusu* in *Menzuiusu*, come a dire 'in basso'. *Gibilimanna*, Gibilmanna (monte presso Cefalù) contiene la voce ar. *gebel* monte, e la siciliana *manna*.

Gibilirrussa, Gibilrossa (monte a SE. di Palermo) contiene la stessa voce araba, e il sic. *russa*, rossa, dal colore della roccia.

Se parlai di *vuturu*, evidentemente il lat. *vultur*, avoltoio, sotto *Abu-tur* nei miei *Contributi* etc. (*St. glottol. it.* VII), non fu certo per attribuire *vuturu* a quel gentilizio arabico. Fu per mostrare che in *Caltavuturu* vi ha ibridismo, sebbene non originario, in quanto che la prima parte della voce è sicuramente l' ar. *kala't*, rocca, ma la seconda ora è la medesima di *vuturu*. La denomizione arabica era *Kala't abi Thur* 'castello di quel dal toro', l' *abi Thur* essendo un soprannome, che occorre varie volte nei ricordi arabici. L' altra ragione per cui parlai, nel luogo citato, di *buturu*, rimandato dai dizionarî a *vuturu*, fu per spiegare il passaggio o indurimento di *v* in *b*, che per semplice fonetismo non avviene, ma avviene per *raddoppiamento sintattico* o incostante: *vuturu* di fronte a *un buturu* (cfr. G. De Gregorio, *Saggio di fonetica siciliana*, Palermo 1890, § 163). A questo proposito debbo avvertire che *buturnu*, airone, è una voce ben diversa di *buturu*, avoltoio. Tanto perchè Leo Spitzer in una recensione (*Ztschr. f. r. Ph.* XLIV) ai miei *Contributi* etc. (*St. gl. it.* VII) fantastica che io abbia immaginato „phantastischen Kombinationen", e cercato etimi arabici senza necessità; egli giunge a scambiare *buturu* con *buturnu*, anzi con un „*buturnu di* (sic!) *gaddazzi*", che è un ovvio svarione[1] di E. Rolland *Faune popul. de la France* II, 376, riportato da E. Gamillscheg (*Ztschr.* XL, 140), e riprodotto naturalmente dallo Spitzer.

Di tautologia ibrida in altri lavori ho dato qualche esempio. Ne aggiungo qualcuno, e riconfermo quelli già dati, poichè mi sembra che qualche glottologo non ammetta il fatto, o per lo meno non gli dia l' importanza che merita, tanto da perdere la bussola nella indagine etimologica di certi vocaboli. Ma il fatto è stato ben assodato anche in lingue più importanti del siciliano. Così il Prof. Max Niedermann ha felicemente spiegato il fr. *Châteaudun* dal lat. *castellum* e il celtico *dunum*, d' identico significato (*Ztschr. f. Ortsnamenforschung* T. III, p. 216).

Su *caniperru* dal sic. *cani* e spagn. *perro* cane, pare che nessuno voglia contradirmi. Aggiungo che nei Capitoli del regno sotto Federico III occorono anche i due elementi del composto invertiti: *perrecanum*. Ora la voce è quasi scomparsa; solo qualche vecchio popolano la usa, come esclamazione di rimprovero piuttosto scherzoso: *eh caniperru!* per dire: eh briccone! Così nessuno dubita che *Muncibeddu* non venga da *munti* e l' ar. *gebel*, monte, nè che *Linguaglossa* non venga da *lingua* e il gr. *γλῶσσα*, lingua. Abbiamo anche *Ciuminaru* da *ciumi* e ar. *nahr*, fiume, *Capuráisi* da *capu* e ar. *rais*, capo, promontorio, *Trimilia* (a Siracusa) dall' ar. *d'ra*,

---

[1] Nella Appendice al *Nuovo Vocabolario sic. it.*; Pedone Lauriel, Palermo, 1868 A. Traina registra „*buturnu* V. *aruni*" la quale ultima voce va corretta in *airuni*, che è l' it. *airone* (una specie di Ardea); nel *Vocabolarietto* etc. scrive: „*buturnu* vedi *jannazzu*". Ecco le tre parole lette male e riprodotte a vanvera.

miglio, e lat. *milium*. A Bauso ho inteso chiamare *petralapu* la pietra di cui si fa il cemento; ma si tratterà di *petra du lapu* perchè *u Lapu* (che credo sia il lat. *lapis*) è la località ove esiste tale roccia. Il gentilizio *Petralitu* è il sic. *petra* e il gr. *λίθος* pietra.

Sopra i sic. *mmerdavusa* e *sparapáulu* lo Spitzer, *loc. cit.* ha messo dei dubbî, che credo opportuno di dileguare. Sul primo esempio egli si limita, senza nessuna dimostrazione, a osservare che „könnte sich nach *cannavusa* . . . gerichtet haben". E la relazione del senso? Nessuna. E il *canna* trasformato in *mmerda*? Impossibile. Ma vi ha di più. Il *-vusa* di *cannavùsa* non è una voce aggiunta a *canna*; fa parte della radice *cannava*, seme del canape. Invece il *-vusa* di *mmerdavusa* è una parola, di cui nessun elemento entra nella prima parte del composto, e si ha anche isolatamente. Parrebbe anzi aversi qui una semplice tautologia, sebbene sia innegabile la connessione col fr. *bouse*, fiente de la vache, du boeuf. Intorno a *sparapáulu* lo Spitzer propone una connessione col toscano *sparapane*, mangiapane, spaccone. Ma il sic. *sparari*, sebbene si dica anche dello sbocciare delle piante, ha comunemente il senso di 'scaricare le armi a fuoco'; *paolo* poi è una moneta toscana, non siciliana. Inoltre che relazione di significato può esservi tra 'spaccare, fendere una moneta' e 'mal vestito, miserabile'? Soltanto gli studi di *folklore* potrebbero appoggiare questa etimologia; e chi sa se nelle ricche collezioni di Giuseppe Pitrè non si trovi qualche dato che ci aiuti! Ma, stando alle attuali indagini prettamente filologiche, il vocabolo può considerarsi un ibrido tautologico, dal lat. *pauper*, a cui sia stata elisa la sillaba *-pe-*, e il gr. *παῦρος*, tanto più che questo ha dato il sic. *pajulu*, da cui si spiega benissimo il *paulu*.

GIACOMO DE GREGORIO.

---

3. Nuovo gruzzoletto di voci arabo-sicule.

Al novero delle 82 voci considerate nel mio *Glossario delle voci siciliane* di origine araba (*St. glottol. it.* III) mi trovo di avere aggiunto altre 106 voci, diverse, nei *Contributi* etc. (*Stud. glottol. it.* VII) e una dozzina in altre riviste (*Ztschr. f. rom. Phil.*, *Romania* etc.). In *St. glottol. it.* VIII a. 1928 ne aggiunsi 3: *fesi*, *maramadda*, *mardanu*; ora ne aggiungo altre 4, *ciánnacu*, *dágala haninu*, *saccaru*, e giustifico l' etimo di *tarocсu*. Così il numero delle voci arabo-sicule da me segnalate si eleva a 207.

Sic. *ciánnacu.*

Questa voce è definita da A. Traina per 'spacco, fenditura'. Non è registrata da altri vocabolaristi, ma si trova in un poema

sulla Principessa di Carini, pubblicato da G. Pitrè (*Canti popol. sic.* V. 2°, Palermo, Clausen):

Ntra ciánnachi e sdirrupi la me strata.

La voce non è nè latina nè greca, ed io pel primo la dichiaro di origine arabica. Dal tratto ora riportato si vede che 'ciánnachi' indica fossi nel terreno. Allora credo sicuramente che si tratta dell' ar. خندق *khandaq* 'fossa munimenti ergo ducta pec. circum moenia urbis', Freytag, *Lex. ar.-lat.* Halis Sax. 1837, p. 165. Anche nell' ar. moderno esiste la voce; Griffini (*L'arabo parlato in Libia*, Milano, Hoepli p. 124) registra *ḫandag* fossato; Nallino (*L'ar. parl. in Egitto*) *ḫandaq*, trincea.

Sic. *dágala.*

Di questa voce mi sono occupato in *St. glottol. it.* III, 263 ss e VII, 104, modificando la definizione data dai dizionari nella seguente: terreno basso sottostante a vicini colli, che per l' assorbimento delle acque, che in esso ristagnano ha qualità preziose per l' agricultura. Non escludevo però che possano esservi *dagali* vicino i fiumi. Per l' etimo mi fermavo al basso lat. *dagala*, che ovviamente però non può costituire l' etimo primo, non essendo voce che possa derivare dal lat. classico. Gli etimi arabici possibili sarebbero tre; o *dakhal* être profond (Dozy *Suppl.*), o *dākhila(t)* interior et aspectui non exposita pars terrae (Freytag), o دغل *daghal*, *2 coll.* arbores multae et invicem implicitae, densa silva (Freytag *Lex.* 183). Quest' ultimo senso si attaglia alle nostre *dagali*. E' infatti ben presumibile che i terreni molto umidi, o spesso allagati dai vicini torrenti, ora in genere coltivati a frumento o a vigne, un tempo fossero coperti da boscaglie spontanee, o anche da veri boschi, favoriti dall' umidità del terreno. Anche in altri vocabolarî si trova la voce con identico significato; così il Belot definisce *daghal* arbres trouffus et entrelacés.

Asic. *defetari.*

Questa voce fa la prima comparsa, in forma latina, nel *Liber de regno Siciliae* del Falcando (ediz. G. B. Siragusa p. 69): „libri consuetudinum quos *defetarios* appellant". I defetari secondo L. Genuardi (*Centenario della nascita di M. Amari*, Palermo, Virzì, 1910 V. I, p. 163) contenevano i doveri dei feudatari e i dritti corrispondenti dello Stato; e secondo F. Chalandon (*Histoire de la domin. normande en It. et en Sic.*, Paris 1907) ebbero origine nel periodo bizantino, in cui servivano come catasto dei confini delle terre etc. La voce si riscontra in molti documenti dell' epoca normanna e sveva sino a tarda epoca (C. A. Garufi, *I documenti inediti dell' epoca normanna* in *Doc. p. servire alla St. di Sicilia* XVIII; S. Cusa, *I diplomi gr. ed ar. di Sic.*, Palermo 1868), e rimase a designare tanti altri registri pubblici o statali, p. es. quelli dell' amministrazione della giustizia: *defetari di justicia.* Essa manca ai dizionari, ma ebbe un

uso estesissimo nel Medioevo. E l' ar. *deftar*, registro, di forma e significato identico, che si conserva anche nell' arabo libico *defter*, nell' egiz. *daftar*, ed è stato persino trapiantato nel Suahili, *daftari*, registro. Il fatto che l' ar. *deftar* rimonta al gr. *διφθέρα* pelle, pergamena, secondo M. Amari, non toglie che il sic. *defetari* ci sia venuto dall' arabo.

Asic. *haninu.*

In *St. glottol. it.* VII, 142 studiando l' asic. *haninu*, che lo Scobar definiva per 'pulcher', definizione riprodotta dal Pasqualino, e di cui dava anche il dimin. *haninellu*, dubitavo che potesse essere avvenuta una cattiva lettura del ms. dello Scobar da parte del tipografo, scambiando *r* per *n*. Se non che il Prof. C. A. Cesareo ha rilevato (*Un' ignota parola siciliana nel Decameron* in *Boll. d. R. Accad. di sc. di Palermo* 1926) che la voce è riprodotta nella novella X della Giornata ottava del *Decameron* di G. Boccaccio sotto la forma *acanino*, il che fa escludere quel dubbio. La scena si svolge a Palermo; i personaggi sono un mercante fiorentino e la Jancofiore, una cortigiana palermitana. Per dare vivacità al racconto, il Boccaccio le fa dire in gergo semisiciliano. „Non so chi mi s' avesse ad questo potuto conducere altro che tu, tu m' ai miso lo foco a l' arma, Toscano *ahanino*" [un altro codice porta la forma più letteraria *acanino*]. La voce, non essendo evidentemente di origine latina o greca, deve essere arabica, dati gl' imprestiti arabici nel siciliano, come ha rilevato il Cesareo. E infatti l' arabo ha حنين *hanin*, „affectio amoris; vehementis ploratus, et arguta camelae vox, amoris in pullum testis" (Freytag, *Lex.* p. 127). Il Dozy, *Suppl.* p. 330 definisce: „doux, suave", significazione che si attaglia benissimo al tosc. *acanino* e all' asic. *haninu*. Infatti il *hha* (6ª lettera dell' alfabeto arabico) che oggi da fricativa gutturale è divenuto esplosiva (*cabbasisa*, *cacicia*, *camaru* etc.) nell' antico siciliano conservava il valore arabico; e la trascrizione dello Scobar lo dimostra.

Sic. *saccaru.*

G. Pitrè nel *Supplem. ai diz. sic.* reca *saccaru* (Trapani) s. m. uomo se f. donna, che va coi barili ad attingere acqua, e la vende nelle case. Tra' varî significati di *saccaru* A. Traina reca quello di 'acquaiuolo', cioè venditore o portatore di acqua. Certamente oggi la voce tende a sparire, perchè a Trapani vi è ormai acqua corrente in tutte le case; ma è certo che anni addietro esisteva, e con un significato, che non può aver da fare con *saccu*. Io credo bene che rifletta l' ar. *sakkar*, chi riempie vasi di acqua o di vino, aggettivo sostantivato dal verbo سكر *sakara* implevit vas c. a. r., riempire un vaso con qualche cosa (liquida). *Saccaru* chi fa e vende sacchi e *saccaru* chi attinge e porta l' acqua hanno identica forma, ma significato ed etimo diversi; sono veri omeótropi.

Sic. *taroccu.*

Di *taroccu* it. *tarocco*, da cui il fr. *tarot* e il ted. *tarock* credo di avere pel primo indicato un etimo abbastanza probabile (in *St. glottol. it.* III), mentre inammissimile è l' etimo proposto di N. Caix in base ad *altercare*, verbo che del resto non esiste in sic. Il *Dict. gén.* nota che il fr. *tarot* è un imprestito italiano, senza additarne l' origine prima. Nè il Diez, nè il Körting, nè il Meyer-Lübke registrano la voce. Quest' ultimo però stabilisce rettamente nel REW 8568 la rubrica „*tarah* arab. entfernt, beseitigt", base dell' it. sp. port. *tara*, fr. *tare*, con cui credo connessa la voce *taroccu*, it. *tarocco*, come anche intuiva Michele Pasqualino (*Voc. sic. etim.* V Vol., Palermo 1795). Il gioco dei tarocchi infatti si fa, o meglio si faceva, con 78 carte, di cui 56 appartenenti ai 4 semi (danari, coppe, spade, bastoni) e 22, rimanenti, che avevano figure varie (il re, la regina, il papa etc.), ed eran dette *tarrocchi*. Quando un giocatore non aveva carte del seme della giocata del compagno, era obbligato a gettare un *tarocco*, come a dire una carta del 'rigetto', del 'diffalco' della somma delle carte, in altri termini la 'tara'. Il fatto che i tarocchi furono inventati in tempo molto antico appoggia o almeno non contradice l' origine arabica; e non è improbabile che il gioco sia stato dapprima importato in Sicilia, donde sia passato nel Continente.

GIACOMO DE GREGORIO.

---

4. Bemerkungen zu Leo Spitzer, Stilstudien; I. Sprachstile, S. 223 ff.

Die eingangs von Spitzer exzerpierte Ansicht Leo Jordans über das Problem besagt folgendes: Gegen Ende des 12. Jahrh. tritt plötzlich in den altfrz. Texten bei der direkten Rede als parenthetisches Anführungsverb 'fait il' für 'dit il' auf, während 'sagte er' in der gleichen Verwendung weiterhin durch 'dist il' ausgedrückt wird. Als Grund für diese Erscheinung gibt Jordan den am Ende des 12. Jahrh. erfolgenden Schwund des *s* vor stimmlosen Konsonanten an. Der also durch lautliche Verhältnisse bedingte Zusammenfall von 'dit' und 'dist' habe zu Hemmungen und Unzuträglichkeiten vom Standpunkt eindeutiger Ausdrucksweise geführt. Diese Hemmung wurde dadurch beseitigt, daſs eins der beiden gleichlautenden Wörter durch ein anderes ersetzt wurde, das die Bedeutung des ersetzten annahm. In unserem Falle wäre demnach für präsentisches 'dit il' ein 'fait il' im Sinne von 'sagt er' eingetreten. So aufgefaſst, ist dieser Prozeſs in das Gebiet des grammatikalischen Bedeutungswandels einzuordnen. Bisweilen sind ja begriffliche Verschiebungen bei einer Gruppe letzten Endes durch lautliche Veränderungen zu erklären, besonders wenn sich Homonyme entwickeln. Da derartige Fälle leicht zu Miſsverständnissen führen,

sucht sich die Sprache oft dieser Homonymie dadurch zu entledigen, dafs das eine der in Frage kommenden Wörter einem andern, mit ihm irgendwie assoziierten Worte weicht, wobei die Ersatzform durch entsprechende Bedeutungsänderung der neuen Verwendung Rechnung trägt. Es sei nur an das bekannte Beispiel Gilliérons erinnert: die Homonymie von 'gat' im Bearnischen verschwand durch den Ersatz von 'gallus' durch 'phasanus' > bearn. *hazã*, so dafs nur 'gat' im Sinne von 'cattus' übrig blieb. Die Wahl der Ersatzwörter richtet sich nach den lautlichen oder begrifflichen Beziehungen, die jeweils zwischen den betreffenden Homonymen bestehen. Auch metaphorische Anspielungen u. dgl. können zu Wort- und Bedeutungsersatz führen; jedenfalls mufs aber irgendein Anknüpfungspunkt, irgendeine Assoziation zwischen den Formen vorhanden sein. Wenn das Gesagte auf unsern Fall angewandt wird, so sieht man, dafs ein solcher Anknüpfungspunkt zwischen 'fait il' einerseits und 'dit il' andererseits nicht so ohne weiteres besteht, d. h. wenn man nicht bewufst komplizierte Beziehungen zwischen den beiden Formen herstellen will. In Anbetracht dessen ist es unvorstellbar, wie man „plötzlich gegen Ende des 12. Jahrh." darauf verfallen sollte, für 'dit il' 'fait il' zu sagen.

Jordans Bemerkung „bis man dann um 1250 auch 'fist il' sagte" (Archivum Romanicum, IX, 296) läfst sich entgegenhalten, dafs 'fist il' häufig bereits in Garniers Thomasleben vorkommt (vgl. unten die Beispiele).

Positiv spricht gegen Jordans Erklärung die Tatsache, dafs schon die um das Jahr 1130 verfafste chanson de geste „Couronnement Louis" das parenthetische 'fait il' an vielen Stellen aufweist (s. unten die angeführten Belege).

Spitzers Erklärung geht dahin, dafs der ursprüngliche Grund, der Urheber des 'fait il' im Sinne von 'sagt er' in dem Willen zu sehen ist, eine Gebärde, einen Laut oder eine Lautgebärde nachzuahmen, wobei dem 'facere' etwas Unwillkürliches, Emotionales anhaftet. Diese Tendenz deckt Spitzer in den verschiedensten Sprachen auf; es mufs also ein Motiv zugrundeliegen, das nicht für eine einzige Sprache allein spezifisch ist, sondern der Allgemeinheit der Sprachgenossenschaften eignet, und das ist bei dem von Spitzer angeführten Grunde durchaus möglich. Somit spricht der sprachgeographische Sachverhalt stark zugunsten der Spitzerschen Erklärung. Weiterhin läfst sie sich durch die Tatsache stützen, dafs das präsentische 'dit' aufserhalb der direkten Rede nicht durch 'fait' ersetzt wird, denn nur die direkte Rede bedeutet lebhafte Reproduktion. Das im Tempus der Vergangenheit stehende Anführungsverb ist erklärlicherweise anfangs stets 'dist il', da dem Präteritum das Moment des Miterlebens fremd ist. Allmählich aber begann der spezifische Charakter des Anführungsverbs 'faire' zu verblassen, und so konnte es auch in einem Vergangenheitstempus erscheinen, als 'fist il' und auch 'faiseit il', findet sich aber stets im Ursprungsmilieu, d. h. der direkten Rede.

Spitzer bringt eine ganze Reihe von Beispielen, wo die Reproduktion einer Gebärde oder des Tones deutlich zu erkennen ist. Durchgängig ist das der Fall bei den deutschen Beispielen. Wenn man auf dieser Vergleichsbasis zwischen deutsch und französisch weiterschreitet, so wird man erkennen, dafs in der deutschen Sprache im Gegensatz zur französischen zweifellos der Gebrauch von 'macht er' = 'sagt er' bei weitem nicht so ausgedehnt und auf Stellen angewandt ist, wo von einer durch Erregung hervorgerufenen Nachahmung einer Gebärde oder eines Tones gar nicht mehr die Rede sein kann. Bezeichnend hierfür ist, dafs Spitzer in den deutschen höfischen Epen, die Crestien de Troyes entsprechen, kein 'macht er' vorgefunden hat, sondern 'er sprach' bzw. 'sprach er'. Der Parallelismus zwischen deutsch und französisch besteht also nur bis zu einem gewissen Grade; er ist dadurch gestört worden, dafs 'fait il' eine Erweiterung in seiner Gebrauchssphäre erfahren hat und nicht nur in dem Falle angewandt wird, wo wirklich eine Kopierung vorliegt. Es wäre möglich, dafs zu der Verallgemeinerung und Funktionserweiterung des 'fait il' das zahlreiche Vorkommen des Verbums 'faire' als solchem beigetragen haben kann. Man denke nur an den Gebrauch von 'faire' als verbum vicarium, wo es ja die verschiedensten Bedeutungen haben kann, um sich die häufige Verwendung des „allgemeinsten Tätigkeitswortes" zu vergegenwärtigen.

Spitzers Durchsicht des Alexius und des Rolandsliedes hat ihm „das Fehlen oder jedenfalls ganz seltenes Vorkommen des 'fait'" ergeben. „Um so mehr wuchert es im höfischen Epos, z. B. bei Chrétien, oder in der Chantefable". Für diese Verschiedenheit wird von Spitzer mit Hinblick auf Scherers Ausführungen der verschiedene Charakter der Literaturgattungen als Grund angesehen: dem Pathos des Volksepos mit der in ihm herrschenden Deklamation entspricht „das mehr offizielle 'dist il', während man im höfischen Epos, das sich durch den „gebildeten Konversationston" und seine „Natürlichkeit" auszeichnet, das „ungezwungenere 'fait il'" findet. Nach Spitzer soll demnach die Verwendung von 'fait il' und 'dist il' durch den Gattungsunterschied bedingt sein. Gewifs, ein derartiger Unterschied besteht, hat aber durchaus keinen Einflufs auf die Anwendung unseres 'fait il'. Die alten Heldenepen weisen eine Menge Stellen auf, wo von Pathos keine Spur ist, wo vielmehr eine sich in schnell aufeinanderfolgender Rede und Gegenrede äufsernde starke Erregung unverkennbar zeigt (ich denke hier speziell an das Archamp- oder Wilhelmslied), die den Dichter hätte veranlassen können, zu einem 'faire' zu greifen, das das Eruptive und Emotionale deutlich charakterisiert. Der Dichter des Archampliedes hat aber, soweit ich sah, nie ein 'fait il' verwandt. Von der andern Seite betrachtet, dürfte, wenn der Gattungsunterschied für diesen Punkt wirklich in Betracht käme, das 'fait il' in den Volksepen nie oder nur selten vorkommen. Dem stehen aber die positiven Tatsachen gegenüber. Sowohl in Volksepen wie in der geistlichen Dichtung,

wo doch wohl nicht die Rede von einem „gebildeten Konversationston“ sein kann, habe ich ein 'faire' im Sinne von 'sagen' in Menge gefunden. Im folgenden seien einige Belege angeführt:

„Couronnement Louis“ (ed. E. Langlois):

452 „Sire“, fait il . . .
Ebenso 499, 514, 558.
1157 „Oncles“, fait il . . .
1158 „Oïl“, fait il . . .
1540 „He! Deus aïde!“ fait li corteis portiers, usw.

„Folque de Candie“ (ed. O. Schultz-Gora):

56 „Dex“, fait li cuens . . .
265 „Ber“, fait la dame . . .
271 Fait li cuens: „Dame . . .‘
324 „Dame“, fait il . . .
488 „Fiz“, fait li peres . . .
570 „Las!“ fait li cuens . . .
721 „Beax nies“, fet il . . .
749 „Sainte Marïe“, fait li ber . . .
910 „Sire“, fet il . . .
1644 „Mahomet sire“, fet Tiebauz . . .
13096 „Honni soit“, fet Guichart . . .

„La Mort Aymeri de Narbonne“ (ed. J. Couraye du Parc):

1437 „Hugues“, fet il . . .
1493 „Dame“, fet il . . .
3174 „Sire“, fet il . . .
3493 „Sire“, fet ele . . .
3515 „Seignor“, fet ele . . . u. dgl.

„Huon de Bordeaux“ (ed. Guessard und Grandmaison):

223 „Sire“, fait il . . .
1040 „Par foi“, fait il . . .
1059 „Gardes“, fait il . . .
1069 „Hues“, fait il . . .
1361 „Consillies moi, sire Nales“, fait il.

„Berte aus grans pies“ (ed. Scheler):

74 „Biaus tres dous fils“, fait ele . . .
215 „Douce mere“, fait ele . . .
424 „Ha! rois Pepins“, fait ele . . .
442 „Aïde Diex“, fait Berte . . .
460 „Se vous criez“, fait ele . . .
534 „Sire, nenil“, fait ele . . .
726 „Ahi, vielle“, fait ele . . .

Aus der geistlichen Literatur zitiere ich einige Beispiele von Garniers „Thomasleben“ (ed. E. Walberg):

174 „Mult pueples“, fist li il . . . (also 'fist' schon vor Joinville)
391 „A il issi“, fet il . . .
436 „Li reis Henris“, fet il . . .
517 „Seignur“, fet il . . .
823 „Sire“, font li eveske . . .
1146 „Clerc ne deivent“, fait il . . .
1504 „Pur les oilz Deu“, fist il . . .
3856 „En tun sanc“, fist li il . . .
3959 „Chaitif“, faiseit il dunc . . .
4666 „Beals fiz“, fait sainz Thomas . . .

Es ist bemerkenswert, daſs sich das 'fait il' in den meisten Fällen nach der Anrede, nach einer Versicherung oder in einem ähnlichen Zusamenhange findet und zwar sowohl beim höfischen Epos wie beim Volksepos und in der geistlichen Dichtung. Nun weisen doch aber Alexius und Rolandslied zahlreiche Stellen auf, die gemäſs ihrem ganzen Aufbau mit entsprechenden Stellen der späteren Dichtungen auf einer Stufe stehen und trotzdem nicht, wie gesagt, ein ,fait il' haben.

Die obigen Darlegungen beweisen zur Genüge, daſs die Spitzersche Erklärung auf Grund der Gattungsverschiedenheit von Volksepos und höfischem Epos nicht haltbar ist. Mir scheint folgende Deutung am Platze zu sein: Die durch ihre Vorliebe für anschauliche Ausdrucksweise gekennzeichnete gesprochene Sprache hat das 'faire' im Sinne von 'sagen' entstehen lassen. Die gehobene literarische Sprache vermeidet zuerst die für die Umgangssprache typischen Wendungen, wohl in Anlehnung ans Latein; infolgedessen ist unser 'fait il' in den Anfangswerken der französischen Literatur noch nicht durchgedrungen. Dann aber gewann es immer mehr an Boden und fand in allen Gesellschaftskreisen Eingang. Im sprachlichen Leben läſst sich ja allenthalben beobachten, daſs die Sprache in den verschiedenen Volksschichten gerade in syntaktischen Dingen die gröſsten Unterschiede zeigt. So begann 'fait il' in die literarische Sprache einzudringen (vgl. „Couronnement Louis“). Bevor es sich hier allgemein durchgesetzt hatte, hing seine Verwendung von der persönlichen Einstellung des betreffenden Dichters ab, denn z. B. im Aliscansepos fand ich das 'fait il' in verhältnismäſsig geringer Zahl.

Gerd Krause.

II. Zur Literaturgeschichte.

1. Quelques sources méconnues du Roman de Renart le Contrefait.

Dans son mémoire sur le *Roman de Renart le Contrefait*[1] et dans les notes qu'il a ajoutées à son édition du roman, G. Raynaud a indiqué les sources les plus importantes de cette vaste compilation. Depuis, des emprunts à l'*Image du monde* ont été signalés par M. Hilka[2] et quelques réminiscences du *Roman de Fauvel* par M. Långfors.[3] De mon côté, après avoir signalé plusieurs emprunts au *Roman de la Rose* (non remarqués par G. Raynaud)[4] et aux *Diz et proverbes des sages*,[5] je voudrais attirer l'attention sur quelques sources méconnues du roman, savoir Rutebeuf, Brunetto Latini et Alart de Cambrai.

I. Rutebeuf.

Le récit de la vie de sainte Marie l'Egyptienne qui occupe, dans le Roman de Renart le Contrefait, les v. 32603—816 n'est qu'un remansiement abrégé du poème de Rutebeuf qui traite le même sujet.[6] D'abord, les 38 premiers vers de celui-ci ayant été supprimés par le plagiaire,[7] l'imitation ne commence qu'au vers 22627 du roman:

Rutebeuf, v. 39 ss.	*Ren. le C.*, v. 32627 ss.
A douze ans lessa pere et mere	A douze ans laissa pere et mere
Por sa vie dure et amere.	Pour mener vye monlt amere;
Por sa vie en fol us despandre	Ala d'Egipte en Alixandre
Ala d'Egypte en Alixandre.	Pour sa vye en folz us despendre.
De trois manieres de pechiez	De trestous maulx, de tous pechiez
I fu li siens cors entechiez . . .	Estoit le sien corpz entechiez . . .

[1] *Romania*, t. XXXVII (1908), p. 245—283.

[2] *Zeitschrift f. franz. Spr. u. Litt.*, t. XLVI (1923), p. 238—241.

[3] *Romania*, t. XLIV (1915—17), p. 91—93.

[4] Voir mon édition de *Pamphile et Galatée*, notes aux v. 491—2, 1592—95, et *Corr. et Add.*, p. 225. Malgré l'analogie que présentent les deux romans, les réminiscences textuelles sont rares, sans doute parce que à l'époque où écrivait le clerc de Troyes (comm. du XIVe s.), l'œuvre de son illustre prédécesseur était trop connue pour qu'un plagiat important pût passer inaperçue. Même dans les emprunts de fond, signalés par Raynaud, on trouve, sur 80 vers, à peine quelques emprunts textuels (par ex. dans le récit des cruautés de Néron, v. 2835—44, 2817). Parmi les autres réminiscences, nous signalerons d'abord deux sentences (*Ren. le C.*, 4751—2 et 24861—2), ensuite le v. 3401: *Ung grant vilain entre eulx eslirent* (cf. *Rose*, v. 9609), le v. 29184: *Fuyez, enffans, fuyez, fuyer*, qui rappelle une anaphore semblable dans *Rose* (v. 14827, 16582—3) et les v. 36609—10 qui rappellent *Rose*, v. 3051—2.

[5] Voir mon édition des *Diz et proverbes des Sages*, p. XLIX et 128. Les vers 29213—18 rappellent un des quatrains publiés en appendice de mon édit. (p. 95, n° VII).

[6] Il existe au moins quatre *Vies* de cette sainte (voir *Hist. litt.*, t. XXXIII, 367). Quant à Rutebeuf, Mussaffia a démontré qu'il a imité, à partir du v. 375 env. de son poème, de très près la version de Robert Grosseteste, laquelle a aussi été mise en prose et traduite en espagnol et en vénitien (cf. *Sitz.-Ber. der Wiener Akad., phil.-hist. Kl.*, t. XLIII [1862], p. 173).

[7] Cette omission sera expliquée à la fin de ce chapitre.

A partir du v. 32637, l'imitation est plus libre: c'est une paraphrase de Rutebeuf, avec des transpositions de mots et des rimes nouvelles (cp. *Ren. le C.*, v. 32645—58 et Rutebeuf, v. 63—4, 70—82). Les vers 32648—58 sont, en revanche, la transcription presque textuelle du texte de Rutebeuf (v. 70—82), sauf les vers 75—76 qui ont été négligés; les modifications apportées au texte de l'original ne portent que sur d'infimes détails qu'il serait oiseux de souligner. Dans le passage suivant, l'imitateur se montre plus indépendant; il résume en dix vers (v. 32659—68) les 66 de Rutebeuf (v. 83—148). Mais, à partir du vers 32669, l'imitation reprend de plus belle pour ne cesser qu'au v. 32792. Tout ce récit comprenant plus de 100 vers, est emprunté presque textuellement à Rutebeuf, sauf les vers omis, qui sont nombreux. Les changements effectués à l'intérieur des vers sont peu intéressants, ceux qu'on constate à la rime méritent seuls d'être signalés, parce qu'ils prouvent un effort personnel qu'il serait injuste de méconnaître. Ainsi, le clerc de Troyes substitue quelquefois à des termes vieillis des mots plus récents ou plus courants, remplace par ex. *ganchir* par *guerpir* (v. 32749), *encharrai* par *entreray* (v. 32753) et *je vos en garrai* par *je garandiray* (v. 32754).[1] Quelques écarts peuvent s'expliquer par les variantes du ms. suivi par le remanieur. Ainsi, au v. 214 de Rutebeuf, le ms. *C* de Kressner (= Bibl. nat., fr. 1645) donne: *Ai Dieu rendu de mon aage*, et la même transposition des mots *(Ai) rendu Dieu* se retrouve dans le roman (v. 32710) qui a, en outre, la faute *A* pour *Ai*, provoquée sans doute par cette interversion. Quant à la leçon *parage* (pour *peage*) dans le vers précédent, elle s'explique le mieux par une confusion de *peage* avec *page*, le *p* étant l'abréviation pour *per*, *par*. Enfin, le copiste, lui aussi aura mis du sien. Le mot *tesmoing* (v. 32760), par exemple, peut être une faute du scribe pour *t'enjoin*, écrit *tenioin* ou *tenioing*.

Je m'étais arrêté au v. 32760, parce que la suite offre une petite difficulté; le v. 32767 manque dans le roman; il est vrai qu'on peut le suppléer à l'aide du texte de Rutebeuf, voici comment:

Rutebeuf, v. 363 ss.	*Ren. le C.*, v. 32763 ss.
Quant tu auras l'eve passee,	Quant tu avras l'eaue passee,
Une forest espesse et lee	Une forest longue et lee
Dela le fleuve troveras,	Dela le fleuve trouveras.
En cele forest enterras;	En celle forest entreras,
Iluec feras ta penitance	*[Ilec ta vie finiras,]*
De tes pechiez, de t'ignorance;	Ilec ta penitance aras.
Ilueques finiras ta vie . . .	

Comme on voit, l'auteur du roman a interverti les mots du v. 367 en plaçant le verbe à la fin du vers, probablement pour le faire rimer avec le verbe correspondant du v. 369: *finiras*; d'où

---

[1] Mais pourquoi a-t-il remplacé le jour de *l'Ascension* (Rutebeuf, v. 183) par celui de *la Passion* (v. 32681)?

la nécessité de faire subir à ce dernier vers la même opération en plaçant son verbe à la suite du régime *ta vie.* Il est probable, en outre, que le vers ainsi restitué doit se placer *après* l'autre; cet ordre est, en effet, plus logique et s'accorde mieux avec l'original. Il faut donc lire:

Ilec ta penitance aras,
Ilec ta vie finiras.

Nous touchons presque à la fin. Quoique fort abrégée, elle offre encore plus d'une ressemblance avec le récit de Rutebeuf (cp. *Ren. le C.*, v. 32785—792[1] et Rutebeuf, v. 407—8, 473—8, 485—7). Les derniers 29 vers (*Ren. le C.*, v. 32793—816) ne sont plus qu'un résumé de Rutebeuf. Zozimas, le personnage principal de la seconde partie de la légende, y apparaît à peine; il n'intervient que pour ensevelir le corps de la Sainte, aidé par le lion qui

De ses ongles la fosse fist. (Cp. Rutebeuf, v. 1209—16).

Evidemment, le clerc de Troyes n'avait pas l'intention de raconter en détail la vie de la Sainte dans le désert, ses privations, etc., qui forment la 2ème partie de la légende. Il a voulu simplement citer un exemple de vie pieuse et s'est borné à nous raconter l'épisode de la conversion. Or, il est notable que tout cet épisode imité de Rutebeuf manquait dans la 1ère rédaction du roman qui ne donnait qu'un bref résumé de la légende, en une cinquantaine de vers. Ce résumé, publié par Tarbé (p. 104—106) et par G. Raynaud dans ses *Notes et Variantes*, n'a pas de rapport avec le poème de Rutebeuf. L'histoire se passe à „Rome la Grant", tandis que chez Rutebeuf et dans la 2ème rédaction du roman, elle a lieu à Jérusalem. Il faut donc admettre que, lors de la rédaction ultérieure de son roman, l'auteur, voulant développer cet épisode et ne s'en rappelant plus les détails, a eu l'idée de les copier dans Rutebeuf. Seul le début de la 1ère rédaction a subsisté dans la seconde, et c'est ce qui explique le peu de ressemblance qu'il y a entre l'introduction de Rutebeuf et celle qu'on lit dans le roman. La fin aussi a été modifiée: c'est un bref résumé, fait d'après Rutebeuf. Mais le récit proprement dit est emprunté, souvent textuellement, à ce trouvère.

II. Brunetto Latini.

G. Raynaud, dans ses savantes recherches sur les sources du Roman de Renart le Contrefait, ne s'est pas prononcé sur les sentences qui tiennent pourtant une place importante dans cette compilation. Il ne faudrait pas en conclure que notre auteur connût par sa propre lecture les auteurs dont il allègue les sentences. Il a utilisé, comme tant d'autres compilateurs, des recueils tout faits, si commodes à consulter parce qu'ils dispensent de longues recherches, et en

[1] Le mot *fain*, dans ce vers, au lieu de *fais* (cf. Rutebeuf, v. 486), est peut-être une faute du copiste?

particulier le *Trésor* de Brunetto Latini. C'est, de part et d'autre, la même disposition des sentences par séries, suivant l'idée générale qu'elles expriment, et jusqu'aux mêmes expressions. L'auteur du roman n'a fait que mettre en vers la prose de son prédécesseur, tout en faisant un large emploi de chevilles. Voici, par exemple, une série de sentences relatives à la colère; elles se suivent dans le même ordre de part et d'autre, et le passage en vers n'est que la transcription du texte en prose — à part les additions commandées par la rime et par le rythme:

Trésor, éd. Chabaille, p. 352.

Seneques dit: Quant li hom est pleins d'ire, il ne voit rien se de crime non. Catons dit: Ire empesche le corage que il ne puisse trier la verité. Por ce dit uns sages: La lois voit bien l'ome quant il est sorpris d'ire, mais il ne voit pas la loi . . . Tulles dit . . .

Ren. le C., v. 22474 ss.

Seneques dit que hons plain d'ire,
Il ne voit rien se crisme non;
Et ce dit le sage Cathon
Que ire empesche le corage
Et le tient en si grant servage
Qu'il ne poeult *dire* verité.
Puis dit en une auctorité
Et tressagement le scet dire:
„La loy voit bien homme plain d'ire,
Mais il ne voit mie la loy."
Thules . . .

Dire (au lieu de *trier*) est un contresens, mais, ici comme ailleurs, il est difficile de dire si l'erreur remonte au copiste, à l'auteur du roman ou au manuscrit du *Trésor* utilisé par lui. Toujours est-il que la confrontation des deux textes permet souvent de corriger les passages corrompus du roman. Je n'en veux pour preuve que les cas suivants:

Trésor, p. 358.

Socrates dit: Ce qui est lait a faire, je ne croi pas qu'il soit bon a dire.

Ren. le C., v. 32173 ss.

Et Socratés dit en ung lieu . . .
„Ce qui est", dit il, „est affaire,
Ne dit pas qu'affaire bon soit" *(sic)*.

Cette phrase absurde ne peut avoir été écrite que par un copiste étourdi. Il faut évidemment lire:

„Ce qui est", dit il, „mal a faire,
Ne croy pas qu'a dire bon soit."

Trésor, p. 360.

Esopes dit: Ne vos afiez en cels que vos avez guerroyez, que il ont tozjors en lor piz le feu de la haine.

Ren. le C., v. 28288 ss.

Je crus mal Isope le Sage:
„Gardez vous", dist il, „se sçavez,
Pour paroles(?) que vous oyez,
Car toudis aront en leur coeur
Le feu, combien qu'il n'ysse foeur".

Le 3ème vers est certainement corrompu et doit être ainsi rétabli: *(Gardez vous) . . . De ceulx que guerroyé avez.*

Trésor, p. 429.	*Ren. le C.*, v. 29008 ss.
Tulles dit: La lois d'amistié est que nous ne demandons vilaines choses, et que nos ne les faisons, se aucuns nos en prie.	Thulles dist: „La loy d'amistié Est telle que ne demandons Vanité, et folour taisons, Trayson, obscurté, folie, Combien qu'il soit qui nous en prie".

On attendrait plutôt, au 3ème vers: *Vilenie, ne ne faisons* . . .

Ailleurs, l'erreur est imputable à l'auteur lui-même. Dans ce cas, nous devons nous borner à l'enregistrer, car il est inutile de proposer une correction, fût-elle même possible.

Trésor p. 357.	*Ren. le C.*, v. 28452 ss.
Car sains Augustins nos enseigne que plus bele chose este a eschuer un tort fait en taisant que vaincre en respondant.	Augustin dist: „C'est grant sçavoir De vaincre pluseurs en servant Plus que d'un en tenchon faisant".

Même en corrigeant *servant* en *taisant*, on essaie en vain de comprendre le sens de cette phrase. Il faudrait la changer complètement si l'on voulait l'accorder avec la sentence du *Trésor*.

Trésor, p. 446.	*Ren. le C.*, v. 24875 ss.
Oraces dit: La pecune, ou ele sert, ou ele est servie; mais il est plus digne chose qu'ele ensuie la corde son seignor que ele tire lui.	Encor dit Senecque[1] ung mot gent De la pecune et de l'argent: Ou elle serve, ou soit servie; Mais ad ce ne *s'acorde* mie Que homs le serve; et s'il le sert, Tous aultres bons services pert.

Ou bien l'auteur du roman ne comprenait pas l'image de la corde, ou bien il suivait un texte déjà altéré qu'il a essayé de son mieux de rétablir. Mais voici un cas plus intéressant:

Trésor, p. 362.	*Ren. le C.*, v. 23509 ss.
Senecques dit: Fui laid gaaing comme perte. Li Maistres dit: . . . Je ameroie mieulx despendre que laidement gaaigner.	Senecque dit, pour voir le taings *(sic)* Que malvaiz gainz fuit comme *dains*, Et si ne poeult longues attendre, Et que mieulx vault le sien despendre Que ne fait gaignier faussement.

A première vue, ce *dains* semble être le résultat d'une confusion de *damnum* avec **damum* 'daim', ce qui nous obligerait à admettre que l'auteur du roman eût sous les yeux un texte latin. Mais outre qu'il a pu trouver dans son manuscrit du *Trésor* la

---

[1] C'est évidemment *Oraces* qui est la bonne leçon; cp. Horace, *Ép.*, I, x, 47:

> Imperat aut servit collecta pecunia cuique,
> Tortum digna sequi potius quam ducere funem,

encore qu'on trouve dans le Pseudo-Sénèque: *Pecuniae oportet imperes, non servias* (sans l'image de la corde).

leçon *dam* (= *perte*), qu'il interprétait *dain*, il suffit de confronter son texte avec la sentence de Publ. Syrus: *Damnum appelandum est cum mala fama lucrum*, pour se convaincre que le v. 23510 du roman reflète plutôt la sentence du *Trésor* que sa source latine. C'est l'idée de *fuite* qui a occasionné le malentendu.

Il arrive aussi à l'auteur du roman de fusionner deux sentences qui se suivent dans le *Trésor* (cf. le passage que nous venons de citer).

Trésor, p. 338.	*Ren. le C.*, v. 3064 ss.
Sains Bernars dit: Toutes vertus sont en home par nature. Et por ce que vertus est par nature, s'ajoste ele avec l'ame. Seneques dit: Vertus est selonc nature, mais vice sont li sien ennemi.	Saint Bernard dist: „Toute vertu Si est a home par droitture, Et pour ce qu'elle est par nature Et que selon luy elle nest, Et vice son ennemy est".

Il serait donc inutile d'admettre une lacune après le 3ème vers; il suffit de corriger au dernier vers *Et* en *Le*.

Je n'ai cité que les passages qui présentent quelque difficulté au point de vue du sens ou qui ne s'accordent pas avec le modèle suivi. Il serait oiseux de citer ceux qui ne donnent pas lieu à des observations, n'étant que des paraphrases en vers des sentence du *Trésor*. Nous pouvons aussi négliger les changements provoqués par la rime; ainsi, les mots *mais il sont lait*, qui, dans le *Trésor*, terminent une sentence de S. Augustin (p. 340), ont été remplacés par le vers: *Car povreté ont enhaye* (v. 23537), pour rimer avec *Isaye* (dont la sentence fait suite à celle de S. Augustin); au v. 28493, le mot *merite*, pour *mesure* (cf. *Trésor*, p. 415), est sans doute une concession faite à la rime *escripte*, et c'est le nom de *Jhesus Siracz* qui a fait substituer à la sentence du *Trésor* (p. 456): *Richesce est bone qui n'a mauvaise entencion*, le vers (24868): *Anaize* (l. *En aise*?[1]) *est tresor sans baratz* (= *richesce qui n'a m. e.*).

Enfin, plusieurs divergences peuvent être attribuées au manuscrit du *Trésor* utilisé par le clere de Troyes. C'est le cas de la leçon *tenir*, donnée par trois mss. du *Trésor* (p. 337) et qu'on retrouve dans *Ren. le C.* (v. 3061), tandis que la leçon adoptée par Chabaille est *sofrir*; et c'est peut-être le cas de deux leçons qui manquent dans la „varia lectio" de Chabaille, savoir *deument* (v. 28238) pour *devant* (cf. *Trésor*, p. 360), et *dementant* (v. 29032) pour *demandant* (cf. *Trésor*, p. 429: *que cil qui demandent*), ainsi que de deux ou trois erreurs d'attribution qui peuvent provenir de la même source et dont nous avons déjà cité un exemple (v. 24875).[2]

Les emprunts au *Trésor* sont si nombreux qu'il n'est pas permis de douter que l'auteur du roman s'en est servi. Il nous en fournit lui-même une preuve irréfutable: au v. 22497, il cite *ung sage clerc*;

---

[1] Le glossaire (s. v° *anaize*) renvoie à *enaize*, sans expliquer ce dernier mot.
[2] Au vers 32135, *David* est mis pour *Salomon* (cf. *Trésor*, p. 353).

or, ce „sage clerc“ n'est autre que Brunetto Latini lui-même, auteur de la sentence que le poète a trouvé „en son escript“, le *Livre dou Trésor* (cf. l'édit. citée, p. 359: *Or t'estuet garder* . . .). Le dialogue fictif entre *Peur* et *Sceureté* (v. 24221—237 et 39133—184) semble aussi remonter au *Trésor* (p. 392 et ss).

La IV[e] branche du roman est celle qui contient le plus de sentences du *Trésor*; elles sont disposées en 7 groupes ou séries,[1] plus quelques sentences isolées. Viennent ensuite la I[re] branche avec trois séries[2] et les branches II, III et VI contenant chacune une série.[3] Les branches V et VII sont à peu près dépourvues de sentences. L'auteur du roman a puisé ces sentences dans la 2[de] partie II[me] livre du *Trésor*, surtout dans les chapitres consacrés à la vertu, à la justice, à la libéralité, à l'amitié, à la prudence, à la prévoyance, ainsi que dans le chapitre LVI, intitulé: *Des choses que l'om doit garder ains que om parole.*

III. Alart de Cambrai.

Quant aux sentences du *Roman de Renart le Contrefait*, inconnues au *Trésor*, elles proviennent, du moins en partie, des *Moralités* ou *Dits des philosophes* par Alart de Cambrai. Ainsi dans la branche II, il y a trois séries de sentences (v. 4673—4766; 5475—5532; 5739—5942) qui manquent au *Trésor* et qui remontent probablement aux *Moralités*. Malheureusement, les quelques extraits que j'avais pris, un peu au hasard, dans différents manuscrits d'Alart de Cambrai (en vue d'une édition éventuelle de son poème) ne me permettent de l'affirmer positivement que pour la sentence de Salomon (v. 5478—94),[4] une des sentences de „Tulles“ (v. 5495—99)[5] et la sentence de Sénèque (v. 5739 et ss.);[6] mais comme les auteurs allégués dans ces séries sont souvent mentionnés par Alart (par ex. Aristote, Lucain, Ovide, Platon, Perse) et comme il y a, dans cette branche, encore d'autres emprunts aux *Moralités*, par ex. le passage relatif à l'avarice d'Antigone (v. 4800—4823)[7] et les tirades sur *Cruauté* (v. 5413—42)[8] et sur *Tort* (v. 5867 et ss.),[9] je n'hésite pas

---

[1] Cp. *Ren. le C.*, v. 23509—550 et *Trésor*, p. 362—3, 340, 383, 457; v. 24203—237 et p. 457, 392—4; v. 24827—935 et p. 418, 382, 445—7, 456—7, 362, 382; v. 25388—442 et p. 383, 379, 381—3, 371; v. 28227—306 et p. 366, 360—1, 354—5, 360; v. 28452—978 et p. 357—8, 350, 415—6, 410—2, 414, 418, 357—8, 351—3, 359—60, 365; v. 29001—076 et p. 457, 429, 444, 382, 352.

[2] Cp. *Ren. le C.*, v. 1459—84 et *Trésor*, p. 360; v. 2074—108 et p. 430, 426; v. 3011—90 et p. 350, 429, 431, 427, 337—8, 357.

[3] Cp. *Ren. le C.*, v. 5115—65 et p. 406; v. 22474—534 et p. 352, 359; v. 32113—182 et p. 365, 361, 353—4, 356, 358—9.

[4] Cp. Bibl. de l'Arsenal, ms. 3142, fol. 143 v° b.

[5] *Ibid.*, fol. 142 v° a.

[6] *Ibid.*, fol. 144 v° a.

[7] Cf. la note de l'éditeur (t. I, p. 326), et Bibl. nat., f. fr. 17177, fol. 186.

[8] Bibl. de l'Arsenal, ms. 3142, fol. 142 a.

[9] *Ibid.*, fol. 143 b. Il faudrait examiner si d'autres tirades du même genre ne remontent pas aux *Moralités*. Tarbé (p. 12) cite, parmi ses extraits du

à mettre sur le compte d'Alart la plupart des sentences, inconnues au *Trésor*, qui figurent dans cette partie du roman. C'est de la même source que proviennent les vers qui suivent la sentence de Sénèque et me paraissent intéressants encore à un autre point de vue: il y a, dans ces vers, comme un écho des disputes scolastiques qui passionnaient, à cette époque-là, les jeunes clercs:

Moralités,[1] fol. 144 v° b.	*Ren. le C.*, v. 5751—69.
N'est pas sages qui met sa cure	Sil n'est pas saige qui met cure
En cose qui trop soit oscure	En chose qui est trop obscure.
Ne qui soit trop griés a entendre,	
A ce ne deveroit nus tendre.	
Tout cil sont fol, au dire voir,	Trop sont ceulx folz, au dire voir,
Qui s'aatissent de savoir	Qui se athysent de sçavoir
Quans muis d'yaue il a en la mer,	Et qui veullent de voir esmer
Et cil qui vuelent aesmer	Quantes goutes d'eaue a en mer,
Quantes fueilles uns arbres porte	Quantes feulles les arbres portent,
Ne ceaus de noient ne deporte	(Fol sont qui a ce se deportent),
Melancolie, au voir entendre,	
Qui se vantent de conte rendre	
Kantes aunes a dusqu'as nues.	Quantes aunes sont jusqu'a nues,
En tels gens espesses et drues	Et pour quoy sont les bestes mues
Voit on les folies reprises:	Qui langue ont et ne parlent mye
Toutes les choses ont aprises,	(Telz estudïers est folye),
Ce dient, et puis sevent tant	Ou desquelz est plus, piez ou testes.[2]
Qu'il se vont en raison doutant.	Ly estudïer en telz questes
Et si a teus qui estudient,	Du soleil quel largesse il a,
En ce qu'il demandent et dient,	Du ciel quantes estoilles (y) a,
Pour quoi jumel ne s'entretienent	Combien poise toute la terre,
Puis que si prés s'entrapartienent	Folye est de tout ce enquerre;
C'une femme les porte ensamble,	Maint en son perdu sans respit.[3]

Roman de Ren. le C., le vers: *Drois est que li uns l(i) autre serve*, qui se retrouve textuellement chez Alart; *Drois est que li uns l'autre serve, Por ce sert on c'om le desserve* (Bibl. nat., f. fr. 24431, fol. 8 a).

[1] Je cite d'après le ms. de l'Arsenal, 3142.

[2] Ce vers revient plus loin (v. 39035), dans une tirade analogue qui forme le début de la branche VIII.

[3] Voici quelques corrections supplémentaires à l'édition Raynaud-Lemaître, suggérées en partie par sa confrontation avec les œuvres citées. Tome I, p. 366, col. b. Le „Dit des nations", dont la fin manque, rappelle différentes pièces du même genre que j'ai énumérées dans mon édition des *Diz et prov. des Sages* (p. 146 et s.). Il faut lire: *En Bregoigne li traïteurs*, *Aussi li ereges i sont*, et plus loin: *En Angleterre li cuivert* (le mot *coues*, ajouté en surcharge, fausse la rime). Le passage sur les Lombards rappelle une diatribe analogue d'Eust. Deschamps (*Ball.* 465, str. III). — Tome II. V. 23738. *Charité ne vous*, corr. *veus*. — V. 23760. *Et n'a*, corr. *Et n'as*. — V. 25410. Le mot *briseté* n'est pas attesté; lire *briveté* (= *Trésor*, p. 379). — V. 25669. *Par Cucalon est entendu*; le ms. *A* donne *cucullum* qui est la bonne leçon. *Per cucullum* est un latinisme équivalant à l'emploi figuré de *sous cape* (cp. aussi ma note sur *sous guiart*, à propos de *Pamph. et Gal.*, v. 1037). Il faut donc supprimer

Et moult grant merveille lor samble
Qu'il muerent de diverses mors,
Et si lor samble estre grans tors
Que il communement ne vivent.
Gent qui en tel afaire estrivent
Sont apelé *curisiote*;
C'est uns maus qui maint home assote,
Si muet, ne vous en doutez mie,
D'une grosse *melancolie*.[1]

Jos. Morawski.

---

2. Über die orientalische Quelle der „Tochter des Grafen von Pontieu".

Seit der Veröffentlichung der kritischen Ausgabe der unter dem Titel *La Fille du comte de Pontieu* bekannten Novelle in ihren verschiedenen Bearbeitungen[2] hat das in dieser Erzählung enthaltene Kernproblem, das eigenartige Verhalten der Heldin und seine Motivierung, von verschiedenen Seiten Beachtung gefunden, zuletzt, soviel mir bekannt, von E. Winkler in dieser Zeitschrift.[3] In diesen Erörterungen ist, wie leicht ersichtlich, die Fragestellung z. T. von der Meinung abhängig, die man sich von der Stellung des Verfassers zu seinen Quellen bildet. Da man nun aber über jene Quellen selbst bislang nur wenig in Erfahrung gebracht hat, so beruht das gesamte Problem auf recht schwankender Grundlage. Ich möchte dies an einem Beispiel erläutern. Nach M. Brunels, des Herausgebers, Annahme ist jene Quelle eine Volkssage von

---

dans la „Table des noms propres" (t. II, p. 315) l'article: „Cucalon (?), fut pendu, 25669." Ce n'est pas l'énigmatique „Cucalon" qui fut pendu, mais l'ami dont il est question au v. 25668 et que l'auteur ne veut pas nommer. — V. 23604. Après ce vers, il semble y avoir une lacune dans le ms. — V. 28235. *Soi amatir* est traduit dans le glossaire par „se fatiguer"; le sens demande plutôt „s'humilier" (cp. *Trésor*, p. 360: *car, ja soit ce qu'il s'umilie*). — V. 28296 *est*, corr. *ist*. — V. 28514 *changé*, corr. *change* (cp. *Trésor*, p. 416: *semble il que ce soit changes, non mie don*). — V. 28557. *Car belle chose*, corr. *C'amere ch.* (= *Trésor*, p. 411); supprimer la virgule après 28556 et le point après 28558. — V. 29019. *Ne ne la voeulliez reveller*, plutôt: *Que ne le voeulle r.* — V. 31208. *Voit*, corr. *Voist*. — V. 32181 *nule*, corr. *nul*. — V. 32716 *me lace*, plutôt *m'enlace*. — 35447—8 *a mon sens* : *dens*, corr. *a moi seus* : *deus* (cf. v. 35443). — V. 36609. *La vie*, plutôt *La peine* (cp. *Rose*, v. 3051). — V. 41026 Quid? — P. 232, col. a. *A vuis*, corr. *Anvis*. — P. 217, col. b. Les vers *Interpone tuis*, etc. sont corrects; ils proviennent d'un distique du Pseudo-Caton (liv. III, vi).

[1] Cp. *Rose*, v. 18347—8: *De trop penser sont curieus, Quant trop sont melancolieus*, vers que j'ai rapprochés des *cervelles mirencolïeuses* dont parle Jean Brasdefer (*Pamph. et Gal.*, v. 72).

[2] *La Fille du Comte de Pontieu*, p. p. C. Brunel, Paris 1923 (*Société des anciens textes français*).

[3] Bd. XLIV (1924), p. 340—49.

beträchtlichem Alter, da sie als Überbleibsel die Anschauung enthalten haben müsse, der zufolge eine vergewaltigte Frau, ihrer Unschuld ganz ungeachtet, für schuldig angesehen und getötet wurde. Die Heldin der Novelle ist nach M. Brunel mit diesem barbarischen Gesichtspunkte wohl vertraut und handelt, da sie ihren gefesselten Gatten töten will, gewissermafsen aus Notwehr.[1] Demgegenüber bemerkt Winkler, dafs eine solche Volkssage zurzeit nicht bekannt sei, und dafs man der Lösung der Frage nur auf dem Wege einer sorgfältigen Analyse der Erzählung selbst näher kommen könne. Er findet das eigentliche Motiv der Heldin in dem Gefühl des Mitleids, dafs sie für ihren unglücklichen Gatten empfunden habe.[2] Des paradoxalen Charakters dieser Motivierung ungeachtet mufs man doch Winkler dahin recht geben, dafs ein Gedanke dieser Art dem Verfasser vorgeschwebt haben mufs. Nur mufs man wohl oder übel hinzufügen, dafs er sich nur wenig Mühe gegeben hat, diese Motivierung herauszuarbeiten. Er hat sie im Gegenteil so ziemlich im Dunkeln gelassen. Dafür lassen sich zwei Gründe annehmen. Entweder wollte er absichtlich seinen Lesern ein Rätsel aufgeben, oder aber, es hatte mit jener Motivierung in seiner Quelle seine eigene Bewandtnis. Vielleicht liefs ihn diese Quelle in diesem Punkte überhaupt im Stich, oder er konnte aus irgend einem Grunde ihre Motivierung nicht verwenden. Eine definitive Antwort auf die Frage läfst sich also ohne Quellenuntersuchung überhaupt nicht geben, und man ist gezwungen, um mit dieser Sache ins Reine zu kommen, sich nach Parallelerzählungen zu diesem Teile unserer Novelle umzusehen. Deren gibt es nun aber mehrere.

Ein jüdisches „Beispiel", das ich einer mittelalterlichen Sammlung, den *Parabeln des Salomo*, entnehme, lautet also[3]:

> A young man travelling from Tiberias to Betar saw a young woman who fell in love with him and married him. After a year she asked him to return home on a visit. On the way they were met by a robber and she fell in love with him. He tied the husband to a tree and they enjoyed themselves together. When the robber had fallen asleep a snake drank from his jug of wine and poisoned it. The robber when he woke drank of it and died. On his promising not to kill her, the woman loosened her husband's bonds and they arrived at their parents' house. The man then told what had happened and the father killed the daughter . . .

Die Ähnlichkeiten zwischen dieser jüdischen Erzählung und dem ersten und Hauptteile unserer Novelle sind klar ersichtlich

---

[1] *Op. cit.*, p. XXII.
[2] *Op. cit.*, p. 348.
[3] Moses Gaster, *The Exempla of the Rabbis*, London-Leipzig 1924, p. 154. Eine deutsche Übersetzung, jedoch weitschweifiger, findet sich in M. J. bin Gorion, *Der Born Judas*, III[2], p. 95 f.

und viel zu bedeutend, um ein Spiel des Zufalls zu sein. Um sie einzeln aufzuzählen: 1. Ein seit kurzem verheirateter Mann begibt sich mit seiner Frau 2. ihretwegen auf Reisen; 3. beide werden auf dem Wege angefallen. 4. Die Räuber binden den Mann an einen Baum und 5. vergewaltigen bzw. verführen die Frau. 6. Die Frau in der französischen Erzählung will den Mann töten, wie M. Brunel annimmt, um nicht von ihm getötet zu werden; in der jüdischen läſst sie sich von ihm das Versprechen geben, sie nicht zu töten, ehe sie seine Bande löst. 7. Der Ehemann hält sein Versprechen und behandelt sie gut; 8. doch erzählt er das Vorkommnis seinem Schwiegervater, 9. der die Frau tötet, bzw. sie (wie er glaubt) einem sicheren Tode überantwortet. Die beiden Erzählungen unterscheiden sich 1. durch die Schuld der Frau im jüdischen Texte, 2. durch das göttliche Strafgericht, das ebendort über den Räuber hereinbricht und 3. durch die wunderbare Errettung der Heldin in der französischen Novelle. Über die Bedeutung des letzten Punktes wird man sich sogleich klar sein; die Errettung der Frau ist eben notwendig, um den zweiten Teil der Novelle erst zu ermöglichen. Den zweiten Punkt könnte man zunächst geneigt sein, dem erbaulichen Charakter des „Beispiels" zuzuschreiben. Auf jeden Fall führt er ein echt orientalisches Motiv vor, das nicht eigentlich in unsere Geschichte gehört, wohl aber in anderen Zusammenhängen über ganz Vorderasien und Indien verbreitet ist.[1]

Der entscheidende Punkt ist jedoch 1. Die Unschuld der Frau, wie sie im französischen Text geschildert wird, steht in der internationalen Novellistik einzig da, und der ganze Widersinn der folgenden Handlung ergibt sich aus eben dieser Unschuld. Andrerseits ist die jüdische Erzählung mit der jüdischen Heldin nur die Variante einer weitverbreiteten Volkserzählung, einer typischen Wandersage, des Typs von der „treulosen Gattin", der von keinem geringeren als Gaston Paris zu Beginn dieses Jahrhunderts untersucht wurde.[2] Dazu erklärt sich bei der Annahme der Schuld der Frau als der ursprünglichen Lesung ihr späteres Verhalten gegen den Gatten, den Zeugen ihrer Schuld, auf das beste. Es kann also kein Zweifel darüber bestehen, daſs die Ursprünglichkeit auf seiten der jüdischen Geschichte liegt, während die französische Novelle aus dieser oder einer ihrer Parallelerzählungen geflossen. In dieser Quelle bestand das Kernproblem daher überhaupt nicht; es entstand vielmehr erst, als aus irgend einem Grunde die Schuld der Frau aus der Erzählung verschwand.

Doch sehen wir uns nun nach anderen zu dieser Gruppe gehörigen Texten um. Ich weise zunächst auf eine Erzählung der deutschen Bearbeitung der *Gesta Romanorum* hin.[3]

---

[1] Man findet eine Bibliographie in meinem kürzlich erschienenen Buche *Balor with the Evil Eye*, New York 1927, p. 184, n. 13.

[2] *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, XIII (1903), p. 1—24; 129—50; vgl. auch p. 399—412.

[3] J. G. Th. Grässe, *Gesta Romanorum*, Leipzig 1905, II, 186 ff.

> Ein römischer Ritter unternimmt mit seiner als Mann verkleideten Frau eine Kreuzfahrt in Preufsenland. Sie fallen beide in die Gefangenschaft eines heidnischen Königs, der nach einiger Zeit das wahre Geschlecht der Heldin entdeckt und sich sogleich in sie verliebt. Er läfst den Ritter an eine Säule seiner Kammer mit Riemen binden und gibt sich in seiner Gegenwart mit der Frau der Lust hin. Als er schliefslich eingeschlafen, bittet der Ritter vergebens die Frau, seine Bande zu lösen. Unterdessen vergiftet eine Spinne den Wein, der in einem Kruge neben dem Lager des Königs steht. Als dieser erwacht und davon trinkt, stirbt er sofort eines jämmerlichen Todes. Als die Frau das sieht, erzürnt sie sich noch mehr gegen ihren Mann (als ob er daran schuld gewesen sei), nimmt das Schwert des Heiden und verwundet ihn damit. Doch zerschneidet sie dabei unversehens seine Bande, und er wird frei. Er beruhigt sie, tut als ob nichts geschehen sei und kehrt mit ihr in die Heimat zurück. Dort berichtet er sein Abenteuer, doch so, als ob es einem andern widerfahren sei, und fragt dann seine Freunde (d. h. wohl ihre beiderseitigen Verwandten), was mit einer solchen Frau geschehen müsse. Als er ihnen gesteht, dafs er selbst der Held und das Opfer des Abenteuers sei, einigt man sich dahin, die Frau in einem Gewölbe Hungers sterben zu lassen.

Etwas weiter ab steht die Geschichte von dem fränkischen Ritter Rudolf von Schlüsselberg (*Historia infidelis mulieris*), die etwa um 1200 verfafst wurde.[1] Dort zieht der Held mit seiner aussätzigen Frau nach Portugal (wie er in der französischen Novelle der Kinderlosigkeit seiner Frau halber nach Galicien pilgert) und heilt sie dort. Von ihrem Wirte betört, verläfst die ungetreue Frau ihren Mann und begibt sich zu einem heidnischen Könige. Rudolf folgt ihr, als Krämer verkleidet, wird von seiner Frau verraten und ihrem Liebhaber überantwortet. Dieser läfst ihn auf ihr Ansinnen an eine Säule im Schlafgemach anbinden. Sie läfst unter ihn glühende Kohlen setzen, die ihn langsam versengen sollen. Dann gibt sie sich mit ihrem Buhlen in seiner Gegenwart der Lust hin. Als sie eingeschlafen, löst der eigene Sohn dem Gefangenen die Fesseln. Rudolf tötet die Schlafenden und entflieht mit seinem Sohne in die Heimat.

Wie wir gesehen haben, ist der Schauplatz des Verbrechens in den *Gesta* und der *Historia* das Schlafzimmer des Liebhabers, in dem der unglückliche Gatte Zeuge der Schändlichkeit seiner Frau sein mufs. Dieser Zug verbindet diese Texte mit der polnischen Waltersage, wie sie in der Chronik des Boguphal erzählt wird.[2] Auch dort erfolgt die Befreiung durch das Eingreifen einer

[1] Hrsg. von A. E. Schönbach in *Sitzungsber. d. Wiener Akademie, phil.-hist. Cl.*, CXLV (1903), Abh. 6, p. 2 ff. Vgl. auch A. Mussafia, *ibid.*, XLVIII (1864), p. 257 f.

[2] Vgl. F. Vogt, *Salman und Morolf*, Halle 1880, p. LXV ff.; R. Heinzel, *Über die Walthersage* in *Sitzungsber. d. Wiener Akademie, phil.-hist. Cl.*, CXVII (1889), Abh. 2, p. 91 ff.

vierten Person, und der Gatte hat die Genugtuung, seine Frau und deren Liebhaber sofort eigenhändig umzubringen. Die Handlung vollzieht sich jedoch wieder unter freiem Himmel in der ältesten bekannten Version dieser Gruppe, einer Episode von Somadevas *Kathâ Sarit Sâgara.*[1]

> Ein eifersüchtiger Gatte begibt sich mit seiner Frau auf Reisen. Unterwegs entflieht sie mit einem jungen Bhilla. Als ihr Mann ihnen ins Bhilladorf folgt, empfängt sie ihn freundlich, um ihn dann ihrem Liebhaber auszuliefern. Derselbe bindet ihn an einen Baum, und sie gibt sich in seiner Gegenwart ihrem Entführer hin. Der verratene Ehemann wird von der Göttin Tschandi befreit und tötet den Bhilla. Von dem Vorgefallenen noch nicht gewitzigt, nimmt er die treulose Frau mit sich, um von ihr beim Könige des Mordes angeklagt zu werden. Der König läſst den Fall untersuchen, überzeugt sich von der Wahrheit und läſst die treulose Frau verstümmeln.

In einer russischen *bylína*[2] sind die Rollen des Gatten und des Entführers gleichsam vertauscht. Die Heldin, Maria (oder Nastasia) Dimitrejewitschna verrät ihren Entführer, Iwan Godinowitsch, der zugleich ihr Verführer ist, an ihren Verlobten, Koschtschei. Letzterer fesselt ihn mit ihrer Hilfe an einen Baum und frönt mit ihr in Iwans Gegenwart seiner Lust. Er wird von seinem eigenen Pfeil, den er auf einen Unglück verheiſsenden Raben abschieſst, getötet. Maria will Iwan zunächst umbringen, läſst sich aber bereden, ihn zu schonen, bindet ihn los und wird von ihm gräſslich verstümmelt.

Über die indische Herkunft der Erzählung (wie des ganzen Zyklus von der treulosen Gattin) kann kein Zweifel obwalten. Von Indien verbreitete sie sich über Europa, den slavischen Osten, wie die Länder romanischer und germanischer Zunge. Die französische Novelle, von der wir ausgegangen, deckt sich in der groſsen Mehrzahl aller Züge mit dem oben angeführten jüdischen „Beispiel“. Mit der *Historia* teilt sie den Umstand, daſs der Frau wegen eine Reise nach der Pyrenäen-Halbinsel unternommen wird. Mit der Geschichte der *Gesta* hat sie die Züge gemein, daſs die ungetreue Frau ihren Mann tätlich angreift und ihn dabei unversehens befreit, des Ritters unverändertes Benehmen ihr gegenüber, die Art, wie er den Vorfall den Verwandten erzählt und die Bestrafung der Frau von seiten eben dieser Verwandten. Die Quelle der Novelle ist also in einem der jüdischen Erzählung und den beiden deutschen Geschichten nahe verwandten abendländischen Texte zu suchen, der allem Anschein nach nicht erhalten ist.

---

[1] Tawney-Penzer, *The Ocean of Story*, London 1924ff., V, 80ff. Vgl. Th. Benfey, *Pantschatantra*, Leipzig 1859, I, 439ff.

[2] A. Rambaud, *La Russie épique*, Paris 1876, p. 92; W. Wollner, *Untersuchungen über die Volksepik der Groſsrussen*, Leipzig 1879, p. 60; F. Liebrecht, *Zur Volkskunde*, Heilbronn 1879, p. 41.

Kehren wir nun zum Problem der Motivierung zurück. An ein Mifsverständnis des französischen Bearbeiters unserer Sage ist kaum zu denken — er hat ja alle anderen Züge vortrefflich verstanden und verwertet. Auch die Annahme, jene Quelle habe das Motiv von der Untreue der Frau nicht gehörig hervorgehoben, ist hinfällig, da sich die ganze Handlung gerade um dieses Motiv dreht. Die wahre Lösung ist auf anderem Wege zu suchen. Der Verfasser der Novelle konnte einfach das betreffende Motiv für seine Zwecke nicht brauchen, da es die Heldin in einem viel zu ungünstigen Lichte zeigt. Er mufste daher suchen, es zu verschleiern, so gut es eben ging. So hat er denn die Frau das Opfer eines Raubanfalls werden lassen und aus dem einen Räuber der Vorlage eine ganze Bande gemacht. Natürlich versteht man nun nicht mehr, aus welchem Grunde die Frau ihren Mann töten will (wozu sie in der Vorlage alle Ursache hatte). Der Verfasser hatte nicht Geist genug, hier eine neue Motivierung geschickt unterzuschieben, und so erklärt sich vollkommen die Entstehung des „Problems“, von dem wir in dieser Untersuchung ausgegangen.

Alexander Haggerty Krappe.

---

3. Zu Lantfrid und Cobbo.

Die Verse der Pariser Hs., die Gaston Paris im *Moyen Age* 1888 zuerst veröffentlicht hat, habe ich 1888 (vgl. *Moyen Age* 1889 und *Roman. Forsch.* 1891) und später (vgl. K. Strecker, *Die Cambridger Lieder* 1926) behandelt. Den Mittelpunkt dieses Gedichts und des der Cambridger Hs. (vgl. Müllenhoff-Scherer, *Denkmäler d. P. u. Pr.*[3] 1892) hat wohl das mit fast gleichem Wortlaut gebrachte „Cobbo, fidem teneas!“ gebildet. In beiden Fassungen dient die Angabe abreisen zu müssen nur dem Zwecke, die Frau mitzubekommen. Cobbo begründet in C seinen Wunsch mit dem Überdrufs am Hofdienst und der Sehnsucht nach den Freunden in der Heimat, in P aber mit einem Aufstand in seinem Lande, den er unterdrücken müsse. In C will Lantfrid mit der Frau ihn begleiten, um immer bei ihm zu leben; am Strande aber bittet Cobbo ihn, umzukehren, ihm jedoch die Frau als memoriale mitzugeben. Lantfrid überläfst sie ihm, wie er ausdrücklich sagt, zum freien Liebesgenufs, singt das Lied und zerschlägt dann, als das Schiff nicht mehr zu sehen, aus Verzweiflung seine Laute am Felsen. In P dagegen bietet Cobbo beim Abschiedsmahle Lantfrid seine Schätze an und bittet ihn, als er sich ihm erkenntlich zeigen will, ihm die Frau „ad amandum“ zu überlassen. Lantfrid, von der Treue des Freundes überzeugt, führt sie ihm zu, sagt aber nichts davon, dafs er das Letzte in der Liebe gestattet, sondern singt, als sie abfahren, das Lied von der Treue. In C ist das Mittel, das zum

Abtreten der Frau führen soll, umständlich, gequält und unwahrscheinlich; die Warnung des Liedes aber steht mit dem Vorhergehenden in Widerspruch: man erwartet nach dem Zugeständnis der *coitio* eine dem Zerschlagen der Laute entsprechende Klage und nicht eine Mahnung. In P dagegen hat die Aufforderung, ja nicht die Treue zu vergessen, durchaus ihre Berechtigung; andererseits aber wird die Hauptsache, dafs Cobbo, da er ja nun die Entsagungskraft des Freundes geprüft hat, alsbald mit der Frau zurückkehrt, nur kurz im Nebensatz angedeutet, während sie in C, was gröfsere Klarheit schafft, hervorgehoben und durch Cobbos Mitleid mit dem unglücklichen Freunde begründet wird.

Was nun die Quelle betrifft, hat sie bei mündlichem Bericht des die Aufgabe stellenden geistlichen Lehrers, den Gaston Paris mit Recht annimmt, den Verfassern vielleicht gar nicht vorgelegen; doch deutet auf schriftliche Überlieferung C 5: *quamvis amicitiarum genera plura legantur*, und auf mündliche Aufführung und Schwänke P 3: *sicut fabulae testantur et scurrarum complices*. Der Inhalt berührt sich mit dem 51. Cap. der *Disciplina clericalis* des Petrus Alfonsi (ed. Hilka) vom Anfang des 12. Jhs., die ja aber auf ältere Vorbilder zurückgehen kann. In ihm sind zwei Erzählungen miteinander verbunden, die von der Abtretung der Frau (Braut) an den Freund und die von der Errettung dieses Freundes aus Todesnot. Man könnte ja annehmen, dafs der erste Bericht ursprünglich einmal für sich bestanden und mit der Rückgabe der Frau geendet habe, die bei Anknüpfung der zweiten Erzählung fortgelassen werden mufste, da der Freund dann keinen Anspruch auf Gegendienste mehr gehabt hätte. Die Vermutung scheitert aber daran, dafs Alfonsi von der Erkrankung des Liebenden und der Heilung durch Vorführen aller Frauen des Hauses berichtet. Dieser Zug aber deckt sich, wie auch die hinzugefügte zweite Erzählung zeigt, mit griechischer Überlieferung, und diese endet ebenfalls mit schliefslicher Überlassung der Frau (*Plut. Dem.* 37, *Lucian de Syria dea* 17). Auch in den von der *Disc.* abhängigen Erzählungen (s. W. Grimm, *HZ.* 12) erfolgt die Rückgabe der Frau entweder gar nicht (*Gesta Romanorum*) oder erst nach der im zweiten Abschnitt berichteten Errettung des Freundes (*Tausendundeine Nacht*, *Caylus Oeuvres Cadines*, *Tausendundein Tag*), oder der, welcher einst die Frau abgetreten, erhält eine Verwandte des Freundes zur Frau (*Atthis und Prophilias*, *Thomas Cantimpr.*, *Boccaccio giorn.* X, 8). So wird weder ein Vorläufer der *Disc.* noch der zu ihr gehörenden Berichte als Quelle für die lateinischen Gedichte in Betracht kommen. Nun gibt es aber eine persische Erzählung, auf die W. Grimm a. a. O. hingewiesen hat. Hammer-Purgstall bringt sie im „Rosenöl“ II, 262 (Stuttgart-Tübingen 1813) nach einer türkischen Übersetzung, aber nur in verkürzter Form (Flügel 423). Sie steht in dem in der ersten Hälfte des 13. Jh. n. Chr. von Mohammed Aufi verfafsten Werk *Dschawamiol Hikaiat wa Lawamiol Riwaiat* (Flügel 422), dessen in Frage kommenden Abschnitt

mir Herr Dr. Schafagk gütigst verdeutschte. Ein Emir aus Balch verliebt sich auf der Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Mekka in eine auf dem Wege erblickte Frau. Liebeskrank bleibt er in Bagdad bei einem Kaufmann. Dieser erkennt nach der Beschreibung in der Schönen seine eigene Frau, läſst sich aus Groſsmut von ihr scheiden und erzählt ihr von der Liebe des Emirs. Sie heiratet ihn, aber in der Hochzeitsnacht weint sie und bekennt ihm auf seine Frage, daſs ihr bisheriger Gatte sich nur hat scheiden lassen, damit sie sich mit ihm vermählen könne. Da bewundert er diese Ritterlichkeit, läſst die Frau alsbald frei, betrachtet sie als seine Schwester und zieht mit ihr nach Balch, von wo er dem Kaufmann für seine Güte dankt und sagen läſst, er möchte ihn besuchen, damit er sich erkenntlich zeigen könne. Verarmt kommt der Kaufmann nach einem Jahre zu ihm, und er vermählt ihn nach drei Tagen angeblich mit seiner Schwester; diese ist aber keine andere als die dem Emir einst überlassene Frau, die das Jahr hindurch wie eine Schwester gehalten in einem kostbaren Schlosse neben ihm gewohnt hat. Nach sechs Monaten zieht der Kaufmann mit der wiedergewonnenen Gattin nach Bagdad, wo der Emir ihm all seinen früheren Besitz zurückgekauft hat. — In dieser Fassung, die freilich auch Züge der *Disc.* enthält, wird der in den lateinischen Gedichten als Hauptsache betonte Verzicht auf Vollziehung der Ehe noch festgehalten. Mit ihm ist eigentlich schon der Wille, die Frau zurückzugeben, ausgesprochen, und man begreift zunächst nicht, warum der Emir sie erst nach Balch mitnimmt. Dies geschieht aber deshalb, weil das retardierende Moment der Abreise mit der Frau zum Grundbestand der Erzählung gehört, wie sich daraus ergibt, daſs sie in keiner der Variationen fehlt. Der persische Bericht, in dem die Rückgabe nach immerhin kurzer Frist und „sine crimine“ erfolgt, kommt der lateinischen Fassung P am nächsten, in der man über die Zeit, die bis zu der Lösung verläuft, im unklaren gelassen wird. Er könnte trotz der Verschiedenheit der Umwelt auf sie oder eine gemeinsame Quelle zurückgehen. Diese wäre aber nicht in der orientalischen Überlieferung, sondern im griechisch-römischen Altertum zu suchen. In den lateinischen Gedichten handelt es sich um die Frage, ob der schon in früher Zeit zum Sprichwort gewordene Satz *κοινὰ πάντα τῶν φίλων*, *amicorum communia omnia* auch auf den Besitz der Frau zutreffe. Wir haben es hier mit Streitfragen zu tun, wie sie im Altertum in Sophisten- und Rhetorenschulen behandelt wurden, und wie sie von hier aus das christliche Mittelalter und wohl auch die Vagantenpoesie übernahm. Solche spitzfindigen Erörterungen konnten auch in den Schulen der Kleriker behandelt werden. Natürlich muſste man sie hier vom christlichen Standpunkt aus verneinend beantworten, und daher war ein Ausweg aus dem Dilemma nur so zu finden, daſs entweder der das Problem Bejahende nach der Einwilligung des Freundes von Mitleid und Gewissensbissen erfaſst auf die Durchführung verzichtet wie in C, oder daſs die Forderung,

die Frau abzutreten, von vornherein nicht ernst gemeint ist, sondern nur die Entsagungskraft des Freundes geprüft werden soll wie in P. — Für die mohammedanische Frühzeit hatte eine derartige Frage nicht mehr die Bedeutung wie einst, da in ihr die Ehescheidung leicht und häufig war und der Konflikt zwischen Freundes- und Gattenpflicht unschwer gelöst werden konnte. Daher ist auch in den orientalischen Erzählungen vielfach von der Abtretung der Frau, Braut oder Sklavin, weniger aber von Rückgabe und Entsagung die Rede. Wenn trotzdem in dem behandelten persischen Bericht die Frau wegen der edlen Gesinnung des Gebers als Schwester gehalten und als solche zurückgegeben wird, so scheint mir dies auf Einflufs einer christlichen Quelle hinzudeuten. Die Erzählung des Rosenöls wird also, wie auch schon die verhältnismäfsig späte Abfassungszeit wahrscheinlich macht, auf eine Quelle zurückzugehen, die den okzidentalen bzw. christlichen Einflufs verrät. Dabei kann sie doch in frühe Zeit hinaufreichen und den lateinischen Gedichten immerhin noch nahe stehen.

Was den Stand der Freunde angeht, so gab es vielleicht schon früh Varianten. Nach der *Disciplina clericalis* sind sie *negotiatores*, nach den *Gesta*: *milites*. Sie werden als *nobilissimi* betrachtet und stehen im *regale servitium*, wie denn auch in P Cobbo den Aufstand mit Waffengewalt unterdrücken will. Dabei sammeln sie doch auch wieder Schätze, und die falsche Lesart *consule* in P zeigt, dafs man sie als Konsuln, d. h. in diesem Falle als Berufskonsuln anzusehen nicht für ausgeschlossen hielt. Die Abweichungen im Gang der Handlung erklären sich vielleicht daraus, dafs die Aufgabe nach mündlichem Bericht des Lehrers in allgemein gefafster knapper Form, nur mit Angabe der Namen, gestellt wurde: Freundestreue bei Abtretung und Rückgabe der Frau.

Für die Textkritik erlaube ich mir folgendes zur Erwägung vorzuschlagen:

In Str. 3 kommt es darauf an, was von der Handschrift von Beauvais zu halten ist, aus der sie bei Ducange wiedergegeben wird. Sie scheint mir die Abschrift eines Originals gewesen zu sein, auf das auch P zurückgeht, das aber zum Teil schwer zu lesen war. Wo beide Hss. übereinstimmen, ist wohl anzunehmen, dafs die Urschrift getroffen wird. Daher ist V. 3 *Unus Cobbo vocabatur*, *Lantfridus et consodes* wohl das einzig Mögliche. Bei V. 2 könnte man zweifeln. Charakterisierung der Freunde entsprechend dem Inhalt der folgenden Erzählung ist schon wegen *fabula* und *consodes* eher zu erwarten als Berufung auf Spafsmacher, die zu dem ernst gehaltenen Berichte wenig pafst. Hiefs es vielleicht *sicut fabula testatur*, *scrutatorum complices* Genossen von Grüblern, die Fragen wie die über Freundschafts- und Ehepflicht zu lösen suchen?

Str. 4, 2/3 könnte gelautet haben: *Alter ex ulteriore nomine. Feliciter Una domno* (*domno* Traube) *pensitantes serviebant pariter.* Oder: *Alter ex ulteriore. Nomine feliciter Uno domno pensitantes s. p.* — *Natus* wäre aus der vorhergehenden Zeile fälschlich wiederholt,

fleliciter aus *ffeliciter* entstanden; Cobbo hätte Lantfrid aufgesucht, um die gemeinsame Steuer zu berechnen und an den Herrn abzuführen.

Str. 5, 3 scheint mir jetzt nur die Besserung von Gaston Paris, *dictis* für *dixit*, nötig zu sein. *Sed alterius parebo dictis* heifst: sondern dem Rufe des Nächsten, der Mitmenschen, werde ich gehorchen und den Bedrohten zu Hilfe eilen.

Str. 7 und 11. Wie ich die Angabe von G. Paris jetzt erst richtig verstehe, bietet in Str. 11 die Hs. P selbst die Worte *nam et ego* entsprechend dem *multas valde* von St. 7. Diese Lesart fügt sich gut, wenn wir Str. 11 an ihrem Platze lassen, *voles* statt *volens* lesen und Cobbo (!) als leidenschaftliche Anrede Lantfrids ansehen, den der Verfasser, um die schmerzliche Aufwallung zu kennzeichnen, nicht erst als Sprechenden mit Namen einführt, aber aus dem *nam et ego* leicht als solchen erkennen läfst. Das *n* konnte aus zufälligem Strich oder Fleck über *e* von *voles* entstehen. Lantfrid ruft in jäher Bestürzung: Cobbo, so sehr willst du die Freundschaft auf die Probe stellen? Ich habe ja doch auch Schätze gesammelt, die ich dir schenken will. Als Cobbo darauf nicht eingeht, sondern schweigt, führt er ihm dann die Frau zu. — Diese Lösung erscheint mir einfacher, als wenn wir Str. 11 hinter Str. 8 stellen, „Cobbo!" als Anrede des schon sprechenden Lantfrid nehmen, *volens* beibehalten und *perscrutare* als Imperativ auffassen: Cobbo, durchsuche nur, wenn du Freundschaft (halten) willst! Denn auch ich habe etc.

Str. 10, 1. *Sexuit* könnte als ein gut passendes *sedecennis* gelesen werden, das mit dem Zahlzeichen geschrieben wäre: *SeXuit* = *se decem uit* = *sedecennis*. Die sechzehnjährige Matrone des Ausonius (*Epitaphia*, Aus. ed. C. Schenkl S. 80, *M. G. auct. ant.* V. 2) war wegen der eigenartigen Fassung der Grabsteininschrift den Klosterschülern wohl nicht unbekannt. Die Urschrift hätte dann vielleicht einen Zug enthalten, der in der *Disc. cler.* weiter ausgeführt wird. Dort heifst es cp. 51: *Habebat autem dominus quandam nobilem puellam in domo sua, quam diu iam educaverat, ut eam acciperet in uxorem, quam et ostendit ei. Aeger vero aspecta hac ait: Ex hac est mihi mors et in hac etiam mihi vita* (so vielleicht der ursprüngliche Hexameter).

Str. 12, 1. *Lantfridus ei per manum;* l. *Lantfridus dein per manum* (?).

Str. 12, 3 *usque ad naves ut cum illa pergeret egrediens;* l. *usque naves, ut cum illa pergeret, egrediens.*

Str. 13, 1. Mit *murrinas* (*scl. potiones*) statt *mumnas* meinte ich den Abschiedstrunk, *mulsum murra conditum.*

Str. 14, 3. Die schöne Änderung Traubes *permansi* statt *permansit* trifft das Richtige (Müllh.-Scher., *Denkm.*[3] 125), denn *iuramento* verbunden mit *firmus* erfordert direkte Rede in der ersten Person. Aber *in stabilem* bietet Bedenken. *In* mit dem Akk. erscheint zwar auch bei freundlichem Verhalten, aber nicht in der

Verbindung mit *fidus,* bei dem sonst nur der Dativ gebraucht wird. *Permansit in* kann leicht für *permansi en* verlesen sein: Er gab die Gattin mit dem Schwure zurück: „Ohne Fehl und fest bin ich geblieben.“ Soweit die Rede Cobbos. Der Verfasser aber hat zum Schlufs das letzte Wort: *En stabilem!* Das war ein Standhafter, das nenne ich mir einen standhaften Freund!

Hermann Patzig.

---

4. Zum altprovenzalischen Wortschatz.
(Zum Jaufreroman.)

Unter diesem Titel veröffentlichte K. Lewent im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Band 152, dankenswerte, eingehende Studien, die von meiner Ausgabe des Jaufre für die Gesellschaft für romanische Literatur (46. Band) ihren Ausgang nehmen. Folgendes sei zu ihnen bemerkt.

1. *acabar* 10836. Was Lewent hier ausführt, ist nicht übel. Immerhin meine ich, an der Bedeutung 'vollführen' festhalten zu müssen. Die Bedeutung 'sich vervollkommnen' erscheint mir zu schwach, als dafs Jaufre damit seinen Posten hier ausfülle und zum rühmlichen Gegenstand der Unterhaltung werde, d. h. die neuen Untertanen rühmen Taten, nicht nur gute Eigenschaften an ihrem neuen Herrscher. Ich hielt (*conplir* und) *acabar* in diesem Sinne für transitiv (und nahm sie daher nicht in das Wortverzeichnis auf). Dann wäre aber als Objekt zu den beiden Zeitwörtern ein *tant* zu ergänzen, das in dem Zusammenhang [*tant*] *en tant pauc de sazon* unterdrückt worden wäre, wenn man nicht die beiden Zeitwörter als absolut gebraucht auffassen wollte? Versteht man sich aber dazu, *acabar* als intransitiv aufzufassen, so möchte die Bedeutung 'zum Ziele kommen' sich mehr empfehlen als die 'sich vervollkommnen', welche schon durch *conplir* ausgedrückt wäre. Schliefslich wäre noch die Möglichkeit, es mit einer Textbesserung zu versuchen, etwa *tant* für *ja* (dieses nur in B), so dafs ein Objekt zu *conplir* und *acabar* dastände. *coma* statt *com a* ist beachtenswert.

2. *sé afermar en* 'sich aufrichten an' halte ich nicht für eine Besserung, da ich das Bild falsch finde. Die Bedeutung scheint mir zu sein: 'festen Halt gewinnen und den behaupten'. Ich nannte das 'sich versteifen auf' (wie man sich etwa auf die Steigbügel stemmt), bin aber mifsverstanden worden, da man allgemein diesem Versteifen seine sekundäre, pejorative Bedeutung gibt. Im Grunde genommen berühren sich Lewents Auffassung und die meinige. Siehe auch *sé afermar en* 'bestehen auf' bei Appel, Chrest. Glossar.

3. *aver que far* 'Interesse haben'. Natürlich, (nur ist mir fraglich, ob die Wendung auch ohne Negation vorkommt). 'Ich

kann nichts anfangen mit' ist für meinen Begriff im vorliegenden Zusammenhang nichts anderes als 'ich will nichts wissen von, habe nichts zu schaffen mit', also eine Abweisung, und nur um diese schroffer erscheinen zu lassen, habe ich „eine so realistisch-prosaische" Wendung benutzt.

4. *creban* (lies 2971 st. 2921). Diesen Artikel Lewents lehne ich ab. In *tal creban* das *tal* von einem partizipialen, d. h. doch adjektivischen Attribut begleitet sein zu lassen, ist doch reichlich kühn. Das Beispiel mit Relativsatz kann hier nichts beweisen. So steht also Behauptung gegen Behauptung. Immerhin gibt es ein spanisches Postverbale *quebranto*. Die „eigentliche Situation": er packt das Kind bei den Füfsen usw. ist klar und beweist nach keiner Seite etwas. Überdies könnte *creban* Gerundium sein; vgl. *baten(t)* im Wortverzeichnis zu Jaufre unter *batre*.

5. *desfaire*. Nicht überzeugend. Ich glaube nach wie vor, dafs die Grundbedeutung von *desfaire* die der völligen Vernichtung durch in Stücke hauen (d. i. hier Tötung) ist, und dafs bei partieller Vernichtung im allgemeinen ein Zusatz des Gliedes erforderlich ist. Dafür stütze ich mich auf Beispiele bei Appel, Chrest. Glossar, Godefroy (besonders Complément) und Foerster-Breuer, Kristianwörterbuch. Es scheint doch wirklich, dafs Jaufre an unserer Stelle getötet werden soll, und zwar nennt Brunesentz drei Möglichkeiten: *desfaire* — *pendre* — *faire a tal mort morir que*, deren erste ich als 'in Stücke hauen' verstehe. Dafs es sich um Tötung handelt, nimmt auch der anwesende Seneschall an: *no·l faria bon aucir* 3668. *desfaire* 'hinrichten' in meinem Wortverzeichnis war in der Tat nicht passend, da ja auch *pendre* usf. eine Hinrichtung bedeuten. Zu *desfaire* ist aber das Hängen an unserer Stelle nicht „hinzugefügt", sondern in Wahl gestellt (*o* = 'oder'). In Lewents Zitat ist Vers 3625 f. leider weggelassen, und in 3623 ist *prenda* (nicht *prendra*) Reimwort zu *penda*. Aus dem Beispiel schliefslich, das Lewent nach Raynouard III, 275 aus V. de S. Honorat anführt: *Am las mans si desfay e los huellz e la cara* (*Avec les mains se détruit et les yeux et la face*) kann man logischerweise wahrhaftig nicht „den Sinn von 'verstümmeln' für einfaches *desfaire* ablesen", sondern nur den von 'vernichten (*détruire*)'; denn er verstümmelt sich dadurch, dafs er die Augen vernichtet.

6. *faire*. Die Übersetzung der Verse 3600 ff., die mir Lewent hier, wenn auch (mit Recht) zögernd, in die Schuhe schiebt, habe ich nie erwogen, vielmehr gedeutet: 'wenn Ihr mir entkommen solltet, werdet Ihr mir (damit) wahrhaftig keinen Verdrufs bereiten', wobei ich annahm, Brunesentz wolle schon hier dem Verdacht begegnen, sich für den stattlichen Helden zu erwärmen, indem sie ihm zunächst einmal sagt, es sei ihr wenig an ihm gelegen. Nun mufs ich zwar sagen, die Übersetzung Lewents gefällt mir eigentlich besser; aber wie ist sie zu rechtfertigen? So „offenbar" ist die Sache nämlich nicht. Will man aus Levy die Beispiele für *faire* 'bezahlen' heranziehen, so kommt man doch nur zu der Bedeutung

faire enueig = '(mit) Verdrufs (be)zahlen'. Und nun prüfe man und behalte das Beste.

7. *sé faire* 'sich wähnen'. Einverstanden.

8. *sé gardar de.* Die Grundbedeutung 'sich hüten, sich in acht nehmen' scheint mir noch erkennbar zu sein.

9. *aver grat* 'gefallen'. Einverstanden.

10. *metre alc. ren en.* Nicht übel; doch glaube ich eher an einen Sinn von *o* wie 'Zeit und Mühe', also: 'wir wollen nicht alles aufs Reden verwenden (uns nicht nur aufs Reden verlegen)'.

11. *onrar alcun de* 'jem. einen (ehrenvollen) Sieg über jem. verschaffen'. Einverstanden. Die fehlende Versziffer ist 6367—9.

12. *de plan* 'soeben'. Auch hier fehlt die Versziffer: 2689—93, und hinter *perdres* ist *ades* zu ergänzen, sowie Levy, S. W. B. VI st. VII zu lesen. Ein *de plan* 'soeben' und die Deutung von 2691 erscheint annehmbar. Die Bedeutung 'sogleich' nimmt Levy, S. W. B. VI, 352 für 1822, aber nur sehr mit Einschränkung an. Der Ausdruck verdiente eine genaue Untersuchung auch für das Altfranzösische, zu der mir vorläufig die Zeit fehlt.

13. Einverstanden. Zu *totz* 3430 (4. Beispiel) vgl. meine Anmerkung zu 2734. Im 7. Beispiel lies *Ja non* und S. 224, Z. 16f. *Ieu* statt *Jeu.* An anderer Stelle glaubt Lewent stillschweigend meinen Text der Wortform nach ändern zu müssen (so z. B. S. 226, 6. Beispiel).

14. *tan.* Ansprechend. Vers 1317 lies *aves* statt *aues* und 9771 *que·l* statt *que:l.* Weshalb *Gawain* mit *w* (S. 227, Z. 2 v. u.)?

15. *volontier* 'eifrig'. Einverstanden.

HERMANN BREUER.

---

5. Noterelle provenzali.

I.

A la vi', a la via, jelos! — Il Crescini (*Manuale*², p. 465, col. 1 del *Glossario*) traduce: *via, via!*; l'Anglade (*Anth. des Troub.* Paris, Boccard, 1927, p. 11): *Allez-vous en, allez-vous en!*; il Jeanroy (*Anth. des Troub.* Paris, „Le Renaissance du Livre", 1927, p. 142): *Loin d'ici, loin d'ici!*

A me par si tradurrebbe meglio: *en route, en route!* ovvero: *en chemin, en chemin!* (nel senso di *rebroussez chemin,* o, forse anche meglio, di *passez vôtre chemin*), tenendo conto che il Re è venuto di lontano e per un cammino diverso (*d'autra part*) da quello per cui son venute le *piucelas* e i *bachalars* invitati dalla regina; ed è venuto espressamente *per la dansa destorbar.* A me par di vederlo, ancora a cavallo o appena discesone, suscitar tutta la meraviglia e lo sdegno dei giovani danzatori, che, udito il bando, sono accorsi da ogni parte (dal luogo dove la danza si tiene, e donde è partito l'annunzio, *jusqu'a la mar!*) a prender parte alla festa;

mi par di vederlo — ripeto — suscitar lo sdegno e la meraviglia delle *piucelas* e dei *bachalars*, che gli gridano in coro: *A la vi', a la via, jelos!* e cioè: *Torna indietro; rifa' la strada che hai fatta; comei sei venuto, così vattene!* o, forse meglio ancora: *Passa per la tua strada; passa via!* (come a un cane!) *e lasciaci ballar tra noi giovani!* Più ci penso e più l'espressione provenzale: *A la via!* mi par corrispondere all'italiano: *Passa via! Passa là!* E tanto più se si pensa che spesso *il geloso* (anche per comodo della rima: *jelos* : *rabios!*) era paragonato in simili danze a un cane rabbioso.

II.

La regin' avrilhosa. — L'Anglade (*op. cit.*, p. 11) e il Jeanroy (*op. cit.*, p. 142) traducono concordemente: *la reine d'avril*; il Crescini (*op. cit.*, *Gloss.*, p. 359 col. 2) molto meglio: *di aprile, primaverile, fiorente.* Tuttavia ritengo che il *primaverile* vada inteso, più che nel senso di *fiorente*, in quello di *gaia*, *innamorata*, in preda insomma a quella dolce sovreccitazione primaverile, a quel desiderio di vivere, cantare, danzare, divertirsi nella compagnia dei vaghi *donzelli* (o *donzelle*) così naturale nei giovani d'ambo i sessi al ridestarsi della natura a primavera. Non sembri poco cavalleresco, ma insomma quest'aggettivo provenzale di *avrilhos*, *-oza* a me fa l'impressione di qualcosa di non troppo diverso (per ciò che riguarda naturalmente il solo parallelismo dell'evoluzione semantica) dal significato che prende l'aggettivo italiano *marzolino*, *-ina* nella frase: *gattina marzolina* e cioè (la regina me lo perdoni!) *in caldo* o *in fregola* che dir si voglia.

Non so poi perchè, mentre nella ballata si parla d'*aprile* il Jeanroy l'abbia intitolata *La reine de . . . mai.*

Conchiudendo, *avrilhoza* corrisponde a capello al *joioza* delle strofe II e V, dove il *joi* va interpretato nel senso provenzale e cavalleresco che non è solo (Crescini, *op. cit. Gloss.*, p. 404 col. 2) quello di *gaudio*, *gioia*, *piacere*, *godimento mondano*, *amore*, *grazia*, ma proprio, quell' „allegria spirituale“, quella specie d' „allegria serena“, mattinale e primaverile, per cui si è portati a considerar la vita come una bella e dolce cosa, in uno di quegli slanci ottimistici che han dettato al Carducci quel suo verso pieno di sole:

il mondo è bello e santo è l'avvenir!

Oltre a ciò, nel *joi* provenzale (come molto probabilmente avrà osservato anche il Settegast in uno studio che purtroppo mi è rimasto inaccessibile: *Über «Joi» in der Sprache der Troubadours* nei *Rendiconti della r. Società sassone delle Scienze*, cl. fil.-st., 1889, II. III. pp. 99 sgg. citato dal Crescini, *op. cit.*, *loc. cit.*); nel *joi* provenzale c'è la disposizione favorevole all'esercizio di tutte le virtù cavalleresche e soprattutto all'abbigliarsi con eleganza indossando i vestiti più belli, al *donneare*, al far doni, al conversare cortese, a tutte quelle cose che ci fan tanto piacere quando abbiam

l' anima gioiosa e da cui rifuggiamo quando siamo di cattivo umore; quelle cose infine che Raimbaut de Vaqueiras ha elencate in questi due versi:

dar e dompneys, bel vestir, gent armar,
trompas e ioc e viulas e chantar.

III.

L' alba, oc l'alba? — Nell' *alba* attribuita a Raimbaut de Vaqueiras: *Gaita ben, gaiteta del castel*, credo che il ritornello: *l' alba, oc l' alba!* vada corretto in: *l' alba, oi l' alba!* a somiglianza dell' „alba anonima" (*En un vergier*), dove il ritornello è: *Oi, Dieus! oi, Dieus! de l' alba, tan tost ve!* Quell' *oc* infatti non può negarsi che non faccia un effetto abbastanza strano. Tradurrei dunque: „*Gioco novello mi toglie l' alba, ohimè l' alba!*" e non, come fa l' Anglade (*op. cit.*, p. 106): „*Une nouvelle joie* [*joc* è ben altra cosa che *joi*, *joya*, ed ha qui un significato malizioso di *giostra amorosa!*] *m'est enlevée par l'aube, oui l'aube!*"

IV.

„[*e del mal*] *e del be?*" — Nell' „alba religiosa" di Folquet de Marselha (o chi per lui, giacchè l' attribuzione è tutt' altro che sicura) la lezione di R della terza strofe è lacunosa, eppur da preferirsi (cfr. Zenker, Crescini, Anglade) a quella di Cf, ove „del verso mutilo e del seguente se ne fa uno solo" (Crescini, *op. cit.*, p. 217).

Abbiamo dunque:

Dieus que comensamens es de toda fazenda,
laus vos ren e merce
. . . . e del be,
que m' avetz fach ancse.

Lo Zenker (*Zu Folquet von Romans und Folquet von Marseille* in *Zeitschr. f. rom. Phil.*, XXI, 335) colma la lacuna congetturando un: *de l' amor*:

Dieus, que comensamens es de toda fazenda,
laus vos ren e merce
[de l' amor] e del be,
que m' avetz fach ancse,

e cioè: „*Dio, che siete principio di ogni cosa, io vi ringrazio* [*dell' amore*] *e del bene che mi avete sempre fatto.*"

Ora, se si può *fare il bene*, non si può egualmente *fare . . . l' amore*, e, d' altra parte, è chiaro che non si può intendere: „*dell' amore* [che mi avete mostrato] *e del bene che mi avete sempre fatto*", giacchè, in questo caso, la frase sarebbe stranamente ellittica e per di più ambigua, essendo il lettore portato naturalmente a riferire il *que* non solo al *be*, ma anche a l' *amor*.

Proporrei di riempir la lacuna con un: *e del mau* (*mal*):

Dieus, que comensamens es de toda fazenda
laus vos ren e merce
[e del mal] e del be
que m' avetz fach ancse.

E cioè: „*Dio, che principio siete di ogni faccenda* (cosa), *lode vi rendo e mercè e del male e del bene che mi avete sempre fatto*“, al qual proposito noto che mal traduce l'Anglade (*op. cit.* p. 144): „*Dieu, qui êtes le commencement de toute action*“, giacchè, com' è chiaro, *fazenda* corrisponde (cfr. Crescini, *Glossario*, p. 394) all' it. *faccenda, cosa* e non *fatto, azione.*

S' intende che il *male* che Dio ci fa non è male, se non in quanto sembra a noi tale. Le frasi: *Da Dio dobbiamo accettare e il bene e il male, E il bene e il male ci vengono da Dio, Dobbiamo accettare e il bene e il male in quanto e l' uno e l' altro ci vengono da Dio* sono frequentissime nei mistici. Per ciò poi che riguarda il *male non-male* (per esprimermi pascolianamente) *che Iddio ci fa*, mi vengono a mente i versi di quella, dopo tutto, *mistica* poesia ch' è *Passeri a sera*:

Pure il tuo male mai non fa male ...
Ma da te viene ciò che ci piace,
forse ancor questo ci piacerà ...

V.

Una „cantiga de amigo“ provenzale.

Non so se sia stato mai osservato come la poesia di Raimbaut de Vaqueiras che comincia: *Altas ondas que venez suz la mar* abbia molto delle *cantigas de amigo* portoghesi, in cui la protagonista domanda ansiosamente al mare, alla brezza, ai fiori del pino notizie del suo innamorato assente, o, per esprimerci colle parole del Menéndez-Pidal (*Discurso acerca de la primitiva poesia lirica española* leído en la inauguración del curso 1919—1920. Madrid, Ateneo Cientifico y Artístico, 1920, p. 14): dove „las imperceptibles flores del pino, los huidizos ciervos y las bravas *ondas del Atlántico* son los confidentes apropiados para el amor de aquellas doncellitas soñadoras.“

Sedia m' en na hermida de San Simon
e cercaronmi *as ondas* que grande son:
eu atend' o meu amigo,
eu atend' o meu amigo,

canta, nella dolce romanza lusitana del giullare Meendinho, „la muchacha, que, yendo á la romería por ver á su amigo“ e non trovandolo tra la folla dei pellegrini, „se queda sola sobra una peña del mar“, disperata di non trovar „barqueiro nen remador“ che la trasporti lontano, all' altra riva invisibile, dove si trova l' innamorato oblioso:

Non eí barqueiro nen sei remar,
e morrer ei, fremosa, no alto mar
en atendend' o meu amigo!

E altrove (cfr. Menéndez-Pidal, *op. cit.*, p. 15):

— Ay flores! ay flores do verde pyno,
se sabedes novas do meu amigo
ay deus! e hu è?

Similmente Raimbaut (ed. Anglade cit., p. 106):

Altas ondas que venez suz la mar,
que fai lo vent çay e lay demenar,
de mon amic savez novas comtar,
qui lay passet? No lo vei retornar!
Et oy, Deu d' amor!
Ad hora·m dona joy e ad hora dolor!,

dove non manca neppure l' invocazione a Dio nel ritornello.

*

Le „cantigas de amigo" sono state finora ritenute come caratteristiche della lirica popolare portoghese. „I temi della fanciulla che va a lavare alla fontana (Braga, *Cancioneiro*, 172, 291, 322 e pss.), della fanciulla che si reca in pellegrinaggio per incontrarvi il suo 'amigo' (Braga, *op. cit.*, 295, 341, 458, 721 e pss.), della 'marinaresca' (Braga, 401, 438, 488. e pss.), occorrono" — scrive il Cesareo (*Le origini della poesia lirica e la poesia siciliana sotto gli Svevi*[2], Palermo, Sandron, 1924, p. 67—68) — „nella poesia portoghese, ma non in alcun' altra poesia d' Europa a quel tempo".

Pure egli stesso, il Cesareo, riporta in nota una enigmatica poesia latina del sec. XII (cfr. *Annal. Florent.* in Pertz, *Mon. Germ.*, XIX, 224) in cui il *tema del mare* è chiaramento accennato:

Nelia Telia *in ripa de mari sedebat.*
Telia dixit: segemus. Nelia dixit: secessemus
Male de oculis famuli maris,

il cui ultimo verso, secondo il Hartwig (cfr. Bartoli, *I precursori del Boccaccio*, Firenze, 1876, p. 45, n. 6) andrebbe letto:

Male de oculi fami lu mari,

il che corrisponderebbe a capello con una delle canzoni popolari ricordate da Dioneo nella Giorn. V, nov. 10ª del *Decameron*:

L' onda del mare mi fa gran male

e con la 'marinaresca' portoghese citata a questo proposito dal Cesareo (*op. cit.*, *loc. cit.*):

Quand' eu vejo las ondas
e las muyt' altas ribas,

logo mi veem ondas
al cor por la velyda;
maldito sei' al mare
que mi faz tanto male.

Tornando alla poesia latina, sarà benissimo che il ravvicinamento alla canzonetta di Dioneo sia „stato dimostrato illusorio da R. Kade nel *Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte*, IX, fasc. 2", come il Cesareo (*op. cit.*, *loc. cit.*) ha cura di avvertire [1]; ma, per quanto scorretta sia la forma in cui la poesiola ci è pervenuta, ed anche ammettendo, col Kade, che l' ultimo verso rappresenti uno scongiuro contro il mal d' occhi; una cosa è certa: che cioè la prima parte della poesia e soprattutto l' espressione: *in ripa de mari sedebat* riproduce una situazione che ritroviamo identica nelle „cantigas de amigo", nelle quali similmente la „muchacha enamorada" siede „sobre una peña del mar".

Ritengo quindi che lo scongiuro — se scongiuro è [2] — s' inquadri nella forma, o „tema" che si voglia dire, di quella speciale varietà delle „cantigas de amigo", la cui influenza a me par di vedere nel ritornello:

Dexádme llorar,
orillas del mar,

di una ben nota poesia del Gongora (*La más bella niña*) ch' è in fondo anch' essa una „canzone di lontananza", che, per di più, assume tutte le movenze delle „cantigas de amigo" ogni qual volta la „niña" si rivolge direttamente alle „orillas del mar" sia che le prenda a testimonio del suo dolore, sia che si lamenti di loro perchè le tolgono la dolce compagnia dell' amato che parte per la guerra e *lleva las llaves | de su libertad*, come p. es. nella strofe che trascriviamo:

No me pongais freno,
ni querais culpar:
que lo uno [3] es justo,
lo otro [4] por demás.
Si me quereis bien,
no me hagais mal:

---

[1] Giacchè — aggiungiamo — la poesiola cantata da Dioneo doveva essere, come le altre, di tipo un po' scabroso, o, ad ogni modo, assai birichina, un po', insomma, sul tipo d' una moderna, che ho sentito anch' io cantare in Abruzzo, quand' ero ancora poco più che adolescente:

Sull' altalena — non ci voglio andar:
mi fa venire — il mal di mar.

[2] Giacchè, all' ingrosso, il senso generale del verso: „male de oculis famuli maris" potrebbe ben essere non troppo diverso da quello della canzone di Dioneo: „l' onda del mar mi fa gran mal." Infatti il Hartvig (ap. *Monumenta Germaniae Historica*, XIX, 224) annota: „*Id est*: Nelia Telia in ripa maris sedebant. Telia dixit: — Sedeamus. — Nelia dixit: — Secedamus: male de oculis facit mihi mare. —." Io aggiungerei un *et* dopo di Nelia.

[3] Il *llorar* in cui s' è trasformato „el sabroso oficio | del dulce mirar."

[4] Il „dulce mirar".

harto peor fué
morir y callar.
Dexidme llorar,
orillas del mar.

Ora, dato il fatto che il medesimo motivo poetico ritroviamo in Raimbaut de Vaqueiras e — aggiungo — in due frammenti di romanze provenzali:

Al pe de la montaina

e:

Vein, aura doussa, que viens d'outra la mar,

citati dal Savj-Lopez in quel suo elegante studio che s'intitola: *Sugli albori della poesia moderna* (in *Nuova Antologia*, 16 febbr. 1906, p. 8 dell' estr.); e tenendo conto delle riserve del De Lollis (*Dalle „cantigas de amor" a quelle „de amigo"* in *Homenaje á R. Menéndez Pidal.* Madrid 1924, Tomo I, p. 622) sulla popolarità assoluta delle „cantigas de amigo";[1] — non si potrebbe postular l'esistenza di questo tema nella poesia latina medievale, da cui e portoghesi e provenzali avrebbero potuto dedurlo ne' lor canti d'amore? O, se proprio di poesia latina medievale non si vuol sentir parlare, non si potrebbe ritenere che nella poesia popolare sì di Portogallo che di Provenza (e forse d'Italia e di Spagna)[2] che — secondo il Jeanroy, il Cesareo e il Savj-Lopez — avrebbe preceduto quella d'arte, questo tema fosse più diffuso di quanto finora non si sia creduto?

*

A proposito dei due frammenti sopra citati di romanze provenzali, il Savj-Lopez (*op. cit.* pp. 6—7) dopo aver osservato che il veder „nelle feste di maggio l'inizio della poesia lirica romanza, sarebbe limitare a una sola le sorgenti ispiratrici del canto, sarebbe un voler trarre da uno strumento troppo angusto e monocorde l'infinita varietà di un'istintiva, eterna aspirazione della natura umana, che in mille voci, mutevoli e pure immutate, si rivela universalmente nei secoli", prosegue: „L'alto medioevo è pieno di anonimi versi femminili, in cui gemono più profonde passioni di quelle che potevano fiorire al sole del calendimaggio. Sono in ogni luogo, nel mondo germanico e nel mondo latino; o strofe isolate o più lunghe canzoni, lamenti d'abbandonate, sospiro di vergini, pianto di malmaritate, libere grida di petti cui arde la sete

[1] „Le deliziose ‚cantigas de amigo' conservateci, fin le più semplici, son — questo anche nell' opinione del Lang [*Das Liederbuch des Königs Denis von Portugal.* Halle a. S., Niemeyer, 1894 e *The relations of the earliest portuguese lyric school with the troubadour and trouvères* in *Modern Language Notes* X, 219] — opera di poeti d' arte" (*op. cit.*, *loc. cit.*).

[2] Il Gongora, in fin dei conti, avrebbe potuto benissimo attingere il motivo della *niña que llora a las orillas del mar* alla poesia popolare spagnuola.

violenta e brutale", e conchiude: „Di codeste romanze n' ebbe l' Italia, rimaste lungamente al popolo; e n' ebbe la Provenza, ma queste il tempo ha disperse e si deve ad una singolar ventura d' aver conservato appena i primi versi d' alcune, come:

Al pe de la montaina,

oppure:

Vein, aura doussa, que viens d'outra la mar."

Dopo di che si domanda: „Che cosa avrà seguito?"

Orbene noi crediamo poter rispondere: Qualcosa di non molto diverso da quanto segue ai primi versi delle 'cantigas de amigo', in cui egualmente le fanciulle cantano *sobre una peña del mar* o *en una montiña . . . al pie dell encina*; qualcosa di molto simile all' appassionata strofe di Raimbaut de Vaqueiras:

Oy, aura dolza, qui venez deves lai
on mon amic dorme sejorn'e jai,
del dolz aleyn une beure m'aportai!
Et oy, Deu d'amor!
Ad hora·m dona joi et ad hora dolor!

Ed è perciò che ho intitolato questa noterella: „Una 'cantiga de amigo' provenzale."

RAMIRO ORTIZ.

BESPRECHUNGEN.

Hatzfeld, Helmut, *Leitfaden der vergleichenden Bedeutungslehre*, zweite, veränderte und vermehrte Auflage, Verlag von Max Hueber, München 1928. XII, 170. 8°. (Brosch. 4,80, Leinen 6,70 M.)

Ob der Titel des Buches einwandfrei uud zutreffend gewählt ist? „Bedeutungen“ haben doch auch Schriftzeichen, Flaggen-, Trompetensignale, Wappenstücke usw. usw. Es müfste also, solange das Büchlein nicht als Teil eines sprachwissenschaftlichen Werkes erscheint, zum mindesten „Wortbedeutungslehre“ heifsen. Aber auch das würde noch nicht genügen. Denn eine sogen. „Synonymik“ ist auch „vergleichende Wortbedeutungslehre“. Von Synonymik aber findet sich keine Spur in dieser Sammlung. Sie hat vielmehr lediglich die Vermehrung bzw. Verminderung der Bedeutungen, also das, was die Statistik als „Bewegung“, „Motion“ bezeichnet, zum Gegenstande und da sie sich als Leitfaden einer „Lehre“ bezeichnet, natürlich auch die Einflüsse, unter denen jene Veränderungen sich vollzogen haben. Der dem Inhalte wirklich entsprechende Titel wäre also etwa „Leitfaden einer Lehre von der Bedeutungsmotion der Wörter“ oder sprachlich exakter: „von der Motion der Wortbedeutungen“, wozu ich noch gefügt haben würde: „an der Hand von Beispielen“. Denn gegenüber dem überaus reichhaltigen, augenscheinlich mit Lust und Liebe gesammelten Anschauungsmaterial tritt die Lehre erheblich, ja manchmal in bedenklicher Weise zurück. Und das ist bedauerlich. Denn Vollständigkeit der Zusammenbringung aller einschlägigen Fälle ist, zumal sechs moderne Sprachen gleichzeitig und gleichmäfsig — dazu noch einige andere gelegentlich — herangezogen werden, völlig ausgeschlossen. Führt unser Büchlein schon weit über 1000 Wörter an, so würde eine genaue Durchsicht des lexikalischen Inventars all dieser Sprachen sicher mehr als 10000 — ja, ich glaube, auch das ist noch zu wenig gesagt — ergeben. Woraus folgt, dafs das einzige Mittel, des Stoffes Herr zu werden, eine sorgfältige und gründliche Klassifizierung, „eine wissenschaftliche Einteilung der Fälle und Möglichkeiten des Bedeutungswandels“ wäre, in die jeder neu auftauchende Fall — denn die „Bedeutungsmotion“, um die es sich hier handelt, kann ja überhaupt niemals zum Abschlufs kommen, ist ja mit dem Wesen der Sprache so eng verwachsen, dafs sie unablässig neue Blüten treibt und treiben wird, so lange es eine Sprache, d. h. also, so lange es Menschen geben wird — eingereiht werden kann. Dafs „ein Bedeutungswandel meistens allen möglichen Sphären und Kategorien angehört“ (S. 1), ist durchaus kein Hindernis. Führen wir das übertreibende „allen möglichen“

auf das dem wirklichen Sachverhalt besser entsprechende „mehreren" zurück, dann ergibt sich, dafs man ein und dieselbe Erscheinung gleichzeitig verschiedenen Kategorien einreihen kann. Ist das aber bei Pflanzen (Nutzpflanzen, Zierpflanzen, Sträucher, Bäume usw.) nicht auch der Fall? Und hat man je darauf verzichtet, die Pflanzenwelt „wissenschaftlich" einzuteilen? Zu einer solchen Einteilung hat übrigens Verfasser schon einen ganz hübschen und achtungswerten Ansatz gemacht; und meine innere Überzeugung geht dahin, dafs er sich diesem wichtigen Teile seines Werkes noch eifriger und erfolgreicher (denn seine Kategorien sind nicht immer einwandfrei, vgl. später) hingegeben haben würde, wenn nicht Vofslers flüchtige und oberflächliche Art — flüchtig und oberflächlich in allem, was nicht Literatur oder mit ihr verwandt ist — auf den Jünger und Verehrer unheilvollen Einflufs geübt hätte.[1] Vofsler dekretiert (*Positiv.* S. 46) „der gemeinsame Irrtum sämtlicher Systeme liegt immer darin, dafs sie einzelne wesensverschiedene Arten von Bedeutungswandel unterscheiden wollen, während doch aller (!) Bedeutungswandel seinem Wesen nach rein (!) metaphorisch ist. Es gibt neben der Kategorie der Bedeutungsübertragung überhaupt keine andere mehr von absoluter, d. h. wissenschaftlicher Geltung" (!!). Dieser Unsinn ist selbst dem verehrungsvoll zum Meister emporschauenden Jünger zu stark. Er rebelliert, wenn auch leise und bescheiden. „Die neueren Forschungen, die den Nachdruck auf psychologische Momente, Affekt, Emphase u. dgl. legen, werden natürlich Vofslers Formel als zu eng begrenzt" (das wollte ich meinen!) „betrachten müssen, und es ist auch nicht einzusehen, inwiefern eine Pejoration oder ein Euphemismus, eine Melioration oder eine Volksetymologie «metaphorisch» sein sollten". Es ist klar, dafs trotz besserer eigener Erkenntnis jene Geringschätzung klassifizierender Arbeit von „autoritativer" Stelle aus eher abschreckend als ermutigend wirken mufste. Vielleicht würde Verfasser ohne eine solche absprechende Äufserung sein Augenmerk bei der zweiten Auflage mehr auf Vervollkommnung der Klassifizierung als auf eine Vermehrung des Beispielmaterials gerichtet haben, was m. E. dem Büchlein zum Vorteil gereicht hätte. In einem „Leitfaden", der laut Vorwort „nichts anderes als ein praktisches Handbuch sein", „dem Lehrer der neueren oder alten Sprache" das Material bieten will, „seinen

[1] Nach Klemperers Angabe (*Jahrb. f. Phil.* II, 5) erklärt Vofsler es „für seinen besten Stolz", „als ein Verführer der wissenschaftlichen Jugend zu gelten" — also ganz wie Sokrates, nur mit dem kleinen Unterschied, dafs der Nichtwissenschaftler Sokrates die Jugend zu eingehendem und gründlichem Denken anhielt, der Wissenschaftler — ja amtlich zur Pflege der Wissenschaft bestellte — Vofsler sie zum Phantasieren verführt (vgl. sein Buch „Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung" und Spitzers Rezension in *Zs. f. franz. Spr. u. Lit.* XLII, insbesondere S. 142). Wenn Klemperer dem von ihm weit über alles Mafs Gepriesenen „gründlichste, mit der Materie ringende Arbeit" nachrühmt (a. a. O. S. 7), so erlaube ich mir die Frage, ob es etwas Oberflächlicheres und Flüchtigeres geben kann, als die (noch in der 3. Aufl. S. 191 anzutreffende, von Spitzer übersehene) pathetische Erklärung, der „utilitarische Geist, der alles als ponderabel zu betrachten und zu münzen gewillt ist" (also der „Teilungsartikel"-Geist) habe in der Redensart *avoir de quoi* „eine seiner eigenartigsten Formeln" (!) gefunden. Ich lernte schon in der Tertia (allerdings vor Vofslers Geburt), dafs in *avoir de quoi* kein partitives, sondern ein instrumentales *de* („haben, womit etwas tun) vorliegt. Vgl. (*Il n'y a*) *pas de quoi* (*me remercier*).

Unterricht durch semasiologische Hinweise und Vergleiche zu beleben" scheinen mir spanische Fälle wie *golilla*, *zampoña*, *pigricia*, *corrillo*, *gorra*, *joroba*, *escamer*, *relamar* oder italienische wie *orma*, *finimenti*, *groppo* u. ähnl. kaum am Platze zu sein, zumal Verfasser — mit Recht — Wert auf charakteristische Fälle legt. Den Vorwurf einzelner Rezensenten der ersten Auflage, dafs er „Beispiele aus den landläufigen Sammlungen übernommen habe", hätte er ruhig durch den Hinweis darauf, dafs er ja doch nur eine Zusammenstellung für Schulzwecke unternommen habe, zugleich vielleicht unter Zitierung von Molières «*Je prends mon bien où je le trouve*» ablehnen können.[1] An Vollständigkeit der Aufzählung der Einzelfälle war auch nicht entfernt zu denken, wohl aber läfst sich eine vollständige Aufstellung der verschiedenen Klassen erreichen, und Verfasser bietet deren schon eine stattliche Zahl, bei der ich nur hier und da die richtige Scheidung vermisse. So, wenn er S. 9 bei Teil I, Fälle des *pars pro toto* (von dem formalen Versehen, dafs er „Rotkehlchen" unter „Körperteil für Person" statt für „das ganze lebende Wesen" bringt, wird man kein Aufhebens machen) unter der Rubrik „Teil der Tracht für Person" auch die „Sansculotten" erwähnt. Wer Menschen als „Ohne (Knie-)hosen" bezeichnet, der setzt nicht die „Tracht" für die „Person", sondern bezeichnet die Personen (ganz normal) als „solche, die keine Kniehosen tragen". (Vgl. „Ohnesorge", „Ohnefurcht"). Ähnlich unlogisch ist es, zu sagen, bei „Sterblichen" für Menschen stände „das Ganze" für den Teil (da „Sterbliche" auch Tiere umfasse). Bei allen substantivierten Adjektiven liegt eine Art *pars pro toto* vor, sofern eine Eigenschaft nur einen Teil des betr. Seienden ausmacht und das Ganze nach diesem Teil benannt ist. Bei IV ist als Beispiel zu „Erzeuger für Erzeugnis": „Zunge = Sprache", bei V „Das Vorausgehende steht für das Folgende" als Beispiel: „eine schöne Hand = eine schöne Handschrift" gegeben. Ich vermag hier keine Verschiedenheit der Fälle zu erkennen: entweder beide Male „Erzeuger für Erzeugnis" oder beide Male „das Vorausgehende für das Folgende". (Der ersteren Formulierung würde ich den Vorzug geben).

Dafs bei dem zweiten Unterteil von D („Affektische Voraussetzungen"), der mit „Euphemismus" (S. 145) überschrieben ist, kein „semasiologisches", sondern ein „onomasiologisches" Problem vorliegt (z. B. „die Entschlafenen" oder „Verschiedenen" — besser die „Dahingeschiedenen" — statt „die Toten"), hat Verfasser selbst erkannt. Merkwürdigerweise gleitet er mit dem — hier wenig angebrachten — mildernden Ausdruck „strenggenommen" darüber hinweg und läfst den Abschnitt ruhig als Teil II passieren, statt ihn, falls ihm seine

---

[1] So schrieb ich vor Jahren K. Kühn, der sich entschuldigte, dafs er in seiner *Franz. Gramm.* (1913) eine Anzahl von Beispielen „asyndetischer Juxtaposition" (wie *des yeux couleur du ciel*) die ich in der *Zs. f. rom. Phil.* XX zum ersten Male gegeben hatte, ohne meinen Namen zu nennen, verwertet hatte, ich hielte das bei einer „Schulgrammatik" für sein gutes Recht. Und geradezu gefreut habe ich mich, in der *Franz. Sprachl.* von Engwer § 309 Anm. den Vergleich von *Imparfait* und *Passé défini* mit Stoff- und Gattungsvorstellungen („Käse" und „der Käse") wiederzufinden, den ich 1894 in der *Zs. f. rom. Phil.* XVIII, S. 507 („Brot" und „ein Brot") zur Erläuterung des Unterschiedes angestellt hatte. Ohne diese verständnisvolle Wiedererweckung seitens eines Fachgenossen wäre jener Gedanke vielleicht ewiger Vergessenheit anheimgefallen.

Darbietung erwünscht erschien, als Anhang zu geben. Dort hätten ihm denn auch noch „Wortmischungen“ wie *irritieren* < *irriter* + *irretire*; *Ridicule* < *ridicule* + *réticule*; *Milliard-Tuberculose* < *milliard* + *miliarius* (aus *milium* Hirse) u. dergl. angefügt werden können. Aber „Euphemismus“ spielt auch in der Semasiologie eine wichtige Rolle, nämlich als Ursache der „Pejoration“, der Bedeutungsverschlechterung, von der der Verf. S. 32 und 33 ein paar Fälle angeführt hat — leider unter der unzutreffenden Rubrik „konkret-abstrakte[1] Bedeutungsänderungen“ (S. 31). Es sind Wörter wie *commun*, *ordinaire*, *gemein*, *gewöhnlich*, *einfältig*, *simpel*, *schlecht*, ich füge noch hinzu „*ziemlich*“ (als Prädikat über eine Leistung oder ein Verhalten u. dergl.). Die Bedeutungsverschlechterung in diesen Fällen ist dadurch zustande gekommen, daſs der Sprechende aus persönlicher Rücksichtnahme ein ungünstiges Urteil in eine mildere Form fassen zu müssen glaubte, dabei aber — sei es auf Grund des Gesichtsausdrucks oder einer Begleitgebärde — vom Hörenden durchschaut wurde. „Was halten Sie von dem jungen Manne?“ — Statt zu sagen „Ich halte nicht viel von ihm“, sagt der Betreffende „Er ist, wie sie alle sind“ („gewöhnlich“, „gemein“, „ordinär“ usw.). Am stärksten ist die Pejoration bei „schlecht“ und bei „gemein“ erfolgt, bei denen sich die ursprünglichen Bedeutungen nur in bestimmten Wendungen erhalten haben.

Daſs bei der Verteilung der einzelnen Fälle unter die gewählten Kategorien der eine oder der andere sich verirrt hat, wird man bei ihrer gewaltigen Zahl leicht begreiflich finden. So wäre (S. 13) *espalda*, dessen Bedeutung aus „Rührlöffel“ zu „Rücken“ wird, nicht einfach unter „Ungenauigkeit der Wortverwendung“, sondern (S. 44) bei *testa* „Scherbe“ > „Kopf“ unterzubringen gewesen. *Besteck* (S. 15) schon S. 10f. bei *sportula* (*continens pro contento*); ebenso *Mörtel*; *courrier* „Postbote“ > „Postsachen“ nicht S. 28 (als abstrakt-konkret), sondern (S. 12) bei „Ungenauigkeit der Wortverwendung; ebenso *dish* „Tisch“ > „Gericht“. *Friedhof*, das unter „Euphemismen“ (S. 146) steht, gehört eher unter „Volksdeutung“ (S. 149), da der ursprüngliche Sinn „umfriedigter (= umzäunter) Hof“ ist. (In demselben Abschnitt hätte vielleicht auch „das gelobte Land“ Aufnahme verdient, bei dem das Volk der *terra promissa* den Sinn von *terra laudata* gegeben — ähnlich wie es, auf die Anleitung der Geistlichen, das „so ist es Mühe und Arbeit gewesen“ aus einem pessimistischen Werturteil des Psalmisten [= „Plackerei“, nichts wert“] in

---

[1] Beim Gebrauch dieser beiden Termini ist Vorsicht vonnöten. Die alte Unterscheidung (konkret: Sinnending, z. B. Haus, Baum, Hund usw., abstrakt: Gedankending, z. B. Tugend, List, Gröſse usw.) ist seit dem Erscheinen von Pauls *Principien der Sprachgeschichte* durch die andere, konkret: Individuum, abstrakt: Gattung- oder Artbegriff, abgelöst worden. Bedeutungsänderungen wie (bei *insolens*) „ungewöhnlich“ > „frech“, oder (bei *intellectuel*) „geistig“ > „verstandesfanatisch“ würde ich daher nicht, wie Verf. es tut, als „konkret-abstrakte“ bezeichnen, sondern als „generell-spezielle“. — Auch die Ausdrucksweise (S. 16): „Besondere Häufigkeit eines Artbegriffs führt leicht dazu, diesen Artbegriff mit dem Gattungsbegriff schlechthin wiederzugeben“ hält kritischer Prüfung nicht stand. Es muſs heiſsen: Besondere Häufigkeit der Vertreter eines Artbegriffs führt leicht dazu, diesen Artbegriff mit dem Namen des Gattungsbegriffs schlechthin wiederzugeben. S. 20 statt: „Gegenstand des Könnens und der Macht“ besser: „Grundlage des K. u. d. M.“ — („Zeitung“ S. 20, ist keine „Tätigkeit“).

eine tröstliche Inhalts-, Ausfüllungskennzeichnung [„ein arbeitsreiches Leben ist köstlich"] umgedeutet hat.)

Zum Schlusse noch ein paar Bedenken, die mir hinsichtlich der bei den einzelnen Worten gemachten Angaben gekommen sind. Da vermisse ich (S. 5) bei der Behauptung, dafs Molière *Venez-vous-en* im Sinne von *Allez-vous-en* brauche, die Angabe der betr. Stelle, und zwar um so mehr, als Verf. die Fundstelle bei allen Zitaten aus Dante und Cervantes immer genau angibt. Dafs in einer Sprache, die bezüglich der Scheidung von *aller* und *venir* so genau ist wie keine andre, bei der z. B. auf ein „*Quand viendrez-vous me voir?*" geantwortet wird: „*J'irai vous voir demain*" oder auf „*Voulez-vous venir avec moi?*" mit „*J'irai avec vous*", der Befehl zum Weggehen (wenn der Befehlende zurückbleibt, nicht etwa auch weggeht) durch „*Venez-vous-en*" gegeben werden könnte, wird mir so lange unglaublich bleiben, bis ich es mit meinen eigenen Augen sehe oder mit meinen eigenen Ohren höre. — *Merci* (S. 7) „hiefs" Gnade nicht blofs vom Standpunkt des Spenders, sondern auch von dem des Empfängers, wie das in früherer Zeit noch übliche Possessivpronomen zeigt: *Vostre merci* „durch Eure Gnade". Der heutige Dankesausdruck ist also dem Ursprung nach lediglich ein Anerkenntnis der Gnade des Spenders. — Bedenken erregt (S. 17) die Angabe, dafs *aedes* „erst der heilige Feuerbrand" (und dann Tempel und Haus) geheifsen habe. Ein Nachweis (Angabe einer Stelle in einem lateinischen Schriftsteller) wäre hier sehr erwünscht. — Das engl. *parents* heifst heute nur noch Eltern, nicht mehr, wie S. 17 zu lesen ist, auch Verwandte. — Die Reihenfolge der Bedeutungsentwicklung bei *chère* (S. 22) dürfte sein: 1. *faire bonne chère* (nämlich dem Gaste, materialisiert durch gute Bewirtung), 2. *aimer la bonne chère* (= gutes Essen und Trinken), 3. *faire maigre chère* (erweitert aus blofsem *faire maigre* = Fastenspeise geniefsen). — Engl. *arbour* (S. 16) hat nichts mit lat. *arbor* zu tun. Es ist orthographische Mifsdeutung von mengl. *erber(e)* „Gemüse- und zugleich Obstgarten" aus afrz. *herbier*, geht also auf lat. *herbarium* zurück. — Die Behauptung (S. 24): „Frz. *visite* bedeutet gerade wie das deutsche „Besuch" auch den Gast, geht zu weit. Man kann wohl sagen: *J'ai eu beaucoup de visites aujourd'hui*, aber auf keinen Fall für „Unser Besuch wird gleich weggehen" **Notre visite va partir.* Das könnte nur heifsen: *Notre visiteur* (*Nos visiteurs*) *va* (*vont*) *partir.* Und „Heut abend erwarten wir Besuch" etwa: *Nous attendons du monde ce soir.* — Nicht nur span. *fe* hat (neben „Glauben") auch die Bedeutung „Attest", „Zeugnis", sondern auch das ital. *fede.*[1] — Die Beziehung zwischen „feige" und „Schwanz" in ital. *codardo*, frz. *couard*, span. *cobarde* scheint mir (S. 31) nicht richtig erfafst, wenn Verf. sagt, sie bedeuteten eigentlich „sich (aus Furcht) nach hinten an den Schwanz drängend" und ebensowenig kann ich ihm beistimmen, wenn er (S. 147) „schwänzen" (= „hinter die Schule gehen") als „schwänzeln, stolz(!) promenieren, müfsig gehen" erklärt. Ich sehe in allen diesen Fällen einen Hinweis darauf, dafs man von davonlaufenden, bzw. davonschleichenden Tieren fast

[1] Die Stelle: *Il curato vorra farci la fede di stato libero?* (Kap. III der *Promessi sposi* von Manzoni) hat mir seinerzeit rechtes Kopfzerbrechen gemacht. Erst durch die Aufklärung, dafs *fede* auch „Attest" heifst, kam ich hinter ihren Sinn.

nur noch den Schwanz sieht, oder dafs angstvolle Tiere schmeichlerisch mit dem Schweife wedeln, so dafs in jedem Falle der Schwanz sich mehr als gewöhnlich bemerkbar macht. Bei „sich nach hinten an den Schwanz drängend" würde dieser Körperteil doch weniger sichtbar sein als sonst, also auch kaum die Aufmerksamkeit auf sich lenken.[1] Für „schwänzen" = „hinter die Schule gehen" würde dann auch des Verfassers Annahme hinfällig werden, dafs es sich um ein Vergehen handelt, „das eine euphemistische Umschreibung nötig macht". Ich vermag in „schwänzen" nur einen ironisch-spöttischen Ausdruck zu sehen, wie ich denn die (S. 147) angeführten Umschreibungen der guten Gesellschaft für „sich betrinken" — „eins zuviel hinter die Binde giefsen" wird wohl in der guten Gesellschaft nie gesagt — eher „scherzhaft" als „euphemistisch" nennen würde. („Das Zeitliche segnen" statt „sterben" u. dgl., das sind Euphemismen.) —

Bei „Volksdeutung" ist (S. 152) engl. *ravenous* (nicht *ravanous*) zu streichen. Das *a* lautet ja wie *ä*, während das *a* von *raven* („Rabe") den Laut eines *ē* hat. —

Aufser dem eben genannten Druckfehler fand ich noch S. 6, Z. 5 v. u. *hostipes* (statt *hospitis*); S. 19, Z. 17 *himelisch* (statt *himmelisch* oder — mit Anführungszeichen, als alte Schreibweise, „himelisch"); S. 27, Z. 14 *our* (lies *hour*); S. 28, Z. 17 *pédis* (l. *prédis*). — S. 14, Z. 5 mufs das Wort „Gemeinde" eine Zeile tiefer, vor „die Pfarrgemeinde", gesetzt werden.

THEODOR KALEPKY.

Jean Bourciez, *Recherches historiques et géographiques sur le parfait en Gascogne.* Bordeaux, Feret & fils 1927. XVI, 249 S. (Bibliothèque des Universités du midi. Fasc. 18.)

Ein schwieriges und interessantes Thema hat B. für seine Doktor-Dissertation gewählt. Er will die Entwicklung des Parfait im Gesamtgebiet der Gaskogne vom Anfang bis in die Gegenwart verfolgen. — Die Formenlehre des gaskognischen Verbums ist schon mehrfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen. B.'s Vater Edouard Bourciez[2] hat die Konjugation des Idioms von Bordeaux nach dem Stande von 1400 dargestellt. Die Konjugation im Béarnischen in alter und neuer Zeit schildert Adolf Zauner.[3] Mit Zugrundelegung dieser beiden Studien und ihre Ergebnisse ergänzend gibt Ducamin[4] eine ausführliche Darstellung der Konjugation der Gironde und Wahlgren[5] behandelt die Wechselwirkung zwischen Parfait und Participe passé in jeder einzelnen romanischen Sprache und damit auch im Gaskognischen.

---

[1] Ich sehe allerdings, dafs der *Dict. gén.* bei *couard* die Angabe hat: *Lion couard = lion qui a la queue entre les jambes*, aber er bemerkt dazu, dafs dies ein Ausdruck der Wappenkunde ist.

[2] *Annales de la Faculté des Lettres de Bordeaux.* 1890. S. 196—225.

[3] *Zeitschr. f. rom. Philologie.* Bd. 20, 1896. S. 433—470.

[4] In Pierre Alphonse, *Disciplines de clergie et de moralités trad. en gascon girondin du 14e et 15e siècle.* Toulouse 1908. S. 188—293.

[5] In *Uppsala Univ. Årsskrift.* 1920. *Filos., språkvetensk. och hist. vetensk.* 1.

Achille Luchaire,[1] der Altmeister gaskognischer Sprachforschung, hat schon vor 50 Jahren darauf hingewiesen, daſs im Gebiet der Morphologie das Parfait und im besonderen seine 3. Person Singularis ein Hauptcharakteristikum jedes Dialekts der Gaskogne bildet. Dieses Problem nimmt der Verfasser der vorliegenden Arbeit auf. Gestützt auf das beste verfügbare Quellenmaterial bietet er in seinen *Recherches sur le parfait en Gascogne* eine gründliche philologische Leistung, wie man sie allerdings von dem Sohne und Schüler eines Forschers wie Edouard Bourciez auch erwarten muſste.

Ein Blick in die benutzte Literatur zeigt, auf welch breiter Basis B. seine Beobachtungen aufbaut und die Einleitung mit ihrer vorsichtig abwägenden Wertung der Quellen kündigt eine sorgfältige Gelehrtenarbeit an. Für die ältere Zeit boten gute Textproben Luchaire's *Recueil de textes de l'ancien dialecte gascon,* Paris 1881, der noch immer für sprachliche Arbeiten auf diesem Gebiet wertvoll ist; ferner die Sammlungen, wie *Archives historiques de la Gascogne* und die bändereichen *Archives historiques du département de la Gironde.* Bei dem gänzlichen Mangel an rein literarischen Quellen aus dem Mittelalter bildeten eine willkommene Ergänzung für die Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts zwei Texte aus dem Süden und Norden des Gebietes, die *Récits d'histoire sainte en béarnais* von V. Lespy und P. Raymond, 2 Bde, Pau 1876—77 und die *Disciplina clericalis* des Petrus Alphonsus in der schon erwähnten Ausgabe einer Madrider Handschrift in der Sprache der Gironde, die Ducamin 1908 veranstaltet hat. Seit 1500 macht sich der allgemeine Quellenmangel des Provenzalischen auch in der Gaskogne fühlbar. Die sprachliche Dokumentierung wird auch hier schwierig, da man nun, auſser im Béarn, wo das Idiom noch bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts als offizielle Sprache fortbesteht, für alle Urkunden im Gebiet der Verwaltung und Rechtssprechung das Französische zu verwenden beginnt. Bei der damit einsetzenden Zweisprachigkeit erhält das amtlich eingeführte Französisch, wie Brun[2] ausführlich dargetan hat, den Charakter einer Adoptivsprache, während der Dialekt weiterhin als Muttersprache fortlebt, bald auch wieder, wiewohl in bescheidenem Umfange, als literarische Sprache. Daſs die Erzeugnisse dieser *Renaissance méridionale* wegen ihres etwas künstlichen Charakters nur mit Vorsicht zu verwerten sind, hat schon Millardet[3] hervorgehoben. Auch B. verkennt das nicht. Wenn er gleichwohl die Werke von Garros, Ader, d'Astros und Goudelin in Betracht zieht, so tut er dies nur, weil er sie für unentbehrlich hält als literarische Zeugnisse, die von der Sprache des Mittelalters zum modernen Idiom hinüberleiten. Bei der Feststellung des Sprachgebrauchs der Gegenwart verbot sich für B. in Anbetracht der Ausdehnung seines Beobachtungsfeldes der Weg persönlicher Ausforschung, wie ihn auf einem Teilgebiet der Gaskogne als Vorarbeit für seine *Etudes de dialectologie landaise*[4] einst Millardet beschritten hatte, der einige Jahre hindurch auf zahlreichen Exkursionen sein

[1] *Etudes sur les idiomes pyrénéens de la région française.* Paris 1879. S. 235.

[2] A. Brun, *Recherches historiques sur l'introduction du français dans les provinces du midi.* Paris 1923.

[3] Millardet, *Le domaine gascon.* In *Revue de dialectologie romane.* I, 1909. S. 142

[4] Toulouse 1910.

sprachliches Herbarium selbst zusammenbrachte. Der *Atlas linguistique de la France* bot infolge seiner geringen Zahl von Perfektformen keine rechte Ausbeute. Es blieben für die moderne Sprache zwei handschriftliche Sammlungen gaskognischer Dialektproben: der um 1887 von Julien Sacaze hergestellte *Recueil de linguistique et de toponymie des Pyrénées*, der in 35 Bänden in der Stadtbibliothek zu Toulouse verwahrt wird, und, von B. als Grundlage seiner Untersuchungen bezeichnet, jenes grofsartige Sammelwerk in der Universitäts-Bibliothek von Bordeaux, das, unter Leitung seines Vaters im Jahr 1895 vollendet, die Parabel vom verlorenen Sohn in der Mundart sämtlicher Kommunen der zehn Departements der Gaskogne wiedergibt. Jean Bourciez hat einen guten Ausweg gefunden, um aus dem hier zur Verfügung stehenden riesigen Beobachtungsmaterial mit seiner verwirrenden Fülle von Formen durch eine planvolle Auslese klare Ergebnisse zu gewinnen. Er wählt aus den 4444 im Recueil von Bordeaux enthaltenen Sprachproben nur einen Bruchteil aus, nämlich die 203 Kantons-Hauptorte und, wo diese weit auseinanderliegen, zur Ergänzung noch 121 Kommunen. So bildet er ein Netz von 324 über das ganze Gebiet der Gaskogne ziemlich gleichmäfsig verteilten Punkten, die er sämtlich auf einer dem Werke beigegebenen Karte verzeichnet. Schliefslich gibt er zur Kennzeichnung der modernen Sprache noch Proben aus sechs verschiedenen Teilen des Landes und zwar veröffentlicht er aus dem Recueil die Versionen der genannten Parabel in den Fassungen von Orthez (Basses-Pyrénées), Arrens (Hautes-Pyrénées), Saint-Bertrand-de-Comminges (Haute-Garonne), Valence-sur-Baïse (Gers), Villandraut (Gironde), und dazu für das anfangs nicht im Recueil vertretene Comberouger (Tarn-et-Garonne) eine Version desselben Textes, die ein *Majoral du Félibrige*, der aus Labarthe im gleichen Département gebürtige Antonin Perbosc, geliefert hat.

Bei der Anordnung dieses reichen Materials ging B. von der Tatsache aus, dafs — im Gegensatz zum Provenzalischen — das Gaskognische eine starke Konjugation bis auf geringe Reste frühzeitig aufgegeben hat. Die herkömmliche Teilung in schwache und starke Perfekte kam also für ihn nicht in Betracht und so wählte er als Ordnungsprinzip die Verfolgung der Schicksale des Perfekts im Hinblick auf Flexion und Stamm.

Wenn man versucht die Hauptergebnisse von B.'s reichhaltiger und gründlicher Arbeit zusammenzufassen, so findet man hier auch für die Gaskogne bestätigt, was Meyer-Lübke (*Gramm. der roman. Sprachen* Bd. 2, § 265) über das romanische Perfektum i. A. sagt, dafs nämlich seine Geschichte äufserst verwickelt ist und dafs es nur langsam und auf Umwegen zur Durchführung einer einheitlichen Flexion gelangt. Hierbei lassen sich innerhalb des Gesamtgebiets der Gaskogne vier grofse dialektliche Gruppierungen erkennen, von denen die Aufsenzonen fremden Einflüssen von Norden und Osten her in steigendem Mafse ausgesetzt waren, nämlich im Nordwesten das Bordelais, im Südosten Comminges und Couserans, ferner das Zentrum und der Osten; dagegen konnte der äufserste Südwesten, also Béarn, Chalosse und Landes, infolge seiner Isolierung am besten seine Eigenart wahren. Hier stand die Wiege alles sprachlichen Eigenlebens der Gaskogne und hier findet B. denn auch das 'Parfait gascon par excellence.'

Der erste Teil der Arbeit behandelt die tontragenden Endungen des gaskognischen Perfekts. Geordnet nach dem Charakter ihres Tonvokals er-

geben sie die bekannten Gruppen: Perf. auf *a*, bzw. *e* und Perf. auf *i*. Zu ihnen gesellt sich als eine der Besonderheiten gaskognischer Formenlehre im Gegensatz zur Provence und zum Katalanischen ein neuer Typ auf *o*, mod. *ou*, gebildet nach den Hilfsverb *fui* > *fo*.

Gewisse bemerkenswerte Erscheinungen sind diesen Gruppen gemeinsam. So vor allem die wesentlichen Umgestaltungen, die in dem Streben nach Silbengleichheit der Endungen des Paradigmas ihren Grund haben. Daraus erklärt sich das Einsilbigwerden der 3. Person Pluralis, und zwar werden *cantaren*, *partiren*, *agoren* unter dem Einfluſs der einsilbigen Endungen zu *cantan*, *partin*, *agon* — eine Wandlung, die im Béarn ihren Ursprung hat und ums Ende des Mittelalters im ganzen Zentrum des Gebietes durchdringt. Im entgegengesetzten Sinne wirkte diese Tendenz da, wo sie die 3. Pers. Plur. zum Ausgangspunkt nahm und so zu einem Paradigma mit mehrsilbigen Endungen führte. Dies trat ein im Bordelais, Entre-deux-Mers und Médoc und ergab die modernen Paradigmen:

canteri, *-eres*, *-et*, *-erem*, *-erets*, *-eren*
partiri, *-ires*, *-it*, *-irem*, *-irets*, *-iren*
baturi, *-ures*, *-ut*, *-urem*, *-urets*, *-uren*.

Diese Angleichung vollzog sich allmählich und noch um 1400 zeigt das Paradigma der Gironde nur im Plural verlängerte Formen (*partirem*, *partiretz*) gegenüber den Singularformen mit einsilbiger Endung, eine Ungleichheit, die erst in neuerer Zeit schwand.

Nur die Endung der 3. Person Singularis blieb stets einsilbig; aber auch sie hat durch analogische Einwirkung Umgestaltungen erfahren. Aus diesen sehr verwickelten Vorgängen sei hier nur das Wesentlichste hervorgehoben. Im Norden des Gebietes drang das Schluſs-*t* von der *a*-Klasse (*cantèt*) auch in die anderen Endungen ein: *partit*, *bengut*. Eine besondere Eigentümlichkeit ist jene Endung auf *c* (*ec*, *-ic*, *-ouc*), die zuerst im Südosten der Gaskogne und seit dem 15. Jahrhundert auch in ihrem Zentrum erscheint. Sie entstammt den östlichen Gebieten, wie dem Bas-Languedoc, Foix und Toulousain, und ist starken Formen wie *ac*, *bec*, *poc* nachgebildet. Dagegen hat die 3. Pers. Sing. im Süden und Südwesten rein vokalische Endungen bewahrt: *canta*, *parti*, *bienou*.

Die Sonderschicksale der verschiedenen Gruppen verfolgt B. in eingehenden Untersuchungen bis in alle Einzelheiten. — Das Perf. der sog. 1. Konjugation (**cantai*) hat im Provenzalischen bekanntlich die Endungen *-ei*, *-est*, *-et* usw. und zwar, wie heut allgemein angenommen wird, infolge einer Analogie nach den vielgebrauchten Formen *dedi* > *dei*, *steti* > *estei*. Aber dieser Wandel hat sich nicht im ganzen Gebiet des Occitanischen vollzogen. Das sonst dem Provenzalischen sehr nahestehende Katalanische kennt ihn nicht und auch im Gaskognischen gab es im Mittelalter ein weites Gebiet (Teile der Landes, Béarn, Bigorre, Comminges, Armagnac) mit dem charakteristischen Endungsvokal *a* in der 2. und 3. Pers. Sing. und 3. Pers. Plur., wofür B. besonders für die dritten Personen zahlreiche Belege beibringt. Die Ungleichförmigkeit dieses Paradigmas *-ey*, *-as*, *-at*, *-em*, *-etz*, *-an* unterlag aber der Einwirkung der gleichformigen provenzalischen Reihen auf *-e*, die auſserdem durch die Identität der den beiden Reihen gemeinsamen 1. Person (*cantei*) verstärkt wurde. — B. zeigt im einzelnen, wie dieses Perf. auf *e* im Laufe des Mittel-

alters immer weiter in der Gaskogne vordrang, so daſs heutzutage die 3. Sing. auf *-a* nur noch im Westen von Béarn und im Süden der Landes sich hält.

Der Kernpunkt von B.'s Arbeit ist das Kapitel über das Perf. auf *-o* und die damit zusammenhängenden Ausführungen über die Veränderungen des Stammes bei den starken Verben. In der Schöpfung dieser Endung erkennt B. die originellste Neuerung des gaskognischen Verbums, wodurch der Südwesten vom südlichen Frankreich und vom Katalanischen sich unterscheidet. Ihren Ursprung verlegt er ins Béarn und zwar in das 10. Jahrhundert und er weist nach, wie sie von da die ganze Gaskogne mit Ausnahme des äuſsersten Südosten durchdrang und schlieſslich auch die wenigen Perfekta, die anfangs noch ihre starken Formen bewahrt hatten, umgestaltete. — Für diese Gruppe — es handelt sich um die Verba der lateinischen 2. und 3. Konjugation — stellt B. die Perfektformen von *saber* im Altbéarnischen als Paradigma hin: *sabúy. sabós, sabó, sabóm, sabóts, sabón.* Mit Hermann Suchier erklärt er diese Neuschöpfung als Analogiebildung nach dem Muster des Hilfsverbums *fui*, *fost fo* usw. Es hatten Edouard Bourciez, Zauner, Ducamin, Millardet für Einzelgebiete des Südwestens hier wertvolle Vorarbeit geleistet. Dieses Charakteristikum gaskognischer Morphologie für das Gesamtgebiet gründlich untersucht zu haben ist das Verdienst von Jean Bourciez.

Am schwierigsten erscheint die Geschichte der 1. Pers. Sing. dieses Perf. auf *o*. Ihre Endung *-úi*, veranlaſst durch einen vorliterarischen Typ **agui* nach *fui*, ward nämlich in der Hauptzone des Gaskognischen durch das *-ou* der anderen Endungen allmählich verdrängt: *batouy*, *batous* in den Landes. Im Bordelais aber hat diese erste Person mit dem Tonvokal ihrer Endung das ganze weitere Paradigma umgelautet auf *ü*: *baturi*, *batures*, *batut* — ein Vorgang, der zunächst überrascht. Wir haben also hier eine zweifache Umbildung des Paradigmas. Der 3. Pers. Plur. entstammt die Mehrsilbigkeit der Endung, ihr Tonvokal der 1. Pers. Sing. Der Einfluſs dieser letzteren zeigt sich aber im Dialekt der Gironde ja auch beim Perf. der *a*-Klasse, wo ebenfalls die Endung der 1. Pers. Sing. umlautend wirkt: *cantei* veranlaſst *cantes*, *cantet.* — B. erkennt in dieser von der 1. Pers. des Paradigmas ausgehenden Einwirkung eine Besonderheit des Girondinischen. Verwunderlich ist es eigentlich nicht, daſs sprachliche Neugestaltung auch einmal von dieser Stelle ihren Ausgang nimmt, wenn man bedenkt, daſs die 1. Pers. Sing. im mündlichen Sprachgebrauch eine lebendige Form ist, wogegen sie allerdings in dem schriftlich überlieferten Sprachgut begreiflicherweise selten begegnet.

Bei den Perfekten auf *i* ist erwähnenswert das Eindringen des Inchoativ-Infixes *-isc-* (3. Pers. Sing. *partisquec*), eine Gestaltung, die aus dem Südosten stammend, im 18. Jahrhundert in der ganzen mittleren Gaskogne sich ausbreitete. Da nun aber hier im Zentrum die *o*-Klasse (3. Sing. mit der Endung *-ouc*) dominiert, so konnten begriffsverwandte Formen wie *benouc* solche Infixhaltigen Formen umbilden und daraus ergab sich hier schlieſslich ein Paradigma: *partiscouy*, *-iscous*, *-iscouc*, *-iscoum*, *-iscouts*, *-iscoun.*

Im zweiten Teil untersucht B. die Veränderungen, die den S t a m m betreffen. Es handelt sich hier um die Verba auf *-ere*, die im Altprovenzalischen wie im Französischen noch eine groſse Zahl ihrer starken Perfekta bewahrt haben, während im Gaskognischen bezeichnenderweise die starken Formen unter dem Einfluſs der Analogie fast ganz geschwunden sind, so daſs sie, wie

B. mit Millardet sagt, heutzutage 'nur noch als Trümmer erscheinen'. An die Stelle dieser starken Perfekta der sog. unregelmäſsigen Verben traten nämlich meist schwache Formen nach der hier so bedeutsamen Endung auf *-o*. Dabei konnte die neue Flexion sich dem Perfektstamm irgendwie anpassen, oder es konnte in dem Streben nach Symmetrie der 'radical conquérant' aus dem Präsens oder, seltener, aus dem Konjunktiv auch hier eindringen. Mit der steigenden Ausbreitung der Endungen auf *o* verdrängte allmählich der neue Stamm den des Perfekts, zumal zur Differenzierung gegenüber dem Präsens ja nunmehr die Endungen allein genügten. — Dieser Teil von B.'s Arbeit besteht in einer Reihe von Einzeluntersuchungen, wobei naturgemäſs jeder Fall eine gesonderte Behandlung erfahren muſste. Denn auch hier gilt, was Lucien Foulet[1] von den entsprechenden Formen der älteren französischen Konjugation so treffend sagt: 'Il semble que chaque prétérit tire de son côté, heureux si de temps en temps il trouve un compagnon de route'. Aber B. hat es glücklich verstanden durch Zusammenschluſs der Artgenossen in die Schar dieser auseinanderstrebenden Gefährten eine gewisse Ordnung zu bringen. Er geht aus vom lateinischen Prototyp dieser Formen, wie er im Süden Galliens ums 5. Jahrhundert bestand und gruppiert nach drei Klassen: Perf. auf *-ui* (*habui*, *debui*, *potui*, *placui*, *sapui*); sigmatische Perf. (*visi*, *arsi*, *scripsi*, *dixi*) und solche auf *-dedi* (*perdedi*, *crededi*, *reddedi*). Den Schluſs bilden die 'anomaux': *dedi*, *feci*, *annavi*, *fui*, *steti*. Die auffällige Buntheit der hier entstehenden Bildungen erklärt B., gewiſs mit Recht, als Folge des Mangels an einer geschlossenen literarischen Tradition. Nicht selten begegnen bei demselben Perfekt drei verschiedene Formen des Stammes. So hat z. B. *potui* im 13. und 14. Jahrhundert die Stämme *pod-* im Süden, *pog-* im Norden, also 3. Pers. Sing. *podo*, bzw. *pogo*; von diesen gehört die Form mit *pod-* (später *poud-*), also mit dem Stamm des Präs. Indic., besonders dem Béarn an, während *poc*, wie klassisch provenzalisch, die normale Perfekt-Entwicklung darstellt. Nach 1400 gesellt sich hinzu der dem Konj. Präs. entnommene Stamm *posc-* (*posco*), der schlieſslich an Stelle von *pog-* den Norden, besonders das Bordelais einnimmt, während der Stamm *poud-* sich im Zentrum ausdehnt und heutzutage in der Gaskogne vorherrscht.

Die interessante Frage der Lebensdauer des Perf. wird von B. auch berührt. — Meyer-Lübke[2] betont seine starke Verwendung im älteren Französisch, wo es auch vielfach als Durativum (Imparf.) verwendet wurde. Foulet[3] verfolgt sein allmähliches Schwinden im Verlauf der französischen Literatur. Hier erlitt es schon um 1500 durch das Passé indéfini starken Abbruch und heutzutage ist das Perf. im Nordfranzösischen aus der Sprache des Alltags fast ganz verschwunden. B. stellt fest, daſs jetzt auch in der Gaskogne wie in ganz Südfrankreich das Parfait vom Passé indéfini stark bedrängt wird, daſs es aber noch Widerstand leistet. Jedenfalls habe seine Arbeit kein bloſses historisches Interesse, sondern sie gelte einer noch lebenden Form: 'Le parfait simple est bien vivant en Gascogne'. —

Besondere Hervorhebung verdienen B.'s sorgfältige geographische Abgrenzungen, die es ermöglichen, die Ausbreitung einzelner sprachlicher Er-

[1] In seiner Arbeit *La disparition du prétérit* (*Romania* 46, 1920, S. 297).
[2] *Gramm.* III, § 113.
[3] In der oben genannten Arbeit.

scheinungen nach seiner geschickt entworfenen Karte der 'Zone gasconne' von Ort zu Ort genau zu verfolgen. —

Im Literaturverzeichnis würde man Appel's Chrestomathie lieber nach der neuesten Auflage zitiert sehen. Zu bedauern ist es, dafs der Verfasser es unterlassen hat, durch Beifügung eines Registers das reiche von ihm gebotene Formenmaterial übersichtlich zusammenzufassen.

ALFRED SCHNEIDER.

Karl Strecker, *Einführung in das Mittellatein.* Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1928. 42 S.

Nach K. Streckers Vortrag auf der 56. Philologenversammlung in Göttingen 1927, „Mittellatein und die höhere Schule", wurde in der Aussprache das Bedürfnis nach einer kurzen Einführung in das Mittellateinische betont, da eine erste Orientierung auf dem sehr weiten Gebiete aufserordentlich schwierig sei. Zweifellos besteht dies Bedürfnis am stärksten bei den klassischen Philologen unter den Schulmännern, die nach den „Richtlinien" auch mittellateinische Schriftsteller im Unterricht behandeln sollen, aber in der Regel sich noch wenig oder gar nicht mit mittelalterlichem Latein befafst haben. Strecker hat daher den Standpunkt in der jetzt vorliegenden „Einführung" ziemlich elementar gewählt; aber ich bin überzeugt, dafs dies Büchlein auch allen Forschern, die irgendwie mit dem Mittelalter zu tun haben (Historikern, Germanisten, Romanisten, Anglisten, Theologen), wird gute Dienste leisten können; sollte doch eigentlich das Studium der Sprache, in der der weitaus gröfste Teil aller mittelalterlichen Literatur Europas geschrieben ist, mit derselben Selbstverständlichkeit Vorbedingung für die Beschäftigung mit mittelalterlicher Kultur sein, wie dies von dem Studium der klassischen Sprachen für die antike Kultur vorausgesetzt wird.

Die Schwierigkeiten, die sich dem Versuch einer solchen Einführung auf knappem Raum entgegenstellen, sind nicht gering und haben mich seiner Zeit abgehalten, auf das Ersuchen eines Verlegers einzugehen, ein solches Hilfsbuch zusammenzustellen. Es fehlt vor allem an fast jeder brauchbaren Vorarbeit (Grammatik, Lexikon usw.), und man mufs schon in der Materie so bewandert sein wie K. Strecker, um auf den ersten Hieb etwas Brauchbares schaffen zu können. Die Schwierigkeit ist aber auch in der Sache selbst begründet: das Latein ist in den verschiedenen Epochen des Mittelalters äufserst verschieden gewesen; das Latein der Karolingischen Renaissance weicht stark von der Sprache der Merowingerzeit ab, und die zweite Hälfte des Mittelalters hat fast in jedem Jahrhundert besondere Eigentümlichkeiten gezeitigt; aber auch gleichzeitige Dichter verschiedener Gegenden und Schulen zeigen in ihrer Sprache nicht unerhebliche Abweichungen voneinander. Das Wichtigste, was einigermafsen allgemeine Geltung gewonnen hat, ist von Strecker sehr übersichtlich zusammengestellt, und dies läfst erkennen, dafs es ein Irrtum ist, zu glauben, es herrsche im mittelalterlichen Latein völlige Willkür („Küchenlatein").

Besonders zu begrüfsen sind die sorgfältig ausgewählten und zahlreichen Literaturangaben und die auf S. 5—7 gegebenen Winke für empfehlenswerte Schullektüre; denn die neuerdings erschienenen mittellateinischen Lesebücher

weisen in der Auswahl gelegentlich arge Mifsgriffe auf. Im übrigen ist die „Einführung“ in folgende Abschnitte gegliedert: 1. Sprache. Elemente: Klassisches Latein (besonders Spätantike), Kirchensprache, Volkslatein; abweichende Betonung im Mittelalter; mittelalterliche Sprachspielereien; antike Vorbilder. 2. Lexikon. Neben denen für klass. Latinität Du Cange's Glossarium und L. Dieffenbach; die in Frankreich begonnene Neubearbeitung des Du Cange soll nur bis zum Jahre 1000 geführt, die Zeit von 1000 bis 1500 der Bearbeitung der Länder überlassen werden, wobei nicht beachtet wird, dafs die Heimat vieler Denkmäler mit Sicherheit gar nicht feststellbar ist; ferner die Wortindices einiger guter mittellateinischer Editionen. 3. Wortbildung und Wortbedeutung. Das Kapitel gibt eine Auswahl von Worten aus verschiedenen Jahrhunderten; die angeführte Bedeutung gilt natürlich oft nicht für das ganze Mittelalter; es fehlt auch hier noch fast völlig an dringend notwendigen Spezialuntersuchungen; doch ist das, was auf den zwei Seiten in Kleindruck geboten wird, geeignet, eine Vorstellung von der eigentümlichen Färbung des Mittellateinischen zu geben. 4. Prosodie und Betonung: im allgemeinen nach klassischen Mustern, aber auch Fehler bei guten Dichtern; jeder Dichter mufs in seiner Eigenheit studiert werden: viele Wörter stehen völlig fest, andere schwanken, z. B. besonders biblische Namen, griechische Wörter. Aussprache und Orthographie: es fehlt gleichfalls an den notwendigen Sonderuntersuchungen, um einigermafsen gültige Regeln aufstellen zu können. 5. Formenlehre: auch hier keine durchgehenden Regeln; einige häufiger begegnenden Sonderheiten der mittellateinischen Nominal- und Verbalflektion werden verzeichnet. 6. Syntaktisches: Verwischung des Unterschieds der Pronomina; Ineinanderfliefsen der drei Grade der Komparation; Adverbia; singuläre Bedeutung einiger Präpositionen; Eigentümlichkeiten im Gebrauch der Konjunktionen, Kasus, Modi und Tempora; eine einheitliche mittellateinische Grammatik ist unmöglich, zumal sich unter der ungeheueren Masse mittellateinischer Prosaschriftsteller und Dichter viel Minderwertiges findet. 7. Form. a) Dichtung: metrische Sonderformen, Reimhexameter, Allitteration, Abcdarien, Akrosticha, Figurengedichte; wichtigste Regeln für Reim und Assonanz. Der rhythmischen Dichtung als der vom Mittelalter geschaffenen eigenen Form sind eingehendere Bemerkungen gewidmet; wichtigste Vers- und Strophenformen. b) Prosa: Reimprosa, Kursus. 8. Literaturgeschichte: besondere Schwierigkeit für die zweite Hälfte des Mittelalters. Verfasser gibt die wichtigsten Hilfsmittel an: mir will indessen nicht recht einleuchten, warum eine Neubearbeitung des noch immer unentbehrlichen Pol. Leyser nicht ein gut Stück vorwärts helfen könnte. 9. Texte: Zusammenstellung der wichtigsten Textsammlungen und Einzeleditionen; vieles noch unediert, vieles in unkritischen Ausgaben und oft vergriffen. 10. Bibliotheken: notwendig Kenntnis der mittelalterlichen und modernen Bibliothekskataloge. 11. Paläographie und Überlieferungsgeschichte: besonders wichtig für die Kenntnis des Mittellateinischen.

Die vorstehende kurze Inhaltsübersicht gibt nur eine ungefähre Vorstellung von der Fülle des Stoffes, der hier auf knappestem Raume (42 Seiten) behandelt wird. Dem Verfasser gebührt aufrichtigster Dank, dafs er sich der schwierigen und undankbaren Aufgabe dieses ersten Versuches unterzogen hat. Ich glaube, dafs durch die Strecker'sche Arbeit dem Studium des Mittellateinischen ein

hervorragender Dienst erwiesen ist. Jeder, der sich ernstlich mit dem Mittelalter befaſst, wird sich dankbar dieses neuen und bisher einzigartigen Hilfsmittels bedienen.

Seitdem diese Anzeige niedergeschrieben wurde, ist mehr als ein Jahr vergangen. Inzwischen hat das Streckersche Büchlein von allen Seiten wärmste Anerkennung erfahren. Beweis für das starke Bedürfnis nach einem solchen Hilfsmittel und für das wachsende Interesse am Mittellateinischen ist die Tatsache, daſs die 1. Auflage bereits am Ende des Erscheinungsjahres vergriffen war; die 2. „erweiterte“ Auflage ist im Frühjahr 1929 erschienen. Str. hat die von der Kritik geäuſserten und sonst an ihn herangetragenen Wünsche nach Möglichkeit berücksichtigt und die neueste Literatur nachgetragen. Die „Erweiterung“ ist besonders dem lexikalischen Teil zugute gekommen; die Schluſsabschnitte (alte Bibliotheken, Überlieferungsgeschichte, Paläographie) sind neu hinzugekommen, bzw. stark umgearbeitet und erweitert. Die Brauchbarkeit des Heftes scheint mir dadurch noch gewonnen zu haben.

H. WALTHER.

E. Gra-Rendueles, *Los nuevos bablistas. Las mejores poesías en dialecto asturiano de los poetas del siglo XIX coleccionadas y anotadas.* 1a parte: Antología. Gijón, Imp. de „La Reconquista“, S. Bernardo 99, 1925. 8°. XVII, 359 S.

Asturien gehört zu den Landschaften Spaniens, in denen die Liebe für die Volkssprache, die Achtung vor dem heimatlichen Idiom noch lebendig ist. Mannigfaltig und reich ist die mundartliche Literatur, die in den Bergen Asturiens blüht, allerdings auch ebensowenig bekannt wie die Volkssprache, auf die sie sich stützt. Über einige allerdings zum Teil recht wertvolle Vorarbeiten über die asturischen Mundarten ist die Forschung bis heute nicht hinausgekommen. Bedauerlich ist, daſs darüber hinaus geleistete Sammelarbeit der Öffentlichkeit nicht zur Verfügung steht. Unter solchen Umständen ist eine Veröffentlichung wie die des Paters Gra-Rendueles von doppeltem Wert, zumal da die sprachliche Seite der mundartlichen Literatur deutlich hervorgekehrt ist. Das Material, das uns Gr.-R. bietet, ist unweit reicher als das in dem Bändchen *La poesía lírica asturiana* (Gijón 1923) enthaltene. Der Stoff ist nach Landschaften geordnet. Den weitaus gröſsten Raum nehmen die Vertreter des Zentralasturischen ein. Das Ostasturische ist durch ein paar Dichtungen vertreten; noch geringer an Zahl sind die dichterischen Schöpfungen in der Sprache des westlichen Asturien. Den einzelnen Abschnitten sind kurze sprachliche Charakteristiken vorangestellt, die aber nichts Neues bringen. Wertvoller sind angesichts der Verstreutheit des Materials die bibliographischen Angaben, die zu den einzelnen Autoren gegeben werden.[1] Der Verfasser verspricht uns eine Grammatik und ein Wörterbuch zu seiner Blütenlese. Möchten sich heimatsliebende Gönner finden, die ihm den Druck dieses zweiten Teiles seiner Arbeit ermöglichen!

F. KRÜGER.

[1] Zu den *Composiciones en dialecto vaqueiro* von J. María Flórez y González (Cangas de Tineo 1883) — nach Gr.-S. R. 351: „folleto rarísimo“ — sei angemerkt, daſs 1923 in Vicálvaro eine Neuausgabe veranstaltet worden ist.

Werner Mulertt, *Azorín (José Martinez Ruiz). Zur Kenntnis des spanischen Schrifttums um die Jahrhundertwende.* Halle, Max Niemeyer, 1926. 231 S. 8⁰.

Dafs die literarische Persönlichkeit Azoríns von hinreichender Bedeutung sei, um schon zu Lebzeiten dieses Autors eine eigene Monographie zu verdienen, das erscheint mir nicht ohne weiteres über allen Zweifel erhaben. Ob es fernerhin gerade nötig war, dafs ein deutscher Professor einen ausgesprochenen Deutschenverächter zum Gegenstand einer geisteswissenschaftlichen Darstellung machte, darüber werden die Ansichten wohl recht verschieden sein; ja ich fürchte, dafs die Mehrzahl der deutschen Leser mit mir die Frage rundweg verneinen wird. Denn gerade Azorín ist es, der den Deutschen das Recht abgesprochen hat, in Sachen der Menschlichkeit und der Zivilisation ein Wort mitzureden.[1] Wir werden nur ausgelacht, solange wir solche und noch schlimmere Bekenntnisse einer schönen Seele mit der bekannten „Kriegspsychose" entschuldigen. Gerade die deutsche Wissenschaft hat es durchaus nicht nötig, in Versöhnlichkeit und Anbiederungsbereitwilligkeit bis zur Selbstverleugnung (ich unterdrücke ungern ein viel schärferes Wort) zu gehen. Nachdem nun aber das Buch einmal da ist, verdient es auch eine gerechte Würdigung. Und da müssen wir unseren vorigen Einwänden und Negationen gleich ein kräftiges Aber anfügen. Denn der Verfasser hat die zähe, undankbare, wenig ergiebige Arbeit mit soviel tapferer Ausdauer, gesundem kritischen Sinn und darstellerischem Geschick zu Ende geführt, dafs man ihm gern durch das stattliche, vom Verleger äufserst sauber und ansprechend aufgemachte Buch hindurch folgt. Ein sozusagen als Einführung dienendes Kapitel ist überschrieben: *Spanisches Schrifttum am Ende des 19. Jahrhunderts.* Es greift aber in Wirklichkeit viel weiter aus und sucht das Problem der rassischen Zusammensetzung geschickt zu erfassen. Der nachdrücklichen Hervorhebung des orientalischen, oder genauer gesagt, afrikanischen Elements möchte ich für meinen Teil nicht beistimmen. Es ist nicht alles ein Evangelium, was Ortega y Gasset verkündet. Bei der Erklärung des Begriffes *flamenco* könnte man ergänzen, dafs der Zigeunereinflufs dabei sehr stark war. Das moderne *caló* ist eine Fusion aus dem alten *lenguaje de germanía* und der Zigeunersprache. Bei Menéndez y Pelayo von einer *ausgesprochen reaktionären Gesinnung* zu reden, scheint mir eines gewissen verächtlichen und darum peinlichen Beigeschmacks nicht zu entbehren. Ein zweites Kapitel handelt von den Jugendschriften Azoríns. Es mufste, der Materie entsprechend, ziemlich unwesentlich ausfallen. Der ihm folgende Abschnitt über Azorín als Erzähler ist sehr anregend und gehaltvoll mit Bezug auf die sogenannte Generation von 98, er bringt aber dem Leser zugleich die ausgeprägte Mittelmäfsigkeit des biographierten Autors recht deutlich zum Bewufstsein. Zwei weitere Kapitel behandeln ihn als Schilderer spanischen Landes und Lebens, sowie als Politiker; kurz ausgedrückt: das eine interessant, das andere charakteristisch. Zu dauerndem Protest und Widerspruch reizt endlich das Schlufskapitel: *Der literarische Kritiker*; nicht gegen Mulertts sorgfältige und rücksichtsvolle Darstellung zwar und wohlverstanden, aber gegen Azorín und seine kritischen Wertungen und Interpretationen namentlich der klassischen Autoren seiner

[1] *Entre España y Francia,* am Schlufs des Kapitels *La Cultura.*

vaterländischen Literatur. Viel wertvolles Material steckt in den am Schlusse zusammengedrängten Anmerkungen. Da aber im Text jeder Hinweis (durch Bezifferung) auf sie fehlt, so gehen die nötigen Zusammenhänge leider verloren. An Druckfehlern scheint mir lediglich das den Wortsinn gröblich entstellende *Seminario* statt des richtigen *Semanario* (S. 205 unten) des Erwähnens wert. Der Stil dieser Azorín-Studie ist gewandt, flüssig und anziehend; hierin unterscheidet sie sich ebenso wie etwa das Quixote-Buch von Hatzfeld vorteilhaft von den sonstigen neueren deutschen Veröffentlichungen wissenschaftlichen Charakters über Spanien, deren Verfasser recht gut ihren Stil etwas weniger nüchtern und trocken, ein bißchen gepflegter und schwungvoller, individueller und anziehender gestalten könnten.

LUDWIG PFANDL.

Les Œuvres poétiques de Baudri de Bourgueil (1046—1130), édition critique publiée d'après le manuscrit du Vatican par Phyllis Abrahams, M. A. Oxon. Paris, Champion 1926. LX + 405 Seiten. 8°.

Von Baudri oder Balderich, der 1046 in Meung an der Loire geboren wurde, dann Mönch und Abt des Klosters Bourgueil war und 1130 als Erzbischof von Dol in der Bretagne starb, ist in der letzten Zeit wiederholt die Rede gewesen; so hat Brinkmann (Gesch. der mlat. Liebesdichtung S. 10 u. sonst) auf seinen Briefwechsel mit gebildeten Damen geistlichen und weltlichen Standes hingewiesen. Aber die Dichtungen dieses Zeitgenossen Hildeberts und Marbods waren bisher erst zum geringen Teil bekannt; zuletzt hat Lehmann (Pseudoantike Literatur des Mittelalters, 1927, S. 65—87) vier der interessantesten Texte, den Briefwechsel zwischen Paris und Helena und den zwischen Ovid und Florus, nach der Hs. herausgegeben. Daſs wir ungefähr gleichzeitig auch eine Gesamtausgabe erhalten haben, ist an sich mit Freuden zu begrüſsen. Wer aber erwartet, daſs dieses Buch, in dessen Vorwort Faral für Ermutigung und Unterstützung gedankt wird, den zu stellenden Anforderungen auch nur einigermaſsen genügen werde, sieht sich grausam enttäuscht.

Die Herausgeberin gibt in ihrer Einleitung zunächst ein Verzeichnis der benutzten Literatur, dann eine Übersicht über die Hss. und über die bisher vorliegenden Ausgaben einzelner Dichtungen. Von Hss. kommt im Grunde nur eine einzige in Frage, die vatikanische der Königin Christine nr. 1351, saec. 12; die anderen sind moderne Abschriften davon. Miss A. hat nach Photographien der vatikanischen Hs. gearbeitet, da auf diesen aber, besonders auf fol. 1—4, der Text schwer zu lesen ist, hat sie nötigenfalls auf jene Abschriften zurückgegriffen, die jedoch ebenfalls unvollständig sind.

Die Rechtschreibung der Hs. hat die Herausgeberin normalisiert. Warum? Wenn man eine so gute Hs. hat, die obendrein die einzige ist, sollte man ruhig die mittelalterliche Orthographie beibehalten. Indes das ist Geschmacksache. Dankenswert ist es, daſs wir wenigstens einen Überblick über die Schreibungen der Hs. erhalten. Oder vielmehr, es wäre dankenswert, wenn diese Übersicht zuverlässig und wenn sie vollständig wäre. Sie ist weder das eine noch das andere.

Auf S. XV—XVII wird zunächst ausführlich gehandelt über die Schreibung von *ae* und *oe*. Die zahlreichen Belege, die hier angeführt werden, kann ich

zu einem geringen Teil nachprüfen an Hand von Photographien, die in meinem Besitze sind; sie umfassen fol. 7r—9v der Hs., das sind die Texte nr. 36 v. 116—130, nr. 37 und nr. 38 v. 1—25. (Für die unbequemen römischen Ziffern, die Miss A. leider von Delisle übernommen hat, setze ich arabische ein.) S. XV werden zunächst die Fälle aufgezählt, in denen *æ* für *ae* geschrieben wird, darunter drei von jenen Seiten: nr. 37, 128 steht aber nicht *hæc*, sondern *Haec*, mit deutlich getrenntem *a* und *e*; ebenso 38, 12 *aetas*, 38, 13 *etas*, weil die Initiale fehlt. Vermutlich hat die Hs. also auch in den anderen Fällen nicht *æ*, sondern *ae*. Was nützen aber solche Mitteilungen, wenn sie nicht bis ins kleinste exakt sind?

Es werden dann Beispiele aufgeführt, wo *æ* und *ę* für *e* stehen (die Herausgeberin sagt, sie stünden „mal a propos"); ich kann hinzufügen *subęgi* 37, 114. Dagegen gehört *cętu* 216, 925 natürlich nicht hierher, da *oe*, wie wir auf S. XVII erfahren, in der Regel *ę* geschrieben wird; übrigens steht es nicht 216, 925, es scheint 216, 920 gemeint zu sein.

Auf der gröſseren Hälfte von S. XV und auf der ganzen Seite XVI werden alsdann die Fälle aufgezählt, in welchen *e* für *ae* geschrieben wird. Es fehlen: *sperę* 37, 91; *queris* 38, 3; *queratur* 38, 6; 37, 70 heiſst es nicht *equos*, sondern *equora*; 37, 103 nicht *heres*, sondern *herens*. Was hat es überhaupt für einen Sinn, alle diese Fälle aufzuzählen? Nach jenen sechs Seiten zu urteilen, liegt die Sache einfach so, daſs *ę* geschrieben wird in der Endung *-ae* (einzige Ausnahme *muleque* 37, 37), auch in *quę*; ferner in *hęc* (einzige Ausnahme *Haec* 37, 128; s. oben) und *prę* (soweit nicht *p̄* geschrieben wird); sonst steht *e* (Ausnahmen *aetas*, s. oben). Merkwürdig, daſs hier Vollständigkeit erstrebt wurde, während von den viel interessanteren Fällen, wo *æ* oder *ę* für *e* steht, nur Beispiele gebracht werden.

S. XVIII heiſst es, *ph* sei sehr selten. Wieder sind die Belege angeblicn vollzählig; es fehlt aber *sulphure* 37, 50. — Fehlendes *h*: 37, 51 stand ursprünglich *Protraor*, erst nachträglich ist *h* übergeschrieben (vom Schreiber selbst?), und zwar über *r*; auch *arundo* 37, 100 muſste hier notiert werden. Umgekehrt steht *hac* für *ac* 37, 26.

Über viele wichtige Punkte der Orthographie erhält man überhaupt keine Auskunft. Ich merke noch folgendes an (soweit nichts anderes gesagt ist, aus fol. 7 ff.): Präpositionen sind meist mit dem folgenden Wort zusammengeschrieben: *inmediis*, *afluminis*, *demore* usw., gelegentlich auch andere kurze Wörter: *siquid*, *Nontantum*, *seduelle*. Andererseits ist *q;* = *que* meist von dem Wort getrennt, zu welchem es gehört: *Lambebant que*, *manuum que* u. a. (doch auch *osque*, *pedumque*); ebenso einmal *ue*: *ligeris ue*. — Veränderung des Schluſskonsonanten des ersten Gliedes in Kompositionen: *complexus*, *impegit*, *corruo*, *colluuiei*, *immotus*, *afficiebar*, *officiebant*, *inaccessum* (aber *submergor*); *quicquid*, *Qantumcunque*. — Einfache und Doppelkonsonanz: stets *littus*; aber *balista*, *conitor*. — Bemerkenswert *Fillix* für *Phyllis* 160, 167. — Eigennamen sind fast durchweg klein geschrieben; eine sehr bemerkenswerte Ausnahme s. unten.

Schmerzlich vermiſst man Auskunft darüber, ob nur ein Schreiber oder mehrere an der Hs. tätig gewesen sind. Gelegentlich wird mitgeteilt, daſs Zusätze von anderer Hand herrühren, so der höchst merkwürdige, in dem Abdruck freilich unverständliche englisch-lateinische Text, der auf fol. 4r am

Rande steht; derartige Zusätze, auch Korrekturen, die von anderer Hand herrühren, sollten zusammengestellt werden. Auch mehrere Texte machen den Eindruck unorganischer Nachträge (s. unten); da wäre es natürlich erst recht wichtig zu wissen, ob sie von fremder Hand eingefügt sind oder nicht. Weiter: welche Regeln sind beim Schreiben der Texte beobachtet worden? Nach meinen Photographien kann ich darüber folgendes sagen: fol. 7—9 sind einspaltig beschrieben, jede Seite hat 29 Zeilen, rechts und links sind je zwei senkrechte Linien gezogen. Jeder Vers steht auf einer Zeile für sich und hat eine farbige Initiale; diese steht in dem Raum zwischen den beiden Senkrechten links. In nr. 36 (fol. 7ʳ Z. 1—15) sind die Initialen, soweit sich das beurteilen läfst, von einer Farbe, vermutlich rot. In nr. 37 dagegen und in nr. 38 v. 1—25 ist nur jeweils die zweite Initiale rot, die erste dagegen von einer ganz anderen Farbe (grün? Vgl. nr. 36, 95 ff., wo Baudri sagt, dafs er in dem Codex, an den dies Gedicht gerichtet ist, also dem Archetypus der ganzen Sammlung oder mindestens einer vorher angelegten Teilsammlung, die Hauptinitialen [*capitales figuras*] in Gold, die Versinitialen dagegen [*introitus alios*] in roter oder grüner Farbe habe eintragen lassen). Jedenfalls erscheinen diese Initialen auf den Weifsschwarzphotographien schwarz, dunkler noch als das Pergament, aber nur wenig dunkler; auf fol. 7ʳ, 8ʳ—9ʳ kann ich sie meist nur mit grofser Mühe, auf fol. 7ᵛ, 9ᵛ überhaupt nicht erkennen. Fast sieht es so aus, als seien sie hier überhaupt nicht eingetragen worden. Wie dem auch sei, die Photographien, nach denen Miss A. gearbeitet hat, werden im Durchschnitt nicht besser sein als meine. Zu nr. 26 und 29 bemerkt sie übrigens selbst, dafs die Initialen fehlen. Sie hat daher oft ergänzen müssen und hat mehr als einmal falsch ergänzt; Beispiele s. unten. — Von den beiden zwei bis drei Zeilen hohen, übrigens ganz einfachen Hauptinitialen ist *C* fol. 9ᵛ anscheinend mit roter, *N* fol. 7ʳ aber mit jener auf der Photographie schwarz erscheinenden Farbe eingetragen; daraus ergibt sich, dafs unsere Hs. mit derjenigen, die Baudri in nr. 36 meint, nicht identisch ist. Die Überschriften zu nr. 37 und 38 stehen je auf besonderer Zeile.

Die Regeln, die auf diesen Seiten befolgt sind, gelten nun aber nicht etwa für die ganze Hs. Über die Farbe der Initialen läfst sich natürlich ohne Einsicht in den Codex selbst nichts sagen, wohl aber über die Zeilenzahl der Seiten. Denn in der Ausgabe wird angemerkt, wo in der Hs. eine neue Seite beginnt. Allerdings wird durch unzählige Druckfehler, Ungenauigkeiten und Lücken die Nachprüfung sehr erschwert. Dennoch läfst sich feststellen, dafs auf den meisten Seiten der Hs. 29 Zeilen geschrieben sind und dafs meist die Überschriften eine besondere Zeile einnehmen. Dies letztere scheint nicht der Fall zu sein auf fol. 128ʳ—139ᵛ, vielleicht vereinzelt auch anderwärts. Gelegentlich scheinen nur 28 Zeilen auf der Seite zu stehen, so auf fol. 128ʳ/ᵛ, häufiger 30, nämlich fol. 138 f., 145—147 und 150/148. Dagegen haben durchweg 31 Zeilen die 2½ Lagen fol. 109—127, die das grofse mythographische Lehrgedicht nr. 216 enthalten. Das Anfangsblatt fehlt, desgleichen der Schlufs. Schon Delisle vermutete (Romania 1, 46), dafs der auf dem verstümmelten Einzelblatt 152 stehende inhaltlich verwandte Text nr. 255 nichts sei als ein Teil des verlorenen Schlusses. So gut wie gewifs wird dies durch die Feststellung, dafs auch fol. 152 je 31 Zeilen auf der Seite hat. Aus dem Inhalt ergibt sich, dafs fol. 152 nicht unmittelbar hinter fol. 127 gestanden haben kann.

Die Nachprüfung der Zeilenzahl ist auch sonst nicht unwichtig. Wie Lehmann in seiner Besprechung der Abrahamsschen Ausgabe (Lit. Bl. f. germ. u. rom. Philol. 49, 1928, Sp. 19—22) Sp. 21 festgestellt hat, fehlen in dem Gedicht nr. 42 (Paris an Helena) 3 Verse von 300. Es fragt sich, ob nicht dergleichen auch sonst vorkommt. Dieser Verdacht taucht z. B. auf in nr. 184, denn hier ist von v. 135 ab die Verszählung in Unordnung: zwischen v. 130 und 135 stehen nur drei statt vier Verse (es ist übrigens nicht der einzige Fall dieser Art). Der Verdacht, dafs hier ein Vers ausgefallen sei, verstärkt sich noch, wenn man feststellt, dafs nach der Angabe des Abdrucks fol. 71ᵛ, wo jene Verse stehen, nur 28 Zeilen hat, v. 126—153 (in der Ausgabe v. 154). Sieht man sich indes weiter um, so ergibt sich, dafs fol. 71ʳ 30 Verse umfafst; also ist augenscheinlich der Vermerk „fol. 71ᵛ“ eine Zeile zu tief, neben v. 126 statt neben 125 geraten (dergleichen ist nur zu häufig). Schiebt man ihn an die rechte Stelle, so haben fol. 71ʳ wie 71ᵛ je 29 Zeilen, alles ist in Ordnung, und wir brauchen nicht zu suchen, wo etwa eine Lücke sein könnte. Auch sonst scheinen — merkwürdigerweise mufs man schon sagen — keine Verse ausgefallen zu sein.

Auf fol. 27ᵛ stehen 35 Zeilen statt 29. Offenbar ist hier das letzte der Gedichte, nr. 56, die sechszeilige Grabinschrift für den Bischof Simon von Agen, erst nachträglich zugefügt. In der Ausgabe steht darüber allerdings nichts.

Umgekehrt sind auf fol. 147ʳ nur 23 Zeilen geschrieben. Hier ist also offenbar eine Lücke, und zwar vermutlich zwischen v. 4 und 5 von nr. 243. Denn v. 1—4 sind gerichtet an einen einzelnen, nach der Überschrift an Radulf von Le Mans; in v. 5—10 aber werden ganz unvermittelt zwei Adressaten angeredet. Es handelt sich also entweder um zwei ganz verschiedene Stücke, oder es ist aus irgendwelchem Grunde das verbindende Zwischenglied nicht eingetragen. Wahrscheinlicher ist mir das erstere.

Bestimmtes läfst sich hier natürlich nicht sagen, wenn man die Hs. nicht kennt. Das gilt erst recht von der Reihenfolge der Blätter und Lagen, über die wir S. XIXf. einen Überblick erhalten. Die Herausgeberin beruft sich hier auf die Übersicht im Eingang der Abschrift, die Delisle sich hat anfertigen lassen. Diese Abschrift ist nicht unmittelbar von der Hs. genommen, sondern von der Kopie, die André Salmon sich um 1852 beschafft hat (so Delisle, Romania 1, 24; nach Miss A., S. XIII, rührt sie von Salmon selbst her, aber Delisle wird wohl besser Bescheid gewufst haben). Delisle hat offenbar die Hs. selbst nicht gekannt, sondern versucht, sich nach jener Abschrift ein Bild von ihrer Zusammensetzung zu machen. Ob es in allem richtig ist, mufs stark bezweifelt werden. Soviel ist jedenfalls sicher, dafs das, was Miss A. über die Reihenfolge der Blätter sagt, z. T. heller Unsinn ist; es möge genügen, darauf hinzuweisen, dafs nach ihrer Angabe „fol. 148ᵛ—149ᵛ“ an eine falsche Stelle geraten sind. Das sagt sie sogar zweimal, sie scheint also allen Ernstes anzunehmen, dafs sich die Vorderseite eines Blattes von der Rückseite trennen lasse! Niemandem wird sie weismachen, dafs ein Gelehrter vom Range Delisles so hilflos verworrenes Zeug hingeschrieben habe; sie hat offenbar seine Aufzeichnungen teils nachlässig abgeschrieben, teils nicht verstanden.

Eins hat Delisle richtig erkannt: dafs die Blätter und Lagen sich nicht mehr in der ursprünglichen Reihenfolge befinden, dafs vor allem die Fortsetzung des auf fol. 28ᵛ unten beginnenden Gedichts nr. 59 auf fol. 128ʳ oben

steht und dafs somit fol. 128 ff. unmittelbar hinter fol. 28 zu stellen sind. Demgemäfs hat er die Gedichte nr. 60—81, die auf fol. 128 r—130 v stehen, hier eingefügt. Aber seltsamerweise ist er, vielleicht durch ungenaue Angaben in der Abschrift irregeführt, auf halbem Wege stehen geblieben. Auf fol. 130 v unten steht nämlich noch die erste der sechs je sechs Zeilen umfassenden Grabschriften auf Cicero, nr. 217, desgleichen von der nächsten, nr. 218, die erste Zeile; v. 2—6 befinden sich auf fol. 131 r oben, und so gehören weiter lückenlos zusammen die folgenden Gedichte bis einschliefslich nr. 237, fol. 139 v unten. Miss A. behauptet freilich, zwischen fol. 130 und 131 sowie zwischen fol. 135 und 136 fehle je ein Blatt. Aber das ist mir, einstweilen jedenfalls, ganz unverständlich: im Text ist an beiden Stellen nicht die geringste Lücke. Es sind also genau 1½ Quaternionen, die hinter fol. 28 zu stellen sind. Schon daraus ergibt sich, dafs die Reihenfolge, die Delisle in seiner Übersicht über die Dichtungen Baudris (a. a. O. S. 23 ff.) aufgestellt hat, gründlich verkehrt ist, ungefähr so wie die Schmellersche Reihenfolge der Carmina Burana. Leider hat Miss A. Delisles Anordnung ohne jegliche Nachprüfung beibehalten; sie ist wohl kaum auf den Gedanken gekommen, dafs eine solche sich vielleicht lohnen könnte. Wir müssen versuchen, uns selbständig ein Bild von der Zusammensetzung der Hs. zu machen, so weit das ohne die Kenntnis dieser selbst, lediglich auf Grund der Ausgabe möglich ist.

Ich stelle zunächst die Gruppen von Lagen, Lagenteilen und Einzelblättern fest, die mit Sicherheit zusammengehören. Dabei beginne ich eine neue Gruppe jedesmal dort, wo eine Lage oder ein Einzelblatt mit einem vollständigen Text, nicht mitten in einem solchen anfängt. Es ergeben sich dann folgende neun Gruppen:

A = fol. 5—28, 128—139 = 4½ Quaternionen;
B = fol. 29—52 = 3 Quaternionen;
C = fol. 53—76 = 3 Quaternionen;
D = fol. 77—108 = 4 Quaternionen;
E = fol. 140—147 = 1 Quaternio;
F = fol. 109—127, 152 = 2½ Quaternionen, deren erstem das Anfangsblatt fehlt, + 1 Einzelblatt;
G = fol. 149/151 = 2 Einzelblätter, die anscheinend noch zusammenhängen;
H = fol. 150/148 = 2 Einzelblätter, nicht zusammenhängend, wenn die Mitteilung (Ausgabe S. XX) richtig ist, dafs fol. 150 zwischen 149 und 151 eingeschaltet ist;
I = fol. 1—4 = ½ Quaternio.

Ob die „halben Quaternionen“ die Hälften einst vollständiger Lagen sind oder in Wirklichkeit ursprünglich Binionen, kann natürlich nur an der Hs. selbst festgestellt werden.

Gruppe A beginnt mit nr. 36, einem Geleitgedicht, das Baudri, in Nachahmung von Ov. Trist. 1, 1, an seine Gedichtsammlung richtet. Es folgt nr. 37, überschrieben „*Somnium et expositio somnii*“; davon wird unten noch ausführlich die Rede sein. Daran schliefsen sich Episteln, nr. 38—46, mitten darin der Briefwechsel zwischen Paris und Helena. Auf fol. 25 r oben, also genau in der Mitte der Lage, beginnt nr. 47, überschrieben „*Ludendo de tabulis*

suis"; es folgt wieder eine Epistel, nr. 48. Dann beginnen mit nr. 49 Dichtungen ganz anderer Art, Rotulusgedichte und Epitaphien: nr. 49—66 auf Geistliche, nr. 67 auf den Ritter Wido, nr. 68—70 auf Radulf, einen reichen Bürger von Angers. Daran schliefsen sich zunächst zwei Hausinschriften, nr. 71 f. Ihnen folgt wieder eine Reihe von Epitaphien: nr. 73 auf einen Abt Rainald, nr. 74 auf eine Klausnerin Benedicta, nr. 75 auf Clarembaud, wieder einen Bürger von Angers, nr. 76 auf Papst Urban II., nr. 77 auf Wilhelm den Eroberer, nr. 78—81 auf dessen Sohn Wilhelm Rufus und endlich nr. 217—222 die schon erwähnten auf Cicero. Es folgen Gedichte anderer Art: nr. 223 eine Tischinschrift (Mahnung zur Mäfsigkeit), nr. 224—228 Rätsel. Mit nr. 229 beginnt, unten auf fol. 131v, wieder eine Gruppe von Freundschafts- und Huldigungsepisteln; sie reicht bis nr. 235, wird aber unterbrochen durch nr. 234 *Ad tabulas*. Den Abschlufs bildet nr. 236, die Stimmung des Dichters beim Heraufziehen eines Unwetters schildernd, und der Einzeiler nr. 237 *De roseo flore*: *Flos mittit florem, roseum rosa spirat odorem.*

Gruppe B enthält zunächst Epitaphien: nr. 87—113 auf Geistliche, oft mehrere auf denselben, nr. 114 ff. auf Personen weltlichen Standes, darunter auch solche auf vornehme Damen (nr. 117 und 127)[1]; nr. 128 auf einen Studenten, nr. 129 auf ein Kind, das nur ein halbes Jahr, nr. 130 auf ein anderes, das nur einen Tag alt geworden ist. Aber damit ist diese Reihe noch nicht zu Ende. Nr. 131 ist ein neues Epitaph auf den Ritter Burchardus, dem bereits nr. 118—120 gewidmet waren, nr. 132 auf einen jungen Mann namens Troilus, nr. 133 auf den Erzbischof Rainald von Reims, nr. 134 f. Rotulusgedichte auf Äbte, nr. 136 ist überschrieben *De magistro suo planctus*. Offenbar sind das Nachträge; die beiden letzten Stücke sind gereimt im Gegensatz zu den übrigen, nr. 136 auch sonst in der Form ganz abweichend. Es folgen drei Freundschaftsepisteln an Gerard von Loudun, nr. 137—139; daran schliefst sich, auf fol. 42v unten, eine Warnung, die der Dichter an sich selbst richtet, sich von den Freuden des eben erwachenden Lenzes nicht gefangen nehmen zu lassen (*Providentia contra lasciviam*, nr. 140). Dann wieder fünf Epitaphien, nr. 141—145, alle auf einen Mann, den Abt Gerard von Sauve-Majeure. Nr. 146 ist eine Epistel des Dichters an seinen Schreiber, nr. 147 *Qua intentione scripserit* eine Rechtfertigung wegen des Vorwurfs, dafs er keine hohen Gegenstände, sendern *nugae* verschiedener Art in seinen Gedichten behandle. Dann folgen wieder Freundschafts- und Huldigungsgedichte, nr. 148—158, voran je eine Epistel an Marbod und Hildebert; unterbrochen wird die Reihe durch nr. 154 *De graphio fracto*. Nr. 158, unten auf fol. 52v,

---

[1] Nr. 116 ist weggeschnitten; nur die unverständliche, schwerlich richtig gelesene Überschrift *Super quem iacet* ist erhalten. Entsprechend fehlen auch auf der Rückseite des Blattes (34) zwischen nr. 119, 5 und 6 acht Verse; im Abdruck stehen v. 5 und 6 unmittelbar hintereinander! Es wäre sogar möglich, dafs v. 6, der auf fol. 35r oben steht, überhaupt nicht zu nr. 119 gehört, sondern der Schlufsvers eines anderen Gedichtes ist, dessen Anfang auf dem weggeschnittenen Teil von fol. 34v gestanden haben müfste. Doch ist dies unwahrscheinlich. Die Gedichte tragen hier alle Überschriften auf besonderer Zeile. Nun ist v. 5 ein Hexameter, v. 6 ein Pentameter, dazwischen mufs also eine gerade Anzahl von Versen gestanden haben, und das stimmt zu der Zahl der verfügbaren Zeilen (8) nur, wenn wir fortlaufenden Text annehmen, nicht aber, wenn noch eine Überschrift dazwischen geschoben war.

umfaſst nur vier Zeilen, die vorhergehenden Gedichte sind beträchtlich länger; doch besteht kein Anlaſs anzunehmen, daſs es nur ein Bruchstück sei.

Gruppe C enthält in der Hauptsache Episteln, meist Freundschaftsepisteln; sie werden eingeleitet durch den Briefwechsel zwischen Florus und Ovid, nr. 159f. Eingefügt in die Epistelreihe ist eine Gruppe andersartiger Gedichte: nr. 183 ist ein scherzhaftes Gedicht an die Muse (*Ad Musam per ironiam*); in scharfem Kontrast zu dem hier angeschlagenen leichten Ton steht nr. 184, eine Beichte in Versen (*Confessio poenitentialis*); an sie schlieſst sich weiter Erbauliches: nr. 185 dankt einem Freunde, der dem Dichter einen wertvollen Stein für einen Altar geschickt hat; nr. 186 ist ein Gedicht auf denselben Altar; es folgt ein auch anderwärts überlieferter Zweizeiler, nr. 187, eine Aufschrift auf ein Kruzifix. Dann eins der persönlichsten unter allen Gedichten Baudris, nr. 188, überschrieben *De sufficientia votorum suorum*, worin er sein Lebensideal zeichnet, das mit der Wirklichkeit ach so schlecht übereinstimme. Danach stehen wieder Episteln; den Abschluſs aber bildet, fol. 76^v unten, ein kurzes Gedicht anderer Art, eine Tischinschrift, gleich nr. 223 (s. oben) eine Mahnung zur Mäſsigkeit (nr. 195).

Gruppe D enthält zunächst eine Anzahl von Episteln an Frauen, nr. 196—204, voran das groſse, 1367 Zeilen umfassende, wegen seines historisch und kulturhistorisch besonders wichtigen Inhalts schon von Delisle veröffentlichte Huldigungsgedicht an die Gräfin Adela, die Tochter Wilhelms des Eroberers. Nr. 205—213 sind ebenfalls Episteln, aber sie sind an Männer gerichtet. Daran schlieſst sich zunächst der Dreizeiler *Do rosa aurea*, nr. 214, und ein längeres Gedicht, nr. 215, überschrieben *Emme ut opus suum perlegat*, gewissermaſsen das Gegenstück zu nr. 36: er übersendet dieser Dame, offenbar einer Äbtissin, die Sammlung seiner Gedichte und bittet um ihre Kritik.

Gruppe E enthält wieder Episteln, die eingeleitet werden durch einen Briefwechsel mit einer Dame namens Constantia (nr. 238f.); die übrigen sind an Männer gerichtet. Über die letzte, nr. 244, s. unten zu Gruppe H.

In Gruppe F steht, wie schon gesagt, nur das groſse Lehrgedicht nr. 216.

Gruppe G, nur zwei Blätter umfassend, enthält zunächst Epitaphien, nr. 84, 84a („84 bis“ bei Delisle und in der Ausgabe), 85f.; dann zwei Hymnen auf den heiligen Samson, nr. 246f.; daran schlieſst sich wieder eine Epistel, die an einen ungenannten jungen Freund gerichtet ist, nr. 250, sowie vier Gedichte auf Kunstwerke in der Kirche von Worcester, nr. 251—254.

Gruppe H besteht gleichfalls nur aus zwei Blättern, 150 und 148. Auf fol. 150^r steht ein offenbar stark verderbtes Liebesgedicht oder vielmehr eine Absageepistel an ein Mädchen namens Glycerium (natürlich ein fingierter Name), das ihm die Treue nicht gewahrt hat. Diese Epistel, nr. 248, steht allein auf der Seite, umfaſst aber nur 26 Zeilen. Nr. 249, beginnend auf fol. 150^v oben, ohne Überschrift, enthält die Antwort an einen ungenannten Freund, der den Dichter zu einem Gastmahl eingeladen hat. Davon stehen auf dieser Seite 30 Verse; aber das Gedicht ist damit nicht zu Ende, die Fortsetzung steht auf fol. $148^{r/v}$. Das hat weder Delisle noch Miss A. gesehen, und infolgedessen erscheinen v. 31—70 dieses Gedichts als Fortsetzung der unten auf fol. 147^v, am Schluſs der Lage fol. 140ff., der Gruppe E, mit v. 30 endenden Epistel an Odo von Ostia, nr. 244, mit der nr. 249 nicht das geringste zu tun hat. Ob nr. 244 übrigens dort zu Ende oder ob die Fort-

setzung verloren ist, läſst sich schwer entscheiden. Auf fol. 148v scheinen dann noch zu stehen zwei Epitaphien auf einen Priester namens Ramnulf, nr. 82f. Scheinen zu stehen: das fol. ist in der Ausgabe wieder einmal nicht mitgeteilt. In der Ausgabe erscheint hinter nr. 244 eine nr. 245 [*Versus abbatis*] (diese Worte stehen am Rande neben dem letzten Vers von nr. 244, der eigentlich der letzte von nr. 249 ist); ein Text folgt nicht, nur ein mir jedenfalls völlig unverständliches „Sommaire“: Cette pièce manque dans le ms., ou du moins n'est pas celle du fol. suivant, qui est sans titre et où il manque le commencement. Welches fol. ist gemeint? 149 jedenfalls nicht, denn da steht nr. 84, zwar ohne Überschrift, aber keineswegs im Eingang verstümmelt.

Sehr schwierig zu beurteilen und daher von mir bei dieser Übersicht an den Schluſs gestellt ist die obendrein sehr schlecht erhaltene Gruppe I, die wenigstens jetzt den Anfang der Hs. bildet. Da steht zunächst ein Hymnus auf einen ungenannten Heiligen, nr. 1, dann eine Epistel an einen Freund Paganus (ist das wirklich der Name?); darin heiſst es (v. 47 f.): *tu quoque sis titulus, tu littera sis capitalis, tu castigator codicis esto mei.* Danach scheint das Gedicht an den Anfang zu gehören. Aber wie verhält es sich zu nr. 36, das ebenfalls deutlich Eröffnungsgedicht ist? Noch andere Freundschaftsepisteln stehen auf diesen Blättern: nr. 29—31 (es sei bemerkt, daſs die in der Hs. am Rande stehenden Verse 11—14 von nr. 29 schwerlich mit dem Vorhergehenden etwas zu tun haben); das vorletzte Gedicht, nr. 34, ist gerichtet an einen Boten, den der Dichter zu einem Freunde sendet, mit welchem er Gedichte austauscht. Daneben und dazwischen stehen Texte ganz anderer Art: nr. 3—28 sind *Tituli*, Inschriften für religiöse Gemälde, desgleichen offenbar nr. 33; nr. 32 ist ein Katharinenhymnus und das letzte Stück, der Zweizeiler nr. 35, eine Inschrift auf eine Scheune.

Damit wäre diese Übersicht beendet. Es ergibt sich daraus, daſs den Hauptbestand der Gedichte ausmachen die Episteln einerseits, die Epitaphien und Rotulusgedichte andererseits. Die letzteren stehen zusammen in drei Hauptgruppen, nr. 49—70; 73—81, 217—222; 87—136, wozu dann noch einige kleinere kommen. Die Episteln sind ebenfalls meist zu Gruppen zusammengestellt: nr. 38—48; 229—235; 146—158; 159—182; 189—194; 196—213; 238—244; auſserdem kleinere Gruppen und solche Episteln, die isoliert stehen. Innerhalb dieser Gruppen lassen sich mehrfach bestimmte Anordnungsprinzipien wahrnehmen; so sind bei den Episteln zweimal die auf geistliche Personen denen auf Laien vorangestellt; bei den Episteln ist besonders bemerkenswert, daſs die meiſten, die an eine Frau gerichtet sind, beieinanderstehen. Woran mag es liegen, daſs diese beiden groſsen Kategorien von Gedichten nicht in zwei groſse Abteilungen zusammengefaſst sind, sondern in so viele Einzelgruppen zerfallen, die einander ganz unregelmäſsig ablösen? Hat das chronologische Gründe oder andere?

Neben und zwischen den Gedichten der beiden Hauptgruppen stehen nun Texte anderer Art. So ist der ersten gröſseren Gruppe von Episteln vorangestellt das Geleitgedicht an die Sammlung nr. 36 und die Traumschilderung nr. 37; vor das letzte Gedicht dieser Gruppe ist geschoben die Schilderung der Schreibtafel nr. 47; ein Gedicht ganz ähnlichen Inhalts (nr. 234) merkwürdigerweise ebenfalls vor die letzte einer Reihe von Episteln. Zwischen die beiden ersten Gruppen von Epitaphien sind eingeschoben die Hausinschriften nr. 71 f.,

hinter die zweite sind gestellt die ganz andersartigen Texte nr. 223—228 usf. Es fragt sich, ob alle diese Texte ursprünglich bereits dort gestanden haben, ob nicht ein Teil von ihnen erst nachträglich eingefügt worden ist, ob dies nicht vielleicht von anderer Hand geschehen ist, ja ob sie alle wirklich von Baudri herrühren. Dies letztere erscheint mir besonders fraglich bei den vier Hymnen, besonders bei der dürftigen Reimerei nr. 1. In welchem Verhältnis steht nr. 216 zu den übrigen Teilen der Sammlung? Wir sahen ja, dafs die Blätter, auf denen dieser Text steht, sich schon äufserlich durch die abweichende Zeilenzahl scharf von den anderen abheben. Welches ist überhaupt die ursprüngliche Reihenfolge der Gruppen von Lagen und Blättern, die wir unterschieden haben? Wo sind Lücken? Wieviel von dem ursprünglichen Bestande haben wir als verloren anzunehmen? So weit diese Fragen sich überhaupt jemals beantworten lassen, kann es natürlich nur geschehen auf Grund eingehender Prüfung der Hs. selbst. Mifs A. hat diese, die ja allerdings Opfer erfordert hätte, da die Hs. wohl kaum verschickt wird, nicht selbst vorgenommen. Es wäre sehr zu wünschen, dafs es im Laufe der Zeit nachgeholt werde — aber von einem, der wirklich etwas von diesen Dingen versteht, nicht von Mifs A. selbst; nach den Proben ihres Könnens zu urteilen, die sie in dieser Ausgabe ablegt, würde schwerlich irgend etwas Gescheites dabei herauskommen.

Auf S. XX ff. erhalten wir einen Überblick über Baudris Leben und Werke, über den historischen und literarischen Wert seiner Dichtungen usw. Dazu ist nicht viel zu bemerken. Dankenswert ist u. a. die chronologische Tabelle der einigermafsen datierbaren Gedichte (S. XXII f.); dagegen bedarf das Verzeichnis der benutzten Vorbilder und Quellen (S. XXVII ff.) stark der Ergänzung.

Überaus dürftig sind die Bemerkungen über den Wortschatz und die Grammatik Baudris. Von dem Wortschatz wird noch bei Betrachtung des Glossars zu reden sein. Von grammatischen Erscheinungen hätten Fälle wie *metuo me praecipitandum* 37, 43; *minus gratantior* 37, 11; *ut melius poteris* 34, 6 und viele andere erwähnt werden müssen.

Sehr eingehend wird gehandelt über den Stil der Dichtungen (S. XXIX —XXXVII). Gleichwohl ist auch dieser Abschnitt höchst unzulänglich. Es werden die Beispiele für Repetitio, Traductio, Annominatio einzeln aufgezählt. Das läuft, wie beliebige Stichproben zeigen, darauf hinaus, dafs sämtliche Stellen angeführt werden oder doch angeführt werden sollen, wo irgend ein Wort in nicht allzuweiter Entfernung ein zweites Mal gesetzt wird. Das ist an sich unnötig, mehr als unnötig, es ist einfach sinnlos; obendrein stellt sich bei den Stichproben heraus, dafs die Belege unvollständig, dafs sie vielfach ungenau zitiert sind, endlich dafs jene Begriffe Repetitio usw. durcheinandergeworfen werden. Von einem Stilmittel, das Baudri sehr häufig gebraucht, der Wiederholung einer ganzen Wendung, die den Schlufs eines Satzes bildet, im Anfang des nächsten Satzes, ist überhaupt nicht oder jedenfalls nicht ausdrücklich die Rede.

Mehr als unzulänglich sind auch die Ausführungen über den Versbau bei Baudri (S. XXXVII—XLII). Die meisten Gedichte sind in elegischem Versmafs abgefafst. S. XXXVII werden diejenigen aufgezählt, die lediglich aus Hexametern bestehen. Diese Liste ist ganz unvollständig; ich habe sie nachgeprüft bis nr. 50: allein auf dieser kurzen Strecke fehlen 5, nämlich nr. 3,

37, 38, 49 und 50 — die Einzeiler nr. 17—23 gar nicht gerechnet! Über die Metrik hätte sich viel mehr sagen lassen: daſs die Penthemimeres (wie gewöhnlich im MA) weit überwiegt (unter den 300 Versen von nr. 42 zähle ich nur 4, in denen sie fehlt); daſs *fac* wiederholt als Länge gebraucht wird, sogar in der Senkung (nr. 184, 140); daſs 201, 14 *gratvito*, 196, 216 *tenvior* gelesen werden muſs, u. a. m. Mit den Gedichten, die in anderen Formen abgefaſst sind, macht Miss A. es sich sehr bequem: sie zählt sie einfach auf. Dabei wäre gerade über diese Stücke z. T. viel zu sagen, besonders über nr. 136, dessen Strophen sich aus den verschiedensten quantitierenden und zugleich reimenden Versen, Asklepiadeern, daktylischen katalektischen Trimetern u. a. zusammensetzen. Dergleichen ist bekanntlich in dieser Zeit überaus selten. Überhaupt nicht in der Aufzählung berücksichtigt ist das Gedicht nr. 206, wohl weil es lediglich aus Hexametern und Pentametern besteht; doch ist es ebenfalls sehr eigenartig: es sind 6 Strophen, jede besteht aus zwei gleichgebauten Hälften: je zwei Hexameter und ein Pentameter; die zweite Hälfte des ersten Pentameters kehrt im Anfang der beiden folgenden Hexameter und am Schluſs des zweiten Pentameters wieder.

Ausführlich wird gehandelt über den Reim (S. XXXVII—XLIII). Aber auch diese Darlegungen sind völlig wertlos. Denn es wird kein Unterschied gemacht zwischen einsilbigem und zweisilbigem Reim. Einsilbige Reime finden sich natürlich massenhaft. Es ist doch klar, daſs sie sich schon durch die Übereinstimmung vieler Flexionsendungen immer wieder von selbst ergeben. Ich habe spaſseshalber einmal die ersten 100 Verse von Ovids Metamorphosen durchgesehen und fand darin 7 *Caudati*, darunter sogar einen mit zweisilbigem Reim (v. 67f. *carentem* : *habentem*), 15 Leoniner und selbst ein Beispiel der sogenannten *Versus caudati ventrini* (v. 54 f.). Niemand wird behaupten wollen, Ovid habe hier bewuſst „gereimt“. Bei Baudri sind diese Verse, wie ich durch Stichproben festgestellt habe, ungefähr gerade so häufig. Was hat es also für einen Zweck, alle diese Fälle einzeln aufzuzählen, wie das hier allen Ernstes wenigstens versucht wird? Und wenn diese Zusammenstellungen noch zuverlässig und vollständig wären! Aber jeder kann sich, wenn er Lust hat, durch einige wenige Stichproben überzeugen, wie viele Belege fehlen und wie oft falsche Versziffern angegeben werden. Schade um das Papier und die Druckerschwärze, die hier wie anderwärts (z. B. bei der Zusammenstellung der Falle, in welchen *e* für *ae* geschrieben wird, s. oben) in sinnlosester Weise verschwendet worden sind! Es ist sehr bezeichnend, daſs diese mechanischen Aufzählungen immer wiederkehren, während schwierigeren, aber um so wichtigeren Aufgaben, wie etwa der Analyse der Vers- und Strophenformen von nr. 136, ängstlich aus dem Wege gegangen wird. Wie mechanisch — um nicht einen schärferen Ausdruck zu gebrauchen — die „Reime“ zusammengestellt worden sind, ergibt sich daraus, daſs unter den *Caudati* und *Caudati ventrini* auch diejenigen Fälle augezählt werden, wo ein Pentameter mit dem Hexameter des folgenden Distichons reimt!

Selbstverständlich waren hier lediglich zu behandeln die wenigen Fälle, in welchen Baudri — vorausgesetzt, daſs die fraglichen Gedichte wirklich alle von ihm sind — den Reim, und zwar in der Regel zweisilbigen Reim, durchführt; und es war darzulegen, wie er diesen Reim handhabt, welche Freiheiten er sich dabei gestattet usw. So reimt in nr. 49, 15f. *subtitulate*

: *cartae*; 50, 3 f. *alumnum* : *somnum*; 205, 23 f. *possideas me* : *possideam te* u. a. m.

Gründlich verfehlt ist auch die Zusammenstellung der sog. *Versus reciproci* (S. XXXVIII). Darunter versteht man bekanntlich solche Distichen, in welchen die erste Hälfte des Hexameters in der zweiten des Pentameters wiederholt wird, wie z. B. Ov. Am. 1, 9, 1 f.:

Militat omnis amans, et habet sua castra Cupido;
Attice, crede mihi, militat omnis amans.

Diese Distichen sind ja im MA überhaupt und auch bei Baudri nicht selten. Aber hier werden auch solche Fälle mit aufgeführt wie die oben erwähnten, wo der Schlufs eines Verses am Anfang des folgenden wiederholt wird, wie z. B. 38, 78 f. ... *an sit mea iusta querela. Iusta querela quidem* ... Das sind natürlich keine *Versus reciproci*. Dagegen hätte hier wenigstens hingewiesen werden müssen auf das schon behandelte Gedicht nr. 206, wo jenes Prinzip in kunstvoller Weise erweitert ist.

Auf S. XLIII f. wird kurz gehandelt über den Einflufs Baudris auf andere Dichter. Ein solcher ist, kurz gesagt, nicht vorhanden. Seine Gedichte waren eben zum gröfsten Teil Gelegenheitspoesien, und es ist Miss A. durchaus recht zu geben, wenn sie es diesem Umstand zuschreibt, dafs sie so schnell der Vergessenheit anheimfielen.

Es folgen noch ein Verzeichnis der Gedichte in der Reihenfolge der Ausgabe, möglichst mit Angabe der Entstehungszeit, weiter eine alphabetische Liste der Anfänge, eine Konkordanz mit der (bei Migne wiederholten) Teilausgabe Duchesnes und ein Verzeichnis der Adressaten der Episteln.

Wir kommen zu der eigentlichen Ausgabe. Sie nennt sich eine Édition critique. Aber sie verdient diesen Namen nicht.

Die Aufgabe der Herausgeberin war nicht allzuschwer. Sie hatte es fast nur mit einer einzigen und obendrein mit einer guten Hs. zu tun. Was den eigentlichen Text betrifft, so brauchte sie fast nur abzuschreiben. Dazu war nicht einmal eine gründlichere paläographische Schulung erforderlich, denn die Schrift ist klar und deutlich, soweit ich nach meinen Photographien urteilen kann, Abkürzungen sind wenig zahlreich und jedem vertraut, der sich nur ein wenig mit mittelalterlichen Hss. befafst hat. Eine Eigenschaft aber war für die Herausgabe unbedingt erforderlich: Gewissenhaftigkeit. Dafs es daran hier in hohem Mafse fehlt, dafür hat uns ja schon die Übersicht über die Einleitung Beispiele genug gebracht. Betrachtet man den Text, so fällt vor allem die Fülle der Druckfehler auf. Man mufs tatsächlich erst einmal Korrektur lesen. Nun sind diese Druckfehler natürlich gröfstenteils auf den ersten Blick als solche zu erkennen und leicht zu verbessern. Wenn etwa in nr. 147, 23 steht *velsaeva*, v. 28 *Lectio difficiis*, v. 40 *inovelit*, so weifs man gleich, dafs es *vel saeva*, *difficilis*, *inolevit* heifsen mufs. Wenn aber v. 5 desselben Gedichts lautet *Mensula parva satis, sederit tibi fercula crebra*, so wird mancher wohl erst eine Weile überlegen müssen, ehe er feststellt, dafs *sed erit* (*erunt?*) zu lesen ist. So geht es oft. Und nicht selten erkennt man wohl, dafs etwas in Unordnung ist, aber man findet trotz angestrengten Überlegens nicht, was man dafür einzusetzen hat. So heifst nr. 43 v. 187 (*Troia*) *Quae rea pollutae hostiae fecit integritatis.* Dafs das erstens keinen Sinn gibt, und dafs es

zweitens kein Hexameter ist, sieht man gleich. Aber wie viele werden wohl von sich aus finden, dafs *nostrae fuit* für *hostiae fecit* einzusetzen ist? Hier hilft uns der Parallelabdruck Lehmanns aus der Not. Aber in den meisten Fällen fehlt diese Möglichkeit einer Nachprüfung. Da mufs denn vieles unklar bleiben; und auch wo man schliefslich zur Klarheit kommt, ärgert man sich doch über die schöne Zeit, die das Nachdenken gekostet hat. Nun ist der zuletzt erwähnte Fall obendrein kein gewöhnlicher Druckfehler; es ist klar, dafs die Herausgeberin falsch gelesen hat. Und noch eins ergibt sich aus diesem und aus vielen anderen Fällen, vor allem auch aus der sehr häufig gründlich verkehrten Interpunktion: dafs die Herausgeberin Dinge druckt, die sie nicht verstanden hat, nicht verstanden haben kann. Nur ein besonders hübsches Beispiel sei dafür noch angeführt: 202, 17 *Sed neque me deae neque Circes carmina novi*; natürlich mufs es *Medeae* heifsen!

Ich könnte nun bequem mit Verbesserungen des Textes und der Interpunktion, mit Hinweisen auf augenscheinlich verderbte Stellen viele Seiten, ja ein paar Bogen füllen; in meinem Exemplar ist so gut wie keine Seite ohne Emendationen und Fragezeichen, an vielen Stellen stehen sie zu Dutzenden dicht beieinander. Vieles hat Lehmann in seiner Besprechung (s. oben) und Strecker in der seinigen (Studi Medievali Nuova Serie 1, 1928, S. 532 ff.) berichtigt. Ich will mich statt dessen, für diesmal wenigstens, damit begnügen, an einem Beispiel zu zeigen, wie unzulänglich der Abdruck nicht nur hie und da, sondern auf weite Strecken ist. Ich wähle dazu das Gedicht nr. 37, *Somnium et expositio somnii* überschrieben. Darin schildert Baudri, wie er, in furchtbarer Angst vor dem kommenden Tag, an dem seine Feinde mit ihm abrechnen wollen, nach schlafloser Nacht schliefslich ohnmächtig zusammensinkt, in dieser Ohnmacht aber einen Traum hat, in welchem er gefährliche Abenteuer glücklich und mutig besteht und aus dem er wunderbar gestärkt, voll frischen Lebens- und Kampfesmutes erwacht. Offenbar handelt es sich um einen echten Traum, nicht um eine der im MA nach antikem Vorbild so beliebten fingierten Visionen (das betont erfreulicherweise auch Miss A.); das Gedicht ist also wirkliche Erlebnispoesie, die im MA so selten ist, obendrein durch die Geschlossenheit der Gesamtanlage wie durch die anschauliche Schilderung der wechselnden Traumbilder und Traumerlebnisse ein höchst anziehendes Stück, das mir jedenfalls von allen Dichtungen Baudris am meisten zusagt. Aber wie ist es in dem Abdruck mifshandelt! Ich habe mir nun, nachdem ich mich durch das Gestrüpp von Druckfehlern, falschen Lesungen, verkehrten Interpunktionen mühselig durchgearbeitet hatte, mit gütiger Erlaubnis des Herrn Präfekten der Vaticana, Monsignore Mercati, von den Seiten, auf denen dieses Gedicht steht, Photographien anfertigen lassen, um meine eigenen Emendationen danach zu kontrollieren und an einem Beispiel festzustellen, ob die vielen Fehler des Abdrucks der Herausgeberin oder wenigstens z. T. der Hs. zur Last fallen. Wie ich kaum anders erwartet hatte, fand ich fast meine sämtlichen Besserungen durch die Hs. bestätigt.

Ich gehe nun den Abdruck im einzelnen durch. Dabei verbessere ich auch die Interpunktion, aber nur dort, wo es mir wirklich nötig erscheint, um Satzgliederung und Sinn verständlicher oder überhaupt erst verständlich zu machen. Ich erwähne auch Nebendinge, belanglose Korrekturen der Hs. u. dgl., weil auch in der Ausgabe solche Fälle teils im Apparat mitgeteilt,

teils lediglich durch ein * hinter dem fraglichen Wort angedeutet werden. A bedeutet die Ausgabe, V die Hs.

Überschrift: *SOMNI* A; *somnii* V.

2 Komma hinter *cordis* zu tilgen.

3 *meos* A; *meas* V.

9 *expes* V; von A richtig in *expers* verbessert.

Von v. 15 bis v. 41 sind die Initialen der Verse mit ungeraden Zahlen nicht eingetragen oder jedenfalls auf der Photographie nicht mehr zu lesen (s. oben).

17 *Illectos . . . hostes* A; *ilectos*, Init. fehlt V; es kann nur *Dilectos* heifsen, im Sinne von „auserlesene", also besonders gefährliche.

18 *crudelia* A; in V steht *crudela*, zwischen *l* und *a* ist *i* übergeschrieben; im App. von A wird behauptet, V habe *cruddia*!

19 *nollem*: *ll* aus *m* korr. V; in A ist das Wort angesternt, aber im App. steht nichts darüber. — Komma hinter *esse* und hinter *noctem*!

20 Komma hinter *posset*!

23 Komma hinter *quies* zu tilgen. — *corrumperat* A; *corruperat* V; dies steht auch richtig im App.; die Herausgeberin hat also augenscheinlich *corruperat* für einen Schreibfehler gehalten!

25 *lumina* richtig A; in V ist *u* durch daruntergesetzten Punkt getilgt und *i* übergeschrieben. Im App. steht „prima manus, *lumina*"; was für einen Zweck hat es, das mitzuteilen, wenn nicht gesagt wird, wie es korrigiert ist?

26 Komma hinter *invadit*! — *ac* richtig A; *hac* V; im App. steht „prima manus, *hac*", was fälschlich den Anschein erweckt, als sei auch dieses Wort korrigiert.

29 es ist etwa „*Deus!*" zu interpungieren.

32 hinter *nescio* am besten Doppelpunkt!

33 *commonuerunt*, das zweite *o* aus *u* korr. V; fehlt im App.

43 *præcipitandum* A (*p̄cip.* V); *æ* und *œ* gehen überhaupt in A ständig durcheinander.

51 *protraor*, über *r* ein *h* übergeschrieben V; fehlt im App.

54 *Tum* A; *Tunc* V. — *quam nec in flumine tutus* A, sinnlos und metrisch mindestens sehr bedenklich; *n̄c* = *nunc* V. — A hat hinter *metuebam* v. 53 einen Punkt, hinter *tutus* v. 54 ein Komma; auch die umgekehrte Interpunktion wäre wenigstens zu erwägen.

58 *inbœrens* A; *inherens* V.

61 *Ut* A; die Initiale ist auf meiner Photographie nicht zu erkennen; aber *Ut* ist kaum möglich, dagegen pafst trefflich *At* (allenfalls *Et*). — Komma hinter *arte* zu tilgen.

62 *proferre* A; *p̄ferre* = *praeferre* V.

64 *et* in V übergeschrieben; fehlt im App.

67 *flumina*, *a* aus *e* korr. V; fehlt im App.

70 *Sieut* Druckfehler für *Sicut* A.

71 *inacessum* A; *inaccessum* V.

75 Komma hinter *magnam* zu tilgen.

76 *In conum* A; *Inconum* V; *mons in conum pendens* verstehe ich nicht; *in pronum?* — *minitater*, *e* durch Punkt getilgt, *v* übergeschrieben V; im App. mitgeteilt.

78 Punkt st. Komma hinter *redeundo*!

81 *locatum* A; *locatam* V.

84 *longe* A; *longa* V.

88 *sculptile* richtig A; *scuptile* V; im App. mitgeteilt.

89 Punkt hinter *planitiei* zu tilgen.

93 Komma hinter *littus* zu tilgen.

94 *circo* A; *circa* V. — *propre* A; *prope* V.

97 *Hic strepitus*, *magnus clamor cum murmure multo* A; in V steht ein Punkt hinter *magnus*, es ist kein Grund vorhanden, anders zu interpungieren.

98 *quem* A; *quam* V. — Komma st. Punkt hinter *unda*!

100 Komma hinter *balistas* zu tilgen (obwohl auch V dort interpungiert).

102 (*Fauces in medias ... lapis*) *Fixus erat*, *qua corruit impetuosior amnis* AV; der Vers ist verdächtig, weil er weder Penthemimeres noch Hephthemimeres hat: ... *qua ter ruit impetuosior amnis*??

102f. entweder Punkt st. Komma hinter *haerens* oder Punkt st. Komma hinter *amnis*, in diesem Falle das Komma hinter *haerens* zu tilgen.

106 *neccesse* A; *necesse* V.

107 *Declinare viam nequeo qua compulit unda* A; *quā* = *quam* V (im App. nicht erwähnt); ist *qua* gleichwohl vorzuziehen?

108 Komma hinter *amnis*!

109 *manumque* A; *manuum que* V.

110 *Quantumcumque* A; *Quantū cunq;* V; im App. ist als Lesart der Hs. angegeben *quemcunque*! — Komma hinter *fui*, Punkt st. Komma hinter *cucurri*!

114 Punkt st. Komma hinter *subegi*!

115 *Et lapis in pelagus* A; *It* V.

120 Punkt st. Komma hinter *evigiloque*!

122 *quidam* A; *quidem* V. — Komma st. Punkt hinter *omni*!

123 Semikolon st. Komma hinter *omni*!

124 *Aut* AV; aber es kann nur *Ut* heißen; auch V ist also nicht unfehlbar. — Komma st. Punkt hinter *fremebant*!

125 Semikolon st. Komma hinter *garrulitatis*!

131 *Et* A; die Init. ist auf der Photographie nicht zu erkennen, es ist doch wohl auch *At* zu erwägen (*Ut* schwerlich).

So viel über nr. 37. Ich füge noch hinzu, was aus den Photographien über Teile der Gedichte nr. 36 (v. 116—130) und 38 (v. 1—25) zu ersehen ist.

Nr. 36:

117 *pede*, *d* aus *n* korr. V; fehlt im App.

118 Komma hinter *Scriptor*, wo V einen Punkt hat (Interpunktion hinter *uno* v. 117 fehlt V).

119 *Hunc*, *u* nachträglich, aber doch wohl vom Schreiber selbst, eingefügt V.

120 *GVALTERIO*, *GLRI* anscheinend mit roter Farbe geschrieben, die übrigen Buchstaben wenigstens z. T. rot verziert, V. (Sonst sind Eigennamen mit gewöhnlicher Tinte und klein geschrieben.) — *sodes*, *d* aus *l*, *b* oder einem ähnlichen Buchstaben korr. V.

123 *ibi* (mit übergeschriebenem *s*) V; dieses übergeschriebene *s* erscheint sonst wenigstens auf diesen Seiten der Hs. nicht, es ist wohl erst nachträglich, wenn auch vom Schreiber selbst, zugefügt.

127 Komma hinter *igitur*, desgl. hinter *redeas*!

129 *Nos*, offenbar rot geschrieben, V. — Komma hinter *nos*!

Nr. 38:

Die Initialen der Verse 3, 5 usw. nicht vorhanden oder doch nicht zu erkennen (s. oben).

4 *placeat*, das zweite *a* durch darunter gesetzten Punkt getilgt V; nichts darüber im App.

6 *Quod si quid placeat quaeratur displiceatque* A; *Quod siquid* V; am besten wohl zu drucken *Quodsi, quid.*

10 *Filomela* A; *filomena*, *n* durch Punkt getilgt und *l* übergeschrieben V; im App. steht „prima manus, *filona*"!

16 Semikolon hinter *tangunt* (V hat Punkt)!

17 Punkt hinter *credo* (so auch V)!

19 *corpora* A; *corpore* V.

25 *corrumperis* A; *-aris* V.

Ich betone ausdrücklich, daſs überall dort, wo A und V voneinander abweichen, V das Richtige hat, sofern nicht ausdrücklich etwas anderes bemerkt ist. Im übrigen ist ein Kommentar wohl unnötig.

Dem Text der Gedichte stellt die Herausgeberin jedesmal eine Inhaltsübersicht voran. Das ist durchaus zu begrüſsen. Aber auch hier ist Vorsicht am Platze. Nur ein Beispiel für viele: In dem „Sommaire" zu der Grabschrift des Ritters Burchardus aus Tours nr. 131 heiſst es „B. avait vaincu les habitants de Tours". Im Text aber steht:

Romuleos Turonus licet exuperavit (lies *exuperaverit*) *actus*
Militiae titulis et probitate suā:
Tu Burcharde tamen Turonenses exuperabas
Militiae titulis et probitate tua.

(Die Kommata, die in A hinter *actus* und *exuperabas* stehen, sind natürlich zu tilgen.) Daraus ergibt sich klar, daſs von „besiegen" gar keine Rede sein kann, *exuperare* heiſst einfach „übertreffen".

Die meisten Gedichte sind auch kommentiert. Vor allem werden Quellen und Parallelen angeführt. Da steht viel Dankenswertes und Nützliches. Aber recht viel ist auch überflüssig. War es z. B. wirklich nötig, im Kommentar zu nr. 216 viele Seiten lang den Fulgentius wörtlich auszuschreiben? (Übrigens müſste bei diesem Gedicht einmal untersucht werden, ob Fulgentius unmittelbar zugrunde liegt oder einer der von ihm abhängigen Mythographen.) Ganz überflüssig sind auch z. B. die in den Anmerkungen nr. 5 und 6 zu nr. 37 beigebrachten Parallelen. Andererseits vermiſst man gar manches. So war zu 13, 1 *Victima paschalis* zu verweisen auf Wipos Ostersequenz; zu 135, 6 *O felix morbus, mors Christi cui medicatur* auf das *Felix culpa* der Karsamstagsliturgie; zu 238, 151 f. *qui Bacchanalia vivunt, quos Curios* (in A *curios* klein geschrieben, das Wort fehlt dementsprechend im Verzeichnis der Eigennamen, aber im Glossar ist es ebensowenig zu finden) *simulat triste supercilium* auf

Iuvenal 2, 3 und Martial 11, 2, 1 usw. Weitere Beispiele bei Strecker a. a. O. S. 534. Schwierige Stellen zu erklären, wird nirgends auch nur versucht.

Den Abschlufs der Ausgabe bilden ein Verzeichnis der Eigennamen und ein Glossar. Beide wimmeln von Fehlern. Da steht z. B. in dem ersteren *Britonis* „breton"; an den beiden zitierten Stellen findet man den Plural *Britones*; dazu ist der Sing. natürlich *Brito*. Sechsmal soll vorkommen *Normannis* „normand"; daneben werden für *Normannus* 12 Beispiele aufgezählt. Schlägt man die Belege für *Normannis* nach, so ergibt sich, dafs überall regelmäfsige Kasusformen von *Normannus* stehen. Aber viel schöner ist *Cycropides* = *Cyclopides*; was mag sich Mifs A. wohl dabei gedacht haben! Natürlich ist es = *Cecropides*, oder vielmehr = *Cecropidae* (so endet das Wort übrigens auch an der einen der beiden zitierten Stellen, nr. 43, 139) = *Athenienses*.

Das Glossar bringt allerhand Überflüssiges; Wörter wie *clerus*, *comes*, *dux* brauchten mindestens nicht durch zahlreiche Beispiele belegt zu werden, und dafs *conspectissimus* der Superlativ von *conspectus* ist, haben vermutlich die meisten Leser schon gewufst, ehe sie darüber von Mifs A. belehrt wurden. Schlimmer ist, dafs eine grofse Anzahl von Wörtern nicht aufgenommen ist, die klassisch entweder überhaupt fehlen oder nur in anderer Bedeutung begegnen. Ich nenne etwa *anticipare* „vorzeitig nehmen" (so 37, 6), dann überhaupt „nehmen, gefangen nehmen" (so 230, 17 *anticipant nostros tua facta colonos*); *gratans* für *gratus* (*minus gratantior* 37, 11); *hiator* 248, 17 (Bedeutung?); *iubere* „anbefehlen" 91, 9 f.; *subcinerare* 81, 6. Die Reihe liefse sich ebenso wie die vorige beliebig verlängern.

Aber auch darüber würde man schliefslich hinwegsehen aus Dankbarkeit, dafs überhaupt ein Glossar beigegeben ist. Wenn nur nicht die unglaublichen Fehler wären! Man kann da die wunderbarsten Dinge lesen. Ich greife nur einiges heraus. „*CRASSOR*, 196, 1016; enfler, pour *crasso*. Exemples dans Du Cange." Die Stelle lautet *Alter enim parium nimium crassatur abundans*; also ist *crassari* hier passivisch gebraucht wie gewöhnlich. — „*EXCIPIO* écrire rapidement": an den zitierten Stellen finden sich die Redensarten *scriptum in cera excipere* und *aliquid versibus excipere*. — *Fascino* 188, 16 soll bedeuten „charger": die Stelle heifst *Nec me zelantum fascinet obloquium*; also hat *fascino* hier die übliche Bedeutung = *βασκαίνω*; ebenso auch 215, 20, entsprechend *fascinus* 36, 126. — „*IOCULO* plaisanter": 147, 1 steht *Qui ioculare cupis ludentis carmen adire*; also *ioculare* Neutrum zu *iocularis*, zu *carmen* gehörig. — „*MUSO* pour *musso*, se taire" (dahinter allerdings in Klammern ein Fragezeichen): 151, 31 f. lautet *Ut venias ad me, neque musae dicta recusa, Nostra sub extremo dicit tibi margine, musa*. Natürlich ist das Komma hinter *margine* zu tilgen, und wenn man etwa noch die Worte *neque Musae dicta recusa* in Gedankenstriche einschliefst und *Musae* und *Musa* grofs schreibt, ist die Stelle ganz klar. — 242, 16 soll *scribus* für *scriba* stehen; aber dort ist weder *scribus* noch etwas Ähnliches zu entdecken, und auch sonst habe ich vergeblich danach gefahndet. Es wird damit wohl so ähnlich sein wie mit *Normannis* für *Normannus*. — Das Schönste aber ist „*FLORIA* 43, 33, pour *flores*". Das bei einem so guten Lateiner wie Baudri? Man schlägt nach: da steht nicht *floria*, sondern *gloria*!! *gloria Troiae*, die Stelle ist in allerbester Ordnung, sogar in dem eigenen Abdruck der Miss A.! Man fafst sich an den Kopf und grübelt vergeblich nach, wie so etwas möglich ist.

Damit ist unsere Übersicht über die Ausgabe beendet. Daſs viel fleiſsige Arbeit darin steckt und daſs insbesondere im Kommentar allerhand Brauchbares zu finden ist, kann und soll nicht bestritten werden. Aber mit Fleiſs allein ist es nicht getan; dazu ist Mittellatein nun einmal zu schwierig. Wer sich auf diesem Gebiet als Editor betätigen will, der muſs erstens gründlich Latein können, er muſs zweitens philologisch ausreichend geschult sein, vor allem aber muſs er peinlich gewissenhaft arbeiten. Von diesen Voraussetzungen trifft in unserem Falle keine einzige zu, am wenigsten die dritte. Das zeigt sich vor allem an dem eigentlichen Text, dem der Leser gegenübersteht wie einer schlechten Handschrift, aus dem er erst einmal die zahllosen ärgerlichen Fehler, soweit es überhaupt möglich ist, herauskorrigieren muſs, ehe er an das eigentliche Studium herangehen kann. Das ist ganz unerhört; aber es bleibt nichts anderes übrig. Denn auf absehbare Zeit wird diese Ausgabe leider wohl die einzige bleiben; welcher Verlag würde heutzutage das Wagnis einer zweiten auf sich nehmen?

Otto Schumann.

Wilhelm Stapel, *Des Archipoeten erhaltene Gedichte.* Metra quaedam Archipoetae. Der mittellateinische Text mit wörtlicher Übersetzung und Einführung in das Verständnis. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt 1927. 224 Seiten kl. 8⁰. Kartoniert 4,50 RM, in Pappband 5 RM.

Stapel hat sich in den Archipoeta verliebt. Liebe macht blind; sie verführt aber auch dazu, in den geliebten Gegenstand Vorzüge hineinzusehen, die ein anderer, nüchternerer Betrachter nicht an ihm zu entdecken vermag. So geht es auch hier. St. entwirft in der Einleitung von Leben und Art seines Helden ein Bild, in dessen Ausmalung er weit über das hinausgeht, was uns die Gedichte bieten, die ja doch unsere einzigen Quellen sind. Woher wissen wir, daſs der Archipoeta „klein und schmächtig“ war (S. 7), daſs er nicht alt wurde, weil er die Schwindsucht hatte (S. 13) u. dergl.? Gewiſs, er klagt wiederholt über den Husten, aber einmal setzt er selber ausdrücklich hinzu „*tamquam phthisicus sim*“: also ist er es in Wirklichkeit nicht. Und abgesehen davon — St. selbst betont verschiedentlich, daſs der Dichter es liebt, humoristisch zu übertreiben; sollte das nicht auch hier der Fall sein? Und was St. aus den Gedichten über den Charakter des Dichters herausliest, das ist erst recht anfechtbar. Da wird harmlosen Stellen ein tiefer Sinn angedeutet, wie etwa dem Vers aus der „Beichte“ (Nr. 10) *Quod caret dulcedine, nimis est amarum*, von dem gesagt wird, er sei „schweren Sinnes voll, ein Ausdruck ewigen Deutschtums“; was soll doch heutzutage nicht alles „Ausdruck deutschen Wesens“ sein! Oder es heiſst (S. 16), der Dichter habe sich gesehnt nach „einer hellenischen und augusteischen Gesellschaft voll durchgeistigter Sinnenfreudigkeit“; aber *quaero mei similes* und *adiungor pravis* bilden keinen Gegensatz; der Zusammenhang zeigt, daſs sich der Dichter selbst zu den *pravi* zählt. Weiter wird behauptet, die erkenntnistheoretischen Streitigkeiten der scharfsinnigen geistlichen Herren habe der Archipoeta bald ironisch genommen (S. 8); das beruht auf einer, wie wir unten sehen werden, völlig willkürlichen Deutung einiger Strophen des Gedichts Nr. 1. Kurzum, was St. uns in der Einleitung

vom Leben und vom Charakter des Dichters berichtet, das ist ein Roman. Hätte er einen solchen geschrieben, so würde niemand ihm das Recht bestreiten, seiner Phantasie die Zügel schiefsen zu lassen. Diese Ausgabe jedoch ist zwar „nicht eigentlich für Gelehrte bestimmt" (S. 28), aber doch offenbar auch für Gelehrte, zumal sie sich bemüht, Neues zur Erklärung beizubringen; und so mufs es sich St. schon gefallen lassen, dafs ihm die „Gelehrten" auf die Finger sehen und sich gleich bei der Einleitung wehren gegen diese Vermischung von Wissenschaft und Dichtung, dafs sie die Behauptung St.s (S. 23), es gebe ein sichereres Wissen als das, welches aus Kombinationen erschlossen wird, für ein Gebiet wie dieses mit aller Entschiedenheit ablehnen. St. widerspricht ihr ja selbst, wenn er (S. 28) den „Umweg über die gelehrte Forscherarbeit" für notwendig erklärt, wenn er sich in anerkennenswerter Weise bemüht, die früheren Arbeiten über den Gegenstand zu nutzen, wobei ihm freilich doch dies und jenes entgangen ist (so etwa Lehmanns, Frantzens und van Poppels Darlegungen über das Wort *genitivus* in Nr. 2, über das er sich S. 168f. ganz zwecklos und mit völlig abwegigem Ergebnis den Kopf zerbricht.[1])

Man braucht kein trockener Buchstabenphilologe zu sein, man kann ein feines Verständnis für einen Dichter und eine herzliche Freude an seinen Werken haben und es begrüfsen, wenn Dichtungen, die heute noch lebendig sind oder wieder lebendig werden können, aus dem „Dunstkreis der germanistischen Seminare und literaturhistorischen Vorlesungen" herausgerissen und weiteren Kreisen von Gebildeten zugänglich gemacht werden, und man kann dennoch streng in den Bahnen gewissenhafter Forschung bleiben. Gewifs, der Archipoeta ist einer der eigenartigsten und genialsten Künstler des Mittelalters. Aber man soll nicht eine Tiefe und Problematik in das Bild seines Charakters hineingeheimnissen, wenn in den Quellen davon nichts steht. Man soll ihn nicht zu schwer nehmen. Ein Landstreicher und Lump ist er nicht gewesen, und wenn man aus den Gedichten hat herauslesen wollen, dafs er homosexuell und geschlechtskrank gewesen sei u. dergl., so ist das barer Unsinn, darin hat St. völlig recht. Aber dafs er ein Leichtfufs, ein echter Vagant gewesen ist, all das Bohêmehafte in seinem Charakter wie in seiner Lebensweise, das soll man nicht hinwegdeuteln oder abschwächen wollen. Möglich, dafs mehr in ihm steckte, dafs wir aus anderen Gedichten, die verloren oder nicht als sein Eigentum erkannt sind, ein reicheres und bedeutenderes Bild von ihm erhalten würden — möglich, aber wir wissen darüber einstweilen nichts.

Es ist auch sonst in dieser Einleitung neben Richtigem und Erwägenswertem viel Bedenkliches. Da wird z. B. behauptet (S. 27), das mlat. „Mönchslatein" komme unserem Sprachgeiste viel mehr entgegen als das Latein des augusteischen Zeitalters. Das ist eine verbreitete Anschauung, die aber doch nur z. T. richtig ist. Gewifs, die „kristallklaren" Verse des Archipoeta sind verhältnismäfsig recht leicht, desgleichen z. B. gröfstenteils die Erzählungsliteratur. Aber ich empfehle doch allen, die in diesem Vorurteil befangen sind, sich einmal die sogenannte Apokalypse des Golias vorzunehmen, die Strecker kürzlich neu herausgegeben hat, oder den Planctus Naturae des Alanus, oder auch einen der grofsen

---

[1] Streckers Abhandlung über dies Gedicht („Die zweite Beichte des Erzpoeten", Festschrift für H. Degering, 1927, S. 244 ff.) konnte St. wohl noch nicht bekannt sein.

„Leiche“ des Codex Buranus, um nur ein paar Beispiele herauszugreifen; sie werden zugeben müssen, dafs jene Anschauung auf einer völlig unberechtigten Verallgemeinerung beruht. Erfreulich ist die Entschiedenheit, mit welcher St. sich gegen die zunehmende Geringschätzung der alten Sprachen ausspricht (S. 27). Auch was er über die Notwendigkeit sagt, einen Dichter in der Ursprache zu lesen, wenn man ihn ganz verstehen will, verdient Zustimmung. Seltsam ist dagegen die Behauptung (S. 29), er habe den Gelehrten den Archipoeta „entreifsen“ müssen. Die zwar nicht vollkommene, aber vollständige und handliche Ausgabe von Manitius sowie die Übersetzung von Schmeidler, beide kommentiert, sind bereits vor dem Kriege erschienen, jeder kann sie sich kaufen (Man. ist allerdings z. Zt. vergriffen) und braucht, so viel ich weifs, für beide zusammen noch nicht einmal so viel zu bezahlen wie für Stapels Buch. Und so kommt denn in diesem Falle wenigstens der Vorwurf, die Gelehrten „spendeten dem deutschen Volke nicht aus ihrem Schatze“, bei Licht besehen darauf hinaus, dafs sie — nicht genügend Reklame machen.

Die eigentliche Ausgabe der Gedichte — die übrigens nur z. T. *metra* sind, die meisten sind *rhythmi*; der Untertitel führt also irre — bietet rechts den lateinischen Text, links die deutsche Übersetzung. Die Anordnung ist die Grimms, im übrigen beruht der lateinische Text im wesentlichen natürlich auf Manitius und übernimmt von ihm auch die Fehler,[1] wie z. B. das famose,

---

[1] Von denen einen grofsen Teil kürzlich N. Fickermann nach der Göttinger Hs. verbessert hat (ZfdA 64, 1927, S. 127). Ich habe die Hs. vor zwei Jahren hier in Frankfurt gehabt und kann die Richtigkeit der Lesungen F.s (und Grimms) durchaus bestätigen. Von den Emendationen, die F. selbst vorschlägt, ist *sic* statt *hic* Man. X, 9 sehr erwägenswert. Es kann sehr wohl sein, dafs der erste Buchstabe der Langzeile, um den es sich hier handelt, in einer Vorlage als farbige Initiale geschrieben war; die Rubrikatoren haben wenn nicht immer, so doch oft, statt die Vorlage zu Rate zu ziehen, den zu ergänzenden Buchstaben aufs Geratewohl hingeschrieben und dadurch gelegentlich schlimmes Unheil angerichtet. Ein Beispiel aus dem Codex Buranus — gerade dieser bietet deren eine ganze Anzahl — s. ZfdA 63, 1926, S. 92 f. In solchen Fällen darf man mit Emendationen in der Tat nicht gar zu ängstlich sein. Dagegen ist F.s *vane* für *nane* Man. VI, 5, 2 entschieden abzulehnen, obwohl sich graphisch hier eine Verderbnis leicht erklären liefse; *u* und *n* sind ja in vielen Hss. schwer oder gar nicht von einander zu unterscheiden. *vane* müfste wohl bedeuten „umsonst“: es wäre vergebliche Liebesmüh, einen so gewaltigen Stoff wie die Taten Barbarossas in Kürze zu behandeln. Allein die Stelle würde dann lauten:

Vis, ut infra circulum parve septimane
bella scribam fortia breviter et vane;

wie kann Reinald dem Dichter einen solchen Auftrag geben! Natürlich ist *nane*, wie deutlich in der Hs. steht, zu halten: das Gedicht würde sich zu dem gewaltigen Stoff verhalten wie der Zwerg zum Riesen. Die Ableitung des Adverbiums *nane* von dem Substantiv *nanus* ist gewifs sehr kühn, aber gerade jene Zeit schwelgt in derartigen Neubildungen; auch Komparative werden von Substantiven, ja sogar von Eigennamen gebildet: *ursior. Codro Codrior*, *Neronior Nerone* u. dergl. Für die gesteigerte Aktivität, die damals auch in der lateinischen Literatur herrscht, ist dergleichen sehr bezeichnend (vgl. dazu auch Strecker, ZfdA 64, 1927, S. 101; Einführung in das Mlat., [2]1929, S. 21 f.); man darf es beileibe nicht ausmerzen und den Sinn zerstören oder verwässern, indem man *vane*, *plane* (Manitius, Stapel) oder *sane* (Frantzen) dafür einsetzt. Für *invidet* Man. IV, 7, 3 will F. *vim det* schreiben. *invidet* ist freilich ganz unmöglich, nicht nur aus sachlichen, sondern vor allem aus metrischen Gründen,

schon von Frantzen, Neoph. 5, 1920, 176 berichtigte *intra celum* für *intra cetum* 2, 24; doch versucht St. gelegentlich auch den Text zu bessern, und einige von seinen Vorschlägen sind in der Tat erwägenswert, so wenn er in Nr. 5 (Man. IX), 11, 1 *proelia* durch *proelio* ersetzen will. In der Beichte (Nr. 10, Man. III) läſst St. die aus Nr. 4 (Man. VI) hinter Str. 13 eingeschobenen 6 Strophen einfach weg. Niemand bestreitet, daſs das schöne Gedicht dadurch an Geschlossenheit gewinnt. Bedenklich ist nur, daſs in keiner einzigen der vollständigeren Hss. — ich glaube die gesamte Überlieferung, so weit sie bekannt ist, auch die bisher noch nicht benutzten Hss., zu übersehen — diese Strophen fehlen, sie müssen also mindestens schon sehr früh eingefügt worden sein, vielleicht, wie W. Meyer annahm (St., S. 216, bestreitet es), vom Dichter selbst.

Die Übersetzung ist im Gegensatz zu der von Ulich ganz wörtlich, verzichtet auch auf Metrum und Reim, sie soll keinen Eigenwert haben, sondern nur das Verständnis des lat. Textes fördern helfen. Wenn man nun festgestellt hat, daſs St. *sermo* hartnäckig als Femininum gebraucht (S. 17, 31 und sonst), daſs der Dativ von *moenia* bei ihm *moeniis* heiſst (S. 211), daſs er gut lateinische Wendungen wie *finem habere* und *finem facere* für Übersetzungen aus dem Deutschen erklärt (S. 9), so scheint es fast, daſs auch er nur über „Trümmer seines Schullateins" (S. 27) verfügt, und man geht an die Durchsicht der Übersetzung mit einigermaſsen bänglichen Erwartungen heran. Indes man wird angenehm enttäuscht. Denn die Übersetzung ist recht sauber und gewissenhaft, die paar Fehler, die mir aufgefallen sind, lohnt es sich nicht aufzuzählen, und so scheint mir dieser Teil das Beste und Nützlichste, ja, von Einzelheiten in den anderen Abschnitten abgesehen, das einzige Brauchbare an dem Buche zu sein.

In grellem Gegensatz zu der Solidität dieser Leistung stehen die wilden Phantastereien, von denen der Kommentar erfüllt ist. Als Probe gebe ich einiges von dem, was St. über Nr. 1 sagt, die sogenannte „Narrenpredigt" oder „sermo ridicula"(!) (Man. Nr. II). Schon diese Überschrift ist sehr unglücklich gewählt. Denn, wie schon Schmeidler bemerkt, der erste Teil des Gedichts ist durchaus ernst gemeint. Der Dichter legt hier eine Probe seiner Kunst ab, indem er Gemeinplätze der kirchlichen Lehre versifiziert. Das geschieht natürlich vor einer geistlichen Zuhörerschaft. St. sagt: vor einem „Konvivium von Bischöfen" (S. 155); aber Bischöfe würden nicht einfach als *viri docti* bezeichnet werden.

---

wie gegenüber Stapel (S. 200) ausdrücklich betont werden muſs: Vernachlässigung der strengen Regeln über die Silbenzahl ist so ziemlich das letzte, was wir dem Archipoeta zutrauen dürfen, der Sprache und Vers mit einer Sicherheit, einer Virtuosität meistert wie kaum ein anderer. Hier hat Frantzen das Richtige gesehen und begründet: *viget tanto socio mens Romani principis*. Aus demselben Grunde ist in v. 6, 3 desselben Gedichts selbstverständlich eine Silbe zu ergänzen. Grimm setzt *Et* vor *Martino*; das lehnt St. (a. a. O.) ab, indem er sehr hübsch darauf hinweist, daſs auch die beiden anderen Eigennamen in dieser Strophe (*Alexandro*, *David*) unmittelbar am Versanfang stehen; man kann hinzufügen, daſs das auch bei den ablativi comparationis der vorhergehenden Strophe der Fall ist. Man schreibe *Martinoque*, und alles ist in Ordnung. In v. 6, 2 ist natürlich *mansuetior* fünfsilbig zu lesen; das *u* in Wörtern wie *mansuetus*, *suavis* wird von den mlat. Dichtern je nach Bedarf konsonantisch oder vokalisch gebraucht; dreisilbiges *suavis* z. B. in der „Beichte" v. 4, 3; *suetae* dreisilbig schon Hor. Sat. 1, 8, 17.

Ganz toll ist, was dann St. fabelt über den Aufbau dieses Gedichts. W. Meyer hat von „architektonischem Aufbau" einzelner Gedichte gesprochen und z. B. (Gött. Nachr. 1914, 2, 10) darauf hingewiesen, daſs in Nr. 5 (Man. IX) die entscheidende Wendung gerade in der „Nabelstrophe" des Gedichtes eintritt. Dergleichen sucht nun St. nach Möglichkeit auch für die anderen Gedichte nachzuweisen. So behauptet er (a. a. O.), die „Narrenpredigt" zerfalle in drei Gruppen von je 10 Strophen, hinter die erste Gruppe sei eingeschoben ein „Hymnus" von 15 Strophen. Jede der Zehnergruppen zerfalle wieder in 4 und 6 Strophen (St. sagt für gewöhnlich „Vers" statt „Strophe"). Der „Hymnus" sei radial gebaut: 3.1.3 | 1 | 3.1.3. Zunächst ist es völlig unbegreiflich, wie hier von der „Einschiebung" eines „Hymnus" gesprochen werden kann. Die Strophen 11—25 setzen nur fort, inhaltlich und im Ton, was bereits in Str. 5 begonnen hat: jene Versifizierung von Heilswahrheiten. Will man Gruppen bilden, so gehören nicht Str. 11—13 zusammen, sondern nur 11. 12; 13 gehört inhaltlich zu 14, die nach St.s Schema isoliert stehen soll. Die letzte Strophengruppe, wo der Dichter von sich selber spricht, beginnt, wie St. selbst zugeben muſs, nicht erst mit Str. 36, sondern bereits in Str. 35. Es gibt von diesem Gedicht noch zwei andere, hie und da bessere Hss., eine Münchener und eine Breslauer, die beide Man. und St. entgangen sind (Koll. von K. Fiehn, ZfdA. 63, 1926, 43 ff.). Der Münchener Hs. (gedruckt Anal. hymn. 15, 237 und bei Dreves-Blume, Ein Jahrtausend lat. Hymnendichtung 2, 429) fehlt jene letzte Strophengruppe; aber sie schlieſst nicht etwa mit Str. 35, sondern bereits mit Str. 34. Also haben wir hier nicht zwei Gruppen zu 10, sondern eine zu 9 und eine zu 11 Strophen. Schon aus diesen Beispielen ersieht man, daſs das künstlich ausgeklügelte Schema sich nicht halten läſst. So ist es auch bei denen, die St. für andere Gedichte aufstellt. In Nr. 9 (Man. VII) bringt er es nur dadurch zustande, daſs er einige Strophen völlig willkürlich, im Widerspruch zu beiden, unter sich nicht übereinstimmenden Hss., anderwärts einordnet, z. B. Str. 22 hinter 10. Str. 22 schildert die Erbitterung der Mailänder darüber, daſs *ab eis petitur, ut a servis, census*; das setzt voraus die Str. 17, in deren Schluſszeile es heiſst (*Fridericus*) *repetit ex debito census civitatum*, worauf dann in Str. 18—21 Pavia und Novara gelobt werden, weil sie sich diesem Gebot gefügt haben. Str. 9 ff. dagegen schildern nur ganz allgemein den Übermut und die Unbotmäſsigkeit der Lombarden. Schon die eine Feststellung, daſs Str. 22 nicht dorthin gehört, wohin St. sie gerne haben möchte, stürzt sein kunstvolles Gebäude um wie ein Kartenhaus. Übrigens traut er seiner Festigkeit selber nicht, denn diese Konstruktion bringt er bloſs als Vermutung; im Text hat er die Reihenfolge von Manitius beibehalten.

Ich kehre zurück zu Nr. 1. Mit Str. 7 soll „ein beckmesserischer Kathederton" die „Würde" ablösen, die in Str. 5 f. bewahrt sei. Dann soll in Str. 8 an Stelle dieses „Theologengezänks" wieder ein „süſser, tiefer Ton" treten, weil da vom guten Hirten gesprochen werde, usw. Alle diese Gegensätze sind einfach nicht vorhanden, sind von einem, der nicht weiſs, wie tausendfach diese Dinge in mlat. Dichtung variiert werden, völlig willkürlich in einen durchaus homogenen Text hineingesehen. Wären sie da, so müſste doch im Wortlaut irgendwie angedeutet sein, daſs der Dichter hier nicht eigene Meinungen wiedergibt, sondern sich über die anderer lustig macht. Dazu hat St. gerade hier den Text mehrfach gründlich miſsverstanden; so wenn er in Str. 10 *Poe-*

tarum seductos fabulis nicht nur auf die heidnische Mythologie, sondern auf die „Phantastereien der Dichter“ im allgemeinen bezieht und behauptet, der Dichter selbst fühle sich ein wenig als *gentilis*, es liege hier Selbstironie vor usw. Im höchsten Maſse anfechtbar ist auch, was über den Klangwert einzelner Wörter und Verse gesagt wird; *omnibus omnia* z. B. (Zitat: 1. Cor. 9, 22) soll klingen „wie in seliger Befriedigung hinschmelzend“ u. dergl.

So könnte ich noch gar manches Kabinettstück dieser Erklärungskunst, die das Gras wachsen hört, unter die Lupe nehmen; aber ich muſs befürchten, ich bin ohnehin schon zu ausführlich geworden. Ich habe es getan, weil auch dieser Fall typisch ist für die Einstellung, die in weiten Kreisen dem Mlat. gegenüber herrscht. Es wird ja kaum ein anderes Feld der Wissenschaft derart von Dilettanten überlaufen.

An sich kann es uns Vertretern der mlt. Wissenschaft ja nur recht sein, wenn solche Unternehmungen den Blick weiterer Kreise auf unser Gebiet lenken. Und gerade an Stapels Buch hat mir bei flüchtiger Durchsicht zuerst vieles sehr gefallen: das Ansprechende der äuſseren Aufmachung (nur der Pappeinband ist recht unsolide), mehr noch die warme Begeisterung für den Dichter, die aus der Einleitung spricht, die unverkennbare Liebe und Sorgfalt, mit der sich der Herausgeber in den Stoff eingearbeitet hat, sein eifriges Bemühen, die Vorarbeiten heranzuziehen, ohne sich doch von ihnen sklavisch abhängig zu machen. So bin ich denn an die genauere Prüfung herangegangen mit dem ehrlichen Willen, so weit wie irgend möglich fünf gerade sein zu lassen und nicht jedes kleine Versehen auf die Goldwage zu legen. Aber was zuviel ist, ist zuviel. Schon die romanhafte Einleitung lehne ich ab; und vollends der Kommentar wimmelt dermaſsen von groben Fehlern, Miſsverständnissen, willkürlichen, phantastischen, unsinnigen Behauptungen, daſs ich nur dringend davor warnen kann. Da der lat. Text, von wenigen Einzelheiten abgesehen, keinen Fortschritt über Manitius hinaus bringt, so ist die Übersetzung, wie gesagt, das einzige, was mir an dem Buche brauchbar erscheint.

Otto Schumann.

Vagantenlieder. Aus der lateinischen Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts. Carmina Burana. Übertragen und eingeleitet von Robert Ulich. Den lateinischen Text bearbeitete Max Manitius. Jena, Eugen Diederichs, 1927. VIII + 175 S., 8 Tafeln.

Nach dem Vorwort, das Ulich dieser, in der Sammlung „Das alte Reich“ erschienenen Auswahl lateinischer Lyrik des 12. und 13. Jahrhunderts vorangeschickt, soll sie einen doppelten Zweck erfüllen: die hier vereinigten Texte sollen zunächst „als Dichtungen erfreuen durch Lebensfülle, Kraft der Empfindung und künstlerische Gestalt“; zugleich sollen sie „ein Bild geben von einem der groſsartigsten Zeitläufe unserer Geschichte“. Erfreulicherweise spricht sich Ulich gegen die herrschende Meinung aus, daſs diese gesamte Dichtung von „Vaganten“ herrühre. Gleichwohl äuſsert auch er, den „überwiegenden Teil“ der Dichter möge man immerhin als „Vaganten“ bezeichnen; daher denn auch der Haupttitel. Wie üblich, wird der Erlebnisgehalt dieser Dichtung überschätzt. In Wirklichkeit ist sie doch in hohem Maſse konventionell, rein

literarisch, und dafs sie „ein erstaunliches Mafs von gänzlicher Unvoreingenommenheit, Lebenserfahrung und psychologischer Kenntnis“ offenbare, scheint mir reichlich übertrieben. Desgleichen soll man bei dieser Dichtung vorsichtig sein mit dem Ausdruck „Volkstümlichkeit“. Die Umschlag- und Waschzettelreklame bezeichnet diese Gedichte als „das volkstümliche Liederbuch der wandernden Scholaren“, als ein „Zeugnis unserer Volkspoesie“. Dafür wird man die Herausgeber natürlich nicht verantwortlich machen. Aber auch im Vorwort ist von „volkstümlichen“ Elementen dieser Dichtung die Rede. Hie und da mag dergleichen darin stecken. Aber eigentlich „volkstümlich“ konnte diese Dichtung gar nicht sein, weil sie in einer Sprache abgefafst war, die nur ein recht beschränkter Kreis verstand. Was Ulich sagt über den Gegensatz zwischen der „Vagantenlyrik“ und dem Minnesang, erscheint mir gleichfalls recht anfechtbar. Da heifst es u. a, dem Minnesang fehle die „Gröfse“, wo er sich mit „gewissen Inhalten und Ansichten der Vagantendichtung berühre“: da er Neidhart und den Tannhäuser als Beispiele nennt, sind wohl die Lieder der „niederen Minne“ gemeint. Aber darf man wirklich dem Minnesang überhaupt „Gröfse“ zuschreiben, oder was versteht U. darunter? Seltsamerweise vermifst er bei den „Vaganten“ die „tieferen Klänge heimatlicher Lieder“. Aber Heimatklänge sind auch im Minnesang selten, sie fehlen andererseits in der Klerikerdichtung durchaus nicht; von der *dulcedo* des *natale solum* hatte schon ihr Meister Ovid gesprochen (Ex Ponto 1, 3, 35 f.), und so enthält denn u. a., in deutlicher Anlehnung an diese Stelle, eins der bekanntesten „Vagantenlieder“ (CB 82) eine Apostrophierung des *Dulce solum natalis patrie*. Wenn U. behauptet, die „Vaganten“ erwähnten die Heimat „bisweilen in leicht ironischem Tone“, so möchte man wissen, welche Stellen er dabei im Auge hat. Weiter sollen die „Vaganten“ „anational“ gewesen sein, u. a. „durch ihre geistige Bindung an die übernationale Scholastik und lateinische Sprache“. Gewifs ist im allgemeinen diese lateinische Literatur international; aber keine Dichtung des deutschen Mittelalters schlägt kräftigere nationale Töne an als der „Ludus de Antichristo“, der zwar nicht von „Vaganten“ herrührt, aber doch von Klerikern, die derselben „geistigen Bindung“ unterlagen. Eigentlich „nationale“ Töne fehlen auch im Minnesang fast ganz. Den „staufischen Imperialismus“ aber, dessen Herold Walther von der Vogelweide gewesen ist, hat bereits vor seiner Zeit aufser dem Verfasser des Antichristspiels der Archipoeta vertreten. Endlich soll man doch auch die Rolle der „Vaganten“ als Vorläufer der Renaissance mindestens nicht überschätzen. Eine kräftige „Diesseitsstimmung“, ungehemmte Freude an den Genüssen des irdischen Daseins kommt in der Dichtung des 13. Jahrhunderts auch anderwärts zum Ausdruck, ich brauche nur an Steinmar und seine Nachtreter zu erinnern. Wenn U. die Beichte des Archipoeta eine der bedeutsamsten Dichtungen jener Zeit nennt, so hat er gewifs recht. Aber m. E. mifsversteht man den Schalk gründlich, nimmt man das Gedicht buchstäblich „zu tragisch“, wenn man „die Tragik des Lebens“ darin zu finden meint. Soll etwa damit die Ansicht Scherers wieder aufgenommen werden „dem Erzpoeten ist es Ernst mit seiner Beichte“, die schon Wilh. Meyer (Fragmenta Burana S. 18) mit Recht als „philistriös“ abgetan hat?

So kann man fast zu allem, was das Vorwort bringt, ein Fragezeichen setzen. Es folgen die Texte, jedesmal links das lateinische Original, rechts

die Übersetzung in deutschen Versen. 30 Gedichte sind ausgewählt und in drei Abteilungen „Freudenzeit“, „Vagantenleben“, „Trutz und Schutz“ untergebracht; darunter seltsamerweise auch ein deutsches Carmen Buranum (Nr. 142a *Der winder zeiget sine chraft*) sowie, trotz des Untertitels, vier lateinische, die nicht im Buranus stehen. Die Auswahl ist also recht knapp. Ich vermisse manches, was mir sowohl an sich wie auch als Zeitdokument wertvoll erscheint, und finde anderes, was in meinen Augen nichts ist als eine dürftige Reimerei; dazu gehört auch jenes deutsche Liedchen. Indes darüber soll mit den Herausgebern nicht gestritten werden; wer eine solche Auswahl veranstaltet, wird es niemals allen ganz recht machen. Aber ich habe auch sonst recht viel einzuwenden.

Zunächst fordert die Gestalt, in welcher die lateinischen Texte erscheinen, die Kritik heraus. Es ist doch allgemein bekannt, dafs der Text des Buranus viel zu wünschen übrig läfst und dafs manche Stücke anderwärts weit besser überliefert sind. Dafs Manitius eine kritische Ausgabe bot, war selbstverständlich nicht zu erwarten. Aber wo anderwärts bessere Fassungen bereits gedruckt vorliegen, waren doch diese heranzuziehen. Wenn einem der Dilettanten, die sich jetzt auf mittellateinischem Gebiet betätigen, dergleichen entgeht, so braucht man sich nicht weiter zu wundern. Aber ein Mann, der seit vielen Jahrzehnten auf diesem Gebiet zu Hause ist, ein Gelehrter von einer so staunenswerten Belesenheit wie Manitius weifs doch sicherlich, dafs von dem Streitgedicht *Denudata veritate* vollständige Texte gedruckt sind sowohl bei Du Méril (Poésies inédites du moyen âge, 1854, S. 303) wie bei Salimbene (MG SS 32, 430); warum in aller Welt beschränkt er sich (S. 92 ff.) auf den Text des Buranus, der in der Mitte, ja mitten in einer Strophe plötzlich abbricht? Auch die Satire *Ecce sonat in aperto* (CB LXXIII) ist bei Du Méril (Poésies populaires latines du moyen âge, 1847, S. 177) nach der Pariser Hs. Bibl. nat. lat. 4880 vollständig gedruckt; Manitius begnügt sich (S. 148—150) mit den Trümmern, die der Buranus bietet.

Andere Gedichte sind stark gekürzt, obwohl sie dort vollständig oder leidlich vollständig enthalten sind. Die berühmte und mehrfach gedruckte Romsatire *Utar contra vitia* (CB XIX) ist von 19 auf 8 Strophen zusammengestrichen, und gerade die geistreichsten fehlen. Offenbar verzweifelte hier der Übersetzer daran, die Wortspiele im Deutschen wiederzugeben. Das ist begreiflich; aber dann hätte man das ganze Gedicht beiseite lassen sollen, statt es so grausam zu verstümmeln. Ähnlich ist CB XII *Non te lusisse pudeat* (bei Manitius S. 162) mifshandelt, ohne dafs hier ein ähnlicher Grund ersichtlich wäre. Vollständig abgedruckt ist dagegen das berühmte Streitgedicht von Phyllis und Flora (CB 65), und zwar nach Bömers Ausgabe in der ZfdA 56, 224 ff., deren Text übrigens einer gründlichen Durchsicht bedarf; B. hat zu viel Wert gelegt auf die Berliner Hs. lat. oct. 199 und die mindestens ebenso gute und der Schrift nach kaum jüngere andere Berliner Hs. Diez B Sant. 28 ganz beiseite gelassen.

Auch über die Art, wie Manitius den Text im einzelnen behandelt, mufs man manchmal den Kopf schütteln. Das Schlimmste ist in *Utar contra vitia* der Schlufs der 7. Strophe des Manitiusschen Textes (S. 146, CB XIX Str. 13) *respondet hic* (sc. *papa*) *tibi sic: non est mihi tanti*; das ist die Lesart des Flacius, die Schmeller in seinen Text setzte, die er selbst aber (S. 258 seiner

Ausgabe) zugunsten des handschriftlichen *respondet*: *haec tibia non est mihi tanti* mit Berufung auf Ov. Met. 6, 386 zurückgezogen hat. Ebenso hätte in dem Bettellied *Exul ego clericus* (S. 112, CB XCI) die Konjektur *Decus Herbipoleos*, die J. Grimm so unvorsichtig gewesen ist einmal hinzuwerfen (in der Hs. steht blofs *Decus N.*), auch in Form einer Vermutung nicht wieder aufgegriffen werden sollen. Der Anfang des „Bundeslieds“ (CB 193, hier S. 68) *Cum 'In orbem universum' decantatur 'ite'* ist verstümmelt und von Ulich entsprechend falsch übersetzt; hier darf nichts geändert werden, vgl. darüber vor allem Lehmann, Parodie S. 222.

Ich lasse es mit diesen Beispielen genug sein und wende mich den Nachdichtungen Ulichs zu. Von diesen scheinen mir einige ganz hübsch gelungen, so etwa die von *Ecce sonat in aperto* (S. 149) und *Exul ego clericus* (S. 113). Im ganzen aber befriedigen sie mich sehr wenig. Gewifs, die Aufgabe war nicht leicht, am wenigsten bei den Gedichten, die in vierfach gereimten Vagantenstrophen abgefafst sind; denn hier hat U., während er sichs anderwärts bequemer gemacht, gelegentlich vom Reim ganz abgesehen hat, meistens den vierfachen Reim auch im Deutschen durchgeführt. Es versteht sich, dafs da manchmal reichlich frei übersetzt werden mufs, und auch anderwärts wird die Kritik nicht zu pedantisch sein dürfen. Aber mir scheint, dafs U. doch recht oft über das zulässige Mafs entschieden hinausgegangen ist. So in dem umfangreichsten Stück, dem Gedicht von Phyllis und Flora. Ich gebe einige Beispiele.

(S. 38 f.)	*Turpis est pauperies* *imminens amanti;* *quid prestare poterit* *miles postulanti?*	Immer wird der Armut Kreuz Seiner Liebe drohen, Durch den Streit mit Gläubigern Mufs er ja verrohen.
(S. 42 f.)	*Multum est calamitas* *militis attrita,* *sors illius dura est* *et in arto sita;* *cuius est in pendulo* *dubioque vita,* *ut habere valeat* *vite requisita.*	Teure Phillis, liebe doch Mit Vernunft und wende Dich nicht von der Weisheit ab — Denn was ist das Ende? Hockst im engen Schlöfslein auf Ärmlichem Gelände, Durst und Hunger binden euch Bald die wunden Hände.

Von der Liebe handelt das ganze Gedicht; aber vom Heiraten ist aus begreiflichen Gründen nirgends die Rede. So werden Dinge in einen Text hineingetragen, sozusagen interpoliert, von denen nichts darin steht. Auch der ganze Ton der Nachdichtung entspricht nicht dem des lateinischen Gedichts. Schon dafs *miles* häufig mit „Soldat“ übersetzt wird, ist grundfalsch, andererseits ist der *clericus*, der sich in diesem Gedicht mit dem Ritter um die Gunst der Damen streitet, wohl ein Studierter, aber beileibe kein „Scholar“, sondern ein vornehmer und angesehener, reiche Pfründen behaglich geniefsender Herr. Weitere Beispiele:

(S. 32 f.)	(Flora spricht:) *„amas“ inquit „poteras* *dicere mendicum.“*	 . . Spricht sie: „All das Rittersvolk Ist für mich blofs Bande!“

(ebd., Phyllis erwidert:)

nichil elegancie	Alle sind sie ungeschlacht,
clerico concedo,	Träge von Gebärde,
cuius implet latera	Nur in Suff und Völlerei,
moles et pinguedo.	Da sind sie Gelehrte!

Wohlgemerkt, es sind Prinzessinnen (*reginae*), die sich also ausdrücken! Gewifs, das Gedicht ist keine schwere Ware; aber durch derartige Vulgarismen (sie liefsen sich vermehren) kommt ein burlesker Zug hinein, der dem Original gänzlich abgeht. Er entstellt auch die Übersetzung des Schlusses:

S. 64 f.)	*Parum ergo precavent*	Darum hört, ihr Fraun, es gilt
	rebus nocituris,	Immer noch hienieden:
	que sequuntur militem	Sucht euch einen Kleriker,
	vel fatentur pluris.	Der kann euch was bieten!

Auch in anderen Gedichten finden sich diese vulgären Wendungen, manchmal kann man ruhig sagen: Geschmacklosigkeiten. Umgekehrt liegt die Sache bei einigen Frühlings- und Liebesgedichten.

(S. 16 f.)	*quam sciebam degere*	Gehst so leicht und kinderrein
	sub etate tenera	Durch der Erde Lug und Schein
(S. 20 f.)	*cordis virga florens, in qua*	(du) Dies vermocht in guten Tagen,
	totus hereo.	Dafs ich an mich selbst geglaubt!
(ebd.)	*tanti spatii*	Könnte ich die Zeit zerschlagen,
	intercisio	Bändigen der Erde Raum!
	annulletur . . .	

Durch derartige Wendungen wird diesen harmlosen, recht flachen Liebesgedichten eine Vertiefung zuteil, die dem, der sich mit dem Urtext nicht eingehender befassen will oder kann, eine völlig verkehrte Vorstellung vermitteln mufs.

In dem zweiten dieser Gedichte (CB 131 *Hebet sidus*, S. 20 f.) wird an anderer Stelle, ebenfalls ohne jede Berechtigung, ein sinnlicher Zug interpoliert:

qui furabar vi nocturne	Der ich ehmals deine Brüste
aptitudinis	In geheimen Nächten küfste . .
oris basia . .	

Dagegen hat sich in *Denudata veritate* eine Strophe eine Bearbeitung in usum delphini gefallen lassen müssen. Der Wein sagt zum Wasser:

(S. 94 f.)	*Sed cum venter est inflatus,*	Höchst unwürdige Beschwerden
	tunc diversos reddit flatus	Tauchen auf in ganzen Herden,
	ex utroque gutture;	Hin ist Ruh und Frieden.
	et cum ita dispensatur	Kurzum, Wasser, jede Kehle,
	venter, aer perturbatur	Die nicht ganz voll Schand und Fehle,
	a corrupto munere.	Bleibt von dir geschieden.

Ich denke, diese Beispiele genügen. Schlimmer als so kann man das Bild von der Geisteswelt der mittelalterlichen Kleriker, das diese Nachdichtungen doch geben sollen, nicht verfälschen. War das nötig? Ältere Übersetzer dieser Dichtungen sind jedenfalls ohne derartige Willkürlichkeiten und Geschmack-

losigkeiten ausgekommen, ohne darum ledern und pedantisch zu werden. Vor allem mit den genialen Übertragungen Ludwig Laistners können die von Ulich in gar keiner Hinsicht einen Vergleich aushalten.

Der Anhang bringt u. a. Bemerkungen zu den einzelnen Gedichten. Sie beschränken sich fast ganz auf kurze Charakteristiken des Inhalts, deren Zweck man nicht recht einsieht; auch sind sie (augenscheinlich ist Manitius der Verfasser) oft wenig glücklich stilisiert. So wird *Dum Diane vitrea* (S. 22, CB 37) ein „sanft-schwärmerisches Lied auf einen feuchten Abend" genannt; unter einem „feuchten Abend" versteht man doch gemeiniglich etwas ganz anderes! Aus dem folgenden greife ich heraus die Bemerkung zu den Nobilitasversen (S. 164, CB LXIXa) „Bedeutsame Aussprüche über den echten Adel des Menschen, die einen für ihre Zeit bedeutenden Freimut verraten". Warum sich gerade in diesen Versen ein besonderer Freimut bekunden soll, ist mir unklar. Der in ihnen variierte Gedanke, dafs die wahre *nobilitas* in der *virtus* besteht, ist in jener Zeit ein Gemeinplatz und geht zurück auf die Antike, im besonderen (v. 11 f.) auf Juvenal 8, 20 *nobilitas sola est atque unica virtus*. Anmerkungen zu einzelnen Stellen werden nur äufserst spärlich gegeben, und so wird vieles unverstanden bleiben, da die Übersetzung Schwierigkeiten oft umgeht. Dafs ein so eleganter Lateiner wie der Archipoeta *pes* für *pedes* setzt, wie Manitius hier wieder behauptet, macht mir niemand weis. Die Stelle heifst (AP [Man.] Nr. 1, hier S. 114, v. 20) *Esse probant inopes nos corpore cum reliquo pes*; es liegt natürlich constructio *κατὰ σύνεσιν* vor. Für den Mangel eines Kommentars bietet das äufserst dürftige Glossar keinen Ersatz. Unheimlich ist mir darin u. a., dafs *nummata* „Fafs" heifsen soll. Hat man Belege für diese Bedeutung, oder liegt hier wie bei *pes* = *pedes* die Gleichung zugrunde „Mittellatein = dasjenige Latein, wo alles alles heifsen kann"? In dem Verzeichnis der Eigennamen fällt mir auf (S. 173) *Yberinus* „aus Hiberien, spanisch"; entsprechend ist auch S. 48 übersetzt. Das ist aus Laistners „Golias" übernommen, aber es ist ein Irrtum. In Wirklichkeit handelt es sich um den Namen der Mutter der Phyllis, *Hiberina*; dafs er aus Sidonius Apollinaris stammt, hat Faral (Recherches sur les sources latines des contes et romans courtois du moyen âge, 1913, S. 204) sehr wahrscheinlich gemacht.

Es ist Mode geworden, derartige Bücher mit Bildern zu versehen. Das ist auch an sich durchaus zu begrüfsen; nur freilich, die Bilder müssen zum Text passen. Hier erwartet man natürlich wenigstens einige der hübschen Miniaturen des Buranus zu finden. Weit gefehlt! Alle 8 Tafeln sind entnommen aus dem Werke von Robert Bruck „Die Malereien in den Handschriften des Königreichs Sachsen". Tafel 2 (Musikanten) und 5 (eine mittelalterliche Badestube zu dem Gedicht *Dum caupona verterem*, CB 49, das von einem Besuch im Hause der Venus, d. h. im Bordell, erzählt), mag man gelten lassen, obwohl sie aus anderen Zeiten stammen als die Gedichte. Aber da steht bei Phyllis und Flora eine Tafel (Nr. 3), die Kampfszenen darstellt (Alexander und Porus; übrigens auch erst aus dem 14. Jahrhundert, während das Gedicht dem 12. Jahrhundert angehört!); offenbar weil in den (S. 40) gegenüberstehenden Strophen Phyllis von den Kriegstaten ihres Ritters schwärmt; eine andere Erklärung sehe ich nicht. Heifst es nicht das Publikum, auf das man rechnet, arg niedrig einschätzen, wenn man meint, ihm durch derartige Illustrationen den Text anschaulicher und schmackhafter machen zu müssen? Bei den anderen Bildern

fehlt auch jede äufserliche Beziehung zu den Texten, bei denen sie stehen; diese ganze Beigabe ist also völlig überflüssig.

Aber der Verlag wird schon wissen, warum er die Bilderchen eingefügt hat. Sie, und der hübsche Einband, und das Ansehen des Verlages, und die übliche Reklame werden es schon fertig bringen, dafs dieses in jeder Hinsicht unzulängliche Buch in weitere Kreise dringt und dazu beiträgt, die ohnehin bestehende Verworrenheit der Vorstellungen von Mittelalter und seiner lateinischen Literatur noch weiter zu steigern. Wieviel derartige Produktionen auf diesem Gebiet haben wir wohl noch zu gewärtigen?

Otto Schumann.

La Vie de Sainte Douceline, Texte provençale du XIV siècle, Traduction et notes par R. Gout. Bloud & Gay, Paris 1927. 300 S. 8°.

Die *Vida de la benaurada sancta Doucelina*, wohl das vollendetste Denkmal altprovenzalischer Prosa und zugleich eines der anziehendsten Denkmäler mittelalterlicher inniger Frömmigkeit, wurde nach ihrer einzigen Handschrift vor gerade einem halben Jahrhundert durch den Abbé Albanès herausgegeben. Sein Buch ist längst vergriffen, und so ist es ein Verdienst des neuen Herausgebers, uns den Text wieder zugänglich zu machen. Die Sammlung, in der seine Arbeit erschienen ist, sagt schon in ihrem Namen: Ars et Fides, dafs sie sich nicht in erster Linie an gelehrte Leser wendet, sondern an allgemeine religiös gestimmte Kreise, und so steht auf den Seiten des Buches obenan die französische Übersetzung der Vida, unter ihr der Originaltext. Aber der Herausgeber hat seine philologische Aufgabe nicht vernachlässigt. Er hat die Handschrift sorgfältig kollationiert und Versehen des Abbé Albanès berichtigt; er hat auch die philologische Literatur über die Vida benutzt (unter der er die sorgsame Breslauer Arbeit Dr. Else Wehowski's über die Sprache des Denkmals lobend hervorhebt). Er leitet die Ausgabe durch eine warm geschriebene historische Einführung ein und schliefst sie mit inhaltreichen Noten ab. Ich habe längere Stücke des provenzalischen Textes mit eigenen Abschriften verglichen und mich von der Sorgfalt des Herausgebers überzeugt. Er hat sich nicht nur um seine andächtigen Leser, sondern auch um die provenzalische Philologie verdient gemacht.

Carl Appel.

Joseph Anglade, *Les Troubadours de Toulouse.* Toulouse-Paris 1928. 211 S. 8°.

Das Buch von Anglade will keine gelehrte Arbeit sein. Es ist die Wiedergabe von Vorlesungen, die er an der Faculté des Lettres in Toulouse gehalten hat, und man weifs, dafs solche Vorlesungen sich in Frankreich nicht sowohl an ein studentisches, sondern an ein weiteres allgemeingebildetes Publikum zu wenden pflegen. In 7 Kapiteln erzählt Anglade von dem Erblühen und Welken der Trobadordichtung in Toulouse seit der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts bis zur Zeit der Gaya Sciensa, von Guiraudo lo Ros bis zu Guilhem Molinier und der Companhia dels VII Trobadors de Tolosa. Den wichtigsten

Sängern: Peire Vidal, Peire Raimon, Aimeric de Pegulhan, werden eigene Kapitel gewidmet. Andere wie Guiraut d'Espanha, Guilhem Montanhagol, Guilhem Anelier, Guilhem Figueira, At de Mons müssen sich mit bescheidenerem Raum begnügen. Man sieht an diesen Namen, daſs ein nicht unwesentlicher Teil der Trobadorkunst von dem toulousaner Rahmen umschlossen wird. Die Herren und Damen der Stadt, denen in anmutiger Art von der Poesie ihrer Vorzeit erzählt wird, werden dem Vortragenden mit Teilnahme und Freude gefolgt sein.

Auch dem Fachmann kann es willkommen sein, eine bequeme Übersicht eines Teilgebietes von einem bestimmten, hier dem lokalen, Gesichtspunkt geboten zu erhalten. Merkwürdig ist, daſs die gröſste Leistung der Toulousaner Literatur, das Gedicht vom Albigenserkrieg, mit Stillschweigen übergangen wird. Anglade wird sagen, daſs er nur von der eigentlichen Trobadorkunst sprechen wollte; aber wo so viel von den historischen Verhältnissen die Rede ist und sein muſs, die den Untergang dieser Kunst herbeiführten, sollte dieses Werk, dessen literarische Bedeutung noch immer nicht hinreichend gewertet ist, auch zu Worte kommen.

Leider kann der Provenzalist sich mit der Art Anglades nicht immer ganz einverstanden erklären. Daſs den sogenannten Biographien noch immer zuviel Raum gegönnt wird, mag sich aus der Rücksicht auf das Publikum der Vorlesungen erklären. Aber man sieht nicht immer den strengen Forscher, der hinter dem behaglichen Erzähler stehen sollte. Weshalb begnügt er sich S. 99 mit dem Text der Mahnschen Gedichte, wenn das Lied in der Revue des langues romanes 46, 246 in besserer Gestalt mitgeteilt ist? Weshalb druckt er S. 179 Strophen des berühmten Sirventeses von Guilhem Figueira in der metrischen Form ab, die ihnen Raynouard gegeben hatte, nachdem Levy mit guten Gründen eine andere Form verteidigt hat? Auf S. 68 werden Verse Peire Raimons, S. 176 Verse Guillem Figueiras unrichtig übersetzt. Mit welcher Begründung wird S. 138 das Tanzlied *A l'entrade del tens clar* (das übrigens mit Toulouse schwerlich etwas zu tun hat) dem 12. Jahrhundert zugeschrieben? Und von einer „jungen Königin" ist da doch nur im Spiel die Rede.

Aber gegen die gefällige Gabe, die ja gar nicht für gelehrte Leser bestimmt ist, soll nicht das Geschütz der Kritik aufgefahren werden. Danken wir Anglade dafür, daſs er unser Wissen von den Trobadors auch über die Grenzen der Zunft hinauszutragen weiſs.

CARL APPEL.

Fredrik Wulff, *Om Oredan i den modärna franska Värsläran*, Lunds Universitets Årskrift. N. F. I, Bd. 23. Lund 1927. 52 S.[1]

Im Süden und im hohen Norden verehrt die Romanische Philologie zwei Veteranen, die als mehr als Achtzigjährige ihrer Wissenschaft mit jugendlicher Frische dienen. Der ältere von ihnen soeben wieder mit einer liebens-

[1] Das Büchlein von Wulff gehört nicht eigentlich in den Bereich der Zeitschrift. Wir benutzen aber gern die Gelegenheit, dem verehrten Gelehrten unsere ehrerbietigen Grüſse und Wünsche zu sagen.

würdigen Streitbarkeit, die auch einen Carlun le viel a la barbe florie beschämen könnte. Er nimmt in einem Kampf von bald fünfzigjähriger Dauer noch einmal die Waffen auf. Schon der Titel seiner Schrift: Über die Unordnung in der modernen französischen Verslehre, ist eine wehende Standarte, und gleich im ersten Satze wirft er den Äufserungen der Gegenseite kecklich ein „rubbish“ und „nonsens“ entgegen. Es handelt sich um den Alexandriner, für den er einen klaren, natürlichen Rhythmus verlangt. Nur vier Typen erkennt er als eigentlich berechtigt an: 6 6, 6 3 3, 3 3 6 und 4 4 4. Wohl dürfen Abweichungen von diesen Typen eintreten, aber sie dürfen an Zahl und Grad ein gewisses Mafs nicht überschreiten. Wulff hat eine Klassenordnung solcher Abweichungen aufgestellt. Die drei unteren Klassen will er dem Dichter zugestehen. Wenn er aber diese überschreitet, so zerstört er den Vers.

Damit setzt sich nun freilich Wulff in üblen Widerspruch mit der Handhabung des Alexandriners durch die neueren französischen Dichter. Er weist einem Rostand, einem Verhaeren nach, dafs ihre Verse keine guten Alexandriner sind, und schon im Jahre 1900 hat er Rostand in einem Briefe kühn den Fehdehandschuh hingeworfen. Die „esprit“ volle, aber französisch überhebliche, und nicht gerade artige, Antwort Rostands kann man, von Wulff veröffentlicht, in den Mélanges de Philologie offerts à M. Johan Vising (Göteborg-Paris 1925), S. 40s. lesen. Natürlich gesteht Rostand nicht ein, dafs er in schlechten Versen dichte. Aber man wird dem Champion des Alexandriners doch zugeben müssen, dafs man vielen der angeblichen Alexandriner Rostands und anderer wirklich nicht anmerken kann, dafs sie Alexandriner sein sollen, und dafs sie es deshalb auch nicht sind; und der Gang der Dinge wird wohl zeigen, und zeigt es schon, dafs es Grenzen für die Freiheit gibt, so lange die französische Dichtung nicht die alten Grundlagen ihrer Verskunst aufgeben will. Es handelt sich um eine Frage des Mafses. Aber das Mafs spricht in verschiedenen Zeiten verschieden zur Seele des Menschen. Wulff sagt uns selbst in anmutigen Worten (S. 47): „Bisweilen finden wir Gefallen am Mafslosen, weil es uns von der Freiheit spricht. Wir finden Genufs am wild stürmenden Meere und am Krachen des Donners, am Säuseln des Waldes, am Murmeln des Baches, am schwanken Wohllaut der Äolsharfe, am zwanglosen Tonfall der Drossel, am beharrlichen, strophischen und doch so unendlich freien Liede der Lerche. Und ein andermal wieder finden wir Genufs an dem Mafsvollen, dem Vollendet-Schönen, weil es zu uns von einer Harmonie spricht, die uns ein Lied vollendeter Arbeit, gewonnener Ruhe, erreichten Glückes darstellt, oder von einer Ordnung, die uns ein gleichmäfsiges Fortschreiten zu einem Ziel verspricht.“

Der Gegenwart stärkstes Zeichen ist, dafs sie sich Mafsen und Regeln schwer fügt; oder dafs sie, in der Kunst wenigstens, glaubt den Mafsen gegenüber ein anderes, vielleicht feineres Gefühl zu besitzen als frühere Zeiten, dafs sie Rhythmus und Harmonie dort findet, wo man sie sonst nicht empfunden hatte. Was die neue Musik als ihr Recht behauptet, was sie verstanden hat, vom modernen Hörer als ihre Freiheit zugebilligt zu erhalten, wird man der Dichtung nicht versagen dürfen. Mannigfaltiger als früher und freier in ihrer Art wogen die Rhythmen moderner Verse. Aber ebenso eingeboren wie Lust an der Freiheit ist dem Menschen auch der Sinn des Gesetzes, und so wird der Franzose vermutlich immer wieder auch den strengen Alexandriner

nach dem Verlangen Wulffs als eine der französischen Dichtung angemessene Form begrüßsen.

Der liebenswürdige Verfasser will mit dieser Schrift „an Grabes Rand" von seinen Lesern Abschied nehmen. Sie ist zu sehr voller Leben, als daſs wir uns in solchen Abschied fügen möchten. Wir wünschen und hoffen, daſs uns noch lange das Bild der lieben alten idealistischen romanischen Philologie in seiner Person erhalten bleibe.

CARL APPEL.

Werner Mulertt, *Der Trobador Guillem Peire de Cazals* (aus: Philologische Studien aus dem romanisch-germanischen Kulturkreise, Festgabe für Karl Voretzsch), Halle 1927, S. 253—284.

Die nicht gedruckten Lieder Guillem Peire de Cazals habe ich s. Z. in meine Pariser Inedita nicht aufgenommen, da Emil Levy damals eine kritische Veröffentlichung der Gedichte des Trobadors beabsichtigte. Dieser Plan ist nicht zur Ausführung gekommen. W. Mulertt legt jetzt „vorläufig einmal die Resultate einer ersten Untersuchung" vor. Er redet von den textlichen Schwierigkeiten, die sich nicht leicht überwinden lassen werden. Aber hoffentlich läſst er es nicht bei dem hier Geleisteten bewenden. Hätte Dejeanne gewartet, bis er alle Schwierigkeiten in den Texten Marcabrus überwunden hatte, so würden wir seine Ausgabe nie erhalten haben; ebenso aber wäre es jedem anderen ergangen, der die Ausgabe versucht hätte; und ebenso steht es mit Arnaut Daniel, mit Giraut von Borneil, und man möchte sagen, mit jedem Trobador. Immer galt es einmal, mit entsagendem Entschluſs die ungelösten Knoten anderen weiterzureichen. So möge sich denn Mulertt um seinen schwierigen Trobador weiterbemühen, dann aber das Resultat seiner Arbeit getrost uns übergeben. — Einstweilen spricht er von der Lebenszeit und Heimat des Dichters, von seiner Sprache, seiner Technik, von Stil und Inhalt seiner Lieder. Endlich bietet er die noch ungedruckten Lieder aus der Hs. C in photographischen Reproduktionen.

Es lohnt nicht recht, auf diese Kapitel einzugehen, ohne daſs die Texte vorliegen. Für die Datierung des Trobadors läſst Mulertt einen Umstand ungenutzt, den er selbst berührt: S. 274 redet er von der Gleichheit der Form von Guillem Figueira's Gedicht *Un nou sirventes ai en cor que trameta* und Guillem Peire's *D'una leu chanso ai cor que m'entremeta*, woraus hervorgehe, daſs Guillem Figueira diese Form von Guillem Peire entlehnt habe, oder dieser von jenem. Nun nennt Guillem Figueira sein Lied ein *Sirventes*, Guillem Peire das seine eine *leu chanso*. Wenn Guillem Peire nicht mit allen Regeln der Minnedichtung brach, hat er also die Weise des Liedes neu gefunden. Der Nachahmer war dann Guillem Figueira. Das Sirventes ist auf das Jahr 1238 (Levy S. 5) oder 1240 (AdM. 18, 192) datiert. Mithin hat Guillem Peire sein Lied vor einem dieser Daten gesungen. Bei dem Mangel sonstigen präzisen Anhalts ist auch diese Wegmarke willkommen. — S. 261: Ob Guillem Peire die *peiras d'Alzona* nicht erst in Anlehnung an Raimon de Miravals bekannte Stelle nennt? Er braucht diese Steine wohl nicht selbst aufgesucht zu haben. — S. 264 sagt M.: „Das Geleit hat in den Handschriften ungefähr übereinstimmend den Wortlaut . . ." Kennt er denn weitere Handschriften als die eine: C?

CARL APPEL.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 81. Jahrg., 151. Band, 1926/7.

Abhandlungen.

S. 52—68: G. Gelosi, Wielands Verhältnis zu Metastasio.

S. 69—76: G. Moldenhauer, Nachweis älterer französischer Handschriften in portugiesischen Bibliotheken. [Sehr zu begrüfsen.]

S. 244—59: H. Kjellman, Die Infinitive bei unpersönlichen Verben und die Verallgemeinerung des *de*-Infinitivs im Französischen.

S. 260—74: O. Schultz-Gora, Die französischen Satzortsnamen. I. [Die anziehende Untersuchung wird gewifs die Forschung auf diesem reizvollen neuen Gebiete anregen. Zu S. 264, Anm. 2 teile ich die Form *Sebourquiaux* mit, wie ein kleiner Ort in der Nähe von *Sebourg* (Hennegau), dem alten *Sebourc* des 'Baldwin von Sebourc' heifst. Auch auf *Matabiau*, wie der Hauptbahnhof von Toulouse heifst, sei hingewiesen. Das kleine Schlofs des Raimon von Miraval bei Carcassonne liegt auf einem niedrigen, engen Hügel, mitten in einem engen Tale so, dafs es das Tal vollkommen beherrscht, also die denkbar beste Warte darstellt. Ein *Battefol* (für genaue Schreibung kann ich nicht einstehen) erblickt man von Hautefort, dem Schlosse Bertrams von Born, aus in südlicher Richtung beherrschend gelegen (zu S. 268, Anm. 1 und S. 269). Die Pariser Strafse *Transnonain* ist 1851 in der *Rue Beaubourg* (3. Arr., 12. Quartier) aufgegangen (Larousse, *Paris-Atlas* S. 32). Die Ableitung von *Trewhitt—Tyrwhitt* ist doch recht bedenklich, da der Übergang frz. *v* > engl. *w* nicht das Gewöhnliche ist.]

Kleinere Mitteilungen.

S. 82: F. Liebermann, Anglo-Französisch um 1240. [Anzeige des anglo-normannischen Stadtrechts von Exeter, herausg. von I. W. Schopp und R. C. Easterling, Oxford 1925.]

S. 91—95: L. Jordan, Über das Abkommen von *commodare, faenerare, mutuare* im Lateinischen und das Aufkommen von *impromutuum*, *praestare* und *praestitum*.

S. 95 f.: O. Schultz-Gora, Zum ersten Strafsburger Tristan-Fragment. [*del eshalcer* verderbt aus *d'essanger*; *de ors* = *deors*.]

S. 97 f.: Ders., *Huwes au blanc tabart*. [Dieser *H.* von Bartsch, Rom. u. Past. II, 1 wird einem *Hue au blanc-Tabar* einer Pariser Steuerliste bei Géraud, *Paris sous Philippe le Bel* (1837) nahe gebracht.]

S. 275 f.: E. Lommatzsch, Zum Prothesilaus [v. 8851 *escamonie*; v. 7066 *can del col*). [Rückbildung von *can* aus *canal* ist nicht nötig, vgl. span. *caño* 'Luftröhre', ferner span. *gañote* '*caño del cuello*' bei Menéndez Pidal, *Manual* § 72, 4.]

S. 277—79: R. Riegler, Zur Redensart *avoir un chat dans la gorge*. [Bringt viel Volkskundliches über Halskrankheiten.]

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

S. 139—143: E. Gamillscheg, P. Benoit, Die Bezeichnungen für Feuerbock und Feuerkette im Französischen, Italienischen und Rätoromanischen ... Diss. Bern 1925. [Umfassende, umsichtige, lobende Besprechung.]

S. 153—55: F. Krüger, K. Pietsch, Spanish Grail Fragments. El libro de Josep Abarimatia. La Estoria de Merlin. Lançarote. Chicago [1924, 1925]. [Besprechung bringt mancherlei sprachliche Beiträge.]

S. 157—59: E. Richter, F. Restrepo S. J., El alma de las palabras. Diseño de Semántica general. Barcelona 1917. [Mit Einschränkung empfohlen.]

S. 159 f.: W. Mulertt, Luis de León (A Study of the Spanish Renaissance) by Aubray F. G. Bell. Oxford 1925. „Aubray F. G. Bells Buch ist als zusammenfassendes Werk eine vortreffliche Leistung".]

S. 280—82: Ders., Fr. Schürr, Das [alt]französische Epos. Zur Stilgeschichte und inneren Form der Gotik. (Epochen der französischen Literatur I.) München 1926. [Strenges, die hastende geistesgeschichtliche Richtung treffendes Urteil.]

S. 284: F. Krüger, Alfonso X. el Sabio. Prólogo, seleccion y glosarios de Antonio G. Solalinde. Madrid o. J. [„Die Veröffentlichung von A. G. Solalinde findet unseren vollen Beifall".]

S. 285: Ders., Au. F. G. Bell, Portuguese Bibliography. Oxford 1922. [Gelobt. Wichtige Zusätze.]

S. 308: O. Schultz-Gora, Ch. Bally, Le langage et la vie. Paris 1926.

S. 309: Ders., E. Hochuli, Einige Bezeichnungen für den Begriff Straſse, Weg, Kreuzweg im Romanischen. Züricher Diss., Aarau 1926. [Einige gute Bemerkungen.]

S. 310: Ders., W. v. Wartburg, Französisches etymologisches Wörterbuch, Lief. 7 [„*ĭveuse* (S. 475 b) ist zweimal belegt"] und E. Gamillscheg, Französisches etymologisches Wörterbuch, Lief. 1—3.

S. 310: Ders., K. Warnke, Aus dem Esope der Marie de France, eine Auswahl von 30 Stück (Rom. Übungstexte IX.) Halle 1926. [Einige Ausstellungen.]

S. 311: Ders., L. Cons, L'auteur de la farce de Pathelin. Princeton-Paris 1926. [„Gründliche und scharfsinnige Schrift".]

S. 313: Ders., K. Heisig, Studien zur Chanson de la Croisade contre les Albigeois. Diss. Breslau 1926 [gelobt]. Bernart von Ventadorn, Ausgewählte Lieder, hg. von C. Appel und Bruchstücke des provenz. Versromans Flamenca, hg. von K. Lewent (Roman. Übungstexte VII, VIII). [Ein paar wichtige Bemerkungen; auch Druckfehler: lies E.-B. (Z. 5 v. u.), *suffris o* (Z. 1 v. u.)]

S. 314: Ders., Studi danteschi dir. da M. Barbi. Volume decimo 1925. [Darin Barbi über O. Schultz-Gora, Eine Stelle in den letzten Ausgaben von Dantes Briefen und Erwiderung Schultz-Goras.]

S. 316: Ders., W. Mulertt, Los estudios hispanistas en Alemania durante los últimos veinticinco años. Boletín de la Biblioteca Menéndez y Pelayo. 22 S. [„Gute Übersicht über die Leistungen der deutschen Hispanisten"] und J. Fitzmaurice Kelly, Spanish Bibliography. Oxford 1925.

S. 318: Ders., Aug. Kübler, Die romanischen und deutschen Örtlichkeitsnamen des Kantons Graubünden; Heidelberg 1926. [Gelobt.]

152. Band.

Abhandlungen.

O. Schultz-Gora, Die französischen Satzortsnamen, II u. Schluſs. [Sehr aufschluſsreich].

Kleinere Mitteilungen.

L. Jordan, Beiträge zur Kenntnis der spanischen Handelssprachgeschichte. [Behandelt Bezeichnungen für Kaufleute, Geldleiher und ihre Geschäfte. „Unter den Goldstücken" (S. 76, Z. 4 v. u.) stimmt wohl nicht; Raquel und Vidas dürfen ja die Truhe nicht öffnen]. — K. Lewent, Zum altprovenzalischen Wortschatz. [Auf diese willkommenen Beiträge gehe ich an anderer Stelle dieser Zeitschrift (Jahrg. 1929) etwas ausführlicher ein]. — Br. Migliorini, *Plaiones* — *Blaiones*. [Es wird langobardischer Ursprung nahegelegt]. — A. Schulze, Zu Archiv 150, 242—246. [Es handelt sich um Zerlegung des Gattungsbegriffs in die Formen beider Geschlechter im Altfranzösischen]. — E. Werner, Hieronimus Münzers 'Itinerarium Gallicum et Germanicum'. [Teilauszug aus Münchener Staatsbibliothek Cod. lat. 431, dessen auf Spanien bezüglichen Teil L. Pfandl herausgab].

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

A. Marty, Nachgelassene Schriften. Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie. III (A. Kastil). — K. Voſsler, Geist und Kultur in der Sprache (A. Kastil, der vom Standpunkt des Sprachphilosophen sehr abweisend urteilt). — H. Breuer, Kleine Phonetik des Lateinischen (Fr. Slotty; eingehende und anerkennende Beurteilung). — V. Klemperer, Romanische Sonderart. [Wichtige, gründliche Besprechung durch Schultz-Gora]. — E. C. Armstrong, The Authorship of the Vengement Alixandre and of the Venjance Alixandre (C. Appel). — Fr. Gennrich, Die altfranzösische Rotrouenge (W. Suchier, der wertvolle Erörterungen bietet). — G. Esnault, L'imagination populaire: métaphores occidentales. Essai sur les valeurs imaginatives concrètes du français parlé en Basse-Bretagne comparé avec les patois, parlers techniques et argots français (R. Riegler: „das Buch bedeutet einen groſsen Fortschritt auf dem Gebiete der Semantik"). — V. de Payen-Payne, French Idioms and Proverbs (R. Olivier, der reichliche Ergänzungen bietet). — J. Hennig, Die französische Sprache im Munde der Belgier und die Marollenmundart Brüssels (R. Olivier). — Th. Labande-Jeanroy, La question de la langue en Italie; Dieselbe, La question de la langue en Italie de Baretti à Manzoni. L'unité linguistique dans les théories et les faits (E. Richter, die eine gute Kennzeichnung gibt). — Pascu, Rumänische Elemente in den Balkansprachen (D. Scheludko, der zahlreiche Besserungen zu dem fehlerreichen Buche bringt). — A. Barth, Beiträge zur französischen Lexikographie (Schultz-Gora; anerkennend). — K. Rocher, Praktisches Lehrbuch des Italienischen auf lateinischer Grundlage (E. Richter, die zahlreiche Besserungen bringt). — W. Giese, Waffen nach der spanischen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts (W. Mulertt). — I. Hurtado y A. González Palencia, Antologia de la Literatura española; E. Werner (unter Mitwirkung von Fr. Krüger), Blütenlese der älteren spanischen Literatur; W. Mulertt, Lesebuch der älteren spanischen Literatur von den Anfängen bis 1800 (L. Pfandl). — E. N. Stone, Adam, a religious play of the twelfth century, translated from the Norman French and Latin into English verse (Herausgeber). — H. Wopfner, Deutsche Siedlungsarbeit südlich des Brenners, eine volkskundliche Studie (E. G.). — H. Waddell The wandering scholars (Herausgeber). — The book of the ordre of chyvalry, translated and printed by W. Caxton from a French

version of Ramón Lull's 'Le libre del ordre de cauayleria' together with Adam Loutfut's Scottish transcript ed. by A. T. P. Byles (Herausgeber). — E. Gamillscheg, Französisches etymologisches Wörterbuch, Lief. 4—10 (Schultz-Gora, der einige bessernde Beiträge gibt). — Cervantes, Drei Zwischenspiele, hg. von L. Pfandl; Gonzalo de Berceo, Los milagros de nuestra señora I, hg. von A. Hämel; G. Wacker, Spanisches Lesebuch zur Einführung in die Kultur Spaniens; S. Pellegrini, Don Denis, Saggio di letteratura portoghese con appendice di traduzioni (Fr. Krüger).

Sitzungsberichte der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1925 [sie bringen nähere Angaben über die Vorträge von G. Rohlfs, 'Kahlkopf als Kinderbezeichnung im Romanischen' und 'Ethnographisches aus Unteritalien'].

153. Band.

Abhandlungen.

O. Schultz-Gora, A. de Vigny's Gedicht 'Le Cor'. [Verdienstliche Arbeit, die längst einmal gemacht werden mufste]. — D. Scheludko, Bemerkungen zu den Quellen des 'Orson de Beauvais'. — A. Rüffler, Zur Garcilaso-Frage.

Kleinere Mitteilungen.

R. Riegler, Ital. *tartaruga* 'Schildkröte' [*tartar* 'wackeln' >< **tortuca* >< *ruga*]. — H. Gelzer, Der Eigenname *Barbedienne* [Ursprünglich *barbe-Dieu*, ein Fluchwort. Weshalb *dienne*? Sehr einfach. „Durch die geschlechtliche Zweiheit der mittelalterlichen Gottheit, Gott (Christus) und Jungfrau Maria, wurde man bewogen, zu *dieu* eine feminine Parallele zu schaffen" (!)]. — R. Olivier, Zum Gebrauch der Präposition '*en*' in *aller*, *passer*, *monter* usw. *en bicyclette*. — G. Rohlfs, Ital. *testè* 'vor kurzem', 'eben' [verkürzt aus *testeso* < *teso-teso*]. — O. Schultz-Gora, Afrz. *pendre* (*estre*) *en aines* ['an Ruten (dünnen Stäben) hängen'].

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

K. Glaser, Altfranzös. Lesebuch des späteren Mittelalters (W. Suchier). — O. Clausnitzer, Die Kampfschilderung in den ältesten Chansons de geste. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der altfranzösischen Heldendichtung (W. Schulz; gute Würdigung nebst eigenen Darlegungen). — A. Dauzat, Les Noms de personnes. Origines et évolution (Prénoms — Noms de famille — Surnoms — Pseudonymes). 2e éd. (O. Schultz-Gora, der beachtliche Besserungen und Beiträge bringt). — A. Jeanroy, Un sirventés politique de 1230 (O. Schultz-Gora in ausführlicher Erörterung). — M. Lips, Le style indirect libre (E. Richter in recht lehrreichen Ausführungen, s. auch unten S. 614). — A. Mortier, Un dramaturge populaire de la Renaissance italienne. Ruzzante I, II. Œuvres complètes, traduites pour la première fois de l'ancien dialecte padouan rustique (E. Richter). — I. S. P. Tatlock and G. Kennedy, A concordance to the complete works of Geoffrey Chaucer and the Romaunt of the rose (A. Brandl). — Fünfundzwanzig lateinische weltliche Rhythmen aus der Frühzeit ausgewählt von F. Schneider (H. Brinkmann, der manches bemängelt). — E. G. Wahlgren, Le nom de la ville de Marseille (O. Schultz-Gora, der Einwirkung von *Marcellus* auf *Massilia* > *Masselha* ansprechend findet und

ss > *rs* von *a guersoy* [ae. *wæs hæl*] vergleicht). — L. Allen, De l'Hermite et del Jongleur, a thirteenth century 'Conte pieux'. Text with introduction and notes, including a study of the poem's relationship to 'Del Tumbeor Nostre Dame' and 'Del Chevalier au barisel' (eingehend besprochen von O. Schultz-Gora). — E. Kredel, Hundert französische Schlagworte und Modewörter (M. Born). — W. L. Fichter, Lope de Vega's El Castigo del Discreto together with a study of conjugal honor in his theatre (W. Mulertt). — Real Academia Española, Diccionario Manual e ilustrado de la Lengua Española (W. Giese, der zugleich andere Wörterbücher des Spanischen wertet). — La Tragedia por los celos, comedia famosa por D. Guillén de Castro y Belluis, ed. by H. Alpern (E. Werner). — F. Machado de Silva, Tercera parte de Guzmán de Alfarache, ed. G. Moldenhauer in Revue Hispanique 69 (1927) (E. Werner). — Wechssler, Grabert und Schild, L'Esprit français. Ein Lesebuch zur Wesenskunde Frankreichs (L. Jordan verlangt in sehr bemerkenswerten Ausführungen kritisches Lesen des „guten, anregenden, überaus sorgsam ausgewählten, nur immens schweren Buches"). — Br. Migliorini, Dal nome proprio al nome comune. Studi semantici sul mutamento dei nomi propri di persona in nomi comuni negl' idiomi romanzi (aufs wärmste zu begrüßen, R. Riegler, der eine Menge Einzelbemerkungen bringt). — Ch. H. Beeson, A primer of medieval Latin (Herausgeber). — Ch. A. Williams, Oriental affinities of the legend of the hairy anchorite, Part II: Christian (Inhaltsangabe von einem der Herausgeber). — R. Levy, The astrological works of Abraham Ibn Ezra. A literary and linguistic study with special reference to the Old French translation of Hagin (Herausgeber: „der Hauptteil des Buches besteht in einem Glossar zu Hagins frz. Übersetzung, das ... viele Ergänzungen zu Godefroy bietet"). — In memory of Gertrude Schoepperle Loomis: Medieval studies (Herausgeber). — D. Behrens, Über englisches Sprachgut im Französischen (Herausg.). — E. Piquet, L'évolution de la pastourelle du XIIe siècle à nos jours (Herausg.). — M. Lips, Le style indirect libre (E. Winkler, der scharfe Ausstellungen macht. S. auch oben S. 613).

154. Band.

Abhandlungen.

E. Richter, Hugo Schuchardt (S. 224—258, also sehr ausführlich und dabei sehr reizvoll).

Kleinere Mitteilungen.

R. Riegler, 'Widder' und 'Schaf' als Krankheitsnamen. — O. Schultz-Gora, Afz. adj. *pous*. — Ders., *On* in der alten Sprache für Personalpronomen. O. Lohmann, Eugène Ritter †.

Sitzungsberichte der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für die Jahre 1926 und 1927 mit eingehenderen Angaben über die Vorträge von 1. Gamillscheg, Germanisches im Französischen (In der Aussprache bestreitet Risop erneut *h aspirée* in alter Zeit für *haut*, dgl. Kreuzung mit altfränkisch *hauh*), 2. Risop über (u. a.) *l'un contre l'autre* u. dgl. > *contre l'un l'autre* u. dgl., sowie über pejorative Entwicklung von *quiconque*, *quelconque*, it. *qualunque*. (Es ist beachtlich, wie wenig Altromanisches in den beiden Berichtsjahren behandelt wurde.)

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

L. Sainéan, Les sources indigènes de l'étymologie française (E. Richter, die das Buch mit sehr gemischten Gefühlen aufnimmt. Beachtenswert sind ihre Ausführungen über die von der Lautnachahmung *bec*, *mec* ausgehenden Bezeichnungen für die Ziege, dazu die Wörter *beguin*, *begard*, *bigot* usw. — Mit einem *re ad mentem habere* hat sich W. Foerster natürlich nicht für eine bereits vo'\`slateinische, unmittelbare Schöpfung von *ramantevoir* [Kristianwörterbuch] ıssprechen wollen, sondern es wurden nur die lateinischen Bestandteile des Wortes angegeben. Ob das empfehlenswert war, ist eine andere Frage; aber Foerster braucht darum noch nicht in ein falsches Licht gerückt zu werden.) — M. Raymond, L'influence de Ronsard sur la poésie française (1550—1585) und Ders., Bibliographie critique de Ronsard en France (1550—1585) (A. Götze; gerühmt). — G. Bonnard, Manuel de phonétique française (Gründliche Besprechung von G. Dietrich). — M. V. Depta, Lope de Vega (W. Schulz). — W. Giese, Anthologie der geistigen Kultur auf der Pyrenäenhalbinsel (Mittelalter) (W. Mulertt). — M. Artigas, Menéndez y Pelayo (L. Pfandl). — R. Michaëlsson, Études sur les noms de personne français d'après les rôles de taille parisiens (O. Schultz-Gora). — Le Tournau-Lagarde, Abrégé d'histoire de la littérature française (R. Olivier). — P. Piur, Petrarcas 'Buch ohne Namen' und die päpstliche Kurie (E. Richter). — A. Rosetti, Lettres roumaines de la fin du XVIe et du début du XVIIe siècle tirées des archives de Bistritza (Transylvanie) (M. Friedwagner).

Verzeichnis eingelaufener Druckschriften mit folgenden kurzen Anzeigen.

A. H. Krappe, Balour with the evil eye. Studies in Celtic and French literature (Herausg.).

H. Breuer.

Giornale Storico della Letteratura Italiana. Anno XLVI, Vol. XCI, fasc. 1—2.

U. Bosco, *Il Tasso come tema letterario nell' ottoceno italiano.* Eine ganz anziehende Darstellung der Gestaltung der Figur Tassos in der italienischen Literatur des 19. Jahrhunderts.

VARIETÀ:

V. de Bartholomaeis, *Poscritta a „Boves se pareba"*. Ein Nachtrag zu dem Aufsatze in Bd. XC S. 197 ff. (vgl. Zs. Bd. XLIX, S. 126) mit einer Reihe bestätigender und erweiternder Nachträge, die dem Verf. von verschiedener Seite zugeflossen oder nach dem Erscheinen seiner Ausführung an anderer Stelle veröffentlicht sind.

T. L. Rizzo, *Matelda individuata.* Verf. glaubt mit seinem kurzen Aufsatze bewiesen zu haben, daſs der Name Matelda für Dante „glorificatrice della scienza di Dio" bedeutet (die erste Hälfte des Namens soll lateinisch sein, die zweite hebräisch), und daſs Matelda als Symbol die Bibel oder die positive Theologie bedeutet. Mich hat er nicht im geringsten überzeugt. Mit dieser Art etymologischer Beweisführung kann man alles und nichts beweisen.

Ich verstehe auch nicht, wie man leugnen kann, dafs der symbolischen Matelda eine wirkliche Persönlichkeit als Vorbild vorschwebte, etwa eine Freundin Beatrices, und diese Ansicht damit begründen, dafs „tutt' i personaggi del Paradiso terrestre (i ventiquattro seniori, i quattro animali pennuti, il grifone, i sette formanti la retroguardia, le sette ninfe, la volpe, l' aquila, il drago) son nient' altro che simboli".

A. Mancini, *Di Lucca il protestante Don Giovanni. Postilla all' „incoronazione" del Giusti.* Ein Beitrag zu der Frage, ob Herzog Karl Ludwig von Lucca zum Protestantismus übergetreten ist. Der Beweis dafür kann noch nicht erbracht werden, aber es wird der Übertritt wahrscheinlich gemacht.

RASSEGNA BIBLIOGRAFICA:

Rassegna petrarchesca (C. Calcaterra, Besprechung von 21 Werken mit manchen guten Bemerkungen). — C. Scillière, *Pour le centenaire du romantisme. Un examen de conscience* (A. Galletti).

BOLLETTINO BIBLIOGRAFICO:

D. Bianchi, *La leggenda di „Ottinel". Contributo alla storia dell' epopea francese in Italia.* — L. Valli, *Il linguaggio segreto di Dante e dei „fedeli d' amore".* — M. A. Levi, *Dalla „ragion di stato" di Giovanni Battista Botero.* — L. Valmaggi, *I cicisbei, contributo alla storia del costume italiano nel sec. XVIII, opera postuma con prefazione a cura di L. Piccioni.* — A. Luzio, *Profili biografici e bozzetti storici volumi due*; Derselbe, *Studi critici.* — *ΟΥΓΟΥ ΦΩΣΚΟΛΟΥ, Οἱ Τάφοι κτλ...* — *ΟΥΓΟΥ ΦΩΣΚΟΛΟΥ, Οἱ Χάριτες, Μετάφραση Μαριέττας Μινώτου.* — *Πανηγυρικὸν Λεύκωμα Ζιακύνθου δια τὴν ἑκατονταετηρίδα τοῦ Φωσκόλου.* — *Ἰόνιος Ἀνθολογία.* — N. Busetto, *Le liriche di Alessandro Manzoni dichiarate e interpretate, con un saggio introduttivo sul mondo religioso e lirico del Manzoni.* — G. Balsamo-Crivelli, *Le carte giobertiane della Biblioteca Civica di Torino.* — A. Marin, *Romanticii italieni şi Românii* (*Note*). — A. Berriello, *L' inganno estremo. Saggio leopardiano. Prefazione di* Francesco Moroncini. — I. Bocchialini, *Poeti parmensi della scconda metà dell' Ottocento.* — G. Crocioni, *Il poeta Adolfo De Bosis.* — G. Cocchiara, *Folklore.* — *Tacito, Gli Annali, tradotti da* R. Giani.

ANNUNZI ANALITICI, PUBBLICAZIONI NUZIALI.

COMUNICAZIONI ED APPUNTI:

G. Bertoni, *Vincenzo Monti e Antonietta Costa.* B. gibt einige Stellen aus ungedruckten Briefen der Costa an Monti, die deren grofse Neigung zu dem Dichter bekunden. — A. Viscardi, *La „fedeltà" della traduzione foscoliana dell' „Iliade".* Eine gute Ausführung über die persönliche Art, das Hineintragen der eigenen Empfindungen Foscolos beim Übersetzen. — G. A. Levi, *Di una redazione del „Saggio sopra gli errori popolari degli antichi" iniziala nel luglio del* 1817. Levi findet die neue Bearbeitung des Saggio, von dem Leopardi in einem Briefe an Giordani spricht, in dem Zibaldone wieder (Ponsieri Bd. I, S. 75, Firenze 1898) und knüpft an diese kurze Darstellung treffende ästhetische Bemezkungen.

CRONACA:

Zeitschriften, kurze Mitteilungen, neuerschienene Bücher. Nachrufe für Ferruccio Ferri (R. Sabbadini), Pompeo Molmenti (V. Cian), Erasmo Pèrcopo (V. Cian).

Anno XLVI, Vol. XCI, fasc. 3.

L. di Francia, *Le novelle orientali di Gaspare Gozzi e la loro origine.* Italo Pizzi hatte bereits die Vermutung ausgesprochen, daſs die *Novelle orientali* Gozzis aus dem Französischen übersetzt seien, war aber der Sache nicht weiter nachgegangen. Diese Lücke füllt jetzt di F. aus mit dem sehr gründlichen, aber auch ungeheuer breiten und weitschweifigen Nachweise, daſs Gozzi fast wörtlich aus Cardonnes Mélanges de littérature orientale etc. (1770) übersetzt hat, freilich sprachlich so gewandt, daſs man die Übersetzung für ein Original halten könnte. Zu dem S. 300 besprochenen *Che sì, che* ist das spanische *a que* „wetten daſs" zu vergleichen. Es ist rein volkstümlich und also durchaus keine *lambiccatura*, wie di F. meint. Mit Tassos Ger. XIII, 10 hat es nicht das geringste zu tun. Als Anhängsel zu seinem Nachweise gibt Verf. noch einige Nachrichten über die Verfasser der übersetzen Erzählungen, deren Namen Cardonne bis auf eine Ausnahme stets sorgfältig angeführt hat, und über die Verbreitung der Geschichten.

VARIETÀ:

Br. Mosca, *Magia e spiritismo nel „Giorno" del Parini.* M. gibt eine m. E. überzeugende Erklärung des Bruchstückes aus der Nacht *Poi che tant' opre e glorïose hai solo*, das Carducci zuerst veröffentlichte. Es sollte die Darstellung einer jenen magischen Sitzungen werden, wie sie damals — M. bringt reichlichen Belegstoff — in der vornehmen Gesellschaft üblich waren.

V. Cian, *Un articolo shakespeariano di Ugo Foscolo.* In einem Briefe an Lady Dacre von Anfang April 1821 deutet Foscolo an, daſs er einen Aufsatz über Shakespeare geschrieben habe, der im New Monthly Magazine erschienen sei. Dieser bisher unbeachtet gebliebenen Bemerkung ist Cian nachgegangen, hat den Artikel aufgespürt und bringt ihn hier mit einer italienischen Übersetzung zum Abdruck. Etwaigen Zweifeln, dafs Foscolo wirklich der Verfasser sei, begegnet er siegreich.

RASSEGNA BIBLIOGRAFICA:

A. Oţetea, *François Guichardin. Sa vie publique et sa pensée politique* (P. Carli, anerkennend). — *Giacomo Leopardi, Canti, con l'interpretazione di* Giuseppe de Robertis (G. A. Levi, abfällige Kritik).

BOLLETTINO BIBLIOGRAFICO:

G. Bilancioni, *Il suono e la voce nell' opera di Dante. Rilievi di un otologo.* — *D. Tampio, Poesie siciliane, nuova ediz. ricavata dai manoscritti, con una introduz. di* R. Corso. — M. D. Busnelli, *Diderot et l'Italie. Reflets de vie et de culture italiennes dans la pensée de Diderot, avec des documents inédits et un essai bibliographique sur la fortune du grand Encyclopédiste en Italie.* — *U. Foscolo, Le ultime lettere di Jacopo Ortis. Revisione, introduz. e note a cura di* Angelo Ottolini, *con* 125 *illustr.* — D. Magri, *I primi passi della critica di Francesco de Sanctis.* — *R. Bonghi, I fatti miei e i miei pensieri. Pagine del Diario con introduz. e note di* Francesco Piccolo.

ANNUNZI ANALITICI.

COMUNICAZIONI ED APPUNTI:

D. Petrini, *Tre lettere inedite di Gino Capponi.* Sie sind an Angelo Maria Ricci gerichtet. — D. Claps, *Due lettere inedite di Giovanni Pascoli.*

Zwei Briefe, die Pascoli nach dem Erdbeben von Messina geschrieben hat, und die sein gutes Herz beweisen.

CRONACA:

Zeitschriften, kurze Mitteilungen, neuerschienene Bücher, Nachrufe für Enrico Bettazzi (Fr. Picco), Enrico Sicardi (V. Cian), Giuseppe Rua (L. di Francia), Flaminio Pellegrini (A. Belloni), Ferdinando Martini (V. Cian), Cesare de Lollis (G. Bertoni).

Anno XLVI, Vol. XCII, fasc. 1—2.

A. Fr. Massèra, *I poeti isottei. I—III Appendice.* Massèra bringt hier endlich eine Fortsetzung seines gleichbetitelten Aufsatzes in Bd. LVII, S. 1—32, zu dem meine Bemerkungen in der Zrph. Bd. XXXVI, S. 125 zu vergleichen sind. Zunächst werden Ergänzungen und Berichtigungen zu dem schon Ausgeführten mitgeteilt. Zu Sigismondo Pandolfo Malatesta vgl. meine oben angeführte Bemerkung. Auch im cod. pal. Capp. 152 (S. 13, Anm. 2) wird das *Per* „für" heifsen, wie in der verloren gegangenen Handschrift des Herzogs Ercole I. von Ferrara (Gsli. Bd. LVII, S. 4, Anm. 2), so dafs die Urheberschaft Angelo Gallis gar nicht bestritten ist. Vgl. auch noch das *Per* in der Überschrift zu N. 268 in Manchisis Verzeichnis der Gedichte des cod. Vat.-Urbin 699. Zu dieser Hs., ihrer Datierung und ihrer Unzuverlässigkeit vgl. anch Zrph., Bd. XLV, S. 448—449, zu Angelo Galli als Hofdichter das. S. 453. Die Besserung in dem Sonett S. 3, V. 5 *ciel* zu *cor* halte ich für verfehlt. Galli sagt, er sei ganz unwissend und ungeschickt, vertraue aber auf den *Himmel*, dafs er seine Feder führe, um Isottas Lob singen zu können. Dies *ciel* scheint sogar eine Rückdeutung auf das *ciel* im ersten Verse der Proposta. S. 5, V. 8 in Sonett II war *forsa*, die gewöhnliche Form bei Galli, zu lassen. Vgl. Zrph., Bd. XLV, S. 576. Zu Valturi bringt M. hier nichts Neues, hingegen kann er die Figur des Tracalo aus Rimini etwas mehr aufhellen. Nun folgen in IV und V Mitteilungen über Tobia Borgo und dem bekannten Basinio aus Parma. Von ersterem wird festgestellt, dafs er sicher seit Anfang 1446 in Rimini lebte, und dafs er dort wohl Mitte 1449 an der Pest starb. Guarino und viele andere lobten ihn als einen bedeutenden Dichter. Unter seinem Namen ist aber nur ein mittelmäfsiges Gedicht von 1439 an Niccolò III von Este erhalten. Von Basinio interessiert in dem gegebenen Zusammenhange die Frage, wann er nach Rimini kam. Vielleicht hat er nicht erst nach dem Tode Leonellos (1. Oktober 1450) Ferrara verlassen, sondern ist schon Ende 1449 nach Rimini gekommen. Drei Urkunden von 1453, in denen er erwähnt ist, zeigen, dafs er mit Pietro Perleone in nähere Berührung gekommen ist und dafs er schon in diesem Jahre Bürger von Rimini war. Er starb wahrscheinlich am 25. oder 26. Mai 1457.

G. Ziccardi, *Saggi Pariniani.* 3. Il bisogno. 4. Il brindisi. 5. Intermezzo biografico. 6. Il messaggio. Fortsetzung des Aufsatzes in Bd. LXXXIX, erklärende Analysen der Gedichte, die nicht gerade wesentlich Neues bringen, in der Hauptsache Verteidigungen Parinis.

VARIETÀ:

F. Boyer, *La politica del Guarini. Lettera inedita a Virginio Orsini* (1600). Der sehr interessante Brief gibt dem Herzog von Bracciano Ratschläge, wie er sich Frankreich und Spanien gegenüber verhalten solle.

Br. Brunelli, *Il patrimonio di un poeta.* B. veröffentlicht das in Wien aufbewahrte Nachlafsverzeichnis Metastasios, aber nicht in der deutschen Urschrift, sondern in italienischer Übersetzung und knüpft einige Bemerkungen daran. Aus dem Verzeichnis ist ersichtlich, dafs Metastasio in wahrhaft glänzenden Verhältnissen lebte.

A. Ottolini, *Le edizioni Resnati della „Bassvilliana" nel* 1821 *e le postille del Maggi.* Beide Ausgaben sind vom Jahre 1821 und von Monti selber durchgesehen und hier und da gebessert. Einige bisher unveröffentlichte Erklärungen Maggis, die sich handschriftlich in einem Exemplar finden, bieten Neues.

E. Michel, *Il Vieusseux ed il Guerrazzi. La morte di Giovanni Berchet.* I. Vieusseux's Stellungnahme bei Unterdrückung des „Indicatore Livornese" wird hier klargelegt. II. Abdruck des Briefes der Costanza Arconati vom 27. Dez. 1851, in dem sie Angelo Camillo De Meis den Tod Berchets mitteilt und einer darin gemachten eigenhändigen Bemerkung von De Meis.

RASSEGNA BIBLIOGRAFICA:

Marie-Josèphe Pinet, *Christine de Pisan*, 1364—1430. *Étude biographique et littéraire* (F. Neri). — Alfredo Galletti, *Alessandro Manzoni. Il pensatore e il poeta*, *Voll.* 2; Luigi Tonelli, *Manzoni*; Cesare De Lollis, *Alessandro Manzoni e gli storici liberali francesi della Restaurazione* (A. Momigliano). — Franco Ridella, *Leopardiana. Volume I: Leopardi e Giordani* (G. A. Levi). — E. Broccardi, A. Colombo, A. Custodero, R. V. Foà, G. Gentile, E. Michel, E. Passamonti, *Goffredo Mameli e i suoi tempi*; *Goffredo Mameli*, *La vita e gli scritti*, *a cura di* A. Cordignola. *Edizione del Centenario. Vol. I, La Vita*; *Vol. II, Gli scritti* (F. M. Mannucci).

BOLLETTINO BIBLIOGRAFICO:

A. Schiaffini, *Testi fiorentini del Dugento e dei primi del Trecento.* — G. Scarlata, *Dalla Selva all' Empireo. Saggi dottrinali sulla „Divina Commedia".* — G. Lipparini, *La vita e l' opera di Giov. Boccaccio.* — G. B. Picotti, *La giovinezza di Leone X.* — U. E. Paoli, *Prose e poesie latine di scrittori italiani. Seconda edizione riveduta e ampliata.* — *Savona nella storia e nell' arte. Scritti offerti a Paolo Boselli per la R. Deputaz. sopra gli Studi di storia patria.* — R. de Mattei, *La politica di Campanella*; Ders., *La „Monarchia di Spagna" di Campanella e la „Ragion di Stato" di Botero.* — E. Santini, *L' eloquenza italiana dal Concilio Tridentino ai nostri giorni. Vol. I, Gli oratori sacri*; *Vol. II, Gli oratori civili.* — Q. Sella, *Epistolario inedito.* — A. Meozzi, *La vita e la meditazione di Giovanni Pascoli.*

ANNUNZI ANALITICI, PUBBLICAZIONI NUZIALI.

COMUNICAZIONI ED APPUNTI:

G. N. Giordano Orsini, *La „Introduction to the Study of Dante" di I. A. Symonds.* Es wird die völlige Abhängigkeit Symonds von Carlyle aufgewiesen, den er nie anführt. — A. Gandiglio, *Ancora a proposito dell'„Africa".* Abwehrartikel gegen eine giftige Antwort Festas auf Gandiglios Appunti su l'„Africa" edita da N. Festa im Gsli. Bd. XC, S. 289—308. Vgl. Zrph. Bd. XLIX, S. 127. — W. Smith, *Aurelio*, *Comico.* In Ergänzung des

bekannten Werkes von Luigi Rasi einige Nachrichten über den Komiker Aurelio und Abdruck zweier unbekannter Briefe von ihm aus dem Jahre 1621. — A. Ottolini, *Breve nota allo studio del Bosco sul Tasso.* O. fügt zu dem von Bosco in seinem Aufsatze im Gsli. Bd. XCI, S. 1 ff. aufgezählten Dichtern, die sich mit Tasso beschäftigt haben, Porta und Giovanni Ventura hinzu. — L. A. Sheppard, *Per un' edizione londinese degli „Animali Parlanti“.* Es wird festgestellt, dafs die Ausgabe Lorenzo da Pontes (1803) wirklich vorhanden ist. — F. Fòffano, *Noterella critica su un carme del Monti.* Fòffano weist auf die auffallende Ähnlichkeit hin, die zwischen des Statius *Epithalamion in Stellam et Violentillam* und *Le nozze di Cadmo e d'Ermione* Montis besteht. — C. Brooks, *Une lettera inedita di Ugo Foscolo.* Ein Brief vom 12. August 1823 an William Roscoe, worin Foscolo ihm den eben als Flüchtling in England angekommenen Antonio Pannizzi empfiehlt. — G. A. Levi, *Appunti di cronologia leopardiana.* Die ersten hundert Seiten des Zibaldone Leopardis sind nicht mit Zeitangaben versehen. L. bemüht sich nun, auch innerhalb dieser eine genügende Anzahl Daten festzulegen, und es gelingt ihm, so dafs man nun zu einer vollen Chronologie der Zibaldone gelangt.

CRONACA:

Zeitschriften, kurze Mitteilungen, neuerschienene Bücher.

BERTHOLD WIESE.

Butlletí de dialectologia catalana. Publicat per les oficines del Diccionari general de la llengua catalana. Barcelona, Institut d'Estudis Catalans. VIII (1920), 84 p.; IX (1921), 104 p.; X (1922), 152 p.; XI (1923), 151 p.; XII (1924), 115 p.; XIII, 1925 gener-juny, 79 p.[1]

1. Lautlehre. P. Barnils beschäftigt sich mit einigen Problemen der katalanischen Lautentwickung: *Apuntament de problemes de fonètica històrica del català.* I. *De les vocals pretòniques o, u* (VIII, 69—76), II. *De la a final* (IX, 56—60), III. *De certes consonants no etimològiques* (IX, 60—63). In dem ersten Aufsatz möchte er zeigen, dafs der Wandel von vortonigem *o* zu *u* zunächst durch folgendes betontes *i* hervorgerufen und dann verallgemeinert worden sei. Dafs sich *u* an Stelle von *o* gern vor dem Tonvokal *i* einstellt, ist sicher, übrigens auch schon von Niepage § 43 erwähnt; aber auch andere Momente, vor allem folgende Nasale haben früh gewirkt, so dafs die Entscheidung über die Priorität sehr schwer wird. Vergleiche beispielsweise folgendes Nebeneinander in einem Text aus dem 12. Jahrhundert: *de la muntad, de la muntadà*, aber *dezacorit*, *molins* (Pujol, S. 13). — Der Aufsatz über nichtetymologische Konsonanten zwischen Vokalen, der schätzenswertes Material bringt, hätte gewonnen, wenn der Verf. die längst geklärten Verhältnisse anderer Sprachen und auch frühere Bemerkungen zum Katalanischen (vgl. z. B. Niepage § 155 und meine Sprachgeographischen Untersuchungen § 122) berücksichtigt hätte. Der Konsonant *-d-* in Verbindungen wie *dix ad els*, *ad aquela hor*, *alberga ad agua tepida*, der mit dem Schwund des intervokalischen

[1] Über Band I—VII, vgl. ZRPh XLI, 711—723. Über Band VIII ff. vgl. auch W. v. Wartburg in Archivum Romanicum VII (1923), VIII (1924).

-d- in Widerspruch zu stehen scheint, erklärt sich ganz einfach aus dem Bestreben, den Hiatus und die Elision zu vermeiden, um die syntaktische Verbindung nicht zu verwischen (vgl. Millardet, Études de dialectologie landaise, Toulouse 1910, S. 23; Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion. 2. Aufl. Leipzig 1923, S. 136). Dieselbe Rolle wie *-d-* spielt *-n-* (*ho he dit an ell*), wo sich ganz ebenso wie im Südfranzösischen die Präposition *in* eingemischt hat. An eine Lautentwicklung *-d-* > *-n-* ist nicht zu denken. Die Laute *v*, *b*, *g* schliefslich, denen sich noch *y* hinzugesellt (*moneda* > *monẹye*, BDC V, 24, patella > *peyel'e*, ib. I, 27; placere > *pleyẹ́*, ib. I, 31 usw.) erklären sich in der an den obigen Stellen besprochenen Weise. Bezüglich *ad* neben früh auftretendem *a* ist jetzt auch an das Spanische zu erinnern (Menéndez Pidal, Orígenes del español. Madrid 1926, S. 460: „arcaismo"). — In dem Aufsatz *Consonants persistents i consonants evolutives* (IX, 91—93) vertritt P. Barnils den Standpunkt, dafs die Konsonanten *m*, *n*, *r* und *l* im Katalanischen im grofsen und ganzen erhalten bleiben, weil sie durch besonderen vokalischen Gehalt ausgezeichnet sind. Wir pflichten ihm bei, wenn wir eine ausführlichere Behandlung der Frage auf Grund sprachvergleichender Methode fordern.

P. Fouché vertieft in seinem Aufsatz *La diphtongaison en catalan* (XIII, 1—46) die zuletzt in seinem Buch *Phonétique historique du roussillonnais* (Toulouse 1924) vorgetragene These von der Diphthongierung der Tonvokale *ę́*, *ǫ* vor folgendem Palatal (lectu > *llit*, nocte > *nuyt* > *nit*) mit Ausblicken auf das Süd- und Nordfranzösische. „Die Diphthongierung im Provenzalischen ist viel älter als man bisher angenommen hatte; sie hat etwa zu derselben Zeit stattgefunden wie die erwähnte Diphthongierung im Katalanischen" (S. 24). — Im zweiten Teil der Arbeit versucht der Verf. zu zeigen, dafs die eigenartigen Qualitätsverhältnisse des ursprüglichen *ẹ́* und *ę́* im Ostkatalanischen auf einer spontanen Diphthongierung, die sich bei diesen Lauten im genannten Gebiet vollzogen habe, beruhe.

2. Syntax. L. Spitzer, *El dual en català i en castellà* (IX, 83—84). W. Meyer-Lübke, *Der Dual im Katalanischen und Spanischen* (XI, 123—127), wozu wieder Spitzer in Archivum Romanicum IX (1925).

3. Wortbildungslehre. W. v. Wartburg (*Substantifs féminins avec valeur augmentatire*, IX, 51—55) zeigt in instruktiver Weise, wie ursprüngliche Plurale von Neutris (Typ: prata) über die kollektive Bedeutung zu einer singularen Verwendung im augmentativen Sinn gelangten. Beispiele dieser Art hatte aus dem Spanischen vorher A. Castro (RFE I, 182) und gleichzeitig mit v. W. auch L. Spitzer, Wortbildungslehre, S. 94 beigebracht. In der Tat hat sich der Unterschied zwischen Maskulinen auf *-u* und augmentativen Femininen auf *-a* sehr häufig auf der iberischen Halbinsel und darüber hinaus herausgebildet, so dafs eine Zusammenstellung und eingehende Würdigung der betreffenden Formen wünschenswert erscheint. Vgl. gal. *cancelo* 'especie de cancilla pequeñita' gegenüber *cancela* 'cancilla, puerta de tablas etc.'; *burato* 'kleines Loch', *burata* 'grofses Loch' (Valladares); *torto* 'torta pequeña' in der Montaña de Santander (García Lomas); *campa* 'explanada que sirve en las aldeas de plaza o cosa semejante', ebendort entsprechend astur. *campa* 'pedazo de tierra llana', *abogalla* 'agalla de tamaño grande', *abogallo* 'agalla pequeña', *boto* 'bota pequeña para el vino', *encino* 'encina pequeña' in Salamanca

(Lamano y Beneite); *mesa* 'Bank', *mesu* 'Schemel' in Asturien (REW 5497) usw. Lehrreich sind auch *bárganu* 'Pfahl einer Einhegung', *bárgana* 'Zaun, lebende Hecke' (WS VII, 155), *rozu* 'argoma', *roza* 'sitio poblado de árgoma' (Llano Roza, *Del folklore asturiano*, Madrid 1922, S. 271) in Asturien.

4. Lexikographie. Das in den zur Besprechung stehenden Bänden enthaltene wortkundliche Material ist ungemein reich. In einer stattlichen Reihe von Sammlungen, denen sich noch Veröffentlichungen aufserhalb des Rahmens des Butlletí hinzugesellen, ist nach Zweigen der lokalen Beschäftigungen und anderen Begriffsgruppen geordnet, ein wertvoller Stoff zusammengetragen, der das rein Sprachliche weit überspannend einen willkommenen Einblick in typische Erscheinungsformen der katalanisehen Volkskultur gewährt. In nur wenigen Teilgebieten der Romania ist das heimische wort- und kulturkundliche Material so emsig zusammengetragen und so planmäfsig zusammengestellt worden wie in Katalonien. Im Band VI des Butlletí (VI, 59—164) hatte R. Pons die Terminologie der katalanischen Textilindustrie in einer schönen Sammlung vereinigt. In den vorliegenden Bänden finden wir, von klaren Abbildungen begleitet, zwei Darstellungen der Töpferei (J. M. Casas, *Assaig de vocabulari de la indústria terrissera de la Selva del Camp i Breda*, IX, 73—82; F. Roig, *Collecció de termes recollits en una terrisseria de Blanes*, XIII, 47—63), die sich in der gleichen urtümlichen Form vollzieht wie etwa in Teilen Portugals, in Galizien, in Asturien, bei den Berbern, in Griechenland, in der Bretagne usw. Gleich wertvoll ist uns der Beitrag von Au. Matons, der die Terminologie der Olive von ihrem Anbau bis zu ihrer Verarbeitung in der Quetsche unter Beifügung lehrreicher Illustrationen gesammelt (*Vocabulari de l'oli i de l'olivera*, X, 101—132) und damit ein schönes Vorbild für entsprechende Arbeiten in anderen Olivenkulturgebieten des Mittelmeeres gegeben hat. Joch, Pflug und Pflügen behandelt A. Griera (*El jou, l'arada i el llaurar*, XI, 80—101); aus dem Kreis des Ackerbaus ist auch die gleich inhaltsreiche Zusammenfassung der Termini genommen, die das Mähen und Dreschen im katalanischen Kulturgebiet veranschaulichen (A. Griera, *Materials del Diccionari dels Dialectes Catalans extrets del qüestionari del segar i del batre*. Veröffentlicht in der Festschrift für L. Gauchat, S. 377—397), beides Arbeiten, die in der hier (ZRPh XLVI, 466) besprochenen und gleichfalls vom Institut in Barcelona veröffentlichten Studie von P. Rokseth, *Terminologie de la culture des céréales à Majorque*, Barcelona 1923 eine wertvolle Ergänzung finden. In das Reich des Fischfangs und der Schiffahrt — ein Gebiet, das trotz Schuchardt viel zu wenig von der romanistischen Forschung beachtet wird — tauchen H. Costa, *Contribució al vocabulari de la navegació fluvial*, IX, 64—68), sowie J. Amades und E. Roig (*Vocabulari de l'art de la navegació i la pesca*, den 115 Seiten starken Band XII füllend), wobei E. Roig, wie schon so oft, zu dem Verständnis der Definitionen durch glänzend ausgeführte Zeichnungen beiträgt. Willkommene Materialsammlungen bieten schliefslich A. Sallent, der sachkundig die in Katalonien gebräuchlichen Vogelnamen zusammengestellt hat (*Els noms dels ocells de Catalunya*, X, 54—100) und A. Griera, dem wir die Sammlung der Fluſs- und Meerfische Kataloniens verdanken (*Els noms dels peixos dels mars i rius de Catalunya*, XI, 33—79).

Eine historische Gliederung und eine Erklärung der Ortsnamen des Sprengels Urgell gibt W. Meyer-Lübke (*Els noms de lloc en el domini de*

la diòcesi d'Urgell, XI, 1—32), während M. de Montoliu die Flufsnamen Kataloniens zu deuten versucht (*Els noms de rius i els noms fluvials en la toponimia catalana*, X, 1—33).

Zu den in früheren Bänden veröffentlichten Wörtersammlungen aus dem aragonesischen Grenzgebiet gesellt sich die von M. Pallarès, *Vocabulari de Penarroja* (IX, 69—72) hinzu.

A. Griera stellt katalanische Elemente im Sardischen (X, 140—145) und sardische Elemente im Katalanischen Algheros (X, 144—139) zusammen.

Als regelmäfsiger Mitarbeiter des Butlletí ist L. Spitzer durch eine Reihe von Beiträgen vertreten, seinen anregenden Aufsatz über Schallwörter (*Sobre la formació de les paraules onomatopeiques en català*, VIII, 60—68), dem man eine baldige Auswirkung auf der Iberoromania und darüber hinaus wünscht, Ergänzungen zu den etymologischen Beiträgen von García de Diego (XI, 128—136) und eine Reihe katalanischer Etymologien (IX, 85—90: *a uf*, *alerta*, *l'any tirurany*, *desllatigar*, *eccenet*, *nissaga*; XI, 119—122: *arronçar*, *ronsejar*, *gronxar*).

Einige kühne Etymologien von Wörtern aus dem Val d'Aran präsentiert J. Coromines (XIII, 64—70).

An Bemerkungen etymologischen Charakters finden wir schliefslich H. Schuchardt *Andorra* (VII, 77) und À. Griera, *Boc de Biterna* (XI, 102).

5. Ortsnamenkunde. Vergleiche die oben genannten Beiträge von Meyer-Lübke und Montoliu.

6. Monographien einzelner Landschaften. A. Griera setzt die Reihe seiner regionalen Monographien fort. Er bringt sehr willkommenes Material, dessen Deutung und Gruppierung man indessen nicht immer beipflichten kann. Es handelt sich um nicht mehr als vorläufige Skizzen: *El català oriental* VIII, 1—34; *El català occidental* VIII, 35—59, IX, 1—3; *El valencià* IX, 4—32; *El rossellonès* IX, 33—50. Wertvoll ist die jeweils beigegebene Bibliographie.

7. Allgemeines. Mit dem Aufsatz *Afro-romànic o ibero-romànic?* von A. Griera (X, 34—53) hat sich in dieser Zeitschrift XLVI, 116 ff. bereits W. Meyer-Lübke auseinandergesetzt. Vergleiche auch J. Jud, Ro LI, 291—293 und A. Alonso, RFE XIII, 225—261.

In einem Brief, den H. Schuchardt an A. Griera gerichtet hat (XI, 109—118) wirft Schuchardt im Anschlufs an Grieras Arbeit in dieser Zeitschrift eine Reihe von Problemen aus der Fischereiterminologie (kat. *salabret*, *palangre*, *gánguil*, südfrz. *sardoun*) auf, um sich im Anschlufs daran über Art und Verhältnis der valencianischen barracas zu den Fischerhütten in der provenzalischen Camargue zu äufsern. Vgl. dazu meine Bemerkungen in der Festschrift für C. Voretzsch, S. 312.

Mit dem Hinweis auf das baldige Erscheinen des katalanischen Sprachatlas konnten wir unseren Bericht über die ersten Bände des Butlletí im Jahre 1921 (XLI, 711 ff.) abschliefsen. Die ersten Lieferungen dieses Werkes sind inzwischen erschienen und haben grofsen Beifall gefunden. Unser Wunsch geht dahin, dafs trotz aller Schwierigkeiten A. Griera dieses grofse Unternehmen unentwegt fortführen und das seit einigen Jahren gesperrte Butlletí bald wieder seinen Fortgang finden möge.

8. Bibliographie. Den einzelnen Heften sind Besprechungen über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiet der katalanischen Philologie beigegeben, die bequem über ihre Fortschritte unterrichten.

F. Krüger.

Verzeichnis der bei der Redaktion bis 1. August 1929 eingelaufenen Druckschriften.

Philip Schuyler Allen, The romanesque Lyric from Petronius to the Cambridge Songs with renderings into English verse. The University of North Carolina Press 1928. XVIII u. 373 S.

Michael Bihl, De legenda versificata S. Francisci auctore Henrico Abrincensi = S. A. Archivum Franciscanum Historicum XXII (1929). 53 S.

A. Borgeld, Vrouwenlist. Verbreiding en oorsprong van een novelle uit den Decamerone. Groningen, J. B. Wolters 1926 = Neophilol. Bibliotheek 7. 83 S.

Joseph S. G. Bolton, Melanthe, a latin pastoral play of the early seventeenth century written by Samuel Brooke, subsequently Master of Trinity College, Cambridge. New Haven: Yale University Press. London: Humphrey Milford. Oxford University Press 1928 = Yale Studies in English LXXIX. VIII u. 212 S.

James R. Caldwell, On the Icelandic Disciplina Clericalis = S. A. Scandinavian Studies and Notes ed. A. M. Sturtevant X, 5, February 1929, S. 125—135.

Pius Servien Coculesco, Sur les méthodes de critique textuelle du type Lachmann-Quentin = S. A. Grai şi Suflet, revue de l'Institut de philologie et de folklore. Bucarest 1928. 15 S.

(Nekrolog auf) Archibald Cary Coolidge = S. A. Harvard Library Notes, nr. 20, April 1928, S. 153—171.

Emilio García Gómez, Un texto árabe occidental de la leyenda de Alejandro según el manuscrito ár. XXVII de la Biblioteca de la Junta para ampliación de estudios. Edición, traducción española y estudio preliminar. Madrid 1929. CLXIV u. 182 S.

Friedrich Gennrich, Zur Ursprungsfrage des Minnesangs. Ein literarhistorisch-musikwissenschaftlicher Beitrag = S. A. Dt. Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte VII (1929), S. 187—228.

C. H. Grandgent, Introducción al latín vulgar, traducción del inglés, adicionada por el autor, corregida y aumentada con notas, prólogo y una antología por Francisco de B. Moll. Madrid 1928 = Publicaciones de la „Revista de filología española", vol. IX. 384 S. u. 2 Karten.

Giacomo de Gregorio, 1. Valeur et représentation phonétique des *clicks*. 2. Abolition du mot aspiré pour tout phonème expiré = S. A. Festschr. für Jos. Schrijnen zum 3. Mai 1929, S. 44—45.

Paul Grosjean, Magister Henricus de Abrincis archipoeta = S. A. 1928, p. 295—308.

John Paul Heironimus and Josiah Cox Russell, Two Types of thirteenth century grammatical Poems = Colorado College Publication, General Series no. 158 (1929). 27 S.

Louis Karl, Recherches sur quelques ouvrages scientifiques du moyen âge: La Fontaine des Amoureux (en vers français) par Jean de la Fontaine. La Chirurgie, le traitement des chevaux et des oiseaux (en latin et en catalan) par Théodoric le Catalan = S. A. Revue des bibliothèques XXXVIII (1928). 18 S.

Henry Safford King, Echoes of the American Revolution in German Literature = University of California Publications in Modern Philology XIV (1929), 2, S. 23—193.

A. H. Krappe, Sur un épisode présumé historique de l'„Orkneyinga Saga" = S. A. Revue des Questions historiques du 1er Octobre 1928. 16 S.

Ders., La leggenda di S. Eustachio. S. A. Aquila, Off. Graf. Vecchioni 1928. 34 S.

Francis Peabody Magoun, jr., Harvard Ms. Latin 34, Historia de preliis (I[a] Recension) = Harvard Library Notes, nr. 20, April 1928, S. 172—175.

J. Melander, Étude sur l'ancienne abréviation des pronoms personnels régimes dans les langues romanes. Paris, Champion u. Leipzig, O. Harrassowitz 1928. 175 S.

Angelo Monteverdi, Rodolfo Tortario e la sua epistola „Ad Bernardum" = S. A. Studj Romanzi XIX (1928). 43 S.

Giorge Pascu, Nume de plante, elemente românice, mediolatine, franceze, provansale şi italiene = S. A. Revista critica 1929. 12 S.

Karl Strecker, Einführung in das Mittellatein. Zweite, erweiterte Auflage. Berlin, Weidmann 1929. 52 S.

M. Szadrowsky, Eine romanisch-deutsche Suffixverbindung = S. A. Teutonista V (1929), S. 201—208.

L. A. Terracher, L'histoire des langues et la géographie linguistique. The Zaharoff Lecture 1929. Oxford. Clarendon Press 1929. 31 S.

The University of Chicago. The University Record (New Series) ed. by James Spencer Dickerson, vol. XIV (October 1928), S. 201—252.

M. L. Wagner, La stratificazione del lessico sardo. Carte linguistiche = Revue de Linguistique romane IV, nr. 13—14, janvier-juin 1928. 61 S. u. 30 Karten.

Emil Walker, Der Monolog im höfischen Epos. Stil- und literaturgeschichtliche Untersuchungen. Stuttgart, W. Kohlhammer 1928 = Tübinger germanistische Arbeiten, hgb. Hermann Schneider 5. XIV u. 286 S.

Hermann Weidenbach, Das Geheimnis der schweren Basis: das Jery slavenicum. Heidelberg, Carl Winter 1928. 31 S.

Albert Wesselski, Der Knabenkönig und das kluge Mädchen. Prag, J. G. Calve 1929 = Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde hgb. Gustav Jungbauer, 1. Beiheft. 46 S.

Ders., Erlesenes. Prag, Gesellschaft deutscher Bücherfreunde in Böhmen 1918. VIII u. 165 S.

Emil Winkler, Grundlegung der Stilistik. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing 1929 = Neuphilologische Handbibliothek hgb. Max Kuttner 4. 115 S,

---

Behrens-Festschrift. Dietrich Behrens zum siebzigsten Geburtstag dargebracht von Schülern und Freunden. Jena-Leipzig, Wilhelm Gronau 1929 = Supplementheft der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur. VIII u. 327 S.

Inhalt: K. Appel, Die Fortführung des Provenzalischen Supplement-Wörterbuches von Emil Levy. — Ph. A. Becker, Das geistliche Morgenlied von Fleury-sur-Loire. — O. Behaghel, Lingua materna. — G. Ebeling, Auslassung eines Zwischengedankens? — E. Gamillscheg, Zur Frage der Auswahl bei der suffixalen Ableitung. — K. Glaser, Emile Verhaeren und Frankreich. — A. Goetze, Konversation. — W. Gottschalk, Die Heiligen in den sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache. — H. Heiss, Zu Molières Misanthrope. — F. Holthausen, Gotische Wörter im Romanischen. — W. Horn, Baumnamen in adjektivischer Form. — Th. Kalepky, Von den sogenannten „Konjunktionen" im Neufranzösischen. — K. Karstien, Germanisches *ai* im Friesischen. — E. Kredel, Verzeichnis der Schriften von Dietrich Behrens, sodann: Chevalier d'industrie. — E. Lommatzsch, La hystoria di Piramo et Tisbe von Giovanni Sabadino degli Arienti, um 1470. — W. Meyer-Lübke, Unterschicht und Oberschicht und der Lautwandel. — G. Rohlfs, Lautwandel und Satzaccent. — A. Schulze, Nochmals altfranz. *chaut* und *chaille*. — W. Suchier, Die Quellen von Vignys Gedicht 'Le Cor'. — W. v. Wartburg, Das Schriftfranzösische im Französischen Etymologischen Wörterbuch. — R. Zenker, James Douglas Bruce und die Mabinogionfrage.

Mélanges de philologie offerts à M. Johan Vising par ses élèves et ses amis scandinaves à l'occasion du soixante-dixième anniversaire de sa naissance, le 20 avril 1925. Göteborg, N. J. Gumperts u. Paris, Champion. XII u. 419 S.

Inhalt: Harry Armini, Sopra una iscrizione metrica sepolcrale di Ostia. — Nat. Beckmann, Romanisches in der ältesten isländischen Literatur. — Gunnar Biller, Remarques sur la construction active en français. — Carl S. R. Collin, Fr. *chagrin* 'ledsen'; *colère* 'ond'. — Eilert Ekwall, The English Place-Names *Etchells*, *Nechells*. — Bengt Hesselman, Elt gammalt svenskt växtnamn, dess utländska släktingar och dess historia. — Hilding Kjellman, Fr. *ici- ainsi*. Essai d'étymologie. — Otto Lagercrantz, Zwei griechische Zusammensetzungen. — Evald Lidén, Keltische Etymologien. — A. Filip Liljeholm, Quelques étymologies françaises et provençales. — Hjalmar Lindroth, Adjektivet *trög*. — Vilh. Lundström, En geografisk „kliché" hos latinska stilister. — E. Löseth, Une vieille chanson française. — J. Melander, Le sort des prépositions *cum* et *apud* dans les langues romanes. — Karl Michaëlsson, *Egidius* > *Gilles*. Étude d'onomastique. — Åke W:son Munthe, En spansk anakolut (Ur anteckningsboken). — Ernst Nachmanson, Une isopséphie onomatologique. — A. Nordfelt, En omtvistad metod för fornskrifters utgivande. — Kristoffer Nyrop, Quelques remarques sur les pléonasmes tautologiques. — E. Staaff, Quelques observations sur les recueils de laude d'Udine et de Pordenone. — Alfred Stenhagen, Klangeffekter i modern franska. — Gustaf Stern, Om pregnant och emfatisk betydelse. — K. F. Sundén. The Origin of the English Affirmative Particle *ay(e)* 'yes'. — Gunnar Tilander, Mamsell-ttönas död och begravning och herr Björns diplomatiska aktion hos herr Räv,

tolkade efter första branchen av le Roman de Renart. — Elis Waldstein, Le mot *viking*. Anglo-saxon *wicing*, frison *wising*, etc. — Ernst G. Wahlgren, Sur la question de l'*i* parasite dans l'ancien français. — E. Walberg, Guernes de Pont-Sainte-Maxence et la „légende de Becket". — A. Wallensköld, A propos de l'étymologie du fr. *chef*. — Fredr. Wulff, Några franska uttalanden om fransk värsbildning. — R. E. Zackrisson, Some English Place-Names in a French Garb. — H. O. Östberg, Sankt Elin. — Johan Borsgård, Bibliographie des travaux scientifiques de M. Johan Vising.

Andreas Blinkenberg, L'ordre des mots en français moderne. Première partie. København, Andr. Fred. Høst & Søn 1920 = Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser XVII, 1. 247 S.

Arsène Darmesteter et D. S. Blondheim, Les gloses françaises dans les commentaires talmudiques de Raschi, t. I. Texte des gloses. Paris, Champion 1929 = Bibl. de l'École des Hautes Études, fasc. 254. LXXVI u. 212 S.

Bateman Edwards, Gui de Cambrai, Le Vengement Alixandre, edited. Princeton, Univ. Press & Paris, Les Presses Universitaires de France s. a. [1928] = Elliott Monographs ed. by Edward C. Armstrong 23. XI u. 146 S.

Max Förster, Can Old French *caroler* be of Celtic Origin? = Language IV (1928), S. 200—3.

Elisabeth Franke, Gustave Flauberts Novelle „Un cœur simple" als Wortkunstwerk. Diss. Frankfurt a. M. 1929. 96 S.

Arthur Franz, Aus Victor Hugos Werkstatt. Auswertung der Manuskripte der Sammlung „Les Contemplations". I. Die Methode der Auswertung. Gießen, Selbstverlag des Roman. Seminars 1929 = Gießener Beiträge zur roman. Philologie hgb. D. Behrens. V. Zusatzheft. 96 S. u. 3 Tafeln.

Karl Gernand, Die Bezeichnungen des Sarges im Galloromanischen. Gießen 1928 = Gießener Beiträge zur roman. Philologie hgb. D. Behrens, Heft 21. 44 S. und eine Karte.

Hans Leo Goetzfried, Romain Rollands heroischer Idealismus. Ein Beitrag zum Verständnis der Welt- und Lebensanschauung des großen Menschenfreundes. Freudenstadt (Schwarzwald), Hans Goetzfried 1929. 151 S.

Wolfgang Golther, Tristan und Isolde in der französischen und deutschen Dichtung des Mittelalters und der Neuzeit. Berlin-Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1929. VI u. 72 S. = Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur hgb. P. Merker u. G. Lüdtke 2.

Georges Gougenheim, Études sur les périphrases verbales de la langue française. Paris, Les Belles Lettres 1929. XIII u. 385 S.

Ders., La langue populaire dans le premier quart du XIXe siècle d'après le Petit Dictionnaire du Peuple de J. C. L. P. Desgranges (1821). Paris, Les Belles Lettres 1929 = Études françaises fondées sur l'initiative de la Société des Professeurs français en Amérique 19. XVIII u. 225 S.

Karl Grass, Das Adamsspiel, anglonormannisches Mysterium des XII. Jhdts. hgb. 3. verbess. Aufl. Halle, Max Niemeyer 1928 = Roman. Bibl. 6. LXXV u. 113 S.

E. Margaret Grimes, The Lays of Desiré, Graelent and Melion: edition of the texts with an Introduction. New York, Institute of French Studies 1928. 139 S.

Hermann Güntert, Kundry. Heidelberg, Carl Winter 1928 = German. Bibl., 2. Abteilung: Untersuchungen und Texte 25. 64 S. u. 2 Tafeln.

Jean Haust, Le dialecte liégeois au XVIIe siècle. Les trois plus anciens textes (1620—1630), édition critique, avec commentaire et glossaire. Liège, Impr. H. Vaillant-Carmanne 1921 = Bibl. de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège, fasc. XXVIII. 84 S.

Ders., Le dialecte wallon de Liège (1re partie). Dictionnaire des rimes ou vocabulaire liégeois-français groupant les mots d'après la prononciation des finales. Liège, Impr. H. Vaillant-Carmanne 1927. XVI u. 352 S.

Ders., Notes sur l'étymologie du fr. *palonnier*, *prone* et du wallon *pèrone*, *purnê* = Mélanges de philologie et d'histoire offerts à M. Antoine Thomas. Paris, Champion 1927, S. 203—209.

Ders., Enquête sur les patois de la Belgique romane. Notes de géographie linguistique et de folklore (avec 9 cartes) = S. A. Bulletin de la Commission de Toponymie et Dialectologie II (1928), S. 265—307.

T. Atkinson Jenkins, Old French *engan*, English *gun* = S. A. Language IV (1928), S. 232—237.

Ders., *Vitremyte*: mot latin-français employé par Chaucer = S. A. Mélanges de linguistique et de littérature offerts à M. Alfred Jeanroy. Paris, Éditions E. Droz 1928, S. 141—147.

Max Kuttner, Prinzipien der Wortstellung im Französischen. Zur französischen Negation. Bielefeld-Leipzig, Velhagen & Klasing 1929 = Neuphilolog. Handbibl. hgb. Max Kuttner 5. 118 S.

Arthur Långfors, Histoire de l'abbaye de Fécamp en vers français du XIIIe siècle, publiée avec une introduction et un glossaire. Helsinki 1928 = Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B, XXII, 1. 282 S.

Raymond Lebègue, La tragédie religieuse en France. Les débuts (1514—1573). Paris, Champion 1929 = Bibl. littéraire de la Renaissance. XX u. 555 S.

Eugen Lerch, Historische französische Syntax. II. Untergeordnete Sätze und unterordnende Konjunktionen. Leipzig, O. R. Reisland 1929. XVIII u. 449 S.

Lawrence F. H. Lowe, Gérard de Nevers, prose version of the Roman de la Violette, edited. Princeton-Paris 1928 = Elliott Monographs ed. by Edward C. Armstrong 22. XXXIV u. 177 S.

Francis Peabody Magoun, jr., The Gests of King Alexander of Macedon. Two Middle-English Alliterative Fragments: Alexander A and Alexander B, edited with the Latin sources parallel (Orosius and the Historia de preliis, I² Recension), with introduction, notes, appendices, and index. Cambridge, Harvard University Press 1929. XII u. 261 S.

Helen Eastman Manning, La Vie de Saint Thibaut, an Old French Poem of the thirteenth Century. New York, Publications of the Institute of French Studies 1929. X u. 134 S.

Paul Marchot, Sur le repeuplement du pays aduatique = S. A. Revue Belge de Philologie et d'Histoire, t. VIII (1929), no. 1. 17 S.

Erich Nagel, Marie de France als dichterische Persönlichkeit = S.-A. Roman. Forschungen XLIV(1929), 1. Heft. 102 S.

S. A. Rhodes, The Cult of Beauty in Charles Baudelaire. New York, Publications of the Institute of French Studies 1929. 2 vols. XXIV u. 617 S.

Mario Roques, Le chansonnier français de Zagreb = S. A. Mélanges de linguistique et de littérature offerts a M. Alfred Jeanroy. Paris, Éditions E. Droz 1928. S. 509—520 u. Faksimile der Hs.

Emma Schill, Les traductions françaises de l'Intermezzo de Henri Heine. Diss. Paris 1928. 164 S.

Johan Vising, La terminaison verbale française *-ons* = S. A Mélanges Jeanroy 1928. 5 S.

E. Walberg, Quelques nouveaux exemples de l'anc. wallon *fer* = ebd. S. 191—194.

Ders., Deux versions inédites de la légende de l'Antéchrist en vers français du XIIIe siècle. Lund, C. W. K. Gleerup 1928 = Acta Reg. Soc. Humaniorum Litterarum Lundensis 14.' LXXV u. 104 S.

Ders., Anc. wallon *nuaire*, *nuares* = S. A. Studia Neophilologica I(1928), S. 77—83.

C. G. R. Waters, A fifteenth century French Algorism from Liége = S. A. Isis XII(1929), S. 194—236.

Carl Appel, Der Liebesbrief Raimbaut's von Orange = Mélanges Jeanroy 1928, S. 361—374.

A. Kolsen, Drei altprovenzalische Dichtungen (BGr. 24, I = 58, I; 58, 3; 416, 2) = S. A. ebda. S. 375—385.

Alfred Pillet †, Zum Ursprung der altprovenzalischen Lyrik. Halle, Max Niemeyer 1928 = Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft V, 4 (geisteswiss. Klasse), S. 345—366.

Erich Auerbach, Dante als Dichter der irdischen Welt. Berlin-Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1929. 221 S.

Arthur Franz, Über die poetische Einheit im Inferno = S. A. Dante-Jahrbuch X, S. 13—70.

Edmund G. Gardner, Notes on the 'Matière de Bretagne' in Italy = S. A. Proceedings of the British Academy, vol. XV(1929). 36 S.

Fr. Gysling, Contributo alla conoscenza del dialetto della valle Anzasca, Novara = S. A. Archivum Romanicum XIII(1929), S. 87—190.

Th. Labande-Jeanroy, La poésie italienne avant Pétrarque. Introduction, traduction et notes. Paris, La Renaissance du Livre s. a. = Les Cent Chefs-d'œuvre étrangers. 186 S.

Ezio Levi, Inni e laudi d'un frate piemontese del secolo XIV. Firenze, Leo S. Olschki 1928. 12 S.

Ders., Il detto del Re e della Regina, poemetto piemontese del sec. XIII = S. A. Mélanges Jeanroy 1928, S. 279—290.

Camillo P. Merlino, The French Studies of Mario Equicola (1470—1525) = Univ. of California Public. in Modern Philology. XIV(1929), S. 1—22.

Bolletino bibliografico delle pubblicazioni del prof. Michele Orlando. Raccolta di giudizi. Cefalù, Tipogr. Salvatore Gussio 1929. 19 S.

Vittorio Osimo, Il Novellino e due novelle del Libro dei sette savi, con note. Milano, Antonio Vallardi 1928 = Novellieri italiani di tutti i secoli I. 152 S.

Stanko Škerlj, Syntaxe du participe présent et du gérondif en vieil italien, avec une introduction sur l'emploi du participe présent et de l'ablatif du gérondif en latin. Paris, Champion 1926 = Bibl. de l'École des Hautes Études fasc. 249. XXIII u. 292 S.

Albert Wesselski, Angelo Polizianos Tagebuch (1477—1479) mit 400 Schwänken und Schnurren aus den Tagen Lorenzos des Großmächtigen und seiner Vorfahren, zum ersten Male hgb. Jena, Eugen Diederichs 1929. LVI u. 244 S.

Berthold Wiese, Altitalienisches Elementarbuch. Zweite verbesserte Auflage. Heidelberg, Carl Winter 1928. X u. 271 S.

Jaime Oliver Asín, Origen árabe de rebato, arrobda y sus homónimos. Contribución al estudio de la historia medieval de la táctica militar y de su léxico peninsular. Madrid, Tipogr. de la "Revista de Archivos" 1928. 112 S.

Oskar Fink, Studien über die Mundarten der Sierra de Gata. Hamburg, Friederichsen, de Gruyter & Co. 1929 = Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen 1. VIII u. 130 S. m. 1 Karte u. 2 Tafeln.

Adalbert Hämel, Lesebuch der spanischen Literatur des XIX. und XX. Jahrhunderts. Halle, Max Niemeyer 1928 = Sammlung kurzer Lehrbücher der roman. Sprachen und Literaturen, hgb. K. Voretzsch XI. IX u. 238 S.

C. Carroll Marden, Cuatro poemas de Berceo (Milagros de la Iglesia Robada y de Teófilo, y Vidas de Santa Oria y de san Millán), nuevo manuscrito de la Real Academia española. Madrid 1928 = Revista de filología española. Anejo IX. 109 S.

Ramón Menéndez Pidal, La España del Cid, tomo I. Madrid, Editorial Plutarco 1929. IV u. 450 S.

Gerhard Moldenhauer, Die Legende von Barlaam und Josaphat auf der iberischen Halbinsel. Untersuchungen und Texte. Halle, Max Niemeyer 1929 = Romanistische Arbeiten, hgb. K. Voretzsch XIII. VIII u. 348 S. mit 1 Filiationstafel.

Ders., Contribución al Catálogo de manuscritos españoles existentes en bibliotecas portuguesas. Madrid, Tipogr. de Archivos 1928. 40 S.

Ders., Aus der Tätigkeit der Arbeitsstelle für deutsch-spanische Wissenschaftsbeziehungen in Madrid = S. A. Ibero-Amerikanisches Archiv, hgb. O. Quelle III (1929). 13 S.

George Tyler Northup, El Cuento de Tristan de Leonis, edited from the unique manuscript Vatican 6428. Chicago, The Univ. of Chicago Press 1928 = The Modern Philology Monographs. 298 S.

Ludwig Pfandl, Geschichte der spanischen Nationalliteratur in ihrer Blütezeit. Freiburg i. Br., Herder & Co. 1928. XIV u. 620 S.

Elise Richter, Juan Timoneda und das Imogen-Portia-Motiv = S. A. Shakespeare-Jahrbuch LXIV (1928), S. 141—158.

Spain and Spanish America in the Libraries of de University of California. A Catalogue ot Books. I. The General and Departmental Libraries. Berkeley, California 1928. 846 S.

Th. Schoen, Spanisch in 20 Lektionen (10 Briefe) = Der Kleine Toussaint-Langenscheidt zur Erlernung fremder Sprachen durch Selbstunterricht. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt 1929. XII u. 224 S. mit 3 Beilagen.

Charles Philip Wagner, El Libro del Cauallero Zifar (El Libro del Cauallero de Dios), edited from the three extant versions. Part I. Text. Ann Arbor, University of Michigan 1929. XVIII u. 532 S.

Anuari de l'Oficina Romànica de lingüística i literatura 1928, volum I. Barcelona, Biblioteca Balmes. 403 S.

Inhalt: Estudis lingüístics: Antoni Griera, Entorn de l'"Atlas linguistique de l'Italie et de la Suisse méridionale", de K. Jaberg i J. Jud. — Paul Aebischer, Essai sur l'onomastique catalane du IXe au XIIe siècle. — Anfòs Par, "Curial e Guelfa". Notes lingüistiques i d'estil. Grafia, fonètica, morfologia. — Josep Calveras, Variants de les preposicions *a*, *en*, *ab* en els dialectes catalans. — Francesc de B. Moll, Suplement català al Diccionari romànic etimològic. — Samuel Gili Gaya, Casos de etimología popular en nombres de plantas. — Lleó Spitzer, Observaciones a las "Etimologies araneses", de J. Coromines. — Etudis literàris: Manuel de Montoliu, Sobre el primitiu text versificat de la Crònica de Jaume I. — Bibliografia: A. Griera i Josep M. d'Oleza, Bibliografia lingüística. — Manuel de Montoliu i Ramon Miquel i Planas, Bibliografia literària. — Crònica de l'Oficina Romànica.

Butlletí de la Biblioteca de Catalunya, vol. VI (1920—1922). Barcelona, Institut d'Estudís Catalans 1923. 424 S.

Estudis universitaris catalans, vol. XII (1927), 1 u. 2. 522 S. Darin: (p. 46) Miquel Coll i Alentorn, Notes per a l'estudi de la influència de les cançons de gesta franceses damunt la Crònica de Bernat Desclot u. p. 461 Ders., Dues referències interessants dins els Proverbis de Guillem de Cervera.

Vol. XIII (1928), 1 u. 2. 568 S.

Ezio Levi, Impronte e influence catalane nell' Italia del secolo XIV = S. A. Atti della Società Italiana per il Progresso delle Scienze (XVII Riunione, Torino, Settembre 1928). Pavia, Tipogr. Succ. Frat. Fusi 1929. 11 S.

Obra del Cançoner Popular de Catalunya. Materials, vol. II. Barcelona 1928 = Fundació Concepció Rabell i Cibils, Vda. Romaguera. 457 S.

Wilhelm Giese, Über portugiesische Brunnen = S. A. Wörter und Sachen XI (1928), S. 65—73.

Anton B. I. Balotă, La nasalisation et le rothacisme dans les langues roumaine et albanaise. Bucarest, Socec & Co. 1926. 200 S.

Codrul Cosminului, Buletinul „Institutului de Istorie şi Limbă", hgb. Ion I. Nistor u. Vasile Grecu. Anul IV (1927) şi V (1928). Cernăuţi, Glasul Bucovinei 1929. 654 S.

Eugen Herzog †, Noch einmal *lăpăda* und *răbda* = S. A. Dacoromania V, S. 483—497.

Jorgu Jordan, Originea Romînilor = S. A. Revista critica din Jaşi 1929. 16 S.

Leca Morariu, Lu Fraţi Noştri. Libru lu Rumeri din Istrie = Cartea Romînilor din Istria = Il libro degli Rumeni Istriani (Istrorumänische Texte). Susn'eviţa (Valdarsa) — Jeiăn (Seiane). Suceava, România, Editura Revistei „Făt-frumos“ 1928. 188 S. mit 78 Bildern und einer Karte.

Ramiro Ortiz, Medioevo rumeno. Roma, Anon. Romana editoriale 1928 = Pubbl. dell' „Istituto per l' Europa orientale“, Roma. Prima serie: letteratura, arte, filosofia XVII. 91 S. u. 9 facsimile.

Revista filologică, hgb. Al. Procopovici, Anul II, 3 (Octombrie 1928). Editura Cercului de studii filologice, Cernăuţi 1929.

Inhalt: Cercul de studii filologice: lui E. Herzog. — W. Meyer-Lübke, Eugen Herzog †. — Opera lui Eugen Herzog (Repertoriu bibliografic). — Norbert Jokl, Rumänisches im Albanischen. — Adolf Zauner, Die altfranz. Infinitive *querre* und *corre*. — S. Puşcariu, Răzgâià. — Iorgu Iordan, *ciofli(n)găr*, *încoderat*, *de a ştedmătu*, *a se râde*. — Th. Capidan, Arom. *mire*, dacor. *mirişte*; dacor. *pururea*. — Leo Spitzer, Rum. *a desfătá* 'ergötzen, belustigen', *a se defătá* 'sich laben, schwelgen'; arom. *ancunare*; *proor*, *prăurá*. — N. Drăganu, Etimologii. Chestiuni sintactice. — Al. Procopovici, Din istoria pronumelui în limba românească 4. Articolul antepus şi articolul demonstrativ, etc. — Gr. Nandriş, Despre genetivul-acuzativ slav. — Constantin Lacea, Aşezarea definitivă a lui Coresi la Braşov. — Norbert Jokl, Alb. *mörkosh*. Eine Entgegnung.

Ant. Velleman, Dicziunari scurznieu da la lingua ladina = Ladinisches Notwörterbuch = Dictionnaire abrégé de la langue ladine = Abridged Dictionary of the Ladin (or Romansh) Language. Samaden, Engadin Press Co. 1929. XLVII u. 922 S.

Wilhelm Giese, Die baskischen Zahlen = S. A. Revista Internacional de los Estudios Vascos XIX (1928). 22 S.

A. H.

Der altfranzösische Narcisuslai, eine antikisierende Dichtung des 12. Jahrhunderts.

(Neuausgabe nach allen bekannten Handschriften.)

Die Überlieferung.

Die Verserzählung von Narcissus[1] (li lais de Narcisus) ist uns in drei vollständigen Handschriften und einem Bruchstück für die zweite Hälfte erhalten:

1. A = Paris, Bibl. nat. f. fr. 837 (anc. 7218), Pergament, Sammelhandschrift aus dem Ende des 13. Jhdts. 362 Blätter zu je zwei Kolumnen auf jeder Seite. Unser Text umfaſst fol. 107[c]—112[b]. Vgl. P. Paris, Les manuscrits français de la Bibliothèque du roi, t. VI (1845), p. 404 ff. C. de Boer, Pyrame et Thisbé, texte normand du XII[e] siècle = Verhandelingen der Koninkl. Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afd. letterkunde, N. reeks, deel XII. no. 3 (1911), p. 29.
2. B = Paris, Bibl. nat. f. fr. 19152 (anc. 1830), Pergament, Sammelhandschrift des 13. Jhdts. 205 Blätter zu je drei Kolumnen auf jeder Seite. Unser Text umfaſst fol. 117[c]—120[f]. Vgl. Crapelet, Partonopeus de Blois, Paris 1834, p. 27 ff. C. de Boer, a. a. O. p. 29.
3. C = Paris, Bibl. nat. f. fr. 2168 (arc. 7989[2]), Pergament, Sammelhandschrift aus der zweiten Hälfte des 13. Jhdts., im Artois geschrieben. 240 Blätter zu je zwei Kolumnen auf jeder Seite. Unser Text umfaſst fol. 58[c]—65[b]. Vgl. H. Suchier, Aucassin und Nicolette, 9. Aufl., bearbeitet von W. Suchier, Paderborn 1921, p. VII.
4. D = Berlin, Staatsbibl. Hamilton 257, Pergament, Sammelhandschrift von Fablels und Dits aus dem Beginn des 14. Jhdts. 64 statt ursprünglich 90 Blätter zu je zwei Kolumnen auf jeder Seite. Unser Text umfaſst fol. 57[a]—59[a] und setzt erst bei v. 521 unserer Ausgabe ein. Vgl. G. Raynaud = Romania XII, p. 209 ff. G. Ebeling, Tobler-Abhandlungen, Halle 1895, p. 321 ff. C. de Boer, a. a. O. p. 30.

---

[1] Vgl. Gröbers Grundriſs II, 1, p. 593. Hist. litt. de la France XIX (1838), p. 761 und XXIX (1885), p. 498. L. Moland, Origines littéraires de la France, Paris 1862, p. 278.

Nicht ohne Bedeutung für die Textkritik sind die längeren Plagiate im Abenteuerroman Cristal et Clarie, vgl. die Ausgabe von H. Breuer, Dresden 1915, p. LIII. Diese gehen auf einen der Hs. *C* sehr nahestehenden Text zurück.

Das Handschriftenverhältnis liegt recht verwickelt da und bietet der Textkritik besondere Schwierigkeiten. Wir haben zwei Rezensionen vor uns, einerseits $AB = y$, anderseits $CD = x$, wie die Kriterien gemeinsamer Fehler, Lücken und Lesarten bekunden, besonders ferner eine abweichende Textgestaltung, wobei sich aber ergibt, dafs x wegen seiner gröfseren Vollständigkeit (dazu tritt das Zeugnis des Cristalromans) und Klarheit dem Original näher-steht. Die von mir durchgeführte Untersuchung über diese Doppelgestaltigkeit des Textes kann an diesem Orte aus Raumrücksichten nicht abgedruckt werden. Doch wäre sie lehrreich für die Beurteilung der neuerdings wieder auftretenden Tendenz im verminderten Lager der Textkritiker, den im Abändern doch so gewandten Kopisten unbegrenztes Vertrauen zu schenken und Uniformierungen, die man gern als Mischtexte bezeichnet, ohne weiteres abzulehnen. Hier nur einige Einzelheiten: Die Gruppe y bietet gegenüber x: *Vrais diex* 614, *qui sevent* 616, *Mere dieu priez vostre fil Que il me giet de cest peril* 619/20, *Que que ce soit* 656 (*soit* aus *siet* verlesen), *son cuer oster* 660, *Mes joie* 704 (*joie* aus *l'oïe* verlesen), *ne file* (statt *ne fine*) 714, das geänderte Reimpaar *Que riens que die ne me vaut Touz biens me fuit et mal m'assaut* 543/4, desgleichen gegen die Sprache unseres Denkmals *Lasse dist ele que dit oi Ja l'aim je tant et tant le croi* 573/4 (s. u.), Mifsachtung des Redecharakters durch Einführung der dritten statt der zweiten Person 785/9. Auch die Verstöfse gegen die Laut- und Flexionslehre, wie die Reimuntersuchung lehrt, bestätigen es, dafs wir für y eine spätere und getrübte Überlieferung anzusetzen haben (Belege s. u.).

Innerhalb dieser Gruppe sind Fehler in *A* besonders häufig: *n'a point d'amer* 698, *ne la puis veïr* 706, *Ou el connoisse* 742, *armez de fer* 757, *Ha douce riens qui si m'es pres Se tu savoies quels meschiez* 777/8, *Douz diex* 889, *n'est de diex* 924, *Que je bessaisse* 960, das willkürliche Reimpaar *Est ce amors qui si me grieve Lors n'a pooir que se relieve* 735/6.

B flöfst uns Mifstrauen ein durch starke Lücken und namentlich Zusätze seitens des technisch leidlich vorgebildeten Kopisten, hinter 954: *Bien doi estre maleüreus Quant ge onques vi ses .II. elz Honi soit l'ore que la vi Quar en la fin en sui trahi Ne ne l'eüsse onques veüe Ma beauté n'en fust esmeüe*; hinter 962: *Cele tres bele criature Que si forment i met ma cure Se la veoie or endroit Jamais mon cuer doulor n'avroit*; hinter 990: *Iluec s'esta et ne dit mot Tel doulor a parler ne pot.*

Für den Textkritiker ist leider eine restlose Rekonstruktion von x nicht möglich, da ein so beträchtlicher Teil des Textzeugen *D* fehlt und das Fragment selbst teils lückenhaft ist, weil Reimpaare ausgelassen wurden, teils durch Fehler und Willkürlichkeiten ver-

unstaltet, wie dies bei einem oft abgeschriebenen Texte nicht verwunderlich ist. So lesen wir *Es tu venuz* 618, *Qu'en chief n'a nule maladie* 768, *Qui m'aprent tote sa matere Et si me destreint sans mesfere* 775/6, *Quant l'ombre qu'en l'eve aperchoit* (vgl. *aparoit* in *C*) 818, den Gemeinplatz *Or n'aime je nule riens tant* 868, *Douz diex* 889, *Et las comment vi la pucele* (*veaus* war dem Kopisten unangenehm) 943; *prioit* der Vorlage veranlaſste ihn zur Umstellung beider Verse 945/6 mit dem häſslichen *porroit*: *Or ne porroit que ne l'amasse Trop se clamoit chaitve et lasse.* Ferner läſst *D* die Annahme offen, daſs diese Kopie auch unter dem Einflusse von *y* steht, also darnach stellenweise durchkorrigiert worden ist, oder daſs ein mit *D* oder dessen Vorlage gemeinsamer Typus für die Ursprünge von *x* maſsgebend war, so daſs auch bei der Klassifizierung *A B D* die gröſste Zurückhaltung geboten ist, jedenfalls in *D*, dessen Text auch gegenüber *C* bedeutend kürzer ausfiel, kein vollwertiger Gewährsmann gesehen werden darf. *y* + *D* zeigen folgende auffälligere Berührungen: aus dem die Klage des Narcissus verbindenden Teile sind die vier Verse 843/6 in *C* hier in den weiteren Redeteil hinter 860 geschoben, wobei das eine Verspaar ausfiel (auch *C* 861/4 fehlen, vielleicht infolge des Augensprungs): *Et quant plus sui desesperant Tant est m'angoisse asses plus grant* (Flexion!). Der Vers 888 steht sinngemäſs in *C* hinter 887, nicht wie hier umgestellt. In *C* ist der Abschluſs *sont mort* 1010 weit besser als hier *muerent* (*morurent* A). Gemeinsame Fehler: *parler* 697, *que je doi dire* 731, andere Reimwörter:

A B	*Que je ne sai mes qui amer*	C	*Ne je ne sai que demander*
D	(*Qui ne puis nule riens amer*)		*Fors çou que on ne puet doner*
	Fors ce que l'en ne puet trover		910
A B C	*J'ai bon mestre qui ce me dit*	C	*Amors est mastre qui me duist*
	Qui dedenz le cors m'art et frit		*Qui dedens le cors m'art et cuist*
	(bruit *D*)		774

Hier scheint es, daſs *duist* von *C* die Änderung zu *dit* (*dist* A) herbeigeführt hat (im Clarisroman haben wir *destruit* : *quist*).

Selbst *C* + *D* folgen bereits einer schlechten Quelle, z. B. *qui m'ont perdu* 932, und doch ist es geraten, sich ganz der Führung der relativ besten und vollständigsten Hs. *C* anzuvertrauen, wie die interessante Stelle 923 lehrt. Hier ist *mais puis* durchaus geboten als Selbstberichtigung auf den angewandten Plural *poons* in Form der so beliebten Anadiplosis. *C* schreibt *Poons*: *mesp*^{9},[1] daraus entstand in A B *Je nen p*^{9} *mes je sui toz seus* (*B* in zwei Zeilen), während dem Schreiber von *D* das Verständnis für dieses Verspaar ganz abging, so daſs er im Anschluſs an dies *puis* alles radikal änderte: *Je ne m'en puis mie sevrer Ne de ceste amour conseurrer.*

Die trümmerhafte Überlieferung und die zerrütteten Textverhältnisse mögen schlieſslich folgende diplomatisch wiedergegebene

[1] Denkbar wäre auch ein *mespris*, zumal dem Kopisten nur die Graphie *mais* geläufig ist.

Parallelstellen beleuchten, die zugleich einen Blick auf den sprachlichen Charakter der vier Hss. werfen lassen.

a) 589 ff. Beachte die Augensprünge bei den Reimen *-i* und *-ui*.

C	D
Or enuorerai mesage	Je li enueierai mesage
Il nara ia si dur corage	Il naũ ia si dur corage
Se ie reuieng souent a lui	Se ie ꝑroil souẽt a li
Q'ie nel uainq̄ ꝑ anui	
Or me desplaist quāq̄s ie di	Or me desplest ce q̄ ie di
Car iou meisme i failli	Qn̄t ie meime i ai failli
Por q̇ enuoierai autrui	Por q̊i enuoiere autrui
Ne sai q̄ fac ne sai u sui	Ne sai q̄ faiz ne sai ou sui
Q' sui ie donc q̇ est mes pere	Q' sui ge dōc qui est mō ꝑc
Li rois est ore ⁊ q̇ ma mere	Le roi otō ⁊ qui mamere
Donc noses tu q̇ la roine	Dāne sestu q̇ la roisne
Mencongne est ains sui orfeline	Menchōge est einz sui orfeline
Je nai ami ie nai parent	Je nai ami nenai ꝑent
Je nai conseil de boine gent	Nenai ꝯseil de nule gent
Par diu si es tu es dane	ꝑ foi si es ⁊ tu dēne
Ai ie donq̄s le sen derue	As tu donq̄s le sens desue
Ja soloie ie estre plus sage	
Sui ie deuenue sauuage	
Q' faz en bos q̄ sui ci q̇sse	Q' faiz en bois q̄ sui ci prise
Je me contieng en male guise	Je me ꝯtieng en fole guise
Ce fait amors q̄st amors lasse	Ce fet am̄ q̇st am̄ lasse
Ne sai plus a droit le nomasse	Ne sai plus adroit la nōmasse
Se ie desisce deruerie	Se ie deisse desuerie
Mener me fait molt male uie	Voirs est cest gn̄t forsenerie

b) 972 ff., wo die vier Verse 975/8 unentbehrlich sind.

C	D
Oure les ex si a veue	Euure les euz si a veue
Dane q̇ uient tote esgaree	La pucele q̇l desiroit
Qm̄ors auoit si escaufee	Q' ꝑ la forest le q̄roit
Q' toute nue en son mantel	
Aloit q̄rre le iouencel	
Il le regarde ne dist mot	
Car parler veut mais il ne pot	
La fontaine li moustre au doit	La fonteine li moutre au doit
⁊ loubre q̇ si le decoit	⁊ lombre qui le deceuoit
Les bras li tent les leures muet	
Les ex oure si com il puet	
Sanblant li fait q̄ se repēt	Senblant li fet q̇l se repent
Ele lesgarde bien lentent	Cele lesgarde bonement
Vers lui se trait ⁊ mot ne dit	Iluec se siet q̄ mot ne dit
Lors se tormēte lors socit	La se tormente la socit

A	B
Il naura ia si dur corage	Il naura ia si dur coraige
Q'il ne maime 9me sage	Q'il ne maime 9me saige
Ne sai q̄ faz ne sai q̄ di	Se ge parol souēt a lui
Ml't ai entrepris grāt anui	
	Ne sai ou uois ne sai ou sui
Q' sui ie donc · q̇ est mon pere	Q' sui ge donc? q̇ est mon pere
Li rois . ⁊ q̇ est donc ma mere	· Li rois. ⁊ q est donc ta mere
Dōt ne sai ie q̄le est roine	Dōt ne sai ge q̇? la roine
Menconge est ainz sui orfeline	Menconge est ainz sui orfeline
Je nai ami ne parent	Ge nai ami nenai parent
Nenai 9seil de nule gent	Sanz 9seil sui de bone gent
p foi si ai ⁊ tu dane	p foi si ai · tu es dane
As tu donq̄s le sens derue	As tu donq̄s le sen desue
Q' fis ou bois ⁊ q̄ sui quise	Q' faz el bois ⁊ q̄ sui quise
Je me 9tiēg en fole guise	Ge me 9tieg en fole guise
Ce fet amors q̇ si me lasse	Ce fait amors q̇ si me lasse
Ne sai q̄ plus droit le nōmaisse	Ne sai q̄ plus droit la nomasse
Se ie deisse deruerie	Se ge deisse desuerie
Voirs est ce est forsenerie	Voirs est ce est forsenerie
Oeure les iex si a veue	Oeure ses elz si ā veue
La pocele p deuant lui	La pucele tres deuant lui
Q ml't ot souffert grāt anui	Qˡ ml't ot soffert grāt anui
La fontaine li moustre au doit	La fontaine li moustre au doit
⁊ lombre qui le deceuoit	⁊ lombre qui le deceuoit
Sāblant li fet q̇l se repent	Senblant li fait q̇l se repent
Cele lesgarde biē lentent	Cele les garde biē lentent
Iluec sassist q̄ mot ne dist	Iluec sasist q̄ mot ne dit
Lors se tormente ⁊ si socist	Lors se tormente ⁊ si socit

c) 923ff., wo aufser dem bereits behandelten *mespris* auch *proier* der nur durch *C* vertretenen Gruppe *x* von *y* verunstaltet wurde. Hierbei ist *proier* als fragender Einwurf aufzufassen (vgl. Piramuslai), denn die Annahme einer Anadiplosis etwa im Anschlufs

C	D
Poons? mes p9 car je sui sox	Je ne mē puis mie seurer
V ciste amors nest pas de dox	Ne de ceste amour 9seurrer
Proier z q̄ doi ie proiier	Q' si me meīne sanz dang~
Cou q̄ iaim ne me set aidier	Ne ele ne me ueut aidier
Ne conseil doner ne me peut	z sachiez saut^e^ment ne puet
Or nia el morir mestuet	Or nia plus morir mestuet
Las ie me plaīg mais nus ne mot	Las ie me plaing z nul ne lot
Parent q̄ iaie nen set mot	Parent ne ami nen set mot

Sprache und Alter der Dichtung.

Bei der kurzen Ausdehnung des Textes (1010 Achtsilbner) gibt die Reimuntersuchung nur wenige Handhaben. *mais* : *pres* 445. 824 und *pais* : *pres* 325, : *engrés* 862, dazu *maistre* : *estre* 772. *vilains* : *plains* < plenus 245. 947, *remaint* : *destraint* 811, *fontaine* : *maine* < mīnat 802, *remaindre* : *estaindre* 645, auch *plaing* : *desdaing* 549 wie in norm. Texten seit Mitte des 12. Jhdts., z. B. Eneasroman (vgl. H. Suchier, Les voyelles toniques du vieux français, Paris 1906, p. 134/35). Ob *conseiz*, *soleiz* oder *conseuz*, *soleuz* (vgl. H. Suchier, a. a. O. p. 156), ist infolge des Selbstreims 797 nicht zu entscheiden. *secore* : *plore* 675 störte nur die Redaktion *x*, daher die Umformung *Or li prie qu'il ait encore* (*qu'il laisse e.* B). Auch *sǫme* < sauma, sagma : *hǫme* 553 (vgl. H. Suchier, a. a. O. p. 121. 149). Nur wie im Eneasroman *mot* : *ǫt* 930, *pǫt* 977 (über die Schwankungen vgl. H. Suchier, a. a. O. p. 30). Wichtiger ist, dafs lt. -ōsus nebst sōlus zu *-eus* und *seus* geworden ist: *angoisseus* : *feus* 854 und *seus* : *deus* < dŭos 924, : *maleüreus* 809, doch gleichfalls im Eneasroman *seus* : *deus* 7840 (anders im Trojaroman vgl. Ausg. von L. Constans, t. VI (1912), p. 122 Anm.) gegenüber *vos* : *-os* 2511. 2859. 2865ff., *espose* : *joiose* 1533. Hingegen zeigt Crestien Reime von fŏcus, iŏcus, lŏcus mit -ōsus wie mit sōlus und dŭos (vgl. gr. Ausg. des Cligés von W. Foerster (1892), p. LXIII). Der fürs Normannische typische Diphthong *ei* liegt überall rein vor, natürlich liefern unsere Kopien ein *oi*, aber wenigstens an einer Stelle verrät *D* seine Vorlage mit *poeir* 738. Die Gruppe *y* entfernt sich vollends vom Original mit ihrer späten und banalen Umgestaltung des Reimpaares 573/4 in *Lasse dist ele que dit oi Ja l'aim je tant et tant le* (*trop ce* B) *croi.* Vgl. ferner an späteren Eigentümlichkeiten Fälle wie *Dormir ne puet amors nel lest Lasse fet ele ce que doit* 187/8, *Plus la regarde et plus li plest Ne se muet amors ne li lest* (*Con plus l'esgarde plus li plaist Ne sone mot*

an eine Aufforderung *Et si ne fine de proier!* der Gruppe *y* verbietet sich ohne weiteres aus metrischen Gründen (doppeltes Reimpaar *-ier* und dasselbe Reimwort *proier*), widerspricht auch unserem Gesamturteil über *y*.

A	B
Je nen p9 mes ie sui toz seus	Ge nen p9 mais | Ge sui touz seus
ꝛ cest amor nest pas de diex	ꝛ cist amors nest pas des .II.
ꝛ si me maine a grāt dang˜	Q' si me maine grāt dang˜
ꝛ si ne fine de proier	ꝛ ge ne fine de proier
Las ie me plaīg ꝛ il ne mot	Las ge me plaīg | Mais nus ne mot
Parent q̄ iaie nen set mot	Parent q̄ iaie nen set mot

amors ne laist B) 661/2. Der Kopist von *A* erweist sich auch als nachlässig: *Quant il s'abessa sanz deloit* : *voit* 649 usw.

Die Zweikasusflexion ist auch nicht ein einziges Mal verletzt (selbst norm. Texte sind hierin nicht ganz konstant). In *y* sind solche Verstöfse nicht selten: *Tant que il est souef et plain* 92, *Ainz que demain sort* (*soit* B) *le soleil* 782, *Ne li pot plaire autre conseil La ert esconssé le soleil* 797/8 (ähnlich selbst *D*), *Las fait il voir dist le devin* : *fin* 847/8 (auch *D*), *D'estre ici est mon desconfort* (*D'estre ci est mout grant deport* B) 855, *Et si dites que mar fu né* (auch *D* ... *que mal fui né*) 878, *Or se gart bien chascun amant* 1009.

Nach dem Ergebnis der sprachlichen (auch reimtechnischen) Untersuchung ist der Schlufs berechtigt, dafs unsere Narzissusdichtung durchaus noch der zweiten Hälfte des 12. Jhdts. zuzuweisen und in den Kreis der antikisierenden Tendenzen neben jenes Dreigestirn (Theben, Eneas, Troja) zu stellen ist. Der unbekannte Dichter handhabt in glänzender Diktion[1] die (franzisch-)normannische Sprache und kann sich auch in stilistischer Hinsicht, wozu in erster Linie die Ausgestaltung der Redeszenen (Monolog)[2] und des verfeinerten Minnebegriffs gehört (dieselbe Technik und Psychologie wie beim Eneas-, Trojaroman, Marie de France, Crestien von Troyes), mit seinen Zeitgenossen messen.

[1] Vgl. das Lob, das dem Narcissusgedicht im Vergleich zum Piramus von G. Paris, Hist. litt. XXIX, p. 498, Moland a. a. O., p. 287, Sudre a. a. O. p. 81 gespendet wird. Auch G. Gröber gilt die Form im Narcissus für ungekünstelter als im Piramus.

[2] Vgl. G. Paris, Mélanges de litt. française du moyen âge, t. I, p. 277, Anm. 5. Für die Schilderung vom unruhigen Schlaf der Verliebten und der Unzufriedenheit mit der Aufmachung der Lagerstätte (vgl. Eneas 8399 ff., später bei Gautier d'Aupais nachgeahmt und in anderer Situation bei Henricus Septimaliensis) verweist E. Faral auf Ovid, Amores I, 2, 1: Esse quid hoc dicam, quod tam mihi dura videntur strata, neque in lecto pallia nostra sedent ... (Rom. 1911, p. 217).

Zur Stoffgeschichte.

Die aus Ovids Metamorphosen III, 341—510 bekannte Erzählung von dem schönen Narcissus und der Nymphe Echo, die dort mit der Verwandlung endet, erfreute sich im 12. Jhdt., dem Zeitalter der gröſsten Beschäftigung mit Ovid, und das ganze Mittelalter hindurch groſser Beliebtheit, wie die Anspielungen im Norden und Süden Frankreichs zeigen. Für die provenzalischen Zeugnisse vgl. Birch-Hirschfeld, Über die den provenzalischen Troubadours des 12. und 13. Jhdts. bekannten epischen Stoffe, Leipzig 1878, p. 14ff. und L. Sudre, Publii Ovidii Nasonis Metamorphoseon libros quomodo nostrates medii aevi poetae imitati interpretatique sint, Paris 1893, p. 13 und 19ff. Hier finden wir die abweichende Fassung, daſs Narcissus sich in die Quelle stürzt, um sein Spiegelbild zu haschen, und dort ertrinkt: Bernart von Ventadorn 43, 23: *c'aissi·m perdei com perdet se lo bels Narcisus en la fon* (Ausg. C. Appel, Halle 1915, p. 251); Flamenca 647: *L'us dis com neguet en la fon Lo belz Narcis quan s'i miret* (Ausg. P. Meyer, Paris 1901, p. 25). Auch Rom. VII, 456. Dies begegnet auch in der merkwürdigen Form der ital. Sammlung der Cento novelle antiche nr. 46, vgl. A. D'Ancona in Romania III (1874), p. 173 und L. Sudre, a. a. O. p. 71. In Biagi's Edition, Firenze 1880, p. 79: *Allora Narcis si lassò cadere inella fonte, in tale guisa che ne moriò.* Birch-Hirschfeld glaubt, daſs die provenzalischen Anspielungen auf Ovidische Erzählungen, namentlich bei Guiraut de Cabreira (dieser kennt Pyramus, Narcissus, Itis, Biblis und Caunus), sich auf französische Dichtungen beziehen, und über unseren Lai urteilt er: „Da wir die Abfassung der kleinen Erzählung wol ins 12. Jhdt. verlegen dürfen, so läſst sich nichts gegen die Behauptung einwenden, daſs auch dieses Gedicht nach Südfrankreich und zu Guiraut von Cabrera gelangt sei." Hingegen neigt Wilh. Keller, Das Sirventes „Fadet Joglar" des Guiraut von Calanso, Erlangen 1905, S. 34, zur Annahme einer oder mehrerer provenzalischer Bearbeitungen der Metamorphosen Ovids oder eines Teils derselben.

Über die nordfranzösischen Zeugnisse vgl. Dernedde, Über die den altfranzösischen Dichtern bekannten epischen Stoffe aus dem Altertum, Göttingen 1887, p. 111. Crestien scheint sich direkt auf unsere Dichtung zu beziehen, wenn er Cligés mit Narcissus an Schönheit vergleicht, Cligés 2766: *Plus estoit biaus et avenanz Que Narcissus, qui dessoz l'orme Vit an la fontainne sa forme, Si l'ama tant, quant il la vit,* **Qu'il an fu morz si come an dit,** *Por tant qu'il ne la pot avoir. Mout ot biauté et po savoir; Mes Cligés an ot plus grant masse.* Allerdings läſst sich aus dieser Stelle völlige Gewiſsheit über die direkte Kenntnis und Priorität unseres Lai nicht erschlieſsen, da jenes *si come an dit* (ebensogut wie *dessoz l'orme*) Reimrücksichten entsprungen und Ovid selbst zitiert sein kann. In seiner Anm. zur Karre 3821 scheint W. Foerster zugeben

zu wollen, dafs die beiden Lais von Piramus und Narcissus vor diesen Roman fallen, an die Priorität des letzteren glaubt auch G. Paris, Journal des Savants 1902, S. 307/8, und die ausführlichen Zitate im Trojaroman liefern ihm (p. 352, Anm. 2 = Mélanges de littérature française du moyen âge I (1910), p. 277, Anm. 2) sogar die Gewifsheit: „Comme Benoit de Sainte More donne tout un résumé de Narcissus, il faut regarder ce petit poème comme antérieur à Troie.“ Damit kämen wir nach der Datierung bei L. Constans auf die Zeitspanne 1155—1160 (vgl. ferner W. Foerster, Einleitung zu Kristian von Troyes, Wörterbuch, Halle 1914, p. 35*). Jene Hinweise lauten (Le roman de Troie p. p. L. Constans, III (1907), p. 154 ff.): 27691 *Narcisus sui, ço sai* et vei, Qui tant ama l'ombre de sei Qu'il en morut sor la fontaine ... *Faire m'estuet, jo n'en sai plus, Iço que fist danz Narcisus, Qui tant plora, criant merci, Que l'ame del cors li parti ... Narcisus por amer mori, E jo referai autresi.* Ich kann des Herausgebers Skepsis nicht teilen, da dieser unseren Lai aus Unkenntnis der sprachlichen Merkmale ins nächste Jahrhundert setzt: „Il est possible que Benoit ait connu la légende de Narcisse, amoureux de son image, par Ovide, mais il ne l'a pas suivi exactement, négligeant la double métamorphose de Narcisse en la fleur de ce nom et celle de la nymphe dédaignée Echo. Il n'a d'ailleurs pu connaître le poème du XIII[e] siècle qui nous a été conservé.“ Deshalb mufs er für die so oft angeführte Stelle im Verbum abbreviatum des Petrus Cantor († 1197) das Vorhandensein eines anderen Narcissustextes ansetzen: Hi (sacerdotes) similes sunt cantantibus fabulas et gesta, qui videntes cantilenam de Landrico non placere auditoribus statim incipiunt de Narciso cantare; quod si nec placuerit, cantant de alio.“ Der bezeichnende Ausdruck cantilena de Narciso kann nur eine geschlossene altfranz. Dichtung im Auge haben, und nichts steht dem im Wege, dafs damit unser Lai gemeint ist. Freilich nach den Ausführungen von M. C. Spalding (Publications of the Modern Language Association of America XXV (1910), p. 152 ff. büfst dies Zeugnis des Petrus Cantor seine Kraft ein, da sein Zeitgenosse Giraldus Cambrensis in der Gemma ecclesiastica statt de Narciso ein de Wacherio = d'Auchier in einigen afrz. Anspielungen bietet und wir selbst in einer Hs. des Verbum abbreviatum folgenden Wortlaut lesen: Similes sunt ioculatori vel fabulatori qui videns cantilenam de Landerico non placere auditoribus, statim incipit cantare de Aucherocho; quod si non placuerit, de Alexandro; quo fastidito cantilenam permutat in Appollonium vel Karolum Magnum vel quemlibet alium.“

Das Fortleben des Narcissusstoffes in der altfranz. Literatur verdient eine eigene Studie, aber Dané (aus Daphne irrtümlich hergeholt) ist natürlich fortab durch Echo ersetzt, und Ovid ist in den gelegentlichen Episoden meist direkt benutzt (Roman d'Alexandre, Floris et Liriopé des Robert von Blois ganz allgemein, Roman de

la Rose,[1] Ovide moralisé, Froissart, Alain Chartier u. a., vgl. Dernedde, a. a. O. p. 112). Ganz eigenartig ist das von mir aus der Hs. Paris, Bibl. nat. nouv. acq. fr. 4512 hervorgezogene und Breslau 1914 abgedruckte Narissusspiel aus dem 15. Jhdt., da hier weder Echo noch Narcissus sterben. Ich liefere demnächst eine Neuedition dieses hübschen Textes.[2]

Eine abgekürzte Analyse unserer Dichtung findet man zuerst in Fabliaux ou contes du XIIe et du XIIIe siècle, t. I, Paris 1779, p. 181—193. Die Erstausgabe lieferte Barbazan, Fabliaux et contes des poètes françois, t. IV, Paris 1808, p. 143—175, nach den Hss. *A*, *B* und *C*, einen Mischtext nicht ohne Verlesungen und grobe Fehler, der wesentlich schuld ist an der unrichtigen Datierung seitens der Späteren. Le Grand d'Aussy, Fabliaux ou contes, fables et romans du XIIe et du XIIIe siècle, t. I, Paris 1829, p. 258—268 begnügte sich, jene Prosaanalyse von 1779 nachzudrucken, teilte aber im Anhang p. 24—26 hauptsächlich aus der Hs. *C* 230 Verse mit. In der vorliegenden Neuedition hielt ich es für angebracht, möglichst *C* zu folgen, jedoch von den Willkürlichkeiten des Schreibers, wo es durchaus nötig erschien, abzusehen, auf seine Pikardismen zu verzichten und dafür in graphischer Uniformierung jenen sprachlichen Stand wiederherzustellen, der einem (franzisch-)normannischen Denkmal aus der zweiten Hälfte des 12. Jhdts. zukommt. Eine Vergleichung mit den vortrefflichen Ausgaben der zeitgenössischen Romane von Eneas und Troja wird sicherlich nicht nur dies Verfahren rechtfertigen, sondern auch die Überzeugung verstärken, daſs der Narcissuslai in sprachlicher wie technischer Hinsicht in denselben Kreis der antikisierenden Tendenzen fällt.

Qui tot vueut faire senz conseil,
Se maus l'en vient, ne m'en merveil;
En tote riens est bien dreiture
Qu'on i resgart sens et mesure.
Bien deit cil qui en mer se met
Garder que li tens li promet;
Et quant il veit qu'il a bon vent,
Si puet nagier seürement:
Ausi qui s'entremet d'amer
Et par saveir se vueut mener,

C: De Narciso li lais.
2 Se mal *AB* — 4 Que l'en esgart *A* — 5 doit qui en l'amor se met *B* — 6 Veoir *C* — 8 Dont *A*, Lors *B* — 10 le veut *C*.

---

[1] Vgl. E. Langlois, Origines et sources du Roman de la Rose, Paris 1890, p. 71.

[2] Merkwürdig ist die me. Fassung in Gowers Confessio amantis I, 2274—2366 (ed. G. P. Macaulay, Oxford 1901, p. 97 ff.), da Narcissus in seiner Verzweiflung sein Haupt gegen einen Stein an der Quelle zerschmettert.

Bien deit garder au comencier
Qu'il ne s'i laist trop enlacier,
Car des qu'il s'en est entremis
Et il en est auques aquis,
Puis n'est il pas a son plaisir:
Seit biens, seit maus, n'en puet partir.
Mais neporquant, quant il avient
Que cil qui fole amor maintient,
En est sorpris et bien destreiz,
Lors est il bien raisons et dreiz
Que cele en oie sa preiiere
Ne ne seit pas vers lui trop fiere,
Que tost en puet aveir damage
Par son orgueil, par son outrage.
Amors que nature consent,
Des qu'ele a ambedeus se prent
Et del tot est a lor plaisir,
Lors est el bone a maintenir.
Et s'il avient que femme prit,
Qui que il seit qui l'escondit,
Je di por veir sanz entreprendre
Qu'on le devreit ardeir ou pendre.
De maintes genz avons veü
Qu'il lor en est mesavenu.
Narcisus, qui fu morz d'amer,
Nos deit essemple demostrer:
Amors blasmeit et sa puissance,
Qui puis en prist aspre venjance;
A tel amor le fist aclin
Dont il reçut mort en la fin.
Uns devins ert, de Tebes nez,
Qui de veir dire est esprovez.
On ne poeit aperceveir
Ne par experiment saveir
Qu'il deïst onques se veir non;
Por c'ert a Tebes de grant non.
Une dame de la cité
Li a un suen enfant porté,
Que li die ce qu'il en sent,
Se vivra poi ou longuement.

14 sorpris *AB* — 15 Dont *AB* — 16 Soit bien soit mal a departir *B*, Soit soit m. n'en porra p. *C* — 17 Et *A*, se il a. *AB* — 19 et fort *B* — 22 Et ne *A*, Qu'il ne *B*, vers li *BC* — 23 Que trop i p. *A* — 28 Dont *A*, Est bien biaus *C* (—1) — 29 prist *B* — 30 Qui qu'ele *A*, Quel qu'ele *B*, que e. *A*, s'il l'e. *B* — 31 Je voel et di *C* — 32 C'on la devroit *A*, Que on la doit *C* — 33—34 *fehlen AB* — 36 a toz doner *A*, a toz monstrer *B* — 38 Mes *AB*, amors v. *AB* — 39 enclin *B* — 41 Il divinoit *A*, .I. devin ot *B* — 43 Nus *AB* — 46 Por ce estoit (ert il *B*) de haut renon *AB* — 48 I a *AB* — 50 Se porrait vivre l. *C*.

Et cil li dist tot senz veisdie:
„Gart bien qu'il ne se veie mie;
Ne vivra gaires, s'il se veit."
Cele l'ot qui pas nel creeit;
Gabant s'en torne, si dit bien
Que sa parole ne vaut rien.
Lonc tens en furent en dotance,
Et en la fin vint la provance.
Narcisus crut et devint granz
Et ja poeit aveir quinze anz;
Granz fu de cors, granz par mesure.
Onques si bele creature
Ne fu mais nee ne si gente.
Nature i mist tote s'entente
Au deviser et au portraire;
Et a grant peine le pot faire
Tot si come el l'ot devisé,
Car tant i mist de la beauté
Qu'onques ne pot rien porpenser
Qu'ilueques ne vousist mostrer.
Primes a fait les euz rianz,
Simples et vairs, clers et luisanz;
Mais estre tot ce qu'ele i fist,
Li deus d'amors del suen i mist:
Il i assist un douz regart,
Qui tot le mont esprent et art.
Puis fist le nés et puis la face
Clere plus que cristaus ne glace;
Les denz fist blanches come neis,
Puis les assena treis et treis;
Quant ot par li chascune assise,
Les levres joinst en itel guise
Qu'un poi i laissa d'overture,
Tot par raison et par dreiture.
Et quant ele ot faite la boche,
Amors une douçor i toche:
Femme qui une feiz la sent,
De s'amor alume et esprent.

51 sans envie *C* — 52 G. soi *B* — 54 C. l'oï qui pas nel croit *B*, C. l'entent *C* (+1) — 58 fu la pr. *C* — 59 *Init.* *A* — 60 Et bien *AB* — .XX. anz *A* — 61 c. et de m. *AB* — 62 plus b. *B* — 63 Ne fu veüe *B* — Ne fu nee mien escientre *A* — 66 se puet *B* — 67 Tout si come il l'ot d. *A*, Ainsi com il ont d. *B*, Tout com ele n'ot d. *C* — 68 i ot *AB* — 69 Onques ne sot *AB*, tant p. *A* — 73 Mes sor tout *AB*, ce que ele i mist *A*, ce que el i fist *B* — 75 Il li a. *C* — 78 Plus blanc (cler *B*) que cristal *AB* — 79 plus bl. ne sont (que n'est *B*) nois *AB* — 80 Si les assambla *A*, Il les acheta *B*, P. les acene *C* — 81 Qu. ch. ot par soi a. *AB* — 82 mist en tele gu. *A* — 84 Selonc reson et par mesure *AB*.

Aprés li forma le menton
Et de totes parz environ
Li vait polissant a sa main,
Tant qu'el l'a fait soef et plain.
Cler et luisant sont li sorcil;
Le cuir del front a si soutil,
Cheveus crespes, recercelez,
Qui plus luisent qu'ors esmerez.
Quant tot ot fait a son creant,
Par le viaire li espant
Et par la face qu'il ot painte
Une color qui pas n'est fainte,
Qui ne change ne ne se muet,
Tant ne fait bel ne tant ne pluet,
Ne ne desment en nule fin;
Teus est au seir come au matin,
Mesleement blanche et vermeille.
Ele meïsme s'en merveille
Coment ele l'a fait si bien;
Tot esgarde, n'i blasme rien;
De quantqu'el veit li est avis
Que ne puet estre mieuz assis.
Par tel entente et par tel cure
Et par tel sens le fist Nature
Qu'on ne puet en nul leu trover
Si bel dameisel ne son per.
Li vaslez aveit ja quinze anz,
Si ert mout beaus et avenanz,
Et ameit ja bois et riviere:
C'ert ses deduiz et sa preiiere
Qu'il peüst cerf ou porc trover,
Ne n'en pueent son cuer torner.
D'amer n'a soing ne rien n'en set,
Dames en chambres fuit et het.
Par aventure ert repairiez
Del bois toz las et travaillez;
De corre esteit toz eschaufez,
S'en ert creüe sa beautez,

89 li a fet *AB* — 92 T. qu'il *C*, T. que il est *AB* — 93 et gissant *C*, si s. *A* — 94 Du c. *A*, est si s. *A*, tenre et s. *C* — 95 Ch. ot cras *B* — 97 tout l'ot *AB*, a son comant *AB* — 99—100 *in AB umgestellt* — 101 Ne se palist *AB* — 102 T. face chaut *AB* — 103 deffait *C* — 105 Les mains ot beles (blanches *B*) a merveille *AB* — 106 Amors *C* — 107 le fist *AB* — 108 Quant l'esgarda (l'esgarde *B*) n'i blasma *AB* — 109 De quanqu'il voit *C*, Que quanqu'ele voit (volt *B*) li est vis *AB* — 111 tel engin et *AB* — 112 sen *B* — 113—114 *fehlen C* — 115 ot .XXV. anz *A* — 116 Ml't estoit *AB* — 117 Ml't amoit et b. *AB* — 119 K'il puisse *C* — 120 Ne n'en pooit *B*, Qu'il en peüst *A*, oster *AB* — 121 Ne d'amors nule rien ne set *AB* — 122 et ch. *A*, de ch. *B* — 123 *Init. A* .— 125 bien e. *B*.

Si ot plus fresche la color.
Si con passeit lez une tor,
La fille au rei de la cité
Des fenestres a jus gardé.
Dané ot non la dameisele;
En tote Tebes n'ot si bele.
Ele choisi le dameisel;
Veit le si freis, si gent, si bel,
Graisle par flans, espés par piz,
Les braz bien faiz, auques voutiz;
Lons et graisles aveit les deiz
Et les jambes et les piez dreiz.
Veit le cheval qui se desreie
Et fait fremir tote la veie.
De tot ce qu'ele li veit faire
Ne li pot onques rien mesplaire:
Tant l'esgarde que ne se muet
Come onques aviser le puet.
Mout se merveille, et si a dreit,
Por quei si volentiers le veit.
Que que le dote en son corage,
Si est en aprés [bien] volage.
Amors regarde cele part,
Veit la doter, s'i lance un dart.
La pucele se sent ferue,
Tot maintenant s'est esperdue.
Ele chaï tote pasmee,
A peine s'en est relevee,
Sa main toche par tot le cors,
Saveir se plaie i pert defors.
Ele aperceit que c'est Amors
Qui li mosterra de ses tors.
Lores si dit en sospirant
Au deu d'amors, que dote tant:
„Ahi! Amors, come es puissanz!
Come est ta seignorie granz!

---

127 Il avoit ml't fr. c. *AB* — 128 Si qu'il *A*, Ensi *C* — 129—130 *in AB umgestellt* — 131 Danes *A* — 132 Tebles *C*, En tout le païs *AB*, plus b. *A* — 134 Ml't le vit gent et cointe et bel *AB* — 135 et gros (et par *B*) le pis *AB* — 136 Biaus (Les *B*) br. avoit a. fornis *AB* — 141 De ce qu'ele (De quanqu'ele *B*) li veoit f. *AB* — 142 pooit il riens desplere *AB* — 144 Tant come ele a. *AB* — 147—148 *fehlen AB* — 150 Vers la pucele gete .I. d. *AB* — 152 En la place (terre *B*) chiet estendue *AB* — 153 Isnelement oevre son sain *AB* — 154 Par tout son pis taste a sa main *A*, Par tot son piz touche sa mein *B* — 155 Plaie cuide trover dehors *AB* — 156 Mes ele estoit dedenz son (le *B*) cors *AB* — 157 Lors sent que ou cors (el c. *B*) est ferue *AB* — 158 Si en est auques esperdue *AB* — 159 Ml't durement s'est dementee *AB* — 160 Et si a la (sa *B*) color muee *AB* — 161 Haï a. com est *B*.

Tu ne dotes conte ne rei,
Les plus cointes mez en esfrei.
Amors est rage et desverie
Qui tote gent enserre et lie,
Amors eschaufe, Amors esprent,
Amors deceit, traïst et ment,
Amors ocit, Amors destraint,
Amors neircist viaire et taint,
Amors atrait, Amors enlace,
Amors met gent en fole trace,
Amors les fait tant chevauchier
Qu'il n'ont mais veie ne sentier."
Amors a si la chose esprise
Qu'ele ne set mais en quel guise
Ele se puisse contenir.
Pense et aprés fait un sospir,
Or sent freidure, ore i a chaut,
Tote fremist, tremble et tressaut:
En mout poi d'ore est si atainte
Qu'ele en a ja la face tainte.
La nuiz revient, li jorz trespasse.
La pucele est de penser lasse;
Ses liz est faiz, vait s'en gesir,
Torne et retorne, vueut dormir,
Mais ne puet estre, Amors ne lait.
„Lasse!" fait ele, „mal m'estait;
Ne puis dormir ne reposer,
Torner m'estuet et retorner,
En peine sui et en travail.
Qu'est ce que j'ai? Por quei tressail?
Or resent je trop dur mon lit.
De Deu seient tuit cil maudit
Qui le deveient anuit faire!
Tant sont felon et de put'aire.
Ha! Or me sui aperceüe,

---

164 Le plus sage *A*, Les plus riches *B* — 166 toute chose *A* — 167—168 *fehlen AB* — 169 A. angoisse A. estraint *AB* — 171 A. destraint A. enbrace *AB* — 172 en male tr. *AB* — 174 ne voie *AB* — 175 a si ceste conquise *AB* — 176 ne set en quele gu. *AB* — 177 se doie *B* — 178 Pleure et plaint et fet (et puis si fait *B*) .I. souspir *AB* — 179 Or a froidure or a trop (et or a *B*) ch. *AB* — 180 Or fr. et ore tr. *A*, Toute fr. et puis tressalt *B* — 181 Amors a ceste si (a si iceste *B*) a. *AB* — 182 Que ele en a sa f. *AB* — 183 La nuit vint et le jor tr. *AB* — 185 Son lit fet (fist *B*) fere et va g. *AB* — 186 Torna (Torne *B*) .I. tor ne pot d. *AB* — 187 Dormir ne puet a. nel lest *A*, D. ne pot amor ne laist *B* — 188 L. fet ele ce que doit *A*, Ha l. fait ele que doit *B* — 190 T. les fait *B* — 192 Ne sai por qoi je me travail *AB* — 193 Il m'est avis que j'ai dur l. *A*, Ge sent ce m'est avis dur l. *B* — 195 Qui le me durent ersoir f. *AB* — 196 Trop *AB* — 197 Hau hau or *C* (+ 1), Je m'en sui bien a. *AB*.

Pas n'est la coute bien meüe;
Ne cuit que onques fust tornee,
La plume i est amoncelee.
Queus merveille est ce que je veil?
De ce prendrai je bon conseil:
Je ferai cez femmes lever;
Ma coute estuet a retorner."
Lors vest une grise pelice,
Si vait au lit a sa norrice,
Lever la fait, si li a dit
Que li reface tot son lit.
Cele si fait eneslepas,
Oste la coute et toz les dras,
Si remue neïs l'estrain.
Ele meïsme i met la main:
Torne, retorne, fiert et bat,
Or le vueut haut, or le vueut plat,
Or vueut haut chief, or vueut bas piez,
Ore est li chevez trop baissiez,
Ore est estreiz, ore est trop granz,
Ore est a une part pendanz.
La norrice vait maudisant
Por ce qu'il n'est a son talant. —
Avis li fu que bien esteit.
Savez por quei? Que ele aveit
Le jovencel entr'oblïé;
Mais quant ele ot un poi esté
Et il li est membré de lui,
Donc recomence son enui.
„Lasse!" fait ele, „que puet estre?
Je ne gis pas bien sor senestre. —
Or sui sor destre. — Mei que chaut?
Ce ne me nuist ne ne me vaut;
Ne puis trover engin ne art
Que j'aie bien de nule part:
Ou c'est li liz dont je me dueil,

---

198 La c. ne fu pas m. *AB* — 199 La plume n'est pas remuee *AB* — 200 Ainçois est toute a. *AB* — 201 Grant m. e. de ce que voi *AB* — 202 pr. je bien conroi *AB* — 204 Por ceste c. remuer *AB* — 205 u. p. hermine *AB* — 206 Et va (vait *B*) au l. a sa (la *B*) meschine *AB* — 207 Esveillié l'a *A*, Esveille la *B* — 208 Qu'ele li face tost s. l. *AB* — 209 C. le fet (li fist *B*) isnel le pas *AB* — 210 et puis *B* — 212 i mist *AB* — 213 T. la coute et puis les dras *A*, Torte la coute muet et bat *B* — 214 et ore pl. *B*, or le veut bas *A* — 215 Or le veut abessier aus p. *AB* — 216 hauciez *A* — 217 et or est grant *B* — 219 Sa n. *AB* — 220 n'ert *B* — 221 li est *AB* — 224 Et qu. ele ot .I. poi penssé *AB* — 226 Adonc commence *A* — 228 a s. *A* — 229 que me caut *C* — 230 Ce ne me done ne ne v. *AB* — 231 Que je n'ai bien de nule part *AB* — 232 Ja Damediex n'ait en moi part *AB* — 233 Se n'est *AB*.

Ou plus sui tendre que ne sueil,
Ou j'ai el cors ne sai quel rage,
Qui si m'echaufe mon corage.
Quant vueil dormir, si me fremis,
Or me relief, or me regis. —
Or revueil a celui penser
Que je vi ier par ci passer. —
Qu'ai je a faire del vassal?
C'est la riens qui plus me fait mal,
Quant me membre de sa beauté. —
Beaus est! Que chaut, s'il n'a bonté?
Il est espeir fel ou vilains
Ou enieus ou d'ire plains. —
Qu'est ce que di? Qu'a il vers mei
Mespris de quei blasmer le dei? —
Por quei loer? Je m'en dei taire!
Ja sueil je estre de bon'aire;
Dont me vient ore felonie?
Soz ciel n'a home qui ja die
Qu'il ne seit beaus a desmesure.
Nus hom de si bele faiture
Porreit donques estre mauvais? —
Tort ai, je nel blasmerai mais.
Certes, il est et beaus et buens. —
Et tei que chaut? Ja nen iert tuens. —
A que faire sera il miens?
Ja n'est il pas raisons ne biens
Ne dreiz que je demant baron
Se par le conseil del rei non. —
Conseil? Lasse! si lonc respit!
Ja n'aie joie ne delit,
Ja, certes, se je sens aveie,
Le suen conseil nen atendreie. —
Dont te vient or ceste parole?
Ore ainz fus sage, et ore es fole!

---

235 Or (Si *B*) ai au cuer une grant r. *AB* — 236 si alume *A*, si m'alume *B* — 238 et or me gis *AB* — 239 *Init.* *B* — 241 K'ai ge a f. a ce v. *C*, Et qu'ai a fere (Et qu'ai ge a faire *B*) du v. *AB* — 244 B. e. (Et moi *B*) que ch. de sa b. *AB* — 245 espoir d'ire toz plains *A*, espoir fel et v. *B* — 246 Et e. fel et vilains *A*, Et e. et d'i. pl. *B* — 247 Et qu'ai je dit *AB* — 248 por qoi *AB* — 249 me doi *AB* — 250 Il me samble ml't debonere *AB* — 251 or tel f. *A*, ore tel folie *B* — 252 ne die *AB* — 253 biax et sans mesure *C* — 254 N. h. plus b. creature *AB* — 255 Ne vit ne puet e. *AB* — 256 Je ne le bl. james *AB* — 257 Par foi *AB* — 258 ch. quant il n'est *AB* — 259 seroit il *AB*, tiens *C* — 261 que je prenge *AB* — 262 par le congié *AB* — 263 Congié *AB*, selonc r. *C* — 264 Ja n'avrai *AB* — 265 Ja par Dieu *AB* — 260 n'i atendroie *A*, n'atenderoie *B* — 267 D. me v. or tele p. *A*, D. tieng ge ore tel p. *B* — 268 fui s. et or sui f. *AB*.

Vueus tu par tei tel conseil prendre?
Dont ne te vient il mieuz atendre?
Fille es de reïne et de rei:
Seignor te donront endreit tei.
Auques t'estuet por ce sofrir. —
Et se il n'est a mon plaisir? —
Qu'est ce, Dané! Dont n'as tu honte?
Sez tu donques que plaisirs monte?
Tei plaist cil plus? — Oïl, par fei;
Mais je n'en sai prendre conrei,
Ne puis mie mout bien veeir
Coment je li face saveir. —
Vueus qu'il le sache? — Oïl, mout bien,
Car il me plaist sor tote rien
Et tot quantque je li vei feire.
E Deus! cui ne porreit il plaire?
Que je le vi si bel, si gent:
Queus piez vi es estriers d'argent!
Quel vis, quel cors, queus braz, queus mains!
Queus ert sa sele et ses lorains!
Queus euz, quel boche por baisier!
Come il seeit bel au destrier!
E Deus! porrai je vivre tant
Que j'en face auques mon talant,
Que ja seie de lui privee?
Ce m'est avis, buer fusse nee. —
Avis? Anceis est veirs senz faille.
Lasse! con sui en grant bataille!
Ne sai que face, ainz me merveil;
Mestier avreie de conseil."
Ensi se demente par sei.
Tote nuit est en tel esfrei:
Or plore, or pense, or gist, or siet,
Or li replaist qu'ele se liet,

---

270 Et ne *A*, En ne *B* — 272 De ce prendrai je bien conroi *AB* — 273 *Init. B*, Seignor avrai n'i puis faillir *AB* — 275 Et qu'est ce dont n'a il bonté *AB* — 276 Qui m'a ore cel (donques cest *B*) plet mandé *AB* — 277 Te plest il bien *AB* — 278 Mes je ne sai pas ne ne voi *AB* — 279 Coment je peüsse savoir *AB* — 280 Coment (Que ge *B*) li deïsse le voir *AB* — 281 Viaus si que il le seüst b. *A*, Vels qu'il le saiche oïl b. *B* — 282 Quant *B* — 283 Et lui (Et il *B*) et quanques li voi fere *AB* — 284 Par Dieu ne me porroit desplere *AB* — 285 Je le vi si b. et si g. *AB* — 286 Ses (Es *B*) p. ot es (les *B*) e. *AB* — 287 Quel col quel vis et queles m. *AB* — 288 Je vi la s. et les l. *AB* — 289 Et quel bouche por lui besier *A*, Et quele bouche por b. *B* — 290 Quant il (Com il *B*) seoit sor le d. *AB* — 292 Que je l'eüsse *A*, Que je le peüsse *B* — 293—294 *fehlen AB* — 295 Ne l'avroie pas c'est sanz f. *A*, Avoir ne l'aim pas sanz f. *B* — 296 Entree sui *AB* — 297—298 *fehlen AB* — 300 fu en grant esfroi *AB* 301 Or pensse or pleure et or se s. *AB* — 302 Or li plest qu'ele se reliet *AB*.

Or se chastie, or se conforte,
Et puis si voudreit estre morte.
En grant torment, en grant dolor
Fu tant que vint desi qu'au jor.
Grevee esteit et travailliee;
Lors est un poi assoagiee.
De tel angoisse et de tel mort
Li ueil li cloent, si s'endort.
Ainz que peüst le jor choisir,
Se resveille, ne puet dormir
Et vait ester a la fenestre.
Garde sor destre et sor senestre,
Saveir se verreit nule part
Celui qui si l'eschaufe et art,
Car par ilueques deit passer
Et a cele ore en bois aler.
Et quant ele a tant atendu,
Cline s'avant, si a veü
De loing venir le jovencel;
Mais onques mais ne vit si bel
Ne si bien fait, si con li semble;
Donc se plaint, puis sospire et tremble.
Ele l'esgarde et est en pes,
Tant con le pot veeir de pres;
Et quant el le vit eslongié,
Faut li li cuers, plaissent li pié,
Pasmee chiet el pavement.
Puis recomence son torment:
Primes li plaist qu'ele li mant;
Aprés reprent autre talant,
Et dit qu'ele ne set message
Cui ele ost dire son corage.
„A Deus!“ fait ele „en mout grant paine
Me met cist maus qui si me maine.
Onques mais ne soi riens d'amer,
Et or me fait color muër;
Onques mais ne soi qu'Amors fu,
Ore a primes l'ai coneü.

---

305 En tel t. en tel d. *AB* — 306 Fu toute nuit desi au j. *AB* — 307 Gr. fu *AB* — 308 Et puis *AB* — 309 De cel (tel *B*) torment de cele (tele *B*) m. *AB* — 310 Les iex clot et puis si *AB* — 311 A. que le jor deüst luisir (peüst ch. *B*) *AB* — 312 Se resveilla ne pot d. *AB* — 313 Ainz *AB* — 314 Garda a d. et a s. *AB* — 316 si l'esprent *AB* — 317—318 *fehlen AB* — 319 ele ot *AB*, entendu *B* — 320 Garda a. *AB* — 322 o. rois *B* — 324 Pl. soi et p. *AB* — 325—336 *fehlen B* — 325 Tant l'esgarda et fu *A* — 326 Come le pot *A* — 327 Mais qu'ele le vit eslongié *C* — 328 F. soi *A* — 331 le m. *A* — 332 Et puis li vient *A* — 335 Lasse fet el con sui en p. *A* — 336 Ce est amors qui *A* — 337 Ainc mais ne seu je nient d'a. *C*, ne sot *B* — 338 Or me covient (Or l'en estuet *B*) mal endurer *A*B — 339—340 *fehlen AB*.

Or me fait il senz freit trembler;
Ne sai de mei conseil doner.
Se cil que je tant ain m'amast,
Ou se esteit qui en parlast
Et mes pere le consenteit,
Bien le porreie aveir par dreit;
Mais n'est pas dreiz que jel requiere.
Assez somes d'une maniere,
D'une beauté et d'un eage.
Se nos ne somes d'un parage,
Il est assez de haute gent,
Si ne somes mie parent. —
Dané, que vas tu devisant?
Or ne te vaut ne tant ne quant.
Tes pere n'a de ce que faire,
Trop entent a son autre afaire. —
Que porrai je donc devenir?
Je ne puis mais cest mal sofrir.
Mander li vueil ce que je quier,
N'a message ne l'os chargier.
Assez est mieuz que je li die;
Mais je criem qu'il ne m'escondie.
Et s'il del tot m'escondiseit,
Autres messages qu'i fereit?
Nus ne fera ja si la chose
Con cil cui ele est, quant il ose. —
Quel part le cuides tu trover?
Coment porras a lui parler? —
De ce n'ai je nule paor:
Le matin le verrai au jor.
Bien m'en istrai, ja nel savront
Cil qui en la chambre gerront;
Ja l'atendrai en cel chemin
Par ou il vait chascun matin.
Quant ert des autres esloigniez,
Irai, si li charrai as piez,

---

341 *Init. B.* Amors me fet sovent trambler *AB* — 342 Ne puis d'amors *AB* — 343 que j'aime autant *AB* — 344 Et il seüst (Et il en fust *B*) c'on en p. *AB* — 346 Je le devroie *AB* — 347 que le r. *AB* — 349 ne d'un aaige *B* — 350 Nous ne s. pas *AB*, d'un lignaige *B* — 351—354 *fehlen B* — 353 Ainsi vaut par li d. *A* — 354 Ce ne me v. *A* — 355 De ce n'a mon pere *AB* — 356 Il e. *AB* — 358 Je ne porrai ces maus *AB* — 359 M. m'estuet *AB*, ou envoier *A* — 360 Mes m. n'i os noncier *AB* — 361 A. vaut *AB* — 362 Mes je dout *AB*, que ne me desdie *A* — 365 f. si bien *AB* — 366 l'ose *A* — 367 le porrai retrover (ge trover *B*) *AB* — 368 porrai *AB* — 369 Dont n'avrai je mie p. *A*, De ce n'ai ge mie poor *B* — 370 Donques (Demain *B*) quant je v. le jor *AB* — 371 Je *A*, Ge *B*, nel (nul *B*) verront *AB* — 372 seront *AB* — 373 Si l'a. en cest (enz el *B*) ch. *AB* — 374 il vient *A*, il vont *B* — 376 G'irai et *AB*.

Preierai li por Deu merci.
Quant li avrai tot regehi,
Conterai li tote ma vie,
Come Amors m'a en sa baillie. —
Qu'est ce, Dané, que tu rediz?
Est toz tes sens si tost periz?
As tu tote honte perdue?
Queus rage t'a si esmeüe?
Es tu si fole et si desvee
Que tu iras tote esgaree?
Sez tu que seies fille a rei? —
De ce prendrai je bien conrei.
Amors n'a soing de seignorie.
Cil n'aime pas qui bien ne prie. —
Lasse! tot ai perdu le sens.
Qu'ai l'ore dit? Quant me porpens,
Si me retieng del tot por fole:
Ne me tieng point en ma parole;
Ne sai que vueil aler tracier,
Car ne sai veie ne sentier. —
Cui chaut? Ce ne me grieve rien:
Amors m'aveiera mout bien."
Quant tot ot dit et devisé,
Si a en son conseil trové
Qu'ele [i] ira; a ce se tient.
La nuiz s'en vait, li jorz revient.
La pucele fu en freor,
Ainz ne dormi desi qu'au jor.
Si tost con la clarté en vit,
Tot soavet issi del lit.
Merveille est d'Amors qui tant fait,
Qui tot embrace et tot atrait:
Sage home fait estre senz honte;
Saveirs qu'il ait riens ne li monte;

---

377 Conterai lui par (li la *B*) grant haschie *AB* — 378 *fehlt B*, Coment s'amor m'a enlacie *A* — 379 Quant je li avrai tout gehi *AB* — 380 Crierai lui por Dieu merci *AB* — 381 *Init. B*, Que est ce Danes que tu diz *A*, Q'est ice D. que tu diz *B* — 382 ainsi p. *A*, ainsi petiz *B* — 384 t'a escommeüe *AB* — 386 Qui estu di (Q'as tu et di *B*) moi ta penssee *AB* — 387 Ne sez (Ce ses *B*) tu que es f. *AB* — 388 Oïl fet ele bien le croi *AB* — 390 pas b. qui ne *AB* — 391 L. or ai je p. *AB* — 392 Cheüe sui (Or suí cheüe *B*) en grant porpens *AB* — 393—394 *fehlen AB* — 395 Ne sai ou vueille (vueil *B*) aler tr. (chacier *A*) *AB* — 396 Quant ne savroie le (ne sai voie ne *B*) s. *AB* — 398 A. m'i aidera m. b. *A*, Que amor m'aidera b. *B* — 399 Qu. ce a (ot *B*) dit *AB* — 400 Or a s. consel *C* (— 1), en soi c. *A* — 401 Qu'ele ira *ABC* (— 1) — 402 La nuit trespasse et li jors vient *AB* — 403 Toute la nuit fu en dolor *AB* — 404 Ne d. onques duque au jor *C* — 406 Tout coiement *A* — 407 qui ce fet *AB* — 408 e. a lui (et a soi *B*) atret *AB*.

Il l'enseigne a aler par nuit
Seürement et senz conduit.
Quant plus fait lait tens et oscur,
Plus a le cuer felon et dur:
Ja de nului n'avra pitié,
Des que l'a pris et enlacié;
Tot le cuer li tremble et esmuet.
Tant le maine come il plus puet,
Teus ore est, desi qu'a la mort:
Amors n'i garde dreit ne tort.
Ceste Dané, fille le rei,
A il ja si traite vers sei,
Ne set dont est, de quel parage,
Ne ne tient pas son fol corage,
Cuide bien seit quanqu'ele fait.
E Deus! come a empris fol plait!
Ele a la chambre desfermee,
Par un guichet s'en est emblee
Et vait si con chemins li dure.
Jus qu'a un bois ne s'asseüre
Qui pres esteit de la cité,
Car ele aveit bien esgardé
Des fenestres ou ele esteit
Que li vaslez iluec veneit.
Lors s'est lez un buisson assise
Tote nue, fors de chemise,
Et afublee d'un mantel,
Iluel atent le jovencel.
Et lors porpense que dira:
„Deus!“ fait ele „quant il vendra,
Donez que j'aie hardement
De tot dire seürement!“
A tant fine ses oraisons,
Car desi veit ses compaignons,
Et quant il sont venu si pres
Que veeir ne les ose mes,

---

411 Amors e. a. *AB* — 413 Tant con pl. sont li t. o. *AB* — 414 Tant *A* — 415—416 *fehlen AB* — 417 Tant l'a changié (Tote la change *B*) amors et muet *AB* — 418 T. li (la *B*) m. come ele puet *AB* — 419 dusques a la m. *C*, Et des l'ore jusqu'a la m. *A*, Et tel eure est si qu'a la m. *B* — 420 ne g. *AB* — 421 Neïs Danés (Dané *B*) la f. au roi *AB* — 422 A ele ja trete vers (traite a *B*) soi *AB* — 424 Ne n'entent pas *AB* — 425 C. soit b. *A*, Qui decoit b. *B* — 426 mal plet *A* — 428 e. alee *AB* — 429 Et va tant *A* — 430 Jusques au b. *A*, Jusque al b. *B* — 432 Ele l'avoit *A*, Que el avoit *B* — 434 Quant le vallez ilueques voit *B* — 435 L. est *BC* — 436 f. sa ch. *A*. — 437 *Init. B*. A. fu *AB* — 439 Ele porpensse qu'el d. *A* — 442 De lui bien d. mon talent *A*, De d. lui tot mon talant *B* — 443 sa raisons *C* — 444 Maintenant vit ses (les *A*) c. *AB* — 445 v. apres *A* — 446 Que il veoir ne les pot mes *AB*.

Endreit un arbre se repont.
Cil passent outre, si s'en vont,
Et Narcisus veneit arriere
Toz seus parmi une charriere;
Ja esteient si compaignon
Bien loing le trait a un bojon.
Tot dreit a lui vint la pucele.
Cil l'esgarda, si la vit bele.
Por ce qu'a tel ore est levee,
Cuide que seit deesse ou fee;
Del cheval descent, si l'encline.
Pres de lui se trait la meschine;
Ainz que li die autre parole,
Les euz li baise, si l'acole.
Il se merveille por qu'el fait,
Demande li qui est, ou vait.
„Sire“, fait ele, „or ne t'enuit:
Une lasse cui toz biens fuit,
Qui mout petit prise sa vie
Se por ce non qu'en tei se fie.
Beaus sire, ce te di je bien:
Je te desir sor tote rien.
Mes cuers est mout por tei destreiz.
Des ore mais est il bien dreiz
Que tu aies de mei merci;
Nel te mant pas, ainz le te pri.
Je pri por mei, non por autrui.
Esgarde, saches qui je sui:
Je qui ensi parol a tei
Sui fille ton seignor, le rei.
Por t'amor pens et jor et nuit;
Amors m'a ça livré conduit,
Amors m'a doné hardement,
N'i venisse pas autrement.
Ore ait merci qui merci crie,
Car en tei pent tote ma vie:

447 Derriere *AB* — 449 v. derriere *AB* — 451—452 *fehlen AB* — 453 Et s'en (Et si *B*) vint droit a la p. *AB* — 454 Et (Si *B*) l'e. ml't la v. b. *AB* — 455 cele eure *A*, ert l. *AB* — 456 Cuida ce (se *B*) fust *AB* — 459—460 *fehlen A* — 461 M. soi por qoi l'a fait (fesoit *A*) *AB* — 462 Puis li d. qu'ele avoit *A*, D. li que ele avoit *B* — 463 fet el ne vos anuit *AB* — 465 Et qui ml't poi *AB* — 466 qu'en vos *AB* — 467 je le vos di b. *AB* — 468 Que je vos aim *A*, En vos me fi *B* — 469 est por vos si destroiz *AB* — 471 Que vos aiez *AB* — 472 Nel (Ne *A*) vos m. p. a. le vos di *AB* — 473 nient por a. *C* — 474 Regardez (E. *B*) moi gardez qui sui *AB* — 475 *Init. B*, Par Dieu je sui fille de roi *AB* — 476 Je le t'afi a foi par foi *A*, Ge qui ainsi parol a toi *B* — 477 Por vostre a. p. jor *AB* — 478 A. me maine et me c. *AB* — 479 N'i venisse pas autrement *AB* — 480 El m'a doné tel hardement *AB* — 481 Et sachiez qui m. vos crie *AB* — 482 Que en vos est *AB*.

Tu seus me puez santé doner.
Mout nos poons bien entr'amer.
Beaus sire, otreie mei t'amor!
Rent mei santé, tol mei dolor,
Car assez somes d'un aé,
D'une maniere de beauté!"
Narcisus l'entent, si sozrit,
Esgarde la et si li dit:
„Par Deu, pucele, mout es fole,
Quant onques en meüs parole,
Et male chose as mout emprise
Qui ja t'es d'amer entremise.
Encor te venist mieuz dormir.
Come osas ça sole venir?
Merveile as fait, trop es hardie:
Ce tien je mout a grant folie.
Deit ensi aler fille a rei?
N'apartient pas n'a mei n'a tei
Qu'amer savrons ne tant ne quant,
Car trop somes encor enfant.
Tu diz qu'Amors te fait mal traire:
De ce ne te puis je dreit faire.
Je ne sai rien de tel ahan
Ne ne l'essaierai oan.
Mais se est veirs que mal te face,
Car de remain ja Deu ne place
Que je l'essai por mal aveir!
Je ne quier rien d'amer saveir;
Mais je te lo: va t'en arriere!
Tu perz et gastes ta preiiere."
Quant ele l'ot, vers lui se trait,
Sospire, plore, rien ne fait
Et giete arriere son mantel:
Tote est nue, le cors ot bel.

Reimpaare 483/4 *u.* 485/6 in *AB umgestellt* — 483 Tout seul *A* — 484 Nos *AB* — 485 done moi *B*, Je ne pens aillors nuit ne jor *A* — 488 D'un afere et d'une biauté *A*, D'une m. et de b. *B* — 489 N. l'oï si s'en rist (si en rit *B*) *AB* — 490 Esgarda *B*, si (se *A*) li a dit *AB* — 492 Qu. esmeüs tele p. *A*, Que o. esmeüs p. *B* — 493 Et ml't as grant ch. entreprise *A* — 494 Quant tu es ci en tele guise *A*, Quant d'amors es si entreprise *B* — 495 Miex te v. e. *AB* — 496 Que ci es lieus seule v. *A*, Que ici si seule v. *B* — 497 M. as f. et que h. *B*, Merveilles as fet que h. *A* — 498 Si le tieng a grant vilonie *AB* — 500 Il n'afiert pas *AB* — 501 Que nos amons *AB* — 505—506 *stehen hinter* 510 *in AB*: Ne je ne le savrai ouan Je n'ai cure de tel ahan — 508 Va t'en que ja a Dieu ne pl. *AB* — 509 Que ja *B*, Que je l'aie por nul a. *A* — 510 Ne ne qu. (Je ne vueil *A*) d'amors riens savoir *AB* — 511 Mes je te pri *A*, Mais or te di *B* — 513 La pucele plus pres se trest *AB* — 514 Parole et crie riens ne fet *A*, Pleure et crie et r. ne f. *B*.

Tant l'à destrainte la freidure
Et la veie qui trop est dure,
Li sans li saut parmi l'orteil,
Que tot le pié li fait vermeil.
L'eve li cort aval la face.
Il veit ses mains qu'el joint et lace,
Nues senz ganz et senz orfreis,
Qui plus sont blanches que n'est neis,
La char blanche soz la chemise;
Nule pitiez ne l'en est prise.
Deus! si dur cuer et si felon!
Soz ciel n'a si riche baron,
Prince, conte ne rei si haut,
Empereor ne amiraut
Qui longuement s'i tenist mie
Que ne parlast de compaignie.
De quantqu'ele dit n'a il cure.
Tort a, de rien ne l'asseüre.
Encore aveit a dire assez,
Quant Narcisus s'en est tornez.
Sole remaint, de duel se pasme,
Et quant revient, sa vie blasme:
„Lasse!" fait ele, „or sui je morte,
Quant nule riens ne me conforte.
Or sui je morte et malbaillie,
Quant m'esperance est si faillie,
Que riens que ja die n'avient;
Toz biens me fuit, toz maus me vient. —
Dané, je te diseie bien;
Onques creire n'en vousis rien. —
Que il m'osast ensi baillir? —
Par Deu, tei a il fait faillir? —
Bien le conois et si m'en plaing,

517 *Init. A* — 518 qui tant ert d. *AB* — 520 li fist *B* — 521 *Hier setzt D ein* — li chiet *D* — 522 Et vit ses m. *A*, Il vit les m. *B* — El joint les m. vers lui et brace *C*, *dahinter in C*: Cil l'esgarde si la voit bien Et dist que ce ne li vaut rien — 523—524 *in C umgestellt* — 523 Neïs ses gans et ses orfrois *A* — 524 Les mains plus blances *C* — *Hinter* 524 *in C*: Voit les ex plorer tenrement Qui l'esgardent ml't doucement — 525 Bl. char ot *AB* — 531 se t. *AC* — 532 Qui *CD*, Qu'il *B*, ne plorast *C*, par c. *D* — 533 De qu'ele li dit n'a c. *C* — 536 en est *AC*, alés *C* — 537 Cele *C*, Ele *AB*, demeure lors se p. *A* — 538 Quant ele (Et quant el *B*) revint si se bl. *AB*, Quant el r. adont se blame *D* — 539 dit (dist *A*) ele je sui m. *AB*, dist ele or sui ge m. *D* — 540 Que *C* — 541 Lasse dit el si dure vie *D* — 542 James n'avrai joie en ma vie *A*, Ja n'avrai joie de ma vie *B*, Con sui morte et maubaillie *D* — 543 que die ne me vaut *AB* — 544 m'avient *C*, f. et mal m'assaut *AB* — 545 Danes *A*, gel te disoie *B* — 546 Ne me v. croire de r. *A*, Onc ne me vosis croire r. *B* — 547—548 *fehlen D* — 547 Et or m'as fet si malbaillir *A*, Et or m'a fait si malbaillie *B* — 548 moi a il fet f. *A*, or m'a il fait faillie *B* — 549 B. m'i c. *A*, me pl. *AB*.

Et or me torne a grant desdaing.
Mei a il escondite, mei?
Donc ne sui je fille le rei,
Et il est filz a un suen home?
Ha, Deus! con ci a pesant some,
Si greveus fais a sostenir!
Que porrai ore devenir?
Deus! con mar furent si bel ueil,
Qui si sont plein de grant orgueil!
S'il fust laiz, ne m'en pesast veaus:
Ce peise mei qu'il est si beaus.
Vilainement parla a mei.
Que li desplot? Ne sai, par fei.
Que li pot donc en mei desplaire?
Ce qu'il est fel et de put'aire
Et je sui avenanz et bele
Et avuec ce je sui pucele
Et s'ai beaus piez et beles mains?
Il n'i a el, il est vilains
Et fel et mout mal afaitiez.
Lasse! donc ne vit il mes piez
Por lui sanglenz et espinez,
Ne ne s'est pas amesurez? —
Ice que est que je di ore?
Ja l'ain je trop et plus encore,
Veire, par Deu, et vueil amer:
Je ne le puis entr'oblïer.
Or m'est s'amors tote novele,
Que sa grant beauté me rapele.
Quant m'en vueil partir, me ratrait.
Mei ne chaut de quantqu'il m'a fait. —
Et s'il encor se repenteit
Et il por amender veneit? —

---

550 Et or me retorne a d. *AB* — 551 Ja a il e. moi *D* — 522 Enne *B*, Et ne *D*, de roi *ABD* — 553 fier h. *D* — 555 Et tant m'anuie a soutenir *D*, Et come (Et si *B*) est grief a maintenir *AB* — 556 porra ele d. *A* — 557—558 *nur in C* — 559 il m'en p. *AB*, si m'en p. *C*, f. bel si m'en pleut meax *D* — 561 Visablement *D* — 562 Il li desplut *A*, ja (ge *B*) ne sai qoi *AB* — 563 pot il *ABC* — 564 est bel et de pute ere *D* — Ce que il est si de (de si *A*) putaire *AB* — 565 Que ge *B*, Sui gentix femme (gentil fame *D*) sui pucele *CD* — 566 si sui p. *B*, Sui assés gente et assés bele *C*, Il n'amera oan si bele *D* — 567 Et ai *C*, Que j'ai *D* — 568 n'i a plus *ABD* — 570 L. fet el *D*, L. Dané vit il tes p. *AB* — 571 Que j'avoie si e. *AB*, Qui sunt sanglent et depeciez *D* — 572 Et si n'e. (Or ne s'e. *B*, Si ne s'e. *D*) mie porpenssez *ABD* — 573 Qu'est ce fet elle que je vi ore *D*, Lasse dist (dit *B*) ele que dit oi *AB* — 574 Ja l'aim je tant et tant le (trop ce *B*) croi *AB* — 576 Je n'en puis pas mon cuer oster *ABD* — 578 Car sa biatés qui me r. *C* — 579 m'en doi p. *D*, ne me lest *ABD*.

Mais il n'a soing d'ofrir dreiture,
Car il est de male nature.
Nel puis laissier, nel puis guerpir,
Ne me puis de s'amor partir,
Ne sai por quei, si m'en merveil.
Or m'estuet querre autre conseil:
Je li enveierai message;
Il n'avra ja si dur corage,
Se je parol sovent a lui,
Que je nel vainque par enui. —
Or me desplaist quantque je di,
Quant je meïsme i ai failli.
Por quei enveierai autrui?
Ne sai que faz, ne sai ou sui.
Qui sui je donc? Qui est mes pere? —
Li reis est ore. — Et qui ma mere? —
Donc ne sez tu qui? La reïne. —
Mençonge est, ainz sui orfeline:
Je n'ai ami ne n'ai parent
Ne n'ai conseil de bone gent. —
Par fei, si as: tu es Dané.
As tu donques le sen desvé? —
Ja soleie je estre plus sage.
Sui je devenue sauvage?
Que faz en bois, que sui ci quise?
Je me contieng en fole guise.
Ce fait Amors. — Qu'est Amors, lasse? —
Ne sai. Plus a dreit le nomasse,
Se je deïsse desverie.
Mener me fait mout male vie:
Or sui en pais, or sui en guerre.
Vos, deu del ciel et de la terre
Et cil de l'air et de la mer,
Vos tuit qui riens savez d'amer
Et qui estes en sa baillie,
Et tu, Venus, qui m'as traïe,
Ensemble au deu d'amors, ton fil,

583—584 *in AB umgestellt* — 583 Mes n'a s. de soufrir *D*, Il n'a s. de fere *AB* — 584 Que trop e. *D*, Mes bien (Mais ge *B*) croi que (qu'il *B*) n'a de ce cure *AB* — 585 Nel p. avoir n'en p. partir *D* — 586 *fehlt D.* Ne (Ge *B*) n'en p. pas mon cuer p. *AB* — 587 *Init. B.* Ne sai que di ml't me m. *ABD* — 588 Qu. m'e. *ABD* — 589 Or e. *C*(—1), Il n'avra ja si dur corage *AB* — 590 Que il ne m'aime come sage *AB* — 591 Se je revieng *C*, Ne sai que faz ne sai que di *A* — 592 *fehlt BD.* Ml't ai entrepris grant anui *A* — 594—612 *s. Einl.* — 613 J'estoie *AB* — 614 Vrais diex *AB* — 616 Tuit cil qui sevent riens (point *A*) d'a. *AB* — 617 Et qui el ciel avez b. *ABD* — 618 Tu Veneris *A*, Es tu venuz *D* — 619 *Init. B.* Mere dieu priez vo fil (vostre fill *B*) *AB*.

Getez mei hors de cest peril
Et de celui prenez venjance
Por cui je muir senz esperance!
Faites qu'il sache qu'est Amors,
Si qu'il n'en puist aveir secors!"
Li deu ne l'ont pas mesoïe:
Bien sera fait quantqu'ele prie.
Ele vient dreit a son guichet.
Dedenz sa chambre se remet.
Narcisus ot un cerf veü
Et tote jor l'orent seü.
Mout par faiseit angoisseus chaut,
Que li soleuz esteit mout haut.
Et quant miedis fu passez,
Li vaslez fu mout eschaufez,
De ses compaignons se desseivre,
Si vait querant eve por beivre.
Lors a trové une fontaine
Qui mout ert clere et douce et saine;
Desus est l'erbe haute et drue,
Qui tot entor esteit creüe.
Il veit l'eve parfonde et bele,
Cler le ruissel et la gravele.
Descenduz est desus le marbre,
Son cheval atache a un arbre.
Ilueques li plot a remaindre;
Et quant il vout sa seif estaindre,
D'une autre seif est eschaufez
Qui graignor mal li fait assez:
Que quant il s'abaisse et il beit,
Par dedenz la fontaine veit
L'ombre qui siet de l'autre part.
Avis li est qu'el le regart,
Cuide ce seit fee de mer,
Qui la fontaine ait a garder.
Mout espleite Amors en poi d'ore:
Que que cil siet et il demore
Et l'ombre en la fontaine veit,

---

620 Si me giete *D*, Que il me giet *AB* — 621 Et prenge de c. v. *B* — 622 Par qui *ABD*, sanz repentance *AB* — 624 Et *AB* — 626 ce qu'ele prie *AB*, ce que li prie *D* — 627 Arrier s'en va *A*, Droit s'en reva *B*, El s'en reva *D* — 628 Droit en sa ch. *D* — 630 l'avoit *ABD* — 631 par avoit *AB* — 632 en h. *AB*, bien chaut *D* — 633 Et qu.il fu midis p. *BD* — 634 bien eschaufé *D* — 637 a veü *AB* — 638 ml't estoit et cl. et s. *ABD* — 639—640 *fehlen D* — 639 Deseur estoit l'erbe ml't dr. (menue *A*) *AB* — 641—644 *nur in C* — 645 li plaist *BD* — 649 Qu.il s'abessa sanz deloit *A* 650 Dedens en la f. *C* — 651 qui est *BD*, qui estoit d'a. p. *A* — 652 que il *B*, que le *AC* — 653 que soit *A*, qu'el soit *D* — 656 Qoi que il soit et que demeure *A*, Qui que ce soit et il d. *B* — 657 Son ombre *AB*.

Mout se merveille que ce seit,
Sel comence si a amer
Que il n'en puet ses euz torner.
Con plus l'esgarde, et plus li plaist,
Ne sone mot, anceis se taist,
Car il crient, s'ele l'ot parler,
Que n'i vueille plus demorer;
Mais mout esgarde viseaument
Le vis, le cors que veit si gent.
Loe les euz, les mains, les deiz,
Mout est angoisseus et destreiz,
Ne set qu'il veit; l'eve li ment:
Il se loe, si ne l'entent.
C'est sa beautez qu'ilueques veit,
Et il meïsmes se deceit;
C'est cil qui or blasmeit Amor:
Or l'a ja mis en tel freor.
Or li prie qu'il le secore,
Plaint sei et puis sospire et plore;
Mais esgarez est d'une chose:
Ne se puet taire et parler n'ose;
Plaint sei, aprés fait un sospir,
De parler ne se puet tenir:
„Chose“, fait il, „que laienz vei,
Ne sai coment nomer te dei:
Se deiz estre ninphe apelee,
Ou se tu es deesse ou fee.
Qui que tu seies, vien ça fors
Et si me mostre tot ton cors!
Tu ne deiz pas estre trop fiere,
Vien ça! Que te trais tu arriere?
Por qu'es orgoillose vers mei?
Ne sui gaires mains beaus de tei.
Maintes feiz ai esté requis;

---

658 Si *AD*, que c'estoit *B* — 659 Comença lors (le *B*) s. a a. *AB* — 660 Que il n'en pot (Qu'il n'en pooit *B*) son cuer oster *AB* — 661 Quant *C*, Plus la regarde *A* — 662 Ne s. m. amors ne laist *B*, Ne se muet amors ne li lest *A* — 663 Que il cr. se il l'ot p. *D*, Il cr. ml't ne l'oie p. *AB* — 664 Que ci ne velt *B*, Ne si ne veut *A* — 665 Ml't le regarde *A*, l'e. *D*, visaument *A*; viselment *BD*, visenment *C* — 666 Le c. li vit (le vis *B*) qu'el avoit g. *AB*, Son c. son vis qu'il ot si g. *D* — 667 Loe ses meins ses braz ses doiz *D*, Vairs iex longues mains et lons dois *AB* — 669—672 *nur in C* — 673 qui tant *AB* — 674 Qui tant (or *B*) l'a mis *AB*, Et ore en est *D*, en tel error *BD*, en male error *A* — 675—676 *in C umgestellt* — 675 qu'el le sequeure *D*, qu'il ait encore *A*, qu'il laisse encore *B* — 676 Or li prie souspire et pleure *C* — 677 Mes esgaree *D* — 679 Pasme soi et fet *A*, et puis f. *BD* — 681 *Init. AB.* Ch. dist il *D* — 682 come apeler te doi *AB* — 683 nimphe *B*, nymphe *A* — 686 me demonstre t. c. *ABD* — 687—688 *in AB umgestellt* — 687 mie e. B, si f. *A* — 689—690 *nur in C* — 691 Mainte *ABD*.

Or sui de male ardor espris,
Or sent je bien con lor esteit,
Qu'eles se plaigneient a dreit. —
Que te vais tu or reponant?
Parole a mei, si vien avant!
Legierement i puez passer:
Entre nos deus n'a nule mer
Fors un poi d'eve qui m'ocit. —
Las! entent ele que j'ai dit?
Nenil; espoir trop est parfont. —
Par Deu, si fait et si respont.
Je li vei les levres moveir;
Mas l'oïe n'en puis aveir.
L'eve ne lait la voiz venir
Et fait que ne la puis oïr.
E las! por quei ne l'oi parler,
Que ne se vient ça fors mostrer?
Ou ce li vient de grant orgueil,
Ou ele vueut ce que je vueil,
Car quant je ri, je la vei rire;
Quant je sospir, ele sospire,
Et quant je plor, fait autretel,
N'el ne fine ne ne fait el,
Devant que l'autre chose face.
Je vei les lermes en la face,
Ne mes cheveus ne puis je traire
Que ne li veie autretel faire.
Mais por qu'el fait? S'ele m'amast,
Ele issist hors, si se mostrast.
Ou ensi me vueut escharnir,
Ou ne puet pas a mei venir.
Que ferai je? Que porrai dire?
Or pens, or plor, et or vueil rire,

---

692 m. amor *ABD*, seurpris *D* — 693 Or sai je b. *AB*, qu'eles ont droit *A*, qu'el m'entendroit *B*, Qui d'amor estoie destroit *D* — 694 Et qu'eles se plaingnent *A*, Et qu'el se plaignoient *B*, Or cuit qu'el se plaignoit *D* — 695 Que te vas ore tant (Que te vas tu ore *B*) mucant *AB* — 697 p. parler *ABD* — 698 n'a point de mer (d'amer *A*) *AB*, Car e. nos n'a n. m. *D* — 699 Mais *C* — 700 Diex *ABD* — 701 N. ce cuit *BD*, N. par dieu *A* — 702 fait ainsi r. *B*, Laienz se test et se repont *D* — 705 Ne ne mi lest *A*, oïr *A*, issir *B* — 706 Ce fet *A*, veïr *A* — 707 He diex *BD*, E por qoi ne l'oi je p. *A* — 709 v. en cuer d'o. *D* — 710 V el ne veut *C* — 711 Que *D*, Et *B*, li voi *A* — 713 plor ele a. *C* — 714 Ele (El *B*) ne file *AB* — 715 Desi que a. ch. *D*, Quant duel faz je cuit qu'ele f. *A*, Que que ge faz ge cuit qu'el f. *B* — 716 Je vi *AB*, ses l. *B*, en sa f. *A*, sus la f. *D* — 717—718 *nur in C* — 719 Por qoi le fet *A*, Por quoi defaut *B*, Et por quoi *D*, se ele m'a. *D* — 720 El venist *AB*, sel me monstrast *B* — 721 me cuide *ABD* — 722 Ou el ne p. ça hors v. *AB*, Ou ele ne p. hors v. *D* — 724 Or plaing *AB*, et or souspire *A*.

Or resent mal, et or me dueil,
Et or ne resai que je vueil.
Li cuers m'eschaufe, et puis ai freit.
Quel freidure ai je? Que ce deit,
Des qu'il fait si grant chaut ça fors
Que je ai freit dedenz le cors?
Or me membre que j'oï dire
Que tel torment et tel martire
Et tel vie suelent mener
Cil qui s'entremetent d'amer.
Est donc Amors qui si me maine
Et me fait traire mal et paine?
D'Amors ne dei je riens saveir. —
Si faz, qu'il est de grant poeir,
Qu'il me destraint et me travaille.
Tant sai je bien et crei senz faille;
Mais dont il est ne qui il seit,
Ou il converse, ou on le veit,
Quel gent, quel terre il a soz sei,
Ce ne puis je saveir par mei. —
Mais qu'ai a faire de l'enquerre
De son païs ne de sa terre?
Se jel demant, assez est pres:
Dedenz mei le sent mout engrés;
Mei n'estuet pas que loing l'enquiere,
Ore ai veü de sa maniere.
Or m'est avis que je sai bien
Dont est, onques mais n'en soi rien:
Nez fu dedenz une montaigne,
Es roches de terre grifaigne,
Ou toz jorz a et neif et glace.
Dur a le cors, dure a la face,
Cuer d'aïmant, vaines de fer;
Ses repaires est en enfer.

725—726 *nur in C* — 727 m'e. si (et si *D*) ai froit *ABD* — 728 Quel froidure est ce *AB*, Por quoi m'eschaufe *D* — 729 Quant il fet *ABD* — 730 Et *ABD*, mon c. *D* — 731 que je doi d. *ABD* — 732 Que tel dolor *AB* — 735 Est ce *AB*, C'est dont amor qui me demeine *D*, me grieve *A* — 736 Qui me f. tr. cele p. *B*, El me fet trere male peine *D*, Lors n'a pooir que se relieve *A* — 738 qu'ele (qu'el *BD*) est *ABD* — 739 Et qu'il me d. et tr. *C*, Qu'el *AB*, Car ele m'estreint et tr. *D* — 740 Ce (Si *A*) croi je b. et sai *ABD* — 741 Mes que ele est ne que ce soit *A*, Mais que el est ou que ce soit *B*, Mes qui qu'el est et qui que soit *D* — 742 Ou el c. ou ele voit *AB* — 743 a il *ABD* — 745 C'ai jou *C*, Et qu'ai ge a f. *B*, de li querre *D*, de sa terre *A* — 746 et de sa t. *C*, p. ne vueil enquerre *A* — 747—748 *nur in C* — 749 Ne m'e. pas *C*, Moi ne tient pas *A*, que l. le quieres *C*, que li requiere *AB*, que l. la quiere *D* — 750 Que je soie *A*, Que ge sai ja *B*, Que je sai bien *D* — 751 Qu'il *AB* — 754 En roche *AB*, En rochier *D*, t. sartaigne *D* — 756 le cuer *ABD* — 757 Cors *AB*, armez de fer *A* — 758 en infer *C*.

Ne fu pas sages, ainz mesprist
Qui es nombres des deus le mist;
N'aveit mie bien esgardé
Son felon cuer, sa cruauté.
Deu ne font pas mal a la gent;
Mais Amors vueut toz jorz torment:
As hauz homes est fel et durs
Et buens as sers et as tafurs.
Ja ne crerrai, que que nus die,
Qu'il ait el ciel nule baillie. —
Ore es tu ja d'Amors mout sages,
Que t'en a tant dit tes corages.
Je ne cuit pas que ce puist estre
Que tu en saches tant senz mestre. —
Amors est mestre qui me duist,
Qui dedenz le cors m'art et cuist:
Il m'aprent tote sa nature
Et si m'angoisse senz mesure.
Ha! douce riens, qui si m'esprenz,
Se tu saveies queus tormenz
Et queus paines je sent por tei,
Tu vendreies parler a mei.
Je muir en fin, n'i a conseil;
Ainz que de main veie soleil,
Me porra on ci trover mort,
S'aveir ne puis autre confort.
Mout est tes cuers ou fel ou fiers,
Car mout m'esgardes volentiers,
Si con j'entent a ton semblant,
Et si ne vueus venir avant.
Quantque je faz, je te vei faire;
Onques riens ne me pot mais plaire.
Tot le mont ai por tei laissié:
Tu m'as del tot vers tei plaissié!

759—766 *nur in C* — 767 ne querai que venus die *C* — 768 Qu'il ait eü n. b. *A*, Qu'en chief a n. maladie *D* — 769 Or sui je ja *A*, d'amer *AB* — 770 a dont dit *A*, mon corage *D* — 772 Que en sache tout *A* — 773 J'ai bon m. qui ce me dit *ABD*, me cuist *C* — 774 et duist *C*, et frit *AB*, et bruit *D* — 775 Qui *ABD* — sa matere *D* — 776 m'a. a desmesure *AB*, Et si me destreint sans mesfere *D* — 777 qui m'es pres *A*, Ne doute rien quant il me prent *D* — 778 quel torment *D*, quels meschiez *A* — 779 Et quel dolor *ABD*, jou ai *C* — 781 m. sanz fin et sanz c. *AB*, m. en fin et sanz c. *D* — 782 sort (soit *B*) le soleil *AB* — 783 bien tr. *A* — 784 n'en p. *A* — 785 et fel et f. *D*, est en son cuer fel et f. *A*, est son cuer et fel et f. *B* — 786 Qui si *ABD*, m'esgarde *AB* — 787 Si con je voi *ABD*, a son sanblant *AB* — 788 ne veut *AB* — 789 Ce que ja fas *C*, ge li voi f. *B*, li voi je fere *A* — 790 Ainc mes fame ne me pot plere *A*, Onc mais (Einz mes *D*) nule ne me pot plaire *BD* — 791 Por toi (qoi *A*) ai tout le m. lessié *ABD* — 792 vers moi plesié *D*.

Et je mout doucement te pri
Que tu aies de mei merci.“
Ensi se plaint, n'en puet partir,
Ilueques vueut vivre ou morir;
Ne li puet plaire autres conseuz.
Ja ert esconsez li soleuz.
Tote la nuit fu en dolor,
Ilueques fu desi au jor,
Qu'onques ne manja ne ne but
Ne sa folie n'aperçut.
Que que il plore et grant duel maine,
Ses lermes troblent la fontaine,
Et por l'eve qui troble esteit
Ne pot veeir ce qu'il soleit.
„Ha, las!“ fait il, „qu'est devenue?
Ou est alee? Or l'ai perdue,
Et je sui ci remés toz seus.
Dolenz, chaitis, maleüreus,
Nule ame o mei ci ne remaint,
Fors sol Amors qui me destraint!
Sa compaignie ne me faut.
Morir m'estuet. — Et mei que chaut?
Mieuz vueil morir isnelement
Qu'en tel paine estre longuement.“
Lors se regarde, puis si veit
L'ombre qui en l'eve apareit:
Sozrit, et or li est avis
Que cele li a fait un ris.
Lors est encore plus destreiz;
Baise l'eve plus de cent feiz.
Avis li est que mout est pres,
Ne retenir ne se puet mes,
Giete les braz, cuide la prendre;

793—794 *stehen in C hinter* 788 — 795 Iluec esta n'en pot p. *A*, Ilues serai n'en puis p. *D* — 796 Iluec l'estuet *A*, Iluec vorra *B*, Ici vodrai *D* — 797 Ne li pot *BD*, autre conseil *ABD* — 798 La *A*, ert abaissiés *C*, esconssé le soleil *AB*, Vespre resconse et le soleil *D* — 799 *Init. A*, la n. desi au jor *AB* — 800 Fu il en paine et en dolor *AB*, Ne dormi onques dusqu'au jour *D* — 802 Nes *ABD* — 803 Ml't fet grant plor *ABD* — 804 Les *BC* — 805—806 *fehlen D* — 805 torble *C* — 806 Ne puet *A* — 807—808 *in D umgestellt* — 807 Ne sai que ele est d. *D* — 810 Caitis dolans et angousceus *C* — 811—818 *fehlen B* — 817 Quant l'ombre qu'en l'eve aperchoit *D* — 818 Il se regarde et si voit *D* — *Statt* 815—818 *in A*: J'ai perdue joie et solas Miex vueil morir isnel le pas Que estre en paine longuement De moi nule pitié ne prent Quant main si regarde si voit L'ombre qui desus l'eve estoit — 819 Lors rit (rist *A*) et si li fu a. *ABD* — 820 li ait fet *D* — 821—824 *fehlen B* — 821 L. fu il donques *A*, L. est encontre *D* — 822 L'eve besa *AB* — 823 li fu que ml't ert pres *C*, soit pres *AB* — 824 A r. *AB*, Et r. *D*, ne se pot *C* — 825 Geta *BD*, ses br. *D*, quida *D*, sel c. pr. *A*.

Mais ne set tant lacier ne tendre
Qu'il la puist sentir ne trover.
Lors se comence a porpenser,
Si veit que prendre ne la puet,
Et mout est pres, si ne se muet.
Ensi li fuit, si le deceit;
Et cuide que fantosmes seit.
Un poi est en son sens venuz.
Lors conoist qu'il est deceüz
Et veit que c'est ombre qu'il aime.
Mout par se blasme et fol se claime,
Et neporquant ne set que faire
Ne son fol cuer n'en puet retraire.
Desveiez est, ne set guenchir
N'a dreite veie revenir,
Car il esteit si eschaufez
Qu'il n'en puet estre retornez,
Et quant plus est desesperanz,
Tant est s'angoisse assez plus granz.
Donc se tormente, donc s'ocit,
Ne set que fait, ne set que dit.
„Las!" fait il, „veir dist li devins:
Ma morz est pres, c'en est la fins,
Car en fol leu ai mis m'entente,
Dont je pert joie et ma jovente.
Or sent et crei et sai de veir
Qu'esperance n'i puis aveir,
Et d'itant sui plus angoisseus,
Et plus m'art et esprent li feus,
Car anceis veaus me fu deporz
Li esgarders et granz conforz.
Je cuidai veeir qui que seit
De l'ombre qui me deceveit,
Si me feïst auques de bien;

---

826 ne sot pas *B*, lancier *ABD* — 827 Qu'il puise savoir *C* — 829—834 *nur in C* — 835 Bien voit *B*, Bien set *A*, l'ombre *D* — 836 Adonc se bl. *AB* — 837 Mais *BD*, Mes nequedent ne se puet tere *A* — 838 Son fol pensser ne p. r. *A*, Son corage n'en p. r. *C* — 839 ne puet *AB*, n'en puet *D* — 841 Que *BD* — 842 ne p. *ABD* — 843—846 *nur in C* — 847 *Init. B*, Bien sai que voir d. *C*, le devin *ABD* — 848 Ma mort aproche c'est la (ma *A*) fin *AB*, Ma mort est pres ce est la fin *D* — 849 Que *AB* — 850 Que j'en p. *AB*, Or n'ai je mais nule atente *C* (—1) — 851 Or sai de fi et tout (et croi *D*) de (por *B*) voir *ABD* — 852 ne puis *D*, Que je ne puis merci (mais bien *B*) avoir *AB* — 853 Et quant je sui pl. a. *AB*, Et plus mat sui et a. *D* — 854 Plus m'aïr et destraint *A*, Plus me destraint et art *B* — 855 A. ce voir me fust confors *D*, Or n'ai mestier de nul confort *AB* — 856 et grans depors *D*, D'estre ici est mon desconfort *A*, D'estre ci est ml't grant deport *B* — 857 Et *C*, que que soit *B*, que ce soit *D* — 859 me fesoit *AB*.

Mais ore sai que n'en vei rien.
Por ce m'est li maus plus engrés:
Or ne puis estre une ore en pes,
Or n'ain je nule rien vivant,
Or ne sai je que je demant.
Queus amors est ce dont me dueil,
Quant j'ain, si ne sai que je vueil?
Or ne sai je que redemant,
Quant je me mostre bel semblant:
Le cors, le vis que laienz vei,
Ce puis je tot trover en mei.
J'ain mei meïsme, c'est folie!
Fu onques mais teus rage oïe?
Las! je sent bien, cist maus m'engraigne,
Si ne vei home qui me plaigne.
Vos, champ, vos, pré de ci entor,
Por Deu esgardez ma dolor!
Plaigniez et mei et ma beauté
Et si dites: Mar se vit né
Cist enfes qui tel mal endure
Et muert par tel mesaventure!
Et tu, forez, qui ci t'espanz,
Qui tant es anciiene et granz,
Pieç'a que tu es ci creüe
Et mainte amor i as veüe,
Car me di s'onques a nul jor
Veïs si angoisseuse amor.
Porpense tei et sel me di! —
Nenil, par fei, jel sai de fi.
Vos, deu, qui tot le mont jugiez,
Car vos prenge de mei pitiez!
Por quei me faites tant languir?
Assez voudreie mieuz morir.
Ahi! come cil deu sont sort!
Nus deus por quei ne me secort?

---

860 Mes bien sai que je ne vi r. *D*, Mes por voir sai qu'il n'i a (que n'i ai *B*) r. *AB* — 861—862 *nur in C* — *Statt* 863—864 *in ABD*: Et quant plus sui desesperant Tant est m'angoisse assez (mes angoisses *D*) plus grant *vgl.* 843—844 — 865 Quar amor (l'amors *B*) *AB* — 866 Que j'aim et sai (faiz *D*) ce que je v. *ABD* — 867 que je demant *ABC* — 868 Qu. ce *B*, Or n'aime je nule riens tant *D* — 869 que je la voi *C* — 870 Tout ce p. je tr. *ABD* — 872 Ainc mes ne fu tel r. oïe *A*, Fu o. mes tel desverie *D* — 873 je voi b. mon mal *ABD* — 874 Si ne truis *D*, ne voi ame (arme *B*) *AB* — 875—876 *in ABD umgestellt* — 875 Je vos pri bois *D* — 877 et mon cors et ma b. *C* (+ 1) — 878 que mar fu né *AB*, que mal fui né *D* — 881 Et toi forest qui ci te penz *D* — 882 es bele *AB*, es grande *D* — 885 Or *A* — 887—888 *in ABD umgestellt* — 887 si le me di *ABD* — 888 N. par dieu *AB*, N. por voir *D* — 889 Douz diex *A* — 891 me lessiez ci l. *ABD* — 892 Je v. ml't miex m. *AB* — 893 Haï c. *B*, A diex *D*, Aimi las com *C* — 894 Uns diex *ABD*.

Qu'a itel fin me veient traire;
Il ne sont pas si de bon'aire.
Il m'est avis qu'il n'ont poeir.
Pueent il riens? — Nenil, por veir,
Des que jes apel toz et pri,
Ne de mei n'ont nule merci.
Donques dei je par dreit cuidier
Qu'il ne pueent nuire n'aidier. —
Dont me vient ce que je di, las?
Ne dei creire ne ne crei pas;
Mais vos, deu, le me pardonez,
Car je parol come desvez,
Come hom de tel folie espris
Que ne sai por quei je languis,
Ne je ne sai que demander
Fors ce que on ne puet doner:
Et o mei vient et o mei vait
La chose qui tel mal me fait;
En mei est tot quantque je vueil,
Et si ne sai dont je me dueil.
Je sui ce que je tant desir:
Je meïsmes me faz languir. —
Des que je ai qu'onques demant,
Por quei n'en faz je mon talant? —
Ne sai, car j'ain et sui amez,
Et ce que j'ain me raime assez
Et n'est pas en menor esfrei,
Si n'en poons prendre conrei. —
Poons? Mais puis, car je sui seus,
Et ceste amors n'est pas de deus. —
Preiier! Et que dei je preiier?
Ce que j'ain ne me set aidier
Ne conseil doner ne me puet.
Or n'i a el, morir m'estuet.

895—896 *nur in C* — 895 me voient faire *C* — 897 que n'o. *AB* — *Statt* 897—898 *in C*: Ce m'est a. com on disoit Poeuent il riens ou doit adroit — 899 Puis que *AB* — 900 Et *AB* — 901 Dont puis (doi *B*) je bien p. dr. *ABD* — 903 *Init. B* — 903—904 *in D umgestellt* — 904 Nel doi croire ne nel (ne le *A*) croi pas *AB*, Ne puis croirre ne ne cuit pas *D* — 905 Vos (Douz *D*) diex vos (quar *A*) le me p. *ABD* — 907 de grant f. *ABD* — 908 Et si (Ne je *D*) ne sai por qoi l. *ABD* — 909 Que je (Quar ge *B*) ne sai mes qui amer *AB*, Qui ne puis nule riens amer *D* — 910 ne p. trover *ABD* — 911 Et a moi v. et a moi vet *D* — 912 qui si mal *AB* — 913 Et de moi est ce que je v. *AB*, O moi est tot ce que je veil *D* — 914 Et ne sai por qoi je (si *B*) me d. *AB*, Et si ne sai por quoi me d. *D* — 915—916 *nur in C* — 917 Et quant je ai ce que d. *ABD* — 918 ne faz *AB* — 919 que j'aim *ABD* — 920 si m'aime *A* — 921 Ne n'est pas en meillor esroi *A* — 922 Et si n'en puis *D* — 923 sui sox *C*, Je n'en puis mes je sui toz seus *AB*, Je ne m'en puis mie sevrer *D* — 924 U ciste a. n'e. pas de dox *C*, Ne de c. amour conseurrer *D* — 925—930 *s. Einl.*

Las! je me plaing, mais nus ne m'ot;
Parenz que j'aie n'en set mot.
Que sont ore tuit devenu
Mi compaignon? Il m'ont perdu.
De tote gent sui eslongiez
Et en cest bois toz seus laissiez;
Je cuit que tote riens me het.
Las! ma mere por quei nel set?
Si me venist plaindre et plorer,
Auques me peüst conforter.
Las! donc ne m'a nus regardé
Qui plaigne mei et ma beauté?
Certes, oïl, veaus la pucele
Que je trovai ier main si bele,
Qui se clameit chaitive, lasse
Et me prieit que je l'amasse.
Or me puis je chaitif clamer
Por ce que ne la voil amer.
Ahi! las, tant par fui vilains
Et de grant felonie plains
Et tant fui durs et de mal'aire,
Qu'ele onques ne me poeit plaire!
Bien me devreit mesavenir
Por ce que ne la voil oïr.
Beaus sire Deus! car venist ore!
Espeir mestier m'avreit encore
Plus que mere, pere ne suer,
S'i poeie atorner mon cuer
Et si apaier mon corage
Que j'obliasse ceste rage,
Car Amors m'a si eschaufé
Qu'amer m'estuet estre mon gré.
Mais une rien cuit bien entendre:
Que se m'amors seüst ou prendre

---

931 Alas que sunt t. d. *D* — 932 qui m'ont *CD* — 933—934 *fehlen D* — 934 cel bos *C* — 936 Et *A* — 938 Et si *D* — 939 Mais donc *C*, Las n'i a dont nul esgarder *D* — 940 ne ma b. *AB* — 941 Par Dieu si fist (si a *B*) *AB*, Et las coment vi la p. *D* — 942 tr. l'autrier *C*, je vi ier matin *D* — 943—944 *in D umgestellt* — 943 Trop *D*, et l. *D* — 944 Or ne porroit que ne l'a. *D* — 945 p. ch. reclamer *D* — 946 que je la veil a. *D*, Quant onques ne la voil a. *AB* — 947 Ahi diex con par (je *D*) fui (sui *A*) v. *ABD* — 948 vilonie *A* — 949 Tant (Con *A*) par sui dur *AB* — 950 Quant el (ele *A*) ne me pot o. pl. *AB* — 951—952 *stehen hinter* 968 *in C* — 951 m'en d. *D* — 952 Quant onques *AB* — *Hinter* 952 *in B*: Bien doi estre maleüreus Quant ge onques vi ses .II. elz Honi soit l'ore que la vi Quar en la fin en sui trahi Ne ne l'eüsse onques veüe Ma beauté n'en fust esmeüe — 955 que p. frere *A* — 957 Ou si *AB*, apoier *AB*, aploier *C* — 958 Que je bessaisse *A* — 959 Que *ABD* — 960 Amer *A*, outre m. gré *ABD* — *Hinter* 960 *in B*: Cele tres bele criature Qui si forment i met ma cure Se la veoie or endroit Jamais mon cuer doulor n'avroit.

Et je veïsse autrui que mei,
Ne fusse pas en tel esfrei. —
Deus! s'or veneit par aventure!
Ja porreit estre bien seüre
Qu'ele conquestereit m'amor
Et me getereit de langor."
Que qu'il se plaint et il se blasme,
Li cuers li ment, treis feiz se pasme,
Et la parole a ja perdue.
Uevre les euz, si a veüe
Dané qui vient tote esgaree,
Qu'Amors aveit si eschaufee
Que tote nue en son mantel
Aleit querre le jovencel.
Il la regarda, ne dist mot,
Car parler vout, mais il ne pot.
La fontaine li mostre au deit
Et l'ombre qui si le deceit;
Les braz li tent, les levres muet,
Les euz uevre, si come il puet;
Semblant li fait que se repent.
Ele l'esgarde, bien l'entent,
Vers lui se trait et mot ne dit.
Lors se tormente, lors s'ocit,
Ele le baise, ele le tient,
Ele se pasme, puis revient;
Ele l'acole, ele l'embrace,
Baise les euz, baise la face.
„Ahi!" fait ele „douz amis,
Come estes de la mort sorpris!
Bel semblant me volez mostrer,
Mais ne poez a mei parler.
Lasse! si mal assemblement,
Si dolereus embracement,
Si cort deport, si cort delit,
Si grant angoisse qui m'ocit!
Lasse! ma preiiere l'a mort!

---

966 Lors *D* — 967 Qu'ele conqueroit *C*, Que ele conquereit *D*, Qui qu'el soit eüst m'a. *A* — 968 Et si m'osteroit de doulor *BD*, Et si m'ostast de grant dolor *A* — *Hinter* 968 *in C*: Bien me devoit max avenir Quant onques ne le voil oïr, *vgl.* 951—952 — 969 *Init. A.* Quoi qu'il parole et *C* — 970 li fuit *C*, li nuit *A*, li vient *B*, et il se p. *A*, .II. foiz se p. *B* — 971 Et ot la p. *A*, a il p. *D* — 972—986 *s. Einl.* — 987 Iluec le bese iluec le t. *ABD* — 988 Iluec se p. *AB*, iluec r. *A.* — *Hinter* 988 *in B*: Iluec s'esta et ne dit mot Tel doulor a parler ne pot — 989 Ele l'a. et (et *fehlt A*) puis l'e. *AB*, Cele l'a. et si l'e. *D* — 990 Bese li les iex et la f. *A*, Baise li l'oeill et la f. *B*, Bese li euz et bouche et f. *D* — 991 dist (dit *B*) ele biaus a. *AB* — 993 me poez *A* — 995 con mal *AD* — 999 est la m. *C*, L. or m'a prise la m. *D*.

Or n'i a mais autre confort:
Morir m'estuet de compaignie,
Car assez mieuz ain mort que vie."
Li vaslez muert, l'ame s'en vait.
La pucele plus pres se trait;
Ele l'estraint par tel aïr,
Del cors se fait l'ame partir:
Ça fait Amors qui l'a sorprise.
Andui sont mort en itel guise.
Or s'i gardent tuit autre amant
Qu'il ne muirent en tel semblant.

1000 Il *AB*, Ja n'i avrai *D* — 1001 par c. *ABD* — 1002 Que miex aim a. m. *AB*, Que j'ain miex la m. que la vie *D* — 1005 Vers lui (soi *C*) se tret *ABC* — 1006 li fet *D* — 1007 Ce fist *A*, Ce fet *D* — 1008 A. muerent *BD*, A. morurent en tel gu. *A* — 1009 Or se gart bien chascun a. *AB*, Or si g. t. a. gent *D* — 1010 Qu'il ne muire *AB*, par tel samblant *ABD*.

A: *Explicit narcisus*. *B*: *Explicit*. *D*: *Explicit*.

Anhang: Die Plagiate im Cristalroman.

Narc. 188 > *Cristal* 1923:

Si grief fais lasse ai a porter
Dormir ne puis ne reposer
M'entente ai tot a lui penser
Torner m'estuet et retorner
En paine sui et en travail
Por coi pens tant por coi travail.

Narc. 209 > *Cristal* 8017:

Cele se lieve eneslepas
Oste la cheute et puis les dras
Et remue neïs l'estrain
Ele meïsme i met sa main
Torne la cheute et fiert et bat
Or le velt halt et ore plat
Or velt haus piés et ore halt cief
Or le refait de cief en cief
Avis li est ses cavés bas
Encore n'est il a son gré pas
Or est estrois et ore trop lés
Or est trop li cavés clinés
Or li reva decha pendant
Sa meschine va maldissant
Por ce qu'il n'est a son talent
Cele li fait molt bien seant

Avis li est que bien estoit
Reposer velt mais ne pooit
Le damoisel pas n'entr'oblie
Ce fait Amors qui l'en renvie
Or li ramembre de celui
Ne set que puist faire de lui
Lasse fait ele que poet estre
Ne gis pas bien devers senestre
Or sui tornee moi que chaut
Ce ne me nuist ne ne me valt
Ne puis trover engien ne art
Que j'aie bien de nule part
Ou c'est li lis dont je me doel
Ou plus sui tenre que ne soel
Or ai el cors ne sai que[l] rage (*vgl. auch Cristal*
Que si demaine mon corage [1929—1932)
Quant voel dormir tote fremis
Or me relief or me regis
Or [re]voeil a celui parler
Qui son grief vint a moi clamer
Mais qu'ai a faire del vassal
C'est la riens que plus me fait mal
Il est espoir fel u vilains
Ou enuious ou d'ire plains
Que cest ce ore que je dis
Ne que a il vers moi mespris
Par quel cose blasmer le doi
Ne loer qu'en afiert a moi
Se il est beaus a soi le tiegne
A moi ne quit que il aviegne
Amors l'angoisse et enbramist
Dont se repent de ce qu'a dit
Lasse fait ele en nule terre
Plus bel de lui n'esteüst querre
Dont me revint ore felonie
Sos ciel n'a omme ja desdie
Qu'il ne soit beaus a desmesure
Nus n'est de si bele faiture
Certes il est et beaus et bons
Et toi que chaut il n'iert ja toens
N'est drois que je demant baron
Se par le conseil del roi non
Conseil. lasse com lonc respit
Ja n'ai je joie ne delit
Ja certes se je sen avoie
Le conseil le roi n'atendroie
Dont se porpense si se taist
Or li est bon or li desplaist

Hé chaitive com je sui fole
Dont me revient ceste parole
Voel je par moi tel conseil prendre
Dont ne me vi[e]nt il mieus atendre
Que je par moi face folie
Dont je puisse perdre la vie
Ne sai por coi que ce [me] monte
Molt esploite poi en cest conte
Dont se porpense .I. sol petit
A soi meïsme si a dit
Qu'est ce qu'as dit qu'ai enpensé
Molt par ai le cuer forsené
Fille es de roïne et de roi
Segnor te donra endroit toi
Alques t'estuet por ce soffrir
Et se il n'est a ton plaisir
Qu'en feras tu s'il ne te plaist
Quant ce od dit si se retaist
Dedens son cuer se tint por fole
Quant onques ot dit tel parole
Qu'est ce Clarie n'as tu dont honte
Sés tu donques que blasmes monte.

Narc. 277 > *Claris* 8105:

Mais je ne puis prendre conroi
Par quel engien parolt a moi.

Narc. 463 > *Claris* 2435:

Sire fait ele ne t'anuit
De ceste lasse qui tos biens fuit.

Narc. 469 > *Cristal* 1349 u. 2443:

Mes cuers est molt por toi destrois	Mes cuers est molt por toi destrois
Desormais seroit il bien drois	Des or seroit il mais bien drois
Proi toi sire as de moi merchi	Que tu aies de moi merchi
Nel te mans pas ains le te di	Nel te mans pas ains le te di
	Esgarde et saces qui je sui
	Je proi por moi non por altrui
Jou qui sui qui parole a toi	Jou qui sui qui parole a toi
Saces je sui fille de roi.	Saches que sui fille de roi
	Por vostre amor pens jor et nuit
	Amors m'a ichi aconduit.

Narc. 479 > *Cristal* 1557:

Amor m'a doné hardement
Que je si a toi me present

Merchi vos quier por deu et proi
Que vos aiés merchi de moi
Or ait merchi qui merchi prie
Car en vos est tote ma vie
Tost me poés santé doner
Bien nos poomes entr'amer
Amis otroie moi t'amor
Ren moi santé tol(t) moi dolor
Car asés somes d'un eé
D'une maniere de beauté.

Narc. 489 > *Cristal* 2453:

Cristal l'entent et si s'en rist
Esgardee l'a si li dist.

Narc. 507 > *Cristal* 2465:

Mais se voirs est que mal vos face
Garderai m'ent ja deus ne place
Que je vos face mal avoir
Trop a en vos sens et savoir.

Narc. 575 > *Cristal* 3127:

Voire par foi et voel amer
Jo nel puis mie entr'oblïer . . .
Or m'est s'amors tote novele
Car sa beautés mon cuer rapele.

Narc. 585 > *Cristal* 3133:

Nel puis laisier nel puis guerpir
Ne me puis de s'amor partir
Ne sai par coi si m'esmerveil
Prendre m'estuet altre conseil..

Narc. 601 > *Cristal* 3121:

Jo n'ai ami jo n'ai parent
Je n'ai conseil de nule gent
Je soloie estre asés plus sage
Je sui devenus tous salvage.

Narc. 609 > *Cristal* 3141:

Ce fait Amors qu'est Amors lasse
Ne sai que plus droit le nomasse . . .
Or sui en pais or sui en guerre
Vous dex del ciel et de la terre
Vous qui trestot poés salver
Et tot avés a governer

Getés me fors de cest peril
Car cuer et cors trestot issil
Por celui ou j'ai m'esperance
Vrais dex en vous ai ma fiance
Faites que tost aie secors
Des max que jo ai por amors.

Narc. 764 > *Cristal* 1565:

Mais Amors velt tos tans torment
Qui c'onques aime loialment
As gentieus cuers est fel et durs
Et bons as sers et as tafurs.

Narc. 769 > *Cristal* 1571:

Or sui je ja d'Amor molt sages
Molt m'en a apris mes corages
Je ne quit pas qu'il peüst estre
Que j'en seüsse tant sans mestre
Amor me destraint et destruit
Qui dedens le cors m'art et quist
Il m'aprent tote sa nature
Et si me destraint sans mesure
Ha doce riens qui si m'esprens
Se tu savoies quels tormens
Et quels paines sueffre por toi
Tu m'ameroies si com je croi
Je mur en fin n'i ai conseil
Mais de ce forment m'esmerveil.

Alfons Hilka.

Die Modi des Französischen in erfassungstheoretischer Beleuchtung.

In der folgenden Abhandlung habe ich mir zum Ziele gesetzt, alle verwertbaren Lehren, die bisher über das Wesen des Konjunktivs aufgestellt wurden, zusammenzufassen, um auf ihrer Grundlage bauend, zu weiteren Erkenntnissen zu gelangen.

Zu diesem Zweck sei mir gestattet, eine kurze Übersicht und Würdigung der Ergebnisse der einzelnen Forscher vorauszuschicken.

1. Rickens Einheitsformel. Sie lautet in verkürzter Form: Der Konjunktiv ist der Ausdruck der Irrealität (Unselbständigkeit) der durch den Nebensatz ausgedrückten Teilvorstellung (ZNSpr. 28 u. 34). Wegen der in ihr betonten streng monistischen Auffassung des Konjunktivs als Modus der Abhängigkeit wurde sie von Lerch im XXXVI Bd., H. 2, S. 82 der NSpr. neuerdings abgelehnt.

2. Wähmers Modusformel: „Der **Indikativ** zeigt an, dafs ein Rede- (Bewufstseins-) Inhalt als **wahrnehmbar** hingestellt werden soll, der **Konjunktiv**, dafs **von seiner Wahrnehmbarkeit abgesehen** wird.“ Seine in dem als Exkurs gedachten Streifzug durch das Reich der französischen Modi gegebenen psychologischen Analysen beweisen zweifellos, dafs auch er das psychodynamische Prinzip der Modusgebung vollends erkannt hat. („Spracherlernung und Sprachwissenschaft“ S. 72—78).

3. Lerchs Aufstellungen über den „Konjunktiv des Begehrens“ und „des psychologischen Subjekts“. Sein Verdienst besteht in der von Wähmer unabhängig gewonnenen Erkenntnis des durch den psychologischen Akzent bedingten Modusgebrauches und seiner Formulierung (NSpr. XXVII, S. 338—344, NSpr. XXXVI, 2, S. 81—104).

4. Meine erfassungstheoretische Begründung des psychodynamischen Prinzips (ZRPh. XLV, 129—197, Ergänzungen im Jahrbuch II, S. 209—217, 5. Heft, S. 273—297) und Aufstellung einer Einheitsformel. Diese lautet: Der Konjunktiv bezeichnet alle Gegenstände, die der Setzung ihres Bestandes entbehren. NSpr. XXXVI, 1, 17—24, ZFSprL., LI, S. 118—125).

5. Kalepkys Betrachtungen über die Modi des französischen Verbs: Der Indikativ ist der Modus der ausdrücklichen Kennzeichnung, Angabe, Bekundung der Realität, der Konjunktiv ist — neben den infiniten Modi: Gerundium und Infinitiv — der finite, negative Modus der Ignorierung, Aufserachtlassung der Realitätsfrage (ZFSprL., L, S. 450—463), LI, S. 125—130.

Hebt man den gemeinsamen Bestandteil dieser in aller Kürze dargelegten Resultate heraus, so läfst er sich auf folgende Formel bringen: Der Konjunktiv ist das Zeichen des aufgelösten Vorstellungsgegenstandes. Die Wirkungssphäre des auf diese Weise charakterisierten Konjunktivs wird aber nach ihrem Umfang verschieden beurteilt. Für Ricken, Wähmer und Kalepky erfafst die Formel alle Konjunktivfälle, da sie ihre Grundanschauungen vom Konjunktiv als Modus der logischen Unselbständigkeit (Ricken), „der abstrakten Vorstellung“ (Wähmer), des „Satzteiles“ (Kalepky) widerspiegelt. Vom Standpunkt Lerchs dagegen kann sie nur den „Konjunktiv des psychologischen Subjektes“ einschliefsen, während sie nach meiner Auffassung wieder ein weiteres Gebiet umfafst. So bleibt im Gegensatz zu Ricken, Wähmer, Kalepky, für die die Formel die ganze Materie des Konjunktivs erschöpft, für Lerch ein gröfserer und für mich ein kleinerer Rest übrig.

Ich hoffe nun, dafs es den vereinten Bemühungen gelingen wird, die Differenzpunkte zu beseitigen und zu einer restlosen, endgültigen Lösung des vielumstrittenen Modusproblems zu gelangen. Dafs diese mit der Lösung erfassungstheoretischer Fragen verknüpft ist, hat auch Kalepky erkannt, und es ist durchaus begreiflich, wenn er in seinem originellen, grundstürzenden Buch: Neuaufbau der Grammatik die Modi im Zusammenhang mit der Frage nach dem Wesen des Satzes behandelt. Die von ihm gefundene Lösung des Modusproblems stellt denn auch die natürliche Folge seiner Anschauung von der Natur des Satzes dar. Er definiert den Satz als kleinstes Mitteilungsganzes.

Diese Definition erinnert stark an die von Ries gegebene: „Der Satz ist die kleinste Redeeinheit“ (LBl. XLII, S. 339), unterscheidet sich aber von ihr dadurch, dafs sie den Zweck jeder sprachlichen Äufserung („Mitteilung“) besonders betont. Für Kalepky gibt es daher nur eine einzige Satzart, d. i. der Aussagesatz, auf den er die bisher noch aufserdem unterschiedenen Satztypen, Frage- und Begehrungssätze zurückführt. Schon in ZFSprL. heifst es im L. Band S. 462: „Geht man ihnen (den Befehls-, Wunsch- und Fragesätzen u. dgl.) auf den Grund, eruiert man ihre volle Bedeutung, so erkennt man sofort den indikativischen Mitteilungscharakter. „Komm!“ heifst: ich will, ich befehle, dafs du kommst, „er komme“ heifst: ich wünsche, dafs er komme, und „kommt er?“ ist genau gleich: ich wünsche Auskunft darüber, ob er kommt (d. h. wirklich kommt, weshalb eben indikativische Verbform für

die Frage gewählt wird). Also in allen drei Fällen: Mitteilung des Vorliegens, der Tatsache eines Befehls bzw. eines Wunsches, sei es in bezug auf ein Tun oder in bezug auf eine Auskunft, indem in den beiden letzten Fällen ein Teil der Worte durch Stimmklang, Mienenspiel und Wortumstellung ersetzt wird". Wir wollen später diese Aufstellungen näher betrachten. Da also Kalepky schon für den primären (selbständigen) Ausdruck dem Konjunktiv jede modale Bedeutung abspricht und ihm nur das Zeichen des aufgelösten Vorstellungsgegenstandes zuerkennt, während die modale Komponente im Tonklang und der jeweiligen Situation gegeben sei, so gilt seine Auffassung in erhöhtem Mafs für den sekundären (unselbständigen) Ausdruck. Dagegen unterscheidet Lerch zwei Arten des Konjunktivs, den „des Begehrens" und „des psychologischen Subjektes". Allerdings besteht zwischen ihnen nach Lerch kein Koordinationsverhältnis im logischen Sinn, da er den Konjunktiv des psychologischen Subjektes aus dem des Begehrens abzuleiten sucht, um so zu einer monistischen Auffassung vom Wesen des Konjunktivs zu gelangen.

Je m'étonne qu'il soit venu erklärt sich seiner Meinung nach aus: „Er soll gekommen sein? Das wundert mich", wobei „Er soll gekommen sein?" = „Du meinst, er sei gekommen?" und dieses wiederum = „Du willst, er sei gekommen?" wäre. Diese komplizierte Analyse erscheint mir bedenklich. Eine Zwischenstufe „er soll gekommen sein" enthält nämlich eine deutliche Stellungnahme zum Inhalt. Dieser Konjunktiv wäre demnach polemischer Natur und setzt so die akutbetonte Prädikation des Gedankens voraus, wenngleich in diesem Falle das Setzen nicht entscheidend, sondern nur fragend geschieht. Ich habe schon mehrmals darauf aufmerksam gemacht, dafs das blofse „Ergreifen" oder Aufnehmen eines Sachverhaltes ein Zwischenglied kaum wahrscheinlich macht, am wenigsten aber eines von so starkem psychologischem Gewicht (vgl. Modi S. 172/73. Jahrbuch 3, S. 274). Ganz unmöglich aber wird diese Erklärung im Falle: *je me réjouis que tu sois venu*, wo die klare Situation den Gedanken: „man will (sagt), dafs du gekommen bist" ausschliefst.[1]

Ich habe ebenfalls den amodalen Konjunktiv durch Abschwächung des voluntativen zu erklären versucht, allerdings auf einem anderen Wege. Merkwürdigerweise aber hat Lerch meinen seine Theorie verteidigenden Aufstellungen nicht zugestimmt, obzwar sie m. E. die Evolution des thematischen Konjunktivs am leichtesten erklären, da die Brücke von der begehrenden zur

---

[1] Lerchs Analyse pafst dagegen trefflich für die Erklärung des lat. Konjunktivs der fremden Meinung: *milites indignabantur, quod hostium impetum ferre non possent* („sie sollten nicht aushalten können?", vgl. Sommer, Vergleichende Syntax der Schulsprachen, § 97, ferner ZRPh. 45, 163 ff.). Solange für den thematischen Konjunktiv keine parataktischen Vorformen im Afrz. nachgewiesen sind, sehe ich in Lerchs Deutung einen „Überhistorismus".

wertenden Stellungnahme ohne Schwierigkeit zu schlagen ist. Es sind das jene zahlreichen Fälle, wo die Unterscheidung zwischen Begehrungs- und Beurteilungsgegenstand nicht möglich ist, vgl. Jahrbuch 5, S. 288f., NSpr. S. 22f. Auch in seinem neuen Konjunktivaufsatz NSpr. XXXVI, 2 sträubt sich Lerch gegen eine psychologische Erklärung der Ausdehnung des Konjunktivs nach *comprendre, concevoir, s'expliquer.* Es heifst auf Seite 84: „*Comprendre, concevoir* und *s'expliquer* sind eher Verben „des Sagens und Denkens“ als „der Gemütsbewegung“. Auch hier erklärt sich der Konjunktiv nicht dadurch, dafs *expliquer* = *approuver* wäre, sondern er erklärt sich als Konjunktiv „des psychologischen Subjektes“. So deute ich ihn wohl auch, glaube aber trotzdem, dafs ein *je veux bien* „ich lasse es mir gefallen > ich begreife“ das Vorbild abgegeben hat; auch einfaches *vouloir* kann bekanntlich in so abgeschwächter Bedeutung auftreten, dafs der Willensaffekt ähnlich wie bei *souffrir, permettre* einen sehr niedrigen Grad zeigt oder wie in vielen Konzessivsätzen nur fingiert wird. Nun sind ja *comprendre, concevoir* in der Tat Verba, bei denen der Willensaffekt sehr zart angedeutet ist. In ähnlicher Weise läfst sich *il arrive* (*arrivait*) *que* + Subj. wegen der nicht konkret gesetzten Wirklichkeit des *que*-Satzteilinhaltes durch Einflufs von *il se peut* erklären, während der Indikativ bei *il arriva* deshalb steht, weil auf ein einmaliges konkretes Ereignis bedeutungsvoll hingewiesen wird.[1] Vgl. ZRPh. XLV, 146, 196; Jahrbuch 5, S. 295 Anm.

Lerchs Zweiteilung bedarf aufserdem einer terminologischen Korrektur. Die Gegenüberstellung „Konjunktiv des Begehrens“ — „Konjunktiv des psychologischen Subjekts“ erregt nämlich vom logischen Standpunkt aus Bedenken. Die erste Bezeichnung ist auf Grund der Bedeutung, die zweite nach dem psychologischen Gewicht des durch den Konjunktiv charakterisierten Denkinhaltes gewählt. Ich habe in meiner ersten Arbeit denselben Fehler begangen, da ich das Verhältnis der Begriffe „modal“ und „psychodynamisch“ noch nicht genau kannte.[2]

---

[1] Lerch erklärt den Konjunktiv als den „des psychologischen Subjektes“ der aber nicht in allen Fällen einleuchtet. Kalepky vergleicht den Konjunktiv nach *il arrive que* mit dem nach *le fait que* und sieht den Grund darin, „dafs die Realität schon in *le fait* und *il arrive* ihren energischen Ausdruck gefunden hat, ein nochmaliger Indikativ also als Pleonasmus empfunden werden würde“ (ZFSprL. L, 460, Anm. 10). Ich beanstande aber vor allem die Zusammenstellung von *le fait que* und *il arrive que.* Im ersten Fall liegt ein tatsächliches Objektiv vor, das aber nicht „gesetzt“, sondern in bereits verdichtetem Zustand blofs „ergriffen“ wird, im zweiten Fall handelt es sich um ein zeitlich unbestimmt geurteiltes Objektiv. Ein „Konjunktiv des psychologischen Subjektes“ kann freilich in bestimmten Fällen vorliegen, so z. B. wenn die Frage nach der Möglichkeit des Vorkommnisses entschieden wird, doch ist der Konjunktiv bei *il arrive* nicht einer analogischen Ausbreitung zu verdanken.

[2] Es läfst sich folgendermafsen charakterisieren: Es gibt Denkinhalte, in denen die beiden Eigenschaften untrennbar verbunden sind, das sind die mit einem Setzungsmoment ausgerüsteten (akutbetonten) Objektive. Dagegen fehlt den setzungslosen (gravisbetonten) Gedankengliedern die Eigenschaft der Modalität.

Die logisch richtige Einteilung wäre eigentlich folgende: Konjunktiv des psychologischen Prädikats (modaler Konjunktiv) — Konjunktiv des psychologischen Subjekts (amodaler Konjunktiv). Der Umfang des Konjunktivs des psychologischen Prädikats wird durch die Arten jener Gegenstände bestimmt, die im Gegensatz zu den durch den Indikativ gekennzeichneten nicht als tatsächlich „gesetzt", sondern wie Meinong sagt, nur annahmeweise erfafst werden. Unter „Setzen" verstehe ich jenes aktive, schöpferische Erlebnis, das die Seinsart des Denkinhalts fixiert, d. h. ihn „modalisiert" und ihm so ein stärkeres psychologisches Gewicht verleiht.

Meiner Meinung nach gibt es nun drei Arten solcher durch den „Konjunktiv des psychologischen Prädikats" bezeichneten (akutbetonten) Gegenstände:

1.	a) *Qu'on attende mes ordres!*	Begehrungsgegenstand im wirklichen Sinn.
	b) *Qu'ils viennent!* „mögen sie kommen! (was liegt daran?)"	Begehrungsgegenstand in fingierter Bedeutung.
2.	*Que je fasse une si pauvre chère! = Moi, faire*[1] ...	Fragegegenstand mit gleichzeitiger polemischer Stellungnahme des Sprechenden.
3.	*Soit A B le côte donné, β et γ les angles donnés*[2] ...	Annahmegegenstand (im engeren Sinn).

Auszuschliefsen ist natürlich der Konjunktiv beim Gegenstand einer Erwägung: *Que le monde soit si grand!* dafs die Welt so grofs ist! — denn hier liegt das psychologische Prädikat nur in der Satzmelodie, während der materielle Inhalt das „psychologische Subjekt" bildet, vgl. Jahrbuch 5, S. 283f.; ZRPh. XLV, 173f.

Bildet der Konjunktiv ein integrierendes Bestandstück des akutbetonten Satzgliedes, so ist ihm m. E. zum mindesten ein Anteil an der modalen Bedeutung des Denkinhalts nicht abzusprechen. Lerch legt aus diesem Grunde dem Konjunktiv ausdrücklich eine positive Funktion bei, die im Ausdruck des Begehrens besteht. Kalepky dagegen behauptet — und darin liegt der Hauptunterschied zwischen Lerchs und seiner Auffassung — in dem eingangs erwähnten Aufsatz, dafs ein *qu'il vienne* stets

[1] Hier liegt eigentlich ein akutbetonter problematisch „gesetzter" Beurteilungsgegenstand mit modaler Umfärbung vor, vgl. *Moi, que j'ose opprimer et noircir l'innocence* (Racine, Phèdre III, 3). — *Sors pour qu'on n'entre pas.* — *Que je vous laisse ici* (Beaumarchais, Le mariage de Figaro I, 8). Weitere Beispiele in meinen „Modi", ZRPh. XLV, 168.

[2] Diese „gesetzten" (akutbetonten) Annahmen werden von Mally als „urteilsähnliche" bezeichnet, weil in ihnen das Überzeugungsmoment phantasiemäfsig nachgebildet wird, zum Unterschied von den „schattenhaften" Annahmen, die nur als Erfassungsmittel für amodale Gegenstände dienen.

genau die gleiche (nämlich amodale) Bedeutung hat, ob es sich in (*je veux*) *qu'il vienne* oder in (*je suppose*) *qu'il vienne* (angenommen, er käme), oder in (*je doute*) *qu'il vienne*, oder in *qu'il vienne, je* (*ne*) *le crois* (*pas*) usw. findet. Um dieser Entdeckung willen, die zweifelsohne subtiles Denken verrät, hat Kalepky die Versuche seiner Vorgänger, eine einheitliche Formulierung für die Bedeutung des Indikativs und Konjunktivs aufzustellen, etwas geringschätzig behandelt. Aber nicht ganz mit Recht, wie ich glaube. Denn trotz der sorgfältigen Prüfung der beim Sprechakt sich vollziehenden seelisch-geistigen Vorgänge und der originellen Erweiterung des Modusbegriffs, der zufolge auch Infinitiv und Gerundium in den Kreis der Untersuchung einbezogen werden (— es hätten noch die Partizipien hinzugenommen werden können —), ist Kalepky kaum zu wesentlich wertvolleren Ergebnissen gelangt. Seine Vereinheitlichung der Konjunktivfunktion deckt sich letzten Endes mit der Anschauung Rickens; denn auch dieser hat, wie ich neuerdings hervorheben mufs, die durch psychologische Gravisbetontheit bedingte Unselbständigkeit der konjunktivischen *que*-Satzteile erkannt, nur begeht er nach Lerchs und meiner Ansicht den Fehler, seine auf der Erkenntnis dieser Erscheinung aufgebaute Formel auch für den primären, akutbetonten Begehrungsausdruck in Anspruch zu nehmen. Auch darin berührt sich Kalepky mit Ricken, wenn er beispielsweise ein *qu'il vienne* „er möge kommen!" als Satzteil betrachtet. Die Erklärung, die Kalepky für die Amodalität des am akutbetonten („gesetzten") Satzglied haftenden Konjunktivs gibt, ist gewifs sehr interessant. Er sieht in *qu'il vienne!* eine kunstvolle Verschränkung von *je veux* (*je désire, je permets* . . . je nach der Tönung) *qu'il vienne*, wobei der Ausdruck des Wollens durch den Stimmklang und die Situation gegeben sei und der Konjunktiv nur den Vorstellungsgegenstand (*son arrivée*) wegen der in der Verbform gleichzeitig enthaltenen finiten Elemente in bestimmterer Weise umschreibe. Ebenso ist *vient-il?* für ihn eine verdichtete Ausdrucksweise von *je demande* (*je veux savoir*) *s'il vient.* Warum aber direkte Begehrungen, Annahmen und Fragen im Gegensatz zu den Urteilen „Knappsätze"[1] darstellen sollen, verstehe ich nicht. Die psychologische Analyse des Denkinhalts ist doch in den meisten Fällen komplizierter als seine sprachliche Form. Mit demselben Recht könnte man den Satz: „Er kommt" als kunstvolle Verkürzung von: „Ich urteile, dafs er kommt" auffassen. Es scheint mir daher durch nichts begründet, Begehrungen, Annahmen und Fragen deshalb als Aussageformen zu betrachten, weil jede sprachliche Äufserung an und für sich Mitteilung ist. Viel näherliegender ist die Annahme, dafs diese dem Urteil koordinierten Erlebnisse wegen ihrer scharf ausgeprägten Eigenart als unmittelbare, selbständige Ausdrucksformen aufzufassen sind.

[1] „Knapp" bezieht sich nach Kalepky auf den Aufwand der Worte, die hier durch die anderen Ausdrucksmittel ersetzt seien.

Die Ergänzung zu einem Aussageausdruck, in dem der Kernpunkt in der Setzung einer selbstverständlichen, in der Sprache gelegenen Tatsache zu suchen wäre, werwischt die Eigenart[1] jener Sätze. Ich halte daher nach wie vor an der Einteilung der Sätze nach den psychischen Grundklassen (Urteilen, Annehmen, Interessenehmen) fest, weil auch ihre sprachlichen Korrelate nach dem jedem Phänomen zukommenden dominierenden Merkmal geschieden sind. Dieses betrifft das Setzungsmoment. Kalepky bemerkt diesbezüglich: „Der Sprechende „setzt" nicht, er „zählt nur her, was ihm vorschwebt". Das „Herzählen" betrifft aber nur die Gruppierung der Gedankenglieder, nicht die Formung des Gedankeninhalts nach seiner modalen Beschaffenheit, die eben durch das „Setzen" bestimmt wird.

Wenn wir *il vient*, *qu'il vienne!* und *vient-il?* miteinander vergleichen, so liegt der Hauptunterschied in dem Erfassungserlebnis, das sprachlich in der verschiedenen Ausdrucksweise der Setzungsart zur Geltung kommt. In *il vient* wird durch den Indikativ ein Sachverhalt als tatsächlich hingestellt, d. h. es wird ein „Sein" gesetzt, in *qu'il vienne* verbinden sich, wie Kalepky klar erkannt hat, Tonklang und Konjunktiv zum Ausdruck des Setzungsmomentes, das ein „Seinsollen" betrifft, indem der Gegenstand (*son arrivée*) nur annahmeweise erfaſst wird. In *vient-il?* wird das „Sein", da es sich um ein „Wahrheitssollen"[2] handelt, problematisch gesetzt. Kalepkys Auflösung in *je demande s'il vient* trägt allerdings dem psychologisch zusammengesetzten Charakter der Frage Rechnung. Die Eigenart derselben liegt in der Tat in der Verbindung intellektueller mit emotionalen Erlebnissen. Charakteristisch ist die in der Wahrheitsbegehrung begründete Seinsunbestimmtheit und Modalitätslosigkeit des Fragegegenstandes. Ob aber der Indikativ infolge einer Unvollkommenheit der Sprache zum Ausdruck des Nullpunktes der Modalität dient und durch Ton und Inversion neutralisiert wird oder eine Antizipation darstellt, die den penetrativen Charakter der Antwort — sie kann (+) oder (—) sein — als Ziel seiner Wahrheitsbegehrung kennzeichnet, läſst sich nicht entscheiden.[3]

---

[1] Diese scheint Kalepky dadurch berücksichtigt, daſs ihre äuſserst lebendige Ausdrucksweise (Stimmklang, Mienenspiel usw.) ausdrücklich anerkannt wird. Doch bringt er sie m. E. um ihre Wesenheit, wenn er sie zu den Urteilssätzen rechnet. Eine solche Reduktion nimmt nur der strenge Logiker vor.

[2] Der Ausdruck „Wahrheitssollen" stammt aus dem Buche von Otto Tumlirz, Das Wesen der Frage (Schulwissenschaftl. Verlag A Haase 1919).

[3] Aus den voranstehenden Ausführungen ergibt sich zugleich die lang gesuchte Definition des Satzes. Kalepkys Charakteristik des Satzes als kleinstes Mitteilungsganzes scheint mir den Wesenskern noch nicht völlig zu enthalten oder zum mindesten zu verschleiern. Ich möchte daher „Satz" als den sprachlichen Ausdruck eines modalisierten Objektivs definieren. Dadurch ist das „Mitteilungsganze" (oder die „kleinste Redeeinheit", wie Ries im LBl. XLII, 339 vorschlägt) der Wesenheit nach

Lerch, Kalepky und ich sind nun trotz der Verschiedenheit unserer Anschauungen über die Arten der Sätze und die Beschaffenheit ihrer Teile zu einer vereinheitlichten Auffassung der Konjunktivbedeutung gekommen. Es handelt sich darum, jene Divergenzen zu erörtern, die die Art der Vereinheitlichung selbst betreffen. Zu diesem Zweck werden in der Übersicht S. 684 unsere Auffassungen an typischen Beispielen veranschaulicht.

Vergleicht man die einzelnen Aufstellungen miteinander, so stellen die Folgerungen Kalepkys und Lerchs konträre Gegensätze dar, während meine Auffassung vom Wesen des Konjunktivs sich teils der Kalepkys, teils der Lerchs nähert. Alle Unterschiede erklären sich aus unserer grundsätzlich verschiedenen Einstellung zum Konjunktiv im „Hauptsatz". Während Lerch für diesen eine ausgeprägt voluntative Bedeutung in Anspruch nimmt, überträgt er sie auch auf den Konjunktiv im sekundären (abhängigen) Begehrungsausdruck. Kalepky dagegen spricht dem Konjunktiv jede modale Bedeutung ab, da er nach seiner Ansicht nur im Satzteil auftreten kann, dessen psychologische Akzentuierung er gar nicht in Betracht zieht. Beide Extreme versagen aber in manchen Fällen. Lerchs „Konjunktiv des Begehrens" reicht nämlich dort nicht aus, wo ein „Konjunktiv des psychologischen Subjekts" ausgeschlossen ist, und Kalepkys unwandelbarer, amodaler Konjunktiv läſst wieder jene Fälle unerklärt, wo durch den Konjunktiv die annahmeweise Setzung des Sachverhalts auſser Zweifel steht.[1] Diese Lücke kann durch eine feinere Unterscheidung in der Erfassungsart der verschiedenen Konjunktivteile beseitigt werden. Auſser dem akutbetonten („gesetzten" Begehrungsgegenstand und dem gravisbetonten, deutlich vorgegebenen („ergriffenen") Beurteilungsgegenstand („psychologischem Subjekt") gibt es nämlich noch Gegenstände, die annahmeweise erfaſst werden und deshalb

---

bestimmt. Diese besteht in der aus dem Setzungsmoment hervorgehenden Abgeschlossenheit des Denkinhaltes. Nach der Art der Setzung unterscheidet man Urteils-, Begehrungs-, Annahme- und Fragesätze. Das Setzungsmoment braucht nicht immer mit Hilfe einer finiten Verbalform ausgedrückt zu werden, sondern kann, um mit Kalepky zu sprechen, aus dem Tonklang und der Situation hervorgehen: *Silence. Pas de bruit. A peine un son de fifre. Tout à coup un grand cri* (Frz. Schulgrammatik von Gall-Stehling-Vogel, S. 29, Diesterweg 1928). *Et tous de courir — Un canot! le canot!*, vgl. die Analyse der Stelle in ZRPh. XLV, 145. — *Mais pas moyen d'attraper son porte-monnaie: la pièce de* 400 *sous libérale, parce que c'était fête?* (= *devait-il la lui donner?*) (*Paul et Victor Margueritte*), (vgl. Kalepkys Ausführungen in ZFSprL. L, 453).

[1] Kalepky nimmt allerdings als klärende Faktoren Situation, Stimmklang und Gebärde an. Die Tatsache, daſs der Konjunktiv hier ein inhärentes Element des akutbetonten Teiles bildet, läſst aber eine genaue Scheidung zwischen den Ausdrucksmitteln hinsichtlich ihres psychodynamischen und semantischen Wertes nicht zu. Es scheint mir daher willkürlich, dem Konjunktiv nur die Kennzeichnung des annahmeweise erfaſsten Gegenstandes, die Art der Setzung aber dem Tonklang, der Gebärde und der Situation zuzuerkennen.

Deutung der folgenden Konjunktivfälle nach Kalepky, Lerch, Regula.

Konjunktivfälle (… *qu'il parte*)	Beispiele	Kalepkys Theorie in positiver Fassung:	Lerch	Regula
I. *Je veux, je tiens à ce, j'insiste pour* *j'attends* *je demande, j'exige, j'ordonne* *je prie, j'implore* *je désire* *je permets, je ne m'oppose pas à ce* *il faut* { *il est temps*, *il convient*, *il importe*, *il suffit* }	I. 1. *Qu'il vienne* „er möge kommen!“ 2. *Qu'il vienne* „angenommen: er käme“ 3. *Que j'attende?* „ich soll warten?“ (polem.)	Der Konjunktiv hat in allen Fällen dieselbe Bedeutung, d. h. er ist amodal, bezeichnet die vorstellungsmäſsige Erfassung des Gegenstandes, der nur personell und temporell determiniert ist.[1]	I. „Konjunktiv des **Begehrens**“.	Konjunktiv zur Bezeichnung des akut-betonten (+) Begehrungs- und Annahmegegenstandes.
II. a) *Je veux bien* α) *j'aime*, *je trouve bon*, *j'approuve*, *il est donc bien*, *je suis content*, *je me réjouis*, *quel bonheur*, *je m'explique*, *je comprends*, *il est tout naturel*, *de là vient*, *je ne m'étonne pas*, *je le crois bien*,	II. *Que le monde soit si grand!* „Daſs die Welt so groſs ist!“		II. „Konjunktiv des **psychologischen Subjekts**“. Die primäre Bedeutung des Konjunktivs ist die des Begehrens, aus der indirekt der Konjunktiv des psychologischen Subjekts abzuleiten ist.	Konjunktiv zur Bezeichnung des Beurteilungsgegenstandes mit miterfaſstem Tatsächlichkeitscharakter (Konjunktiv des psychologischen Subjekts, thematischer Konjunktiv, Konjunktiv des Beurteilungsgegenstandes).
β) (*je ne veux point*) *je suis désolé* *je regrette* *c'est dommage* *ça m'ennuie* *Qu'a-t-il* *c'est drôle* *je m'étonne* *je n'en reviens pas*				
b) *je ne veux pas* (*je crains*) *croyez-vous* *est-il vrai* *je doute* *je ne crois pas* *il s'en faut (de) beaucoup* *il est possible* *il semble*				Konjunktiv zur Bezeichnung des Beurteilungsgegenstandes ohne Tatsächlichkeitscharakter oder des Vorstellungsgegenstandes.

Der Konjunktiv ist das Zeichen des nicht als tatsächlich „gesetzten“ Gegenstandes, d. i. des Begehrungs- (I), Bewertungs- (IIa, α), Beurteilungsobjektivs (IIa, β(α) und eines bloſs annahmeweise erfaſsten Gegenstandes (IIb).

[1] Kalepky formuliert: „Der Konjunktiv bezeichnet nur, daſs für den Sprechenden kein Grund vorliegt, den Verlauf ausdrücklich als

gleichfalls den Konjunktiv haben. Als „psychologische Subjekte“ möchte ich sie nicht betrachten, weil sie dem psychologischen Prädikat nicht in klarer, gleichsam geschlossener Form gegenüberstehen, wie dies bei allen Objektiven der Fall ist, deren Tatsächlichkeit bei ihrem „Ergreifen“ miterfaſst wird.

Kalepky stellt wohl mit Recht die Forderung nach einer klaren Definition des „psychologischen Subjekts“ auf. Gewiſs ist dieser Begriff bisher in verschwommener Weise gebraucht worden, doch ist dies wegen der überaus groſsen Schwierigkeit seiner Abgrenzung wieder durchaus begreiflich.[1] Beschränkt man den Terminus auf jenen Satzteil, der eine bereits genannte oder als bekannt vorauszusetzende Tatsache enthält, dann wäre die Wirkungssphäre des Konjunktivs des psychologischen Subjekts eine weitaus engere, als sie bisher von Lerch und mir angenommen wurde. Sie lieſse sich sogar, von ganz konkreten Fällen natürlich abgesehen, annähernd begrenzen. So fallen die vorangestellten „*que*-Satzteile“[2], die Objektive der im Indikativ (nicht im Konditional!) stehenden Ausdrücke des Affekts und der Wertung in den Bereich des „Konjunktivs des psychologischen Subjekts“. Bei den fragend, negativ und bedingend gebrauchten Verben des Mitteilens, der geistigen Wahrnehmung, des Seins, des Glaubens kann in bestimmten Fällen der „Konjunktiv des psychologischen Subjekts“ bei der eben erwähnten Beschaffenheit des thematischen Objektivs vorliegen; doch ihn a priori aufzustellen, geht nicht an. So kann man auch in den folgenden Fällen von einem „psychologischen Subjekt“ nicht sprechen: *il est possible que le jeune homme se soit égaré; il leur semblait qu'une malédiction accablât ces bois.* Humpf reiht in seiner Übersicht (NSpr. 35, 503) Beispiele mit *il semble*, *il est possible*, *il se peut*, *il n'est pas sûr*, *est-il vrai*, *je doute* unter den „Konjunktiv des psychologischen Subjekts“ ein und beschreibt diese Spezialfälle in folgender Weise: „Der Sachverhalt des abhängigen Satzes wird (auf sein Verhältnis zur Wirklichkeit hin) als möglich oder zweifelhaft beurteilt.“ Diese elegante Formulierung trifft aber leider nicht das Wesen der Sache. Nur in bestimmten, durch die Situation gegebenen Fällen kann der *que*-Satzteil einen Beurteilungsgegenstand enthalten. Im allgemeinen aber werden durch *il semble* und *il est possible* (*se peut*) Objektive nicht beurteilt, sondern geurteilt.

Daſs der *que*-Satzteil trotzdem den Konjunktiv hat, erklärt sich daraus, daſs sein Inhalt durch die Heraushebung der speziellen Seinsart (Modalität) ins Schattenreich der Annahme verwiesen wird. *Il semble* und *il est possible* bilden (wie *il faut*) mit dem abhängigen Verb eine modale Einheit, die eine gewisse Analogie mit *faire*, *laisser* + Inf. aufweist. Ebensowenig lassen

---

[1] Das „psychologische Subjekt“ ist eigentlich ein „affizierter“ Determinand des Satzes, wobei „affiziert“ die Denk- oder Erfassungsart charakterisieren soll.

[2] Statt des bisher verwendeten Ausdruckes „*que*-Satz“ gebrauche ich nunmehr Kalepkys Terminus „*que*-Satzteil“, jedoch nur für den Abhängigkeitsfall.

die folgenden Beispiele die Annahme eines „Konjunktivs des psychologischen Subjekts" zu:

La société est mal organisée, il faut la changer; pour la changer il suffit que le gouvernement le veuille.

Chugnard risquait qu'on lui enlevât Flamboche.

Comment empêcher que quelque indice la mette sur la voie de la vérité (in der Grammatik von Gall-Stehling-Vogel irrtümlich als „Konjunktiv des Begehrens" gefaſst).[1]

Il ne manquerait plus qu'une chose, c'est que le père Hafner se découvrît aussi des scrupules religieux qui l'empêchassent de saluer le roi (Bourget, Cosmopolite 345).

Le seul expédient possible était que l'un des quatre faux laquais se dépouillât (A. Hermant, Le joyeux garçon 371).

In diesen wie in zahlreichen anderen Fällen handelt es sich um primäre Gedankenelemente, die zum effizierten Material des Satzes gehören, aber weder begehrend noch als tatsächlich gesetzt, sondern bloſs rein vorstellungsmäſsig erfaſst werden. Hier tritt die Gedachtheit der durch den Konjunktiv gekennzeichneten Gegenstände rein zutage; das sind die Fälle, für die Kalepkys These bezüglich des Konjunktivs als Modus der Ignorierung der Realitätsfrage vorzugsweise in Betracht kommt. Doch sie zu verallgemeinern würde ich mich nicht weniger scheuen, als alle Konjunktivfälle entweder voluntativ oder thematisch deuten zu wollen. Es ist kein Zweifel, daſs der Konjunktiv zuweilen die Stellungnahme des Sprechenden zur Realität zum Ausdruck bringt, vgl. *Quand on fait de pareilles dépenses, de voir que tout s'en aille au diable par la faute d'une vieille folle ou d'un Zacharias Piper, n'y a-t-il pas de quoi prendre le genre humain en grippe* (Erckmann-Chatrian, La comète), wo der polemische Konjunktiv sogar im Abhängigkeitsfalle auftritt.

---

[1] Daſs hier kein Konjunktiv des Begehrungsgegenstandes vorliegen kann, sieht man schon aus dem Fehlen der Negation. Ebenso verfährt Humpf willkürlich, wenn er: *Je défendis que les fenêtres restassent ouvertes pendant la récréation* zum Konjunktiv des Begehrens rechnet. Der Gegenstand des Verbotes kann nur gravisbetont sein. Interessant ist die Tatsache, daſs der (+) vom (—) *que*-Satzteil bei den Wendungen *il ne tient qu'à ...* und *à quoi tient-il* sich hinsichtlich seiner Erfassungsweise durch nichts unterscheidet:

Il ne tiendra qu'à vous, monsieur le marquis, que vous ne soyez mon gendre (Perrault, Le chat botté).

Je ne sais à quoi il tient que je ne te mange (Perrault, Le petit Poucet).

A quoi tient-il que, dès aujourd'hui, vous ne fassiez tout mon bonheur (Molière, Le bourgeois gentilhomme III, XVIII).

Je ne sais à quoi tient, maudite, que je ne vous fende la tête (ib. VIII).

Je ne sais à quoi tient, vicomte d'Aubusson,
Que je te brise aux dents ton verre et ta chanson!
(Victor Hugo, Le roi s'amuse III, IV)

Il ne tiendra pas à moi que cela n'arrive (Le Sage, Le diable boiteux).

Il ne tiendra pas à moi que vous ne soyez demain sur la route d'Athènes (About, Le roi des montagnes).

So glaube ich auch, daſs der Sprechende sich in gewissen Fällen des Konjunktivs bedient, um den Inhalt für einen anderen als nicht bestehend zu kennzeichnen: *Charlotte ne soupçonnait même pas qu'elle eût été la cause indirecte de l'accident* (A. E. Sorel, Une aile brisée 233); *Ambrosio était bien éloigné de penser que ses écus fussent de l'argent restitué* (Le Sage, Le diable boiteux). In beiden Sätzen könnte auch der Indikativ stehen, der den *que*-Satzinhalt als „psychologisches Prädikat" charakterisieren würde; vgl. Lerch, NSp. XXXVI, 2. S. 89/90; Jahrbuch S. 298.

Ebenso klar ist, daſs der Konjunktiv dort modale Bedeutung haben muſs, wo er das einzig mögliche Zeichen für die Absicht des Sprechenden ist. *Il dit qu'on sert le dîner* : *il dit qu'on serve le dîner.* Hier versagt Kalepkys Ansicht vom invariablen (neutralen), amodalen Konjunktiv. Man kann wohl nicht sagen, daſs *dire* im zweiten Fall „anordnen, befehlen" bedeutet, wie er in ZFSprL LI, 126 annimmt. *Dire* bleibt *dire.* Vgl. *Je leur dis* (*aux agneaux*) *qu'ils sont jolis et de grossir* (Guérin), wo *dire* in zeugmatischer Verwendung nur eine Bedeutung haben kann. Und wenn es wirklich für den Sprechenden „befehlen" bedeutete, so wäre der Grund wohl darin zu suchen, daſs er der Absicht seiner Aussage gemäſs den Inhalt des *que*-Satzteiles begehrend setzen muſs, der Kernpunkt der Äuſserung liegt eben im konjunktivischen Gedankenglied, nicht in *il dit.*[1]

Wenn wir die bisher behandelten Konjunktivfälle überblicken, so können wir die Gedachtheit[2] des durch den Konjunktiv bezeichneten Gegenstandes als gemeinsames Merkmal herausheben. Die Gedachtheit betrifft aber Gegenstände, die wegen ihrer verschiedenen Erfassung verschiedenes psychologisches Gewicht und eine verschiedene Seinsart haben. Da diese überaus wichtigen Tatsachen bisher zu wenig gewürdigt wurden, so wollen wir die Erfassungserlebnisse und ihre Gegenstände, soweit sie für die Modusforschung von Bedeutung sind, in klarster Kürze behandeln.[3]

Ein und derselbe Sachverhalt kann auf verschiedene Weise erfaſst werden. Wenn ich z. B. zum Fenster hinaussehe und feststelle: „Es regnet heute", so habe ich einen Tatbestand (Sachverhalt, von Meinong Objektiv genannt) mit Beteiligung meiner Überzeugung aufgefaſst = behauptet, festgestellt, geurteilt. Auch wenn der Überzeugungsgrad ein geringerer ist, wie etwa in der

---

[1] Die Situation kann als entscheidender Faktor nur für wirkliche „Knappsätze" mit Sicherheit in Anspruch genommen werden. Z. B. bedeutet die Äuſserung: die Lampe! je nach Ton und Situation entweder: „Achtung auf die Lampe!" (die Lampe ist in Gefahr), oder: „Bringen Sie mir die Lampe!"

[2] Auch in *Je me réjouis que tu sois de retour* bezeichnet der Konjunktiv trotz der Tatsächlichkeit des *que*-Objektivs dessen bloſse Gedachtheit („Präsentation"), da die Tatsächlichkeit nicht eigens mitgeteilt („gesetzt"), sondern als selbstverständlich vorausgesetzt, bloſs „ergriffen" wird.

[3] Die folgenden Ausführungen verdanke ich teilweise Herrn Prof. Mally, der mir über viele Fragen wertvolle Aufschlüsse erteilte, wofür ich ihm an dieser Stelle meinen wärmsten Dank ausspreche.

Vermutung: „Heute wird (dürfte) es wohl nicht schön werden“, so liegt immer noch ein Urteil vor. Es kann aber ein Sachverhalt (Objektiv) ohne jede Beteiligung der Überzeugung des Sprechenden erfaſst, „bloſs gedacht“ werden, und dieses bloſse Denken eines Objektivs nennt Meinong „annehmen“. „Annehmen“ ist aber hier nicht gleichbedeutend mit „vermuten“, das ja noch ein Urteilen (wenn auch mit herabgesetzter Überzeugung) bedeutet, sondern = „bloſs denken“ („den Fall setzen“). So faſst man die Sachverhalte, die eine poetische Erzählung vorführt, bloſs annahmeweise auf. So nimmt man an: Gegeben sei ein Dreieck usw. oder: Der Feind steht (stehe) in X (Annahme in der Form einer militärischan Aufgabe) usw. Die hervorragende Rolle der Annahme im Leben des Menschen hat Meinong in seinem Buch „Über Annahmen“, Leipzig 1910, in fesselnder Weise dargestellt.

Sachverhalte, die immer positiv oder negativ sind, können nur durch Urteil oder Annahme erfaſst werden. Es ist daher grundfalsch, wenn immer wieder von Vorstellungen dort gesprochen wird, wo Urteile oder Annahmen vorliegen. Vorstellungen erfassen nur Vorstellungsgegenstände wie: „rot“, „Tisch“, „schlagen“, die weder positiv noch negativ sind und im sprachlichen Leben ganz selten isoliert auftreten. In einem Satz wird immer ein Urteil oder eine Annahme ausgedrückt, zu der sich unter Umständen noch ein Wünschen oder Wollen gesellen kann.[1] In „Komm!“ ist mit dem Objektiv zugleich die Begehrung ausgedrückt, die sich auf dieses durch Annehmen erfaſste Objektiv richtet.

Objektive treten aber nicht nur in „Sätzen“, sondern auch in „Satzteilen“ auf. Die Erfassungsweise dieser Objektive ist eben jenes Moment, das für die Modusgebung im Französischen von ganz hervorragender Bedeutung ist. Die in Satzteilen ausgedrückten Objektive finden ihre Anwendung beim umschriebenen Urteilungs-, Begehrungs- und Annahmeausdruck.

I. a) *Vous comprenez que cela ne peut pas durer.*
b) *Vous* **comprenez** *que cela ne puisse pas durer.*

Dasselbe Objektiv: (*cela ne ... pouvoir ... pas durer*) wird in beiden Fällen verschieden bearbeitet: in a) geurteilt, in b) dagegen beurteilt. Diese Antithese charakterisiert die Erfassungsart nach dem Kraftaufwand des Denkenden. In a) ist dieser ungleich gröſser als in b), da der Sprechende das Objektiv „setzen“, d. h. in ihm seine Stellungnahme zur Realität ausdrücken = es „modalisieren“ (in diesem Falle „urteilen“) muſs, da es den

[1] Dazu bemerkt Kalepky: „In einem Satz wird vielmehr ein im Geiste des Sprechenden vorhandener Bewuſstseinsinhalt (analysierend und subsumierend) kundgegeben“. („Wünschen und Wollen sind auch Teile des Bewuſstseinsinhaltes“). Jedoch verleihen ihre Ausdrucksformen dem begrifflichen Material des Denkgebildes die besondere subjektive Note und mit dieser erst Plastizität. (Anm. d. V.).

Kernpunkt seiner Mitteilung, das „psychologische Prädikat" enthält. In der Grammatik von Gall-Stehling-Vogel wird der Satz treffend wiedergegeben durch: „Das kann so nicht weitergehen, verstehen Sie?"

Im Gegensatz zum aktiven Erlebnis des Setzens, das durch die Urteilung des Sachverhalts zustande kommt, liegt in b) gewissermaſsen ein passives Verhalten des Sprechenden gegenüber demselben Objektiv vor. Hier handelt es sich bloſs um ein Aufnehmen, „Ergreifen" des bereits als tatsächlich geurteilten oder in dieser Eigenschaft voraussetzbaren Sachverhaltes, der sich zum Beurteilungsgegenstand („psychologischen Subjekt") verdichtet und daher im Gegensatz zum akutbetonten psychologischen Prädikat *vous comprenez* Gravisbetonung hat: „Sie begreifen (verstehen = werden wohl begreiflich finden, einsehen), daſs . . ."

Schwierig ist die Entscheidung der Frage, welches psychische Erlebnis für die Erfassung des in seinem Tatsächlichkeitscharakter ergriffenen Objektivs in Betracht kommt. Die Sache wäre für die Modusforschung weniger von Belang, wenn nicht die Vereinheitlichung der Konjunktivbedeutung damit im engsten Zusammenhang stünde. Wenn wir den Satz: *Je me réjouis qu'il soit venu* nach Inhalt und psychologischer Voraussetzung betrachten, so setzt das *que*-Objektiv ein Wahrnehmungsurteil voraus. Doch wird dieses Urteil „daſs er gekommen ist" nicht in „originärer" Weise mitgeteilt, sondern sein Objektiv als bekannt vorausgesetzt und im augenblicklich ausgedrückten Erlebnis im Zustande der Verdichtung bloſs zu anderweitiger Stellungnahme (hier zu emotionaler) dargeboten, vorgelegt oder nach Meinong „präsentiert". Da im allgemeinen Beurteilungsgegenstände seinsfrei ergriffen werden,[1] d. h. ohne Rücksicht auf Tatsächlichkeit oder Untatsächlichkeit, so wird man kaum fehlgehen, auch für jene Objektive, deren Tatsächlichkeit zwar vorhanden, aber nicht „setzend" (primär) erfaſst wird, sondern, in der zum Beurteilungsgegenstand erstarrten Materie eingeschlossen, unberücksichtigt bleibt, die Annahme als Erfassungserlebnis zu betrachten, wie sie für alle gedachten Sachverhalte in Betracht kommen:

Je ne crois pas
je doute
est-il vrai
il s'en faut de beaucoup
} *qu'il en soit ainsi.*

Qu'il ait reussi, je (ne) le crois (pas), je m'en réjouis, je m'en étonne etc.

a) *Je veux qu'il vienne.*
b) *Je ne veux pas qu'il vienne.*

Ob in a) das annehmende Erfassen des Objektivs (*son arrivée*) wie in b) im *que*-Satzteil isoliert auftritt und der Ausdruck des Begehrens bloſs durch *je veux* geleistet wird, ist schwer zu

---

[1] Vgl. die diesbezüglichen Ausführungen im Jahrbuch, S. 281.

entscheiden. Kalepky scheint dies anzunehmen, während Lerch dem Konjunktiv in diesem Falle modale Bedeutung zuschreibt. Lerchs Ansicht könnte durch den Hinweis auf den pleonastischen Urteilsausdruck *je crois qu'il a raison* gestützt werden, wo das vorausgeschickte *je crois* nur einen Ausdruck des Überzeugungsmoments, das in der folgenden Urteilung steckt, gleichsam heraushebt: nicht der Tatbestand „dafs ich glaube“ wird geurteilt, sondern das Objektiv „dafs er recht hat“, vgl. etwa: *Oh, que cela est beau!*, wo das «*oh*» ein herausgehobener Ausdruck des Gefühls ist, ohne dafs über dieses Gefühl geurteilt würde. So kann wohl auch *je veux*, wenigstens in gewissen Fällen das Modalitätsmoment des nachfolgenden Objektivs in pleonastischer Weise herausstellen. Deshalb, weil der Begehrungsausdruck in der Urteilsform *je veux* auftritt, braucht man den Satz nicht als Aussagesatz zu betrachten, wie dies Kalepky tut; denn es ist dem Redenden im allgemeinen nicht um die Feststellung zu tun, dafs er im Augenblick ein Wollen erlebt, sondern er will eben einfach, wie ich im Fall: *je crois qu'il a raison* an mein Glauben gar nicht denke, sondern mich lediglich auf das Objektiv *qu'il a raison* konzentriere, dessen Urteilung das die persönliche Stellungnahme bezeichnende *je crois* andeuten soll. Jedenfalls ist nicht zu übersehen, dafs *qu'il vienne* in a) einen integrierenden Bestandteil des psychologischen Prädikats bildet. Gleichwohl wird das Objektiv auch im positiven Begehrungsfall durch eine Annahme erfafst, aber eine selbständige, zum Unterschiede von jener schattenhaften Annahme, die zur Erfassung amodaler, setzungsloser und daher unselbständiger, psychologisch nebentoniger Objektive dient.

Der wesentliche Unterschied zwischen dieser schattenhaften Annahme und den im übergeordneten Satzglied ausgedrückten Erlebnis besteht also darin, dafs sie blofs neutrales (von Überzeugung oder Begehrung freies) Erfassen eines nach Qualität bestimmten, d. h. „in sich“ positiven oder negativen Objektivs ist, während das übergeordnete Satzglied bei seiner psychologischen Bedeutsamkeit eine ausdrückliche Stellungnahme, eine Urteilung oder Begehrung enthalten mufs. Für die in dieser Weise beschriebenen Objektive gilt, wie bereits erwähnt, Kalepkys Definition des Konjunktivs als „Modus der Ignorierung, nicht Berücksichtigung, der Aufserachtlassung der Realitätsfrage“ in ganz hervorragendem Mafse. Dafs er aber in allen Fällen neutralen Charakter hätte, ist noch nicht mit Sicherheit erwiesen. In der Übersicht S. 691 bis 693 werden die typischen Modusfälle unter genauer Berücksichtigung der für die Modusgebung bedeutungsvollen Faktoren vorgeführt.

Zusammenfassung. Die voranstehenden Darlegungen führen zu folgenden Ergebnissen:

Die Modi treten sowohl in inhaltlich relativ abgeschlossenen (selbständigen, akutbetonten) als auch in offenen

Denkerlebnis (nach seiner Erfassungsweise und psychologischen Eigenart charakterisiert)	Modalität (Setzungsart)	psychologisches Gewicht	Modusform: a) in formal-logischer,	Modusform: b) in psychologischer (affektvoller) Darstellung
I. a) Urteilung	penetrativ ein „Sein" betreffend	akutbetont	Indikativ: *Les soldats coururent* *Il était mon ami et il m'a trompé* (*Nous voilà arrivés.*)	*Et les soldats de courir* *Il était mon ami et dire qu'il m'a trompé* oder *et lui qui m'a trompé.* *Nous serions arrivés* „da wären wir!"
b) Urteilung mit gleichzeitiger emotionaler Stellungnahme	α) penetrativ ein „Sein" betreffend	α) akutbetont	Indikativ: *Dieu! (que) c'est beau!*	*Passer la nuit sans dormir!* *Dire qu'il y a à cette heure, à Paris, plus de cent côtellettes sur le gril!*
	β) erwägend setzend	β) akutbetont	Indikativ: *Il est arrivé!* (Bedenken der Tatsache). Konjunktiv: *Que le monde soit si grand!*	*Miraculeux! faire de pareils chefs-d'oeuvre dans cette tanière!* *Ainsi donc, il était vrai!*
II. Annahme (in expliziter Form) = Denkbegehrnng	gedanklich setzend, ein „Denksollen" betreffend	akutbetont	Konjunktiv: *Soit α égal à β*	
III. Begehrung (< Annahme + Wollen) a) in wirklicher Bedeutung	gedanklich setzend, ein Seinsollen betreffend	akutbetont	Konjunktiv (Imperativ) *Vive la république!*	
b) in fingierter Bedeutung		akutbetont	*Qu'ils viennent* (mögen sie kommen, was liegt daran)	
IV. Frage (< Annahme / Urteil } + Wahrheitwollen)	α) problematisch / β) penetrativ } setzend ein Wahrheitssollen betreffend	α) akutbetont	Indikativ: 1. *Est-ce que quelqu'un est arrivé?* 2. *Qui est arrivé?*	
	gedanklich setzend (mit polemischer Färbung	β) akutbetont	Konjunktiv: *Que je fasse une si pauvre chère?*	*Moi, vous cacher? — Je me verrai trahir!*

II. Sekundärer (umschriebener) Ausdruck.

A.

Denkerlebnis ausgedrückt im („Hauptsatz")[1]	„Nebensatz"[2]	Modalität (Setzungsart)	psychologisches Gewicht des „Nebensatz"-Inhaltes	Modusform in formal-logischer	Modusform in affektvoller Darstellung
I.	Urteilung	penetrativ	akutbetont	Indikativ: *je crois* (*je vois, je sais, il est vrai* ...) *qu'il a raison* *Je lis un livre qui m'instruit*	
II. a)	Annahme (Begehrung)	gedanklich setzend	akutbetont	Konjunktiv: *je veux* (*désire, exige; il faut...*) *que tu obéisses* *Il dit qu'on serve le dîner* *Donnez-moi* / *Je veux* (*cherche*) } *un livre qui m'instruise.*— *afin que, pour que, de peur* (*crainte*) *que*; *de façon* (*sorte, manière*) *que, si bien que* bei gedachter Folge.	*vous demeurerez!*
II. b)	Annahme (mit konzessivem Sinn)	gedanklich setzend	akutbetont	Konjunktiv: *Que vous le fassiez ou non, n'importe, ce m'est égal,* Interrogativ + *que*: *si, quelque, tout, pour* (Adj., Adv.) *que* + Inversion. *Quoique, bien que, pour peu que,*	Indikativ: *J'ai beau tourner, l'aiguille ne marche plus; On dira tout ce qu'on voudra, elle est grotesque*
III.	Annahme	gedanklich setzend	akutbetont	Konjunktiv: *Supposons* (*mettons*) *que vous soyez à ma place.* —	Indikativ: *Pas gênant le pauvre père. On*

				Un livre qui ne me dise pas des mots capables de me changer le cœur, qu'en ferais-je? *Supposé que, à supposer que, pourvu que, à moins que . . (ne), pour peu que.* *Si* + Indikativ.	*veut l'avoir, toc-toc au plafond; il se sent de trop, vite il remonte.*

B.

„Hauptsatz"	„Nebensatz" Annahme als Erfassungsmittel: a) für Beurteilungsgegenstände mit miterfaſster Tatsächlichkeit (geschlossene Gedankenglieder)	seinsfrei	gravisbetont	Konjunktiv: *Le fait que . . .* *Je me réjouis que tu sois venu.* *Qu'a-t-il, comment se fait-il qu'il soit parti?* *La maison est-elle vide que les portes soient ouvertes?* *pourque, à ce que* (in themat. Bdtg.)	
	b) für primär und reproduktiv gedachte Gegenstände (teils offene, teils geschlossene Gedankenglieder)	seinsfrei	teils gravisbetont, teils schwebend	Konjunktiv: *il est possible qu'il vienne* *il s'en faut de beaucoup que je sois une grande dame* *il faut qu'il se soit trompé* *il suffit que je sois là* *il arrive que . . .* *il est rare que . . .* *croyez-vous que cela soit vrai?* *Je ne crois pas qu'il ait écrit de telles choses.* *Y a-t-il quelqu'un qui le sache?*	Indikativ: *Ne vous imaginez pas que vous allez entendre le récit d'un roman compliqué. — Vous croyez qu'on vous passera une telle impudence?*

[1] Der Hauptsatz kann in allen drei Fällen verschiedene „Setzungsformen" annehmen.

[2] Die Ausdrücke „Hauptsatz", „Nebensatz" werden hier nur der Gemeinverständlichkeit wegen gewählt. „Satzverb" und „Satzteilverb", wie Kalepky vorschlägt, sind nicht in allen Fällen zu gebrauchen.

(unselbständigen, gravisbetonten) Satzteilen auf, und zwar bleibt der Indikativ auf dem als tatsächlich (penetrativ) „gesetzten" akutbetonten Satzteil beschränkt, während der Konjunktiv teils den annahmeweise „gesetzten", akutbetonten, teils den durch eine Annahme „ergriffenen", gravisbetonten „Satzteil" kennzeichnet. Nur der akutbetonte Satzteil hat Modalität, die ihm eine gewisse Eindeutigkeit und Selbständigkeit verleiht, der blofs „ergriffene" Satzteil ist amodal. Wenn nun der Konjunktiv einerseits zur Bezeichnung selbständiger psychischer Erlebnisse dient, andererseits in neutralisierter Form als Zeichen für setzungslose, unselbständige Gedankengebilde verwendet wird, so erklärt sich dies aus der Wesensart des Konjunktivs, rein Gedachtes zu bezeichnen. Die Gedachtheit ist eben allen durch den Konjunktiv charakterisierten Gegenständen gemeinsam. Gerade diese Grundeigenschaft läfst in zahllosen Fällen eine genaue Scheidung zwischen dem Konjunktiv des Begehrens und dem thematischen Konjunktiv gar nicht zu. So ist z. B. schon für: „*j'aime mieux que ça soit ainsi*" eine zweifache psychologische Deutung möglich. Es kann entweder bedeuten: „das soll nur besser so sein" oder „das ist schon besser so". Ähnlich: *Je consens qu'une femme ait des clartés de tout* („eine Frau soll ..." oder „ich bin einverstanden damit, dafs ..."). So kann auch *il suffit que tu fasses ton devoir* je nach der Situation bereits Bestehendes oder Künftiges (Angenommenes) bewerten. Oder wer vermag etwa mit Sicherheit die spezielle Bedeutung des Konjunktivs festzustellen in: *j'attendais qu'elle eût fini ses devoirs, le peintre avait obtenu que Vieille-Suisse posât pour lui* (vgl. dagegen: *Cette cupidité fit qu'Avide garda pour lui ... tous les moutons de son père* (Terquem, Le berger cupide); *il faut que ce soit un beau pays;*[1] *quel sort voulez-vous qu'il ait jeté* (hier rein thematisch!) *il arrivait souvent que vous les approuviez* (mes vers)*; je serais désolée qu'on lui fît faire ce qui déplaît, crains-tu que tu ne sois trop tard?; les acteurs mériteraient qu'on leur tressât des couronnes* und so in zahllosen anderen Fällen, wo weder ein Konjunktiv des Begehrens noch der „des psychologischen Subjekts" vorliegt, sondern nur „der" Konjunktiv in seiner schattenhaften, unerfafsbaren Gestalt. Die mechanische Registriermethode kann daher nur auf die scheinbaren Ausnahmen beschränkt werden; als Ersatzmittel für die erkenntnisschaffende Darstellung ist sie aus wissenschaftlichen und ethischen Gründen unbedingt abzulehnen. Denn obzwar sie das Wesen der

[1] Entschieden ist es kein Konjunktiv des Begehrungsgegenstandes. Dafs *il faut* auch in rein beurteilender Bedeutung den Konjunktiv hat, erklärt sich aber nicht, wie ich zuweilen zu hören bekomme, aus einem traditionellen Gefühl, nach *il faut que* den Konjunktiv zu setzen, sondern aus dem erworbenen psychologischen Instinkt, aus dem heraus ein annahmeweise erfafster Gegenstand den Konjunktiv erhält. Die mechanische Analogie betrifft eher die Fälle mit schwebendem Akzent, das sind jene, in denen die Modusgebung nach der Plus- oder Minusseite ausgeglichen wird (*il est probable* + Ind.: *il est possible* + Konj.), vgl. diesbezügl. Jahrbuch, S. 292—296.

lebendigen Kraft des Modusgebrauchs nicht zu erfassen vermag, da doch ein grosser Teil der Konjunktivfälle teils durch eine künstliche Einreihung falsch beurteilt wird, teils überhaupt aufserhalb der aufgestellten Kategorien steht, erweckt sie den trügerischen Schein, als ob die Lehre von der Anwendung der Modi auf mechanischem Wege vermittelt werden könnte. Wie schon in meiner ersten Modusabhandlung nachdrücklichst betont wurde und Lerch in seinem jüngsten Aufsatz über den Konjunktiv des psychologischen Subjekts an einer Fülle prächtiger Beispiele nachgewiesen hat, gibt es eben wenige Verba von eindeutiger Modalitätskraft. So kann man dies nur mit Bestimmtheit bezüglich der Verba der Wahrnehmung *voir, s'apercevoir, sentir, apprendre* (erfahren) (dagegen nicht: *comprendre, prendre garde, se voir, entendre!*), ferner bezüglich *savoir* und *avouer, reconnaître* annehmen. Dafs diese Verba auch dann den Indikativ haben, wenn das Objektiv als bekannt vorausgesetzt werden kann oder bereits genannt ist, erklärt sich m. E. daraus, dafs ihnen auch im Falle der Akutbetontheit jenes für die subjektive Stellungnahme charakteristische Gefühls- oder Willenselement fehlt; es wird dann der Inhalt des *que*-Satzteiles als „effiziert" dargestellt.[1]

Was *croire* anlangt, ist ein einwandfreies Beispiel für den Konjunktiv des psychologischen Subjekts noch nicht gefunden worden. Das von Lerch und mir als Beleg hierfür beigebrachte: *Je le crois sacrebleu bien, qu'il ne puisse tenir sur ses pieds* aus Courteline ist, wie Kalepky in ZFSprL. hervorgehoben hat, deshalb nicht beweisend, weil das *que*-Objektiv nicht unmittelbar zu *croire* gehört, sondern nachgestellte Apposition ist und nur in dieser Funktion einem vorangestellten *qu'il ne puisse tenir* (*je le crois sacrebleu bien*) gleichkommt. Doch hat Kalepky unrecht, wenn er die Interjektion *sacrebleu* als einen zweiten entscheidenden Faktor für den Konjunktiv ansieht. Auch die Rousseau-Stelle: *Un Parisien croit connaître les hommes et ne connaît que les Français; dans sa ville, toujours pleine d'étrangers, il regarde chaque étranger comme un phénomène extraordinaire qui n'a rien d'égal dans le reste de l'univers. Il faut avoir vu de près les bourgeois de cette grande ville, il faut avoir vécu chez eux pour croire qu'avec tant d'esprit on puisse être*

---

[1] *Tu ne remuais plus, tes joues commençaient à se marbrer de taches livides, et dans ce moment suprême on sentait bien que la vie et la mort déployaient toute leur puissance pour se combattre* (Eugène Mouton, La vieille montre). „*Et toi, t'imagines-tu être encore tyran ici? — „Helas! je ne sens que trop que je ne le suis plus*" (Fénelon, Dialogue des morts). Vgl. ferner: *Si Boileau, dans ses œuvres, se montre courtisan du grand roi, il faut lui rendre cette justice, qu'il sut garder dans ses relations une honorable dépendance* (Ch. Aubertin), wo der *que*-Satzteil das explikative Objekt zu *cette justice* darstellt, das logischerweise geurteilt werden mufs: der Ausdruck „*rendre cette justice*" ist übrigens gleichbedeutend mit *avouer*. Ähnlich: *Il est impossible de méconnaître* (= *il faut avouer*) *que toutes les fois que la France s'est vue devancée dans la carrière de la civilisation, elle a repris une nouvelle vigueur* (Guizot).

aussi stupide liefert keinen sicheren Beweis, obzwar ich den Konjunktiv trotz Kalepkys gegenteiliger Ansicht als den „des psychologischen Subjekts" erkläre. Es genügt doch, daſs Rousseaus Urteil über die Beschränktheit der Pariser durch seine ironische Schilderung vorher angedeutet ist (man beachte übrigens das zurückweisende *aussi!*), das psychologische Subjekt braucht nicht denselben Wortlaut aufzuweisen, den der primäre Gedanke hat, auf dem es sich aufbaut.[1] Gibt es doch sogar „psychologische Subjekte", die primär erfaſst werden. In dem obigen Falle ist *croire* nicht Ausdruck einer (+) Urteilung, sondern *pour croire* entspricht seiner Bedeutung nach einem *sans cela on ne croirait pas*, hat also an und für sich den Konjunktiv. Die Sache ist deshalb kompliziert, weil bei *croire* auch in voller, ethischer Bedeutung, nicht bloſs in der Funktion eines bloſsen Modalitätsadverbs der Indikativ des psychologischen Prädikats zu erklären ist. So heiſst es am Schluſs der bekannten Erzählung: *Un intérieur de diligence: Ah! j'adopte votre système, cousin: à partir d'aujourd'hui, je croirai qu'il y a un bon côté dans toute chose, et qu'il faut seulement savoir chercher «la veine d'or»*, wo die These des Optimisten Grugel trotz ihres bekannten Inhalts vom Pessimisten Gontran zur Hervorhebung der Wandlung seiner Anschauungen primär geurteilt wird. Daſs auch betontes *je crois bien* den Indikativ des psychologischen Prädikats hat, beweisen die von mir in ZRPh. XLV, 188 und in ZFSprL. LI, 129 analysierten Stellen aus Daudet. Da Kalepky trotz meiner Einwendungen auf seinem Standpunkt beharrt, muſs ich sie nochmals vornehmen, um mein Glück neuerdings zu versuchen.

1. *Comprends-tu cela, petite? Nous mangions du cheval? Je crois bien qu'elle le comprenait.*

2. *Vite le couvert, petites bleues ...! Et ne rions pas tant, s. v. p.! et dépêchons-nous! Je crois bien qu'elles se dépêchaient.*

Kalepky schreibt diesbezüglich in der Erwiderung auf meinen Artikel in ZFSprL. a. a. O.: Von *comprendre* und *se dépêcher* ist eben die Rede gewesen, also ist ... das *Je crois bien* der neue, wichtige, vom Erzähler mit Nachdruck gesprochene Teil des Satzes, die beiden *que*-Satzteile treten demgegenüber sowohl an gedanklicher Wichtigkeit als auch an Tonstärke zurück. Trotzdem steht in ihnen, durchaus in Gemäſsheit mit dem allgemeinen französischen Sprachverfahren, der Indikativ."

Ich behaupte aber nochmals, daſs die beiden *que*-Satzteile trotz des vorerwähnten *comprendre* und *se dépêcher* nicht psychologisches Subjekt sein können, da ja die Erfassungsart des Objektivs wechselt. In 1. will der Schriftsteller die schaurig-ernste Ironie

---

[1] Umgekehrt kann das psychologische Subjekt zum psychologischen Prädikat werden, wenn eine bereits bekannte Tatsache nochmals zur Hervorhebung geurteilt wird: *Jeanne ne nous a rien dit de ce premier combat qu'elle soutint. Mail il est évident qu'il eut lieu et qu'il dura longtemps.* So erklären sich auch *c'est positif, c'est patent, c'est sûr* und ähnliche Wendungen mit *que* + Ind.

zum Ausdruck bringen, die er in dem zwischen der Ahnungslosigkeit des armen Obersten und der Wirklichkeit bestehenden Gegensatz erblickt; die Tatsache, dafs sie es verstand, mufs ja doch erst zur Wahrnehmung gebracht werden: «*elle le comprenait*».[1] Aber anstatt des gewöhnlichen *Si elle le comprenait!* oder *elle ne le comprenait que trop* u. ähnl. hat der Schriftsteller die packendste Ausdrucksweise gewählt. Ein *je crois bien qu'elle*[2] *l'ait compris*, das Kalepky nach meiner und Lerchs Theorie vom „Konjunktiv des psychologischen Subjekts" erwarten würde, wäre hier wegen der Situation ausgeschlossen. Dies würde etwa bedeuten: ich erkläre mir es, ich finde es begreiflich, dafs (wenn) sie es verstanden hat, was ein primäres *pourquoi l'a-t-elle compris?* oder *elle l'a compris* voraussetzen würde, um eine Stellungnahme dieser Art zu rechtfertigen. Auch in 2. mufs der Schriftsteller die Tatsache des Eifers der kleinen „Blauen" erst feststellen, er tut dies in der ihm eigenen liebenswürdig-scherzhaften Ironie; das *je crois bien* ist daher nur als stilistische Variante für *vous pensez, jugez* (*comprenez*) *bien, il est évident que* + Indikativ zu betrachten.

Vom gegenwärtigen Standpunkt aus lassen sich also die Modi in folgender Weise definieren:

Der **Indikativ** ist der Modus, durch den der Sprechende das **Sein** zum Ausdruck bringen will. Er ist die vollkommenste Setzungsform, der **Konjunktiv** dagegen ist die Darstellungsform für das „**Aufsersein**" eines gegliederten (d. h. nach Person und Zeit determinierten) Objektivs.

Auch eine rein historisch eingestellte Modusforschung kann an diesen Ergebnissen nichts ändern; denn sie vermag nur den Wandel der Ausdrucksformen festzustellen; das sprachliche Gewand des Gedankens ist dem Wechsel unterworfen, das Denkphänomen an sich aber bleibt ewig unveränderlich.

MORITZ REGULA.

---

[1] Das Imperfekt erhöht noch den Schauder; denn Daudet bezieht das *comprenait* auf die ganze Zeit, in der das, was dem Oberst so furchtbar scheint, schon Wirklichkeit geworden ist: „sie verstand das doch schon geraume Zeit, was das bedeutet, Pferdefleisch zu essen". Kalepky behauptet, dafs dies nicht im Imparfait liege, sondern dafs dieses einfach aus dem in die Vergangenheit umgesetzten „*comprends-tu* ..." (= *il lui demandait si elle le comprenait*) zu erklären sei. Da diese Deutung die meine an Natürlichkeit übertrifft, gebe ich ihr gern den Vorzug. Die Betonung des *bien* beeinflufst die Erfassungsart des dem *que*-Satzteil zugrundeliegenden Gedankens in keiner Weise; vgl. *je pense bien qu'ils n'étaient pas si noirs qu'on les faisait dans nos journaux* (Sarcey, Le siège de Paris), wo der Sprechende durch das hinzugefügte *bien* den Sicherheitsgrad seiner Urteilung betonen will.

[2] Nicht darauf kommt es an, ob von dem Gegenstand des *que*-Satzteiles in irgend einer Form die Rede war, sondern darauf, ob er als Beurteilungsgegenstand (thematisches Objektiv) auftritt. Wenn nun *croire* (*bien*) allem Anschein nach durchaus den Indikativ hat, so erklärt sich dies einfach daraus, dafs es eben kein Verbum des Beurteilens ist, um ein „affiziertes" Objektiv, d. i. ein psychologisches Subjekt, ertragen zu können, sondern es gehört zu den Verben mit effiziert aufgelösten Satzteilen (vgl. oben).

VERMISCHTES.

I. Zur Wortgeschichte.

1. Zum Rumänischen.

Probleme de fonetică, cu date din limba romîneasca veche.

1. Limba romînească are două sunete nazale: **m** şi **n**.

M este o ocluzivă nazală, bilabială, corespunzătoare ocluziveĭ **b**, bilabială, bucală; **n** este o ocluzivă nazală, anterolinguală, corespunzătoare ocluziveĭ **d**, anterolinguală, bucală.

În vechile monumente de limbă romînească, uneorĭ, aceste sunete nu află expresie grafică. Se vorbeşte de omiterea lor, pusă în socoteala nazalări vocaleĭ precedente.

Întîĭ, o mică deosebire, trecută cu vederea pînă acum.

Cînd **m** „este omis“, după el, urmează, deobiceĭ, *p* sau *b*, ocluzivele bilabiale, bucale: *cuplit*, *a păratuluĭ*, *rupe-te*, *cupenele*, *trecu priîtru*, *căpi* etc.; cînd **n** „este omis“, după el, urmează *t*—*d*, *f*(—*v*), *s*—*z*, *ş*—*j*, *ţ*, (*č*—)*ğ* sau *c*—*g*: *pre gitul gituluĭ*, *amete*, *pretru*, *pătecele*, *căta*, *cuvătul*, *veşmătu*, *sfătă*, etc.; *curudu*, *cădu*, *plăngădu*, *căntădu*, *luminrădu* etc.; *ca u fasu* etc.; *într'usele*, *încisesĭ*, *aprise* etc.; *flămăzĭ*, *blăzilor* etc.; *într'ăşi* etc.; *tăjiră* etc.; *sămăţă* etc.; *se aşu deştiğe*, *încuğură-te*, *peğe-ĭ*, *înciğe* etc.; *cu u cornu*, *genruchiuluĭ* etc.; *delugămu-ne*, *lugŭ*, *deştigu*, *cu u găndu*, *lăgore* etc.

Cu alte cuvinte, „omiterea“ luĭ **m** şi a luĭ **n**, în vechile texte romîneştĭ, se întîlneşte numaĭ în anumite împrejurărĭ.

Cum „omiterea“, de care e vorba, se întîlneşte des, e greŭ de presupus, că ea redă, graficeşte, o stare de fapt, fără corespondent în graĭul vorbit.

Cînd întîlmim *trecu priîtru*, înlocde *trecum priîtru*, n'am lămurit nimic, punînd, în socoteala neîndemînări sau neatenţieĭ scriitoruluĭ, „omiterea“ luĭ **m**. Cuatît maĭ vîrtos, cucît aceĭaşĭ „omitere“ se repetă în împrejurărĭ analoage. N'am lămurit nimic, nicĭ presupunînd, că această nazală a fost absorbită de vocala precedentă, redată, în scris, totdeauna, tot prin semnul, care o reprezintă, cînd e „nenazalată“.

Lămurirea trebue căutată în altă parte.

a) Întîlnim, în textele vechĭ romîneştĭ, depildă, forma *umbra*.
Întîlnim, însă, şì forma *ubra*.

Această a 2-a formă este tot prima, asupra căreĭa o asimilaţie anticipantă şĭ-a exercitat acţiunea eĭ.

În *umbra*, ***mb*** nu înfăţişează, la drept vorbind, două sunete, avînd fiecare cele treĭ faze, caracteristice oricăreĭ ocluzive, rostită izolat. În acest nexus, lui ***m***, îĭ lipseşte exploziunea; ĭar, luĭ ***b***, imploziunea. Avem, decĭ, aface cu un singur sunet, care începe pe nas şi sfîrşeşte pe gură.

Dacă, acuma, drumul nasuluĭ, din spirit de prevedere inconştientă sau subconştientă, se închide, maĭ devreme, prin ridicarea văluluĭ palatin, pentru a se pregătì producerea luĭ ***b***, ocluziunea sunetuluĭ, înfăţişat de nexusul nostru, este, maĭ mult, bucală.

Odată pornit pe acest drum, aparatul de fonaţie merge maĭ departe: drumul nasuluĭ se închide detot. La asta, ajută şì împrejurarea, că ***b*** este un ***m***, rostit pe gură.

Pescurt, în *ubra*, ***m***, ocluziva nazală, bilabială, a fost asimilat de ***b***, ocluziva bucală, bilabială.

Forma *uîbra* este drumul, care duce, dela *umbra*, la *ubra*.

Această formă dovedeşte, că ***b*** a ros imploziunea bilabială a nazaleĭ ***m***, căreĭa o să-ĭ ĭà locul imploziunea luĭ.

Deci: *umbra* → *uîbra* → *ubra*.

Lafel, în latineşte: *December* → *Decenber* → *Decebris*.

În *căpi*, procesul e acelaş. S'a început, însă, prin desonorizarea luĭ ***m***: *cămpi* → *căm̥pi* → *căn̥pi* → *căpi*.

Latineşte: *Pompeius* → *Ponpeius*; *Poponi*.

Grafia *căppiloru* nu este, după părerea mea, îndeajuns de explicată printr'un capriciŭ al scriitoruluĭ. Ea este o copie credincĭoasă a rostiri.

Înnadevăr, ***b*** şi ***p***, aducînd pe ***m*** în faza din *uîbra* şi *căn̥pi* şi înnainte d'a ajunge sunete simple, cum le găsim în *ubra* şi *căpi*, au fost simţite ca geminate. Fiecare din ele aveà, în această fază, o durată maĭ lungă: durata luĭ ***b*** sau a luĭ ***p***, mărită cu durata luĭ ***m*** cel asimilat.

b) Nu e trebuinţă, să stăruim, preà mult, asupra ajungeri luĭ *curundu* la *curudu*. Ajunge atîta: ***d*** este un ***n***, bucal. ***Nd***, caşì ***mb***, înfăţişează un sunet cu imploziune nazală şi cu exploziune bucală.

În *curudu*, ***n***, ocluziva nazală, anterolinguală, a fost asimilat de ***d***, ocluziva bucală, anterolinguală.

În latineşte, un fenomen analog se întîlneşte în forma *aged*[*ai*.

Păntečele, ca să ajungă la *pătečele*, a trecut, se'nţelege, prin faza cu ***n*** desonorizat: *păn̥tečele*.

Cf. latinescul *frote*.

c) *Ca u fasu*: ***n*** asimilat de *f*, fricativa labiodentală.
Negreşit, că, întîĭ, ***n*** a fost desonorizat: *ca un̥ fasu*.

Apoĭ, ocluziunea luĭ, dentală, a fost roasă, încet-încet, de aerul, care, pentru producerea luĭ *f*, trece, frecîndu-se, printr'o strîmtoare, născută din proptirea buzeĭ de jos în dinţi de sus.

La roaderea acesteĭ ocluziunĭ, contribue şi împrejurarea, că aparatul de fonaţie are nevoe, numaĭdecît după ea, de o strîmtoare. El, pregătindu-se, înnainte de soroc, pentru aceasta, n'o poate face decît în paguba ocluziuni.

Fenomenul se întîmplà şi în limba latină. Nĭ-o dovedesc formele: *cofeci, iferos* etc.

E locul, să amintim, aci, şi cuvintele romîneştĭ, în care *n*, în aceĭaşĭ poziţie, a avut aceĭaşĭ soartă: *cufund, cufur* etc.

d) Am ajuns la o fricativă, a căreĭ strîmtoare, de aproape treĭ orĭ maĭ largă decît a luĭ *f*, este dentală; se află, adică, cam în regiunea, unde se articulează ocluziva *n*. Am ajuns la *z*, a căruĭ muncă este maĭ uşoară, cînd e vorba, să asimileze pe *n*: *flămăzĭ.*

Z, fricativa, are maĭ multă putere decît *n*, ocluziva. Fricativa roade ocluziunea luĭ *n*, pînă curăţă pĭedica, care-ĭ stă în drum.

În cazul luĭ *s*, se începe prin desonorizarea luĭ *n*: *aprinse*→ *aprin̥se*→ *aprise.*

Fenomenul e foarte frecvent în limba latină: *cosol, cesor, cosoleretur* etc.

e) Cevà maĭ spre cerul guri, în regiunea prepalatală, este locul de formare al strîmtoareĭ, trebuincĭoasă pentru producerea luĭ *j*. În *tăjiră*, deci, *j* a tîrît, întîĭ, pe *n* spre regiunea prepalatală. Dupăce l-a adus acì, a început, a-ĭ roade ocluziunea.

Şi ĭ-a ros-o, pînă ĭ-a dat-o gata: *tănjiră*→ *tăjiră.*

În *într'ăşi*, procesul începe prin desonorizarea luĭ *n*: *într'ănşi* → *într'ăn̥şi*→ *într'ăşi.*

Nu e deprisos, să amintim următoarea stare de fapte, care lămureşte, maĭ bine, lucrurile şi înlezneşte înţelegerea proceselor de asimilare, de care a fost vorba supt **d** şi **e**.

Z al nostru are, în făptura luĭ, sînge de *d*: *tardivus*→ *tîrziŭ, decem*→ *zece* etc.; *ş* are sînge de *s*: *resina*→ *răşină, septem*→ *şapte* etc.; ĭar *j* are sînge de *d*: *deo(r)sum*→ *jos* etc. Vasăzică, aceste sunete s'au născut cu puterea, d'a asimilà pe *n*, pentrucă o aveau, precum am văzut, şi autori lor, *s* şi *d*.

f) Semnul *ţ* reprezintă, în limba noastră, sunetul uneĭ semiocluzive, postdentală, a căreĭ tensiune este tensiunea ocluziveĭ *t* şi a căreĭ detentă este detenta fricativeĭ *s*.

Forma *sămăţă* nu are, deci, nimic surprinzător. E aproape de mintea omuluĭ, că *ţ*, fiind surd, operaţiunea de asimilare începe prin desonorizarea luĭ *n*: *sămănţă*→ *sămăn̥ţă*→ *sămăţă.*

g) Semnul *ǧ* reprezintă, deobiceĭ, sunetul semiocluziveĭ, alveolarprepalatală, a căreĭ tensiune este tensiunea ocluziveĭ *d* şi a căreĭ detentă este detenta fricativeĭ *j*.

Făptura elementelor, care se combină, pentru a dà naştere lui *ğ*, uşurează munca acestuĭa, d'a asimilà pe *n*, şi pe a noastră, d'a înţelege fenomenul: *încinğe* → *înciğe*.

h) Am lăsat, pentru laurmă, chestiunea asimilări lui *n* prin *c—g* (*cu u cornu* şi *lugu*), fiindcă, în această poziţie, avem aface cu aceà nuanţă de *n*, la producerea căreĭa ocluziunea se face în regiunea d'între cerul guri cel tare şi cel moale, în aceĭaşĭ regiune, unde se articulează *c—g*.

Sunetul nostru este un *g*, rostit cu drumul nasuluĭ deschis.

Dacă, în *lungŭ*, drumul nasuluĭ se închide în timpul ocluziuni luĭ *n* şi nu, cum ar trebuì, după exploziunea luĭ, atunci, *g* îşĭ începe opera luĭ de asimilare, care este desăvîrşită, cînd imploziunea luĭ *g*, bucală, ĭà locul imploziuni luĭ *n*, nazală.

Negreşit, că *c* îşĭ începe opera de asimilare prin desonorizarea luĭ *n*: *cu un cornu* → *cu uņ cornu* → *cu u cornu*.

Un fenomen analog de întîlneşte în formele latineştĭ *ucias* şi *semuca* din *ucias qiqe semuca* (= *uncias quinque semunciam*).

Dacă aş vorbì de *deluggă-se*, *însăggură-se*, *lăggorъ* etc., ar trebuì, să repet, ce-am spus cu privire la forma *căppiloru*.

Grafiile *deştinggu-se*, *lăniggă* etc. sînt mărturiĭ ale întinderi stăpîniri luĭ *g* asupra luĭ *n* şi ale încurcături, în care se găsĭà scriitorul, cînd erà vorba, să transcrie, ce simţĭà, că rosteşte.

Aşadar:

I. Nazalele *m* şi *n*, cînd, în textele romîneştĭ vechĭ, lipsesc din locurile, unde le aşteptăm, n'aŭ fost omise de scriitor, nicĭ n'aŭ dispărut, dupăce aŭ nazalat vocala precedentă, ci aŭ fost asimilate de consoana următoare.

II. Pe *m*, îl asimilează, deobiceĭ, *p—b*.

III. Pe *n*, îl asimilează *t—d*, *f*(—*v*), *s—z*, *ş—j*, *ţ*, (*č*—)*ğ* şi *c—g*.

Faţăde aceste rezultate, e greŭ, să se maĭ vorbească de absorbirea nazaleĭ prin vocala precedentă, care, din această pricină, din orală, ajunge nazală.

Este mare deosebire între vorba franţuzească *an* şi ceà romînească *an*. Francezul scoate un singur sunet (*ã*), la producerea căruĭa, aerul ese, sincronic, pe gură şi pe nas: *n* a asimilat, complet, pe *a*.

Romînul scoate doŭă sunete: unul oral, *a*, şi altul nazal, *n*.

Că, acuma, *a* din *an* al nostru nu este, pe toată întinderea luĭ, oral, asta e altcevà. Porţiunea din el, nazalată, prin asimilaţie anticipantă, de *n*, care urmează, e, însă, atît de neînsemnată, încît ea trece neînregistrată de ureche.

E locul, să numim lucrurile pe numele lor cel adevărat: în unele ţinuturĭ, vorbitori graĭuluĭ romînesc vechĭ căutaŭ, să scape de sunetele nazale, *m* şi *n*, nu, cum se crede, să nazaleze vocalele orale, urmate de ele.

Limba romînească este latina vulgară, care se vorbeşte, azĭ, în această parte a lumi, cu un aparat de fonaţie, moştenitor al neputinţi, de care, precum văzurăm, dădeà dovadă, în împrejurări analoage, aparatul de fonaţie al Romanilor.

În graĭul nostru cel vechĭ, aparatul de fonaţie al unor Romînĭ are, decĭ, aversiune pentru nazale.

Nazala intervocalică are tensiune crescîndă. În această poziţie, ea nu puteà fì asimilată. Erà, însă, prefăcută într'un fonem oral, care se articulează cam în acelaş loc. Dar, despre rotacizm, va fì vorba cu alt prilej.

Pentru cine aleargă la limba albaneză, cînd e vorba, să lămurească anume probleme de filologie, referitoare la graĭul romînesc, însemnez, că, în aceà limbă, **nt**, **mp** şi **nk**, ajung **nd**, **mb** şi **ng**: *n-dɛn'*, *mbesɛ*, *n-ģir*. În albaneză, în aceste cazurĭ, asimilaţia e, decĭ, progresivă.

2. În legătură cu cele de maĭ sus, se pot lămurì şì alte chestiunĭ, referitoare le fonetica limbi romîneştĭ vechĭ.

În *prim mijlocŭ* şi *dim mărule*, ocluziva nazală, bilabială, a asimilat pe *n*, silindu-l, să aĭbă acelaş loc de articulaţie.

Nu sînt doŭă sunete. E unul singur, care are o imploziune, o ocluziune prelungită şi o exploziune. Durata maĭ lungă a ocluziuni este rezultatul geminări celor doŭă ocluziunĭ, a luĭ *n* din *din* şi *prin*, ajuns *m*, şi a luĭ *m* din *mijlocŭ* şi *mărule*.

Grafia *deînm mărule* este mărturia fazeĭ intermediare: *n* n'a ajuns la *m*; nu maĭ este, însă, nicĭ *n*, ci o combinaţie de amîndoŭă.

Di măra transcrie pe *m* din *măra*, dupăce ocluziunea luĭ, prelungită în *dim mărule*, s'a redus la durata eĭ, normală în limba noastră, care, spre deosebire de ceà italĭană, nu posedă, ca monedă curentă, consoane geminate.

3. În *îm băsѣreca*, *b* a silit pe *n*, să se articuleze în locul, unde se articulează el. Nicĭ acì, n'avem doŭă sunete. Avem o singură bilabială cu imploziune nazală şi exploziune bucală. Din ocluziune, revine, fiecăreĭa, destul, ca să fie percepută.

Faza intermediară: *înm besѣreca*.

Dincoace de *îm băsѣreca*, se află faza, paralelă cu *ubra*.

Între *m* din *îm băsѣreca* şi cel din *îm pămîntu*, e o singură deosebire: acesta din urmă e surd, desonorizat de *p* următor.

Veriga de legătură între faza cu *n* (*în pače*) şi ceà cu *m* (*îm pămîntu*) o formează faza, exprimată, în scris, în *înm pădure*.

Dincoace de *îm pămîntu*, se află faza, paralelă cu *căpi*.

4. Trecem, acuma, la alte sunete, „omise“ în vechile monumente de limbă romînească.

Derepče, derpče, drepče, dripče, direpče, depče. Cu *t* „omis“!

Cu lămurirea acestuĭ fenomen, s'aŭ ocupat şì alţi. Între ei, Candrea (Psaltirea Scheĭană, I, §§ 81 şi 82), care vorbeşte de „sincoparea curioasă“ a consoaneĭ sau de căderea eĭ.

Intreacăt, trebue, să mă opresc asupra uneĭ neînţelegerĭ.

Sincopa reduce numărul silabelor unuĭ cuvînt, săvîrşind o operaţie, inversă aceleĭa, pe care o săvîrşeşte diereza. Sincopa poate lovì, decĭ, numaĭ vocale. Consoanele se transformă sau dispar prin asimilare.

Ce s'a întîmplat cu **t** din *drepče*? (Rămînem la această formă, care se aude şì azĭ).

Se cunoaşte legea psihologică, foarte generală, numită legea ideodinamică: orĭce mişcare, reprezentată în conştiinţa noastră, tinde spre înfăptuire.

Cînd rostesc pe **t** din *dreptče*, am, dejà, în conştiinţă, imaginea sunetuluĭ următor, a luĭ **č**. Mişcările, caracteristice luĭ **č**, tind, să se producă, cînd aparatul de fonaţie se află, încă, la punct pentru **t**. Dacă aceste mişcărĭ se produc, deistov, în acest timp, vĭaţa luĭ **t** este pecetluită.

În cazul nostru, munca luĭ **č** este uşurată prin împrejurarea, că tensiunea luĭ este aceĭa a unuĭ **t**.

Să fim înţeleşĭ: dispariţia luĭ **t** (*dreptče*) trebue pusă în socoteala acţiuni asimilatoare, exercitată, asupra luĭ, de **č**.

Nu e, acì, locul, să înşirăm şì celelalte consoane, care exercită, asupra luĭ **t**, aceĭaşĭ acţiune asimilatoare. Ajunge, să spunem, că, întru acest sfîrşit, munca ceà maĭ uşoară, o are **t** (: *sup tire*) şi că **p** se sonorizează (= **b**), dacă consoana asimilatoare e sonoră (*drep̂ dare, op̂zeč, sup̂ limbă* etc.).

Dacă **t** din *drept* e urmat de o vocală, nu dispare.

În *drept aceĭa*, **t**, apărat, prin **p**, de acţiunea directă a luĭ **e**, este maĭ puternic decît alt **t**, care închide o silabă. Consoana, care deschide o silabă (**t** din *drept aceĭa*), are tensiune crescîndă; e, decĭ, maĭ puternică. Aceĭa, care o închide (**t** din *dreptče*), are o tensiune descrescîndă; e, decĭ, maĭ slabă. Cînd deschide silaba, consoana este la cheremul vocaleĭ următoare, care-ĭ dictează felul de vĭaţă, putînd, la nevoe, să-ĭ schimbe culoarea: *dreptilor*.

Am lămurit, decĭ, ce este cu „sincoparea curioasă“ a luĭ **t** din *drepče*.

Să nu credeţĭ, însă, că **č** s'a săturat şi se astîmpără, dupăce a înghiţit pe **t**. Acţiunea luĭ asimilatoare se exercită maĭ departe şi în aceĭaşĭ direcţie, pînă îl dă gata şì pe **p** cel rămas şi ajuns, acuma, în nemijlocita luĭ vecinătate.

Nĭ-o dovedeşte graĭul nostru de azĭ, repede şi maĭ neglijat; nĭ-o dovedesc forme ca *dere plată* din limba veche.

În *dere plată*, **p** (*derep*) a dispărut foarte lezne, fiindcă fonemul asimilator este tot un **p** (*plată*) şi fiindcă limba noastră are aversiune faţăde geminate.

Deci: *derept plată* → *derep plată* → *dere plată.*

Acì, e locul luĭ *dereče* din Psaltirea Hurmuzaki. (Candrea, Psaltirea Scheĭană, II, 4, 40).

Acţiune asimilatoare, asupra luĭ **p**, exercită şì alte consoane, Depildă, **t**: *deretŭ*.

5. Am spus, că, dacă *t* din *drept* e urmat de o vocală, nu se lasă asimilat de *p*, fiindcă, în această poziţie, el, avînd detentă descrescîndă şi tensiune crescîndă, se află la cheremul vocaleĭ, care-ĭ urmează.

În această clipă, îmĭ vin în minte feţele, supt care trăeşte, azĭ, pe pămîntul Dacieĭ, *sanctus*.

E o greşală, să se „constate", că pĭerderea luĭ *t* din *sînt* „se produit seulement dans les formes masculines". (Balotă, La Nasalisation et le Rhotacisme [*Rhotacisme*, nu *Rothacisme*, cum e scris pe titlul opereĭ], pg. 136). „Constatarea" aceasta cade în faţa formelor *Sîntilie*, *Sîntion* etc.

Sunetul, ce ne preocupă, *t*, e asimilat de consoana următoare, cînd, negreşit, după el, urmează o consoană: *Sîndominic*, *Sîngĭorgĭu*; *Sînlazăr*, *Sînvăsîĭ*, *Sînzeniĭ* etc.

Muncă maĭ uşoară, are, se'nţelege, *t*: *Sîntoader*.

Acţiunea consoaneĭ asimilatoare se exercită, uneorĭ, maĭ departe: *n* din ocluzivă nazală, anterolinguală, sonoră, ajunge nazală, bilabială, surdă, cînd consoana asimilatoare este o ocluzivă, bucală, bilabială, surdă: *Sîm̥pĭetru*.

La *Sîmedru*, s'a ajuns pe drumul: *Sîntmedru* → *Sîn̆tmedru* → *Sînmedru* → *Sîmmedru* → *Sîmedru*.

6. În vechea limbă romînească, întîlnim pe *m* în unele forme ale verbuluĭ *a frînge*: *frămtu*, *frămtă*, *frămţi*, *frămt-au*, *frămt-aĭ* *frămse*, *frîmseşь* etc.

Deunde nazala bilabială, acolo, unde ar trebuì *n*, nazala anterolinguală, care ĭ-a luat locul?

Se presupune, deobiceĭ, existenţa unuĭ prototip **franctus*, din care s'ar trage *frînt*.

Forma **franctus* explică, e drept, pe *frînt*. Formele cu *m*, citate maĭ sus, rămîn, însă, tot nelămurite, fiindcă nu poate fì vorba de o asimilare a luĭ *n* prin *t*, *ţ* sau *s*, asimilare, în urma căreĭa, el, din anterolingual, să ajungă bilabial.

În această chestiune, eŭ fac altă socoteală.

N'am nevoe de un **franctus*. Plec dela *fractum*, care ar fì trebuit, să trăească, în limba noastră, supt forma **frapt*.

Această formă n'a putut aveà vĭaţă din pricina luĭ *frîng*, înfăţişarea romînească a luĭ *frango*. Din încrucişarea luĭ *frîng* cu **frapt*, s'a născut **frînpt*, care a existat, fiindcă *p* al luĭ a asimilat pe *n*, prefăcîndu-l în nazala bilabială: *frîmpt*.

Dacă, acuma, mişcările, trebuincĭoase la producerea luĭ *t* din *frîmpt*, încep, cînd aparatul de fonaţie este, încă, la punct pentru *p*, acesta sufere acţiunea asimilatoare a luĭ *t*. Am ajuns, astfel, la forma *frîmt*.

Maĭ departe, anterolinguala, bucală, *t*, asimilează nazala, bilabială, *m*, prefăcînd-o în *n*, nazala anterolinguală: *frînt*.

Se'nţelege, că *n* este surd, desonorizat de *p*, din faza **frînpt*.

Lafel, se explică *strîmt*. *Strîns* e format, peurmă, după *întins*.

Faţăde acestea, e deprisos, să stăruim asupra faptuluĭ, că, în speţă, nu mă împac, deloc, cu lămuririle luĭ Candrea. (Psaltirea Scheīană, I, CLXVIII).

7. În Psaltirea Voroneţeană, se întîlneşte, de cîtevà orĭ, forma *Izdrail*, înlocde *Israil* sau *Izrail*.

Întîĭ, această din urmă formă ne dovedeşte, că *r* a sonorizat pe *s*.

Rămîne, să lămurim existenţa luĭ *d* din *Izdrail*.

Acest *d* s'a născut astfel. Vîrful limbi, dupăce s'a apropiat de alveole, pregătindu-se, să articuleze pe *r*, nu începe numaĭdecît, cum s'ar cădeà, să vibreze. Întîrzîerea asta căşunează o ocluziune, la început, uşoară, care, însă, exagerîndu-se, dă naştere fonemuluĭ *d*, ocluziva, al căreĭ loc de articulare cade în regiunea, unde a întîrzîĭat vîrful limbi.

Claustrum (←**clausrom*←**claudtrom* [*claudo*]), *tonstrix* (←**tonsrix*←**tondtrix* [*tondeo*]) etc. sînt pendante la *Izdrail*.

Fenomenul se întîlneşte şi în limba franceză: *cousdre*←*cons(ue)re*, *lasdre*←*Laz(a)rum*, *misdrent*←*mis(e)runt* etc.

8. Greşeşte Candrea, cînd întregeşte, prin *şezăndu*, pe *şѣzăn* din Msul Scheīan (Psaltirea Scheīană, II, 330, 10).

Sunetul şi cuvîntul, ca unităţĭ fonetice, sînt abstracţiunĭ.

Atît de rare sînt împrejurările, cînd le rostim izolate.

Filologul, cînd lucrează numaĭ cu ochi luĭ, poate face greşelĭ marĭ.

În chestiĭ de limbă, se porneşte la treabă cu alte scule: cu aparatul de fonaţie al vorbitoruluĭ, cu urechea ascultătoruluĭ şi cu creerul amîndorora.

Nu trebuìà pus supt lupă *şѣzăn* singur. Trebuìà, să se plece dela *şѣzăn spre* ...

Şi, atuncĭ, explicaţia „omiteri" luĭ *d* ar fì fost foarte aproape: *d* din *şѣzănd* a fost asimilat de *s* următor, dupăce, maĭ întîĭ, a fost desonorizat. *Şѣzănd spre*→*şѣzănd̥* (= *şѣzănt*) *spre*→*şѣzăn spre*.

S din *spre* îşĭ continuă opera: în *sѣzăn spre*, *n*, supt înrîurirea luĭ, e surd (*şѣzăn̥ spre*). Coardele vocale, în neactivitate pentru *s*, îşĭ încep neactivitatea maĭ devreme: cînd aparatul de fonaţie e, încă, la punct pentru *n*.

Dincoace de *şѣzăn spre*, se află faza, analoagă formeĭ *aprise*, în care *n* a fost asimilat, complet, de *s*.

9. Nicĭ *cu măngăe* din Psaltirea Hurmuzaki nu trebue restaurat *cu(mŭ) măngăe* (Candrea, Psaltirea Scheīană, II, 212, 19).

E nevoe cîteodată, să rostim un sunet sau o silabă, de doŭă orĭ, unadupăalta: **mămă***ligă*, *cu***m** **m***îngîe*.

Se întîmplă, de le rostim numaĭ odată, fiindcă avem iluzia fonică, că le-am rostit, cum trebue: *cu măngîe*, *măligă*. Fenomenul, cunoscut supt numele de haplologie: *sti(pi)pendium*, *fast(ti)dium*, *am(phi)phoreus*, *contrerôle*→*contrôle* etc.

Un caz de haplologie, înfăţişează, se'nţelege, şi *cu puţi numru* din Psaltirea Hurmuzaki, pe care Candrea (Psaltirea Scheīană, II, 219, 17) îl restaurează greşit: *puţi⟨nŭ⟩ num⟨ă⟩ru.*

10. Un caz interesant de asimilaţie, înfăţişează şi *du mila* din Psaltirea Hurmuzaki. Nu este nevoe de restaurarea *du⟨pă⟩ mila* (Candrea, Psaltirea Scheīană, II, 243, 37).

Cazul aceasta e, însă, maī complicat, şi, prin aceasta, mai vrednic de luat în samă.

Întîī, prin sincoparea luī *ă*, ***m*** a ajuns în nemijlocita vecinătate a luī ***p***: *dup mila.*

Apoī, ***p***, supt influenţa sonoreī ***m***, s'a sonorizat (*dup̥ mila*), apropiindu-se de ***b***, sonora, care-ī corespunde.

După aceia, ***m*** şī-a exercitat, maī departe, acţiunea luī asimilatoare: vălul palatin s'a coborît maī devreme (în timpul rostiri luī ***p̥***), pentru a lăsà liber drumul nasuluī, care trebue, să fie liber, fiindcă se pregăteşte producerea nazaleī ***m***. Urmarea: *dum mila.*

Dela *dum mila*, prin reducerea geminateī ***mm*** la durata unuī sunet simplu, s'a ajuns la forma, care ne preocupă (*du mila*).

Mutatis mutandis, *du mila* ne aduce aminte pe *di măra*, de care a fost vorba.

11. Într'un loc, în Msul Scheīan, întîlnim *căndu tănjià.* (Candrea, Psaltirea Scheīană, II, 227, 7).

În locul acestor vorbe, în Psaltirea Hurmuzaki, se află *că dodeiră* (ibidem, rr. 25 şi 26). De data asta, Candrea lasă pe *că* aşà, nu-l întregeşte.

Că dodeiră este, totuşī — aşà, cere contextul — *cănd dodeiră*, trecut prin faza *căn dodeiră.*

Căn dodeiră → *că dodeiră*, precum *curundu* → *curudu.*

12. Alăturī de *scărčicară, scărčica-va*, întîlnim, în limba noastră ceà veche, *scărčcară, scărşca-va* şi *scărcă.*

Scărčă este *scărčică*, care a pīerdut, prin sincopare, pe ***i***.

Scărşca-va este *scărčca-va*, în care semiocluziva ***č***, supt influenţa asimilatoare a ocluziveī ***c***, a pīerdut orīce urmă de ocluziune, devenind fricativă.

Dacă înrîurirea asimilatoare a luī ***c*** se exercită, maī departe şi în aceīaşī direcţie, şi asupra luī ***ş***, ajungem la *scărcă*, fază, atestată în Msul Scheīan (Candrea, Psaltirea Scheīană, II, 68, 22).

13. Cuvîntul de azī *supţioară*, apare, în limba veche romînească, supt maī multe forme: *suptъsuara, suptsouara, supsioara, susioara* şi *sisioara.*

În prima formă, pe ***t***, îl apără, de primejdia asimilatoare, ce-l ameninţă din partea luī ***s***, fonemul redat prin ъ.

În a 2-a, acest sunet a dispărut. ***T*** a ajuns în nemijlocita vecinătate a luī ***s***. Urmarea: asimilarea luī de către acesta (*supsioara*).

În faza a 3-a, a ajuns **p** în bătaīa puşti luĭ **s**. Urmarea: *susioara*.

Sisioara este *susioara*, în care s'a operat o noŭă asimilare de armonizare vocalică (*u—i→i—i*), însemnată şi de Candrea (Psaltirea Scheīană, I, CLXXI).

Cu privire la obîrşia luĭ *supţioară*, nu cred, că Puşcariu (Etym. Wbch., 1667) are dreptate.

Supţioară este *supsuoară*, încrucişat cu (*sup*)*ţine*.

14. Forma *zbor*, întîlnită, atît de des, în vechile noastre monumente de limbă, alăturĭ de *săbor*, înfăţişează un caz de asimilaţie laringiană.

Se'nţelege, că, întîĭ, s'a întîmplat sincoparea luĭ *a*: *sbor*.

Apoĭ, coardele vocale, a căror treabă erà, să înceapă, a vibrà numaĭ în timpul produceri luĭ **b**, aŭ început maĭ devreme. Pripirea asta a lor a căşunat prefacerea luĭ **s** în sonora corespunzătoare: *zbor*.

15. Despre *bezdnă* şi *ustnă*, nu se poate spune, că „apar, în textele rotacizante, cu un fonetizm dublu". (Candrea, Psaltirea Scheīană, I, § 81, 2). Nu e la locul luĭ nicĭ cuvîntul despre sincoparea uneīa din consoane într'un grup medial (ibidem).

Bezdnă şi *ustnă* aveaŭ cîte o singură expresie fonetică: *beznă* şi *uznă*. Se scriaŭ, însă, de aceīa, carĭ cunoşteau limba slavonă, din care se trag, în doŭă felurĭ: *bezdnă* şi *beznă*, *ustnă* şi *usnă*.

În *bezdnă*, drumul nasuluĭ, liber în timpul produceri ocluziveĭ nazale, anterolinguale, **n**, se deschide maĭ devreme; în timpul articulări luĭ **d**, ocluziva bucală, anterolinguală. Acest proces duce la asimilarea luĭ **d** prin **n**.

În *ustnă*, lucrurile se intîmplă lafel. Se începe, însă, prin sonorizarea luĭ **t**: *ustnă→usțnă* (= usdnă). Acţiunea de asimilare laringiană a luĭ **n** se exercită şi asupra luĭ **s** (*uznă*), fiindcă ea există în *beznă* şi fiindcă a fost şi este în spiritul limbi noastre: *deznod*, *am puz* (= pus) *noŭă pomĭ*, *am foz* (*fost*) *nevinovat*.

16. La Dosofteĭ, întîlnim forme ca acestea: *o'mfundară*, *mă'mvăţaş* (*o'nfundară*, *mă'nvăţaşĭ*).

N, ajuns la **m** înnainte de fricativa **f—v**.

Lucrul nu trebue, să ne mire. Ce este, a mai fost: *co**m**vovise*, *co**m**valem*, *co**m**veniunt*, *i**m**victi*, *co**m**fluont*, *co**m**feratur*, *i**m**felicissimi* etc.

Gramatici din epoca imperială (Plinius-cel-Bătrîn, Probus ş. a.) recomandă **m** înnainte de **b**, **f**, **m**. Mar. Victorinus (VI, 18, 14 K), dupăce vorbeşte de înrudirea d'între **b**, **f**, **m**, **p**, „quibus Cicero adjicit **v**", prescrie întrebuinţarea lui **m** în fruntea orĭcăruĭ al 2-lea element (al unuĭ cuvînt compus), care începe cu una din aceste consoane. Între alte exemple, el citează: *comvalescit*, *comvocat*, *comfert* şi *comfundit*.

Vasăzică: în limba latină, la început, **f—v** sînt bilabiale, deoarece sînt înrudite cu **p—b** şi **m**. Strîmtoarea, peunde es,

înloc să fie alcătuită din buza de jos şi dinţi de sus, este alcătuită din amîndouă buzele.

Nĭ-o dovedesc şì cuvintele, împrumutate, de Germanĭ, dela Romanĭ în aceà epocă: *vinum* → *Wein*, *vivarium* → *Weiher*.

Maĭ tîrziŭ, ele ajung, ce sînt, deregulă, azĭ: labiodentale (*versus* → *Vers*, *viola* → *Veilchen*, *vetula* → *Vettel* etc.).

În limba spaniolă, în dialectele din Sud-Vestul Franţeĭ şi în formele romîneştĭ, asemănătoare luĭ *o'mfundară* şi luĭ *mă'mvăţaş*, *f*—*v* trăesc ca bilabiale, fiindcă, altfel, *n*, labiodentală, nu puteà, prin asimilaţie anticipantă, să ajungă *m*, bilabială.

Acì, e locul vechĭuluĭ *cumva*, cînd el transcrie, numaĭ după auz, pe *cîndva*: *v* a asimilat pe *d* şi, apoĭ, tot prin asimilare, a prefăcut pe *n*, anterolinguala, în bilabiala *m*.

Dacă *v* îşĭ continuă opera, lucrînd, bine'nţeles, asupra luĭ *m*, ajungem la forma *cuvva* din Psaltirea Voroneţeană, care, acuma, dupăce am vorbit de *căppiloru*, ne apare lămurită şi în care *vv* nu transcriŭ pe *mv*, cum crede Candrea.

ION D. ŢICĔLOĬU.

---

2. Frz. *vrombir*.

In einem klugen Aufsatz, der das Indirekte, Übersetzungsmäfsige aller onomatopoetischen Ausdrucksweise aufzeigt, die immer eine sprachliche Zwischenschicht zwischen dem nachgeahmten Laut der Aufsenwelt und dessen sprachlichem Ausdruck einschiebe,[1] erklärt F. Rauhut („Volkstum und Kultur der Romanen“ I [1928]: „Probleme der Onomatopöie“) das obige, vom schnurrenden Geräusch von Hummel, Fliege, Kreisel, Turbine, Auto- und Flugzeugmotor gebraucht, aus dem Zusammentreffen des optischen Bildes, das durch *vrille* ‚Ranke‘, ‚Bohrer‘ vermittelt sei, und eines akustischen: „Das dumpfe *-om-* weist auf Schallwörter wie *ronfler*, *grondler*, *ronron* hin; das *r* ist vielleicht auf *vibrer* zurückzuführen“. Nyrop, *Études de grammaire franç.* (Dän. Sitzungsberichte 1919) S. 12 und 55 zitiert noch *vrombissement*, gebraucht vom Geräusch der Nähmaschine, und *vrombir* vom Brummen des Maikäfers (Villatte, *Parisismen* hat *vrombir* für Bienensummen) und zitiert eine Äufserung Philipot's: „*vrombir* est d'origine dialectale. C'est un mot de la Thiérache qui a été lancé

[1] Zur Bibliographie füge ich an Debrunner's Aufsatz *GRM* 14, 321 ff. Zur Darlegung der Abhängigkeit der gröfseren oder geringeren Neigung einer Zeit zu sprachlicher Lautmalerei von deren weltanschaulicher und literarischer Einstellung vgl. meine Bemerkung *Ztschr.* 48, 96. — Wenn *bruissant* an die Stelle von *bruyant* tritt und eine französische Gewährsmännin des Verf.'s *les eaux bruissantes* einem *les eaux bruyantes* vorzieht, welch letzteres „moins imagé“ sei, so liegt dies daran, dafs *bruyant* Adjektiv geworden ist (*une rue bruyante* ‚eine laute Strafse‘, *des manières bruyantes* ‚laute Manieren‘), *bruissant* mit dem inkohativen *-iss-* die Bewegung, das Verbale stärker hervorhebt.

par Jean Richepin aux alentours de 1880". Naheliegender scheint mir, als von *vrille* auszugehen, das selbst ein unerklärtes *vr-* hat (das vielleicht selbst lautmalend oder expressiv sein könnte[1]), und durch eine Art Summation von *vr-* + *-on-* + *b* unser *vrombir* zu erhalten, an ital. *rombare* ‚schwirren, dröhnen, sausen', siz. *rummulu* ‚Kreisel' (*REW* s. v. *rhombus* ‚Kreisel') zu erinnern, vor allem aber an die Schuchardtsche Formel für lautmalende Bildungen, die ein dumpfes Geräusch ausdrücken (*Ztschr.* 15, 121): Explosiva $+ r + \frac{o}{u} + \frac{n}{m} \left(+ \frac{t, d}{b}\right)$, zu dessen Beispielen ich aufser der Sippe von frz. *bronze* ‚Bronze' auch unser *vrombir* im *Butlletí de dialectología catalana* 1923, S. 121 hinzugefügt habe (vgl. bei Nyrop S. 7 *vrrran* ‚sert à imiter le feu de barrage', ferner *broum, sphroum* bei Behrens-Karstien, Geschütz- und Geschofslaute im Weltkrieg S. 18): *vromb-* ist nur eine Variante des *bromb-*, das in ladin. *brumblar* ‚murmeln', alb. *brumbulimę* ‚donnern' erscheint: das *vr-* deutet vielleicht mit dem Dauerlaut noch einen dauerhafteren, bohrenderen Laut an. Rauhut schreibt mir selbst, dafs er seine Etymologie von *vrombir* fallen lasse, da ihm ein Franzose den Ausdruck *le vromvrom de l'auto* bezeugt habe: vgl. das *vran* bei Nyrop. *FEW* verzeichnet s. v. **brund- vrombir* unter onomatopoet. *vrond-* der Dialekte in den Bdtgg. ‚brummen (von Maikäfern)', ‚pfeifen (ein Stein, der geworfen wird)', ‚die Luft drehend erschüttern (ein Kreisel)'.

LEO SPITZER.

---

3. Frz. *type*

bedeutet im Volksfrz. ‚homme' (*un bon type, un brave type, un sale type*), ‚mari, amant' (das Fem. *typesse* ‚femme (déf. [avorable])', nach Bauche), ‚Schafsgesicht, Gimpel; Individuum, überhaupt Kerl, Kokottenargot: zahlender Liebhaber' (= *miché*), nach Villatte. Zur Bedeutung ‚Mann' wäre noch zu bemerken, dafs *type* auch als ‚Mann' im Gegensatz zu ‚Frau' genommen werden kann, vgl. Colette, *La fin de Chéri* S. 108: (der Mann Chéri sagt, als man ihm zu arbeiten rät): „Travailler, ça veut dire fréquenter des types ... Ma pauvre mère, vous ne savez pas que si les types me dégoûtent, les femmes ne m'inspirent pas mieux". Das Frz. gewinnt dadurch die Möglichkeit, die z. B. das Spanische immer gehabt hat, indem

---

[1] Vgl. nl. *wrempen* ‚distorquere', gr. ῥέμβομαι ‚tournoyer, errer çà et là', ῥόμβος ‚tournoiement; toupie', nach Boisacq = **u̯remb-*, nasalierte Form der Wurzel **u̯reb-*, **u̯erb-* ‚drehen'. — Der Anlaut *vr-* findet sich noch wieder in dem von Gamillscheg, *Et. Wb. d. frz. Spr.* s. v. *virevolte* zitierten, aus norm. *virevouster* ‚ohne Zweck sich bewegen' kontrahierten *vrouster*, ferner in *vrigner* (... *regarde la vallée en vrignant des yeux, ainsi qu'il appartient aux hommes de décision*, J.-R. Bloch, *Les chasses de Renaut* S. 80: = *vriller* + *cligner?* oder zu *vriller* mit *l'* > *n'*, cf. *ses petits yeux de vrille*, Sachs-Vill., Suppl.?).

dieses *varón* im Sinn von ,vir' von *hombre* ,homo' scheidet — zweifellos ist allerdings vorläufig *type* Mask. noch ein wenig pejorativ, wie besonders das Feminin *typesse.* Wie soll man den Übergang von ,Typus' zum Gegenteil: ,Original', ,Individuum' erklären? Das ist doch kein so einfacher Bedeutungsübergang: wenn das ital. und span. *tipo* ebenso ,Individuum', ,Original' heifsen, so sind das ja wohl nur Entlehnungen aus frz. *type* in dieser Bedeutung.

Sainéan, *Le langage parisien* S. 472 sagt: „*Type*, c'est-à-dire type ethnique, a acquis une acception tout à fait vague: quidam, individu, pris tantôt en bonne part (*type épatant*) et tantôt surtout en mauvaise part (*sale type*). Le féminin *typesse* partage cette double nuance du mot. Les deux formes ont passé dans les parlers provinciaux". Mir wird aber noch immer nicht verständlich wieso ,Volkstypus' zu ,Individuum' werden kann: z. B. ,der französische Volkstypus' kann doch nie zu ,der einzelne Franzose' sich entwickeln. Man könnte sich ja denken, dafs in *c'est un drôle de type, c'est un sale type* eine Person in einem Typus eingeschlossen würde: urspr. ,er ist komisch in bezug auf seinen Typus', ,er gehört zu einem schmutzigen Typus', aber wieso ereignete sich das Mifsverständnis ,Typus' > ,Individuum'? Ich glaube, wir müssen von der Redewendung ,das ist (nicht) ihr Typus', von der Liebe einer Frau zu einem Mann gesagt, ausgehen: *c'est* (*ce n'est pas*) *son type* [*d'homme*] enthält ein Possessivum, das die Abgestimmtheit eines bestimmten Männer-Typus auf eine bestimmte Frau andeutet: die Redewendung ist offenbar in jenen (höheren) Gesellschaftskreisen zu Hause, wo die Frau den Mann, den sie liebt, wählen kann (= *c'est sa préférence*[1]). Man kann sich nun denken, dafs die gleiche Wendung von den Kreisen, in denen der (zahlende) Mann die Frau, die er will, wählen kann, gerade zur Verschleierung dieser Tatsache gebraucht wird: die ,femme entretenue' wird gern *c'est mon type* sagen (oder gesagt haben), um die Tatsache des Bezahltwerdens umzufärben in die Fiktion des Selbst-Gewählthabens, und in jenen Kreisen wird man euphemistisch sagen: *c'est son type*, wo man andeuten will *c'est son homme, c'est son miché.* Es handelt sich also um eine ,Anständigkeits'-Heuchelei, wie sie auch sonst im Kokottenargot zu finden ist: das Wort *cocotte* selber ist ein ursprünglich sehr anständiger Zärtlichkeitsausdruck und nirgends gebraucht man literarischere Ausdrücke zur Verschleierung des allzu Positiven als in diesen Milieus. In *c'est son type*, auf einen bestimmten Mann gesagt, verblafst dann die ursprüngliche Heuchelei: ,es ist ihr Typus, der Mann ihrer Wahl' vor der realen Tatsache, dafs die betr. Frau einen ,Mann' oder ,Liebhaber' hat, wie so oft ein Euphemismus fadenscheinig wird und das zu verbergende Faktum plötzlich unverhüllt vortritt. *C'est son type* wird gleich *c'est son homme.*

Nun sind wir bei ,Individuum' gelandet — die Bedeutungsentwicklung würde sich also innerhalb der Pariser Dirnensprache

---

[1] Auch spanisch *no es mi tipo* im Munde von Frauen.

entwickelt und sich von da in die frz. Dialekte und die anderen romanischen Sprachen verbreitet haben. Die genau gleiche Entwicklung vom Typischen zum Individuellen sehen wir bei *numéro*: *être d'un bon numéro* heifst im Künstlerargot ,schnurrig, langweilig sein' (von den aufeinanderfolgenden ,Nummern' der Variété- und Zirkusprogramme), dann *être le numéro de q.* ,jem. gefallen, passen', *numéro un* ,Nummer Eins', im Kokottenargot: ,der Aushälter', auch ,femme, maîtresse', endlich ,individu' ,original' (*tu parles d'un numéro!*).

Ich kann mich anläfslich des beschimpfenden *type!* (*sale type!*) nicht ganz der Ansicht Nyrops in seiner Semantik § 188 anschliefsen, der meint: „Il n'y a pas de mot, si innocent, si indifférent qu'il soit, qui se refuse à cet emploi. On peut presque dire qu'il n'y a pas de mot qui ne puisse servir d'injure, et on voit parfois que plus l'expression est générale plus l'injure est grave. Rappelons l'emploi injurieux qu'on fait de mots tels que *espèce*, *type*, *poire*, *vache*, *wagon*, *fourneau*, *Ouest-État*, *volaille*, etc. Tout mot est bon quand il s'agit d'invectiver. En 1903 quand tous les journaux parlaient de la mort du pape et de son camerlingue, un rôdeur de nuit voulant injurier un agent qui le secouait un peu trop, lui cria: *va donc, camerlingue* ... Remarque 1. L'emploi de mots d'un sens très général comme injures se retrouve un peu partout; rappelons pour l'allemand *Mensch*, *Geschöpf*, *Person*, *Sorte*". Die Tatsache, dafs Wörter sehr allgemeiner Bedeutung als Schimpfwörter gebraucht werden, kann ich natürlich nicht ableugnen, wohl aber die offenbar bei Nyrop vorhandene Auffassung, dafs diese sonst allgemeinen Wörter auch in der Schimpfsituation als solche gebraucht worden wären: gewöhnlich haben indes diese sonst allgemeinen Wörter einen ganz spezifischen Sinn: *Mensch* und *Geschöpf* erinnert den Menschen an seine Kreatürlichkeit und Abhängigkeit von Gott (daher auch *Mensch Gottes*, *Mann Gottes*; vgl. sp. *¡hombre!*); *sie ist eine Person* ist wohl ein Euphemismus für *Weibsperson; das ist eine Sorte Mensch, die ich nicht leiden kann* ordnet den Menschen auf eine Stufe mit Warensorten; frz. *espèce de* ... deutet das Suchen nach dem geeigneten speziellen Schimpfwort an und versinnbildlicht die Gröfse der Aufregung, die nicht so leicht in Worte gefafst werden kann[1]; *poire, vache, wagon, fourneau* sind für einen Menschen wenig schmeichelhafte Vergleiche: z. B. *vache* vergleicht den Menschen mit der träge schwappelnden Kuh; *Ouest-État* ist eine wohl nicht mehr übliche, aber einst sehr treffende und witzige Beschimpfung: = *tu déradilles* ,du bist nicht bei Trost', mit wortspielerischer Andeutung der häufigen Entgleisungen auf dieser französischen Eisenbahnlinie; in dem Beispiel mit *camerlingue* hat der Sprecher den Polizeiagenten

[1] Bei J.-R. Bloch, *Le dernier empereur* S. 177 schimpft ein grober Polizeiagent *espèce d'espèce!* — zweifellos eine Nachbildung des *nom de Dieu de nom de Dieu!*-Typus (cf. *coquin de coquin!*, *cochon de cochon!*), wobei die Verdoppelung des Fluchworts eine Affektentladung gestattet, die, rein wörtlich betrachtet, sinnlos ist.

scherzhaft zu einer Würde am päpstlichen Hofe, aber auch im Gedanken ins Jenseits befördert.[1] Es ist also wohl so, daſs jedes x-beliebige Wort unter geeigneten Umständen zum Schimpfwort werden kann, aber nicht wegen seiner X-beliebigkeit, sondern gerade in einer ganz bestimmten Bedeutung, in einer ganz bestimmten Einreihung in eine Skala von konkurrierenden Wörtern. Diese ganz bestimmte Bedeutung und die ganz bestimmte Stelle innerhalb der Skala gilt es aufzusuchen. Nur von einem abstrakt-grammatischen Standpunkt aus kann man behaupten, daſs *espèce*, *type*, *Mensch* ‚allgemeine' Ausdrücke sind: sie sind im Gegenteil höchst konkret in ihrem ursprünglichen Satzzusammenhang: so gelang es, *type* auf einen ganz bestimmten Satz innerhalb eines ganz bestimmten Argots zurückzuführen. Bei solchen Beschimpfungen, bei denen wir die Ursprungsbedeutung noch nicht gefunden haben, haben wir leicht den Eindruck der „schlaffen Hülle", die plötzlich „mit giftiger Luft aufgeblasen ist" (Schuchardt anläſslich frz. *boche* ‚Deutscher', nach *Ztschr. f. frz. Spr.* 45, 133). Gewiſs kann man in jede Wortblase giftige Luft hineinpumpen, aber den konkreten Grund, warum gerade diese und nicht eine andere Worthülse aufgeblasen wird, muſs der Sprachforscher jeweils aufsuchen.[2]

LEO SPITZER.

---

4. Messin. *cifiri*, *cefiḍḍu* „Drohne".

Unter den etymologisch dunklen Bezeichnungen der Drohne führt G. Bottiglioni in seiner Studie „L' ape e l' alveare nelle lingue romanze" (Pisa 1919) p. 55 messin. (Mandanice) *cifiri*, (Graniti) *cefiḍḍu* auf. Bottiglionis Vermutung, daſs man es vielleicht mit dem Stamm Lucifer zu tun habe, findet eine Stütze darin, daſs im südlichsten Italien tatsächlich Formen von lucifer im Umlauf sind, bei denen das anlautende *lu* als Artikel aufgefaſst wurde: regg. *ćífuru* „diavoletto, maligno" Malara 106, katanz. *ćífaru* „diavolo, impertinente, uomo violento" Marzano 101, *ćifáru* „indemoniato, tristo" Galasso 113, kosent. *ćifaru* „uomo tristo e truce" Accattatis 157, irpin. *ćifaro* „impertinente" Nittoli 69. Auch bedeutungsgeschichtlich ergeben sich kaum Schwierigkeiten, da die arbeitsfaule Drohne auch sonst nicht gerade mit schmeichelhaften Bezeichnungen belegt wird, vgl. Treviso *ava mata*, sizil. *apa fuḍḍúna* „ape folle".

---

[1] Wobei natürlich die pompöse Wortform erst recht das Fiktive der Beförderung unterstreicht. Die Wortform trägt viel zur Entwicklung des Schimpfwortes bei: das dtsch. *Typus* mit seinem latinisierenden Anstrich ist viel weniger familiär als die gemeinere Form *Typ*.

[2] Das Aufblasen von Worthülsen kann man bei Rabelais sehen, wo er in der 1. Strophe der Inschrift über der Abtei Thelema in Worte mit *f* seinen Haſs gegen Duckmäuser und Frömmler hineinpumpt.

Nun finde ich unter meinen im Jahre 1922 aufgezeichneten Notizen aus dem Dorfe Bagaladi, das in unmittelbarer Nähe des griechischen Bova liegt, ein *ćéfanu* „Drohne". Diese Form läſst sich von agr. *κηφήν* m. „Drohne" schlechterdings nicht trennen. Der Gedanke, daſs hier zu beiden Seiten der Straſse von Messina ein Reliktwort aus dem Kalabrogriechischen sich erhalten haben mochte, lag nahe. Eine wirkliche Bestätigung für diese Auffassung konnte sich allerdings erst dann ergeben, wenn das Wort sich auch im Bovagriechischen nachweisen lieſse. In den Wörterverzeichnissen von Morosi und Pellegrini sucht man vergebens nach einem solchen Worte. Erst kürzlich, als mich wieder einmal der Weg nach Bova führte, konnte ich feststellen, daſs in dem dort gesprochenen Griechisch (Bova, Roccaforte etc.) *ćéfeno* m. der allgemein übliche Name für die Drohne ist.[1]

G. Rohlfs.

---

5. Südkalabr. *líri* „Regenbogen".

Als ich „Griechen und Romanen" p. 110 die südkalabresischen Namen des Regenbogens [Casignana, Serrata, Laureana, Mammola, Polistena, Samo etc. *líri*, Piana *liri*, Girifalco, Cortale *líru*, Montauro *lira*, Stilo *rídi*, Benestare *víli*, Centrache *íryu*][2] auf griech. *ἶρις* „Regenbogen" zurückführte, lieſs ich mich dazu hauptsächlich durch die von Pellegrini (Il dialetto greco-calabro die Bova) überlieferte Form des Bovagriechischen (*líri* und *lirrí* n. „arcobaleno") bestimmen. Inzwischen habe ich an Ort und Stelle konstatieren können, daſs in Bova nur die Form *to liri*[3] üblich ist, während man in den Nachbardörfern Roghudi und Ghorio di Roghudi *o líro* sagt. In dem ebenfalls griechisch sprechenden Gallicianò ist die Bezeichnung *stári ti patrúna* („tela della madonna"), ein Bild, das in ähnlicher Form in ungar. *szep asszony vaszna* („toile de la belle dame") wiederkehrt, vgl. Merian, Die franz. Namen des Regenbogens 88. Damit verschieben sich nicht unwesentlich die Grundlagen für meine Auffassung, und es dürfte notwendig sein, zu der Herkunft des Wortes noch einmal Stellung zu nehmen.

Von vornherein muſste auffällig sein, daſs die Verschmelzung des griechischen Wortes mit dem romanischen Artikel sich auf einem so weiten Gebiet vollzogen hatte. Wenn sich diese Er-

---

[1] Im heutigen Griechenland ist die herrschende Bezeichnung für die Drohne *ἀγριομέλισσα*. Nur in wenigen abgelegenen Gegenden hat sich, wie mir Ph. Koukoules vom griech. Wörterbuchbureau in Athen freundlichst mitteilt, das alte Wort erhalten: Triphylien (Peloponnes) *κηφῆνας*, Akarnanien *κουφῆνας*, Kephalonien *κήφακας*.

[2] Dazu kommen katanz. (Davoli, Montauro, Squillace, Filadelfia etc.) *lliriu*, regg. (Laureana) *líri* „Gelbsucht", da man diese Krankheit sich angeblich durch das Anblicken des Regenbogens zuzieht.

[3] In der Tat verzeichnet auch Morosi (Arch. glott. IV, 33) nur die Form *liri*.

scheinung noch für die heute romanischen Gebiete rechtfertigen liefs, die den Zusammenhang mit dem Griechischen vollkommen verloren haben, so mufste eine solche auch bei den Griechen auftretende Bildung höchstes Befremden erregen. In der Tat beobachtet man bei den Bovagriechen Verschmelzung mit dem romanischen Artikel nur bei Wörtern, die dem Griechischen fremd sind und aus dem Munde von Romanen falsch perzipiert wurden. So belegt Pellegrini bovagriech. *lucchio* „occhio" und *lumbrella* „ombrella". Nun könnte man zwar annehmen, dafs aus den romanischen Nachbarmundarten ein dort erhaltenes griechisches Reliktwort den Weg wieder zu den Bovagriechen zurückgefunden hätte, doch widerspricht einer solchen Auffassung bovagriech. *liri*, das mit seinem oxytonalen Ausgang und seinem neutralen Geschlecht einen durchaus bodenständigen Eindruck macht. Man wird daher die Annahme, dafs mit griechischen *ἶρις* der romanische Artikel zusammengewachsen wäre, ganz fallen lassen müssen.

Der Grund für die Störung ist nicht im Romanischen, sondern im Griechischen selbst zu suchen. Er liegt in der Tatsache, dafs das *ἶρις* der alten Sprache früh und fast auf dem gesamten griechischen Sprachgebiet unterging und durch volkstümlichere Ausdrücke ersetzt wurde, die dem Phantasiebedürfnis des Volkes stärker entgegenkamen.[1]

Schon die Septuaginta verwendet (Genesis 9, 13) *τόξον* „Bogen". Letzteres erscheint auch im Glossar des Hesych (II, 266, 36), ebendort (II, 369, 92) *ἡ ἐν οὐρανῷ ζώνη* „Himmelsgürtel". Die moderne Sprache kennt folgende Bezeichnungen[2]:

1. *οὐράνιον τόξον*
2. *δόξα τοῦ οὐρανοῦ* „Himmelsruhm" (vgl. dazu ungar. *kegyelet* „Gnade" > „Regenbogen", portg. *arco do concerto*, franz. *arc de l'alliance* Merian a. a. O. 39)
3. *κυρασελήνη*, *κυαροζώνη*, *κυαροσελήνη* „Mond der Herrin", „Gürtel der Herrin"
4. *δοξάρι τῆς γρηᾶς* (Kephalonien) „Bogen der Alten"[3]
5. *ζωνάριν τῆς ἁγίας Ἑλένης* auf Cypern, *τῆς καλογρηᾶς τὸ ζουνάρι* im Peloponnes, „Gürtel der heiligen Helene", „Gürtel der Nonne"
6. *τὸ λουρί* „Riemen", bzw. *τῆς γρᾶς τὸ λουρί* „Riemen der Alten".[4]

Letztere Bezeichnung ist nach den mir vorliegenden Materialien auf Kreta beschränkt. Bedenkt man aber, dafs der Dialekt von Kreta auch sonst stark mit dem unteritalienischen Griechisch ver-

[1] Nur in der Mundart von Ophis (Pontus) ist *ἶρις* als Name des Regenbogens am Leben geblieben (*Φιλ. Συλλ.* 18. 137).

[2] Vgl. besonders Mélusine II, (1884—85), 40.

[3] So auch anderswo: franz. *marque de la vieille*, Wales *bwa y wrach*, port. *arco da velha* Merian a. a. O. 87.

[4] Vgl. in Frankreich *courroie* (Jura), *courroie de St. Martin*, *courroie de St. Marc* u. a. Merian 70f.

wandt ist, so wird man kaum zweifeln dürfen, daſs der Vergleich des Regenbogens mit einem Riemen auch in der Volksphantasie der Bovagriechen einmal eine Rolle gespielt hat. Allerdings hat hier durch das neuaufkommende Bild die alte Bezeichnung nicht völlig verdrängt werden können. In volksetymologischer Verknüpfung wurde das Wort umgeformt, wobei bald die eine bald die andere Bezeichnung sich als die stärkere erwies. Während der Tonvokal des alten Ausdruckes im allgemeinen beibehalten wurde, hat in Bova (*liri*) die Akzentstelle von λουϱί, in Roghudi (*líro*) und in den meisten heute romanischen Dörfern die Akzentstelle von ἶϱις den Ausschlag gegeben.[1]

G. Rohlfs.

---

6. Otrant. *attsalitéḍḍa* „Fledermaus“.

Bei seiner Aufzählung der in der Terra d' Otranto gebräuchlichen Fledermausnamen (Rev. ling. rom. III, 47) erwähnt Battisti auch otrantinogriechisch (Corigliano) *attsalitéḍḍa* und (Zollino) *fsalitéḍḍa* (so ist zu lesen statt *fsalitéḍḍe*). Ich füge hinzu (Melpignano) *tsalitéḍḍa* und (Martano) *fsalíta* in der gleichen Bedeutung. Battisti möchte die Bezeichnung von ngr. ψαλίδα „trave del tetto“ herleiten, wobei er die mit *a*-anlautende Form von Corigliano als Angleichung an ἄτζαλος „sporco“ auffaſst. Daſs das Tier seinen Namen nach dem Dachbalken habe, an dem es sich aufhängt, will nicht einleuchten. Trotz abruzz. (Alfedena) *soprəpínćə*, (Crecchio) *soprapénć* etc. „Fledermaus“ (zu abruzz. *pénćə* „Dachziegel“), denn dieses ist ganz anders geformt.

Auszugehen ist vielmehr von ψαλίδα „Schere“. Das Tier ist benannt nach der Art seines Fluges, die der Bewegung einer Schere ähnelt. Als mein Gewährsmann in Zollino mir den Namen nannte, fügte er erläuternd hinzu „fa il movimento della forbice“, was zeigt, daſs der Zusammenhang mit dem Stammwort noch deutlich gefühlt wird. — Wenn ngr. ἄτζαλος „schmutzig“ auf die Form von Corigliano von Einfluſs gewesen sein soll, so wäre Voraussetzung, daſs dieses Wort bei den otrantinischen Griechen wirklich bekannt ist. Das aber ist nicht der Fall. Die Erklärung ist viel einfacher. Die Schere heiſst in den erwähnten Ortschaften (Zoll.) *fsalíti* n., (Calimera) *fsalídi* n., in Corigliano dagegen *t' attsalidi* n. < ψαλίδιον, indem anlautendes *a*- irrtümlich aus der Pluralform *ta ttsalídia* übertragen wurde.

G. Rohlfs.

---

[1] In der Tat ist das aus latein. lorum entlehnte λοῦϱον bzw. λουϱίον auch bei den unteritalienischen Griechen bekannt: otrantinogriech. (Martano, Zollino, Corigliano etc.) *lurí* „Lederriemen“ und als griechisches Reliktwort in unmittelbarer Nähe von Bova: regg. (Bagaladi, Pentedattilo, Melito) *misúḍḍeru*, (S. Lorenzo, Cataforio, Cardeto) *musúḍḍeru* „Riemen, der die Deichsel an die Mitte des Jochs befestigt“ < *μεσόλουϱον.

II. Zur Literaturgeschichte.

1. Zum Doon de Laroche (Doon l'Allemant).

Im März 1928 ist es mir endlich geglückt, ein Exemplar der Ausgabe dieses Epos (Soc. des anc. text. frç., 1921) in die Hand zu bekommen und durchzulesen. Da ich nicht nur seinerzeit eine, in dieser Ausgabe oft angezogene, Studie veröffentlicht habe, in welcher hauptsächlich dies Epos behandelt wird nach Inhalt, Stellung zu anderen Epen und Entwicklungsgeschichte, sondern da ich auch auf Grund der von mir 1908 genommenen Abschrift eine Ausarbeitung des Textes vorgenommen hatte, für mich, ohne an eine Herausgabe zu denken, zu der mir doch mehrfach geraten wurde — so glaube ich die Pflicht zu haben, wenigstens das wesentliche was sich mir ergeben hat, zur Textausgabe beizusteuern.[1]

Es kann und soll hier nicht meine Aufgabe sein, über die literarhistorischen Probleme mich wiederum zu verbreiten. Ich möchte nur betonen, dafs ich, wie das wesentliche der Studie, so auch meine Auffassung, Doon de Laroche sei ein echtes Epos, voll aufrecht erhalte. Ich verweise noch auf meine Studie „Zur Hervararsaga" im ‚Archiv f. d. Stud. d. neuer. Spr.' 1914, 332 ff. und wiederhole: Wir haben es da mit einer Lokaltradition zu tun, wie wir sie uns besser nicht wünschen können; besser aufgehellt wünschten wir aber die historischen Ereignisse. — Die apodiktischen Behauptungen von Scheludko, Archiv 153 (1928) S. 210—18, haben auf mich keinerlei Eindruck gemacht.

Eine Richtigstellung habe ich zur Ausgabe zu machen und zwar für einen längst Verstorbenen: Carl Sachs hat nie eine Kopie angefertigt, sondern nur die spärlichen Auszüge, die er in seinen „Beiträgen" 1856 veröffentlicht hat. Ich besitze seine schriftliche Bestätigung hierfür. Daher hat auch P. Meyer seinen Namen nicht genannt, als er 1878 darüber handelte (Bull. de la S. d. a. t. IV) und die Kopie, deren Güte anzuzweifeln Guessard anscheinend Veranlassung nahm, mufs von einem andern stammen.

Bemerken möchte ich noch zur Sprache, dafs die des Originals richtig als östlich erkannt worden ist; man wird ziemlich weit südöstlich gehen dürfen. Die Sprache der Handschrift, die P. Meyer-Huet und zuvor ich in meiner Studie für lothringisch erklärt haben, möchte ich jetzt eher der nördlichen Franche-Comté zuweisen und zwar deren östlichem Teil (Epinal, Belfort, Besançon). Auch die Vorlage ist in den Osten zu setzen, was aus Fehlern wie 250, 317, 321, 855 hervorgeht.

Gegen die sprachliche Uniformierung des Textes ist nichts einzuwenden; nur hätte sie noch mehr durchgeführt werden sollen, was bei der ungeheuren Verderbtheit der Handschrift freilich nicht

---

[1] Eine kurze Besprechung ist bereits 1925 aus der Feder von Louis Karl erfolgt in Zs. r. Ph. XLIV, 253f.

leicht war. In einigen Fällen sind die dialektischen Formen stehengeblieben; hierzu gehören: *Nuns* 7 etc., *lessa* (*laissa*) 55, *s'engenoilla* 166, *garchon* 194, *mervoille* 195 etc., a *col* 357, *gurpie* 1258, *aubre* 1272 etc., *issi* 1494 = *ainsi*, häufig in nördlichen und östlichen Texten, *essauz* 1867, *cheüte* 2577, *aseier* (*essaier*) 3279, *quelor* (*color*) 3788.

Von Besserungen, die auf Druckfehlern beruhen und nicht unter den Errata verzeichnet sind, möchte ich anführen: n'*en* 27; *encrismé* 127, 3327; *crevant* 1000; *et moi* 1275; *li uns* a *l'autre* 1390; *l*i *borjois* 1871; *Emp. la* 2367; *clart*é 3483; *la ch*a*r* 3689; *lanc*e 4171; *l*a *vile* 4185; *vin* 4497. — Mehrfache Druckfehler sind bei den Interpunktionszeichen stehen geblieben.

Wenn ich nun Verbesserungen zum Text aufzähle, so will ich nicht versäumen einzugestehen, dafs umgekehrt in der Ausgabe gar manche Besserung vorhanden ist, die mir entgangen war, sowie dafs ich bei mehreren schwierigen Stellen mit den Herausgebern übereinstimme. — Ich gebe nun meine Lesung, in Klammern den Text der Ausgabe; wo ich die Handschrift zitiere, merke ich es an.

15 fu Doons l'Alemanz (fu i Do l'A.; *vgl.* 38, 199 etc.).

39/40 *sind umzustellen.*

56 *Cent, deus cens* mars ou *trois cens* (Cu .c. m. cu. .III.^c).

65 *Hier bereits direkte Rede* (*erst* 66).

69 Si avra non ‚Routiers' „*Vagabund*"; *Text*: Rouciens; *das Wort in der Hs. kann man für* routiens, *aber auch für* routrous *lesen.*

75 je sai de verité: (car jel sai de verté; *Hs.*: car je scai de veritei).

82 ce sai de verité: (ce s. bien de verté).

83 Se vos avïes auques = *Hs.* (Se v. auques [m']amez).

93 Ci a gentes soudées (Ci a soudées granz; *Hs.*: Ci a gēns s.).

124 Il n'ama oncques home [ne n'ot] chier se lui non (home chevalier se l. n. — *Die Hs. hat übrigens* ch'r = chier, *das Wort* chevalier *kürzt sie durch* chl'r *oder, seltener,* chr̄).

176 *vielleicht* mautalent (marrement = *Hs.*).

196 *Text*: qui n'en fust corroçans; *Hs.*: f. dolans; *vgl.* 195; *vielleicht*: qui n'en perdist le sens.

200 Au desmembrer li tout (*Hs.* li toli) *gibt keinen Sinn. Kopf und Glieder abschlagen war das Übliche; vgl. a.* 212; *daher vielleicht*: Ansdeus membres li tout.

202 *lies* gari *statt* garni (*T. u. Hs.*).

211 „Ceste mise qui fist?" (C. noise); m. (*so Hs.*) = *gerichtliche Entscheidung, Urteilsspruch. — Danach fehlen Verse* (*Ende der Seite*!); *die Herausgeber vermuten eine Lücke erst nach* 217.

231 Ou en i mete trente (Ou en m. quarante; *Hs.*: XIX; *vgl.* 244: Ou en i metez trente).

235 *Hs.*: Dont puis je primes estre de pechiés entrepris; *ich schlage vor, entsprechend* 248: D. primes ert mes cors de p. e. (D. p. je provée estre).

250 vos rofrirai plus grant (vos en ferai p. g.; *Hs.*: uous ^{ro} sera *statt* rofera = roferrai; *die Herausgeber haben das klein übergeschriebene* ro *übersehen; vgl. a.* 267: qu'ele vos vait ofrant).

274 le coc soffrant (le cous s.).[1]

278 Il n'apreïst plus rien (Il n'en presist; *Hs.*: Il n'an print).

310 *Statt* dit il *möchte ich ergänzen*: Sire, frans clers [Gregoire].

317 Viengë en L. (Or v. en L.; *Hs.*: Voinne = voinge, *dial.* = vienge; *Hiat häufig in der Hs., s. Einl. p. XXV f.*).

318 Je li dirai (Je le d.).

330 Comment le fait il donc (C. le f. [dist il]; *Hs.*: C. le f. il lor).

345 Haï, Olive suer, qui en pechié vos mist? (en penser; *Hs.*: en pansee).

374 Toz en estes perjurs (T. en es perjurez; *Hs.*: est per III s.).

383 qui a droit (q. est droiz; *Hs.*: est droit, est = a; *diese dialektische Vertauschung häufig in der Hs.*).

386 le garçon qui avec li gisoit (o qui ele g.; *Hs.*: qui avec elle g.); *also wie* 364.

411 „ne ainsi m'aïst Dieus!" = *Hs.* (se ainsi, *woran sich das folgende nicht anfügen würde*).[2] *Oder*: Naie, si m'a. D.

431 J'ai occis le garçon (Le g. occis jou; *Hs.*: J'occis le g.).

514 la desous en la vile (la desus = *Hs.*).

529 Plus que riens qui fust onques en cest siecle vivant (P. q. nule r. q. f. ou [*Hs.*: en cest] s. v.). — *Danach nehmen die Herausgeber unnötig eine Lücke an, längere Anmerkung; alles eine Folge des folgenden falsch gebesserten Verses. Man lese*:

530 Al ostel honoré norri bien son enfant (A son ostel ou ore n. b. s. e.; *Hs.*: A s. o. onhore).

542 *vielleicht*: un bel enfant (tel e.; *Lücke danach ist in beiden Fällen anzusetzen; Ende der Seite, Augensprung*).

551 Qui detiegne vos terres [et] vostre honor tout quite (Q. desoentre vos v. onor tienne q.; *Hs.*: Q. de cōme = detoinne, *vgl.* voinne 317, proigne 404 *etc., sowie* 1448: Qui detenist ma t.).

608 Et vous en donrai je (Et je v. en d.).

628 car jel vuel et otroi (c. jel sai et o.; *Hs.*: c. je fais et o.).

658 Mais sages fu et justes, decoste emparlez (M. s. f. et cointes, vistes [et] e.; *Hs.*: M. s. fu et decoste iustes emp.).

---

[1] *couc souffrant* und bloſses *cous* 276 „Hahnrei"; vgl. 2131 f., die Form *cous* „Hahn" auch 3487. Ebenso Joufroi 1739, Rigomer 16042, Girbert de Mes bei Mone, Untersuchungen etc. S. 248: *Si en est cos l'emperere Pepins, Tout est soufrans qu'il n'ose mot tentir* sowie R. Flamenca edt.^{2} P. Meyer s. v. *sufrir* — Meyer-Lübke, R. Et. Wb. 2360 und Spitzer, Zs. frz. Spr. u. Lit. 43 (1915), S. 272 ff. trennen afr. *coup* richtig von *cuculus* „Kuckuck". Warum aber dieses Wort das Etymon zum nfr. *cocu* abgegeben haben soll und man nicht einfach *cocu* zu *coc*, *cous* soll stellen können, wie Hahnrei zu Hahn, versteh ich nicht. Daſs *cocu* als „Kuckuck" auch in nfr. Mundarten belegt ist (Riegler, ZrPh. 42, 251), beweist wenig für die historische Entwicklung.

[2] S. hierzu Hilka, Literaturblatt 1922, 182, der *aït* zu *aïer* zu *aïe* stellt, sowie Foulet, Romania 53 (1928), 301 ff.

659 *Zu diesem Vers, den ein Punkt beschliefst, längere Anmerkung p.* 174. *Es ist aber danach der Ausfall eines Verses anzusetzen bzw. der von zwei Vershälften zwischen* 660$^1/_2$ *u.* $^2/_2$, *etwa*: [Dame Olive sa mere, la belle o le vis cler].

678 laissiez [s']autre fame prenez.

770 *Die Lesung ist tatsächlich schwierig, die vorgeschlagene befriedigt auch nicht; vielleicht*: Car vienge hom qui [die que] vos putage fist! (C. nōme dont *der Hs. vielleicht für* C. uoinne d. *vgl.* 317).

813 *vielleicht*: Ce fait (*Hs.* faite) vo mauvaistiez (Faites vos m—z!).

829 *sehr unsicher, vielleicht fehlt vorher ein Vers.*

837 comme pleins (com pleine; *Hs.*: comme plainne).

844 Si ferai je a dix ou a plus cort termine (a dix or est p. corz t.; *Hs.*: or est p. court t., est = a *s. zu* 383).

860 *Warum soll man nicht* Rome (*Hs.*: rōme) *belassen*?

877 [Quant] Do a pris sa fame (Do a prise sa f.; *Hs.*: D a p̄s sa f.).

894 M'esmerveil de mon pere (De mon p. ai mervoille; *Hs.*: Je m'ameruoille de m. p.).

907 *Die Hs. hat nicht, wie angegeben wird,* me dante, *sondern* me da*n*ce *mit deutlichem c.*

918 aiez pais! Ce que doit?

932 aiez pais si m'oiez!

950 Laissiez ester ma mere, car pas ne vous apelle (L. ceste maniere; *vgl. a.* 933, *dort hat die Hs.* este = ester,[1] *hier* aste).

983 que soie bien o vos (q. soiez bien o moi = *Hs.*).

991 grant pechié faites vos (faites molt = *Hs.*).

995 *wohl*: Qu'il ot p. l. prié et monstré (Qu'i[l] l'ot p. l. prier).

1009 Se je ne[l] vos ocis (Si je ne vos [l']ocis).

1019 *Davor ist ein Vers zu ergänzen, also*: [Estes vos les trois contes en la sale venus] Qu'autre part . . . (*so hat auch die Hs.*; *die Herausgeber*: D'autre p.). — que = qui *s. zu* 2855.

1025 [Et] or as pris (Or as prise = *Hs.*).

1030 *Ich möchte lieber einen Vers davor ergänzen, etwa*: [Mais la male marastre en piés se lieve sus,] Audegour . . .

1035—38 *Es ist nicht nötig, eine Lücke anzunehmen, es genügt die Verse umzustellen, nämlich*: 37 (Plus tost), 35 (Aiez pais), 38 (Par les sains), 36. *Von diesem ist die erste Hälfte klar*: Je vai droit enlever (= eslever); *Hs.*: enleu^r, *daher Text*: Il n'a droit en l'enor); *die zweite paſst nicht, vielleicht fehlen dazwischen zwei Vershälften.*

1073 *Danach ist wohl ein Vers zu ergänzen* (*in der Hs. sind zwei Vershälften wiederholt*), *also*: [Et ja l'eust ocis, par le mien escïent,] Quant . . .

1088 Qui puis (*Hs.*: plus) lui est faillis et li per(s) ensement; *vgl.* 1244 *ff.* (Q. p. l. e. f. des personéement; *Hs.*: des p*er* sen ceman*t*).[2]

---

[1] Auslaut. *r* ist verstummt: serou 42, feri 797, porte 679, afole 899 etc., ungemein häufig umgekehrt *-er* statt *-é*.

[2] *Meint der Text*: dès p. *oder* despersonéement?

1096 Ces[te] gens qui [nos] sivent; *vgl.* 1110.

1129 Ensemble (Asamblé = *Hs.*).

1139 triues, *Plural, vgl. a.* 1149.

1140/1 Et puis l'irons ocire (Et p. si l'ocirons = *Hs., jedoch* plus; *bei meiner Besserung ist nicht nötig eine Lücke anzunehmen*).

1162 *Eine Silbe zu viel; tilge das* a *vor* Asson.

1204 la nonne beneïe (Beneïte, *also Eigenname*; *Hs.*: beneoite; *das t ist natürlich dialektisch, aber das Adjektivum paſst doch ausgezeichnet*).

1210 Tenrement des ieus plore et [de son cuer] sospire (Por ce molt t. d. i. pl. et s.; *Hs.*: Par molt t. d. i. pl. et s.; *vgl.* 1254).

1215 Par un petit huisset qu'el conissoit meïsmes (qu[e] ele i sot m.; *Hs.*: q̄lle issoit m.).

1219 *Hier wird die Schwierigkeit wieder durch eine Ergänzung gelöst, nämlich*: Li niés au roi de France reçut par grant folie (*Hs.*: receura par f.). [Les triues que l'autrier li traïtour plevirent;] Car sa mort ont jurée Tomiles et Malingres.

1262 *Eine Silbe zuviel. Man tilge* bele, *ergänze allenfalls* [tres] douce.

1305 *Weder die Lesart von L noch die der Hs. befriedigt. Vielleicht*: se pasme, escrie et eschevele.

1315 requerre *gegen* reçoiure *in L und Hs.*

1348 *Besser*: comme [ore] maris sui.

1369 *Der Text befriedigt nicht. Vielleicht*: Se damedieu pleüst, bien peüst remanoir. Sire, car me retien . . . (Se dieu pl. qu'e[n] vos bien[s] p. r., Sire . . .).

1412 Elle (Et el; *Hs.*: Et elle).

1437 *Es ist deutlich* (*von Meyer-Huet nicht angemerkt*), *daſs hiernach mehrere Verse fehlen, ebenso nach* 1439.

1444 empirier et noirir (e. et morir; *Hs.*: noirie).

1449 „*Solch Prinzen wie ich ihn dir gern gegeben hätte* (47/8): Bien voi, tel n'avrez mie (B. n'en avrez [vos] mie; bien *als Substantiv aufgefaſst*? *Hs.*: B. nō aures mie).

1474 Elle lui assez plut plus que feme (*Hs.*: pucele) qui vive (E. l. a. plus que pucele q. v.).

1562 *Danach fehlt ein Vers, etwa*: [Et dist la fille au roi: „Les mulez non prenez!] Je ai deux dromadaires . . .

1578 *Es liegt nahe*, li verroil *zu bessern entsprechend v.* 1949. *Aber die Hs. hat nicht* li rovuel, *wie M.-H. angeben, sondern* li iornel, *wobei das i einem r ähnlich ist, wie ich mir eigens angemerkt habe. Ob man dies Wort wird belassen dürfen, ist freilich zweifelhaft.*

1597 D'autre part a la rive ez les vos arivez, *vgl.* 1980; (rive [quant] se sont arivé). *Dann erklärt sich leicht der Zusammenhang mit* 1596, *nach* oré *ist ein Doppelpunkt oder Komma zu setzen, kein Ausrufezeichen, und es liegt auch keine Lücke vor.*

1649 *Besser* avrez (avez).

1755 ff. *Es ist ein Vers nach* 57 *zu ergänzen, vgl. a.* 1770, *wo auch ein Vers, aber ein anderer, fehlt, sowie* 1784*f. Lies also*:

S'issent fors de Coloigne, li cuvert naturel,
[Par le mien escïent, mar i seront trouvé.]

2000 Salmadrine *wird geleitet* (adestree): A quatre rois Griffons (A *quatre cens* G.; *Hs.*: A. q. cois g.) — *Vgl.* 4535: et dix rois coronez *und andere Epenstellen, z. B. Auberi II,* 4322: Quatre baron de grant nobilité | L'ont adestrée devant l'autre barné; Gui de Nant. 432: Quatre conte l'adestrent qui sunt de la contrée.

2146 *Besser* Et (Que = *Hs.*).

2150 du païs soit chacïe (d. p. chasse[ri]rent; *Hs.*: d. p. chassent).

2148 Or n'[avr]ai mais aïde (Or. n'avrai ja m. aide).

2164 et *steht nicht in der Hs. und ist überflüssig, der Hiat ist nicht anstöſsig, da unserm Epos geläufig.*

2175 *Danach fehlen* 1—2 *Verse.*

2215 *Danach fehlen gleichfalls Verse.*

2226 *Das sinnlose* Or s'en ira clamer a Pepin au lion (*u-Assonanz!, s. a. zu* 2855) *ist zu ändern*; *etwa*:

Or s'en ira clamer en la sale lassus (*vgl.* 2231)
Au roi Pepin de France qu'a le lion vaincu

2238 „Nel vous celerai pas" si li a dit li dus (pas puis si a d. li d.; *Hs.*: Ne le v. c. puis si ai d. l. d.).

2240 m'ont chacié par vertu (l'enchassent; *Hs.*: l'anchasserent).

2257 [Quant] chalenge li mis, preste fu (*Hs.*: prestes suis) a cest soir | A faire... (Chalonge vos [par droit]: pr. fu a c. s.).

2267 Ne Pohier ne Flamant, Mancel ne Limosin (N'en Flandres n'en Poitou, [Berri] ne L.; *Hs.*: Ne poitou ne flamas ne l.).

2273 Regenerer ces fosses (Regeter ces fossez; *Hs.*: Reg*ent*).

2281 Cent hommes coiement (*Hs.*: C. ch*evaliers* c'reman*t*; c. chev. errant, *von M.-H. gedruckt, ist auch möglich*).

2282 Tot droit devant la porte. *Übrigens hat die Hs. ganz richtig* estormis.

2322 Que font a la cit d'Ais (Q. firent ores d'Ais; *Hs.*: Qui font ocidais).

2393 Ne de confessïon ne ot il ainc oïe (ne orent il ainc mie; *Hs.*: ne oit il ains mie).

2417 Car sel savoit Landris, n'eust talent de rire (Car ne le sait L.! n'eust ... = *Hs.*). *Es fehlen vorher Verse. Zum mindesten müſste man lesen* C'or ne le sait L.!

2475 Brochent lor aragons des esperons des piés.

2488 Puis escria: „La Roche! ferez i, chevalier!" (P. e. et broche: „F. i, ch.") — *Vgl.* 1119 (*ähnlich* 2300): Puis rescrie: „La Roche! chevalier, ferez i!"

2500 Je vous chalonc la terre (La t. v. chalonge; *Hs.*: Je v. chalonge la t.).

2504 si granz cos de lor lances.

2506 que maille n'en desmentent (n'en porent rompre maille = *Hs., Assonanz e Nas. — e*).

2535 Qu'avras [a] gaaignier? (Qu'averas gaaignié?).

2572 Dont estes, de quel terre et dont est [es vos] née *hat der Text. Das ist unmöglich, denn es ist von Männern die Rede. Lies entweder*: et dont venez vos, frere *oder* gardez n'i ait celée.

2592 *Danach fehlen* 1—2 *Verse, in denen Olive spricht.*

2596 commence [chansons] de la meslée (com. de la [ruiste] m.).

2610 *Text*: que Landris [la] li rent. *Die Hs. hat* con = come *in Abbreviatur.*

2621 Sel tendi l'emperere (Et rendi l'emp.; *Hs.*: Ce la di l'amp.) — *Vgl.* presente 2520 *und* Si le tandi le roi 2539, *wo die Herausgeber gleichfalls das an sich ja mögliche* rendi *drucken.*

2651 Por coi (Et quant = *Hs.*); *Punkt am Versende.*

2686 verchie (vertie; *Hs.*: vercie).

2700 *besser* deus *statt* les.

2701 En une crote en terre = *Hs.* (crote [en] entre). — *Der folgende Vers gehört zu diesem Satz.*

2730 *Text* (= *Hs.*) *gibt keinen Sinn*; *auch mein Versuch*: Si tenra mal jugié *befriedigt mich nicht.*

2751 *vielleicht*: Amor sans presseüre (s. mespresure; *Hs.*: s. presure).

2769 *Text*: De tout mon fié [demaine] avrez une moitié. *Das stimmt kaum, denn die Anteile werden namhaft gemacht. Hs.*: De sour sofie a. u. m. (*nicht* son fie, *wie M.-H. angeben*). *Ich dachte an* [Sainte] Sofie, *vgl.* 2701.

2784 *Text*: Landris porta le jor livrée [o] croiz d'argent | A un baston qu'il tint va la presse rompant. *In den vorhergehenden Versen sind die Träger der Sporen, der Fahne und der Schwerter genannt, alle Genossen des Landri. Es ist Hoffest zu Pfingsten, offenbar eine Prozession. Die Hs. hat*: liuree croix dauant, *was von M.-H. nicht vermerkt ist. Ich vermute eine ganz andre Lesung, nämlich*: L. porta le jor la vraie croiz davant. *Das heilige Kreuz wurde der kirchlichen Überlieferung zufolge von Helena, der Mutter Kaiser Konstantins, zu Jerusalem gefunden und nach Konstantinopel gebracht. Man beachte noch* 2792: Ou palais Constantin le servent ceste gens.

2813 Li dus fu en la chartre, [ou] si fort se demente (Le jor fu en la ch. Do, si f. s. d.; *Hs.*: Le j. fu D. en la ch. si f. ce d.).

2818 [dame]dieus mal l'en rende (Deus mal [guerdon] l'en r.).

2855 Forment m'ama Pepins qu'a le lion vaincu (P. nostre rois al lion; *Hs.*: P. n. r. de lion). *In Betracht kommt noch*: qu'a le lion feru *oder, vollständig geändert*: a force et a vertu; *s. a. zu* 2226; qui *mit folgendem Vokal eine Silbe bildend begegnet mehrfach im Text.*

2880 *Verschleifung von* hommes *wäre möglich* (*Tobler, Versbau* 4, *S.* 71), *doch ziehe ich Wort-Umstellung vor*; *vgl. a.* 2900.

2885 *Statt der Textbesserung möchte ich, da die Prinzessin ja bereits zugegen ist, vorschlagen*: enmi le plait entrée (*Hs.*: en oui plais e.).

2896 *Danach ist, wie schon Huet in Betracht zog, eine Lücke von* 1—2 *Versen anzunehmen. Im folgenden Vers wird* Cil *der Hs. für* S'il *„bis er" stehen.*

2905 Au loëment son maistre (Et lëaument s. m.; *Hs.*: En leaumt); li *des Textes bessere in* le.

2981 la proie acoillirent (recoillirent); *vgl. a.* 3073.

2993 la dame Malsaïre = Hs. = Mal s'aïre (*Text*: Malsarie).

3023 Ne s'est mie atargié (Ne s'a; a *statt* est, *die bekannte Verwechslung*).

3038 *Tilge das zweite* si; *Hiat nicht anstössig.*

3051 gardez la me tres bien.

3085 *Zu* esbais *bemerkt Huet*: *sic ms.*; *corr.* eschas (?) — *Malingre berichtet dem Tomile von dem ausgestandenen Angriff. Er selbst sei durch den Bischof verwundet worden*: m'a enz ou corps plaié; | Mes esbais m'a tolu, dont m'a dolent laissié (*vgl.* 2999*ff.*). *Die Bedeutung wird deutlicher aus Prise amoureuse* 1772 (*edt. Hoepffner, Gesellsch. f. rom. Lit., Bd.* 22), *wo es zusammen steht mit* issues *„Eingeweide"*: Amours l'esbai et les issues | Qui aus entrailles sont tissues | Donne aus chiens et men sanc a boire. *Es braucht daher dort weder* l'esbat *noch* l'escai — *so ZrPh.* 38, 525 — *gebessert zu werden.*

3113 Es prez desoz Sobrie = *Hs.* (desor S.).

3126 *Ein Name liegt zweifellos vor, der an das Versende gehört*; *die Hs. hat* descisans.

3154 par atampinement (*so auch Hs*); *vgl.* s'atapina 3159 (p. atempreement; *die angegebene handschr. Lesung ist falsch*).

3163 *Ich dachte an* tresses *statt* trëus (*Hs.* trens); *aber ist dies Wort hier überhaupt möglich*?

3174 Mainte nuit i avoit geü et i chacié.

3195 laz, *das H. selbst anzweifelt, paſst nicht. Lies*: Il ont bués et oisiaus. *Die Hs. hat übrigens* lans.

3211 Sire, ce dit li enfes (S. li enfant dient — *es antwortet der angeredete älteste Sohn, also Einzahl*).

3212 et lui, [s'] avroit mestier (*das* s' *fehlt*).

3234 Ainz ne veai a home [avec moi herbergier.

34a Entrez en ma maison,] que nuiz va commencier. (A. nou v. a h.; anuit n'ert commencié = *Hs.*, *jedoch* commancier).

3242 le voicet *steht entweder für* voë *oder für* voiche = voche *zu* vochier (*vgl.* cloiche 2932) — *Text*: le vuet.

3273 *Danach fehlt wohl ein Vers*; *dagegen scheint mir nach* 77 *keine Lücke anzusetzen.*

3308 molt pesa au baron; *so wörtlich* 3388 (m. pensa a baston; *Hs.*: m. pensa a baron).

3328 Ains oste ne trovai si mal (fier?) ne si felon (A. o. ne trovastes si fel n. s. f. = *Hs.*).

3362 *vielleicht*: pourrie est ceste char (prisie; *Hs.*: p'sie es).

3386—89 *sind in die Reihenfolge*: 88, 89, 86, 87 *zu bringen.*

3387 Par dieu, si le ferez (Pourcoi = *Hs.*).

3392 *Es ist sicher, wie H. vermutet,* barre *zu bessern.*

3399 *Statt* bare *lies wohl* bee (*Hs.* baie *oder* bare).

3457 *wohl*: Dont va li dus novelle d'Olive demandant.

3560 *Davor ist ein Vers zu ergänzen*: [Or est en son palais, mais doit avoir la rage,] Quant cil ne le conoissent . . .

3588 cenor = c'enor = s'enor (honorem).

3613 Quant li baron [l'oïrent, il] s'adobent et arment (Q. li b. s'adobent et [li chevalier s'] arment, *also zum vorhergehenden Vers gezogen*).

3615 „Truant, mar i entrastes!“ (entrarent = *Hs.*).

3717 un denier monaé (*Hs.*: un d. vaillant, *in é-Asson., im Text nicht geändert*).

3726 *Die Besserung ist sehr unsicher.*

3728 ff. *Zum Überfall auf der Jagd s. Nutt, Folklore record IV* (1881) 17; *Boje, Beuve de Hamtone* 64; *Jordan, Boeve de Hanst.* 97; *Benary, Rom. Forsch.* 31, 347 *ff. u.* 389; *hinzu der Überfall auf Pipin im folgenden, Gir. de Viane* 3487 *ff, Loher u. Maller* (*Simrock*) 179 *ff, Guill. d'Anglet.* 2724 *ff.*

3761 *gehört noch zur Rede des Landri, die nächsten beiden Verse aber spricht der Dichter. Anführungszeichen und Fuſsnote sind zu berichtigen.*

3875 Tomile est ou palais, *wie* 3897 (Li viés est; *Hs.*: Li niés est).

3886 Mois et mois „*Monat um Monat*“ *der langen Belagerung* (Mais et mais; *Hs.*: Mais et mois).

3912 *Die vorgeschlagene Besserung* El reigne de Saissoigne voldrai Deu relenquir *ist ansprechend, s. a. Anmerk. p.* 178. *In Betracht käme noch*: Et Breigniers (*Hs.*: breigne) de S. nem voldra rel.

3925 A *hat Huet wohl als* il y a *aufgefaſst. Es ist jedoch eine Lücke vor diesem Vers anzusetzen: die Beschieſsung der Stadt wird dem Ingenieur übertragen* (A = à).

3929 *Die Vershälften sind einfach umzustellen.*

4041 escorchïe (estorchie).

4049 sanglant et detrenchié [derieres] — (s. detranchier [et ocire]; *Hs.*: s. et detranchier).

4071 *Es bleibt wohl nichts übrig als zu bessern*: nos testes detrenchïes, *Komma vor* nos; *oder*: nos testes sont trenchïes.

4074 dehaiz ait qui s'aïre (cui en chaille).

4092 Ainc n'i ot jugleor n'eust robe molt riche (n'i [ot] robe novelle; *Hs.*: iuglour ne r. n.).

4094 *Eine Silbe zu viel. Lies*: A li dus de La R. sa moillier respousée.

4175 porprée *ist die richtige Besserung.*

4213 la fille au roi ou vint (qui vint; *Hs.*: en uint).

4216 *Die Lesart der Hs. kann wohl bleiben*: sous la forme s'asist.

4226 Je cuit bien ne soit mors, [ja] ne puet revenir (Je c. b. qu'il ne soit; morz ne p. r.).

4227 Dont a li rois menti; *vgl. die folgenden Verse* (D. n'ait li r. merci; *Hs.*: d. ont li roi merci).

4247 Si dit cele donzelle = *Hs. Ich glaube, daſs die Rede damit weiterläuft und daſs die Jungfrau, wie oft episch, hier in der dritten Person spricht.*

4251 *Besser* Cil (Il).

4292 *Im Hinblick auf* 4238 *liegt es nahe, Punkt nach* plevis *zu setzen und* repaire *der Hs. zu belassen.*

4294 *Die Hs. hat deutlich*: n'ert a france (= France) amis, *was zu belassen ist; zum Hiat s. oben zu* 317.

4297 Il a pris l'anel [d'or].

4307 [si durement] me blasme.

4317 Tant te donra li rois, [or et argent et armes],

17a Ja mais ne seras povres [en trestot ton eage].

4321 Mais apres cele essoine sempres revint une autre.[1]

4334 dont sait [bien] que il face (d. ne sait q. il f.; ne *steht nicht in der Hs. und der Zusammenhang ist dagegen.*

4357 *ergänze*: en destrece et essoine.

4364 Dolente en fu ou cuer [de Saissoine la rote]; *Hs.*: dolans

4375 quant lor sire est ocis (q. il le ot o. = *Hs.*).

4391 *Text*: Et ces chevax isniax sur les seles saillir. *Das müſsten sonderbare Pferde sein! Lies*: sous l. s. s. *oder aber*: Et es ch. i. sur l. s. s. (*die Barone nämlich*).

4410 *gehört kaum zum vorhergehenden. Vielleicht*: N'avoit eü a boire, ja a passé plein di; *daher ergibt er sich willenlos und will Landri ihn nicht länger leiden lassen* (que nel voie soffrir). *Text*: A mangier ne a boire n'avrai avant de ci; *Hs.*: Auoit ne boire n'avrai a. deci.

4427 as dois (au dois); *vgl.* 4492.

4463 la novelle a contée (les noves a c—s; *Hs.*: les novelles a c—e).

4515 *Ich nehme hier die Lücke an, die folgenden Verse* 16—28 *spricht der Kaiser Alexander.*

4537 La messe commença l'arcevesque a chanter.

4567 f. Un mois durent les noces, c'on ne puet aviser Ou quel de toz les jors ont moins joie mené; *Hs.*: ot m. j. mener (aviser; Ou palais t. l. j. o. grant j. m.).

WALTER BENARY.

---

2. Zu Bermon Rascas.

Höpffner will in seinem Artikel ‚Encore Bernart Martí' (Romania LIV, 120 ff.) das Gedicht ‚Lancan lo dous temps s'esclaire' dem B. Rascas streitig machen und dem Bernart Marti zuweisen. Ich habe das Gedicht in meinen Provenzalischen Studien S. 113 herausgegeben, was Höpffner entgangen zu sein scheint, und möchte hier wiederholungsweise nur auf zwei Momente hinweisen, die ich seiner-

[1] 4323—4432 habe ich a. a. O. Anhang III veröffentlicht, was H. p. I übersehen, aber zu 2720 und 28 berücksichtigt hat.

zeit mit der Autorschaft nicht in Verbindung brachte, die ich aber nunmehr nach dieser Richtung hin geltend mache, weil sie mir zu zeigen scheinen, dafs eine etwaige Verfasserschaft von Bernart Marti auf schwachen Füfsen steht. Es ist einmal der Umstand, dafs in V. 37 ein offenbarer Nominalflexionsfehler vorliegt, *an* für *ans*, und zwar durch den Reim gesichert; auch gehört wohl in V. 6 *blan* (im Reime) hierher, das ich als für *blans* < *blandus* stehend ansehe (s. Anm.), Appel in Zs. 42, 381 für *blans* = *blancs* hält. Damit ist auch der wiederum durch den Reim gesicherter Flexionsfehler *merce* für *merces* in V. 1 des anderen Liedes von Rascas *Dieus et amors et merce* zu vergleichen. Obiges müfste bei einem so frühen Trobador, als welchen doch Höpffner den Bernart Marti anspricht, als starke Verstöfse gelten und würde nicht dafür sprechen, dafs er unser Gedicht verfafst habe. Ein zweites Moment bildet für mich die ganze sechste Strophe:

Tres iorns, so m'es vis, peccaire,
ges no m'a durat aqest an.
Em bosc ermita·m vol faire
per zo qe ma domn' ab me·s n'an.
De fueilla i aurem cobertor:
aqi vol viure e murir;
tot autre afar gerpis e lais.

Ich habe schon S. 117 bemerkt, dafs der darin ausgesprochene Gedanke modern anmutet. Ist es in der der Tat glaublich, dafs ein Trobador der älteren Zeit so empfunden habe? Man kann allerdings den Einwand erheben, dafs jener Gedanke in der Trobadorlyrik überhaupt singulär dastehen dürfte, und dafs auch am Ausgang der Trobadordichtung sonst etwas Derartiges nicht überliefert ist, und doch ist es schwer zu verkennen, dafs dieser Ton einen Anstrich von moderner Sentimentalität trägt, der ihn fast als einen leisen Grufs an den kommenden Petrarca (*E' non ci vedess' altri che le stelle!*) erscheinen läfst. Ganz anders Höpffner: er findet unsere Strophe nur ‚plaisante', und während auch er das erste Lied der Dekadenz zuweist, bemerkt er einen grofsen Unterschied in Gedanken und Stil zwischen dem zweiten und dem ersten. Diesen habe ich gar nicht wahrnehmen können und auch Appel ist er nicht aufgefallen, der doch auch a. a. O. die Gedichte aufmerksam angeschaut hat, aber man sieht hieraus wiederum, und zwar nicht ohne Bedrücktheit, auf welchen subjektiven und daher schwachen Boden man gerät, d. h. wie leicht die Meinungen auseinandergehen, wenn stilistische Dinge zu einer Datierung, und sei es auch nur einer allgemeinen, herangezogen werden.

Was die Gründe angeht, welche H. für seine Attribution an B. Marti anführt, so will ich hier nur zwei derselben berühren, auf die er das meiste Gewicht zu legen scheint. Er macht zunächst die Überlieferungsverhältnisse in dem von Chabaneau und Anglade rekonstruierten Codex Sault geltend; sie verdienen zweifellos Beachtung, und ich hätte sie bei meiner Ausgabe erwähnen sollen,

aber ihnen gegenüber steht nun doch die Hs. *a*. Zwar zeigt daselbst unser Gedicht, das auf Rascas' *Dieus et amors e merce* folgt, keine besondere Verfasserüberschrift, und da auf das letztere zwei Gedichte von B. Marti folgen, so schliefst H. daraus, dafs es ebensogut diesem Trobador angehören könne: ‚Le copiste de *a* a simplement oublié, contrairement à son habitude, de transcrire en tête de la pièce le nom de Marti'. Hier stimmt nun das ‚contrairement à son habitude' nicht ganz, denn auf S. 291 und 243 in dem Abdruck bei Bertoni steht auch kein Autorname, und glücklicherweise geben uns diese beiden Fälle die Gelegenheit zu prüfen, wie es sich denn da mit der Verfasserschaft verhält. Auf S. 291 fehlt also bei *Aissi con cel qa plaig gran e sobrier* der Name des Trobadors, während das voraufgehende Gedicht ‚Lo monges de Montaudon' überschrieben ist, ‚*Aissi con cel* . . . wird aber auch von Hs. C, der einzigen, die es noch überliefert, dem Mönch von Montaudon zugeteilt, und wir haben sonst keinen Grund, an dessen Autorschaft zu zweifeln (Gr. 305, 2; Klein, Der Mönch von Montaudon S. 64). Zu dem zweiten Falle (S. 242) ist es freilich sehr unsicher, ob *En chantanz plaing e sospir* dem Ricart de Berbezil angehört, und zweifelhaft ist auch die Verfasserschaft Ricarts für das vorhergehende *Si tuit li dol*, wo Ricart als Autor genannt wird (s. Jeanroy in Romania 41, 113). Immerhin ändert das nichts daran, dafs der Kopist doch das fragliche Gedicht dem Ricart zugeschrieben wissen wollte, ebenso wie im ersten Falle dem Mönch von Montaudon. So wird er denn auch in unserem Falle B. Rascas als Verfasser im Sinne gehabt haben, und es ist nicht wahrscheinlich, dafs er, wie H. meint, es einfach vergessen habe, den Namen des Verfassers der folgenden Gedichte, also des Bernart Marti hinzuzusetzen. Letzteres würde erst dann glaublich werden, wenn H. nachweisen könnte, dafs auch in den obigen beiden Fällen etwas Derartiges vorläge; dies ist aber wieder ausgeschlossen, denn das eine Mal folgt die *vida* des Blacasset und das andere Mal steht das Lied innerhalb der Gedichte des Mönches. Aus dem Ganzen ergibt sich mithin, dafs man nur sagen kann, *a* habe das Gedicht *Quan lo douz temps s'esclaire* vielleicht falsch dem B. Rascas zugeschrieben. Der Umstand, dafs der Cod. Sault, nach den Zitaten von Nostradamus zu urteilen, es dem Bernart Marti (mit dem wohl der Bernard Marchis bei Nostradamus identisch ist) zugeschrieben zu haben scheint, entscheidet, entgegen der Meinung von H., die Sache noch nicht. Cod. Sault kann eben auch geirrt haben. — Die Tatsache, auf welche H. besonderes Gewicht legt, dafs in Str. 4 Marcabru mit seinen ‚Vers del lavador' genannt wird, beweist m. E. noch nichts für B. Marti. Man weifs ja, wie bekannt dies Gedicht auch noch in späterer Zeit war (vgl. meine Anm. zu der Stelle; es wird ja im Flamenca-Roman erwähnt, und der Name des Marcabru erscheint noch bei Guilhem de l'Olivier d'Arle in no. 7 seiner ‚Coblas triadas' (Prov. Studien S. 37).

O. Schultz-Gora.

BESPRECHUNGEN.

M. Heepe, *Lautzeichen und ihre Anwendung* in verschiedenen Sprachgebieten, von Fachgelehrten zusammengestellt. Berlin 1928, Reichsdruckerei. VII u. 116 S. gr. 8°. 6 M., geb. 9 M.

Als eine Art Anhang und Gegenstück zu der früher erschienenen Zusammenstellung „Alphabete und Schriftzeichen des Morgen- und des Abendlandes" hat die Reichsdruckerei die vorliegende Sammlung von Lautschriftsystemen herausgegeben. Unter der Redaktion von M. Heepe werden hier kurze Darstellungen der hauptsächlichen Transkriptionsweisen aus der Feder besonders kompetenter Mitarbeiter geboten. So stellt im Anschlufs an eine Skizzierung des Lepsius'schen Systems C. Meinhof dessen Weiterbildung durch Endemann und ihn selbst dar, P. W. Schmidt die Anthropos-Lautschrift (zuerst 1907 in der Zeitschrift *Anthropos* aufgestellt), es folgt eine Tabelle des J. A. Lundell'schen Alphabets, daran schliefst Jörgen Forchhammer eine Skizze seiner Weltlautschrift, D. Jones stellt sehr eingehend das System der Association phonétique internationale dar, und Heepe selbst gibt eine kurze Zusammenfassung der Transkriptionsvorschläge der Kopenhagener Konferenz von 1925. Nach diesen mehr universal gedachten Systemen folgen die für bestimmte Einzelsprachen oder Sprachgruppen aufgestellten Transkriptionsweisen; dabei behandelt H. Neumann die deutschen Mundarten, W. Paulyn die romanischen Sprachen und Dialekte, E. Lewy die slawischen, die finnisch-ugrischen und die Türksprachen, W. Simon das Chinesische und das Birmanische und K. Th. Preufs die amerikanischen Sprachen.

Etwas genauer sei eingegangen auf den schon genannten Abschnitt „Romanische Sprachen und Dialekte" (S. 50—67). Hier bespricht Paulyn kurz die Systeme von Böhmer (in dessen *Romanischen Studien*), Weigand (im *Linguistischen Atlas des dacorumänischen Sprachgebietes*), Gamillscheg (in seinen *Oltenischen Mundarten*), Ascoli (in den älteren Bänden des *Archivio glottologico italiano*), Goidànich (von Bd. XVII des genannten *Archivio* an), Merlo (in der Zeitschrift *L'Italia dialettale*), Jaberg-Jud (*Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*), Gilliéron (*Atlas linguistique de la France*) nebst einigen Bamerkungen über das fast identische System Rousselots, ferner die von Gauchat-Jeanjaquet-Tappolet (*Glossaire des patois de la Suisse romande*), Barnils-Griera (*Butlletí de dialectologia catalana*), Griera (*Atlas lingüístic de Catalunya*), Alcover (*Diccionario català-valencià-balear*), Navarro Tomás (*Manual de pronunciación española*).

So dürfte kein System von irgend welcher Bedeutung unberücksichtigt geblieben sein. Die Angaben sind im ganzen sehr zuverlässig. Beim Böhmerschen System hätte erwähnt werden können, daſs ′ den Druckakzent bezeichnet. Nur ganz vereinzelt habe ich bei den phonetischen Erläuterungen etwas zu beanstanden gefunden, so etwa S. 50, wo die rumänischen Vokale î und ă als „breite halboffene Hinterzungen- (oder Mittelzungen-?) Vokale“ bezeichnet werden; nach meiner Überzeugung handelt es sich beim î um einen ausgeprägten Vorderzungenvokal in dem Sinne, daſs er durch Hebung des Zungenblatts gegen die Alveolen gebildet wird, und zwar mit sehr enger Artikulation (kleinster Kieferwinkel), während ă ein etwas weiter gebildeter Indifferenzvokal mit der gleichen, wenn auch weniger ausgeprägten Vorderzungenartikulation ist.

Die äuſserst dankenswerte Zusammenstellung ist nicht nur wertvoll für den, der sich schnell über ein bestimmtes Lautschriftsystem orientieren will, sondern auch förderlich dadurch, daſs sie eine bequeme Vergleichung der verschiedenen zu praktischer Anwendung gelangten Systeme ermöglicht. Allein auf romanistischem Gebiet zeigt sich eine sehr groſse Mannigfaltigkeit in den Transkriptionsweisen, die beim Leser den Wunsch nach einer gröſseren Einheitlichkeit erwachsen läſst; ob eine solche zu erreichen sein wird, ist allerdings sehr fraglich, da die Bedürfnisse bei den verschiedenen Sprachen recht verschieden sind. Zunächst bleibt abzuwarten, wie sich die von der Kopenhagener Konferenz aufgestellten Vereinheitlichungsvorschläge in der Praxis auswirken werden.

Walther Suchier.

Weigand, Gustav, *Ethnographie von Makedonien.* Geschichtlich-nationaler, sprachlich-statistischer Teil. Mit einem Trachtenbild. Leipzig, F. Brandstetter, 1924. 8°, VIII u. 104 S. M. 3,—.

Spät erst kommt dieses nützliche Buch hier zur Anzeige. Sein Zweck liegt im wesentlichen auch auſserhalb des Bereiches der romanischen Philologie. Anlaſs und Ursprung reichen in die Kriegszeit zurück, wo die „makedonische Landeskommission“ im Jahre 1917 die Gelegenheit zur wissenschaftlichen Erforschung des sonst wenig zugänglichen Landes benutzte. An diesen Aufgaben hat auch G. Weigand sich beteiligt, der schon vorher sechs Reisen in die Balkanländer unternommen,[1] die verschiedenen Sprachen kennt und spricht und durch seine albanesische und bulgarische Grammatik sowie die entsprechenden Wörterbücher dazu auch vielen anderen vermittelt hatte. Als Herausgeber des „Balkan-Archivs“ ist er auch seither der berufene Fachmann für eine solche Aufgabe geblieben. Uns kommt es hier aber weniger auf die Hauptthese dieses Buches an, das im wesentlichen den Nachweis des bulgarischen Charakters Makedoniens (mit Ausnahme des südlichen Streifens) erbringen will, sondern auf die Fragen, welche sich aufs Makedo-Rumänische (Aromunische) beziehen. Die Hauptmasse dieses Stammes wohnt zwar auſserhalb Makedoniens (im Hochpindus bis zum Grammosgebirge), so daſs er hier nur

[1] Die statistischen Angaben beziehen sich auf die Verhältnisse vor dem Kriege.

mit 60000 Köpfen erscheint, zu denen 14000 Megleniten im Kreise Gjewgjeli als anderer rumänischer Zweig kommen; aber trotzdem die Aromunen die Minderheit im Lande bilden und der Zahl nach erst hinter den Bulgaren, Albanesen und Griechen zu nennen sind, stehen sie als strebsames und kulturfreundliches Volk (wenig Analphabeten!) doch in vorderster Reihe. Über ihre Wohnsitze, Lebensweise und Volksdichtung hatte Weigand schon lange vorher in einem zweibändigen Werke (1894/95) viel Interessantes mitgeteilt. Das uns vorliegende Buch ist keine Wiederholung davon; es hat weniger Umfang, aber weitere Grenzen und berührt auch die sprachlichen und geschichtlichen Zusammenhänge mit dem Albanesischen, Bulgarischen und Dakorumänischen sowie die Frage der Herkunft, worüber dort nicht gehandelt worden ist. So stellt es Weigands gegenwärtige Auffassung der Sachlage dar und verdient auch gegenüber abweichenden Ansichten anderer Beachtung.

Wichtig ist zunächst das Verhältnis zu den Albanesen, mit denen die Aromunen noch heute auf grofsen Strecken benachbart oder gemischt wohnen. W. hält jene mit Hirt (1898) und schon Haşdeu für Nachkommen der Bessen (Thraker), nicht der Illyrier, wogegen noch jüngst Jokl und Skok (vgl. Zeitschrift für Ortsnamenforschung IV, 205) eine andere, aber doch vermittelnde Ansicht vertreten. Diese Gelehrten stimmen aber mit Tomaschek und W.[1] darin überein, dafs sie die ursprünglichen Wohnsitze der Albanesen („bodenständig") in Dardanien suchen (das nach Skok aber noch weiter nach Westen, bis zum Limflusse reichte). Dort nun sucht W. wegen der engen sprachlichen Beziehungen auch die Urheimat des Rumänischen (oder wenn man will: der Rumänen als neues Volk). Es ist das Gebiet (auch *Dacia mediterranea* genannt), welches die Umgegend von Sofia, Nisch und Üsküb (Skoplje), also das Quellenland der Flüsse Morawa, Isker, Struma und Wardar in sich begreift, eine Art balkanisches Pamir, von dem dann verschiedene Völker ausgegangen seien.[2] Den Zusammenhang der Albanesen mit den Thrakern erkennt W. in dem Umstand, dafs in dieser Gegend nachweislich noch im VI. Jahrh. bessisch gesprochen wurde. Durch Berührung mit diesem Volke und Beeinflussung der Sprache durch diese Uralbanesen (und später durch die Slawen) sei etwa zwischen 600—900 aus dem Ostromanischen ein besonderes Romanisch, eben das Rumänische, hervorgegangen. Die „balkanischen" Eigentümlichkeiten der rumänischen Sprache könnten nur aus dem Uralbanesischen herrühren. Dafs aber ein aussterbendes Volk, wie es seit dem III. Jahrh. n. Chr. die Thraker gewesen, noch einen so tiefgehenden Einflufs ausgeübt haben könne,[3] bezweifelt G. Densusianu, Hist. de la langue roumaine I, 32 ff., und damit auch den thrakischen Ursprung der Albanesen. Eine weitere Schwierigkeit liegt noch darin, dafs man von diesem sprachlichen Substrat sehr wenig weifs. Gegen Ende des X. Jahrhs. (nach W.), ungefähr

---

[1] Vgl. auch Balkan-Archiv I, S. XII.

[2] Für die Rumänen etwas zu enge begrenzt und wohl nur für das Kernvolk ohne die Ausstrahlungen (als Reste einer einst überall zwischen Adria und dem Pontus lebenden Bevölkerung) gültig. Dafs die durch drei grofse Flüsse geschützte romanische Bevölkerung in Syrmien oder in den Ostkarpathen gänzlich geflüchtet oder ausgetilgt worden sein soll, erscheint mir nicht glaublich.

[3] Gotisch soll in Tomi (Mösien) noch im IX. Jahrh. gepredigt worden sein und doch ist dort keine Spur dieser Sprache nachgewiesen.

gleichzeitig mit der Abwanderung der Albanesen nach Südwesten habe auch der Abzug der Aromunen nach Süden begonnen.[1] In der Folgezeit (etwa ein bis zwei Jahrhunderte später) seien die übrigen Walachen (Rumänen) nach Nordosten (ins ungarische Banat und nach Siebenbürgen) fortgezogen,[2] so dafs an diese alten Wohnsitze im ehemaligen Dardanien nichts als die Bezeichnung „walachisches Gebirge“ und eine Anzahl Ortsnamen erinnere. W. hält es für wahrscheinlich, dafs damals auch ein albanesischer Stamm mit nach Norden[3] gegangen sei, „dessen Spuren sich in den ältesten Denkmälern des Rumänischen deutlich bemerkbar machen und auch heute noch in Personennamen und in siebenbürgischen Dialekten erkennbar sind“ (S. 63).

Schon vor W. ist dieselbe Gegend (in Nachbarschaft mit Albanesen und nicht zu weit von Dalmatien) als Urheimat des Rumänischen bezeichnet worden; neu ist aber der hohe Grad der Beeinflussung durch das Uralbanesische,[4] von dem die „Balkanisierung“ des Rumänischen und durch dieses auch des Bulgarischen ausgegangen sein soll, während dem Griechischen, der kulturell und politisch herrschenden Sprache, nur ein ganz beschränkter Anteil zuerkannt wird. Damit stellt W. die bisher im allgemeinen recht gering angeschlagene Einwirkung des autochthonen (dakischen oder illyrischen) Substrats in den Vordergrund. Die Balkanisierung bestehe, abgesehen von Beeinflussung des Wortschatzes oder der Phraseologie, im wesentlichen aus vier auffälligen Erscheinungen: 1. Nachstellung des best. Artikels, der im Bulgarischen erst im XIII. Jahrh. auftritt und dieser Sprache notwendigerweise durch das Rumänische vermittelt worden sei. 2. Zusammenfallen des Genitivs und Dativs in der Dativform gegenüber der reichen Kasusentwicklung des Altbulgarischen und Serbischen. 3. Die doppelte Futurbildung mit „wollen“ (die das Griechische ebenfalls vom Thrakischen übernommen haben werde) und mit „haben“. 4. Die Verschiedenheit in der Bildung der Dafs-Sätze (*să* final und *că* konstatierend; im Griechischen ähnlich, aber nicht gleich), vgl. S. 58—62.[5] Diese Erscheinungen hat das Albanesische als autochthone Balkansprache mit dem Rumä-

---

[1] Densusianu, a. a. O. I, 324 aber sagt: *à partir du VIe et du VIIe siècles*, was wohl schon wegen der, wenn auch nicht zahlreichen, slawischen Einflüsse und dem fortgeschrittenen Zustand der Sprache zu früh angesetzt sein wird (vgl. bei Wg. S. 63 und Dacoromania IV, 2, 1288). A. Philippide, Originea Romînilor II, 386 setzt die Trennung noch vor das Jahr 600 (sprachlich unmöglich). Vgl. auch ebenda II, 233 ff.

[2] Nach Densusianu a. a. O. I, 327 seit dem VI. Jahrh.

[3] Puşcariu, Zur Rekonstruktion des Urrumänischen, Beihefte XXVI, 62 ff. hielt, nach Pârvan, den umgekehrten Weg nicht für unmöglich, ohne aber zu dieser (von Sandfeld Jensen jetzt abgelehnten) Ansicht Stellung zu nehmen; vgl. Dacorom. IV, 2, 1295. Densusianu a. a. O. I, 26 hatte an dalmatinische Kolonisten (in der Römerzeit Daciens) gedacht.

[4] Vgl. dazu Mitteilungen des rum. Instituts in Wien I, 30—42.

[5] Auffallend ist, dafs der Untergang bzw. die Beschränkung des Infin. und sein Ersatz durch einen Nebensatz nicht dazugezählt, ja nicht einmal erwähnt wird, während Sandfeld Jensen, Gröbers Grundr. I², 525 diese Erscheinung als auffälligste an die Spitze stellte und ein Auszug aus seiner Studie über den Infin. und dessen Ersatz im „Jahresber. d. rum. Inst.“ von W. IX, 75—137 gedruckt erscheint. Vgl. dazu auch Dacoromania IV, 2, 1299: Sandfelds „Balkanfilologien“ (1926) angezeigt von St. Bezdechi, wo der dänische Gelehrte mit besonderem Nachdruck auf dem griechischen Einflusse gerade auch in diesem Punkte besteht.

nischen und Bulgarischen gemein. Im Aromunischen findet sich nur die älteste Schicht des albanesischen Einflusses, auch altbulgarische Elemente sind nur in geringer Menge (70—80 Wörter, vgl. Dacoroman. IV, 2, 1276) vorhanden, hingegen fehlen die mittelbulgarischen, welche im Dakorumänischen so zahlreich sind, gänzlich. Trotzdem die lat. Elemente in der Lautgestalt nur unwesentlich abweichen, wird durch die vielen griechischen, albanesischen, türkischen und neubulgarischen Wörter das Aromunische den dakorumänischen Volksgenossen unverständlich (S. 64). Aus der beigegebenen Probe eines Liedes tritt nun allerdings die Verschiedenheit wenig hervor, da gerade die lexikalischen Elemente hier zumeist lateinischen Ursprungs sind.

Das Bulgarische spielt in dem Buche W.'s eine wichtige Rolle, ist es doch die Hauptsprache in Makedonien. Das Serbische steht erst an siebenter Stelle, doch findet dieses als heutige Staatssprache die amtliche Förderung. Um diese beiden Sprachen dreht sich der oft blutige Kampf im Lande, während der griechische Einfluſs mehr in der Stille tätig ist. Ihm unterliegt langsam, aber zusehends die Sprache der Aromunen. Das Altbulgarische (Kirchenslawische) sei ursprünglich die Sprache der Bulgaren „auf dem Markte" zu Saloniki gewesen,[1] wo die griechischen Brüder Kyrillus und Methodius sie erlernten (S. 15, 92) und dann der griechischen Bibel gemäſs umgestalteten. Dieses Altbulgarische hat „noch gar nichts Balkanisches" (S. 58) an sich, vielmehr einen rein slawischen Charakter (wenn man von der Nachahmung der griechischen Syntax absieht); die Umgestaltung zu einer „Balkansprache" sei erst durch das Rumänische bewirkt worden, als die beiden Völker eine politische und volkliche Einheit bildeten und das Rumänische selbst schon mit alt- und mittelbulgarischen Elementen „geradezu durchsetzt" war, also im XII. und XIII. Jahrh. (S. 59). Weit stärker aber war dennoch der umgekehrte bulgarische Einfluſs auf das Rumänische, mündlich und durch die Kirche von jeher auch schriftlich (S. 62).

Diese drei eigentlichen Balkansprachen (Albanesisch, Rumänisch, Bulgarisch) haben eine ziemlich groſse Zahl von gemeinsamen Zügen. Übereinstimmung im Lautstand, in der Flexion, Wortbildung, Syntax und in der inneren Sprachform ist das Entscheidende. „Auf den Wortschatz ist gar kein Gewicht zu legen, das ist etwas rein Äuſserliches" (S. 59). „Man kann nicht das geringste anführen, das uns berechtigte, eine räumlich getrennte Sonderentwicklung der vier Zweige des Walachischen (d. i. Rumänischen) annehmen zu können" (S. 64). Griechenland und das Griechische erscheinen nicht zum Begriff „Balkan" gerechnet.

Das wäre für unser Interesse das wichtigste in W.'s Buch. Es gibt darin aber auf engem Raum noch viel anderes, für Geographen, Ethnologen und — Politiker. Diesen letzteren redet W. sehr ins Gewissen, das bekanntlich gerade bei diesen oft sehr tragfähig ist. „Makedonien ist eine historische, wirtschaftliche, verkehrspolitische und geographische Einheit" (S. 102). Die Autonomie wäre die einzige gerechte Lösung aller Schwierigkeiten. Aber das Selbstbestimmungsrecht wird auch auf dem Balkan nicht zugelassen, und das ist eben das „balkanische" an dieser schönen Errungenschaft des 20. Jahrhunderts.

MATTHIAS FRIEDWAGNER.

[1] Vgl. aber Densusianu, Hist. langue roum. I, 242/43.

Lemasson, N. C., *Lexique du patois vosgien de Fiménil (près Bruyères).* Nancy-Paris-Strasbourg, Impr. Berger-Levrault, 1927. XV + 143 S.

Wenige Gegenden des galloromanischen Sprachgebietes sind lexikalisch so gut erschlossen wie das lothringische. Regionale Wortsammlungen und Vokabulare einzelner Dörfer sind in groſser Zahl vorhanden. So stellt man sich beim Erscheinen einer Schrift, wie der vorliegenden unwillkürlich die Frage, ob eine Notwendigkeit bestand, der langen Reihe ähnlicher Werke ein neues anzufügen.

Diese Frage sei hier gleich von vornherein mit ja beantwortet. Wir mögen ein noch so dichtes Netz von Spezialarbeiten über den mundartlichen Wortschatz besitzen, die Erfahrung lehrt, daſs jede neue Schrift uns neue Blicke öffnet und Wörter und Bedeutungen zutage fördert, welche bisher noch nicht verzeichnet waren, daſs die Ausdehnung irgend einer lexikalischen Erscheinung präzisiert, oft in unerwarteter Weise gegenüber den bisherigen Informationen modifiziert wird. Das habe ich erfahren, als ich vor einiger Zeit zwei handschriftliche Glossare, von Maxey (Meuse) und Fraize (= p. 78 des ALF), benutzen durfte, die mir durch freundliche Vermittlung von Ch. Bruneau zugänglich gemacht wurden. Das Gleiche erlebe ich auch jetzt, beim Studium der vorliegenden Schrift. Der Benutzer meines Wörterbuchs wird von nun an oft die Materialien von Fiménil als eine wertvolle Bereicherung empfinden, er wird sehen, daſs dank ihnen eine bessere Nuancierung des Werkes in manchem Punkt möglich geworden ist. Von den Beispielen, die ich für den schon publizierten Teil meines Buches anführen könnte, möchte ich nur zwei interessante Bedeutungsverschiebungen hervorheben: *ålœ* (= *alloir*), im Sinne von „échafaudage de maçon“, und *ǫm* „confiance“ (< *aestimare*).

Das Büchlein verdient nun aber noch ganz besonders unsere Aufmerksamkeit, und zwar deswegen, weil es die Mundart einer auch im ALF vertretenen Ortschaft wiedergibt. P. 77 des ALF ist Champ-le-Duc. Dieses Dörfchen liegt in einem Talkessel am Mittellauf der Vologne und bildet mit einigen umliegenden Dörfern eine geographische und wirtschaftliche Einheit und zugleich auch eine Kirchgemeinde. Fiménil, das sich darunter befindet, liegt nur 1 km vom Pfarrort entfernt. Die Mundart ist im ganzen Sprengel dieselbe; so kann denn fast ohne weiteres Fiménil mit P. 77 identifiziert werden. Wir sind also nun in der Lage, die Angaben des ALF für diesen einen Punkt nachzukontrollieren. Bei dieser Kontrolle müssen wir allerdings im Auge behalten, daſs der Verfasser die Mundart von ca. 1870 repräsentiert, während P. 77 im Jahre 1898 von Edmont besucht wurde. Das vorliegende Büchlein gibt also, obschon fast 30 Jahre nach Edmonts Reise gedruckt, die Mundart wieder, wie sie 30 Jahre vor ihm gesprochen wurde.

Die Durchführung des Vergleiches gibt eine auffallend starke Bestätigung der Edmontschen Aufnahmen. Die Divergenzen, welche wir konstatieren, sind nicht sehr zahlreich und im allgemeinen nicht schwerwiegender Art. Einzelne davon können vielleicht auch auf Rechnung des oben erwähnten zeitlichen Abstandes gesetzt werden; so z. B. kann das Fehlen des *-y* in *dęrę* „dernier“ im ALF gegenüber *dęręy* bei Lemasson ebensowohl durch seitherige Verschleifung zu erklären sein, wie als Hörfehler Edmonts. Das Umgekehrte wäre zu sagen für *χæyi* „siffler“ gegenüber *χæi* u. ä. Etwas unsicher scheint Edmont nur dem überoffenen *ϱ* gegenüber gewesen zu sein (*a°* bei

Lemasson). Während er alle anderen, oft recht komplizierten lothringischen Laute richtig gehört zu haben scheint, wird er hier inkonsequent. So notiert er *śosòt* „bas", *by* à *si* „blesser", å*lé* „aller", å*lwòt* „alouette", bei denen Lemasson den mit lateinischen Lettern gesetzten Laut stets mit *a*ᵉ wiedergibt. Dafs sich hier L. geirrt hat, ist kaum anzunehmen.

Wenn wir den Vergleich vom Lautlichen auf das Lexikalische ausdehnen, so müssen wir vor allem der Tatsache Rechnung tragen, dafs nur ein recht bescheidener Teil des Vokabulars durch die Aufnahmemethode des ALF dingfest zu machen ist. Es kehrt denn auch kaum ein Fünftel der von L. gesammelten Wörter im Atlas wieder. Alles, was in der Bedeutung ein wenig abschattiert ist, was besondere Methoden ländlicher Arbeiten und Werkzeuge bezeichnet, fehlt im ALF[1]. Wo aber der ALF einem Begriff eine Karte widmet, da besteht auch fast durchgehends Übereinstimmung mit Lem. An Ausnahmen habe ich nur notiert *mètón* „belette" (ALF, wie p. 85), gegenüber *mostél* (Lem., wie p. 78), und *rmẽ i sa* „hier soir" (ALF), gegen *a*ᵒ*χa* (Lem.). Dieses letztere ist deutlich der archaische Ausdruck, der von Lem. eben festgehalten worden ist. Nicht staunen wird man darüber, dafs die drastischen Ausdrücke dem ALF leicht entgehen; um ihrer habhaft zu werden, braucht es in der Regel eine gröfsere Vertrautheit mit Menschen und Idiom, als sie ein Explorator haben kann. Wir werden daher wohl verstehen, dafs Edmont das farblose schriftsprachliche *avare* gibt, wo Lem. *rápya* verzeichnet, oder dass *ska*ᵒ*y* „morceau" auf der Atlaskarte nicht etwa erscheint neben dem allgemeinen Ausdruck *moχé*. Es gibt in der Tat gewisse Atlaskarten, die ein ganz ungenügendes Bild von den Verhältnissen geben, und es wäre eine verdienstvolle Aufgabe für einen jüngeren Romanisten, einmal den ganzen ALF zu durchgehen und die Grenzen seiner Brauchbarkeit und Leistungsfähigkeit abzustecken, die eben je nach der Karte ganz verschieden sind.

Zweifellos ist das Resultat der Gegenüberstellung mit der Aufnahme Edmonts für diesen günstig. Auch die ganz isolierten Worttypen, die er auf p. 77 gelegentlich verzeichnet (z. B. *vólā̆ bó* „chauve-souris") werden von Lem. bestätigt[2].

Das Büchlein erschöpft sich nun allerdings nicht in einer einförmigen Aufzählung der Wörter. Es ist belebt durch ein reiches phraseologisches

[1] Im Jaberg-Judschen Atlas ist dieser Gefahr dadurch Rechnung getragen, dafs von Zeit zu Zeit eine sogenannte „grofse Aufnahme" gemacht wurde, wobei der Explorator länger Halt machte und mehr in diese fein gegliederten Gebiete des Lexikons eindrang.

[2] Es ist das eine Beobachtung, die ganz allgemein gefafst werden darf. Es fällt auf, wie oft die von Edmont selbst mit ? versehenen Formen, Formen also, bei denen ihm selber nicht wohl war und die ihm zu abstrus erschienen, durch andere Quellen gerechtfertigt werden. Hier nur einige Beispiele: Vgl. Karte 954 oseille p. 955 *églīee?* mit *églehe* bei Constantin-Dés., K. 1018 pinson *mwẽn?* mit *moigne* bei Métivier, K. 1057 pomme de terre p. 156 *eȑwī?* mit *chirou-ille* bei Varlet, K. 1081 pouvoir p. 76 *éjòi?* mit *ǵǫi* in La Baroche und *dźǫi* in La Poutroie, K. 1092 primevère p. 113 *eā̆pyō̆?* mit *champion* aus dem Dép. Aube bei Rolland Flore 9, 71, K. 1321 tousser p. 128 *róklé?* mit dem für Esternay und Gaye bezeugten *rocler*, K. 1686 putois p. 898 *martula?* mit dem Rolland Faune 1, 57 bezeugten *martoula*, K. 1741 verglas p. 898 *névèsk?* mit dem RF 9, 492 für Nizza verzeichneten *nevesk*, K. 1742 verrat p. 189 *godu?* mit wallon. *godî*, usw.

Material, wodurch die einzelnen Wörter sofort in ihre Sphäre versetzt werden. Auch morphologisches Material ist recht viel eingestreut, und endlich wird das Bändchen durch einige Texte beschlossen.

Leid tut es einem, aus der Feder des Verfassers zu vernehmen, dafs heute das Patois bei der Jugend ganz aufser Gebrauch gekommen ist. Um so verdienstvoller ist es von ihm, dafs er sich die Mühe genommen hat, ein altes Idiom fast in seiner Gesamtheit zu schildern, bevor es endgültig der Vergessenheit anheim fällt. Die Anregung dazu verdankt er einem im Jahre 1914 ergangenen Ruf von Ch. Bruneau, der zur Einheimsung des noch zu erreichenden Materials aufforderte. Wir haben allen Grund, den unermüdlichen Bruneau wie den sich mit so viel Liebe in die Vergangenheit versenkenden Lemasson für das wertvolle Büchlein dankbar zu sein.

W. v. WARTBURG.

Haust, Jean, *Le dialecte wallon de Liège (1re partie). Dictionnaire des rimes ou vocabulaire liégeois-français groupant les mots d'après la prononciation des finales.* Liège 1927.

Dieses Buch setzt würdig die lange Reihe von Publikationen fort, mit denen J. Haust die wallonischen Mundarten unserer Forschung zugänglich macht. Es wendet sich an die wallonischen Schriftsteller, denen es als Wegweiser bei ihren mundartlichen Dichtungen dienen soll. Doch ist es von ebenso grofser, wenn nicht gröfserer Bedeutung für die sprachwissenschaftlichen Zwecke, die uns vor allem interessieren.

Wir haben hier zum erstenmal ein ganz zuverlässiges und vollständiges Inventar des mundartlichen Wortschatzes von Lüttich. Dieses ist die Frucht einer jahrelangen Sammelarbeit, verbunden mit Sichtung der älteren lexikologischen Arbeiten, in denen recht viele Angaben zu berichtigen oder auszumerzen waren. Sehr wertvoll ist, dafs nur durch schriftliche Quellen bezeugte Wörter ausdrücklich unterschieden werden von denen, welche von Haust selber gehört worden sind. Auch benachbarte Ortschaften haben ihre Beiträge geliefert; doch stets sind diese deutlich als nicht aus Lüttich selber stammend gekennzeichnet. Wir haben also etwas wie eine Momentaufnahme der Lütticher Mundart erhalten.

Von kapitaler Wichtigkeit ist für uns die Anordnung der Wörter nach den Endungen. So erhalten wir eine vollständige Übersicht auch über die Endungen und Suffixe, welche in Lüttich lebendig sind. Die noch so wenig studierte Wortbildungslehre der galloromanischen Mundarten wird aus dieser Disposition sehr grofsen Nutzen ziehen. Wie wichtig wäre es, von einer gröfseren Zahl von Mundarten, aus verschiedenen Provinzen, solche Repertorien zu besitzen!

Trotz der nicht alphabetischen Reihenfolge ist es sehr leicht, sich in dem Buche zu orientieren. Durch ein sehr einfaches Anordnungsprinzip ermöglicht es der Verfasser, die einzelnen Wörter rasch aufzufinden.

Jedermann weifs, dafs eine lexikalische Arbeit die angestrebte Vollständigkeit nie erreichen kann. Das gilt besonders von einer lebenden Mundart, die in so mancher versteckten Falte ihres Kleides Wörter mit sich führt,

welche der Grofszahl der Sprechenden selten oder nie ans Ohr gelangt. Das ist sogar bei einem so ausgezeichneten Kenner seiner Mundart der Fall, wie Haust. So bringt schon der 1928 erschienene Band 62 des Bulletin de la Société de Littérature Wallonne in einem wertvollen Glossar am Schlusse des aus Dialekttexten zusammengesetzten Buches eine ganze Reihe von Wörtern, die bei Haust fehlen.

Hausts Absicht ist, diesem ersten Band noch einen zweiten folgen zu lassen, der das gleiche Wortmaterial in alphabetischer Reihenfolge und mit etwas besser entwickelter Semantik bieten würde. Hoffen wir, dafs es ihm gelingen möge, die offenbar auch in Belgien vorhandenen Hemmnisse der Forscherarbeit zu überwinden und dieses Werk zum Abschlufs zu führen.

In diesem Zusammenhang möchte ich nicht unterlassen, auf den arbeitsbericht hinzuweisen, den Haust im ersten Band des Bulletin de la Commission de Toponymie et Dialectologie[1] (1927) veröffentlicht hat. Wir erfahren daraus Eingehendes über das Schicksal der beiden grofsen Werke, die in Lüttich vorbereitet werden: das wallonische Gesamtwörterbuch, an dem die Société Liégeoise de Littérature Wallonne eigentlich seit Grandgagnages Zeiten arbeitet, und der Sprachatlas der Wallonie. Für diesen ist ein Netz von 2—300 Punkten vorgesehen (23 im ALF), von denen 48 bereits fertig aufgenommen und 72 begonnen sind. Der zugrunde liegende Fragebogen stellt eine Erweiterung des Gilliéronschen dar. Die Arbeit am Sprachatlas liegt ausschliefslich Haust ob. Beide Unternehmungen sind sowohl für die Wallonie selber als Spiegel der eigenen Kultur, als auch für die romanische Sprachwissenschaft, wegen der besonderen Stellung dieser Mundarten, von allergröfster Bedeutung. Wir wollen hoffen, dafs Haust und seine Mitarbeiter aller Schwierigkeiten Herr werden, und dafs sie das begonnene Denkmal auch in nicht allzu ferner Zeit zu Ende führen können.

W. v. WARTBURG.

Le rime di Francesco di Vannozzo a cura di Antonio Medin. Bologna 1928. (Collezione di opere inedite o rare pubblicate a cura della commissione per i testi di lingua di Bologna.) XXIX u. 325 S. gr. 8° nebst einem Faksimile. Lire 35.

Der Wunsch, den Ezio Levis Arbeit (Francesco di Vannozzo e la lirica nelle corti lombarde durante la seconda metà del secolo XIV, Firenze 1908, vgl. Lbl. XXXII (1911) Sp. 149—154) neuerdings wieder lebhafter wachgerufen hatte, die Gedichte Vannozzos in einem Bande vereinigt zu sehen, ist hier endlich von Medin erfüllt worden. Es war keine leichte Aufgabe. Denn nicht nur ist die einzige in Padua aufbewahrte vollständige Abschrift der Gedichte Vannozzos recht nachlässig ausgeführt, sondern auch deren Ausdrucksweise und Inhalt bieten oft unüberwindliche Hindernisse zum klaren Ver-

[1] Es ist dies das offizielle Organ einer durch königliches Dekret ein gesetzten Studienkommission, welche die wallonischen und flämischen Dialektstudien in Belgien zusammenfassen soll. Der erste Band enthält aufser dem oben erwähnten Aufsatz von Haust einen Bericht von Feller über Toponymie und von Doutreport über die Fortschritte der wallonischen Dialektologie im Jahre 1926.

ständnis. Medin ist es mit Scharfsinn gelungen, viele Stellen zu bessern und manches Neue zur Erläuterung herbeizuschaffen. Nicht weniges blieb aber trotz seiner Bemühungen unklar, und alles wird man wohl nie ganz aufklären können.

Die Einleitung berichtet kurz und sachgemäſs über Vannozzos Leben, seine Dichtungen, deren Sprache, die Handschrift und deren Behandlung in der Ausgabe. Zur Herstellung des Textes sind auch alle andern Handschriften, die einzelne Gedichte enthalten, herangezogen. Sehr willkommen sind auſser den Erläuterungen in Fuſsnoten ein Verzeichnis der zahlreichen von Vannozzo verwendeten Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten und ein Wörterverzeichnis, das eher zu knapp als zu reichhaltig geraten ist. Um mein Interesse an der gediegenen Arbeit zu bekunden, schlieſse ich eine Anzahl Bemerkungen an, welche ich mir bei der Durcharbeitung des Bandes gemacht habe.

Das Sonett XVIII würde ich als sonetto sdrucciolo bezeichnen (zu S. XXIV), denn die Endung *-izia* hat am Versende als dreisilbig zu gelten. (Vgl. auch Biadene, Studj di fil. rom. fasc. 10 S. 141.) I, 187 l. *la bianchezzà*, da *bianchezza* nicht viersilbig sein kann, 198 l. *sol.* III, 17 ist *ma* als „auſser“ zu fassen, und dementsprechend muſste Medin es wie LII, 5 *ma'* schreiben und im Wörterverzeichnis erwähnen. XII, 14 *fin a la morte d' animo constanza* ist schwerlich *serbò* zu ergänzen. Es steht vielmehr *d' animo constanza* für *de d' animo constanza.* Dazu vgl. Tobler, V. B. I², 218 ff. (Präpositionen gleichzeitig in zweierlei Funktion) und Stimming, Zrph. XXXIX, 667 ff. Ein weiteres Beispiel hat Vannozzo XXXIII, 2: „*sì me costringe e move a te parlare.*“ In Hinblick auf die Strophe:

„Poi il manda a Fra Facio
che li refaci i danni,
con cento ſoi malanni
fuora del' uſcio li caza“

in der „Hystoria Da Fugire Le Putane“ (vgl. Zrph. XLVII, 586 Anm. zu v. 127) möchte ich annehmen, daſs XIV, 10 statt *poi vien cacciato a la ca' da Bigozzo de Bigozzo* zu lesen ist, und daſs *a la ca' de Bigozzo* dasselbe bedeutet wie *a Fra Facio.* Bei *da* könnte ich mir auch den Artikel in *a la ca'* nicht erklären. Daselbst V. 18 *le triste persone* bedeutet wohl weniger „gli effetti che simil vita viziosa produce nelle tristi persone“ als „die Abscheu vor den widerlichen Personen“. XXVII, 11 ist metrisch schwerlich richtig. Wahrscheinlich fehlt vor *sestile* ein zweisilbiges Adjektiv. Die Besserung XXXI, 11 *a rasonar* zu *al rasonar* ist nicht nötig. XXXVI, 3 ist *che* vor *assai* nicht zu tilgen. Es ist Epanalepse des *che* in V. 2. XXXVI, 16 hat *jotto* die Bedeutung „Kneipenläufer“, die im Wörterverzeichnis fehlt. Ein hübsches Beispiel findet sich in den Proverbia 126, gleichzeitig eine Erläuterung des Sprichwortes:

„Lo gloto a la tauerna molto ne ua corendo;
La dona tauernara receuelo ridendo.
Mai quel e un tal riſo lao çaſe mal e mendo,
Per lo qual lo glotone ſen ua 'l' enſir torcendo.“

Aus dem Verse XXXVII, 5 *pregando te che mai tu non m' abanda* erschlieſst Medin im Glossar ein Zeitwort *abandire,* weil er *abanda* für den Konjunktiv

hält. Er hat aber die Konstruktion nicht richtig erkannt: *abanda* ist Imperativ mit ausgesetztem Subjekt, und es liegt der Fall vor, den Meyer-Lübke, R. G. III § 579 S. 627 behandelt: die direkte Rede ist mit *che* eingeleitet (vgl. auch E. B.[2] S. § 97, S. 150). Meyer-Lübke hebt hervor, daſs dies namentlich oft beim Imperativ geschieht und bringt u. a. das Beispiel aus G. Coincy 316, 42 *je te requier qu'en guerredon D'un de ces cierges me fai don.* Es ist also *abandare* von *a banda* aus = *lasciare a banda* anzusetzen. XLI, 6 ist mit der Hs. bei *inbronchi* zu bleiben, das dieselbe Bedeutung „hochbinden" hat wie das eingesetzte *intronchi.* Das Zeitwort kommt von *bronca* „Weinpfahl". Vgl. auch Meyer-Lübke, E. W. 1337. In demselben Sonett bleiben mir die Zeilen 12—16:

„Però genti volgar ch' amate il numo,
poi che semplicità con voi s' amanta,
non lassiate, per Dio, loto nè rumo.
Senza arecarvi le virtute al petto,
nè cerco nè primas esser provetto."

trotz der Erklärung: „anzichè accostarvi le virtù al petto, ossia anzichè attribuirvi le virtù, fingervi virtuosi, pensate, voi che calunniate gli nomini degni di fama, che nè chierico, nè primasso (uomo di principale importanza) è perfetto" in der Konstruktion ganz unklar. Ich würde den Punkt nach V. 14 streichen, V. 15 *la vertate* für *le virtute* einsetzen und verstehen: „Darum, Ihr gemeinen Leute, die das Geld lieben, obgleich Ihr Euch in Einfalt vermummt, verlaſst doch nicht Euren Schlamm und Eure Verleumdung, ohne Euch die Wahrheit zu Gemüte zu führen, daſs weder ein Geistlicher noch ein hoher Würdenträger unfehlbar ist." Zu *poiche* = obgleich vgl. Lbl. 1919 Sp. 164.

LIV, 2 würde ich mit der Handschrift *di necces(si)tà sì come* lesen, also das *i* des Hauptwortes statt des *sì* tilgen. Die Formen *aiere* und *aere* der Handschrift bedeuten immer eine zweisilbige Form. Medin ändert erstere Form bald in *aere*, bald in *aer*, bald läſst er *aiere* stehen, z. B. LV, 2. LXXI, 11 *sì come a zascun d' animo basso* würde ich bei *zascuno* der Hs. bleiben, obgleich der Hiatus *come a* zugegeben werden kann. LXXVII, 10 ist *co ie* nicht durch *ca ie* zu ersetzen. Der Objektssatz ist mit *come* statt mit *che* eingeleitet, wie z. B. auch CLVII, 16. Auch V. 13 kann das handschriftliche *co per nel* bleiben, wofür Medin *come nel* einsetzt. Das Zusammentreffen der beiden Präpositionen hat nichts Befremdliches. Warum ist LXXIX, 1 handschriftliches *unguanno* durch *uguanno* ersetzt? Es ist doch toskanisch und oberitalienisch. Zu LXXXIV, 9 vermisse ich eine philologische Erklärung. *per la superna cerra* in V. 7 ist mit *rispetto a Dio* gegeben. Es heiſst aber doch „was den Leib dort oben, den Leib im Jenseits anbelangt". Die Verse LXXXVIII, 7—8:

„accoppellando, a guisa di metallo,
mio cor meschiato, con mortali stochi;"

sind verkehrt aufgefaſst. Das beweist das Komma nach *meschiato* und die Übersetzung von *stochi* im Glossar mit *colpi di stocco.* Es handelt sich um *stochi* = *tocchi*, „groſse Stücke". Das Bild ist vom Läutern des Goldes genommen (*coppellare*, saggiare a coppella). „Nach Art des Metalls mein Herz

läuternd, welches mit sterblichen Schlacken gemischt ist.“ XCIV, 1 l. *saper*. CII, 100 wird zu *daghe del mesiere*, *e fai contenti* bemerkt: „È una frase esclamativa che significa: 'e via di questo passo', corrispondente ad altra analoga: *dàila bella*, che si legge nella frottola CLXXVIII, 266. Das will mir gar nicht einleuchten. Ich übersetze: „Und rede sie mit gnädiger Herr an und mache sie glücklich.“ Es ist ja von der Lebensweise der vornehmen Venezianer die Rede. Die Erklärung zu *cesta* im Glossar, die CII, 126 versprochen wird, fehlt. CII, 190 steht *eluso* natürlich nicht für *eliso* = lat. *elisum*, wie es in der Anmerkung heiſst, sondern es ist lat. *elusus* von *eludere* „in seinen Hoffnungen getäuscht“. CXIX, 12 l. mit der Handschrift *un acerbo*, sonst fehlt eine Silbe. CXXXI, 5 *Tutti toi cittadin t' han colto amore* ist *colto* nicht „part. pass. di *coltivare*, nel significato di 'nutrire', 'portare'“, sondern das Partizip von *cogliere* „haben zu dir Liebe gefaſst“. CLXII, 3 würde ich den Vers durch ein *già* zu Anfang ergänzen. CLXIV, 12 l. *venga* statt *vengan*. CLXV, 6 l. *tel* statt *te lo*. CLXXV, 10 *rantana* findet sich auch in einem von mir veröffentlichten Gedichte (Neunzehn Lieder Livuardo Giustinianis nach den alten Drucken, Ludwigslust 1885, S. 12 N. XII V. 66). CLXXXI, 12 konnte *far puossi* ruhig bleiben, ebenso CLXXXIX (7), 14 die Form *resucitato*, die in toskanischen Texten häufig ist. Zu *curlo* im Glossar vgl. jetzt Marzocco 1928 N. 16 und 22, *disfanta* daselbst war mit *sfanta* zusammenzustellen und dazu meine Altlombardische Margarethen-Legende (Halle 1890) S. 91 unter *desfantar* zu vergleichen. *racente* ist S. 307 mit *odoroso* übersetzt. Es heiſst aber „frisch“.

BERTHOLD WIESE.

Studi di filologia italiana. Bullettino della R. Accademia della Crusca. Volume I: con IV tavole fuor di testo. Firenze, Sansoni, 1927. 146 S. gr. 8°. L. 15.

Seit ihrer Neukonstituierung vom Jahre 1923 läſst die Accademia della Crusca zwei Reihen von Veröffentlichungen erscheinen, eine Reihe *Autori classici e Documenti di lingua*, deren erster Band 1926 erschien,[1] und diese Studien, die in zwanglosen Heften herauskommen sollen. Vorliegendes erstes Heft enthält vier sehr wichtige Aufsätze.

Michele Barbi, *Sul testo del „Decameron“*. Eine ausgezeichnete Ausführung, die klar beweist, daſs wir für das Decameron mehrere Fassungen anzusetzen haben, die auf Boccaccio selbst zurückgehen. Die kritische Ausgabe des Werkes ist also auf ganz anderer Grundlage aufzubauen, als es auch jüngst noch Massèra in seiner Ausgabe in den Scrittoni d' Italia (Bari, Laterza 1927) getan hat, die Barbi zum Schluſs seines Ausatzes eingehend bespricht. Alle Handschriften sind sorgfältig zu untersuchen, nicht nur einseitig die Gruppe, welcher die Berliner Handschrift und der cod. Mannelli angehören.

Giuseppe Vandelli, *Lo zibaldone magliabechiano è veramente autografo del Boccaccio.* Zu den bisher angeführten Beweisen dafür, daſs der Zibaldone der magliabechianischen Bibliothek von Boccaccios eigener Hand

---

[1] Testi fiorentini del dugento e dei primi del trecento, con introduzione, annotazioni linguistiche e glossario a cura di Alfredo Schiaffini. Firenze, Sansoni.

ist, bringt Vandelli zwei neue ausschlaggebende hinzu, von denen der eine, durch vier Faksimiles erläutert, die Schrift und der andere den Inhalt betrifft. Dafs er in keiner der Florentiner Handschriften des Ninfale Fiesolano Boccaccios Hand entdecken konnte, ist natürlich, da sie sämtlich, mit Ausnahme eines ganz minderwertigen Bruchstückes aus dem 15. Jhd. stammen.

Michele Barbi, *Per una nuova edizione delle novelle del Sacchetti.* Barbi legt zunächst das Handschriftenverhältnis der Novellen Sacchettis mustergiltig dar. Sämtliche vorhandenen Handschriften gehen auf die Abschrift zurück, welche Borghini von einem verlorengegangenen alten Kodex machen liefs, und die er selbst nachverglich. Dann bespricht er die beiden Ausgaben von Bottari (Biscioni) und Gigli und weist im besondern an vielen Beispielen die grofse Unzuverlässigkeit der letzteren nach. So ist der Weg zu einer neuen Ausgabe, die Barbi und Schiaffini machen wollen, und die hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten läfst, bestens bereitet. Am Schlufs seines Aufsatzes beweist Barbi noch, dafs keine Abschriften des verlorengegangenen alten Kodex aufser der Borghinis vorhanden sind, wie es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen könnte. Die Abweichungen in zwei Handschriften sind vielmehr willkürliche Änderungen.

Michele Barbi, *Una versione inedita della novella del grasso legnaiuolo.* Die Gestaltung der Novelle, die hier zum Abdruck gelangt, findet sich in einem cod. pal. der Biblioteca Nazionale zu Florenz aus dem 15. Jhd. Barbi führt einige Besserungen ein.

Den Studi wünschen wir baldige Fortsetzung mit ebenso gediegenem Inhalt.

BERTHOLD WIESE.

Karl Vofsler, Italienische Literaturgeschichte. Vierte durchgesehene und verbesserte Auflage. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1927. (Sammlung Göschen N. 125.) 148 S. Geb. RM. 1,50.

Die neue Überarbeitung dieses prächtigen Büchleins ist wieder überaus sorgfältig. Abgesehen von den vielen mehr äufserlichen Besserungen in Verdeutschung von Fremdworten und planmäfsiger Tilgung überflüssiger Füllwörter, ist oft durch leise Änderung des Ausdrucks, ja eines einzigen Wortes, der Sinn noch klarer hervorgetreten. Deutlich erkennt man ferner an kleinen Zusätzen und Abweichungen von dem Texte der dritten Auflage die Berücksichtigung der neuesten Studienergebnisse. Manches ist auch ganz neu eingefügt, so die glückliche Bemerkung über die französische Sprache (S. 7), über Basile (S. 111), Meli (S. 116), Nievo (S. 131), Cavour (S. 132), De Marchi (S. 135). Die bibliographischen Notizen sind sachgemäfs ergänzt.

Die in meiner Anzeige der dritten Auflage in Herrigs Archiv hervorgehobenen Druckfehler sind leider wieder alle stehengeblieben: S. 9 *Christo*, S. 25 und 148 *Senuccio*, S. 26 Z. 19 *und Landsmann* (l. *der Florentiner*), S. 82 Z. 9 *Juni* (statt *Juli*). Ferner wäre etwa noch zu bessern S. 20 Z. 7 von unten l. *Rose* statt *Rosen*; S. 82 vorletzte Zeile von unten sind Ariosts Satiren 1517—24 anzusetzen (vgl. Bertani im Goli. Bd. LXXXIX); S. 97 Z. 14 l. *da' Goti*; S. 100 drittletzte Zeile l. Bandello (1485—1562); S. 130 vorletzte Zeile l. 1853 statt 1843. Ferdinando Martini (S. 139) ist jetzt gestorben. Bei Meli (S. 116)

hätte man, nach sonstigem löblichem Brauche Voſslers in einer Fuſsbemerkung gern die Übersetzung von Gregorovius (Leipzig 1886) angeführt gesehen, und zu Di Giacomo S. 137 Voſslers eigenes reizendes Büchlein (Heidelberg 1908).

BERTHOLD WIESE.

Vittorio Mistruzzi, *L'Intelligenza.* Collezione di opere inedite o rare. Bologua, Commissione per i testi di lingua, Casa Carducci 1928. 308 S. gr. 8°. Lire 40.

Eine lange Einleitung gibt Aufschluſs über die Studien zu dem Gedicht, die Handschriften, die bei der Ausgabe befolgten Grundsätze, die Quellen, das Gedicht und dessen Verfasser. Dann folgen der Text mit Varianten und Erklärungen und kritischen Anmerkungen, beides getrennt, ein Glossar, ein Verzeichnis der Eigennamen und bemerkenswerter Dinge und einige Zusätze und Besserungen. Im ersten Abschnitt vermisse ich nur die *Storia delle lettere in Sicilia* usw. von Rosario Salvo di Pietraganzili Vol. I (Palermo 1892), eines wütenden Siziliomanen, der S. 361ff. die Strophen 1—76 und 289—309 mit Erläuterungen abdruckt (vgl. Deutsche Litteraturzeitung 1894 Sp. 1296/7). M. hat gut getan, die unvollkommenen Reime -e-, -i- und -o-, -u- im Texte zu belassen. Es ist geradeso im Tesoretto (vgl. Zrph. Bd. VII, S. 245/6 und sonst). Die sonstigen unvollkommenen Reime hätte ich allerdings angeglichen. Mit der Behandlung der Sprache kann man sich im übrigen einverstanden erklären. Auf Einzelheiten gehe ich weiter unten näher ein. Was die Quellen der Intelligenza anbelangt, so hat M. die früheren Arbeiten sorgfältig nachgeprüft und einiges mehr beigebracht. Vom Steinbuch ist die italienische Übersetzung Zuccheros benutzt. Die Darstellung des Palastes geht auf einen alten religiösen Roman zurück, der in mannigfacher Überlieferung erhalten ist. Die Geschichte Caesars ist einer noch nicht aufgefundenen Handschrift der italienischen Fassung der Fatti di Cesare entnommen, die Alexanders der Fassung I² der Historia de preliis. Die Geschichte Trojas hängt von Benoît ab, doch die direkte Vorlage ist noch nicht gefunden. Der Aufaatz über das Gedicht hehandelt auch die Herkunft der Figur der Intelligenza von Aricenna, und der über den Verfasser lehnt mit Recht Dino Compagni als solchen ab.

Nun noch einige Bemerkungen zu der Herstellung des Gedichtes und den kritischen Ausführungen. 1, 8 (S. 199) ist *chiare surgenti* sicher einem *chiare e surgenti* vorzuziehen. Vgl. Eb.² S. § 66, S. 142, namentlich das Beispiel aus Dietaiuti. 2, 2 (S. 3) wird durch die unnötige Änderung der Vers eine Silbe zu kurz, wenn man nicht *le̤* *ombre* liest (nach S. LXXXIV), was ich für ausgeschlossen halte. 2, 3 (S. 199) kann *Nei bei* bleiben, denn in *aprile e* bilden die beiden *e* zwei Silben. Dazu vgl. meine Ausgabe des Ninfale Fiesolano (Heideiberg 1913), S. XXV. 3, 1 (S. 199) bleibt *io* einsilbig, wenn man mit der Handschrift *ad* liest. Zu ein- und zweisilbigem *io* vgl. jetzt Mario Casella gegen Debenedetti in Barbis Studi Danteschi Bd. XII (1927), S. 132—148. Daſs 5, 1 nicht *E'* gemeint ist, sondern *E*, beweist mir die Schreibung der Handschrift *Et.* Ich habe 1881 auch 6, 5 *Chem̄a* in der Handschrift gelesen und schreibe deshalb im Eb.² S. 198, V. 50 so (zu S. 200). 42, 5 (S. 204) ist, wie Graf richtig gesehen hat. zu belassen. Die Anmerkung zu 120, 5 (S. 212)

verstehe ich nicht, da ML die gleiche Lesung haben. Es soll wohl zum mindesten *la lezione di M* heifsen, denn L könnte, was ich nicht zu meiner Vergleichung angemerkt habe *ver si* haben. Auffällig ist mir, dafs viele Lesarten, welche M. gibt, mit meiner Abschrift (M) und Vergleichung (L) nicht stimmen, die allerdings bereits 1881 im Sommer, aber sehr sorgfältig, gemacht sind. Ich führe nur einige auf. 56, 2 *foco* L, ich *fuoco*; 57, 9 *Cosi fa alcor* L, ich *Chesi fa ilcor*; 61, 4 *succo* M, ich *fuoco*; 62, 6 *entriglie* L, ich *entaglie*; 64, 7 *E. qui son* L, ich *E quiui son*; 66, 9 *lebrietai* L, ich *lebrieta*; 67, 9 ist übersehen, dafs sich in M Zeichen befinden, welche die Reihenfolge *Paoni fagiani e grui* herstellen; 68, 7 *alabastro* L, ich *alabastri*; 72, 3 *recyna* L, ich *reyna*; 77, 2 *morse* L, *moise* M, ich umgekehrt; nach 78, 6 fehlen die beiden in L zugesetzten Verse; 89, 2 *sengni* L, ich *sengniori*; 97, 4 *aruernonzi* L, ich *aruenanzi*; 99, 1 *come ne* L, ich *ne*, steht in M und fehlt in L; 116, 5 *Turnusso* L, ich *Turnus*; 121, 2 lautet in L *dipintoue come fe parlamento* und 4 *dipintoue come fe tradimento*; M's Bemerkung über die Anordnung der Verse in L ist also verkehrt; 128, 4 *ilsulponte in* L, ich *ilsunponte in*; 136, 1 *quelli* L, ich *questi*; 137, 6 *etiopia* L, ich *etopia*; 141. 8 las ich in M *aufraniusso* und in L *aufranusso*; 144, 3 *Ena* L, ich *Eua*; 151, 9 *ecia* L, ich *ecio*; 152, 3 *befecie* L, ich *lefecie*; 155, 2 *encortamenti* L, ich *ēcatamenti*; 160, 1 *lasciategli* L, ich *lasciaiegli*, die Bemerkung S. 216 fällt also weg; 179, 9 liest L *fluš* = *flusso*, also wie M; M. hat das Zeichen vielfach übersehen; z. B. gleich 180, 7, 191, 5 und 6, 268, 4 und 5 usw.; 209, 5 *delnillo* L, ich *dalnilo*; 217, 2 *nettanabo* L, ich *natanabo*; 220, 8 *cindalto* L, ich *cindalio*; 221, 1 *cidaro* L, ich *cidario*; 228, 5 *lesoucie* L, ich *lesuōucie*; 235, 9 *Antinigho* L, ich *Eantinigho*; 240, 3 *Sicomemondo* M, ich *Sicomelmōdo*; 250, 9 *menelus* L, ich *menaluš*; 252, 7 *buonestore* L, ich *buono estore*; 264, 8 *sinfranseron* L, ich *sinfranson*; 269, 3 *eaporthacus* L, ich *eporthacuš*; 272, 9 *Ouaccille* L, ich *oue accilleš*; 280, 9 *temer* L, ich *tenier*; 283, 1 *Passanto* L, ich *Passato*; 288, 8 *le chure* L, ich *le phigure*; 293, 4 *inidi* steht auch in M; 301, 8 *porti* L, ich *parti*; 306, 5 *laudi* L, ich *ladi*; 308, 7 *distretta* L, ich *discretta*. Nun noch wenige Bemerkungen zum Glossar. Zu der Bedeutung von *bar(o)naggio* „nobiltà", „valore" vgl. auch das Wörterverzeichnis in meiner Ausgabe der Tesoretto (Strafsburg 1910). Bei einigen Worten fehlen die Belegstellen, so bei *beghina* und *effolto*. 304, 9 kann man nur *via 'corta* oder *vi' acorta* schreiben. Die Handschrift L liest ja auch *uia acorta*. Das einzige Beispiel, welches M. für *corto* = *accorto* aus Schiaffini anführt, ist zu streichen, wenngleich Schiaffini es so erklärt. Es lautet vollständig: „Ulixes fue riccho re e ffu nero, barbuto e piloso, grosso e ccòrto e fforte, savio e sottile, e fue il più bello parladore che ll' uomo sapesse". Es ist ohne weiteres klar, dafs *ccòrto* (also *córto*) eine körperliche Eigenschaft ist: „untersetzt". Zu *esimo* vgl. Gaspary, Sizilianische Dichterschule S. 205. Zu *molto* vgl. meine Bemerkung im Ninfale Fiesolano (Heidelberg 1913) zu 175, 2 und 4. *poi* 34, 4 heifst, wie M. S. 203 richtig vermutet, „obgleich". Dazu vgl. Litbl. 1919, Sp. 164 und auch Eb.[2] S. § 114 (S. 153). Aufgenommen hätte ich *regnare* 36, 8 „verweilen". Vgl. Gaspary, Sizilianische Dichterschule S. 224.

BERTHOLD WIESE.

Carlotta Schlofs, Dante e il suo secondo amore. Bologna, Zanichelli 1928. 314 S. gr. 8⁰. Lire 30.

Das Ergebnis der Untersuchung ist nach S. 288—289: „Ed era opinione tradizionale che Gemma fosse tanto lontana dal pensiero e dal cuore del Poeta. Noi lo vedemmo: a traverso l'opera sua, come segreto filo d'oro, gli s'accompagna la diletta immagine. Ella è il suo amore umanamente e nobilmente terreno della *Vita Nuova*; è la „Musa“ ispiratrice delle Canzoni del „bello stile“: nella tenerezza della sua pura aureola di madre la vediamo ne' soavi cammei delle similitudini infantili; ella è la visione nostalgica dell' Esule cui „amore punge“, e la visione del Poeta sospirante Firenze, là quasi al chiudersi del sacro Poema e della vita. E in Matelda, la soave creatura dalla bocca terrena e dagli occhi irraggiati di cielo, egli impersona lei, la donna sua: e nella divina foresta egli idealmente le si accosta, quasi a sugger conforto nel suo doloroso esilio.“

Das Buch freilich bringt zu der berührten Frage keine einzige neue Tatsache. Es trägt nur mit Bienenfleifs aus den verschiedenartigsten Quellen zusammen, was an Gedanken über Dantes Verhältnis zu Gemma und anderen Frauen und über seinen Entwicklungsgang jemals geäufsert ist, sucht sich das für seine Zwecke Passende heraus und verbindet alles mit blühendster Phantasie. Um nur ein einziges Beispiel von dieser Arbeitsart zu geben: „Ora io penso questo. Gemma vuole che tra l' Esule, là, dietro le mura di Firenze, troppo forti da aprirsi a breccia, troppo inesorate da cedere al suo disio di una rivocazione 'graziosa', e 'solo' solo di tutta la famiglia, vuole che tra lui e i figli vi sia legame spirituale, vuole che la loro coscienza s'informi alla coscienca di lui; e però, tra quelle pareti ove mai appariva nessuno che consentisse a' di lui ideali, glieli instilla essa ai giovinetti figliuoli gli ideali dell' Esule suo a parole sommesse: china su' loro visi intenti, corsi ad ora ad ora dal lampo dell' intesa. Così la condanna dei figli potè realmente venire dal fatto che essi, in qualche modo, dimostrarono sentimenti simili a quelli del Genitore. Sentimenti educati in loro dalla madre, chè, per forza di cose, nessun altro in Firenze avrebbe potuto farlo“ (S. 102—103).

Es ist nur zu verwundern, dafs ernsthafte Gelehrte wie Prof. Galletti von der Universität Bologna die Schwäche haben konnten, den Druck eines solchen Werkes zu fördern.

Berthold Wiese.

Carducci by John Bailey. The Taylorian Lecture 1926. Oxford at the Clarendon Press 1926. 36 S. 8⁰.

Ein kurzer, klarer Vortrag, der die Eigenart der Lyrik Carduccis gut kennzeichnet und länger bei Meisterwerken verweilt, so namentlich bei sechs der schönsten geschichtlichen Oden.

Berthold Wiese.

La Venexiana, Commedia di ignoto cinquecentista a cura di Emilio Lovarini. Nuova scelta di curiosità letterarie inedite o rare 1. Bologna, Zanichelli 1928. 150 S. 16⁰. Lire 25.

Es ist sehr erfreulich, dafs auch die *Scelta di curiosità letterarie inedite o rare* ihre Auferstehung feiert, und es ist ganz besonders zu begrüfsen, dafs

dies mit einer so vorbildlichen Leistung geschieht. Die Venexiana, ein Lustspiel unbekannten Verfassers, welches bisher wegen seiner schlechten Schrift unbenutzt in einer Handschrift der Marciana gelegen hatte, ist ein keckes, unmittelbar aus dem Leben gegriffenes, glänzend dargestelltes Stück aus dem Anfang des 16. Jhds., das dem Besten jener Zeit überlegen an die Seite tritt. Lovarini war durch seine genaue Kenntnis der Volkskomödie der Zeit der beste Herausgeber. Er kennzeichnet in der Einleitung den Wert des Stückes und beleuchtet seine Herausgebertätigkeit. Dem Verständnis weniger geübter Leser dienen drei Glossare: ein italienisches, ein venezianisches und ein bergamaskisches. Abweichungen von der Handschrift finden in geringem Maſse statt. S. 29, 4 steht *amant* ja im Texte. 37, 17 ist doch wohl *per no taserle* richtig: Oria meint, ich habe die Dinge gar nicht hören wollen, um sie dann nicht verschweigen zu müssen.

BERTHOLD WIESE.

Max Leopold Wagner, *Die spanisch-amerikanische Literatur in ihren Haupströmungen.* Teubners spanische und hispano-amerikanische Studienbücherei. Leipzig-Berlin, Teubner, 1924. VI u. 81 S.

Das vorliegende Werkchen ist trotz seines geringen Umfanges — ca. 35 Seiten nach Abzug der vielseitigen, im Original und guter metrischer Übersetzung dargebotenen Proben spanisch-amerikanischen Schrifttums — ein begrüſsenswerter Vorstoſs auf dem bei uns noch so stark darniederliegenden Gebiet der latein-amerikanischen Literaturwissenschaft. Wer es liest, wird sich der in Spanien und daneben zum mindesten noch in Nordamerika durch umfängliche wissenschaftliche Arbeiten schon längst gewonnenen Einsicht nicht verschlieſsen, daſs die Literatur der ehemaligen spanischen Kolonialländer keine „quantité négligeable“ ist. Sie hat sich nicht erst aus dem sogenannten Modernismus und Criollismus der letzten vier Jahrzehnte entwickelt (hier war die Sonderart der südamerikanischen Literatur bereits so stark, daſs sie auf die des Mutterlandes richtunggebend einwirken konnte; vgl. die Abhängigkeit der Spanier Salvator Rueda, Díez-Cànedo usw., von dem Nikaraguaner Rubén Darío!). Der Drang, Südamerikanisches mit südamerikanischen Augen zu sehen, läſst sich bis auf die ältesten Dichter zurückverfolgen, die überhaupt im neuen Kontinent auftraten. Darzustellen, wie dabei bis ins pseudoklassizistische Zeitalter hinein das eigentliche Amerikanische vorerst noch in der ziemlich äuſserlichen Einschmuggelung isolierter exotisch-amerikanischer Begriffe in europäische Denkkategorien besteht, wie dann im Laufe der romantischen Entwicklung insbesondere zwei Gattungen, die Naturpoesie und die politische, immer deutlicher aus der Umwelt und Charakterveranlagung des amerikanischen Poeten heraus entwickelt werden und wie schlieſslich im Modernismus spezifisch amerikanische Gegebenheiten nicht mehr als Dinge an sich erscheinen, sondern als Ausstrahlung schöpferischer Ideenassoziationen im Bewuſstsein des schaffenden amerikanischen Künstlers selbst, Objekt und Subjekt gleichsam zu einer expressionistisch-monistischen amerikanischen Einheit verschmelzend — das darzustellen ist die reizvolle Aufgabe einer spanisch-amerikanischen Literaturgeschichte, die Wagner zwar nicht gelöst, aber doch, soweit es der beschränkte Umfang ihm zulieſs, wenigstens angedeutet hat.

Eine Würdigung der hispano-amerikanischen Literatur mufs in einem prinzipiellen Punkt von der Behandlung einer gleichartigen europäischen Materie abweichen. Der gebildete Mittel- und Westeuropäer bringt durch Vorbildung und tägliches Erleben eine verhältnismäfsig so reiche Kenntnis der allgemeinen Kulturgrundlagen der abendländischen Welt von Haus aus mit, dafs er sie ohne weiteres in seine kritische Beurteilung eines kulturellen Teilgebietes wie etwa der Literaturgeschichte einschaltet und damit, wenn auch vielfach unbewufst, seinem Urteil die nötige Blickweite gibt. Anders, wenn dieser Abendländer südamerikanisches Geistesleben beurteilen soll. Hier spielen so unendlich viele, von den europäischen Grundbegriffen abweichende und uns gemeinhin unbekannte Kulturfaktoren, auch geistiger Art mit, dafs ihre besondere jeweilige Darstellung für den mitteleuropäischen Leser zur gebieterischen Notwendigkeit wird. Man kann südamerikanische Literatur nicht verstehen, ohne Probleme wie z. B. das der Rassenverschmelzung insbesondere seit der europäischen Masseneinwanderung, des Panamerikanismus, des angelsächsischen Einflusses im Wirtschaftsleben und des französischen in der äufseren Lebensgestaltung, ziemlich breit zu erörtern. Dafs Wagner diesen Versuch wenigstens für einzelne Fragen (etwa: die verschiedenartige Auswirkung der heterogenen indianischen Urkulturen — Halbzivilisation in Perú und Mexiko, Naturvolksstufe in Brasilien und am La Plata — auf die geistige Struktur Amerikas, S. 2) unternommen hat, ist lobend hervorzuheben, ebenso der Versuch, wenigstens andeutungsweise Parallellen zwischen der literarischen und anderen künstlerischen Entwicklungen (Baukunst, S. 3) zu ziehen.

Auf den Einwand, dafs viele — recht viele — erste Namen der spanisch-amerikanischen Literatur in dem Büchlein zu vermissen sind, will ich nicht eingehen. Ihm ist der Verfasser bereits in seinem Vorwort mit guten Gründen begegnet. Immerhin hätte vielleicht das spanisch-amerikanische Drama etwas mehr beanspruchen können, als den Hinweis auf die Dramatisierung des „Martín Fierro" in Argentinien (S. 43) und die blofse Erwähnung zweier Komödien des Peruaners Manuel A. Segura, einiger sonstiger zweitklassiger Schriftsteller und des „Teatro criollo" in den zwei Schlufssätzen des Kapitels „Der Amerikanismus". In dem volkstümlichen Segura (1805—71) und seinem aristokratischeren Vorgänger Pardo y Aliaga (1806—68) finden wir in Perú in den drei Jahrzehnten von 1830—60 nicht mehr und nicht weniger als den bewufsten und höchst erfolgreichen Ansatz zur Begründung eines peruanischen Nationaltheaters, der weit bis nach Chile hinein ausgestrahlt ist; in Mexiko hat sich ein durchaus bühnenfähiges bodenständiges Drama unter dem Einflufs der Romantik entwickelt, dessen Hauptvertreter Rodríguez Galván (1816 bis 1842, von Wagner nur als Lyriker erwähnt, ebenso wie der als Dramatiker bekanntere Fernando Calderón [1809—45]) und Peón y Contreras (1843—1907) sind; am La Plata hat einerseits das populäre „Drama criollo" und andererseits das von dem (von Wagner nicht erwähnten) Uruguayer Florencio Sánchez (1875—1910) begründete soziale und Gesellschaftsdrama eine solche Bedeutung erlangt, dafs man dort bereits von einer blühenden Nationaldramatik sprechen kann.

Eingehendere Beachtung wäre bei einer Darstellung der südamerikanischen Literatur auch der Frage zu widmen, wie weit man in Amerika im amerikanischen Sinne wirkende mutterländische Spanier („españoles americanizados"

nach der Terminologie Menéndez y Pelayos) bzw. einseitig in der spanischen Literatur sich auswirkende Amerikano-Spanier („americanos españolizados“) in den Kreis der Betrachtung zu ziehen habe. Wagner verfährt dabei nicht ganz einheitlich. So nennt er aus der zweiten Gruppe als einzigen Vertreter den bekannten Dramatiker Juan Ruiz de Alarcón, der so rein mutterländisch eingestellt ist, das den meisten der Umstand seiner Geburt in Mexiko unbekannt ist. Mindestens gleichen Anspruch auf Erwähnung hätte dann auch der spanische Lustspieldichter Gorostiza (1789—1851), ebenfalls gebürtiger Mexikaner, gehabt. Typischer und für die prinzipielle Stellungnahme noch wichtiger wären aber vielleicht Fälle wie die der in Cuba geborenen Gertrudis Gómez de Avellaneda (1814—1873) und des Argentiners Ventura de la Vega (1807—1863) gewesen, die erst 22jährig bzw. 12jährig nach Spanien übersiedelten, also zu einer Zeit, wo ihre amerikanischen Eindrücke bereits zur festen Basis ihres Empfindungslebens geworden sein mufsten.

Der Druckfehler „Martín Aldêo“ statt „Martín Aldao“ hat sich bei Wagner (S. 59 u. 80) ebenso eingeschlichen wie bei Coester, The Literary History of Spanish America, S. 168.

Rudolf Grossmann.

Américo Castro, *El Pensamiento de Cervantes.* Madrid 1925. 406 S.

Bei diesem an sich tiefgründigen, schwer gelehrten und mit peinlichster Akribie gearbeiteten Buche ist für den Kritiker eine doppelte Fragestellung am Platze: 1. was hat der Autor geleistet? und 2. was hat der Autor beabsichtigt?

Die Leistung Castros besteht darin, durch die Eruierung der möglichen Bildungseinflüsse des Cervantes und deren Spiegelung in seinen Werken, einen der gründlichsten Beiträge zur Geistesgeschichte der spanischen Renaissance geliefert zu haben. Mit einer Meisterschaft, die ihresgleichen sucht, zieht er die Linien nach Italien und Frankreich hinüber, die bisher fast noch gar nicht gesehen wurden, und die doch erst erkennen lassen, wie sehr Spanien am geistigen Leben des 16. Jahrhunderts beteiligt war, und wie sehr die italienische Renaissance eine wahrhaft europäische Bewegung gewesen ist. Wir lassen uns aufmerksam darüber belehren, dafs der Platonismus lebhaft die Geister bewegt und in Literatur und Kunst sich neue Ausdrucksformen schafft, dafs die neue weltliche Philosophie in die Literatur allenthalben hineinragt, so dafs plötzlich dort, wo bisher von *Sünde* die Rede war, nunmehr von *Irrtum* gesprochen wird. Wir glauben gerne, dafs die allgemeinen Themen der Zeit, wie beispielsweise das vom goldenen Zeitalter, letzten Endes auf eine kühne und neue Auffassung einer 'naturaleza como principio divino e inmanente' (Kap. IV) zurückgeht. Auch andere Themen wie Bildung und Unbildung (El vulgo y el sabio p. 210ff.), Kriegsruhm und Gelehrtentum (Las armas y las letras p. 213) sind glänzend in den Rahmen ihres cortegianohaften Diskussionsmilieus hineingestellt. Der religiöse Renaissancetyp, der als 'Heuchler' in die Gegenreformation eingeht, und den wir durch die Person Tassos gut kennen, ist mit der erläuterten Formel des „Nonkonformisten“ sehr anschaulich erfafst. Der Umschwung in

der mittelalterlichen Ehrenauffassung ist einleuchtend herausgearbeitet. Dafs alle diese Ideen auch in Spanien Kurs hatten, ist wahrscheinlich.

Die Absicht Castros jedoch, Cervantes als Träger und Exponenten dieser Renaissanceauffassungen nachzuweisen, scheint mir in diesem Buche nicht erreicht. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dafs bei Castros Begründung des 'Pensamiento de Cervantes', übersetze: 'der Weltanschauung des Cervantes' ein der heutigen Forschung leider geläufiger methodischer Fehler vorliegt, aus übernommenem Bildungsgut und aus übernommenen Stilelementen bei einem Dichter, auf dessen eigene Lebensauffassung Rückschlüsse zu machen. Dafs bei einem Cervantes, der mehr Finder als Erfinder ist, die Lektüre von Castiglione, Leone Ebreo, Pietro Bembo nicht ohne Niederschläge bleibt, versteht sich. Aber besagen diese Niederschläge etwas für die Weltanschauung des Cervantes?[1] Wenn Cervantes in Refranes und lengua vulgar schwelgt, wie jeder echte Spanier fast aller Zeiten, so braucht man diese Neigung nicht mit dem etwas snobistischen Interesse der italienischen Renaissance für Volkskundliches und Volkssprachliches zusammenzubringen. Wenn die typisch-spanische Auffassung der vida = sueño sich gerade im Zeitalter der Gegenreformation wieder deutlich als christliche Haltung gegenüber Schein und Sein kundgibt, liegt kein Grund vor, das typischste Motiv des 'Quijote', das Castro glücklich 'engaño a los ojos' nennt, mit 'distinción platónica' oder antizipierter 'Welt als Wille und Vorstellung' zu erklären. Selbst wenn sich bei gewissen Renaissancephilosophen einige heute wieder mit Recht als eminent wirklichkeitsfremd empfundene Ansätze zu einer idealistischen Ontologie finden, so liegt doch kein Grund vor, wofern, wie mir deucht, näherliegende Erklärungen zur Verfügung stehen, den Repräsentanten des gesunden Realismus' Spaniens, den Zeitgenossen der echtesten Realistin Santa Teresa, aus seinem volkhaften Erdreich auszugraben um ihn in der Schattenphilosophie einer esoterischen Oberschicht unterzubringen. Aber entscheidender als dies alles ist Castros Auffassung von einem Cervantes à la Montaigne, der sich sagt 'Que sais-je', dogmatischen Dingen eine gewisse Skepsis entgegenbringt, an seiner Zeit eine überlegen-„antiklerikale" Kritik übt, und sich nur den Anschein eines devotísimo gibt, um vor inquisitorischen und sonstigen unliebsamen Störungen seines kritisch-satirischen Daseins sicher zu sein. Es mufs zwar nochmals anerkannt und betont werden, dafs Castros „Heuchlertheorie" mit dem Ausweg des „non conformismo" gemäfsigter erscheint als alle früheren; aber auch sie ist unvereinbar mit einem Cervantes, der Repräsentant seiner Zeit und seines Volkes, der typischer Spanier und vor allem Dichter, und nicht nur Gesellschaftskritiker ist. Was wäre von einem Schriftsteller zu halten, der sich ein paar scheinbar freidenkerische Ausfälle in Dramen und Entremeses, und ein paar mehrdeutige Stellen im 'Quijote' mit einem erheuchelten, geradezu bigotten, endlosen Roman 'Persiles y Segismunda' erkauft? Der Gegenbeweis eines 'Cervantes Reazionario', wie ihn De Lollis erbracht hat, erscheint mir überzeugend, weil er natürlich und ungekünstelt ist.

Gerade weil ich Castro als einen der führenden Gelehrten Spaniens sehr schätze, und weil ich mich als Ausländer für die verwickelten Probleme der spanischen Renaissance an sich nicht für zuständig halte, will ich betonen, dafs ich

---

[1] Man übersehe nicht, dafs auch die spanischen Mystiker von Renaissancevorbildern abhängig, deren Geist aber diametral entgegengesetzt sind.

diese meine mit De Lollis übereinstimmende, und schon in meinem 'Don Quijote als Wortkunstwerk' ausgesprochene Auffassung hier nicht wiederholt hätte, wäre sie mir nicht auch von spanischen Kennern wie Artigas und Sáinz Rodríguez voll und ganz bestätigt worden. So bleibt nur die Frage: Wie war es möglich, daſs ein so tüchtiger Forscher wie Castro sein so blendend thesauriertes Renaissancematerial zu einer Cervantesdeutung verarbeiten konnte, die alles andere als überzeugend ist? Und da glaube ich allerdings, daſs die Erklärung in dem Satze liegt, den Castro etwas stürmerisch-drängerisch auf den Altmeister Menéndez y Pelayo anwendet, der sich aber als selbstgeschmiedete Waffe unschwer gegen Castro selbst kehren läſst: 'Los prejuicios político-religiosos de aquel gran crítico ponían . . . una valla a la libre marcha de sus indagaciones' (p. 385). Daſs Castro in manchen Punkten Don Marcelino überholen konnte, so wie ihn heute M. Bataillon oder F. Montesinos etwa in der Valdés-Deutung überholen, liegt im Wesen der wissenschaftlichen Entwicklung. Daſs aber literarische Erscheinungen andrerseits im letzten nur von kongenialen Deutern richtig erfaſst werden können, bleibt ein ebenso unumstöſslicher Erfahrungssatz.

Helmut Hatzfeld.

A. Hilka, *Drei Erzählungen aus dem didaktischen Epos L'Image du Monde* (*Brandanus — Natura — Secundus*) = Samml. Roman. Übungstexte XIII. Bd. Halle, Niemeyer, 1928. Geh. 1.80 M.

Das Vorwort behandelt im wesentlichen die verschiedenen Fassungen, die Handschriften und Quellen und die bisherige Literatur. Zur lothringischen Mundart des Textes wird nichts weiter ausgeführt. Der Text ist von einzelnen Lesarten unter dem Strich begleitet, deren Verhältnis zum Text mir mit der Bemerkung „Abweichungen von der Handschrift" nicht ganz eindeutig bezeichnet zu sein scheint.

Einzelnes zum Text.

I, 1 lies wohl eher *Brandant*; vgl. *occidant* 64: und 439: und *Brandans* z. B. 815:. Unser Text hält im Reime *-ent* und *-ant* nicht auseinander, also ist *-ent* zu *-ant* geworden. — Hinter Zeile 1 fehlt Komma.

I, 6 setze Komma hinter *moinnes* (wie 1768).

I, 8 lies *ancienne* (wie 1770), d. h. *-ainne* von *Loherainne* ist zu *-ɛnə* geworden.

I, 10 lies *as laies gens* (wie 1772).

I, 11] X oder IX? Siehe 1773 u. Seite V.

I, 194 eher wohl *Brandan*; siehe zu I, 1.

I, 297. Auch hier ist *dit* = *dist* (Perf.), welches sonst z. B. I, 20 u. 251, III, 84 u. 159 im Druck als *di[s]t* erscheint.

I, 548 lies (*Et*), da + 1.

I, 647 tilge Komma vor *a*.

I, 894. Dieses *a* könnte = *est* > *a(s)t* > *a* sein; vgl. 1373 u. 263.

I, 1059 lies *ymnus* (*puis* ist *pus* geworden).

I, 1102 lies *Branda(i)ns*, ebenso 1133; s. oben zu I, 1.

I, 1109 lies *fruis* (< *fruiz*), phonet. = frys.

I, 1235, 1250, 1268 lies *colonne* (Reim!).

I, 1308 lies *bruirë*, das in das Wortverzeichnis gesetzt werden müfste.

I, 1424 + 1, da nach I, 296, 1349, 1444, 1463 *dïables* anzusetzen ist. Daher wohl *diable* (d. i. *dïabl'*), sonst *vostre* = *vo* (vgl. *vo charité* I, 635).

I, 1434 *au jour* fehlt im Wortverzeichnis.

I, 1509 tilge Punkt.

I, 1540 setze Komma vor und nach *freres*?

I, 1566 lies *poinne* (lothr.).

I, 1631 setze Komma vor und nach *com il m'est convent.*

I, 1661 lies *crïent.*

I, 1747 f. lies *revinrent* (östl. Form) u. *virent.*

I, 1767 lies *Saint* (wie I, 5).

I, 1774 lies *Mil et .CC.* (*ans*), wie I, 12.

III, 64 — 1! Lies *encor[e].*

III, 275 lies *escri(s)t* und *li(s)t.*

III, 301 lies *hom*; vgl. II, 155 und III, 66, auch *poisson* Nom. Sing. I, 432.

Einzelnes zum Wortverzeichnis.

Leider ist nicht durch einen Doppelpunkt hinter der Ziffer bezeichnet, dafs ein Wort oder Eigenname im Reime steht.

Lies *adressier* und 1274 statt 1273, ferner *assavourer.* — Unter *coivre* fehlt die Variante *courre.* — *colompne* ist nur graphisch; der Reim erweist *colonne.* — Lies *commenïer.* — Unter *conduiseur* fehlt Nom. *conduiseus.* — Unter *hernois* fehlt *harnois.* — *larder* heifst wohl 'braten'. — Es fehlen die Varianten *escharsement* I, 53, *herbu* I, 73 und *arriver* (transitiv) I, 232. — Aus dem Text fehlen *soi* I, 200 'Durst, Verlangen', *et* zu Beginn des Nachsatzes I, 1088, 1133, *effors* mit stammhaftem *s* (heute *effort*), *chanter de saint Piere* 'die Messe zu Ehren des hl. Petrus singen', *vendage* I, 1426, *aucun* in rein positivem Sinne I, 22, 1513, 1673 Var., II, 41, 43 Var., *a fait que* 1534 'sobald als', *en un* 1540 'zusammen, in Eintracht', *faire l'ore* 1636, *jot* 1752 wohl = *gaudet* (sonst = *(i) ot*), *axis* II, 69 (v. *aissil*), *escole* III, 176 'Benehmen', *nuns* < *nec unus* III, 305.

Im ganzen genommen erscheint das Bändchen als eine glückliche und gediegene Bereicherung der Sammlung.

HERMANN BREUER.

Register.

Sachregister.

Letteratura Italiana. Anno XLVI, Vol. XCI, Vol. CII, rez. von B. Wiese, 615—620. — L'Italia dialettale. Rivista di dialettologia italiana, diretta dal Prof. Clemente Merlo. Pisa 1924 ff. Rez. von G. Rohlfs, 109—111. — Studi di filologia italiana. Bulletino della R. Accademia della Crusca. Vol. I. Firenze 1927; rez. von B. Wiese, 739—740.

Wortgeschichte. *Französisch*: P. Skok, Zu den französischen Ortsnamen, 71—86. — Joseph Brüch, Lat. *ballāre*, span. *bailar*, franz. *danser*, 516—524. — L. Spitzer, Frz. *vrombir*, 708—709. — L. Spitzer, Frz. *type*, 709—712.

Italienisch: G. de Gregorio, Ibridismo e tautologia ibrida nel siciliano, 524—528. — G. de Gregorio, Nuovo gruzzoletto di voci arabo-sicule. sic. *ciánnacu*, sic. *dágala*, asic. *defetari*, asic. *haninu*, sic. *saccaru*, sic. *taroccu*, 528—531. — G. Rohlfs, Messin. *cifiri*, *cefiḍḍu* „Drohne", 712—713. — G. Rohlfs, Südkalabr. *liri*, „Regenbogen", 713—715. *Ders.*, Otrant. *attsalitéḍḍa* „Fledermaus", 715.

Katalanisch: Spitzer, Kat. *arna*, „Bienenstock", 86 f. — Francesch de B. Moll, Sobre *xetra* y altres eufemismes catalans, 286—287.

Rumänisch: Constantin Diculescu, Altgermanische Bestandteile im Rumänischen, 385—436. — Ion D. Ţicĕloĭu, Zum Rumänischen, 698—708.

Spanisch: Joseph Brüch, span. *bailar*, 516—524.

Wortregister.

Lateinisch.

Französisch.

Provenzalisch

Katalanisch.

Spanisch.

Portugiesisch.

Rumänisch.

Albanisch.

Germanische Sprachen.

Griechisch.

Keltisch.

Slavische Sprachen.

Nichtindogermanische Sprachen.

Arabisch.

Baskisch.

Magyarisch.

Sonstiges.

Hans Broszinski.